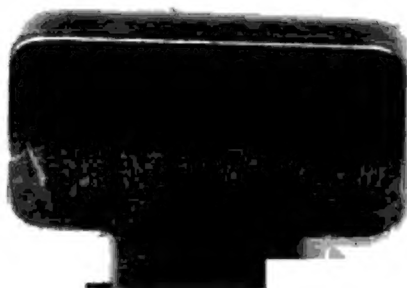
ERGÄNZUNGS-CONVERSATIONSLEXIKON: AUF D. JAHR ...



<36621208890013

Ergänzungs-Conversationslexikon.

Jeder Band
in
zweiundfunfzig Nummern
der

Ergänzungsblätter

zu allen Conversationslexiken.

Herausgegeben
von
einem Verein von Gelehrten, Künstlern und Fachmännern
unter der Redaktion
von
Dr. Fr. Steger.

Siebenter Band.

Leipzig und Meißen,
Ergänzungsblätter-Verlag.
1852.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhaltsverzeichniß

des siebenten Bandes

(Nr. 313—364)

des

Ergänzungs-Conversationslexikons.

Die mit einem Sternchen bezeichneten Wörter sind in einem besondern Artikel abgehandelt.

☞ Ein Generalregister wird nur zu dem je zweiten Bande geliefert, das nächste also mit Schluß des VIII. Bandes ausgegeben.

Ergänzungsblätter

zu allen

Conversationslexiken

herausgegeben

von

einem Vereine von Gelehrten, Künstlern und Fachmännern.

Siebenter Band. Nr. 313. Erstes Heft.

Großbrittannien seit 1848. Der Zeitabschnitt von 1848, der auf dem ganzen Kontinent, Rußland nicht ausgenommen, eine Grenzscheide zwischen alter und neuer Zeit bildet, weshalb die Ausdrücke „vormärzlich" und „nachmärzlich", so verbraucht sie sind, eine innere Berechtigung haben, ist in England nicht von dieser entscheidenden Bedeutung. Auf die innere Entwicklung des Inselreichs haben die europäischen Revolutionen einen schwachen, bald wieder vorübergehenden Eindruck gemacht, die äußere Politik hat durch alle Verwickelungen und Wirren hindurch den festen Gang beibehalten, den Lord Palmerston vor der Februar-Katastrophe sich vorgezeichnet hatte. Die Isolirung Englands, über die eine bekannte Partei ihre Freude hat und die sie bis zu einer Kontinentalsperre steigern möchte, datirt aus der Zeit vor 1848. Ehe die erste Gewitterwolke am europäischen Horizont sich zeigte, war die englische Diplomatie durch Ludwig Philipp bis in den entlegenen Winkel am Tajo zurückgedrängt worden, und die Frage der Intervention in der Schweiz zeigte schon England als alleinstehend gegen alle andern Großmächte. In der bezeichneten Periode bildete sich eine stärkere Abneigung gegen England aus, denn man beschuldigte Lord Palmerston, daß er, nachdem er sich der Vermittlung der Mächte angeschlossen, diese Vermittlung durch sein Zögern, den neuen Gesandten Sir Stratford Canning nach der Schweiz abgehen zu lassen, hinausgeschoben, inzwischen aber den Ausbruch wie die Beendigung des Bürgerkriegs beschleunigt habe, so daß die Intervention zu spät gekommen sei und deshalb habe aufgegeben werden müssen. Die drei Großmächte des Nordens zürnten nun wegen der Vereitelung ihres gegen den Radikalismus in der Schweiz gerichteten Plans, und mit Frankreich war die Spannung in Folge der spanischen Heirathen auf einen Punkt gediehen, daß die Kabinette von London und Paris in direktester Weise sich feindlich gegenüber standen. Zu diesem Zerwürfniß kam dann noch die Freihandelspolitik, zu der Sir Robert Peel den Impuls gegeben hatte und die durch Lord Palmerston die weitere Ausbildung erhielt, daß in den Staaten, deren Schutzzölle der englischen Industrie am beschwerlichsten waren, eine Art von Agitation erzeugt wurde, bei der sich besonders Richard Cobden, der Führer des Gegenkorngesetzbundes, thätig zeigte. Die besten Folgen erwartete das Kabinet von St. James von seinem System der Bündnisse mit Staaten zweiten und dritten Ranges, das mit größerer Thätigkeit und Konsequenz als früher verfolgt wurde. Eifersüchtig wurde Portugal, der letzte Punkt englischer Suprematie auf dem Festlande, festgehalten und durch eine bewaffnete Intervention von Frankreich abzuziehen versucht, was indessen so wenig gelang, daß der Zeitpunkt in dem die Gefahr aufhörte, derselbe war, in dem sich die Waage wieder für Frankreich senkte. Mit Rußland operirte die englische Diplomatie in Kopenhagen gegen Deutschland, gegen Rußland in Konstantinopel. Der französische Einfluß

sollte auf allen Punkten geschwächt werden, die Ludwig Philipp zum Theil mühsam zu Stützpunkten gewonnen hatte, in Spanien durch Stärkung der Progressisten, denen man das Feldgeschrei gab: „Spanien für das Volk von Spanien!“ in den Staaten der italienischen Halbinsel durch ein enges Bündniß mit der Reformpartei, welcher Lord Palmerston durch warme Empfehlungen ihrer auf gute Gemeindeverfassungen, die Reform praktischer Mißbräuche und eine bessere Gerichtsorganisation gerichteten Wünsche bei den einheimischen Regierungen den Weg zur Gewalt zu ebnen bestrebt war. Das Anschwellen der italienischen Bewegung machte den Regierungen den Rath der ältesten konstitutionellen Regierung Europas wünschenswerth, und es gingen förmliche Einladungen der Regierungen von Rom und Neapel voraus, ehe Lord Minto im September 1847 nach Italien ging. Namentlich Pius IX. hatte diesen Wunsch zu erkennen gegeben und erklärt, daß er die administrativen Institutionen seiner Regierung verbessern wolle, aber daß er in seinen Plänen durch große Schwierigkeiten, äußere und innere, gehemmt werde, und daher die Hülfe eines Mannes wünsche, der ihm durch Rath beistehen und zugleich als Repräsentant Englands eine moralische Stütze bieten könne. Mit der letzten Bitte stellte Pius IX. indirekt die Forderung, daß die alten englischen Landesgesetze, welche die Anknüpfung direkter diplomatischer Verhältnisse und überhaupt jeder communio mit Rom untersagen, aufgehoben werden möchten, und die Regierung genügte diesem Wunsche durch Einbringung eines Gesetzes (intercourse with Rome bill), das von beiden Häusern, wenngleich nicht ohne Opposition, angenommen wurde. Lord Minto ging über Turin nach Florenz, von Rom nach Neapel, von dort nach Sizilien, wo während seiner Reise der Aufstand ausgebrochen war, und hatte überall das Schicksal zu spät zu kommen. Seine Instruktionen schlossen den Rath augenblicklicher Einführung repräsentativer und parlamentarischer Regierung aus, aber gerade auf diesen Punkt richteten die Völker ihre Anstrengungen, und es wurde daher der Rathgeber mit den Rathsuchenden zugleich von der Bewegung überholt.

Die innere Lage Englands war mit dem Eintritt von 1848 günstiger als ein Jahr zuvor, jedoch an und für sich keineswegs befriedigend. Hatten Noth und Unordnung in Irland in Folge des Armenhülfsgesetzes, des Gesetzes über Erleichterung des Verkaufs überschuldeter Güter und der vom Parlament gebilligten Zwangsmaßregeln zum größten Theil aufgehört, so dauerten doch in mehreren Grafschaften massenweise Ausweisungen von Pächtern und damit auch die agrarischen Unruhen fort, in Limerick und Tipperary kamen neue blutige Frevel vor, in den Gefängnissen von Dublin harrten gegen hundert des Mordes angeklagte Menschen des Urtheils. Im eigentlichen England meldete sich eine Geldkrisis in drohenden Symptomen an, herbeigeführt durch das Gebahren der Eisenbahndirektionen, kostbare, nie rentirende Werke zu bauen, wie namentlich seitens der Greet Western und der North Western Bahn geschah, sich in Konkurrenzbahnen und Zweigbahnen zu überbieten, starke Geldsummen auf Sicherheit der Bahnen aufzunehmen und den ungünstigen Stand der Geschäfte theils durch die Zahlung guter, aber aus dem Kapitalstock entnommener Dividenden, theils durch unklare Rechnungen zu verdecken. Der Zustand der öffentlichen Finanzen war nicht minder ein ungünstiger. Das Jahr 1846 ergab noch einen Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben von 1,365,000 Pf. St. oder 13³/₅ Millionen Gulden K. M., aber 1847 mußte, abgesehen von einem Deficit von 4 Millionen Gulden, die öffentliche Schuld durch das irische Anlehen um 80 Millionen Gulden vermehrt werden, und für 1848 stand nach den offiziellen Mittheilungen im Parlament bei einer Einnahme von 51,250,000 Pf. und einer Ausgabe von 52,315,709 Pf. ein Ausfall von 1,065,709 in Aussicht, der sich durch Deckungen von Ueberschreitungen des vorjährigen Budgets und durch Ausgaben für den Kaffernkrieg auf 2,411,000 Pf. erhob. Ein solches ungünstiges Resultat konnte Niemand gelegener kommen, als der Protektionistenpartei, die als Resultat der Freihandelspolitik Verarmung Englands und seiner Kolonien

vorausgesagt hatte und jetzt mit einem Schein von Wahrheit behaupten konnte, daß die zollfreie Einfuhr von Lebensmitteln aller Art zu einem Werth von 33 Millionen Pf. St. die Handelskrise herbeiführt, während jenseits des Meers die Veränderung in den Zuckerzöllen so gewirkt habe, daß die Mehrzahl der westindischen Pflanzer entschlossen sei, ihre Pflanzungen aufzugeben. Auch der zu radikalen Ansichten sich neigende, bei weitem zahlreichste Theil der Freihandelspartei acceptirte das Geständniß von der üblen Lage der Finanzen mit Dank und leitete aus der Thatsache seine Schlußfolgerungen ab, die nämlich, daß die Regierung mit Reduktionen und Ersparungen weiter und weiter gehen, namentlich alle Sinekuren entfernen, das Heer, die Flotte, die kostspielige Kolonialverwaltung, den Hofstaat beschränken müsse, wodurch sie die Mittel gewinnen werde, die dem Volk lästigsten Steuern, in erster Linie die Fenstersteuer, zu ermäßigen oder aufzuheben.

Zwischen diesen feindlichen Parteien der Protektionisten und der progressiven Freihandelsmänner, den alten Parteien der Tories und Radikalen fast genau entsprechend, suchte die Regierung ihren eigenen Weg. Die erste wichtige, von ihr veranlaßte Thatsache des Jahres 1848 ist ein Brief des Herzogs von Wellington über die Küstenvertheidigung, schon d. d. Strathfieldsaye, 9. Januar 1847 geschrieben und an den Generalmajor Sir John Bourgoyne gerichtet, aber erst im Januar 1848 veröffentlicht, dessen Inhalt anfangs, ehe man nach den geheimen Motiven forschte, große Verwunderung erregte, da der eiserne Herzog England schilderte, als liege es einem französischen Angriff vollkommen frei. Die Motive der Veröffentlichung waren die gegründeten Besorgnisse Palmerstons — wie viel umsichtiger bewies sich „Lord Feuerbrand" als seine festländischen Kollegen! — daß Ludwig Philipp der radikalen Opposition zum Opfer fallen, oder um die Agitation von sich abzulenken einen Krieg mit England beginnen werde. Das Festland wiegte sich in einer thörichten Sicherheit, aber England vervollständigte seine Küstenvertheidigung mit möglichster Eile, bewaffnete Portsmouth, Gosport, Portsea, Gravesend, die Festung Tilbury in Essex am linken Themseufer, den Bezirk am Medway, die Kanalinsel Guernsey mit Kanonen vom schwersten Kaliber, beschleunigte den Bau der auf den Werften liegenden 75 neuen Kriegsschiffe, ließ alle Punkte besichtigen, wo eine Flotte möglicher Weise eine Landung vornehmen könnte, und setzte die ganze Küste längs dem Kanal in einen Stand, als ob man die Annäherung eines Feindes in den nächsten Wochen besorge. Die Februarrevolution brachte die Rechtfertigung dieser Vorsicht. England war jetzt gerüstet, seine Küste in Vertheidigungsstand, seine Flotte 671 Kriegsschiffe aller Klassen stark, darunter 233 in Kommission, d. h. in aktiven Dienst gestellt, worunter wieder 88 Dampfschiffe, sein Landheer auf 107,000 Mann in 103 Regimentern gebracht, wovon 65,204 in England anwesend und etwa 10,000 auf der Rückkehr aus den Kolonien waren. Im Gefühl ihrer Sicherheit konnte die englische Regierung den Folgen der Revolution ruhig entgegensehen, und die Revolution selbst war eher ein Vortheil für sie, da die englische Politik mit dem Aufhören der Ränke Ludwig Philipps und in Folge des Mißtrauens, dem das republikanische Frankreich überall begegnen mußte, in Vortheil gegen die französische kam. Am 2. März 1848 überbrachte Lord Normanby bereits die Anerkennung der Republik in der Erklärung seines Kabinets, daß England das Recht der französischen Nation, ihre Regierungsform zu ändern, ohne Bedenken anerkenne, wodurch freilich nicht ausgeschlossen wurde, daß der Admiralitätssekretär Ward im Parlament, weil man bei der Weltlage wohlgerüstet dastehen müsse, die Bewilligung von 43,000 Seeleuten (27,500 Matrosen, 2000 Schiffsjungen und 13,325 Seesoldaten) forderte. Für die innere Ruhe hegte man stärkere Besorgnisse, in England wurden die Chartisten, in Irland die Jungirländer gefürchtet, und in der That ließen es beide Parteien nicht an Versuchen fehlen. In der Nacht vom 6. auf den 7. März fanden in London

Unruhen statt, die indessen nur den Charakter eines gewöhnlichen Pöbelunfugs hatten; bei weitem ernster waren die Bewegungen in Glasgow, wo 4000 brodlose Arbeiter unter dem Geschrei: „Laßt uns unseren republikanischen Brüder in Frankreich nachahmen! Nieder mit der Königin! Es lebe die Republik!" sich aus erbrochenen Waffenbuden mit Gewehren und Säbeln bewaffneten und großen Unfug am Eigenthum verübten, so daß der Schaden auf 20,000 Pfund Sterling geschätzt wurde. Hier genügten die in aller Eile beeidigten 5000 Spezialkonstabler nicht, sondern der Aufstand mußte durch Militärmacht blutig unterdrückt werden; in der schottischen Hauptstadt erreichte ein Pöbelaufstand (7. März Nachts) ein friedliches Ende durch einen Platzregen. Mit einem Aufruhr in Manchester (8. März), der gegen das Armengesetz und die Arbeitshäuser gerichtet war, hatten die Zuckungen in England ihren Kreislauf vollendet. Die Anstrengungen der Chartisten vereinigten sich von nun an auf eine großartige Demonstration, eine Riesenpetition für Einführung der Volkscharte mit allgemeinem Stimmrecht, Abstimmung durch Kugelung, jährlichen Parlamenten u. s. w. Fünf Millionen Menschen unterzeichneten die Bittschrift, ihre Uebergabe sollte in feierlichem Zuge von hunderttausenden erfolgen, und es war zu diesem Zweck eine Volksversammlung für die drei Königreiche nach Kensington ausgeschrieben. Die Regierung verbot diese Volksversammlung als ungesetzlich, nichtsdestoweniger fand sie zur bestimmten Zeit auf dem Gemeindeanger von Kensington am Ostende von London statt (8. April). An diesem Tage gewann London das Ansehen eines Heerlagers. In den Straßen wogten 150,000 Spezialkonstabler, der Kern der männlichen Bevölkerung aus den Mittelklassen bis zu den höchsten Ständen aufwärts (auch Louis Bonaparte, der spätere Präsident der französischen Republik, befand sich in der Zahl), Schaaren schwer bewaffneter Polizeisoldaten hielten die wichtigsten Zugänge besetzt, als Reserve waren mehrere Regimenter mit Geschützen aufgestellt. Die öffentlichen Gebäude waren durch Verrammelungen und spanische Reiter in Festungen umgewandelt, um die Bank zog sich ein manneshoher Wall von Sandsäcken mit Oeffnungen als Schießscharten. Zwischen den Massen der Vertheidiger verschwanden fast die vermeintlichen Angreifer, als sie, Chartisten und Irländer gemischt, in Reihen von sieben Menschen, unter Vortragung vieler Fahnen und mit ihrer Riesenpetition auf einem Wagen, nach Kensington zogen. Dort trennten sie sich nach kurzen Verhandlungen, und Feargus O'Connor, Unterhausmitglied und Leiter des Ganzen, begleitete die Riesenbittschrift allein ins Unterhaus, wo sie nicht den geringsten Eindruck machte. Mit demselben Geräusch angekündigt, verlief die Bewegung Jungirlands noch kläglicher im Sande. Diese Sache führte John Mitchell in der Zeitung „United Irishman" seit der Februarrevolution mit steigender Heftigkeit und so offenbarer Verletzung der Gesetze, daß er vor ein Geschwornengericht gestellt und zur Deportation nach den Bermudas-Inseln verurtheilt werden konnte. Die Unregelmäßigkeiten, welche bei diesem Prozeß vorgekommen waren, erbitterten die Volksstimmung aufs höchste und vermittelten eine theilweise Verbindung der Jungirländer und der Repealer, der Männer der physischen Gewalt und der moralischen Mittel. Unmittelbar nach Mitchells Verurtheilung veröffentlichte Smith O'Brien, Parlamentsglied für Irland, als Haupt der irischen Konföderation ein Rundschreiben an das irische Volk: der Tag zur bewaffneten Erhebung Irlands gegen die brittische Tyrannei sei ganz nahe, das Volk möge sich zum Schutze seiner Befreiung bereit halten. Der Repealverein löste sich auf, Bruchtheile desselben vereinigten sich mit den Jungirländern zu einem irischen Bunde, der den Grundsatz revolutionärer Selbsthülfe in sein Programm aufnahm und durch ganz Irland Revolutionsklubs stiftete. Man kündigte auswärtige Hülfe an, daß an den französischen Küsten Landungstruppen sich sammelten, daß eine amerikanische Flotte, zur Unterstützung von Irland bestimmt, aus den transatlantischen Häfen ausgelaufen sei u. s. w. Die Verschwornen rüttelten durch solche Mittel den kleinsten Theil des Volks auf,

die katholische Geistlichkeit erklärte sich gegen die abenteuerlichen Pläne, und damit waren diese verurtheilt. Smith O'Brien, auf dessen Habhaftwerdung ein Preis von 500 Pfund Sterling gesetzt war, flüchtete von einem Versteck zum andern, bis es ihm endlich gelang, in der Nähe von Ballinghy in der unruhigen Grafschaft Tipperary eine Art von Aufstand zu organisiren. Dieser Versuch nahm das kläglichste Ende. Funfzig Polizeisoldaten trieben in der „Schlacht von Boudagh" die 2000 Rebellen Smith O'Briens in die Flucht (29. Juli 1848), er selbst wurde gefangen und in Clonmel vor Gericht gestellt. Mit ihm wurden M'Magus, O'Donahur und Meagher zur Deportation verurtheilt, später erfolgte noch ein Verdikt gegen die englischen Chartisten Ritchie, Lacey, Fay, Caffey, Dowlins und Mullins, womit dieses Doppeldrama seinen Abschluß fand. Die Regierung nahm von diesen Bewegungen Anlaß, ihre Macht durch zwei Gesetze zu stärken, welche beide vom Parlament genehmigt wurden. Das erste, eine neue alien bill, ermächtigte die Regierung, verdächtige Fremde, die sich über den Zweck ihres Aufenthalts in England nicht befriedigend ausweisen können, noch englische Bürgschaft zu stellen vermögen, ohne weiteres polizeilich auszuweisen. Das zweite Gesetz, „Bill zum bessern Schutze der Krone und der Regierung des Vereinigten Königreichs" genannt, entfernte einen alten Uebelstand der englischen Gesetzgebung, daß nämlich zwischen Hochverrath (high treason) und Empörung (sedition) kein Unterschied stattfand, wovon die Folge war, daß bei Anklagen wegen Empörung die Juries öfter als billig freisprechende Urtheile fanden, weil sie die Angeklagten nicht dem übertriebenen Strafmaß verfällen wollten. Das neue Gesetz verwandelte die für Empörung gesetzte Todesstrafe in Deportation, ließ aber das größere Strafmaß für Hochverrath bestehen und zog auch solche Aeußerungen in Volksversammlungen und öffentlichen Blättern, welche hochverrätherische Entwürfe in Schutz nehmen oder ermuntern, unter den Begriff des Hochverraths. Diesen beiden Gesetzen schloß sich eine Bill zur Suspension der Habeas-Korpus-Akte in Irland an.

In der parlamentarischen Thätigkeit zeigt sich in sofern ein Zusammenhang mit dem Festlande, als die Protektionisten ihre Entwürfe bis dahin vertagten, daß die Zeit der Erregung vorüber sein werde. Die Radikalreformer, denen diese Zeit günstig war, brachten zweimal Gesetze in ihrem Sinn ein, das erste auf allgemeines Stimmrecht gerichtet, das zweite, von Hume beantragt, mit der größern Tragweite, jedem Ansäßigen (householder) eine Wahlstimme zu ertheilen, die Wahlen durch Kugelung stattfinden zu lassen und die siebenjährige Dauer der Parlamente auf drei Jahre zu beschränken. Beide Anträge vereinigten nur eine verhältnißmäßig kleine Minderheit auf sich, Protektionisten, Peeliten und Whigs stimmten dagegen, und die Minister erklärten bei dieser Gelegenheit, daß die Reformbill, obgleich man sie nicht als eine definitive Maßregel ansehen könne, der öffentlichen Meinung eine so umfassende Einwirkung auf die Gesetzgebung verstatte, daß die Grundzüge jenes Gesetzes stehen bleiben könnten und nur einige allmälig einzuführende Verbesserungen von Nutzen sein würden. Sehen wir ab von zwei Gesetzen zum Schutz der Frauenzimmer gegen Verführung und zu Verbesserung des Gesundheitszustandes der großen Städte, so ist die einzige Maßregel der Sitzung von 1848 eine Modifikation der Zuckergesetze. Das Zuckergesetz von 1846 hatte ostensibel zum Zweck, den Zucker wohlfeiler zu machen, eigentlich aber den, von Ländern wie Brasilien und Cuba Rückfrachten zu erhalten und dadurch den Absatz brittischer Manufakte auszudehnen. Die Klagen der westindischen Pflanzer, denen sich bald Ostindien anschloß, über die Konkurrenz des Sklavenzuckers, machten eine Aenderung nöthig, wobei es nur darauf ankam, daß man den Schein behauptete, von der Freihandelspolitik nicht abzuweichen. Dies erreichte das neue, im Unterhause einzig mit der Hülfe Sir Robert Peel's durchgeführte Gesetz, indem es den Namen Differentialzoll vermied, gleichzeitig den Zoll auf brittischen Kolonial- wie auf fremden Zucker herabsetzte,

aber den Zoll für ersteren auf 13 Schilling, den auf fremden Zucker auf 20 Sch. (Differentialzoll von 7 Sch.) Für beide wurde eine abwärts gleitende Skala festgesetzt, die 1854 mit 10 Schilling ihren niedrigsten Stand erreichen und fremden wie Kolonialzucker einander gleichstellen wird.

Die Hauptfrage, welche in der Parlamentssitzung von 1849 diskutirt wurde, war wieder der Freihandel. Dieses Mal handelte es sich um die bereits im vorigen Jahre angebahnte und im Unterhause bis zur ersten Abstimmung vorgeschrittene Abschaffung der Schifffahrtsgesetze. Diese Gesetze datiren von 1660, aus der Zeit des langen Parlaments, und es wurde damit zweierlei bezweckt, einmal die Verwaltung der Kolonien von der Regierung an das Parlament zu übertragen, und dann für Großbrittannien das Monopol der Handelsschifffahrt und die Herrschaft der Meere durch die Kriegsschiffe zu sichern. Von 1660 bis 1833 gingen nicht weniger als 144 Akte zur Verbesserung dieser Gesetze durch die Legislatur, aber alle ließen den Grundgedanken bestehen, die Kolonien abhängig zu erhalten, den Frachthandel ausschließlich auf die Engländer zu übertragen und durch den Handel der englisch-nordamerikanischen Besitzungen den Handel der nordeuropäischen Völker zu ruiniren. Fremde Schiffe konnten keine amerikanischen, afrikanischen oder asiatischen Waaren nach England bringen, und diese Bestimmung wurde auch auf Nordamerika ausgedehnt, als dieses sich unabhängig machte. Die Wirkung der Navigationsakte war indessen im ganzen nicht vortheilhaft; sie rief Feindschaft und Wiedervergeltung hervor und war eine Hauptursache, weshalb England vom Auslande als eine selbstsüchtige und herrschsüchtige Macht betrachtet wurde. Der Vertrag mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika vom 3. Juli 1815 machte eine große Bresche in das Gesetz, indem den nordamerikanischen Schiffen gestattet wurde, Waaren aus den Vereinigten Staaten nach England zu führen. Von nun an gestattete man stillschweigendes Abgehen von dem Gesetz, das mehr und mehr zu einem todten Buchstaben wurde. Der lebhafte verbotene Handel, den die englischen Kolonien mit fremden Ländern trieben, mußte nach der Emancipation der Sklaven in Westindien fast ganz freigegeben werden. In Ostindien war es die erste Regierungshandlung des Generalstatthalters Graf Dalhousie die Navigationsgesetze durch Gleichstellung von fremden und englischen Schiffen in den Zöllen und durch Freigebung der Küstenschifffahrt für die indischen Schiffe aufzuheben. An den unmittelbaren Küsten Großbrittanniens dauerte der alte gesetzliche Zustand fort, mehr zum Nachtheil der englischen als der auswärtigen Schifffahrt. Die Gesetze vertheuerten die Frachten für alle Handeltreibende, sie nöthigten in der Praxis eine unermeßliche Zahl fremder Schiffe, bei ihrer Rückkehr von England mit Ballast zu segeln, und die gleiche Nöthigung legten sie englischen Schiffen bei deren Einfahrt auf. Die Folge war, daß die Rheder sich gezwungen sahen, auf eine einzige Ladung eine Fracht zu legen, welche hinreichte, sowohl die Ausfahrt als die Heimfahrt zu decken. Brittische Kaufleute und Fabrikanten hatten in vielen Fällen das Doppelte der Fracht zu zahlen, welche ihre auswärtigen Konkurrenten traf. Ueberdies hatte das theilweise Monopol, welches dadurch zu Gunsten brittischer mit brittischen Matrosen bemannter Fahrzeuge aufgestellt war, die englischen Handelsseeleute theilweise demoralisirt und die Assekuranzen auf alle ihnen anvertraute Güter unermeßlich vergrößert, und dies verursachte vielen direkten Verlust. Sogar die Schiffsbauer verloren durch die Navigationsgesetze, denn diese verhinderten England der Schiffsbauort für alle Nationen zu werden. Die Beschränkungen der Registration auswärts gebauter Schiffe hatten aber die Folge, daß der gewinnreiche Wallfischfang in der Südsee von den englischen an die amerikanischen, französischen und nordeuropäischen Schiffer übertragen wurde. (Vgl. Ricardo, history and anatomy of the Navigation Laws.) Von diesen Nachtheilen überzeugt, schlug die Regierung am 15. Mai 1848 durch ihren Handelsminister Labouchere eine wesentliche Modifikation der Schifffahrtsgesetze vor. „Hinsichtlich des englischen Küstenhandels," lautete der Vorschlag, „und

hinsichtlich der Fischereien bleiben die alten Bestimmungen in Kraft. Alle Beschränkungen der fremden Schifffahrt sind aus dem Statutenbuche zu streichen. Fortan wird jedes von einem englischen Rheder auf fremdem Werft gebaute Schiff zur Registration zugelassen. Die Mannschaft der Küstenfahrer soll auch fortan ganz aus englischen Matrosen bestehen, auf Schiffen im auswärtigen Handel darf ein Viertheil der Bemannung durch Ausländer gebildet werden. Der Küstenhandel der Kolonien wird von diesen selbst geregelt, und es steht bei ihnen, ob sie Ausländer daran theilnehmen lassen wollen oder nicht." Der Minister verschwieg, daß die angebliche Gleichstellung der fremden mit der einheimischen Schifffahrt zu Gunsten der letztern noch manche Bevorzugung bestehen lasse. Es blieben die Lootsenabgaben aus städtischen Lasten an der Küste, wovon eine Parlamentsakte die englischen Schiffe befreit hat, es blieb die von Trinity House 1841 ausgewirkte Kabinetsordre, „daß die Verträge mit fremden Mächten in keiner Weise den der Korporation des Trinity House von Hull und Newkastle zustehenden Rechten Eintrag thun können." Ueberdies und dies ist die Hauptsache, ließ sich die neue Schifffahrtsakte als Waffe gegen fremde Länder besser gebrauchen als die alte, und ihre Artikel 10, 11 und 12 gaben der Regierung eine diskretionäre Gewalt, Differentialzölle gegen fremde Länder einzuführen. In dieser Beziehung war sie eine erweiterte und für England sehr bequem eingerichtete Fortsetzung des Reciprocitätssystems, und ein Mittel, Holland und Belgien zur Aufhebung ihrer Schifffahrtsakten zu zwingen, und die Einführung einer deutschen zu hindern. Das ganze Gesetz war speziell darauf berechnet, die großen Nordseehäfen Antwerpen, Amsterdam-Rotterdam, Bremen und Hamburg zu verhindern, gemeinsame Maßregeln zu ergreifen und mit ihrem Hinterland in Uebereinstimmung zu handeln. Es blieb für die englische Schifffahrt also genug Schutz, und aus diesem Grunde redeten viele Protektionistenblätter der Maßregel das Wort, doch die Partei im Parlament setzte ihren Widerstand fort. Im Unterhause fiel die ministerielle Majorität sogar nicht unbedeutend, denn wenn dieselbe bei der ersten Lesung im Jahre 1848 noch 117 Stimmen betragen hatte, so sank sie 1849 bei der zweiten Lesung auf 61 und erreichte bei der dritten Lesung mit 59 Stimmen ihr Minimum. Im Oberhause war die Stimmung eine so schwankende, daß Lord Stanley, das Haupt der Protektionistenpartei, bereits eine fertige Ministerliste in Bereitschaft hatte, um sie im Fall des Siegs seiner Partei der Königin vorlegen zu können, doch war die Vorsicht für dieses Mal eine voreilige: Die Bill ging mit einer Mehrheit von 10 Stimmen durch das Haus. Am 26. Juni 1849 wurde das Gesetz promulgirt, vom 1. Januar 1850 an hatten die frühern Beschränkungen in Wegfall zu kommen.

Die abnehmenden Zahlen der Majorität in der Schifffahrtsfrage sind ein redender Beweis von der Schwäche, worin das Whigministerium mehr und mehr versank. Eine Majorität von 10 Stimmen im Oberhause und von 39 im Unterhause, die nicht durch die Ministeriellen, sondern durch eine dritte, zufällig verbündete Partei (die Peeliten) zu Stande gebracht wurde, wäre in andern Zeiten einer Niederlage gleich geachtet worden und hätte entweder die Auflösung des Parlaments, oder den Rücktritt des Ministeriums zur Folge gehabt. In diesem Fall blieben die Minister, und die Ereignisse der Sitzung von 1849 rechtfertigten ihren Entschluß, da keine der beiden feindlichen Parteien einen entscheidenden Angriff wagte, und einige Neckereien das höchste waren, wozu es kam. In die Kategorie der Neckereien gehört auch das Verfahren des Oberhauses in der Frage der Judenemancipation, für die das Haus der Gemeinen zweimal entschied, und die beidemal vom Hause der Lords verworfen wurde. Nachdem die Israeliten bereits das aktive Wahlrecht erhalten hatten, nachdem ihnen gestattet worden war, Recht zu sprechen, als Advokaten Praxis zu üben, Oberscheriffs, Friedensrichter, Aldermänner und Bürgermeister zu werden, konnte es nur Groll gegen ein im Namen des Liberalismus handelndes Ministerium sein, der die

Lords trieb, die letzte auf den Juden noch haftende Rechtsungleichheit nicht zu entfernen. Es ist von Interesse zu beobachten, daß bei der Oberhausdebatte keine der auf dem Kontinent gebräuchlichen Anschuldigungen gegen die Israeliten vorkam. Während bei uns die Revolutionen von „Juden, Polen und Franzosen" hergeleitet werden, sagte im Oberhause der Oberkommissar der Wälder und Forsten Graf Carlisle (früher Lord Morpeth), der den Antrag auf Zulassung des Gesetzes (Parliamentary Oaths Bill) stellte, unter dem zustimmenden Gelächter des Hauses: „Hoffentlich Mylords! werden Sie der Bill Ihre Zustimmung deshalb nicht versagen, weil die Juden ein friedfertiges Volk sind, welches nicht in die Straßen hinabsteigt, Barrikaden errichtet und das Feldgeschrei erhebt: Zu Deinen Zelten, o Israel!" Die Frage war für eine offene erklärt worden, und die Minister wurden daher von ihrer Niederlage im Oberhause nicht unmittelbar berührt. Unter den beiden Parteien, die ihnen entgegenwirkten, war die für die Zukunft gefährlichste noch nicht so weit gediehen, die Existenz des Ministeriums zu erschüttern. Es kann kaum einen schlagenderen Kontrast geben, als die Hast, womit kontinentale Parteien auf ihr Ziel losstürmen, und die kalte Umsicht, die englische Opponenten anwenden, um sich Schritt für Schritt den Weg zum endlichen Sieg zu ebnen. Richard Cobden und die ihm anhängenden Freihandelsmänner haben sich kein geringeres Ziel gesetzt, als den gänzlichen Sturz des englischen Adelsregiments. Die „Financial Reform Association" verfolgt diesen Zweck auf indirektem Wege, indem sie die Regierung nöthigen will, die öffentlichen zum Theil mit einem sehr starken Einkommen ausgestatteten Beamten in den Gehalten herabzusetzen, sich ihres aristokratischen Charakters zu entkleiden und gut bürgerlich und wohlfeil zu verwalten. Die Angriffe des Finanzreformvereins zielen auf die lästigsten Abgaben, die zum Theil die einträglichsten sind, deren Wegfall also die Einschränkungen zur Folge haben müßte, die Cobden will, um die Sinekuren für jüngere Söhne in der Hofhaltung, in der einheimischen und Kolonialverwaltung, im Heer und in der Flotte in Wegfall zu bringen, womit der Lebensnerv der englischen Aristokratie: Succession des ältesten Sohns in sämmtliche Familiengüter und Versorgung der jüngern Söhne auf öffentliche Kosten, durchschnitten wäre. Daß man den Angriff auf das Gebiet des Budgets verlegt, hat seine guten Gründe, vorzüglich den, daß über Besteuerungsfragen das Unterhaus allein entscheidet, mithin das beliebte Stratagem, Beschlüsse der Gemeinen durch den Dissens des Oberhauses unwirksam zu machen, nicht anwendbar ist. Besteuerungsfragen sind zudem die populärsten, und eine Agitation, die sich gegen drückende Abgaben richtet, kann am sichersten auf Erfolg rechnen. In seiner Agitation selbst brauchte Cobden nur das von dem Gegenkorngesetzbunde (s. d.) befolgte System zu adoptiren. Klubs, die in den Städten und Grafschaften errichtet wurden, öffentliche Versammlungen, wohlfeile Ausgaben populärer Schriften, Reiseprediger — diese bewährten Mittel tauchten wieder auf, und zu ihnen gesellte sich wie früher das wirksamste von allen: das Ankaufen und Zerschlagen großer Güter zu solchen Parzellen, daß die Käufer das Wahlrecht erlangten und den Verein für das Parlament unterstützen konnten. In der Sitzung von 1848 kam nur ein einziger Versuch zur Durchführung des Systems vor: Viscount Duncan, Mitglied für Bath, stellte einen Antrag auf gänzliche Aufhebung der Fenstertaxe. Auf Erfolg hoffte die Partei dabei nicht, worauf es ihr ankam, war im Schooße der Gesetzgebung das Widersinnige einer 1,600,000 Pf. St. ertragenden Steuer zu zeigen und auseinander zu setzen, daß diese Steuer seit ihrer Einführung im Jahre 1695 die Maschine gewesen sei, mit welcher die Regierung des Landes Krieg gegen Leben und Gesundheit der Einwohner geführt, denn es liege das Zeugniß namhafter Aerzte vor, daß ohne die Abschaffung dieser dem Volke Licht und Luft vermauernden Taxe eine durchgreifende Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse der Städte nicht möglich sei, daß von den 3,500,000 Häusern in England nur 500,000 diese Steuer entrichten, weil sie nur von Häusern mit mehr als sieben Fenstern erhoben

werde, und viele Hausbesitzer, um der Steuer zu entgehen, die Zahl ihrer Fenster bis auf sieben verminderten. In den Sitzungen von 1849 und 1850 stellte Cobden selbst Anträge mehr umfassender Art, wobei er seinen ganzen Finanzplan entwickelte. Bei der Normirung der Staatsausgaben wollte er auf 1835 als das Normaljahr zurückgehen, in welcher Zeit sämmtliche Ausgaben 44,422,000 Pf. betrugen, wogegen sie 1849 auf 55,175,000 Pf. gestiegen waren. 1835 wählte er darum als Normaljahr, weil die Minister damals besonders sparsam waren; die Whigs waren eben erst ans Ruder gelangt, ein starker Toryangriff konnte sie noch erschüttern, sie hüteten sich also, daß man sie beim Nachrechnen auf Verschleuderungen ertappte. Die Differenz zwischen 1835 und 1849 beträgt in runder Summe 10 Millionen Pfund, aber Cobden verlangte den Wegfall von 11,477,000 Pf., wodurch ein Deficit von 1½ Millionen entstanden wäre, das durch eine Erbschaftssteuer auf das große Grundeigenthum gedeckt werden sollte. Dieses ist nämlich von der Erbschaftssteuer befreit, während alle Erben von persönlichem Eigenthum dieselbe bezahlen müssen, wodurch der Staat 1848 eine Einnahme von 2 Millionen erzielte. Der Steuererleichterungsplan Cobdens war wieder mit jener imponirenden Einfachheit und Handgreiflichkeit koncipirt, welche diesem Mann Anhänger von allen Seiten zuführt. Um alle Klassen für sich zu gewinnen, hatte er unter den abzuschaffenden Steuern für jede eine besonders lästige ausgesucht. Der ackerbauenden Grafschaftsbevölkerung, an der die konservative Aristokratie bisher ihre Hauptstütze hatte, versprach Cobden die Abschaffung der Malztaxe, die nicht allein das Bier, sondern auch die Benutzung des Malzes für die Mästung des Viehs vertheuert, aber dem Staat jährlich 4,260,000 Pf. einbringt, ferner die Abschaffung der Hopfensteuer, deren Erhebung durch die Steuerbeamten, die im Herbste in kleinen Armeen die Hopfengärten durchmustern, den Pächtern höchst verdrießlich ist. Die Manufakturisten und den Handel wie das gesammte theetrinkende Publikum gewann Cobden durch die Herabsetzung des Theezolls auf 1 Schilling für das Pfund, wodurch die Finanzen freilich einen Ausfall von 2 Millionen Pfund erleiden würden. Der Zoll vom Bauholz (945,000 Pf.) sollte als eine Konsequenz der abgeschafften Navigationsgesetze fallen, die Seifensteuer (850,000 Pf.), weil sie die Reinigung des Leibes, die Papiersteuer (720,000 Pfund), weil sie die der Seele, und die Fenstertaxe (1,610,000 Pf.), weil sie das Himmelslicht besteuere. Daneben sollten noch der Butter- und Käse, nebst hundert kleinern Zöllen fallen, endlich auch die Avertissementstaxe, über die die Zeitungen klagen. Dies war jedoch nur der erste kühne Griff, für sein „progressives Budget" behielt sich Cobden die Abschaffung der Tabacks- und Weinzölle, des Zeitungsstempels, der Kaffeezölle u. s. w. vor. Es ist natürlich, daß die im Unterhause noch immer mächtige Adelspartei, Tories wie Whigs, Anträge, die gegen die Adelsherrschaft gerichtet waren, von oben herab mit Berufung auf die Staatsräson abwiesen. Beide Male, 1849 und 1850, gönnte man Cobden nur eine einzige Sitzung zur Erörterung seiner Gedanken, und beide Male ergab sich eine starke Mehrheit gegen ihn, im ersten Jahre 275 gegen 78, im zweiten Jahre 272 gegen 89 Stimmen. Ein Zuwachs von elf Stimmen in einem Jahre ist nicht bedeutend genug, um den radikalen Freihandelsmännern für die nächste Zukunft den Sieg zu versprechen, dennoch bleibt ihr Bestreben das wichtigste von denen, welche dem gegenwärtigen Zustande ein Ende machen wollen, und die Zukunft dürfte eher ihnen anheimfallen als den Chartisten, jedenfalls aber eher als den Protektionisten. Die Opposition Cobdens ist ein Anzeichen der Dinge, die in der Tiefe gähren.

Die Opposition der Tories greift in der Zeit noch hinter das Ministerium zurück, sie gilt nicht blos den Whigs, sondern auch den reformirenden Tories, und ihr Kern ist ein Protest gegen alles, was von der Emancipation der Katholiken an gerechnet in England geschehen ist. Diese Opposition ist von 1848 an im Steigen begriffen, und 1850 wie 1851 wäre es ihr fast gelungen, sich an

die Stelle der Whigsverwaltung zu setzen. In dem erstgenannten Jahre legte die bedrohliche Lage des Kabinets, deren Rückwirkung auf England ein Toryministerium unmöglich gemacht haben würde, ihren Führern das Gesetz der Mäßigung auf; Anstley's Versuch, Lord Palmerston in Anklagestand zu versetzen, Lord G. Bentinck's Antrag bezüglich der traurigen Lage der englischen Pflanzer besonders in den westindischen Kolonien hatten nur die Bedeutung von Plänkeleien. Ernstlich gemeint waren die Anträge und Angriffe, welche die Partei im nächsten Jahre machte. Nach dem Tode Lord G. Bentinck's (s. d.) trat Disraeli als ihr Führer im Unterhause auf, der Erfinder einer als Jungengland sich gerirenden Partei, ursprünglich Romanschreiber, dann im Parlament für sittliche und ästhetische Bezüge gelegentlich eine Lanze brechend, bis er nach dem Vorgange Cobdens auf dem künstlerisch sterilsten aller Gebiete, auf finanziellem Boden, sein Kriegszelt aufrichtete. Bei einem Antrage zu Gunsten der landwirthschaftlichen Interessen (8. März 1849), der darauf hinauslief, daß der Staat mittelst einer Erhöhung der Einkommensteuer von 3 auf 6 Prozent die Hälfte der „Lokalbesteuerung" übernehmen solle, wendete er ähnliche Rechenkünste an wie sein Vorbild im andern Lager, mit dem Unterschiede jedoch, daß seine Zahlen keine Probe vertrugen. Er rechnete dem Hause eine Summe von 12 Millionen Pf. St. Lokalbesteuerung vor, die von den ackerbautreibenden Klassen allein getragen werde, der größere Theil derselben war aber weder lokal, noch stand er mit dem Agrikulturinteresse in irgend einem Zusammenhang. Zwei Millionen davon waren eine vor funfzig Jahren fixirte Landsteuer, und zwar fixirt nach Maßgabe einer vor 150 Jahren gemachten Schätzung, zu einer Zeit wo der Bodenzins weniger als ein Viertel des jetzigen betrug. Zudem wurden 800,000 Pfund davon abgelöst, und die Taxe in diesem Betrage getilgt. Von den übrigen 10 Millionen Pfund bestanden nicht weniger als 3 Millionen aus den heterogensten Posten, den Einkünften der Gemeindekorporationen, dem Einkommen der Stadt London, Wegzöllen, Leuchthurmabgaben, Kirchensteuern. Die Gemeindeabgaben fassen nicht blos Armen- und Rentensteuern in sich, sondern auch Häusersteuern, Marktzölle, Fähr- und Brückenzölle, Werftengebühren u. s. w. Wie Leuchthürme, die ausschließlich das Wasser angehen, unter die Landtaxen gebracht werden konnten, ist unmöglich zu begreifen. Was die Zölle (1,660,000 Pf.) für mit Schlagbäumen geschlossene Feldwege (turnpike roads) betrifft, so zahlt dafür Jedermann, der sie braucht, der Städter wie der Dörfler, der Fremde wie der Einheimische. Waren diese Zölle eine Lokaltaxe, so konnten auch die Eisenbahn- und Kanalpreise unter dieser Kategorie eingereiht werden. Unter den übrigen Zöllen standen die Fahrweggelder (highway-rates), die von der Ruralbevölkerung erhoben und für die Anlegung der Pfarreistraßen bezahlt werden, ohne welche der Betrieb der Landwirthschaft so wenig möglich wäre wie ohne Wirthschaftsgebäude und Ackergeräthe. Auch die Kirchenabgaben figurirten als Lokaltaxen, und die übrigen noch von Disraeli aufgeführten waren Lasten, die das Realeigenthum seit dritthalb Jahrhunderten getragen hat. Sollte die ganze Gesellschaft die Hälfte der Steuern mit 6 Mill. Pfund übernehmen, so mußte das Agrikultur-Interesse selbst darunter leiden, denn die dann nöthig werdende Erhöhung der Einkommensteuer auf das Doppelte würde die Pächter so gut getroffen haben wie die Städter. Gewonnen hätten nur die grundherrlichen Familien, unter die Disraeli seine Erleichterung vertheilen wollte. Die Majorität des Hauses zeigte sich kalt und ungläubig, die Meinung von Disraeli zeigte sich in dem schallenden Gelächter, womit einer der Gegnerredner gehört wurde, als er an ein Wort Cannings nach einer kalt aufgenommenen Rede über die Finanzen erinnerte. „Dies Haus hat ein feines Ohr," sagte damals der große Staatsmann; „es hatte gleich gemerkt, daß ich nichts von der Sache verstand." Der Schatzkanzler antwortete mit einer körnigen und zermalmenden Rede, die unter anderm bewies, daß der angehende Finanzmann sich blos um 38 Millionen geirrt habe, indem der Werth des besteuerten Realeigenthums, von

ihm zu 67 Millionen angegeben, in der That 105 Millionen Pf. betrage. Bewiesen wurde ferner von diesem und andern Rednern, daß die angeblich gedrückten Landinteressen im Gegentheil in der günstigsten Lage seien. Der Grundzins der englischen Gutsherrn von bloßem Acker- und Wiesenland, mit Ausschluß der Bergwerke und Steinbrüche, beträgt 40 Millionen Pf. St. jährlich. In keinem Lande der Welt, von gleichem Flächenraum und gleicher Bevölkerung, ist die Bodenrente so groß. In den letzten siebenzig Jahren hat sich dieselbe vervierfacht, und zwar zunächst durch den Unternehmungsgeist derselben gewerblichen und handeltreibenden Klassen, denen Disraeli eine Geldbuße auflegen wollte. Das Ackerland in England bezahlt sich in dreißig Jahren, und dies ist der Grund, daß wer immer durch Handel oder Fabriken, in den Kolonien oder in Indien ein Vermögen erworben hat, sogleich einen beträchtlichen Theil desselben in Landgüter steckt. Ein Interesse, das solche Anziehungskraft übt, kann schwerlich ein unterdrücktes sein. Der Landbesitz jeder Art in England steuert zu den Staatseinkünften 2 Millionen Pf. St. bei, und diese Last soll nie vermehrt werden. Der Grund und Boden Frankreichs, keineswegs so reich als der englische, trug 1849 in runder Summe $9^{2}/_{5}$ Millionen Pfund zu den Staatseinnahmen bei, und dies nicht nach einer bleibenden Anordnung, sondern unter dem Vorbehalt, daß die Auflage mit dem steigenden Grundzins erhöht werden könne.

Die 182 Stimmen, welche Disraeli für seinen Antrag gewann, kamen durch die Parteitaktik zusammen, einen Angehörigen selbst mit hoffnungslosen Versuchen nicht fallen zu lassen. Die Gleichgültigkeit oder Feindseligkeit der öffentlichen Meinung enthielt für die Protektionisten eine Warnung, von Versuchen so grell egoistischer Färbung abzustehen. Die Nationalassociation nahm jetzt den Beinamen eines Vereins zum Schutz der einheimischen Industrie an und stellte sich die Aufgabe zu beweisen, daß alle Klassen durch die Freihandelsgrundsätze litten. Dem Landbesitzer wurde gesagt, es sei geradezu thöricht, daß ein Land wie England mit mäßig gutem Boden, aber einem schon nördlichen und manchen Wechseln unterworfenen Klima der Konkurrenz des Getreides der ganzen Welt ausgesetzt werde. Von den beiden Berechnungen der Freihandelsmänner, daß gar nicht so viel Getreide in der Welt erzeugt werde, um England damit zu überschwemmen, sei die erste thatsächlich falsch. England habe seit drei Jahren, seit der Aufhebung der Korngesetze im Jahr 1846 jährlich im Durchschnitt 10 bis 12 Millionen Quarter (ein Quarter gleich fünf Berliner Scheffeln) fremdes Getreide eingeführt, und dies in einer Zeit, da die fremden Staaten noch nicht wie jetzt auf einen ständigen Absatz nach England sich eingerichtet hätten. Die zweite Berechnung der Freihandelsmänner, in England werde bald ein Preis eintreten, daß die Korneinfuhr nicht mehr lohne, sei allerdings richtig, wenn aber dieser Zeitpunkt komme, dann habe England einen unersetzlichen Verlust erlitten. Den Industriellen wurde gesagt, daß der Freihandel, der alles wohlfeil mache, nothwendig den Werth des Geldes, die Macht des Kapitals erhöhe. Dieser bewegliche Reichthum kenne in seiner Allerweltsnatur keine Heimath, in England beengt und belastet, gehe er ins Ausland. Der Freihandel, der mit jeder aufgehobenen Taxe eine Einnahmequelle des Staats vernichte, bedinge eine immer stärkere Besteuerung des Einkommens, die vertrage aber der Reichthum nicht, das bewegliche Eigenthum flüchte, schon sei das Kapital massenhaft nach Nordamerika ausgewandert. Dieser Darlegung lag in ihrem letzten Punkt einige Wahrheit zum Grunde, ganz wahr dagegen war, was die Protektionisten über die Wirkung des Freihandels auf Irland sagten. Auf der unglücklichen Smaradginsel wurde der Absatz der Erzeugnisse nach England wesentlich geschmälert, da Irland denselben theils mit dem Kontinent, theils was die Fleischzufuhr betraf mit Amerika theilen mußte. Der alte Satz, daß der irische Pächter in einem ewigen Kampfe zwischen Pflicht und Hunger lebe, weil er, wenn er seinen Pacht und seine Abgaben bezahle, nichts zu essen habe, bewahrheitete sich in immer furchtbarerem Grade.

Die Unionshäuser, d. h. die Anstalten, wo man die Armen eines Distrikts aufnehmen und versorgen will, machten eines nach dem andern Bankerott, weil der Zudrang zu groß war, und die Gutsbesitzer und Pächter die Armentaxen nicht mehr erschwingen konnten. Die Auswanderungen wuchsen zu Tausenden, aber nicht die Armen, die man gern fortschaffen möchte, kehrten dem Vaterlande den Rücken, sondern solche Pächter, die noch im Besitz von Kapital waren. Der Verkauf überschuldeter Güter, den eine Parlamentsakte erleichterte*), hatte die erwartete Wirkung nicht; die Klasse der englischen Pächter, auf die man als Käufer rechnete, blieb aus, nachdem Beauftragte aus Lincolnshire sich von dem traurigen Zustande der Dinge überzeugt hatten, und die meisten der unter den Hammer kommenden Güter konnten gar nicht verkauft werden, weil sich Niemand fand, der die Lasten der Armensteuern, Zehnten, Grafschaftsabgaben u. s. w. zu übernehmen gewillt gewesen wäre. In der einzigen Grafschaft Mayo lagen Ende 1849 mehr als 100,000 Acker des besten Landes brach. Zu O'Connells Zeiten würde ein solcher Zustand dem Ruf nach Repeal ein hundertfaches Echo gegeben haben, jetzt war es die Protektionistenpartei, welche daraus Vortheil zog. Das erste Symptom dieses Umschlags, die Wahl des konservativen und protektionistischen Oberst Chatterton in Kork, welches lange als ein wahres Feudalgut der O'Connells gegolten hatte, machte ein ungeheures Aufsehn. Dann bildete sich der irische Pächterbund (Irish tenant league) mit dem Zweck, die Stellung des Pächters gegen den Gutsherrn zu verbessern, und die Agitation, welche daraus hervorging, beschränkte sich nicht auf die katholischen Gebietstheile, sie griff vielmehr auch in die protestantischen hinüber, und ihre Anhänger rekrutirten sich besonders in den presbyterianischen Bezirken massenweise. Diese Bewegung erweckte in den Protektionisten die Hoffnung, daß von Irland eine Aenderung der englischen Zustände kommen könne, und spornte zu vermehrter Thätigkeit. „Ihrer Majestät Opposition" organisirte sich wieder, woran es seitdem Sir Robert Peel die festen Reihen der Tories gesprengt gefehlt hatte, und der Herzog von Richmond eröffnete in denselben Räumen des Coventgardentheaters, wo Cobden den Gegenkorngesetzbund vereinigt hatte, Sitzungen der Nationalassociation. In allen Grafschaften wurden Protektionisten-Meetings gehalten, und es ist nicht unbezeichnend für die jetzige Lage der Dinge in England, daß die Herzöge, Marquis und Grafen, die sonst immer voranstehen, zurücktraten und die Leitung in den Provinzen an schlichte Landlords und Pächter abtraten. Die Agitation nahm einen guten Fortgang, die zunehmende Schwäche der Whigregierung stachelte die Begierde ihren Sturz zu beschleunigen, nur der geeignetste Boden für den beabsichtigten Angriff mußte noch gefunden werden. Nach reiflicher Erwägung aller Umstände nahmen die Protektionisten die Führung der auswärtigen Angelegenheiten zum Angriffspunkte.

England hat sich seit 1848 fast mit allen europäischen Staaten der Reihe nach überworfen. Die Reihe dieser Konflikte eröffnete Spanien, dessen Regierung den englischen Gesandten Sir Henry Bulwer auswies, weil er bei den republikanischen Aufständen von 1848 die Hand im Spiel gehabt haben sollte.

---

*) Durch die erwähnte Parlamentsakte (Encumbered Estates Bill) ist der zwangsweise Verkauf solcher Güter angeordnet worden, welche mit Schulden überlastet sind. Mit dem Verkauf ist eine Kommission betraut, die in Irland ihre Residenz hat und die Macht besitzt, den Käufern sogenannte parliamentary titles zu ertheilen, d. h. Rechtsansprüche an den Boden, die kein Nebenzweig der vorigen Besitzer kraft der Erbfolgegesetze bei liegenden Gütern mehr angreifen kann. Die Anzahl solcher überschuldeter Güter ist außerordentlich groß, und es hat sich gezeigt, daß die Annahme, worauf das Parlament sein Gesetz stützte, in Irland sei das Grundeigenthum zu drei Viertheilen verpfändet, noch unter der Wahrheit ist. Jene Kommission trat Ende Oktobers 1848 zusammen, und bereits vier Wochen später waren 114 Güter zu einem Werth von nahe an 3 Millionen Pf. St. zum Verkauf angemeldet. In einem Falle betrug die auf dem Gute (des Grafen Portarlington) haftende Schuld 700,000 Pf. St. So furchtbar rächt sich der Absenteeismus, die Sucht des ärmern irischen Adels es dem reichern englischen Adel in Glanz und Verschwendung gleichzuthun.

Die Beweise für diese Schuld, die einen schweren Bruch des Völkerrechts involviren würde, sind nicht stichhaltig, zum Theil sogar leichtfertiger Natur. Bei dem Aufstande von Sevilla war ein gewisser Portal betheiligt, der Bruder der Geliebten Bulwer's, Schiffe unter englischer Flagge, mit Waffen und Munition beladen, sollen an der Küste von Valencia gekreuzt haben, ein nach Karthagena kommendes englisches Schiff soll gefragt haben, ob in Madrid kein Aufstand ausgebrochen sei, Bulwer*) soll an den beiden Aufstandstagen von Madrid (25. März und 6. Mai 1848) persönlich die gemeinen Stadtquartiere durchstreift und Geld vertheilt haben, einer der Führer der Aufständischen, Salamanca, soll im englischen Hotel verborgen gewesen sein u. s. w. u. s. w. In dem Augenblicke wo Bulwer ausgewiesen wurde, ging Graf Mirasol als außerordentlicher Gesandter nach London, um der englischen Regierung die Beschwerden seines Hofs zu unterbreiten, doch Lord Palmerston schenkte ihm kein geneigtes Gehör und verfügte als Repressalie die Ausweisung des spanischen Gesandten Don Xavier Isturiz. Dieser Bruch blieb unausgeglichen bis 1850, dann führten die Bemühungen des Königs Leopold von Belgien und des Exkönigs Ludwig Philipp zu einer Aussöhnung, deren Bedingung die war, daß das spanische Kabinet wegen seines Verfahrens sich entschuldigte. Neben diesem spanischen Zerwürfniß lief länger noch ein Schmollen mit Oesterreich hin. Es ist falsch, wenn Lord Palmerston beschuldigt wird, Karl Albert von Sardinien zum Einfall in die Lombardei gerathen zu haben, die von ihm dem Parlament vorgelegten Dokumente beweisen im Gegentheil, daß er dem König „mit den Argumenten, welche seiner Meinung nach bei der sardinischen Regierung die wirksamsten schienen“ (Lord Palmerston's Rede vom 25. Juni 1850) vom Einfall in die Lombardei abrieth. Karl Albert mißkannte das Gewicht dieser Argumente nicht, aber er antwortete mit einem Hinweise auf seine Lage, „daß, wenn er dem Impulse, der ihn vorwärts treibe, widerstehe, dieser genüge ihn vom Throne zu stoßen.“ Die Politik, die Lord Palmerston nach dem Einfalle befolgte, konnte in englischem Interesse keine andere als eine Oesterreich feindliche sein, da England von den schwächern Staaten Italiens ganz andere Handelsvortheile zu erwarten hatte als von Oesterreich. Nachdem Oesterreich nach den ersten Unfällen seiner Armee selbst in ein Uebereinkommen gewilligt hatte, als dessen Basis die Abtretung der Lombardei angenommen wurde, konnte Lord Palmerston nicht allzu streng getadelt werden, daß er an dieser Basis festhielt und Sardinien in der Erwartung begünstigte, daß sich das Freihandelssystem dadurch auf Italien ausdehnen lassen werde. Weiter ging das englische Kabinet in der Förderung der Interessen des Liberalismus in Sizilien, denn als die Sizilianer die ihnen vom König von Neapel unter Vermittelung von Lord Minto angebotenen Bedingungen verwarfen, ließ es den König von Sardinien wissen, daß, wenn der Herzog von Genua zum König von Sizilien gewählt würde und im Besitz der Krone wäre, er von England anerkannt werden würde. England und Frankreich gemeinschaftlich verschafften den Sizilianern nach der Erstürmung von Messina einen leidlichen Waffenstillstand, aber England lieferte ihnen auch Waffen, was offenbar nicht im Charakter der Vermittelung lag und durch die lahme Entschuldigung des Marquis von Landsdowne im Oberhause, es sei aus Unachtsamkeit (through inadvertance) geschehen, nicht beschönigt werden konnte. In derselben Zeit hatte sich England durch seine Beschützung Dänemarks zu Preußen in Gegensatz gestellt, was freilich nicht viel bedeuten wollte, da die preußische Politik Beleidigungen dieser Art gern übersah. Konflikte ernsterer Art begannen mit der Niederlage der europäischen Revolution, als die Sieger die Türkei bedrohten, weil diese den

*) Der Gesandte Bulwer wird häufig mit dem berühmten Novellisten verwechselt. Beide sind Brüder, der Dichter ist Baronet und heißt Sir Edward Bulwer Lytton. Henry Bulwer ist seinerseits der Verfasser einer günstig aufgenommenen politischen Schrift: „Die Monarchie der Mittelklassen.“

ungarischen Flüchtlingen ein Asyl gewährt hatte. Die Agenten der beiden kaiserlichen Höfe führten gegen die Pforte die drohendste Sprache, es wurde angedeutet, daß ein Abschlagen der gestellten Forderungen einen Krieg zur Folge haben könne*). In dieser Lage der Dinge intervenirte England, und eine englische Flotte lief in die Barbarabai, den Ankerplatz zwischen den äußern und innern Schlössern der Dardanellen. Oesterreich und Rußland protestirten gegen diesen Eintritt einer englischen Flotte, weil derselbe dem Vertrage von London (Juli 1841) zuwiderlaufe, wodurch Oesterreich, Frankreich, Großbrittannien, Rußland und Preußen sich verpflichten, die Anordnungen der Türkei zu achten, welche im Frieden den Kriegsschiffen aller Mächte den Bosporus und die Dardanellen verschließen. Dieser Protest war aber schon ein Rückzug, eine Form, in der Sache gaben die beiden Mächte nach, und England hatte die mit den Forderungen der Humanität übereinstimmenden Zwecke seiner Politik erreicht. Als ein Anhängsel dieses Streits, im Grunde aber als eine Herausforderung Rußlands erscheint das gleichzeitige Verfahren Lord Palmerston's gegen Griechenland. Verläßt man diesen Gesichtspunkt, der dieser Angelegenheit einen ganz andern Charakter verleiht, so stehen die Gewaltmaßregeln gegen Griechenland da in dem Lichte roher Machtüberhebung gegen einen Schwächeren. Schon die Beschwerden Englands waren untergeordneter Natur. Sie bezogen sich auf eine Beleidigung, welche griechische Soldaten der Bootsmannschaft des Schiffes „Fantome" zugeführt hatten, auf zwei Fälle ungerechter Bestrafung ionischer Unterthanen durch griechische Behörden, auf eine Forderung des Schotten Finlay, dem der König von Griechenland eine Besitzung zu Privatzwecken weggenommen, und dann den übertriebenen Preis zu zahlen sich geweigert hatte, endlich auf sehr zweideutige Entschädigungsansprüche eines gewissen Pacifico, dessen Nationalität nicht weniger zweifelhaft war. Die gewichtigsten Forderungen Englands waren diejenigen, welche sich auf Sapienza und Cervi bezogen, zwei kleine halbwüste Inseln, die von dem Kabinet von St. James als zu den ionischen Inseln gehörig gefordert wurden. Diese kleinlichen Ansprüche machte Lord Palmerston mit größter Machtentfaltung geltend, eine englische Kriegsflotte segelte nach dem Piräus und nahm die griechischen Kriegsschiffe, später auch Kauffahrteifahrzeuge in Beschlag. Aus dem griechischen Streite entwickelte sich noch eine Differenz mit Frankreich, dessen Vermittelung angenommen, dann aber, wie wenigstens die französische Auffassung wollte, in beleidigender Weise bei Seite geschoben worden war.

Die erwähnten Angelegenheiten waren mit Ausnahme der griechischen, die aber auch der definitiven Ausgleichung nahe stand, sämmtlich erledigt, als die Tories ihre Mine gegen das Ministerium springen ließen. Ihre Angelegenheiten im Inlande standen, wie wir oben zeigten, nicht ungünstig, auf dem Festlande waren überall ihnen verwandte Parteien am Ruder, und so war die Möglichkeit vorhanden, daß sie unter dem Vorgeben, die einheimische Industrie kräftiger als die Whigs schützen und namentlich durch Wiederanknüpfung freundschaftlicher Beziehungen mit dem Festlande fördern zu wollen, die Meinung der Nation gewannen. Die Spitze ihres Angriffs wurde gegen den griechischen Streit, als den schwächsten Punkt in Lord Palmerstons Politik, gerichtet. Nachdem die Frage im Oberhause, wo man der Majorität sicher sein konnte, mehrfach angeregt war, stellte Lord Stanley am 17. Juni 1850 einen förmlichen Antrag, der am 18. Juni zur Abstimmung gelangte. Der Lord beantragte zu beschließen, „daß, wenn das Haus das Recht und die Pflicht der Regierung englische Unterthanen im Auslande zu schützen vollkommen anerkenne, es doch mit Bedauern ersehe, daß die verschiedenen Forderungen an die griechische Regierung, zweifelhaft im Punkte des Rechts und übertrieben in ihrem Betrage, vom griechischen Volke durch Zwangsmaßregeln in einer Art erpreßt worden, welche geeignet sei, den Fortbestand

*) Das Nähere sehe man in dem Artikel: Die Türkei II. in B. 5. S. 353 fgg.

freundlicher Verhältnisse der englischen Regierung mit fremden Mächten zu gefährden." 169 Stimmen waren für Stanley, 132 gegen ihn, die Minister blieben mithin mit 37 Stimmen in der Minderheit. Eine bekannte parlamentarische Gewohnheit gestattet einem Ministerium, das im Oberhause geschlagen ist, sein Bleiben im Amt von der Entscheidung des Unterhauses abhängig zu machen. Hier stellte Roebuck, Mitglied für Sheffield, am 24. Juni die dem Stanley'schen Antrag entgegengesetzte Motion, „daß die Grundsätze, auf die die Regierung Ihrer Majestät ihre auswärtige Politik stützte, solche gewesen, die berechnet waren, die Ehre und die Würde dieses Landes zu erhalten, und in einer Zeit von beispielloser Schwierigkeit den Frieden zwischen England und den verschiedenen Mächten zu wahren." Die Debatten dauerten vom 25. bis 28. Juni, und von den Tories wurde alles aufgeboten, das Ministerium zu stürzen. Nach ihrer Darstellung war Lord Palmerston seit langem in permanenter Verschwörung gegen die Ruhe auf dem Festlande begriffen und der konstante Verbündete aller Unruhestifter, die wo immer die Wasser zu trüben suchten. Eine Verschwörung war die Einmischung in Portugal*), die unter der Bedingung erfolgte, daß Costa Cabral von der Gewalt entfernt bleibe, eine Verschwörung die Opposition gegen die spanischen Heirathen. Wie Lord Palmerston den Krieg der Majorität der Schweizer Kantone gegen den Sonderbund hervorgerufen, so hatte er auch die rasche Beendigung dieses Kampfes veranlaßt, wodurch das Einschreiten der Mächte verhindert wurde. An der Februarrevolution war der englische Gesandte in sofern mitschuldig, als er in innigem Verkehr gestanden hatte mit den Persönlichkeiten, welche bald darauf zum Sturze Ludwig Philipps das meiste beitrugen. Von Lord Minto wußten die torystischen Redner zu erzählen, wie hinter seinen Fußtapfen durch Italien überall die Lohe der Revolution aus dem Boden emporgeschlagen sei. Auch die Ungarn hatte Lord Palmerston ermuntert, den alten und treuen Verbündeten Oesterreich geflissentlich hundertfach beleidigt, Rußland unnützerweise herausgefordert, Griechenland tyrannisch bewältigt, die Türkei zum Anfachen eines neuen revolutionären Brandes benutzen wollen. Indem Lord Palmerston in jedem Lande eine englische Partei habe schaffen wollen, sei er dahin gelangt, sich mit jedem Lande zu verfeinden. Alle Anklagen der verschiedenen Redner lassen sich in der Formel zusammenfassen: „Lord Palmerston hat eine liberale Propaganda getrieben." Dieser Anklage schloß sich selbst der philosophische Radikale und Herausgeber des Hobbes Sir William Molesworth an, indem er sagte: „Wir haben eine Schulmeisterpolitik getrieben in Spanien, Portugal, Griechenland, der Schweiz, Ungarn, Piemont und ganz Italien, und zwar mit sehr geringem Erfolg. Ich protestire gegen die Art von moralischem Einfluß, welche darin besteht, daß man brittische Gesandte instruirt, die Häupter politischer Parteien an fremden Höfen zu werden, und daß man politische Sendboten als fahrende Professoren über die Prinzipien konstitutioneller Regierung abordnet. Wollten wir in der Welt so stolze, ja übermüthige Ansprüche geltend machen wie einst das kaiserliche Rom — welche Heere und Flotten, welche Ausgaben und Steuerlasten wären dazu erforderlich!" In ähnlicher Weise entgegnete die Gegenpartei, daß auf der andern Seite eine Propaganda stehe, ein Bündniß des reaktionären Festlandes mit den Tories, das England die Fesseln der heiligen Allianz auferlegen wolle. „Der griechische Streithandel", sagte Bernal Osborne, „ist ein bloßer Vorwand, eine Maske für eine tief angelegte Verschwörung gegen Lord Palmerston, eine Verschwörung von Ministern und Exministern, von Königen mit Krone und Königen ohne Krone und ohne Charakter, eine Verschwörung, die in den Boudoirs von London und in den Salons von Paris betrieben wurde." Mit scharfer Ironie wiederholte Lord Palmerston diesen Vorwurf, als er die alberne Anklage zurückwies, daß seine Ränke Guizot gestürzt hätten. „Es ist eine tapfere, hochherzige und stolze

*) S. den Artikel: Portugal seit dem Ministerium Costa Cabral, B. 2. S. 817 fgg.

Nation," sagte der Minister des Auswärtigen, „und wenn sie geglaubt hätte, daß gegen einen ihrer Minister eine Verschwörung des Auslandes im Werke wäre" — hier wurde er von minutenlangem Beifall unterbrochen und fuhr dann fort: „Ich sage, wenn das französische Volk Veranlassung gehabt hätte zu glauben, daß ein Knäuel fremder Verschwörer Kabalen schmiede gegen einen seiner Minister, aus keiner andern Ursache, als weil er die Würde und die Interessen seines Landes aufrecht erhalten, und wenn sie fürder hätten annehmen müssen, daß ein Bund solcher Verschwörer in ihrem Lande Spießgesellen habe — nun, ich sage, das französische Volk, dieses brave, edle, hochherzige Volk, häte die Intriguen einer solchen Kabale verachtet; fester nur hätte es zu dem gehalten, um ihn zu stützen, gegen den ein solches Komplot geschmiedet worden!" Die dreistündige Rede Lord Palmerstons, der diese Stelle entnommen ist, begegnete so siegreich allen Angriffen, sie wieß so schlagend nach, daß Englands Interessen allein der Leitstern der auswärtigen Politik gewesen seien, sie brachte so viele schlagende Beweise bei, daß die Tories selbst, und namentlich ihre jetzigen Leiter Lord Stanley und Sir James Graham, als sie im Amte waren, nicht anders gehandelt hätten, daß diese Rede den moralischen Sieg des Ministeriums entschied. Aber die Parteitaktik kümmert sich nicht um die Moral, wer zur Macht gelangen will fragt nicht, ob er den Besitzer in ungerechter Sache verdrängt, und namentlich englische Parteien sind zu gut geschult, um außer der ausgetheilten Parole ihrer Führer noch etwas im Auge zu haben. Da überdies die Mittelpartei und Sir Robert Peel (s. d.) selbst bei dieser Frage von den Ministern abwichen, so schrumpfte ihre Majorität auf die kleine Zahl von 46 Stimmen zusammen (310 Stimmen für Roebucks Antrag, 264 dagegen).

Dieser aufregenden Debatte folgte eine sogenannte todte Sitzung, die gewöhnlich kurz vor den Ferien beginnt, jetzt sich aber über das ganze übrige Jahr erstreckte, wozu Peels Tod, der unmittelbar nach jenen Verhandlungen eintrat, nicht wenig beitrug. Die große Bedeutung dieses Trauerfalls für England ist bereits in der Biographie Peels (B. 6 S. 49 fgg.) gewürdigt worden. Die Motionen der Sitzung, Lord Duncan's und Sir de Lacy Evans auf Abschaffung der Fenstersteuer, Gibson's auf Abschaffung der Intelligenzsteuer, Hume's auf Erweiterung der Wahlrechte und auf geheime Abstimmung, Cobden's auf Ersparniß, Hutt's auf Aufhebung der Maßregeln gegen den Sklavenhandel, King's auf Aufhebung der Majorate, sind nur als Lebenszeichen zu betrachten, welche die Parteien geben zu müssen glaubten, um sich und ihre Grundsätze beim Volk in Andenken zu erhalten. Die päpstliche Maßregel, England in katholische Bisthümer einzutheilen*), machte dieser Stille ein Ende, und es zeigten sich nun neue Konstellationen, die einmal schon den Rücktritt der Whigs veranlaßten und die Ohnmacht der Partei vermehren, hier aber übergangen werden müssen. Den Verwickelungen Englands in seinen Kolonien haben wir abgesonderte Darstellungen gewidmet. (S. die Artikel: Die ionischen Inseln, B. 5. S. 321 fgg., Kanada, B. 5. S. 305 fgg., die Moskitoküste, B. 5. S. 485 fgg., das Kapland, B. 6. S. 673 fgg., Ostindien, B. 6. S. 464 fgg., die Einverleibung des Pendschab, B. 4. S. 809 fgg.) Unter den Zwistigkeiten, die Lord Palmerston beilegte, ist der Streit mit Rosas und der von ihm regierten Republik Buenos-Ayres zu nennen, wodurch der Handel mit den La Plata-Ländern wieder gewinnreich gemacht worden ist. Höhere Bedeutung beansprucht der Vertrag mit den Vereinigten Staaten über die Anlegung eines Kanals in der Richtung des San Juan-Flusses und des Nicaragua-Sees zur Verbindung des atlantischen mit dem stillen Meere.

*) Vergl. den Artikel: Die anglikanische Kirche und die Katholiken in England, B. 6. S. 513 fgg.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von C. E. Klinkicht & Sohn in Meißen.

Gemeinden, Kreistage und Provinziallandtage in Preußen.*) Die ältere preußische Gesetzgebung über städtisches und ständisches Wesen ging von zwei sehr abweichenden Grundsätzen aus. Das berühmte Städtegesetz vom 19. November 1808 legte den Grund zu einer gewissermaßen demokratischen Selbstregierung, wie dasselbe denn aus einer Zeit stammt, welche den feudalen Grundsätzen so wenig hold war, daß in einer Verordnung vom 20. Oktober 1810 der Adel als der Stand definirt wurde, „der sich auf Kosten seiner Mitunterthanen der Theilnahme an den Lasten entziehe.“ 1825 hatten die Grundsätze so gewechselt, daß die in diesem Jahre erlassenen Ordnungen für die Kreistage und die Provinziallandtage den Grund zu einer patrimonialen Herrschaft der Landaristokratie legten. Dieser Widerspruch zwischen Gemeindefreiheit und Lehnsrecht blieb von der Gesetzgebung unvermittelt; die spätern Gemeindeordnungen vom 17. März 1831 und vom 23. Juli 1845 (für die Rheinprovinz) ließen den Fundamentalgrundsatz von 1808 bestehen, wenn schon das Gesetz von 1831 Spuren bureaukratischer Tendenzen trägt und das Gesetz von 1845 mit seiner Wahl nach drei Vermögensklassen die Prinzipien einer modernen Geldaristokratie in sich aufgenommen hat. Im Staatsleben überwogen die Feudalbestimmungen von 1825 über die liberalen Grundsätze von 1808, denn die Provinzialordnung räumte den Rittern das unbedingteste Uebergewicht ein und machte durch die itio in partes die Lehnsrechte unangreifbar. Denselben Charakter trugen die Gesetze über die Kreistage. Provinzial- und Kreisordnungen beruhten auf der Sonderung des Herrenstandes, der Ritterschaft, der Städte und der Landgemeinden, so daß Herrenstand und Ritterschaft zusammen gegen Städte und Landgemeinden, 12,000 Familien gegen die 16 Millionen der übrigen Mitunterthanen, die Besitzer von 12,000 großen Gütern gegen die Einwohner von 972 Städten und 60,000 Dörfern und Flecken mit ihrem Willen und ihren Interessen allemal durchdrangen. Die spezielle Einrichtung der Provinziallandtage wurde in einem frühern Aufsatze (B. 1. S. 305 fgg.) erläutert, hier wird daher blos von den Kreistagen gesprochen werden. Weil die offizielle Fiktion, daß jede Provinz Eigenthümlichkeiten und verschiedene Zustände habe, (man brauchte diese Fiktion, um zu beweisen, daß die 1815 zugesagte Reichsverfassung nicht ins Leben treten könne,) nicht Lügen gestraft werden durfte, erließ man für jede Provinz besondere Kreisordnungen, die sich aber alle sehr ähnlich sahen. Die Ordnung für Brandenburg datirt vom 17. August 1825, die für Pommern und Sachsen vom 17. Mai, für Schlesien vom 2. Juni, für die Rheinprovinzen und Westfalen vom 13. Juli 1827. In den Kreistagen vereinigten sich die Rittergutsbesitzer mit den städtischen und Landgemeinden zu einer Vertretung in Kommunalangelegenheiten, welcher der Landrath des Bezirks gegenüberstand. Die Rittergutsbesitzer erhielten überall grundsatzmäßig die Mehrheit der Stimmen; im Strehlener Kreise des Regierungsbezirks Breslau tagten z. B. zehn Ritter mit drei Abgeordneten der Städte, mit drei Vertretern der Landgemeinden, und ein ähnliches Verhältniß bestand aller Orten. Die Ritter waren geborene Mitglieder, die Vertreter der Städte und Dörfer wurden auf Lebenszeit gewählt, mit Ausnahme der Rheinprovinz, wo die Wahlen von sechs zu sechs Jahren erneuert werden mußten, die Wahl

---

*) Vgl. die Artikel: Preußens Städteordnungen B. 1. S. 680 fgg., die preußischen Provinziallandtage von 1845, B. 1. S. 305 fgg., die preußische Verfassung, der Vereinigte Landtag Preußens B. 2. S. 769 fgg. Das Prinzip, dem die ältere preußische Gesetzgebung meistens folgte, erörtert der Aufsatz: Das ständische System der Volksvertretung, B. 6. S. 548 fgg. Vergl. auch die Lebensbeschreibungen von Stahl und Gerlach, B. 6. S. 737 und 769.

dagegen der Bestätigung der Regierung bedurfte. Die gesetzliche Aufgabe der Kreisstände bestand darin, die Kreiskorporationen in allen den Kreis betreffenden Kommunalangelegenheiten zu vertreten und den Landrath darin zu unterstützen, im Namen des Kreises verbindende Erklärungen abzugeben, die nicht schon gesetzlich repartirten Steuern zu vertheilen, bei Abgaben und Leistungen zu den Kreisbedürfnissen ihr Gutachten abzugeben, die Rechnungen über die verwendeten Gelder zu revidiren und endlich den Landrath dem König zur Bestätigung vorzuschlagen. Jeder Beschluß sollte nach den Worten der Gesetze Gültigkeit haben, ohne einer höhern Bestätigung zu bedürfen, ausnahmsweise war jedoch eine solche erforderlich bei Gegenständen der unmittelbaren Verwaltung der Regierung, und der Landrath entschied, ob ein Gegenstand unter diese Kategorie falle. Diese eine Bestimmung führte die anscheinende Selbständigkeit der kreisständischen Versammlungen praktisch auf ein sehr enges Maß zurück. Mit den Kreistagen verbanden sich ferner noch sogenannte Konvente, welchen namentlich die Verwaltung derjenigen Korporationen oblag, welche nach ihrem Ursprunge nur einem oder zweien, in der Regel dem ersten und dritten Stande der Kreisvertretung zugehörten, und an welchen den Städten kein Anspruch zustand.

Die neuere Gesetzgebung mußte das Bedürfniß empfinden, modifizirte Ordnungen für die Gemeinden, Kreise, Bezirke und Provinzen zu entwerfen. Für die Städte bestanden drei verschiedene Verfassungen neben einander, für die Dorfgemeinden außer in der Rheinprovinz gar keine, die auf der ständischen Gliederung beruhenden Gesetze über Kreistage und Provinziallandtage waren zwar durch die Ereignisse und durch den Geist der neuen Gesetzgebung außer Kraft gesetzt, aber nicht ausdrücklich aufgehoben. 1849 wurden den Kammern Gesetzentwürfe vorgelegt, denen die äußerste Rechte opponirte. Der Gemeindeordnung namentlich wurde vorgeworfen, daß ihr Grundsatz, Stadt und Land zusammenzuwerfen, der demokratischen Forderung der Zeit angehöre, daß Dorf und Stadt trotzdem vor wie nach schroff getrennt bleiben werde, so daß man keine Gemeindeordnung, sondern eine Gemeindeverwirrung erhalte. Der Landrath v. Manteuffel war der Führer dieser Opposition, die, nachdem sie in allen Fragen erlegen war, zuletzt noch den Antrag stellte jedoch nicht durchbrachte, die Gemeindeordnung wenigstens für die Gemeinden von unter 1500 Einwohnern, also für die Dörfer, in den sechs östlichen Provinzen nur als Provisorium anzunehmen, um der Praxis die Entscheidung zu überlassen, ob sie passe oder nicht. Von den Kammern genehmigt, erschienen die betreffenden Gesetze unter dem Namen: „Gemeinde-, Kreis-, Bezirks- und Provinzialordnung für den preußischen Staat" am 11. März 1850. Sie stehen im organischen Zusammenhange und es ist in ihnen die naturgemäße Bildung beobachtet, daß aus der Gemeinde der Kreis, aus den Kreisen der Bezirk, aus den Bezirken die Provinz hervorgeht, die Reichsverfassung den ganzen Bau krönt. Der wesentliche Inhalt ist in der Kürze folgender: Gemeinde-Ordnung. Diese gilt für Städte und Dörfer gemeinschaftlich, doch enthalten der zweite und dritte Titel besondere Bestimmungen für Gemeinden über und unter 1500 Einwohnern. Jedes Grundstück muß einem Gemeindeverbande angehören oder einen solchen bilden. Gemeindewähler ist jeder selbständige (25 Jahre und eigener Hausstand) Preuße, wenn er seit einem Jahre Einwohner des Gemeindebezirks ist, keine Armenunterstützung empfangen, die Abgaben bezahlt hat, zwei Thaler an direkten Steuern entrichtet oder ein Grundstück im Werthe von hundert Thalern besitzt. In den mahl- und schlachtsteuerpflichtigen (städtischen) Gemeinden tritt an die Stelle des Beitrags zu den Staatsabgaben der Nachweis eines Jahreseinkommens, welches nach der Größe der Städte von 200 bis 300 Thaler steigt. Jeder Gemeinde steht die Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten zu. In jeder Gemeinde wird ein Vorstand und ein Rath gebildet. Für den letztern ist jeder Gemeindewähler wählbar, die Zahl der Räthe (Stadtverordneten) steigt in Städten mit mehr als 1500 Einwohnern von 18 bis auf 60, und die Wahl geschieht in drei Klassen,

die nach der Höhe der Steuerbeiträge eingetheilt sind, so daß jede Klasse ein Drittheil der Gemeinderäthe, zur Hälfte aus Grundbesitzern bestehend, wählt. Die Wahl muß von jedem Wähler dem Beamten mündlich zu Protokoll erklärt werden. Die Mitglieder werden auf 6 Jahre gewählt, alle zwei Jahre scheidet ein Drittheil aus. Der Gemeinderath hat über alle Gemeindeangelegenheiten zu beschließen, andere Gegenstände darf er nicht in seine Berathungen ziehen. Er kontrolirt die Verwaltung, beschließt über die Benutzung des Gemeindevermögens, macht Umlagen zur Deckung der Gemeindebedürfnisse und kann die Leistung von Diensten für Gemeindezwecke fordern. Bei Veräußerungen von Grundstücken und Gerechtsamen wie bei Veränderungen in dem Genusse von Gemeindenutzungen ist die Genehmigung des Bezirksraths erforderlich. Der Gemeindevorstand besteht aus dem Bürgermeister, einem Beigeordneten und 2 bis 10 Schöffen. Der Bürgermeister wird auf 12 Jahre gewählt, die Beigeordneten und Schöffen auf sechs Jahre; alle drei Jahre scheidet die Hälfte aus. Bürgermeister und Beigeordnete bedürfen der Bestätigung, die in Städten von mehr als 10,000 Einwohnern der König, in kleinern Orten der Regierungspräsident ertheilt. Der Gemeindevorstand führt die Gesetze, Verordnungen und Beschlüsse der ihm vorgesetzten Behörde aus, bereitet die Beschlüsse des Gemeinderaths vor und führt sie aus, verwaltet die Gemeindeanstalten, das Eigenthum und die Einkünfte der Gemeinde, vertritt die Gemeinde in Prozessen, beaufsichtigt die Gemeindebeamten, bewahrt die Urkunden und Akten der Gemeinde auf, vertritt die Gemeinde nach außen, vertheilt die Gemeindeabgaben und Dienste, handhabt die Ortspolizei, fungirt als Hülfsbeamter der gerichtlichen Polizei, führt die Personenstandsregister und besorgt alle örtlichen Geschäfte der Kreis-, Bezirks-, Provinzial- und allgemeinen Staatsverwaltung. In den Ortschaften unter 1500 Einwohnern gehören zum Gemeinderath auch diejenigen Grundeigenthümer, welche mehr als $1/4$ der gesammten Gemeindeabgaben aufbringen, der Gemeindevorsteher fungirt hier nur sechs Jahre. Gemeinden, die für sich allein den Zwecken des Gemeindeverbandes nicht entsprechen, können sich mit einer oder mehreren benachbarten Gemeinden zu einer Sammt-Gemeinde vereinigen, ebenso zu einem Polizeibezirk. Die Sitzungen der Gemeinderäthe sind in allen Gemeinden öffentlich. Die Aufsicht über die Gemeindeverwaltung führt in Gemeinden von mehr als 10,000 Einwohnern der Bezirksrath, in kleineren Gemeinden in erster Instanz der Kreisausschuß, in zweiter Instanz der Bezirksrath. Der Minister des Innern kann einen Gemeindevorstand und einen Gemeinderath vorläufig und auf höchstens ein Jahr seiner Verrichtungen entheben. — **Kreis-, Bezirks- und Provinzial-Ordnung.** Den Kreisen, Bezirken und Provinzen steht die Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten unter Mitwirkung der Staatsregierung zu. Die Organe der Staatsregierung sind die Landräthe, Regierungspräsidenten und Oberpräsidenten, Kreis- und Provinzialangelegenheiten sind Errichtung, Einrichtung und Veränderung von Kreis- und Provinzial-Instituten, Anlagen im besondern Interesse des Kreises und der Provinz (Straßen, Kanäle, Eisenbahnen und Meliorationen), Erwerbung, Benutzung und Veräußerung von Kreis- und Provinzial-Eigenthum, Armenwesen, Korporationen und Institute, Wege-, Wasser- und Uferbau, Deichwesen, Landeskulturverbesserungen u. s. w. Die Kreise, Bezirke und Provinzen bleiben in ihrem bisherigen Umfang bestehen. Der Kreis hat eine Kreisversammlung, 15 bis 40 Abgeordnete, von den Vertretungen der Gemeinden gewählt, und einen Kreisausschuß (Verwaltung), von dem Landrath und vier von der Kreisversammlung gewählten Mitgliedern gebildet. Wählbar ist jeder Gemeindewähler des Kreises, der das 30. Lebensjahr vollendet, seit mindestens drei Jahren dem Kreise durch Grundbesitz oder Wohnsitz angehört hat und einen jährlichen Klassensteuersatz von acht Thalern zahlt; oder in den mahl- und schlachtsteuerpflichtigen Ortschaften einen Grundbesitz im Werthe von mindestens 5000 Thaler oder ein jährliches Einkommen von 500 Thalern nachweist. Die Kreisabgeordneten werden auf sechs Jahre gewählt, alle zwei

Jahre scheidet ein Drittheil aus. Die Kreisversammlung hat das Recht für Kreisangelegenheiten so wie zur Beseitigung eines Nothstandes Ausgaben zu beschließen und dieselben auf die Gemeinden des Kreises zu vertheilen. Beschlüsse über Anleihen bedürfen der Genehmigung des Bezirksrathes, Beschlüsse über Bürgschaften der des Ministers des Innern, zu allen Beschlüssen, durch welche die Gemeinden zu Beiträgen für Ausgaben des Kreises über drei Jahre hinaus oder zu Leistungen von mehr als zehn Prozent der direkten Staatssteuern verpflichtet werden sollen, ist die Genehmigung der Minister des Innern und der Finanzen erforderlich. Die Kreisabgeordneten versammeln sich alljährlich einmal in der ersten Hälfte des März, ihren Sitzungen, welche öffentlich sind, wohnt der Landrath bei und muß stets gehört werden. Der Kreisausschuß verwaltet die Angelegenheiten der Kreiskorporation, bereitet die Beschlüsse der Kreisversammlung vor und führt sie aus, ernennt den Rendanten und die etwa sonst erforderlichen Beamten der Kreiskorporation, vertritt den Kreis Dritten gegenüber, und hat endlich seine Meinung über alle ihm auf Grund der Gesetze oder durch die Staatsregierung vorgelegten Gegenstände abzugeben. In dringlichen Fällen übt der Kreisausschuß die der Kreisversammlung vorbehaltenen Befugnisse aus, in welchem Falle er die Genehmigung der Kreisversammlung nachträglich einholen muß. Der Landrath ist verpflichtet, die Ausführung derjenigen Beschlüsse des Kreisausschusses oder der Kreisversammlung, welche deren Befugnisse überschreiten, die Gesetze oder das Staatsinteresse verletzen, von Amtswegen oder auf Geheiß der höhern Staatsbehörde vorläufig zu untersagen. Die Entscheidung über die Aufrechthaltung des Verbots steht dem Regierungspräsidenten zu. Der Bezirksrath verwaltet die Angelegenheiten des Bezirks und wird wie der Kreisausschuß auf sechs Jahre gewählt, wobei alle drei Jahre die Hälfte ausscheidet. Er besteht aus dem Regierungspräsidenten und vier Bezirksabgeordneten, deren Wahl so erfolgt, daß die Kreisversammlung für jede Stelle drei Kandidaten aufstellt, unter denen die Provinzialversammlung ihre Auswahl trifft. Für die Wahlfähigkeit ist ein höherer Census angenommen wie bei den Kreisversammlungen. Der Regierungspräsident beruft den Bezirksrath, so oft zwei Mitglieder es verlangen, außerdem so oft die Geschäfte es erfordern. Zu den Sitzungen des Bezirksraths können Mitglieder der Bezirksregierung und zu den Sitzungen der letztern Mitglieder des Bezirksraths zugezogen werden. Der Bezirksrath verwaltet die Angelegenheiten des Bezirks und giebt sein Gutachten über die ihm vorgelegten Fragen ab. Der Provinziallandtag entsteht durch die Wahlen der Kreisversammlungen, für jeden Kreis werden 1—2 Abgeordnete ernannt. Der Landtag tritt jedes Jahr im Monat April zusammen, darf aber ohne die ausdrückliche Genehmigung des Oberpräsidenten nicht länger als vierzehn Tage und ohne die Genehmigung des Königs nicht länger als vier Wochen berathen. Der Landtag beschließt über Provinzialangelegenheiten, so wie auch über gemeinsame Angelegenheiten einzelner Bezirke und Kreise, vertheilt die Abgaben, welche nach Provinzen aufzubringen sind, giebt Gutachten über Provinzialgesetze ab und legt Steuern zu Provinzialzwecken auf, jedoch auf nicht länger als drei Jahr und nicht über den Betrag von 10 Prozent der direkten Staatsabgaben. Seine Sitzungen sind öffentlich, und öffentlich ist auch der Jahresbericht, den der Präsident jährlich über die Lage der Provinz abstattet. Die Mitglieder erhalten ein Tagegeld von zwei Thalern. Das Suspensionsrecht des Oberpräsidenten gegen Beschlüsse ist dasselbe wie des Landraths bei den Kreisversammlungen. Die Kosten der Kreis- und Landtage, der Bezirksräthe u. s. w. werden von den betheiligten Kreisen, Provinzen und Bezirken getragen. Der König kann eine Kreisversammlung so wie eine Provinzialversammlung auflösen; es muß dann innerhalb zwei Monaten die Neuwahl angeordnet werden. Der letzte Artikel (66), dem nur noch Übergangsbestimmungen (Art. 67 bis 73) angehängt sind, lautet: „Alle Gesetze über die Kreis- und Provinzialstände sind aufgehoben, desgleichen alle diejenigen, welche mit dem gegenwärtigen Gesetz nicht in Einklang stehen. Jedoch bleiben die bisherigen Verwaltungen

der Kreis-, Bezirks- und Provinzialinstitute so lange in Wirksamkeit, bis die Provinzialversammlung darüber anders beschlossen hat.

Sieht man ab von den bureaukratischen Beschränkungen und von der die Reichen vor den minder Begünstigten unverhältnißmäßig bevorzugenden Eintheilung der Wähler in drei Klassen, deren jede gleich viele Abgeordnete wählt, so kann man diesen Gesetzen die völligste Billigung nicht versagen. Sie geben dem Staatsorganismus seine naturgemäßen Grundlagen der Gemeinden, Kreise, Bezirke und Provinzen zurück, setzen an die Stelle der Centralisation kräftige Einzelverbände, erkennen den Grundsatz der Selbstverwaltung an und geben dem Volk in den verschiedenen Vertretungen eine Schule für praktische politische Bildung, die uns mehr Noth thut als alles andere. Diese guten Eigenschaften der Gesetze machten dieselben aber an gewissen Orten verhaßt, und es zeigten sich bald deutliche Anzeichen, daß die mächtige Partei der Reaktion den Ordnungen vom 11. März 1850 mit aller Kraft entgegenstrebe. Zur Ausführung der zum Eintritt der neuen Ordnungen erforderlichen Bestimmungen waren Kreiskommissionen (1 königlicher Bevollmächtigter, 3 Rittergutsbesitzer, 3 Städter und 3 Bauern) und als höhere Instanz Bezirkskommissionen (der Regierungspräsident und ebenfalls aus jedem Stande drei Mitglieder) ernannt worden, und das ganze Einführungsgeschäft war unter die Leitung der Oberpräsidenten gestellt, „welche insbesondere auf die rasche und vorschriftsmäßige Förderung desselben hinwirken und alle zwei Monate über den Fortgang berichten sollen.“ Trotz dieser Bestimmung wollte die Einführung der Gesetze nicht vorwärts, und vierzehn Monate nach dem März 1850 war noch nicht eine einzige Kreisvertretung gebildet. Es traten „Mißstände“ hervor, die Reaktion in den Provinzen agitirte mit zunehmender Kühnheit, das Ministerium schien nicht zu bemerken, daß man seinen Verfügungen den Gehorsam verweigere. Die Kammern wurden auf dieses Treiben endlich aufmerksam, und ein in der zweiten Kammer gestellter Antrag ging direkt auf den Punkt los, dem die Opposition entsprang — die Stellung der Rittergüter zu den Gemeinden. Es wurde beantragt zu beschließen, daß jedes Rittergut einer bestimmten Gemeinde angehören müsse und daß eine Ausnahme nur eintreten dürfe für solche Güter, bei denen wegen ihrer isolirten Lage und ihrer übrigen örtlichen Beschaffenheit und Größe eine Vereinigung mit irgend einer Gemeinde unzweckmäßig sei. Der Beschluß der Kammern, diesen Grundsatz als Deklaration in die Gesetzgebung aufzunehmen (am 12. April 1851 mit 133 Stimmen gegen 99 Stimmen gefaßt) wurde durch den Dissens der ersten Kammer zu nichte gemacht; uns interessiren die Erklärungen, welche der Minister v. Manteuffel bei dieser Gelegenheit gab. Das Gesetz habe einen Mittelweg eingeschlagen, sagte der Minister, und die Frage der Einverleibung der Rittergüter in die Gemeinden davon abhängig gemacht, ob Elemente zu einem selbständigen Gemeindeleben vorhanden wären oder nicht. „In den ersten Instruktionen,“ fuhr der Minister fort, „welche die Regierung an die Provinzialbehörden erließ, wurde die Inkorporation als Regel aufgestellt, dabei thaten sich aber so viele Uebelstände hervor, daß die Regierung der Deutung des Gesetzes im Geiste einer unseligen Arrondirungspolitik und bureaukratischer Tendenzen entgegentreten mußte. Nicht nur die materiellen Interessen, auch die geistigen brauchen ihre Vertretung, und diese soll im großen Grundbesitz erhalten werden, damit in Preußen nicht ähnliche Zustände herbeigeführt werden wie in Frankreich.“ Als Oppositionsredner (v. Patow u. a.) den Argwohn aussprachen, die Regierung wolle ihr eigenes Gesetz rückgängig machen, wie daraus hervorgehe, daß sie die Einführung der Gemeindeordnung den entschiedensten Gegnern derselben übertrage, wies der Minister diesen Argwohn entschieden zurück und nannte es betrübend, solchen „Verdächtigungen“ ausgesetzt zu sein. In der ersten Kammer, die den Beschluß der zweiten zurückwies, stellten zwei Mitglieder der äußersten Rechten v. Denzin und Graf Itzenplitz den Antrag, die Regierung möge noch in dieser Sitzung und wo möglich sofort den Kammern formulirte Vorschläge zur

Abänderung einiger wesentlicher Bestimmungen der Gemeinde-Ordnung vorlegen. Es müsse bestimmt werden, daß geeignete Rittergutsbesitzer vorzugsweise zu Landräthen ernannt werden sollen, einzelne Güter in den östlichen Provinzen müßten auf die Dauer als Gemeinden anerkannt werden." Die Zuversicht der Rechten deutete auf einen gefaßten Beschluß hin, v. Gerlach empfahl mit dürren Worten einen Gesetzesbruch, indem er sagte: „Ich halte die Regierung befugt, mit der Ausführung der Gemeindeordnung langsam vorzugehen, ja sie ganz unausgeführt zu lassen. Ich verweise deshalb auf die vielen eingegangenen Petitionen und glaube es für konstitutionell halten zu dürfen, daß wir die Stimme des Volks nicht unbeachtet lassen. Wir können in den Kampf, welcher uns, durch den Generalstab der Revolution zu London vorbereitet, für das nächste Jahr droht, nicht mit einer nagelneuen Gemeindeordnung eintreten. Will man der Regierung die Ausführung derselben anrathen, so muß man ihr auch Maßregeln gegen das reaktionäre Landvolk vorschlagen und Geld zur Unterdrückung von Unruhen bewilligen. Seit wir in Erfurt waren, ist eine neue Zeit eingetreten, wir haben jetzt mit der Revolution gebrochen. Ich fordere Sie auf sich dieser Neuzeit anzuschließen, welche Preußen rekonstruiren will, und bitte Sie den Kommissionsantrag anzunehmen, weil er eine organische Verbindung der Obrigkeit mit dem Grundbesitz anbahnt." Fast schüchtern antwortete die Linke mit dem Hinweis auf das Beispiel der österreichischen Regierung, welche an der Durchführung früher beschlossener Gemeinde-Einrichtungen festhalte, mit der Warnung, daß ein Staat, wo Sprünge von Revolution zu Gegenrevolution und umgekehrt vorkämen, zu Grunde gehen müsse. Die 37 Mitglieder dieser Partei enthielten sich bei der Abstimmung des Mitstimmens, und der Denzin'sche Vorschlag wurde mit 87 gegen 11 Stimmen der Regierung „zur Verbesserung der Gemeinde-Ordnung" übergeben.

Die Reskripte des Ministers v. Westphalen vom 15. Mai und vom 28. Mai 1851 befriedigen alle Erwartungen Derer, welche für die Verbesserung der Ordnungen vom 11. März 1850 thätig gewesen sind. Durch diese Reskripte werden im einfachen Verordnungswege die genannten Gesetze beseitigt, die Kreistage und Provinziallandtage der vormärzlichen Zeit reaktivirt. Den Vorwand liefert das Einkommensteuergesetz vom 1. Mai 1851, welches Einschätzungen nöthig machte, zu welchem Behuf die Kreiskommissionen und Bezirkskommissionen hätten in Thätigkeit treten müssen, was jedoch nicht anging, da die Kreis- und Provinzialvertretungen, welche bei der Wahl zu konkurriren hatten, noch gar nicht gebildet waren. Da nun, sagen die Reskripte, bis zur gesetzlichen definitiven Organisation der Kreisvertretungen, schon wegen der dazwischen liegenden ganz vollständigen Durchführung der Gemeindeordnung, worauf erst die neue Kreisordnung zu bauen sei, und wegen den speziellen Vorbereitungen zur Bildung der definitiven neuen Kreisvertretungen selbst, noch ein längerer unvermeidlicher Zwischenraum liegen werde, das Mandat der bisherigen provisorischen Kreiskommissionen aber abgelaufen sei, so sei eine interimistische Kreis- und Provinzial-Vertretung erforderlich, welche nur die frühere werden könne. Aber die Reskripte sagen auch, daß die alten Stände so lange in Wirksamkeit bleiben sollen, bis die neuen Stände überhaupt gebildet sind, und da es in der Hand der Regierung liegt, diese Bildung zu beschleunigen oder ins Unbestimmte hinauszuschieben, so steht es auch in ihrer Macht, das sogenannte Interimisticum beizubehalten. Daß es so gemeint sei, zeigt die Wiederbelebung der alten Konvente, welche nicht interimistisch, sondern definitiv zur Verwaltung der Korporationsfonds hergestellt sind, zeigt ferner der unverholene Jubel der reaktionären Partei, z. B. der Königsberger Stände, „über die nunmehr endlich ausgesprochene Anerkennung ihrer alten wohlbegründeten, feierlich gewährleisteten und noch bis zur Stunde fortbestehenden Rechte." Dieselbe Partei giebt sich die erdenklichste Mühe, die Gesetzlichkeit der Reskripte zu beweisen, und holt dabei wie jene Verordnungen selbst die wunderlichsten Deduktionen und Sophismen

von allen Seiten herbei. Diese Deuteleien fallen zusammen vor dem peremtorischen Ausspruch der Kreis- und Provinzial-Ordnung vom 11. März 1850 in Art. 66.: „Alle Gesetze über die Kreis- und Provinzialstände sind aufgehoben." Die Nichtachtung dieser Bestimmung giebt den Reskripten den Charakter einer Rechtsverletzung. Diese „rettenden Thaten" überwiegen noch die Oktroyirungen vom November 1848. Damals in einer Zeit höchster revolutionärer Aufregung, konnten die Minister sich auf triftige Gründe der Staatsraison berufen, als sie in einer einseitigen gegebenen Verfassung einen festen Halt schufen. Ihr Werk war kein Widerspruch mit den Verheißungen von 1848, der Konstitutionalismus, d. h. die Vermittlung zwischen den Anforderungen der Freiheit und den Interessen des Königthums wurde aufrecht erhalten, und die Oktroyirung unterwarf sich selbst dem Urtheil der Nation durch deren Vertreter. Die rettenden Thaten von 1851 treten in einer Zeit an das Tageslicht, die an einem Uebermaß von Ruhe leidet, sie weisen mit einer diktatorischen Bestimmtheit, die an den Präfektenstyl napoleonischer Zeit erinnert, jede Einsprache zurück, sie brechen vollkommen mit der konstitutionellen Theorie. Mit ihnen kann die Verfassung nicht bestehen, denn ein Fundament mit ständischer Gliederung mit einem modernkonstitutionellen Ueberbau wäre ein unversöhnbarer Widerspruch. Zum allermindesten müßte die zweite Kammer, in der der Grundsatz der Volksvertretung noch sich ausspricht, in Wegfall kommen, und eine unabweisbare Konsequenz verlangt entweder blos eine erste Kammer und Pairie, oder noch folgerichtiger Ausschüsse der Provinzialstände als berathendes Organ der Gesammtmonarchie. Die Novemberpolitik brach aber auch mit sich selbst, nicht blos mit der „Revolution." Bis zu den Reskripten vom Mai 1851 ging das Streben in Preußen dahin, die bureaukratische Centralisation noch weiter auszudehnen, als vor dem März 1848 ihre Machtsphäre reichte, und der Landaristokratie diejenige ständische Selbständigkeit zu entziehen, welche sie vermöge der Kreistags- und Provinzialordnungen von 1825, vermöge der Landrathswahlen, der Patrimonialgerichtsbarkeit, der Dominialpolizei, der Grundsteuerfreiheit und mannigfacher Erleichterungen in der Besteuerung besaß. Diese Politik kehrt sich jetzt um, die Regierung entsagt, wie ihr Chef in der zweiten Kammer persönlich angekündigt hat, ihren Arrondirungs- und bureaukratischen Tendenzen, zerschlägt den centralisirten Staat in ständische Parzellen, und übergiebt die Regierung derselben dem grundbesitzenden Adel. Die 12,000 Inhaber der großen Güter in Preußen werden in ihre frühere günstige Lage zurückversetzt, das Reskript vom 15. Mai 1851 spricht ihnen sogar das Recht zu, die inzwischen eingedrungenen liberalen Elemente zu beseitigen. Die Ritter werden ermächtigt, eine geringere Anzahl städtischer Vertreter zu den Kreistagen zuzuziehen, wenn wegen der in einzelnen Kreisen bestehenden verhältnißmäßig geringen städtischen Interessen nach Zahl oder Umfang der vorhandenen Städte die Zuziehung einer „geringern Anzahl städtischer Vertreter nach der Eigenthümlichkeit der obwaltenden Verhältnisse nach dem Ermessen der Kreistage begründet erscheinen sollte." Die Inhaber der 12,000 Güter werden zunächst zu entscheiden haben, wie viel von den Steuern auf die 972 Städte und 60,000 Dörfer kommen soll, sie werden sich laut ministerieller Erklärung ferner beschäftigen mit allen sonstigen in Betracht kommenden Provinzialangelegenheiten, welche sich auf die Einrichtung und Verwaltung von Instituten, Stiftungen, des Armenwesens, des in einzelnen Provinzen höchst wichtigen Feuerwesens, der bestehenden Kommunikationsanstalten, auf die Feststellung der betreffenden Verwaltungsrechnungen und Etats beziehen. Diese Gegenstände werden wie vor 1848 im Interesse der Ritterschaft geordnet werden, und es fehlt jetzt die Opposition der Bureaukratie, die damals mit dem Landinteresse häufig genug in Konflikt gerieth und arge Uebergriffe verhinderte.

Die Reskripte vom 15. und 28. Mai 1851 haben begreiflicher Weise in Preußen große Aufregung und eine starke Opposition hervorgerufen. Es kann keinen Freund des Vaterlandes gleichgültig lassen, daß der ganze Neubau von

1848 an niedergerissen wird, daß nachdem die großen Erwartungen der Erhebungszeit unerfüllt geblieben sind, auch die bescheidenen Ansprüche Derer, welche der Regierung aus der Revolutionskrisis heraushalfen, verlacht werden. Die Dinge sind dahin gediehen, daß eine Steuerverweigerung, dieses Schreckbild von 1848, seitens der Männer der Ordnung ernstlich in Frage steht. Ist die Reaktivirung der Kreistage ungesetzlich, was außer aller Frage steht, so sind die Kreistage nicht befugt, Steuern umzulegen, und dann ist nach dem klaren Recht kein Bürger verbunden, eine so umgelegte Steuer zu bezahlen. Wenn also eine solche Steuer verweigert würde und es träte Auspfändung ein, so könnten die abgepfändeten Gegenstände im Wege des Civilprozesses zurückgefordert werden — wenn nicht §. 105. der Verfassung wäre. Darnach haben die Minister das Recht, in Ausnahmefällen in Abwesenheit der Kammern gültige Gesetze zu erlassen, und die offizielle Auslegung fügt hinzu, daß keinem Gericht das Recht zustehe, zu untersuchen, ob ein Gesetz, bei dem die Form beobachtet sei, auf legalem Grunde stehe. In dem preußischen Beamtenstande hat die Opposition zahlreiche Anhänger, selbst drei Oberpräsidenten, v. Bonin (Posen), v. Auerswald (Rhein) und v. Witzleben (Sachsen) haben dem Ministerium Bedenken gegen die Reskripte mitgetheilt. Die „Kreuzzeitung" argumentirt daraus die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reinigung des Beamtenstandes, „es ist ihr besser, daß die Hälfte der Regierungs- und Geheimrathsstellen unbesetzt bleibt, als daß es diesen gesinnungstüchtigen und verfassungstreuen Mandarinen vom rothen Knopfe nach wie vor gestattet bleibe, ihre Zeit und ihren Gehalt gegen ihre Chefs zu verwenden." Diese Sprache beweist, wie weit die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen in Preußen bereits vorgedrungen ist. Erst standen die Demokraten allein, dann drängte die preußische Politik die eigentlichen Konstitutionellen in die Opposition, ein bedeutender und achtbarster Theil der altpreußischen Partei wurde durch die Nachgiebigkeit gegen Oesterreich verstimmt, und jetzt gesellt sich zu allen diesen Elementen noch die Intelligenz des Beamtenstandes. Der bevorzugte Stand der Rittergutsbesitzer nimmt die ihm zugedachten Geschenke nicht überall willig an, in jeder Provinz giebt es Kreistage, welche ihre Reaktivirung abgelehnt haben.

Friedrich Freiherr **von Müffling***), sonst Weiß genannt, preußischer General der Infanterie, wurde am 12. Juni 1775 zu Halle geboren, wo sein Vater als Hauptmann bei dem Infanterieregiment Anhalt-Bernburg stand. Der Vater kannte die erste aller Anforderungen, welche Friedrich II. machte, und baute den ganzen Unterricht des Sohnes auf Geläufigkeit in der französischen Sprache. In den Jahren, wo die ersten Studien beginnen sollten, mußte der Sohn nach der damaligen Sitte als Fahnenjunker in die Armee treten. Vom Jahre 1792 ab bis 1802 trieb er sich in den Revolutionskriegen am Rhein und ohne in eine Garnison zu kommen an den Demarkationslinien umher. Die Erfahrung trat an die Stelle eines ausbildenden Lehrmeisters für das militärische Wissen. Er hatte Sinn für Mathematik und wurde daher von 1798—1802 zum Aufnehmen und zur Legung des Dreiecknetzes für die Lecoq'sche Karte von Westfalen gebraucht und 1803 nach abgehaltener Prüfung in den neu organisirten Generalstab versetzt. Von dieser Zeit ab begünstigten eine Menge zusammentreffender Umstände seine Ausbildung für diesen Dienstzweig. Drei Jahre lang bis 1805 war er als Gehülfe des Direktors der Seeberger Sternwarte von Zach angestellt, leitete die Gradmessung in Thüringen und bereiste die mitteldeutschen Länder. Er war der Brigade des damaligen Obersten von Scharnhorst zugetheilt, der sein Augenmerk

*) Die deutsche Literatur bereichert sich seit kurzer Zeit mit Memoiren aus den Freiheitskriegen. Insofern solche Werke dienen, die handelnden Persönlichkeiten aus jener ungeheuren Zeit besser bekannt zu machen, als dies durch die dürftigen oder unzuverlässigen Nachrichten in den Konversationslexiken bisher geschehen ist, gehören sie in den Bereich dieser Blätter. Mit dieser Beschränkung werden wir auf die werthvolle Memoirenliteratur Rücksicht nehmen.
Anmerk. der Red.

darauf richtete, junge Offiziere für den unausbleiblichen Kampf mit Napoleon vorzubereiten, und von Müffling die beste Meinung gewann. Als die Armee 1804 mobil gemacht wurde, galt M. für einen thätigen, unverdrossenen und seinem Geschäft gewachsenen Offizier. Er war dreißig Jahr alt, Quartiermeister-Lieutenant, gesund, kräftig und in seinem Innern glücklich und zufrieden. Er war verheirathet und drei Kinder verschönerten seine der Häuslichkeit gewidmeten Tage. Im Generalstabe waren drei Generale einflußreich, Phull, Massenbach und Scharnhorst. Die beiden ersten fütterten ihre Offiziere mit genialen Ideen, die sie nicht zu verdauen vermochten, und nur Scharnhorst, von jenen beiden als pedantischer Schulmeister verspottet, ging einen wohlüberlegten Weg, um in der militärischen Hierarchie fleißige Handlanger, tüchtige sich nicht überhebende Gesellen und verständige Meister auszubilden, welche nicht glaubten alles allein machen zu können. Fürst Hohenlohe-Ingelfingen, der diese Heeresabtheilung befehligte, litt als er dieselbe übernahm sehr stark am Podagra, und hätte daher das Kommando ablehnen sollen. Den großen Unterschied preußischer und französischer Offiziere lernte M. kennen, als er zu dem Beobachtungskorps versetzt wurde, welches sich 1805 unter Blücher bei Baireuth bildete. Bei den Franzosen gingen alle Offiziere bis auf den Bataillonsführer und den Adjutanten mit dem Tornister auf dem Rücken zu Fuß, bei den Preußen zählte jedes Bataillon funfzig Luxuspferde. Er übersandte seinem Gönner General von Rüchel eine Denkschrift über diesen Gegenstand, der antwortete aber: „Mein Freund, ein preußischer Edelmann geht nicht zu Fuß!“ Die Zusammenstellung eines Tableaus der französischen Armee, aus dem die Schlachtordnung aller Korps nach ihren Regimentsnummern hervorging, brachte M. zum Herzog von Braunschweig, der davon gehört hatte. Der Generalissimus der preußischen Armee war unmittelbar vor dem Ausbruch des Kriegs ungewiß über die politische Lage Europas, ungewiß über die Stärke und Stellung der Franzosen in Deutschland, ohne einen festen Plan und Verabredung über das, was geschehen sollte. Von seinen Generalen sprach er mit Geringschätzung: Fürst Hohenlohe sei ein schwacher Mann, der sich von Massenbach regieren lasse, der General von Rüchel ein Fanfaron, der Feldmarschall Möllendorf ein abgestumpfter Greis, der General von Kalkreuth ein listiger Ränkeschmied, die Generale zweiten Rangs talentlose Routiniers. „Mit solchen Leuten kann man gegen Napoleon keinen Krieg führen“, wiederholte der Herzog oft, „ich erzeige dem König einen großen Dienst, wenn ich den Frieden erhalte.“ Zu diesem Zweck schloß er sich an die Friedenspartei an, namentlich an Lucchesini, der so fest an den Frieden glaubte, daß er noch nach seiner Rückkehr von Paris im preußischen Hauptquartier Naumburg dem Herzog sagte: „Napoleon wird niemals den Angreifer machen, niemals, niemals.“ Die letzte Konferenz der preußischen Generale vor der Schlacht von Jena nahm einen solchen Gang, daß keiner, der ihr beiwohnte, über den Ausgang des Kriegs zweifelhaft sein konnte. General Phull sprang einmal mit den Worten auf: „Was soll aus einem so verwünschten Meinungs-Picknick herauskommen!“ Nach der unglücklichen Auerstädter Schlacht, worin M. mitkämpfte, schloß er sich dem Rückzuge der Abtheilung des Herzogs von Weimar an, und dies wurde die Veranlassung, daß er nach der Zerstreuung der preußischen Armee jenseits der Oder eine Einladung erhielt, als Vicepräsident in weimarische Dienste zu treten. Da er Preußen nach dem Frieden von Tilsit keine Dienste mehr leisten konnte, so folgte er dem ehrenvolle Rufe, der seine Gefahren hatte. Der geheime Plan des Herzogs von Weimar ging dahin, so wie seine Residenz bisher der Centralpunkt Deutschlands für Kunst und Wissenschaft war, es nun auch zum Centralpunkt der deutschen Freiheit zu machen, so weit die Verhältnisse es gestatteten, ohne die Aufmerksamkeit des französischen Machthabers auf sich zu ziehen, da ein so kleiner Staat wie Weimar sich nicht zu widersetzen vermochte. M. war neben der Herzogin der einzige Vertraute des Herzogs, und dieser Zustand blieb bis zum Ausbruch des Kriegs von 1813. Die vielen literarischen

Korrespondenzen, welche in Weimar mit allen Theilen von Deutschland unterhalten wurden, die alte Gewohnheit des Herzogs, sich von seinen Bevollmächtigten oder Korrespondenten Berichte aus allen Theilen von Europa geben zu lassen, erleichterten das Nachrichtenfach. Die Gastfreiheit des Weimarschen Hofes und die vielen Fremden, welche sich immerwährend in Weimar befanden, gaben Gelegenheit zur Verbreitung von Ansichten, welche mit dem Zweck in naher Verbindung standen. Von Weimar aus wurden die Schwachen ermuthigt, der Haß gegen den Tyrannen genährt und manches ohne Aufsehen verbreitet, was 1813 beim Ausbruch des Kriegs als echt deutsches Element sich zeigte. Wenige, aber zuverlässige, verschwiegene und einflußreiche Freunde in allen Theilen von Deutschland waren von dem Zweck unterrichtet. Obgleich der Herzog das Talent hatte, unter einem jovialen, fast ans Frivole streifenden Aeußern zu verbergen, was in ihm vorging, wurde die französische Polizei doch mehrmals aufmerksam, und dann mußte eine Badereise nach Teplitz zum Vorwand dienen, sich von den Spähern in Erfurt weiter zu entfernen. Müfflings Rolle war, alles zu vermeiden, was das fürstliche Ehepaar kompromittiren konnte, und wenn ein Opfer gebracht werden mußte sich selbst dazu anzubieten. In dieses ideale Treiben kam durch französische Anmaßung manches fatale Intermezzo, besonders als der berühmte Kongreß von Erfurt gehalten wurde. Der Uebermuth, womit Napoleon dort auftrat, ist bekannt, Müffling bereichert das Kapitel von Emporkömmlings-Impertinenz mit mehreren pikanten Einzelnheiten. Bei einer Parade sprengte Napoleon in einer solchen Weise voran, daß Kaiser Alexander wie ein Adjutant hinterdrein reiten mußte, und ließ zum Schluß die Offiziere und Soldaten, welche Orden erhalten sollten, vortreten und einen Kreis bilden. Alexander stand an Napoleons Seite und hörte somit ganz genau, daß die Heldenthaten, die hier belohnt wurden, ohne Ausnahme gegen seine Truppen verrichtet worden waren. Alle hatten Bezug auf die Schlacht von Friedland; der eine hatte so viel Russen getödtet, so viel gefangen genommen, der andere hatte eine Fahne, der dritte eine Kanone erobert, ein vierter ein russisches Bataillon in das Wasser gejagt, wo es ertrank u. s. w. Alle Augen richteten sich unwillkürlich auf Alexander, der in der ruhigsten Haltung dastand, bis der letzte Soldat seine Heldenthaten erzählt hatte. Großfürst Konstantin hatte sich aus dem Kreise entfernt und besichtigte eine aufgefahrene Batterie. In Weimar, wo Napoleon nach dem Kongreß einen Besuch machte, entging er ohne es zu wissen einer großen Gefahr. Zwei Preußen, auf guten Pferden und in Mäntel gehüllt, unter denen sie Mousquetons verborgen, warteten seiner am Webicht, einem kleinen Hölzchen unfern der Stadt. Napoleon kam in offenem Wagen, aber der Prinz Wilhelm von Preußen saß neben ihm, und dies lähmte den Arm der Rächer. Dieser Kongreß von Erfurt und mehr noch der nächste Feldzug gegen Oesterreich machten den Plänen in Weimar ein Ende. Müffling sah mit tiefem Schmerz, daß die französische Partei mit jedem Tage Ausbreitung gewann, daß es dem französischen Gesandten gelungen war, unter den eigenen Dienern des Herzogs ein Spionirsystem zu organisiren. Die Nachrichten aus Rußland belebten den Muth erst wieder, Müffling nahm nun in Weimar seine Entlassung und trat in die preußische Armee zurück. Seine Erzählung von den außerordentlichen Schwierigkeiten, die sich dem Rettungskriege im eigenen Lager entgegenstellten, bestätigt nur, was wir von anderer Seite, namentlich über den bösen Willen der Russen, gehört haben. Seine Schilderung von Gneisenau weicht von der Meinung ab, die sich in Beziehung auf diesen ausgezeichneten Feldherrn gebildet hat. „Scharnhorst prüfte bedächtig Schritt für Schritt, untersuchte alle Details und wollte dem Zufall nur so viel überlassen, als er ihm nicht entziehen konnte. Gneisenau ging leicht darüber hin, im Vertrauen auf seine Geistesgegenwart, auf sein Genie. Das im Voraus abwägen aller Fälle, wovon, wie er bemerkte, doch immer nur einer, und zwar nie vollständig, so wie er ersonnen worden war, eintreten konnte, machte ihm Langeweile.

Bewußt, er werde sich zu helfen wissen, wenn der Augenblick dazu eintrete, setzte er dieselbe Gabe bei allen andern voraus und überflog mit seinem lebhaften Geist um so williger Raum und Zeit, als er für alles, was gewagt, aber auf Muth gegründet war, eine besondere Neigung hatte. Es war ihm nicht fremd, daß der Muth keine Alltagsgabe ist, allein er wähnte, daß der Muth eine Eigenschaft sei, welche gegeben werden könne, und die der Muthige zu erschaffen vermöge. Eine solche Richtung des Geistes hat etwas beneidenswerthes, aber es giebt nichts gefährlicheres für einen Feldherrn, als der Glaube, daß er seine eigene Kraft auf andere übertragen könne, und daß diese dann mit seinem Muth, mit seiner Ausdauer lösen würden, was er ihnen übertragen habe. Gneisenau war dadurch in den Fehler verfallen, jederzeit die eigenen Kräfte zu hoch und die seines Gegners zu gering anzuschlagen. Alles Wagen hatte einen zu großen Reiz für ihn, der selbst dann nicht geschwächt wurde, wenn das Wagen überflüssig war. Wo sich der Zweck auf zwei verschiedenen Wegen erreichen ließ, neigte er sich jederzeit zu dem gewagtesten. In allen Beziehungen ein ritterlicher Mann, ein edler Mensch, höchst gerecht, war er unfähig, einen selbst begangenen Fehler auf andere zu wälzen, und immer bereit, fremdes Verdienst anzuerkennen, obgleich es ihm schwer wurde, vorgefaßte Meinungen aufzugeben, eine Schwierigkeit mit welcher die starken, charaktervollen Menschen aller Zeiten zu kämpfen gehabt haben." Die schwere Verwundung Scharnhorst' in der Schlacht von Bautzen, woran er in Prag verschied, war ein um so größerer Verlust, als der vorsichtige Mann seine Feldzugspläne dem Papier nicht anvertraut hatte. Warum diese Schlacht verloren ging, klärt Müffling vollständig auf. Kaiser Alexander erwartete den entscheidenden Angriff des zweiten Tages auf dem linken Flügel, Müffling behauptete, die Anstrengungen Napoleons würden sich gegen den rechten Flügel richten, und überzeugte den Kaiser so weit, daß Barclay, dessen Korps Wittgenstein und Diebitsch in Gegenwart Alexanders auf 15,000 Mann angaben, Befehl erhielt diesen Flügel zu verstärken. Müffling überbrachte die Ordre persönlich, die Schlacht erschien ihm als gewonnen, obgleich es bedenklich war, daß Barclay alle Fragen über seine eigentliche Stärke mit Stillschweigen beantwortete. Im letzten Augenblicke — Ney's Kugeln schlugen bereits in die Reihen — führte der Russe den preußischen General in eine einsame Hütte, verriegelte mit großer Förmlichkeit die Thür und sagte: „Sie glauben, ich habe 15,000 Mann, und der Kaiser glaubt es auch. Der Augenblick ist zu wichtig, um länger schweigen zu dürfen: ich habe 5000 Mann." Blücher und Gneisenau glaubten Müffling nicht, als er die Hiobspost überbrachte, Gneisenau antwortete kalt: „Sie schlagen die russische Tapferkeit zu gering an," Blücher hielt an seine Umgebung eine anfeuernde Rede, und die Schlacht nahm ihren Fortgang. Bald sah man von der Höhe, auf der der Generalstab hielt, wie Barclay zerstiebte, wie die Franzosen ihre Umgehung fortsetzten, und doch wollte Niemand das verhängnißvolle Wort Rückzug aussprechen. Da zog Müffling seine Uhr und sagte: „Wir haben noch eine Viertelstunde Zeit, innerhalb welcher es möglich ist, daß wir uns aus der Schlinge ziehen. Später sind wir umringt. Benutzen wir diese Zeit nicht, so werden die Poltrons sich ergeben und die Tapfern fechtend sterben, aber leider ohne den geringsten Nutzen für das Vaterland." Tiefes Schweigen herrschte, Gneisenau kämpfte einen schweren Kampf, endlich nahm er das Wort: „Der Obristlieutenant v. Müffling hat Recht." Die Mittheilungen Müfflings über die falschen Angaben Wittgensteins von der Stärke des Barclay'schen Korps scheinen die Veranlassung gewesen zu sein, daß der Oberbefehl an Barclay überging. Für Preußen war dadurch nichts gewonnen, denn Barclay hielt an dem Entschlusse fest, die Russen, weil alles in Unordnung sei und das nöthigste fehle, nach Polen zurückzuführen. Die ganze russische Armee sehnte sich nach Winterquartieren in Warschau, im preußischen Heer war die Stimmung so, daß jeder Schritt rückwärts wie ein Verrath betrachtet wurde. Auch nachdem es gelungen war, Barclay von dem kürzesten Wege nach Polen

über Breslau abzubringen und ihn seitwärts nach Neiße an das Gebirge zu drängen, blieb die Lage noch verzweiflungsvoll. Oesterreich hatte seinen Beitritt zum Bündniß davon abhängig gemacht, daß man die Offensive ergreife, ein Rückzug über die Oder war mithin ein Aufgeben der österreichischen Allianz. Eine Zeit lebte die Hoffnung, daß man in Schlesien werde Stand halten können, doch bald zeigte sich die Unmöglichkeit. Schweidnitz, dessen Befestigungen angeblich wiederhergestellt sein sollten, war noch immer Ruine, die Anlage eines befestigten Lagers gestattete das dortige Terrain nicht, die schlesische Landwehr, diese ersehnte Verstärkung hatte nur 20,000 Gewehre, deren Anfertigung so übereilt geschehen war, daß man die Zündlöcher zu bohren vergessen hatte. Es wurde sehr schwer gegen die Stimmung im Heer einen Waffenstillstand durchzusetzen, dies war aber die einzige Rettung, und Napoleon beging als er einwilligte einen unbegreiflichen Fehler. Müffling war in dieser Zeit mit den schwierigen Verhandlungen mit den Russen beauftragt, nach dem Ablauf des Waffenstillstands trat er als Generalquartiermeister bei der schlesischen Armee ein und erhielt zugleich die Redaktion der Armeeberichte. Diese anders einzurichten war zu einer Nothwendigkeit geworden, denn bis dahin kamen sie zu spät, wenn die Begebenheiten bereits halb vergessen waren, und die Zeitungen griffen daher nach Berichten von Freiwilligen, die theils ungenau waren, theils die Verbündeten durch übertriebenes Hervorheben preußischer Thaten und preußischer Tapferkeit verletzten. Müffling folgte dem Grundsatze, daß Armeeberichte, wenn sie auch manches verschweigen müßten, doch kein unwahres Wort enthalten dürften, und enthielt sich aller Lobeserhebungen, worüber Gneisenau wie Blücher zürnten und seinen Styl trocken und pedantisch nannten. Ein zweites Geschäft sehr delikater Natur waren die ihm übertragenen Verhandlungen mit dem Kronprinzen von Schweden. Bernadotte's Bewegungen waren mehr als zweideutig, seine täglich weitergehenden Maßregeln hatten den Zweck, der französischen Armee klar zu machen, daß er nicht blos als ihr Landsmann, sondern als ihr Freund handle, und weit davon entfernt sei, sie durch seine Schweden vernichten oder ihr Blut vergießen zu wollen. Man entdeckte einen lebhaften Verkehr zwischen ihm und dem französischen Lager, und es wurde eine Korrespondenz aufgefangen, die das Thema abhandelte, ob das von Napoleon übersättigte Frankreich die Dynastie Bernadotte annehmen werde. Diesem Verkehr wurde ein Ende gemacht, aber der Kronprinz mußte geschont werden, und so entstanden die Verhandlungen Müfflings. Die Schwierigkeit, Bernadotte wider seinen Willen zum Schlagen zu bringen, wurde unübersteiglich, als es sich um den Marsch zur Schlacht von Leipzig handelte. Blücher entschloß sich zu einer Zusammenkunft, wobei Müffling den Dollmetscher machte. Diese fand in Puch bei Bitterfeld statt; der Kronprinz fiel „seinem theuren Waffenbruder" mit der Herzlichkeit eines alten Soldaten um den Hals und ging in Müfflings Vorschläge vollständig ein, wobei er dem Feldmarschall beständig freundlich zunickte. Hierauf nahm er das Wort und sprach zu Anfang mit den schönsten Redensarten in Blücher's Sinn, wich aber allmälig in bedeutenden Theilen so wesentlich ab, daß sein Vorschlag ein ganz anderer war. Dennoch schloß er: „Ainsi nous sommes d'accord." Müffling sprach, widerlegte, Bernadotte glitt über alle Gründe mit französischer Leichtigkeit hinweg und wendete sich immer zu Blücher: „Mais nous sommes d'accord." Der accord bestand aber darin, daß Blücher eine Schlacht wollte, Bernadotte aber nicht. Den Ausschlag gab nicht die Unterredung, sondern die bestimmte Weigerung des englischen Gesandten Lord Stuart, dem Kronprinzen ferner Subsidien auszuzahlen. Die Schlacht bei Leipzig war kaum gewonnen, als Blücher die schlesische Armee bereits zur kräftigsten Verfolgung des Feindes absenden wollte. Aber von den Monarchen waren die nöthigen Befehle nicht zu erlangen; die Komplimente mit dem König von Sachsen und dem Kronprinzen von Schweden, der ein besonderes Interesse hatte, seine wohlerhaltenen Schweden noch an diesem Tage in Parade vorzuführen, endlich die nothwendige Verdauung

der Freude über den Sieg, das alles kostete so viel Zeit, daß Napoleon einen nicht wieder zu ersetzenden Vorsprung gewann. Von Eisenach ab befand sich Blücher jeden Nachmittag in demselben Zimmer, das Napoleon am Morgen verlassen hatte. Der König von Preußen traf im Januar 1814 in Frankfurt ein und tadelte Müffling bitter, daß er und Gneisenau nicht von dem Rheinübergang, der ein viel zu gewagtes Unternehmen wäre, abgerathen hätten. Oesterreichischer Seits verrieth sich dieselbe Aengstlichkeit in der Sendung des Generals Steigentesch in das Hauptquartier der schlesischen Armee, das derselbe in Frankreich erreichte. Steigentesch sprach viel von verwandschaftlichen Rücksichten seines Kaisers, und wenn er die Nothwendigkeit anerkannte, die übermüthige französische Armee zu demüthigen, so sprach er doch dafür, daß Napoleon auf dem Thron erhalten werden könne, weil er sanfter geworden sei und sich von Maria Louise werde leiten lassen. Steigentesch änderte bei Blücher seine Ansichten, die Mitwirkung der Oesterreicher nach seiner Rückkehr zu Schwarzenberg wurde lebhafter. Von der Schlacht von La Rothiere berichtet Müffling eine interessante Einzelheit, welche veranlaßte, daß Napoleon nicht entschiedener geschlagen wurde. Hier lag die Entscheidung in der großen Ebene an der Chaussee, nicht auf der Höhe im dichten Wald, wo der Kronprinz von Würtemberg stand, und dennoch schickte Kaiser Alexander aller Vorstellungen Müfflings und anderer Generale ohngeachtet Verstärkungen auf Verstärkungen. Der Grund dieser verderblichen Bevorzugung klärte sich auf, als die Verlobung des Kronprinzen von Würtemberg mit einer Schwester des Kaisers bekannt wurde. Die Unfälle der Preußen, die bald darauf eintraten, erklärt Müffling in überzeugender Weise, aber mit einer Masse strategischen Details, das ihn für Laien unverständlich macht. An den Verlusten des 14. Februar trug Blücher dadurch die Schuld, daß er aus Stolz sich sehr langsam zuückzog und den Franzosen Zeit ließ ihn zu umgehen. Die Einnahme von Soissons durch das Bülow'sche Korps, die noch heute in einzelnen Werken, nicht blos französischen, für eine wunderbare Rettung Blüchers gilt, hatte eine untergeordnete Bedeutung. Es gab noch andere Uebergänge über die Aisne, der von Soissons war allerdings für das Gepäck der bequemste. Die unbegreiflichen Fehler, welche die volle Benutzung des Siegs von Laon verhinderten, werden von den Militärschriftstellern übereinstimmend einem Unwohlsein Blüchers zugeschrieben, und in einem dieser Berichte wird von einer zornigen Aeußerung eines preußischen Generals erzählt: Blücher habe wieder einen Anfall von Wahnsinn, wie früher in Pommern, und werde die Armee zu Grunde richten. Müffling, von dem alle Dispositionen ausgingen, berichtet ganz anders. Allerdings verließ Blücher unwohl das Schlachtfeld, aber am Abend, als er nicht mehr nöthig war. Müffling hatte in der Nacht alles geordnet, die eingeklemmte Armee Napoleons zu vernichten, die Korps waren auf dem Marsche, am Morgen ertheilte Gneisenau Gegenbefehle, und Napoleon entkam nicht nur, sondern konnte wenige Tage darauf das Korps von St. Priest vernichten. Russische Generale hatten Gneisenau vorgestellt, Müffling sei krank, wie wirklich der Fall war, und seine kühne Disposition trage alle Spuren eines Fieberanfalls. Müfflings Stellung wurde von nun an eine unerfreuliche, und gern nahm er nach dem Einzuge in Paris den Posten eines Chefs des Generalstabs der preußischen und deutschen Truppen im Hauptquartier des General Barclay ein.

Die Zeit vom ersten Pariser Frieden bis zum Wiederausbruch des Kriegs verbrachte Müffling als Chef des Generalstabs bei dem General Kleist v. Nollendorf, der ihn kalt aufnahm, weil er von Blücher kam. Kleist schätzte die militärischen Eigenschaften des Feldmarschalls, dem Mann von feinen Sitten mißfiel aber die derbe oft rohe Außenseite Blüchers nebst den leichtfertigen Gesprächen, welche ihn stets in Verlegenheit setzten, oft erröthen machten. Müffling entwarf den Vertrag über die gemeinschaftliche Besetzung von Mainz durch Oesterreich und Preußen, entwarf Pläne für Verstärkung der Rheinfestungen und war für die bessere

Ausbildung der Offiziere thätig, was bei dem Kriege von 1815 sehr nützlich wurde. In diesem erhielt M. den Auftrag, ins englische Hauptquartier zu gehen, um die Verbindung zwischen Wellington und Blücher zu erhalten. Gneisenau warnte ihn bei seinem Abgange, mit dem Herzog von Wellington sehr auf seiner Hut zu sein, denn dieser ausgezeichnete Führer sei durch seine Verhältnisse in Indien und die Verhandlungen mit den hinterlistigen Nabobs an die Falschheit gewöhnt worden und habe es darin zuletzt zu einer solchen Meisterschaft gebracht, daß er die Nabobs selbst überlistet habe. Das fand Müffling nicht so, und ebenso täuschte sich Oberst Hardinge, der spätere Generalgouverneur von Ostindien, der als englischer Bevollmächtigter in das preußische Hauptquartier ging und von der hervorbrechenden Lebhaftigkeit der preußischen Oberfeldherrn eine Art von Furcht hatte. Müffling fand bei Wellington die strengste Handhabung der Disciplin, Kritik und Kontrole waren nicht gestattet, eine Antwort durften blos nöthige Fragen erwarten. Wellington war durch seine Spione stets besser unterrichtet als Blücher, im entscheidenden Augenblicke ließen ihn aber seine Nachrichten im Stich, weil Napoleon die strengste Grenzsperre angeordnet hatte, und er erhielt die erste Gewißheit über Napoleons Anrücken durch die preußischen Vorposten. Falsch ist die Nachricht, daß diese Kunde ihn auf dem Ball der Herzogin von Richmond überrascht habe. Wellington hatte bereits alle seine Anordnungen getroffen, als er am 15. Juni 1815 Nachts zwölf Uhr in Müfflings Zimmer trat und diesen aufforderte, mit ihm jenen Ball zu besuchen, um die zahlreichen Anhänger Napoleons in Brüssel zu täuschen. Sie blieben bei der Herzogin bis drei Uhr, um fünf Uhr saß alles zu Pferde. Müffling tadelt den Herzog deswegen, daß er sein Hauptquartier nicht am 14. Juni nach Nivelles verlegte, wo er am 15. früh das Kanonenfeuer des französischen Angriffs gehört und gleich mit den Preußen zusammen hätte agiren können. Bei der Schlacht von Waterloo hielt Müffling auf dem linken Flügel, um die ankommenden Preußen sogleich dirigiren zu können. Daß Wellington auf dem Punkt war total geschlagen zu werden, als Blücher ihn rettete, bestätigt Müffling vollkommen. Es war ein trauriger Anblick, die Engländer bei der Flucht der Franzosen ihre mit einer langen Linie rother Uniformen von Todten und Verwundeten bedeckte Stellung verlassen und in Häuflein von hundert Mann mit langen Intervallen zur Verfolgung auftreten zu sehen. Der Marquis von Anglesea bemerkte Wellington, daß diese Linie über den Haufen gerannt würde, wenn die Franzosen eine letzte Anstrengung machten, aber der Herzog wußte, daß dies nicht geschehen werde, und es lag ihm alles daran den Schein zu bewahren, als sei seine Armee noch zur Verfolgung tüchtig. Bei der Verfolgung hatte Blücher einmal Aussicht, daß Napoleon in seine Hände fallen werde, und meldete Wellington, daß er in diesem Falle den Exkaiser, da der Wiener Kongreß ihn vogelfrei erklärt habe, sofort erschießen werde. Wellington hatte über die bekannte Achtserklärung eine andere Ansicht und bemerkte gegen Müffling charakteristisch: „Es scheint mir, daß Blücher und ich seit der Schlacht von Waterloo viel zu vornehme Leute geworden sind, um uns eine solche Handlung erlauben zu dürfen.“ Blücher stand nun von seinem Vorsatz ab, es blieb aber im preußischen Hauptquartiere eine Gereiztheit, die auch in den Schreiben Gneißenau's an Müffling hervortritt. In einem dieser Schreiben ist die sehr wahre Bemerkung ausgesprochen, daß England Napoleon dankbar sein müsse. Greisenau schreibt: „Wenn der Herzog von Wellington gegen die Tödtung Bonaparte's sich erklärt, so denkt und handelt er als Britte. Großbrittannien hat keinem Sterblichen mehr Verbindlichkeit, als gerade diesem Bösewicht, denn durch die Begebenheiten, die er herbeigeführt hat, ist Englands Größe, Wohlstand und Reichthum so sehr hoch gesteigert worden. Sie sind die Herren des Meeres und haben weder in dieser Herrschaft noch im Welthandel eine Nebenbuhlerschaft mehr zu fürchten. Ein Anderes ist es mit uns Preußen. Wir sind durch ihn verarmt. Unser Adel wird nie mehr sich aufrichten können.“ Es war die Absicht

Blüchers gewesen, Napoleon an derselben Stelle des Festungsgrabens von Vincennes erschießen zu lassen, wo der unglückliche Herzog von Enghien geblutet hatte. Nach dem Einzuge in Paris wurde M. zum Gouverneur von Paris ernannt, wo sich eine Menge französischer Offiziere und Soldaten heimlich aufhielten und ihre Anwesenheit durch fortdauernde Händel mit den Preußen und Engländern dokumentirten. Um diesem Treiben ein Ende zu machen, wollte M. den Parisern die Pflicht auferlegen, jeden Fremden, den sie beherbergten, bei der Polizei zur Anzeige zu bringen, aber der Polizeipräfekt Decazes stellte vor, daß selbst Napoleon in seiner Allgewalt diese Maßregel nicht habe durchsetzen können, und daß sie außerdem unnütz sei, da man ein sehr ausgebildetes Spionirsystem habe, wofür der ganze Ertrag des Spielpachts mit acht Millionen Franks zur Verfügung stehe. Die Zurückgebung der von Napoleon geraubten Kunstschätze, mit deren Leitung M. beauftragt war, machte ihm viel zu schaffen; Ludwig XVIII. widersetzte sich mit allen Kräften, weil man ihn dadurch in den Augen seines Volks herabsetze. Die Herabnahme der venetianischen Quadriga verhinderten die eigenen Gardedukorps des Königs, und es mußten österreichische Truppen requirirt werden, damit die Arbeit ihren ungestörten Fortgang nehme. In den nächsten Jahren noch bei der Okkupationsarmee angestellt, verband sich M. mit ausgezeichneten Offizieren und französischen Gelehrten vom bureau des longitudes zu einer gemeinschaftlich auszuführenden Gradmessung zwischen Dünkirchen und Seeberg. Das Resultat war eine gefundene Abplattung von $\frac{1}{315,2}$; die Geschichte der Gradmessung enthält der Band 7. des Journals „Herta.“ Er nahm dann an dem Kongreß von Aachen Antheil, wo er aus militärischen Rücksichten und von seinen französischen Freunden influenzirt als Verbündeter der französischen Ultras auftrat, die sich aus Parteizwecken der Räumung ihres eigenen Vaterlandes entgegensetzten. Die leidenschaftlich einseitige Auffassung aus den Freiheitskriegen, daß Frankreich der nie rastende Feind Europa's sei, zeigt sich auch bei M. an dem Eifer, womit er nach dem Aachener Kongreß in Holland solche Stipulationen betrieb, die es möglich gemacht haben würden, jedem französischen Einfall sofort mit Heeresmassen zu begegnen. Der kühlere König der Niederlande war diesem Projekt nicht geneigt, er beurtheilte die Lage Frankreichs richtiger, außerdem hatte er auch nicht vergessen, daß Blücher 1815 nicht volle Kriegskassen wie die englische Armee zur Bezahlung aller Bedürfnisse mitgebracht hatte. Die Verhandlungen zerschlugen sich nach fünf Monaten, im März 1819 forderte M. seine Pässe und ging nach Berlin zurück.

Ueber die nächste Friedenszeit können wir raschern Schritts hinweggehen. M. wurde 1840 zum Chef des Generalstabs ernannt, und seine Hauptthätigkeit bestand in Gradmessungen, die sich bis zur österreichischen Grenze und bis zur Weichsel erstreckten. Den unbedeutenden, aus Etiketterücksichten hervorgehenden Sendungen, welche er während dieser Zeit ausführte, folgte 1829 eine wichtige Mission nach Konstantinopel. Das Motiv dieser Gesandtschaft war Folgendes: Dem König von Preußen war der Krieg widerwärtig, besonders nach den ärmlichen Resultaten der russischen Waffen im Jahre 1828; er sah Unglück voraus und wünschte, daß Kaiser Nikolaus auf eine gute Art davon loskommen möge. Man hatte in Konstantinopel alle Mittel erschöpft, um die Pforte zu einem verständiger Nachgeben zu bewegen, und nichts erlangen können. Die europäischen Rathgeber waren aber immer nur Diplomaten gewesen, es kam nun darauf an, als ein letztes und ganz neues Mittel eine militärische Gesandtschaft zu versuchen, die alle Mittel aufbiete, sich beim Sultan Audienzen zu verschaffen, und in diesen dem Großherrn die militärische Lage des türkischen Reichs klar und kundig auseinander zu setzen, um ihm dadurch die Vortheile eines baldigen Friedensschlusses recht einleuchtend zu machen. Die Sendung wurde mit der größten Heimlichkeit betrieben, allein schon zwischen Berlin und Wittenberge überholte den geheimen Ambassadeur ein französischer Kourier, der mit der größten Eile nach Paris ging. Oesterreich hatte hauptsächlich nichts

erfahren sollen, aber in Neapel mußte M., um ein Schiff zu bekommen, sich den Ministern sämmtlich im österreichischen Interesse, anvertrauen, und so war das Geheimniß auch von dieser Seite preisgegeben. Das Schlimmste begegnete dem armen Militärdiplomaten in Smyrna; er wollte mit der größten Heimlichkeit, im strengsten Inkognito ans Land gehen, aber so wie er den Fuß ins Boot setzte, donnerte seine neapolitanische Brigantine mit allen Kanonen den Ehrengruß für hohe Personen, sämmtliche auf der Rhede liegende Kriegsschiffe fielen in die Musik ein, und nun wußte der dümmste smyrniotische Dragoman aus dem Fanar, daß eben jetzt ein Gesandter ans Land steige. Der französische Gesandte in Konstantinopel benutzte sein Wissen von Müfflings Sendung in der „feinsten" Weise; er drang sich als Vermittler auf, versprach dem Sultan alles, was Müffling zu versprechen Auftrag hatte, und noch etwas mehr, nämlich Verzicht des russischen Kaisers auf Kriegsentschädigung. Da M. mit seiner Vermittlung weniger bieten konnte, so war seine Sendung gescheitert, ehe er Konstantinopel betrat. Seine Audienz beim Reiseffendi gestaltete sich unter diesen Umständen ganz merkwürdig. Er erzählt: „Der Reis Effendi zeigte ein großes Talent, eine Unterredung, welche ihm nicht gefiel, durch alle Künste der Dialektik widerwärtig zu machen, unaufhörlich von dem Gegenstand abzuspringen, durch schneidende und bittere Bemerkungen aufzureizen, und die guten Argumente dadurch zu vernichten, daß er als ein Widerleger erschien, der in der deutschen Sprache als Haarspalter treffend bezeichnet wird. Meine Anstrengung bestand darin, daß ich die Fassung nicht verlor und unablässig in der Diskussion den Faden wieder aufnahm. Doch war es in der That dem Reis gelungen mich so zu ärgern, daß ich den Salon verlassen und mich der überflüssigen Galle entledigen mußte."

Die mißglückte Sendung nach Konstantinopel war das letzte wichtige Geschäft, wozu M. gebraucht wurde. Sein späteres Leben bietet kein Interesse mehr da, in den letzten Jahren beschäftigte er sich mit seinen Memoiren, an denen er, wie einige Anmerkungen zeigen, noch 1846 arbeitete. Sein Tod ist in der aufgeregten Zeit fast spurlos vorübergegangen. Müffling hat sich außer seinen Memoiren, herausgegeben von seinem Sohn (Berlin, 1851) durch mehrere vorzügliche Werke über die Kriegsgeschichte von 1813—1815 bekannt gemacht, die wohl in keiner militärischen Bibliothek fehlen werden. In seiner gesandschaftlichen Laufbahn von Aachen an hatte er das Unglück, welches preußische Militärdiplomaten auf Schritt und Tritt zu begleiten pflegt.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. C. Gaton in Meißen.

Das Gesetz der Winde und Stürme. Die Bemühungen der Physiker, die Gesetze aufzufinden, nach denen die Strömungen in der Luftsäule der Erde vor sich gehen, haben fast zwei Jahrhunderte über einen gewissen Punkt nicht hinausgeführt. Obgleich die Naturforscher, die sich mit den Winden beschäftigten, den einfachsten Fall zuerst betrachteten, nämlich bei der Erörterung der regelmäßigen Erscheinungen unter den Tropen stehen bleiben, so geschah doch seit 1685, in welchem Jahre Halley seine Theorie der Passate bekannt machte, kein Schritt weiter zu einer Lösung der allgemeinen Aufgabe, bis endlich der Forschungsgeist der neuesten Zeit auch hier die Bahn zu interessanten Entdeckungen brach. Jetzt ist nachgewiesen, daß die Erscheinungen der Passate, der Moussons, und die verwickelten Windverhältnisse der gemäßigten und kalten Zone nothwendige und einfache Folgen derselben physikalischen Grundbestimmungen sind. Die wissenschaftliche Begründung des Gesetzes der Winde ist hauptsächlich das Verdienst von H. W. Dove (Meteorologische Untersuchungen, Berlin 1837), eine Fülle praktischer Belege haben die Engländer geliefert, vorzüglich Piddington (The Sailor's Horn Book of the Law of Storms in all parts of the world) und Obristlieutenant William Reid (The progress of the development of the Law of Storms and of variable Winds, zweite Auflage, London 1849, mit vielen Karten und Holzschnitten.) Ein französischer Beitrag ist die Bearbeitung des Piddington'schen Werkes von Bousquet, mit Noten des Herausgebers: Lois des Tempêtes ou Guide du Navigateur. Außer diesen Hauptwerken existiren noch viele andere mit zum Theil sehr werthvollen Beiträgen, und gerade dieser schwierige Theil der physikalischen Wissenschaft wird in unsern Tagen mit einem Eifer gepflegt, als lebte in unsern Physikern der gemeinschaftliche Trieb, auch das uns umgebende Luftmeer für den menschlichen Unternehmungsgeist zu erobern und dem Luftschiffer die sichersten Bahnen für seine kühnen Fahrten zu zeigen.

Das allgemeine Gesetz, dem die Luftbewegungen folgen, hat Dove von allen Physikern am besten theoretisch entwickelt und durch zahlreiche Belege bewiesen. Es ist bekannt, daß die Bewegung der Luft durch die Temperatur bedingt ist, daß erwärmte Luft in die Höhe steigt, kalte Luft an der Oberfläche der Erde strömt. Im Winter kann man dies in jedem geheizten Zimmer beobachten, dessen Thür geöffnet wird: die kältere äußere Luft dringt von unten ein, wodurch das entsteht was wir Zugluft nennen, die wärmere Luft des Zimmers, von der schwereren kalten verdrängt, verläßt das Zimmer oben in der Höhe der Thür. Die Temperaturverschiedenheit der Erde bedingt die Entstehung eines doppelten Luftstroms: die in der heißen Zone erwärmte Luft steigt in die Höhe — Aequatorialstrom — von der nördlichen Zone strömt kältere Luft nach Süden — Polarstrom. Da der Aequatorialstrom vermöge seiner wärmeren Luft der leichtere ist, so strömt er in der Höhe, der Polarstrom dagegen unten. Dieser Schluß ist ein so natürlicher, daß schon Mariotte und Halley ihn ausgesprochen haben, und bestätigt wird die Thatsache durch Reisende, welche in der Gegend der Passatwinde die höhern Wolken oft in entgegengesetzter Richtung ziehen gesehen haben, als die Passatwinde unten wehten. Alexander von Humboldt, Leopold von Buch und andere Reisende fanden bei dem Besteigen des Pic von Teneriffa oben den heftigsten Südwest, während unten Nordwest war. Den unwiderleglichsten Beweis vom Dasein eines obern in entgegengesetzter Richtung wehenden Stroms hat der 1. Mai 1812 gebracht. An diesem Tage verfinsterte sich auf Barbados im Westen die Luft, eine schwarze Wolke umzog von dort aus den Himmel so dicht, daß völlige Finsterniß eintrat, und bald fiel ein Aschenregen herab, unter dessen Last die Bäume brachen. Nach der Richtung des Passatwindes hätte diese Asche aus dem Pic der Azoren kommen müssen, aber dieser Vulkan

hatte geschwiegen, die Asche rührte von einem Auswurf des Vulkans Morne Garou auf St. Vincent her, einer Insel, die nicht mehr als zwanzig Meilen westlich von Barbados liegt, aber durch den Passat so streng geschieden ist, daß ein Schiff die Reise von St. Vincent nach Barbados nur auf einem weiten Umwege machen kann. Der Vulkan hatte seine Asche durch den untern in den obern Luftstrom geschleudert. Ein neueres Beispiel ist das von Kingston auf Jamaica vom 20. Januar 1835. Man hörte Explosionen, die von Kanonenschüssen herzurühren schienen, an der herabfallenden Asche erkannte man einen vulkanischen Ausbruch als Ursache. Es war der Cosiguina auf der Landenge von Mittelamerika, seine Asche hätte nicht durch den von Jamaica nach der Küste strömenden Passat nach Jamaica geführt werden können, es mußte also der obere Strom den Transport bewirkt haben. Leopold von Buch verdanken wir über das allmälige Herabkommen des obern Stroms auf Teneriffa die genauesten Beobachtungen. „Höchst merkwürdig, belehrend und für die ganze Meteorologie von der größten Wichtigkeit", sagt er in seinen Bemerkungen über das Klima der Kanarischen Inseln, „ist die Art, wie der Nordostpassat gegen den Winter von den Südwestwinden vertrieben wird. Nicht im Süden sind diese zuerst und gehen nach Norden herauf, sondern an den portugiesischen Küsten früher als auf Teneriffa und Canaria, und auf gleiche Weise wie von Norden her kommen diese Winde von oben herab, und in diesen obern Regionen waren sie schon immer selbst während des Sommers, selbst während der Nordostpassat an der Meeresfläche mit der größten Heftigkeit wehte. Kaum findet man einen Bericht von einer Reise zum Gipfel des Pic, welcher nicht des heftigen Westwindes erwähnte, welchen man oben gefunden. Diese Westwinde kommen an den Bergen, aus den Höhen der Atmosphäre langsam herab. Man sieht es deutlich an den Wolken, welche seit dem Oktober die Spitze des Pic von Süden her umhüllen; sie erscheinen immer tiefer, endlich lagern sie sich auf dem etwas über 6000 Fuß hohen Kamm des Gebirges zwischen Orotava und der südlichen Küste und brechen dort in furchtbaren Gewittern aus. Vielleicht vergeht dann noch eine Woche, vielleicht etwas mehr, ehe sie an der Meeresküste empfunden werden. Dann bleiben sie für Monate herrschend, und der Pic bedeckt sich mit Schnee." Leopold von Buch schließt mit der Bemerkung, daß der Aequatorialstrom den Pol nicht erreiche, vielmehr schon früher sich herabsenke. Dove (Die Witterungsverhältnisse von Berlin, Berlin 1842) führt dies näher aus. Der Zwischenraum zwischen zwei Meridianen ist ein gleichschenkliges Dreieck, welches seine Grundlinie am Aequator, seine Spitze am Pol hat. Die Luftmasse, welche an der erhitzten Grundlinie aufsteigt, kann in dem immer enger werdenden Raume nicht bis zur Spitze fließen, sie muß früher herabkommen. Wenn in der Nähe der Gegend der Windstillen der Abstand des (obern) Aequatorialstroms mehr als 20,000 Fuß beträgt, was dadurch bewiesen wird, daß selbst in den höchsten Spitzen der Anden noch nie ein Reisender den obern Strom erreicht hat, so ist er im Sommer schon herabgesenkt bis zum Pic von Teneriffa, und faßt in der Nähe der Azoren bereits den Boden. Europa liegt in diesem obern Passat. Da aber die Gegend der Windstillen und mit ihr der ganze Passat mit der Sonne herauf und herunterdrückt, so wird es auch die Stelle, wo der obere Passat herabkommt. Orte in der Nähe der Wendekreise sind also eine Zeit lang in den Passat aufgenommen, treten aber auch vollkommen aus ihm heraus. Es ist natürlich, daß jenes Herabkommen des obern Stroms nicht zugleich an der ganzen äußern Grenze des Passats stattfinden kann, weil die Passate sich selbst durch die Luft der gemäßigten Zone ergänzen müssen. Die Luft, welche an einer Stelle in die gemäßigte Zone abfließt, muß an einer andern Stelle durch Zufluß aus dieser ergänzt werden. Die Ströme, welche in der heißen Zone über einander fließen, liegen mithin in der gemäßigten Zone neben einander, und da sie sich bald dieses, bald jenes Bett wählen, so ist das Charakteristische unserer Witterung das gegen-

seitige Verdrängen zweier Luftströme, die, wenn sie einseitig vorwalten, die Witterungsextreme bedingen, wenn sie dagegen in gehörigem Maße einander das Gleichgewicht halten, den Wechsel verursachen, der unsere Witterung bezeichnet. Der nördliche Strom ist kalt, schwer und trocken, der südliche warm, leicht und feucht. Bei jenem steigt das Barometer, bei diesem fällt es. Dabei ist aber zu bemerken, daß wenn Luft von Norden nach Süden oder umgekehrt strömt, sie durch die Drehung der Erde in ihrer Richtung verändert wird. Die Rotationsgeschwindigkeit der einzelnen Punkte der Oberfläche der Erde verhält sich wie die Halbmesser der Parallelkreise, unter denen sie liegen, sie nimmt also zu von den Polen, wo sie Null ist, bis zum Aequator, wo sie am stärksten ist. Im Zustande der Ruhe nimmt die Luft Theil an der Drehungsgeschwindigkeit des Orts, über dem sie sich befindet. Wenn sie also durch Verschiedenheit der Temperatur oder irgend eine andere Ursache das Bestreben erhält, in einem Parallelkreise zu fließen, so kann die Drehung der Erde durchaus keinen Einfluß auf sie äußern, weil die Punkte der Oberfläche, zu welchen die strömende Luft gelangt, genau dieselbe Drehungsgeschwindigkeit haben, als die Punkte, welche sie verlassen hat. Wird aber Luft durch irgend eine Ursache von den Polen nach dem Aequator getrieben, so kommt sie von Orten, deren Rotationsgeschwindigkeit eine geringe ist, nach Orten, an welchen sie größer ist. Die Luft dreht sich also dann mit einer geringeren Geschwindigkeit nach Osten, als die Orte, mit welchen sie in Berührung kommt, sie scheint daher nach entgegengesetzter Richtung, d. h. von Ost nach West zu fließen. Die Ablenkung des Windes von der anfänglichen Richtung wird desto größer sein, je mehr sich bei gleichbleibender fortrückender Bewegung die Drehungsgeschwindigkeit des Ausgangspunktes unterscheidet von der Drehungsgeschwindigkeit des Ortes, an welchem der Wind beobachtet wird, d. h. je größer der Unterschied der geographischen Breite beider Orte ist. Es folgt daraus, daß auf der nördlichen Halbkugel Winde, welche als Nordwinde entstehen, bei dem allmäligen Fortrücken durch Nordost immer mehr in Ost übergehen. Luft, welche z. B. von Breslau nach Wien geht, kommt dort als Nordnordost an; ist der Ausgangspunkt dieser Luft Königsberg, so ist sie in Wien schon Nordost, Ostnordost, wenn sie von Riga kam, und beinahe Ost, unter der Voraussetzung, daß sie als Nord von Petersburg abging. Setzt sich also eine zwischen Petersburg und Wien befindliche und vorher ruhende Luft in Bewegung nach Süden, so wird der Wiener Beobachter die Windfahne allmälig sich von Nord durch Nordost nach Ost drehen sehen. Wird umgekehrt die Luft von Süden nach Norden getrieben, so erscheint z. B. der von Triest abgegangene Südwind in Wien als Südsüdwest, als Südwest, wenn er von Rom kam, als Westsüdwest, wenn Palermo sein Ausgangspunkt ist, endlich beinahe als West, wenn er von Afrika weht. Je länger der nördliche Strom andauert, desto östlicher wird er, je länger der südliche, desto westlicher. Nordost ist also ein Nord, der weit herkommt, Südwest ein Süd aus fernen Gegenden, und der kälteste, schwerste und trockenste Wind nicht Nord, sondern Nordost, der feuchteste, wärmste, leichteste nicht Süd, sondern Südwest. Auf der südlichen Halbkugel gehen Winde, welche als Südwinde entstehen, bei dem allmäligen Fortschreiten durch Südost immer mehr in Ostwinde über, und umgekehrt wird dort aus einem Nordwinde bei längerem Fortschreiten ein West. Wechseln Polarströme und Aequatorialströme mit einander ab, so dreht sich der Wind in unserer nördlichen Erdhälfte im Mittel im Sinn Süd West Nord Ost Süd durch die Windrose, und zwar springt er zwischen Süd und West und zwischen Nord und Ost häufiger zurück als zwischen West und Nord und zwischen Ost und Süd. In der südlichen Erdhälfte dreht sich der Wind, wenn Polarströme und Aequatorialströme mit einander abwechseln, im Mittel im Sinne Süd Ost Nord West Süd durch die Windrose, und zwar springt er zwischen Nord und West und zwischen Süd und Ost häufiger zurück als zwischen West und Süd und zwischen Ost und Nord. Daraus folgern wir mit Dove: 1) Wo in der tropischen Zone

nur Polarströme an der Oberfläche herrschen, giebt es gar keine vollständige Drehung, sondern eine der Entfernung des Beobachtungsortes von der äußersten Grenze des Stroms proportionäre unveränderte Ablenkung, welche sich nur etwas modificirt durch die Veränderung jener Grenze in den Jahreszeiten. Dies sind die Passate. 2) Wo in der tropischen Zone durch die eigenthümliche Vertheilung des Festen und Flüssigen ein Jahr einmal ein südlicher Strom mit einem nördlichen abwechselt, giebt es nur eine Drehung im ganzen Jahr. Dies sind die Moussons. 3) In den gemäßigten Zonen, wo Aequatorialströme fortwährend mit Polarströmen abwechseln, dreht sich der Wind im Mittel, und zwar öfters, in einem bestimmten Sinne durch die Windrose, in der nördlichen Halbkugel aber gerade im entgegengesetzten Sinn als in der südlichen. Dies ist das nach Dove benannte Gesetz der Drehung. Empirische Belege für dieses Drehungsgesetz ließen sich in Menge anführen, die Thatsache der Drehung ist den Beobachtern aufgefallen, ehe man das Gesetz kannte, Baco von Verulam, Mariotte, Sturm, Toaldo, Pottevin, Romme, sprechen davon. Vortrefflich ist die Beschreibung von Lampadius (1806). Der Freiberger Professor sagt in seinem Grundriß der Atmosphärologie: „Wie außerordentlich veränderlich sind nicht die Winde in Deutschland! Ich habe indeß doch an ihnen zuweilen eine Art periodischen Gang bemerkt. Es ist folgender: Ich nehme an, es wehe Südwind bei heiterem Wetter. Das Barometer fällt, die Luft trübt sich und es stellt sich Regen ein. Während dessen geht der Wind in Westen über. Es regnet noch fort und das Barometer steigt. Der Wind wird Nordost. Das Wetter geht in Strichregen über. Es wird kälter. Noch immer steigt das Barometer und der Wind wird Nord und Nordost. Nun hat das Barometer seinen höchsten Stand erreicht. Der Himmel ist heiter und es herrscht die höchste des Jahres mögliche Kälte. Es wird Ostwind, das Barometer fällt ein wenig. Aber noch bleibt das Wetter heiter. Der Wind dreht sich nach Südwest und noch fällt das Barometer. Die Wärme nimmt wieder zu. Nun geht der Wind in Süd, und die Wärme erreicht ihren der Jahreszeit angemessenen höchsten Grad; das Barometer fällt, und nun sind wir auf den ersten Punkt zurückgekommen. Es giebt in jedem Jahre mehrere solcher Perioden zu jeder Jahreszeit. Zuweilen dauert die ganze Drehung einige Wochen, zuweilen nur einige Tage. Sehr selten springt der Wind auf einer solchen Tour zurück. Ueberhaupt sind alle Drehungen häufiger bei uns von der linken zur rechten Seite um den Horizont, und überhaupt ist der Südwind am seltensten. Es giebt hier gewiß eine wirkende Hauptursache, die aber durch so manche Zufälligkeiten verhüllt wird." Dove beobachtete zu Königsberg im September 1826 eine Drehung, die sich in zwölf Tagen vollständig vollzog, von der Central-Signal-Station von Bermuda liegen eine Reihe Beobachtungen vor, die dasselbe Gesetz nachweisen. Hier, wo Stürme herrschen — die „von Wind gepeitschten Bermuden" Shakspeares haben in dieser Beziehung ihren Ruf behauptet — macht der Wind im Dezember nicht die ganze Drehung und geht nicht weiter als von Süd nach West bis Nord, aber in der günstigsten Jahreszeit sind die regelmäßigen Erscheinungen dieselben wie bei uns. Ein Beleg für das Drehungsgesetz auf der südlichen Halbkugel ist unter anderm der Bericht des preußischen Kapitäns Wendt, der als Befehlshaber des Schiffs Prinzessin Louise mehrmals die Erde umschifft hat: „Der Wind in der südlichen Hemisphäre wendet sich gewöhnlich von Norden durch Westen nach Süden und Südost. Er nimmt daher die entgegengesetzte Wendung als der Wind auf der nördlichen Halbkugel. Die Sache verhält sich nach meinem besten Wissen auf folgende Weise: In der Nähe des Kaps der guten Hoffnung im Sommer größtentheils Südostwind. Wenn der Wind sich aber nördlich wendet, dann immer sehr starker Wind. Wenn die letzten Sommermonate vorbei sind, so hat man nach einer Windstille von kurzer Dauer gewöhnlich sehr mäßigen Südostwind bei außerordentlich heiterem Himmel. Der Wind ist im steten Zunehmen, sobald er sich östlich wendet, und ist derselbe gar schon bis Nord

gekommen, so sieht man gewiß im Westen schon Wolken mit Blitzen am Horizont emporsteigen, und dann ist fast immer in weniger als einer halben Stunde ein Sturm aus Westnordwest, der erst abnimmt, wenn er sich nach 24 oder 48 Stunden mehr nach Süden wendet. In der Nähe des Kap Horn, östlich und westlich davon, bei Nordwind gutes Wetter gewöhnlich, nach Nordwesten sich wendend, an Stärke schnell wechselnd, Westnordwest bis Südwest gewöhnlich Sturm. Südlich abnehmender Wind. Südsüdost, schönes Wetter und darauf folgende Windstille."

Der Polarstrom, der von der Spitze des Dreiecks kommt, dessen Basis der Aequator ist, fließt langsam in einem sich immer mehr erweiternden Bette, der Aequatorialstrom ist hingegen stürmisch und weht wie in eine hohle Gasse. Wenn der Verlauf ein regelmäßiger ist, läßt sich aus der Petersburger Staatszeitung berechnen, wann der Nordstrom uns erreichen wird, während man in Rußland unsere Anzeigen vom Eintritt des Aequatorialstroms nicht brauchen kann, da der ungestüme Südwind schneller reist als die Schnellpost. Durch dieses Ungestüm, womit der südliche Strom in höhere Breiten vordringt, verliert er in immer erneüerten Niederschlägen seine Feuchtigkeit, besonders am Südabhange der Gebirge. Wenn ein Strom den andern verdrängt, und zwar der nördliche kalte Strom den warmen südlichen, so treten die Niederschläge mit Westwinden auf. Sie kühlen die Luft ab, bei ihnen folgt Heiterkeit auf Trübung, sie sind der Uebergang schlechten Wetters in gutes. Da der folgende kalte Wind schwerer ist als der vorherige warme, so steigt während dieser Wetter das Barometer. Der Uebergang geschieht hier schnell, weil der schwere kalte Wind den leichten eher von der Stelle drängt, als dieser jenen, auch fällt der kalte Wind zuerst unten ein. Da nun dieser kalte, unten einfallende Wind dem warmen, welcher vorher herrschte, mehr oder minder direkt entgegenweht, so entsteht zwischen beiden im Sommer die eigenthümliche Windstille, welche man drückende Luft nennt. Die Niederschläge des südlichen Stroms ziehen mit Südostwinden und Südwinden auf. Sie treten in der Höhe ein, unten erscheinen sie zuletzt, bei ihnen fällt das Barometer, weil der folgende Wind der leichtere ist, sie sind der Uebergang des heitern Wetters in das trübe. Von dem Verlauf der Erscheinung im Winter entwirft Dove ein mit wahren und lebhaften Farben gezeichnetes Bild. „Es hat lange bei niedrigem Barometerstand Südwestwind geherrscht", sagt er in dem Schriftchen über das Wetter von Berlin, „der Himmel war trübe, die Luft warm, bei feinem gleichförmigen Regen. Da wendet sich der Wind nach West, dunkle Wolkenmassen rücken vom Abendhorizont herauf, vor welchen unmittelbar ein kalter Wind herweht, der mit dichtem Schneegestöber verbunden ist. Diese Erscheinung wiederholt sich gewöhnlich häufig, während die durch die untern Wolkenmassen sichtbaren höhern immer dünner werdenden Wolkenstreifen noch von Südwest nach Nordost ziegen. Mit jedem neuen Windstoße steigt das Barometer sprungweise, der Schnee gefriert unter den Füßen, die untere Wolkendecke rückt immer höher, endlich bricht sie wie in lange Streifen zerschnitten und verschwindet, so wie die Windfahne Nord geworden. Der Himmel wird heiter, der Kampf ist beendet, sein Resultat liegt als Schlittenbahn am Boden, die Luft ist wunderbar durchsichtig und nur durch die dampfenden Schornsteine momentan getrübt, die Kälte intensiv, alles eilt über den knisternden und pfeifenden Schnee. Der Nordstrom hat gesiegt, vielleicht auf Wochen, die unverändert Nordost zeigende Windfahne sagt es. Aber endlich kommt der Südwind an die Reihe; da er leicht ist, fließt er an dem Nordstrom in die Höhe und erscheint am dunkelblauen Himmelsgewölke als jene feinen Wolkenstreifen, die man sehr passend Windbäume nennt. Das Barometer bemerkt den leichten Südländer, es fällt, obgleich die Windfahne noch nichts davon weiß, und noch ruhig Ost zeigt. Aber immer bestimmter verdrängt der südliche Wind den Ost von oben herab, die Wolkenschichten verdichten sich zu jenem milchweißen Ueberzug, in welchem der große Hof um den

Mond als sicheres Zeichen schlechten Wetters erscheint, es fängt mit Südost an zu schneien, das Barometer fällt immer mehr, der Wind wird Süd, es regnet, er ist Südwest geworden, unser kleiner Winter ist vorüber, um einem ähnlichen Nachfolger Platz zu machen. Weiter nach Norden wird aber selbst bei Südwind der Schnee noch nicht Regen; dann summiren sich die Schneefälle der einzelnen Winter zu großen Massen, die Schlittenbahn wird nicht wie vorher mehr durch Thauwetter unterbrochen, jeder Wagen verwandelt sich in einen Schlitten, jeder Fluß wird zur Landstraße." Aequatorialstrom und Polarstrom wechseln in unsern Breiten nach den Jahreszeiten so ab, daß man eine gewisse jährliche Periodicität annehmen kann. Im allgemeinen ist die Windesrichtung im Sommer West, im Herbst und Winter Südwest, im Frühling Nordwest. Eine tägliche Periode in den Winden tritt besonders an Orten hervor, die am Meere liegen. Da sich die Luft über dem Wasser und über dem Lande ungleichmäßig erwärmt, indem zu den heißeren Stunden des Tags das Land wärmer ist als die See, in den kälteren Tagsstunden die See wärmer als das Land, so entstehen Tag- und Nachtwinde, Zugwinde nach der wärmeren Stelle, die der Schiffer benutzt, der Abends den Hafen verläßt und ihn bei Tage leichter gewinnt. In völlig geschützten Thälern, z. B. am Lago Maggiore und am Comer See, wo der aufsteigende warme Luftstrom keine Seitenwirkung empfängt, pflegen in der Höhe, wo der kältere Seitenwind eintreten kann, am Mittag Gewitter zu entstehen. Wie wichtig die Ungleichheiten des Bodens sind, liegt auf der Hand. Selbst in der Ebene finden Ablenkungen statt durch sogenannte Wetterscheiden, die in der flachsten Gegend, z. B. bei Leipzig vorkommen. Die kolossalste Wetterscheide ist die Mauer von Hochasien, daher kontrastirt die ruhige Luft jener Breiten scharf gegen die heftigen Stürme, welche in Europa das Luftmeer aufregen. Die erwärmenden Aequatorialströme überschreiten den hohen Gebirgsstock nicht, sein Südabhang wird durch diese warmen Ströme in das tropische Gebiet hineingezogen, und es tritt hier eine unverhältnißmäßig hohe Temperatur hervor, in Nordasien herrscht dagegen eine eisige Kälte. Es fehlen hier die charakteristischen Erscheinungen, welche den Kampf des Aequatorialstroms und Polarstroms bezeichnen. In den ruhigen Luftsee über den Ebenen Hochasiens schlagen nur selten Wellen der beweglichen europäischen Atmosphäre aufregend hinein, wenn südliche Ströme durch die Drehung der Erde in westliche verwandelt worden sind. Strömen sie über Europa mit großer Heftigkeit dem Pol zu, so stagnirt die kalte Luft Nordasiens entweder ruhig, oder sie fließt nach dem großen Ocean Kälte verbreitend ab. Geschieht aber der Abfluß nach Westen, so erinnert uns ein eisiger Winter an den unfreundlichen Nachbar. Nachdem im November und Dezember 1839 in Deutschland eine so milde Temperatur geherrscht hatte, daß fast grüne Weihnachten eingetreten wären, trat mit einem eisigen Winde eine starke Kälte auf, die nach der frühern Wärme doppelt auffiel. Der eisige Wind wehte aus den Steppen zwischen dem kaspischen Meer und dem Aralsee, von den Ufern der Emba, wo in diesem Winter ein russisches Heer, das zur Eroberung von Khiwa ausgezogen war, kläglich zu Grunde ging. Eine einförmige Beständigkeit ist das Bezeichnende des Klimas von Nordasien, alle Wetterbeobachtungen, die aus Sibirien vorliegen, sprechen von großer Trockenheit, einer niedrigen mittleren Temperatur und geringen Barometerschwankungen. Andere Gebirgsketten üben ähnlichen Einfluß wie die hochasiatische Bergmauer, und die außerordentliche Trockenheit gewisser Gegenden entsteht in einem gewissen Grade dadurch, daß die Stürme in ihrem Lauf von hohen Gebirgen aufgehalten werden. Die Kordilleren Südamerikas, die östlich von Peru und dem nördlichen Chili liegen, halten die Stürme auf und sind vielleicht die erzeugende Ursache der Wüsten in diesen Ländern. In ähnlicher Weise wirken die abyssinischen Gebirge, indem sie den Winden vom arabischen Meer den Zugang verwehren, auf die Trockenheit Oberägyptens.

Wir haben uns nun mit den Erscheinungen niedriger Breiten zu beschäftigen,

mit den Passaten und Moussons. Ein Ueberblick der Resultate, die in neuester Zeit in Beziehung auf das Gesetz der Stürme gewonnen sind, wird sich anschließen. Die Passatwinde sind frühzeitig beobachtet worden, und Erklärungen haben versucht Bacon, Galiläi, Varenius, Halley, Descartes, d'Alembert. Die richtigste ist die Hadley'sche Theorie. (The cause of the general Trade-Winds, 1735.) Er erklärt die Passate durch die wärmende Wirkung der Sonne und die unter den verschiedenen Parallelen ungleiche Rotationsgeschwindigkeit der Erde. Der von der nördlichen Erdhälfte nach dem Aequator strömende Luftzug ist ein Nord, der durch die Drehung der Erde östlich wird, der aus dem Süden kommende kalte Wind ist ein Süd, der ebenfalls östlich wird. Da aber beide Passate sich begegnen, wo die Luft aufsteigt, so stauen sie sich gegenseitig, und der fast schon Ost gewordene Nordostpassat geht in eine mehr nördliche Richtung über, der Südostpassat in eine mehr südliche. Die Wechseleinwirkung der Winde auf einander, bedingt durch die Wärme und die Umdrehung der Erde, erzeugt verschiedene Windzonen: in der Nähe des Aequators, wo die Hitze am größten ist, die aus Nord und Süd von den Polen kommende Luft sich begegnet, eine Gegend der Windstillen, nördlich und südlich davon das Gebiet der Passate, und an deren äußern Grenzen eine Zone der Gegenwirkung, indem der obere Strom an diesen äußern Grenzen entgegengesetzt d. h. aus Westen wehende Winde hervorbringt. Dies letztere erkennt schon Hadley, wenn er sagt: „In Folge einer Drehung wird der Nordostwind unten von einem Südwestwind oben begleitet sein, und der Südostwind unten von einem Nordwest oben. Daß dies mehr als bloße Vermuthung ist, zeigt das fast augenblickliche Umspringen des Windes zu dem entgegengesetzten Punkte der Windrose, welches man häufig trifft, wenn man die Grenzen der Passate überschreitet." Die Passate und die Moussons, von denen weiter unten die Rede sein wird, sind Winde, welche von einer kälteren Gegend nach einer wärmeren hinströmen, die Südwestwinde und Nordwestwinde an der äußern Grenze des Nordost- und Südostpassats sind Winde, welche von der wärmeren nach der kälteren Zone hinfließen. Da die nördliche Erdhälfte mehr Land hat als die südliche, also die wärmere ist, so fällt der thermische Aequator nicht auf den geographischen, sondern nördlich davon, und dasselbe gilt von der mittleren Lage der Gegend der Windstillen. Da ferner die Sonne im Verlauf des Jahres zwischen den Wendekreisen herauf und herunterrückt, so bleibt jene windstille Gegend nicht an derselben Stelle, sie rückt mit der Sonne, unter der sie sich befindet, herauf und herunter, mit ihr die ganze Erscheinung des Passats. Im Passat ist die Luft vollkommen heiter, da sie nach wärmeren Gegenden strömend natürlich immer trockener wird, in der windstillen Gegend regnet es hingegen, da die warmen Luftschichten in der Tiefe, indem sie aufsteigen, sich abkühlen, also ihr Wasser fallen lassen. Jeder Ort zwischen dem Wendekreise hat also eine trockene Zeit, wenn er im Passat sich befindet, und eine Regenzeit, wenn er in die Gegend der Windstillen tritt. Im jährlichen Mittel erhält man neben einander: 1) Die Gegend der Windstillen zwischen beiden Passaten mit den stärksten tropischen Regen, oder die Regenzone, gleichsam zwei Regenzeiten, die sich an einander anschließen. 2) Die Passatzonen, das ganze Jahr hindurch Passat, nur schwächer, wenn die Sonne höher steht, und dann mit Niederschlag. 3) Die subtropischen Zonen, wenn die Sonne am niedrigsten steht mit Winterregen bei herabkommenden Westwinden, wenn sie am höchsten steht ohne Niederschlag im Passat. Die Grenzen der beiden ersten Zonen sind folgende:

	Grenze des Nordostpassats.	Grenze des Südostpassats.	Breite der Zwischenzone.
Winter.	5° 45′	2° 25′	3° 20′
Frühling.	5° 47′	1° 45′	4° 2′
Sommer.	11° 20′	3° 15′	8° 5′
Herbst.	9° 55′	3° 15′	6° 40′
Jahr.	8° 12′.	2° 20′.	5° 52′.

Man sieht aus dieser Tabelle, daß der Südostpassat beständiger ist als der Nordostpassat, dessen plötzliches Zurücktreten mit seiner Südgrenze im Sommer die Veränderungen der Breite der Zwischenzone hauptsächlich bedingt. Je mehr der Südostpassat über die Linie rückt, desto südlicher und südwestlicher wird er. Die obige Tabelle gilt vom atlantischen Ocean, wo die subtropische Zone zwischen dem 24. und 32. Grade nördlicher Breite liegt. Es entstehen hier aus dem Ineinandergreifen der Gegend der Windstillen und der Zone beständiger Passate zwei Klassen von Winden. 1) Intermittirende, wenn ein Passat im Jahre mit der Zeit der Windstillen abwechselt, also eine beständige Windesrichtung eine Zeitlang unterbrochen wird ohne entgegengesetzten Wind. Die Zeit des Intermittirens ist die Regenzeit, die Zeit der Wolken, wie sie die Indianer nennen im Gegensatz der Zeit der Sonnen, wo der Passat herrscht. 2) Alternirende, wenn beide Passate mit einander wechseln; das erste Beispiel derselben sind die Westmoussons der Linie, wie sie die Guineafahrer nennen. Durch die Lage von Oberguinea wird nämlich der Passat so heraufgezogen, daß vom Juni bis September regenbringende Südweste und Westsüdweste bis zu den Kapverdischen Inseln herauf wehen. (Dove, metereol. Unters.) Im stillen Ocean scheinen die Veränderungen in der Breite der Zone der Windstillen viel unbedeutender zu sein wie im atlantischen Ocean.

Die Moussons heißen bei den Matrosen Soldatenwinde, weil sie regelmäßig vorwärts und rückwärts marschiren. Sie entstehen durch eine Abwechslung des südlichen Stroms mit dem nördlichen, die einmal im Jahre stattfindet und von der eigenthümlichen Vertheilung des Festen und Flüssigen in jenen Gegenden, wo die Moussons herrschen, herrührt. Die erste Nachricht von ihnen hat Marco Polo gegeben, der in Mangi hörte, daß dessen Bewohner im Winter nach den gewürzreichen Inseln in der Nähe von Zipangi führen und im Sommer mit entgegengesetztem Winde zurückkehrten. Zwischen den Perioden, in denen die Winde wechseln, liegt jedesmal eine trennende Zeit, in der kein Wind vorherrscht. Halley (An historical account of the Trade Winds and Monsoons) beschreibt sie wie folgt: „Zwischen 10° und 30° südl. Br., zwischen Madagaskar und Neuholland, findet man den allgemeinen Passat Südost bei Ost das ganze Jahr hindurch. Diese Südostwinde nähern sich dem Aequator bis auf 2° vom Juni bis zum November, zu welcher Zeit zwischen 3° und 10° südl. Br. in der Nähe des Meridians des Nordendes von Madagaskar und zwischen 2° und 12° südl. Br., in der Nähe von Sumatra und Java, die entgegengesetzten Nordwestwinde einsetzen und die Hälfte des Jahres wehen, nämlich vom Anfang Dezember bis Mai, und dieser Mousson wird bis zu den moluckischen Inseln beobachtet, nicht weiter. Nördlicher als 3° südl. Br. über der ganzen arabischen und indischen See und dem Golf von Bengalen weht vom Oktober bis zum April ein anderer Mousson von Nordost, und in der andern Hälfte des Jahres, nämlich vom April bis zum Oktober, von Südwest und Westsüdwest mit geringerer Kraft als der vorige, und mit trübem, regnichtem Wetter, da es während des Nordosts hingegen klar ist. Im Golf von Bengalen sind diese Winde weder in Kraft noch Richtung so beständig als auf der indischen See. An der afrikanischen Seite sind sie mehr südlich, an der indischen mehr westlich. Ostwärts von Sumatra und Malacca, im Norden der Linie und längst der Küste von Camboia und China, sind die Moussons Nord und Süd, das heißt die Nordostwinde sind mehr nördlich, die Südwestwinde mehr südlich. Diese Richtungen findet man bis östlich von den Philippinen, und so weit nördlich als Japan. Der nördliche Mousson setzt in dieser Gegend im Oktober und November ein, der südliche, welcher den Sommer hindurch weht, im Mai, beide sind weniger beständig in Kraft und Richtung. Unter demselben Meridian, aber südlich von der Linie zwischen Neuguinea im Ost, und Sumatra und Java im West, sind dieselben Moussons Nordwest und Südost. Die Zeit des Wechsels tritt bei ihnen einen Monat oder sechs Wochen später ein. In der

Zeit des Uebergangs eines Moussons in den entgegengesetzten herrschen in einigen Gegenden Windstillen, in andern veränderliche Winde. Das Ende des westlichen Moussons an der Küste Koromandel, und die beiden letzten Monate des südlichen auf der See von China sind sehr stürmisch. Die Heftigkeit dieser Stürme ist so groß, daß sie von der Art der West-India-Hurricanes zu sein scheinen." Capper (Observations on the Winds and Monsoons, 1801) ergänzt diese Schilderung durch Beschreibung der Zwischenperiode. „An der Küste von Koromandel, zwischen dem Aufhören des einen Moussons und dem Anfange des andern, sind die Winde veränderlich, theilnehmend an beiden. Oft sind Windstillen den ganzen November hindurch bis in den Oktober hinein. Beginnt die Sonne von Süd her sich dem Zenith wieder zu nähern, so verliert der Nordostmousson seine Kraft, und dann wechseln täglich Land- und Seewinde, was zu Anfang desselben nicht stattfindet. Dabei scheint der Wind an der Küste dem Laufe der Sonne zu folgen, indem er in 24 Stunden durch den ganzen Kompaß hindurch geht. Die heftigen Stürme finden nicht bei dem Ausbruch des Moussons statt, sondern einige Zeit nach demselben." Es besteht ein Unterschied zwischen den Moussons nördlich und südlich der Linie, der nach Dampier darin liegt, daß wenn der West-Mousson nördlich von der Linie einsetzt, Südsüdwestwinde südlich von ihr anfangen, welche der Südsüdwestmousson heißen, während im September, wenn der Ostmousson nördlich von der Linie einsetzt, in südlicher Breite Nordnordostwinde herrschen. Während der Westmousson in nördlicher Breite von Regen und Tornados begleitet ist, herrscht schön Wetter beim Südwestmousson, welcher zu derselben Zeit in südlicher Breite weht. Der Ostmousson nördlich hat schönes Wetter, während schlechtes Wetter und Tornados den Nordnordost im Süden begleiten. Stürme erwartet man an der Küste Koromandel im April und September, welches die Monate sind, wo die Winde in die entgegengesetzte Richtung umsetzen. An der Malabar-Küste sind sie häufiger während der ganzen Zeit des Westmoussons. Der Ostmousson bricht aber mit einem furchtbaren Sturm aus, den die Portugiesen Elephanta nennen. Nach Horsburgh (Tableau des vents, des marées et des courants) ist die äußerste östliche Grenze der Erscheinung des Moussons 145° östl. L. bei den Marianen-Inseln, Oktober und Mai die Wendemonate für Südwest- und Nordostmousson nördlich der Linie, April und Oktober für den Nordwest- und Südostmousson südlich von der Linie, die nördliche Grenze des letzteren 2° n. Br., die südliche 10°—12° s. B. Das Umsetzen des Mousson in den entgegengesetzten ist in den verschiedenen Jahren ein verschiedenes. Nach einundzwanzigjährigen Beobachtungen, die Goldingham in Madras anstellte, dauert der Nordostmousson daselbst vom 19. Oktober bis zum 2. März, sein Anfang variirt aber vom 29. September bis Anfang November. In Anjarakandy an der Küste von Malabar begann der Südwestmousson nach den Beobachtungen von Brown:

1810.	Den	20. Mai.	1815.	Den	21. Mai.	1820.	Den	26. Juni.
1811.	=	31. =	1816.	=	18. Juni.	1821.	=	16. =
1812.	=	31. =	1817.	=	26. Mai.	1822.	=	2. =
1813.	=	27. =	1818.	=	5. Juni.	1823.	=	6. =
1814.	=	15. Juni.	1819.	=	9. Mai.			

Am weitesten südlich zieht sich die Erscheinung der Moussons zwischen Madagaskar und der Ostküste von Afrika herab. Der Nordost-Mousson beginnt bei den Comoro-Inseln 10° südl. Br. im November, also später als an der Küste von Malabar, und erstreckt sich bis zum Kap Korientes, also bis zum Wendekreise des Steinbocks. Der Südwest-Mousson beginnt im April und dauert bis zum November, und zwar ist im Kanal von Mozambique beim Südwest-Mousson klares Wetter, bei dem Nordost regniges. „Durch die Gesammtheit dieser Beobachtungen scheint mir bewiesen", sagt Dove, „daß zwischen den Südwestwinden an den äußern Grenzen des Nordostpassats im atlantischen Ocean ein wesentlicher Unterschied stattfindet. Jene erscheinen im Winter, diese im Sommer, jene werden südlich

durch Nordostwinde begrenzt, diese durch Südost. Aber eine Schwierigkeit bleibt: warum ist diese Erscheinung in dem atlantischen Ocean so verschieden von der in dem indischen? Außerdem aber, daß Neuholland im Winter herabziehend auf die Erscheinung wirkt und jenseits der Linie einen Nordwestmousson veranlaßt, wenn die Sonne in südlichen Zeichen steht, kann diese Schwierigkeit, glaube ich, durch die schöne Bemerkung des Herrn von Buch beseitigt werden, daß die meteorologischen Veränderungen das Himalaya-Gebirge gar nicht übersteigen, daß jenseits dieses Gebirges ein ganz neues meteorologisches System anfange. Hemmt nun das Hochland Asiens den Zufluß der nördlichen Luftströme, so tritt dem von unten heraufdrängenden Passat kein anderer Luftstrom entgegen, als die Luftmasse zwischen der Gegend der Windstillen und jenen hohen Gebirgen. Die bei südlicher Deklination der Sonne nach dem Aequator von Norden strömende Luft bildet einen senkrechten Kreislauf. Bei dem Heraufrücken der Sonne wird die in ihm sich bewegende Luftmasse immer mehr vermindert, endlich vermag sie dem Südost nicht zu widerstehen, und der Kreislauf beginnt in der entgegengesetzten Richtung. Ich glaube daher, daß die nördlichen Moussons herabkommen. Capper sagt: es ist eine allgemeine Annahme, daß der Nordostmousson in jedem Theile von Indien in der Nähe der Gebirge anfängt."

Ueber das Gesetz, dem die Stürme folgen, geben unsere besten Meteorologen keinen genügenden Aufschluß. Herschel hat als Vermuthung ausgesprochen, daß die Stürme durch den obern Strom verursacht werden, der aus unbekannten Ursachen an ungewöhnlicher Stelle herabstürze und im Kampfe mit dem unten herrschenden Strome die furchtbaren, Land und Meer verwüstenden Erscheinungen hervorrufe. Dove setzt hinzu, daß auch die Stürme einem Drehungsgesetz folgen würden. Der neuesten Zeit ist es vorbehalten gewesen, auch hier Aufklärungen zu geben und unsere Kenntniß des Luftmeers so zu vermehren, daß die Seeschifffahrt durch ungleich gesteigerte Sicherheit von Leben und Eigenthum bereits großen Nutzen aus diesem Fortschritt der Wissenschaft zieht. Zu diesem schönen Ergebniß hat vorzüglich die englische Regierung geholfen, deren Bemühungen jedoch erst seit 1838 von entscheidendem Erfolg gewesen sind. Bis 1838 legte man zu viel Gewicht auf die Observatorien auf festem Lande, deren es in England und dessen Kolonien viele giebt. Von diesen Beobachtungen zu Lande ließ sich darum kein genügendes Resultat erlangen, weil ein Sturm auf dem Lande zu vielen Hindernissen und Einflüssen begegnet, die seinen regelmäßigen Verlauf unterbrechen. Stürme, die auf dem Meere Schiffe in den Grund bohren, werden auf dem Lande, über das sie weiter gehen, oft gar nicht bemerkt, außer an dem Fallen des Barometers, und an den in der Höhe ziehenden Wolken, aus denen sich heftige Regen ergießen. Die wahre Beobachtungsstation für die Stürme ist das Schiff. Diese Ueberzeugung leitete die englische Regierung, als sie 1838 eine große Menge von Schiffstagebüchern sammeln und durch Piddington in Kalkutta, der selbst Seemann ist, vergleichen ließ. Diese Tagebücher sind die zuverlässigsten Quellen, denn wie der Schiffer, der sie aufstellt, daraus selbst Belehrung und Erfahrung schöpft, so sind sie seine Belege zur Rechtfertigung gegen seine Vorgesetzten. Die Einrichtung ist folgende. Jedes Schiffstagebuch enthält nach täglichen Beobachtungen die Stelle, wo sich das Schiff jeden Tag befindet, Breite und Länge, die Anzahl der Knoten, die es zurücklegt, den Kurs, den es steuert, nach stündlichen Beobachtungen die Richtung und Stärke des Windes, den Stand von Barometer und Thermometer, außerdem Bemerkungen über alle Erscheinungen am Himmel, die von Interesse sind. Für diese letztere und für die Stärke des Windes ist in der k. Marine und auf den bessern Schiffen der Handelsmarine die Art der Bezeichnung eingeführt, die auf der Sternwarte von Greenwich gebräuchlich ist. Von Veränderungen in der Luft, auf die der Schiffer achten soll, sind siebenzehn vorgeschrieben, und jede einzelne hat ihren besondern Buchstaben, unter dem sie einzutragen ist. Für die Stärke des Windes ist eine Scala aufgestellt, die mit 0 oder Windstille beginnt und mit

12 oder Orkan endet. Vergleicht man nun die Schiffstagebücher solcher Schiffe, die an bestimmten Tagen, an denen ein Sturm wehte, in dem bestimmten Theile des Meers, wo dieser Sturm herrschte, auf der Fahrt begriffen waren, so lernt man in günstigen Fällen die Geschichte des Sturms genau kennen. Ich sage in günstigen Fällen, denn um ganz auf dem Boden der Thatsachen zu fußen, um nicht auf Vermuthungen und Folgerungen angewiesen zu sein, müssen jene Schiffe, deren Beobachtungen verglichen werden, an den verschiedenen Punkten, die der Orkan nach und nach berührte, aber auch an den Grenzen, wo er aufhörte, so vertheilt gewesen sein, daß sich der Lauf des Luftstroms von Anfang bis zu Ende mit Gewißheit nachweisen läßt. Solche günstige Fälle treten aber ein, wie ein Beispiel erläutern wird. Man kennt den Sturm, der vom 12. September 1839 an von der Breite von Hayti bis zur Küste von Labrador nordwärts mit einer starken westlichen Ausbiegung zog, durch die Schiffstagebücher von 21 Schiffen so genau, daß man eine Karte seines Laufs hat entwerfen können. Dieser Sturm ist entstanden unter 40° w. L. 20° n. Br., südlicher kann er nicht entstanden sein, denn das Schiff Euterpe, das am genannten Tage etwas südlicher stand, hat ihn nicht bemerkt, aber die Blayaise, die in der genannten Breite segelte, hat ihn von allen Schiffen zuerst empfunden. Die nördliche Grenze bezeichnet das Schiff Kleopatra, das an der Küste von Labrador von dem letzten Wehen erfaßt wurde, die östliche und westliche Begrenzung die Schiffe Lottery, Grant, Hester und Brittisch Queen, die theils in westlichem, theils im östlichen Lauf aus dem Bereich des Sturmes hervortraten. Piddington, der eine große Anzahl von Schiffstagebüchern verglich, konnte so viele Stürme mit der größten Genauigkeit verfolgen, Ausgangspunkt, Endpunkt, Begrenzung, wachsende und nachlassende Geschwindigkeit der Bewegung bestimmen.

Jeder Sturm ist ein fortschreitender Wirbelwind — dies ist das Gesetz, auf das alle Beobachtungen hingewiesen haben. Innerhalb der Tropen ist der Lauf der Stürme der Regel nach von Osten nach Westen, zwischen dem 25 und 30 Breitengrade biegen sie sich ostwärts zurück. Diese Bewegung ist den Stürmen auf beiden Seiten des Aequators gemeinschaftlich, im übrigen ist die Bewegung eine entgegengesetzte. Auf der nördlichen Halbkugel dreht sich der Sturm von rechts nach links, in der südlichen von links nach rechts, und hier wie dort geht die Richtung nach dem eigenen Pol zu, ist also bei uns nach Norden gerichtet, jenseits des Aequators nach Süden. Diese Neigung nach dem eigenen Pol ist auch solchen Stürmen eigen, welche die Grenzen niedriger Breiten nicht überschreiten. Die Geschwindigkeit der Stürme ist eine sehr verschiedene, ihre Vorwärtsbewegung variirt von drei bis 43 Seemeilen in der Stunde (20 Seemeilen = 15 Deutschen). Die langsamste Bewegung tritt stets da ein, wo die Stürme ihre Richtung nach Westen in die östliche verwandeln, die schnellste Bewegung wird beobachtet kurz nach dem Entstehen des Sturmes und wenn derselbe, nachdem er ein von Meeren eingeschlossenes Land überschritten hat, wieder offene See erreicht. Die Längenaxe der Stürme ist von beträchtlicher Ausdehnung, zwei Stürme, die im September 1842 und im März 1843, der erste unter 10° n. B., der zweite unter 10° s. B. wütheten, dehnten sich beide über fast 40 Längengrade aus. Die Breite des Sturmlaufs wird in einzelnen Fällen auf mehrere hundert Seemeilen angegeben. Der Einfluß solcher Stürme auf die Luftbewegung der Breiten, in deren Nähe sie kommen, muß ein außerordentlicher sein. Bei zwei Stürmen, welche gleichzeitig, an demselben Tage, 28. November 1843, in gleich weiter Entfernung vom Aequator, unter 5° n. und 5° s. B. ausbrachen, der eine auf unserer Seite mit nördlicher, der andere mit südlicher Richtung, also beide vom Aequator sich entfernend, entstand am Aequator ein Westwind, der zu einem furchtbaren Orkan wurde. Durch die drehende Bewegung der Stürme werden die Passate neutralisirt oder selbst zum Zurückfließen gezwungen, und der Gegenschlag dieser Erschütterungen macht sich bis in hohe Breiten bemerklich. Eben so gewaltig ist der Einfluß auf

das Wasser. Nach einem heftigen Sturm fand Hurst, Kapitän der Brigantine Queen Victoria den Golfstrom neutralisirt, bei einer andern Gelegenheit sah derselbe Seemann diesen Strom in einer der gewöhnlichen entgegengesetzten Richtung fließen. Die Sturmwelle, die der Sturm erzeugt, geht demselben gewöhnlich voran. Bei einem Sturm, der im atlantischen Ocean entstanden, die englische Küste am 28. November 1838 erreichte, war die Sturmwelle um mehrere Stunden früher da als der Orkan und ehe noch das Barometer den schlimmen Gast angekündigt hatte. Reid befand sich zur Zeit des großen Orkans von 1839 auf den Bermuden und hörte deutlich, wie sich die Wellen am 9. September, drei Tage vor dem Eintreten des Sturms, an der südlichen Küste mit lautem Getöse brachen. Am 9. September war aber der Sturm noch innerhalb der Tropen, um volle zehn Breitengrade entfernt. Als er vorüber gebraust war, wurde die Südküste still, und jetzt verwandelte sich die Nordküste in Folge des Rückschlags der Wellen in eine weiße Schaumlinie. 1845 wäre die Fregatte Euridice, die bei leichtem Wind im Hafen St. John auf Antigua vor Anker lag, fast auf das Land getrieben, und doch war das Centrum des Orkans fast fünfzehn Breitengrade entfernt. Diese Wirkung erstreckt sich bis in eine gewisse Tiefe, wie der eben erwähnte Bermudasturm beweist; das Wasser wurde in Ankertiefe einen Tag vor dem Eintreffen des Sturms schlammig. Die Ausdehnung der Stürme nach oben ist dagegen gering und scheint über die niedrigeren Schichten der Atmosphäre nicht hinauszureichen. Man hat darüber mehrere Beobachtungen gemacht, eine der interessantesten ist von Kapitän Newbold mitgetheilt worden. Man weiß, daß die ostindischen Gebirgsketten der Ghauts den Nordost- wie den Südwestmousson aufhalten, wodurch sie zu einer Scheide für die Jahreszeiten werden. Kapitän Newbold bestätigt, daß auch die Stürme an dieser Gebirgsmauer sich brechen. Er erzählt: „Ich bereiste zur Zeit des Sturms von Madras die östlichen Ghauts und befand mich etwas südlich von der Breite von Nellore, als ich ungeheure Massen unregelmäßig gebildeter Wolken im Osten aufsteigen und reißend schnell gegen das Gebirge ziehen sah. Hier wurde die große Masse aufgehalten und sammelte sich in eine lange, horizontale mauerähnliche Bank von kompaktem Ansehen und einer tiefblauen Farbe mit dunkelgrauen, bald flockigen, bald schlichten Rändern, die deutlich hervortraten, wie die Blitze aus der Bank aufzuckten und die düstere Masse erleuchteten. In ihrer Höhe und ihren Umrissen glich diese Masse der Bergschranke, welche sich ihr in den Weg stellte. Sie verharrte in ihrer düstern Haltung anscheinend bewegungslos fast zwei Tage, worauf sie sich auflöste. In dem geschützten Thale, wo ich mich befand, war wenig Wind, der geringe Veränderungen zeigte. Einige höhere Wolken lösten sich von der Bank ab und schwammen langsam westwärts, während von Zeit zu Zeit Theile des obern Randes über die Spitze des Berges hinwegschäumten, ganz so wie die Spitzen der Brandung über die Uferfelsen spritzen und sich in Staub auflösen.“

Die furchtbaren Wirkungen namentlich tropischer Stürme sind aus vielfältigen Erzählungen von Seeleuten bekannt. Besonders berüchtigt sind die Typhons der chinesischen Meere, die Stürme des Meerbusens von Bengalen, die Tornado's der afrikanischen Westküste und der westindischen Inseln, die Nortes des Golfs von Meriko. Ein Beispiel wird genügen. Der Sturm vom 2. August 1837 wurde den im Hafen von Portorico ankernden Schiffen vom Hafenmeister vorher angezeigt, aber doch konnte sich keines der 33 Schiffe so sichern, daß nicht alle ihren Untergang gefunden hätten. Derselbe Sturm zerstörte auf St. Thomas das Hafenfort so, als wäre dasselbe mit Baterien zusammen geschossen. Vierundzwanzigpfünder wurden vom Winde fortgeführt, ein großes schöngebautes Haus von seinem Fundament losgerissen und aufrecht mitten auf die Straße gestellt, andere Häuser geradezu umgekehrt. Für Schiffe sind besonders die kleineren Wirbelwinde gefährlich, die in dem großen Wirbelwinde des fortschreitenden Sturmes sich bilden,

in jeder Richtung fortgestoßen werden und plötzlich da sind. Reid protokollirte die Erklärung eines spanischen Schiffskapitäns, der von einem solchen Wirbelwinde überfallen wurde, weil er die Warnungen des Barometers übersehen hatte. Er fuhr unter vollen Segeln, bei schönem Wetter und leichtem Wind, der aber in Wahrheit schon das Wehen am äußern Rande des Sturmkreises war. Plötzlich war der Wirbelwind da, und im nächsten Moment stand das Schiff auf dem Kiele. Am Lande treten schreckliche Ereignisse ein, wenn der Sturm an und für sich auch nicht verwüstet. Der Orkan, der vom 12. November bis zum 16. von den Andaman-Inseln quer über die Bucht von Bengalen nach Coringa zog, trieb Wellen vor sich her, die, indem sie zugleich die Gewässer des Godavery aufstaueten, das flache Land weit und breit überschwemmten und mehr als 20,000 Menschen den Tod brachten. Ein Küstenfahrer, den die Wellen an das Land warfen, konnte erst bei der Pagode von Onagalo, eine Meile landeinwärts, Anker werfen. Der Regenfall erreicht bei starken Stürmen eine sehr bedeutende Höhe, an der Sternwarte von Dodabetta, 3640 Fuß über dem Meer, notirte man während eines Orkans einen Regenfall von 18 Zoll Höhe, in Tellicherry von 29 Zoll.

Die Weisungen, welche das in der ganzen englischen Marine eingeführte Werk von Reid: Das Gesetz der Stürme, enthält, machen es dem Schiffer möglich, Stürmen auszuweichen, oder, wenn sie davon erfaßt sind, aus dem Strome hinauszukommen. Wenn der Schiffer sich merkt, daß jedes Wehen, wobei der Wind viert und das Barometer fällt, ein fortschreitender Wirbelwind d. h. ein Sturm ist, und wenn er dann auf das Einsetzen des Windes und das Fallen des Barometers achtet, so braucht er den Orkan nicht zu fürchten. Das Einsetzen des Windes zeigt ihm, wie sein Schiff zum Mittelpunkt des Wirbelwindes steht, namentlich ob er diesen Mittelpunkt zu seiner Rechten oder zu seiner Linken hat, das Fallen oder Steigen des Barometers belehrt ihn, ob er sich dem Mittelpunkt nähert oder sich davon entfernt. Zur Erläuterung wähle ich ein Beispiel, das um so mehr Interesse hat, als die Beobachtung zu einer Zeit gemacht wurde, in der die Theorie der Stürme zwar gefunden war, aber bei den praktischen Seeleuten noch auf Mißtrauen stieß. Kapitän Hall, von dem der Bericht herrührt, wollte, als er den Sturm kommen sah, die ihm bekannt gewordene Theorie prüfen und fand sie völlig bestätigt. Hall erzählt: „Drei bis vier Tage von Makao unter Segel, bemerkte ich Mittags einen Ring um die Sonne von höchst ungewöhnlichem und drohendem Aussehen. Der nächste Tag brachte leichten Wind, aber hohe Wellen. Der Nachmittag war merkwürdig schön, aber indem ich mein Auge auf das Barometer richtete, sah ich, daß es seit Mittag beträchtlich gefallen war. Ich glaubte zuerst, daß Jemand damit zu thun gehabt habe, aber als ich eine halbe Stunde später nachsah, fand ich, daß es abermals beträchtlich gefallen war. Das Wetter blieb sehr schön, was mich einigermaßen Wunder nahm, ich schenkte indessen meinem alten Freunde Glauben, der mir durch zeitige Warnungen manches Segel, manche Stange erhalten und mir durch manche unbehagliche Nacht geholfen hatte. Auch bei dieser Gelegenheit bewährte sich seine Zuverlässigkeit, und ich würde es sehr zu bereuen gehabt haben, wenn ich ihm nicht gefolgt wäre. Da um drei Uhr Nachmittags das Barometer noch immer fiel, obgleich das Wetter schön blieb, so traf ich alle Vorkehrungen gegen einen Sturm. Die Matrosen glaubten eine thörichte Arbeit zu verrichten, allein wenige Stunden später waren die ungläubigsten überzeugt, daß ich recht gethan hatte. Stille folgte auf das Geräusch, und da das Barometer noch immer fiel, sagte ich zu mir selbst: „Jetzt kommt in Wahrheit einer dieser Typhons."

Gegen Abend bemerkte ich in Südost eine Bank. Die Nacht brach herein, die Bewegung des Wassers blieb regelmäßig, aber die Luft sah düster aus, von Nordost zog ein Platzregen heran, der Wind blies rein aus Nord. Mit größtem Interesse erwartete ich den Eintritt des Sturms, und da mir daran lag, die Richtigkeit der Theorie zu prüfen, so suchte ich meine Stellung zum Mittelpunkt des Sturms zu ermitteln. Die Bank in Südost war jedenfalls das Meteor, das

uns näher kam, der Regenguß in Nordost der äußere nordwestliche Theil desselben, und als in der Nacht eine starke Kühlte aus Nordnordwest zu blasen anfing, da war ich überzeugt, daß wir uns am westlichen und südlichen Rande des Wirbelwindes befanden. Dieser nahm reißend schnell an Gewalt zu, doch bald sah ich zu meiner Freude, daß der Wind nach Nordwest vierte, denn ich war nun überzeugt, daß mein Steuern nach Südwest das richtige sei. Von zehn Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags des folgenden Tags stürmte es mit großer Gewalt. Das Barometer stand sehr niedrig, der Wind kam ziemlich aus Westnordwest, der Mittelpunkt des Sturmes ging ohne Zweifel nordwärts bei uns vorbei, und wir würden diesem Mittelpunkte sehr nahe gewesen sein, wenn wir statt nach Südwest nach Nordost gesteuert hätten. Um fünf Uhr Nachmittags kam der Wind von Westsüdwest, seine Gewalt nahm merklich ab, das Barometer stieg. Um sechs Uhr, bei einer frischen Kühlte, ließ ich Segel setzen, um wieder alten Kurs zu steuern. Ich wandte Nordwest, der Wind war jetzt Südwest zu Südsüdwest geworden, aber in weniger als zwei Stunden kamen zwei heftige Güsse, und das Barometer begann wieder zu fallen. Ich überzeugte mich, daß wir uns dem Centrum des Sturms wieder näherten, und daß die Theorie keine bloße Spekulation sei. Ich steuerte also wieder Südost, und als ob mir hätte bewiesen werden sollen, welchen Unterschied eine, wenn auch kleine Entfernung vom Mittelpunkte des Sturmes macht, wurde das Wetter sofort besser. Am nächsten Morgen war das beste Wetter, der Wind kam aus Südost mit einem mächtig rollenden Wogenschwall aus Westen. Bis zum Nachmittag lag westwärts ein sonderbarer dunkler Schein, ein Beweis, das das Meteor jetzt dort stand, das den Tag zuvor sich in Südost gezeigt hatte, dessen Kurs, indem es etwas nördlich von uns vorbeigegangen war, von Südost zu Nordwest übersprang. Als wir ein paar Tage später zu Hong Kong ankamen, hörten wir, daß dort Sturm gewesen sei, doch kein heftiger. Der Sturm war augenscheinlich von geringer Ausdehnung, und sein Centrum lag zwischen dem Schiffe und Hongkong. Ich würde das Vergnügen gehabt haben, mitten durch dieses Centrum hindurch zu segeln, wenn ich unaufmerksam auf die Warnungen des Barometers gewesen wäre, und die Resultate der wissenschaftlichen Vergleichung verschiedener Stürme nicht beobachtet hätte."

Ueber die Stürme in dem Meerbusen von Bengalen und im chinesischen Meer sind die sichersten Beobachtungen angestellt worden. Für die Entstehung von Stürmen scheinen die Andamaninseln im erst genannten Busen besonders bedeutsam zu sein, die meisten Stürme kamen von ihnen und zogen entweder nordwestlich nach Coringa oder nornordwestlich nach Kalkutta. Die Typhons der chinesischen Meere, nördlich vom Aequator, sind den westindischen Orkanen sehr nahe verwandt und fallen auch in dieselben Jahreszeiten. Von dreißig Typhons, die Piddington genau verfolgen konnte, kam einer im Juni vor, vier im Juli, fünf im August, zehn im September, sieben im Oktober und drei im November. Einige Stürme brachen bei Labuan 5° n. Br. aus, dies sind jedoch Ausnahmen, im allgemeinen ist der Ausgangspunkt nicht südlicher als unter dem 15°. Noch wenig bekannt sind die Stürme des arabischen Meers und des rothen Meers, neuerdings bemüht sich die Dampfschifffahrts-Gesellschaft für direkte Fahrt nach Europa Data zu sammeln, wodurch man zugleich über die Stürme im Mittelmeer und an der europäischen Seite des atlantischen Oceans ins Klare zu kommen hofft. Im indischen Ocean jenseits des Aequators sind 33 Stürme genau beobachtet worden. Ihr Lauf bildet eine Reihe von Kurven, die einander fast parallel laufen, wodurch bewiesen wird, daß die Stürme des indischen Oceans im allgemeinen demselben Zuge folgen. Diejenigen dieser Stürme, die man bis zum 25° s. B. hat verfolgen können, haben sich dort sämmtlich ostwärts gebogen, und ihr Gang ist, nur in umgekehrter Richtung, dem der Stürme nördlich vom Aequator so ähnlich, daß, wenn man eine Sturmcharte der nördlichen Halbkugel beim 25° n. B. einknickt und umkehrt, eine treue Darstellung der Sturmzüge im indischen Ocean entsteht.

Die Beobachtung der Stürme wird mit den verwickelteren Verhältnissen schwieriger, wenn wir die niedrigen Breiten verlassen. Hier begegnen uns als die wichtigsten, zugleich auch unbekanntesten Stürme die Nordstürme des mexikanischen Golfs, die mit den Orkanen der westindischen Inseln in naher Verbindung zu stehen und mit den Stürmen in den Vereinigten Staaten identisch zu sein scheinen. Sie herrschen vom September bis zum März, erreichen rasch, in vier bis fünf Stunden, ihre größte Stärke, und dauern in dieser Stärke zwei Tage, worauf sie noch längere oder kürzere Zeit zu wehen fortfahren. Sie folgen einander so rasch, daß zwischen dem überstandenen und dem kommenden Sturm gewöhnlich nicht mehr als vier bis sechs Tage liegen. Im stillen Meer herrschen vom Juli bis zum Oktober so furchtbare Orkane, daß die Häfen San Blas und Acapulco häufig unzugänglich sind, und selbst vom Oktober bis zum Mai werden diese Küsten von ungestümen Winden, den papagallos der Spanier, heimgesucht. Diese papagallos sind wahrscheinlich die Kehrseite der Nortes auf der andern Seite des Festlandes, so daß auch hier das Gesetz der Drehung sich bewährte. Wie nun die Stürme auf der uns zugekehrten Küste der Vereinigten Staaten Fortsetzungen der westindischen Orkane sind, so vermuthet man aus guten Gründen, daß die Nortes, welche mit den westindischen Orkanen parallel laufen, in den meisten Fällen identisch sind mit den Stürmen, die westlich von den Alleghanies über das Innere der Vereinigten Staaten und der brittischen Provinzen wehen. Noch mehr wachsen die Schwierigkeiten in Europa, wo oft mehrere Stürme, die den Pol nicht mehr zu erreichen vermögen, sich kreuzen. An einzelnen Stürmen hat man den Charakter eines fortschreitenden Wirbelwindes mit Bestimmtheit nachgewiesen, am schlagendsten an dem Sturme vom 28. Febr. 1849, dessen Centrum in nordwestlicher Richtung durch den irischen Kanal ging und quer durch den Süden von Schottland zog, während das östliche Segment des Sturmes den Süden von England heimsuchte, große Bäume entwurzelte und mehrere Schiffe an der Küste zerschellte. An diesem 28. Februar blies der Wind in Kinnaird aus Südosten, in Montrose aus Südsüdost, in Edinburg aus Süden, in Yorkshire aus Südwesten, am Leuchthurm von Pladda aus Westnordwest, am Leuchthurm von Corsewell aus Nordwest, am Leuchthurm von Skerryvore aus Norden, am Leuchthurm von Islandglaß aus Nordost, am Leuchthurm von Pentland Skerries aus Osten. Der Physiker Milne, der in den englischen und schottischen Fischerdörfern über Stürme Vorlesungen hält, pflegt seine Zuhörer zu ermahnen, nicht blos das Barometer, sondern auch die Sturmwoge zu beachten, die den Sturm ankündigt. Fischern von der Bai von Biscaya würde dieser Rath nichts helfen, denn der berüchtigte Wogenschwall dieser Bucht giebt nicht Kunde von kommenden, sondern von vorübergezogenen Stürmen.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß die gewichtigsten Beobachtungen der Stürme sich für jetzt noch auf die niedrigen Breiten beschränken. So war es auch bei der Beobachtung der allgemeinen Luftbewegungen, diese begannen ebenfalls mit den einfachen Erscheinungen unter den Tropen, und erst einem Dove ist es gelungen, die mehr verwickelten Gesetze unserer Breiten aufzuklären.

Dyce Sombre, nach der gewöhnlichen Schreibart Dyce Somru, Oberst in der ostindischen Armee Englands, ein Mann der einige Jahre lang viel von sich reden machte, ist am 3. Juli 1851 in London gestorben. Das Interesse, das sich an diesen Mann knüpft, liegt weniger in seiner Persönlichkeit, als in seiner Abstammung. Sein Großvater väterlicher Seite war ein Schotte, ein Sohn der guten Stadt Aberdeen, sein Großvater auf mütterlicher Seite ein Deutscher oder Franzose aus dem Elsaß, ein geborener Straßburger. Die Großmütter väterlicher und mütterlicher Seite waren indische Beischläferinnen mahomedanischen Glaubens. Die Geschichte des Großvaters und der Großmutter mütterlicher Seite ist besonders bemerkenswerth. Der Großvater war nach Einigen ein deutscher Abenteurer Namens Sommer, nach andern Nachrichten, welche die richtigeren zu sein scheinen, war es ein Franzose Namens Reynard, der wegen seines finstern Aeußern den Beinamen Sombre erhalten hatte. In Indien wurde daraus

Somru gemacht, und als später der Name des schottischen Großvaters Dyce zugefügt wurde, war der Familienname Dyce Somru fertig. Reynard trat in den Dienst von Mir Cassim, Nabob von Bengalen, während dieser Krieg mit den Engländern führte. Um sich für die Einnahme einer seiner Festungen zu rächen, beschloß der Nabob seine englischen Gefangenen zu ermorden und ließ 200 derselben zum Tode führen. „Er fand," sagt einer der englischen Geschichtschreiber über Indien, „ein bereitwilliges Werkzeug in einem französischen Renegaten, der Somru hieß." Es hätte noch hinzugefügt werden können, daß alle Hindu-Anführer die Uebernahme des Henkerdienstes verweigert hatten. Dies geschah im Oktober 1763, einen Monat später wurde Patra, wo diese Metzelei stattgefunden hatte, von den Engländern angegriffen und mit Sturm genommen. Reynard floh, um dem Galgen zu entgehen, und da er ein Mann von Muth und Unternehmungsgeist war, so gelang es ihm später in dem nordwestlichen Theil von Indien zu Surdhana, in der Nähe von Delhi, ein unabhängiges Fürstenthum zu gründen. Dies war in dem Augenblicke des Zerfallens des mongolischen Reichs kein schwieriges Unternehmen. Nicht lange nachher führte ein irischer Schiffsjunge von der Flotte des Admiral Hughes, Georg Thomas mit Namen, dasselbe Stück in einem noch größern Maßstabe aus. Reynard verliebte sich in eine Tänzerin aus Kaschmir, bekehrte sie zum römisch-katholischen Glauben und heirathete sie. Dies ist die berühmte Begum Sumru, deren Beiname Begum im Persischen „eine Frau von Rang" bedeutet. Von der Begum hatte Reynard keine Kinder, eine Tochter, die er mit einer mahomedanischen Beischläferin erzeugt hatte, wurde später von der Begum den Sitten und Gebräuchen des Orients gemäß als ihr eigenes Kind adoptirt. Die Ehe wurde bald durch den Tod des Mannes aufgelöst. Wie erzählt wird, kam Reynard auf einer nächtlichen Reise durch einen „irrthümlichen" Ueberfall seiner eigenen Leute um, und die Begum soll um den Irrthum vorher gewußt haben. Sie trat nach diesem traurigen Fall die Regierung an und verwaltete ihr Fürstenthum fast ein halbes Jahrhundert lang mit großem Geschick. 1803 focht sie bei Assye als Verbündete des Mahrattenfürsten Scindiah gegen den Herzog von Wellington, nach der Niederlage floh sie in das nördliche Hindostan und machte ihren Frieden mit dem Marquis von Wellesley unter der Bedingung, daß ihr Fürstenthum nach ihrem Tode an die brittische Regierung falle, ihr persönliches Eigenthum aber zur Disposition ihrer Familie bleibe. Ihre Adoptivtochter verheirathete sie mit einem Herrn Dyce, dem Sohn des Kapitän Dyce aus Aberdeen mit einer mahomedanischen Beischläferin. Dieser Dyce sollte ihr Erbe werden und war der Befehlshaber ihrer kleinen Armee, aber in ihrem hohen Alter entdeckte sie, daß ihr Schwiegersohn in eine Intrigue gegen sie verwickelt sei, enterbte ihn, warf ihn ins Gefängniß und substituirte statt seiner seinen Sohn, den 1851 verstorbenen Dyce Somru. Obgleich die alte Begum wechselsweise Katholikin und Mahomedanerin war, in einem Jahre eine Moschee, im nächsten eine Kathedrale baute, so ließ sie ihren Enkel doch von einem Geistlichen der englischen Hochkirche im Protestantismus erziehen. Er trat dann in die Armee, d. h. er kaufte mit seinem Gelde eine Offizierstelle, und kam durch verschiedene Käufe so hoch in der Rangstufe aufwärts, daß er endlich mit dem Titel eines Obersten ausscheiden konnte. Nach dem Tode der Begum kam er nach England, wo er ein ungeheures Aufsehen erregte. Die eigenthümliche Geschichte seiner Familie, der Ruf seiner ungeheuren Reichthümer, dem er durch kolossale Verschwendungen entsprach, seine fremdartigen halb wilden Manieren machten ihn zum Löwen des Tags. Aus diesem Aufsehen, das er machte, entsprangen für den armen Hindu-Europäer Leiden auf Leiden, nach einem kurzen Verweilen im Sonnenschein des Glücks wurde er in die Nachtseite des Lebens versetzt. Er hatte nichts als Unglück. Sein komischer Entschluß, unter den Gesetzgebern Englands Platz zu nehmen, trug ihm bittere Früchte. Mit allen Mitteln war es ihm geglückt, einen Sitz zu erlangen, aber kaum hatten sich ihm die Hallen des Parlaments eröffnet, so folgte ihm eine Klage wegen Wahlbestechung, und der Gegenstand der Klage wurde in ein so helles Licht gesetzt, daß er nicht blos ausgestoßen wurde, sondern auch der Wahlflecken Sudbury, der dem Halbwilden seine Interessen anvertraut hatte, wegen Mißbrauchs sein Wahlrecht verlor. Dann ließ er sich verleiten, in eines der tausend Netze zu gehen, welche die Töchter des Landes nach ihm auswarfen. 1840 meldeten die Zeitungen seine Verheirathung mit der ehrenwerthen Mary Ana Jervois, Tochter des Grafen St. Vincent. Kurze Zeit darauf war von dieser glücklichen Ehe etwas Neues zu melden: die zärtliche Gattin und deren Familie erklärten den Ehemann für verrückt, und verlangten die Verwaltung seines gesammten Vermögens zu erhalten. Die schändliche Procedur, der der Bedrohte mit einer Klage auf Scheidung begegnete, führte wirklich zum Ziel, was in jedem Lande außer England unmöglich gewesen wäre. Der Court of Chancery erkannte nach dem Wunsch der Bittsteller, obgleich Dyce Somru gar nicht verrückt war, wie er gleich zeigte, indem er sogleich auf das Festland entwich und die Vollstreckung des Urtheils unmöglich machte. Nach jahrelangen Anstrengungen hatte er das Urtheil endlich umgestoßen und kehrte nach London zurück, nur um in eine sehr schmerzhafte Krankheit zu verfallen, an der er am 3. Juli 1851 gestorben ist. Seine Verschwendungen haben sein Vermögen bedeutend gelichtet, seine Erben, die Gatten seiner beiden Schwestern, Kapitän Troup und General Soldroli, finden aber doch noch einen artigen Rest von 500,000 Pf. St. (fünf Millionen Gulden Conventions-Münze), die beim Anglo-Indian-Exchequer deponirt sind.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. C. Gato in Meißen.

Die freien Gemeinden.*) Die Bewegungen in der protestantischen Kirche, deren Produkt die freien Gemeinden sind, entstanden auf demselben Boden, aus dem die Reformation hervorgegangen ist. Die Stätten, wo einst Luther und Melanchthon wandelten, jetzt Theile des preußischen Staats, sind auch die Ausgangspunkte der Lichtfreunde, aus denen dann die freien Gemeinden hervorgingen. Diese waren ursprünglich ein Ausdruck der Opposition, die dem Begriff des christlichen Staats sich immer entschiedener engegenstellte, je mehr derselbe von den Trägern der Staatsgewalt adoptirt und in unduldsamer Weise angewendet wurde. Der Bildung der Lichtfreunde selbst ging eine längere Polemik voraus, unter deren Organen auf lichtfreundlicher Seite besonders die kurz zuvor gegründete „Leipziger (später Deutsche) Allgemeine Zeitung" von Brockhaus zu nennen ist. Die nächste lokale Veranlassung zur Entstehung der Lichtfreunde war ein Streit des Pfarrers Sintenis mit dem Bischof Dräseke, wobei auf beiden Seiten stark gefehlt wurde, von Sintenis, daß er wegen eines Oelgemäldes auf der Kunstausstellung, das Gebet einer Bauernfamile im Walde vor einem Kruzifix darstellend, einen Jahrelang nachhallenden Lärmen erhob, mit dürrem Zelotismus von der Kunst forderte, daß sie bei der Dogmatik in die Schule gehe, sich der Begünstigung katholisirenden Unwesens und des Aberglaubens enthalte, von Dräseke, daß er eine mit der protestantischen Grundanschauung sich begegnende Meinung so streng verfolgte, um sogar die Absetzung des Pfarrers Sintenis leidenschaftlich zu betreiben. Wie dieser Streit sich ausdehnte und zu einem Kampfe gegen die Amtsführung des Bischofs Dräseke überhaupt wurde, machte das geschlossene Auftreten der Gegner bei der liberalen Partei das Bedürfniß eines engeren Anschließens rege, und daraus ging 1841 eine Versammlung in Gnadau hervor, deren Mitglieder sich mit dem Namen „protestantische Freunde" benannten und durch ihr Organ: „Blätter für christliche Erbauung" mit vielem Glück Anhänger warben. Von 1841—1845 gewann die Bewegung mit jedem Jahre Ausdehnung, die 16 ursprünglichen Gründer, die Theilnehmer an der Gnadauer Versammlung, wuchsen zu hunderten an, die Laien drängten sich so eifrig herbei, daß auf der Frühlingsversammlung in Köthen von 1845, die im Freien gehalten werden mußte, 3000 Anwesende gezählt wurden. Viele von diesen kamen, weil sie auf keine andere Weise ihre Freude an einem bewegten öffentlichen Leben und an parlamentarischer Debatte an den Tag legen konnten, die polizeiliche Schranke gestattete nur diese Art von Volksversammlungen, darum besuchte man sie. Dies Motiv hatten die Gegner bald erkannt und machten daraus den Vorwurf, daß das Ganze eine verkappte politische Bewegung sei, daß man dem Volksbewußtsein, dessen Indifferentismus in staatlichen Dingen nach wie vor die alte sei, mittelst eines Umwegs über religiöses Gebiet beikommen wolle. Was die hauptsächlichsten Führer der Lichtfreunde betrifft, so war die Anklage unbegründet, diese hatten für nichts Sinn, als für ihre engen kirchlichen Zwecke, und überschätzten den von ihnen gegebenen Impuls dergestalt, schrieben ihrem Ziel eine so wohlthätige Wirkung zu, daß sie ganz zufrieden gewesen wären, wenn das gesammte deutsche Volk mit Hintansetzung aller andern Bestrebungen um sie und ihren kleinen Kreis sich gruppirt hätte. Wenn sie für Großes und Allgemeines einen Blick gehabt hätten, so würden ihre Anstrengungen einer deutschen zunächst preußischen Kirchenverfassung gegolten haben, deren Mangel zum großen Theil die krankhaften

*) Vgl. die Artikel: Die Lichtfreunde, B. 1. S. 289 fgg., Karl Bernhard König, B. 1. S. 177, Julius Rupp B. 2. S. 280, Uhlich, B. 1. S. 625 und Gustav Adolf Wislicenus, B. 1. S. 650. Ferner sind zu vergleichen die Artikel: Die deutsch-katholische Kirche B. 1. S. 160, das zweite Konzeil der deutsch-katholischen Kirche, B. 2. S. 891 und die Biographien von Robert Blum, Ronge, Czersky und Wigard.

Erscheinungen auf dem kirchlichen Gebiet hervorruft. Daß die Lichtfreunde beim Ziel vorbeigingen, daß sie Unrecht thaten Dogmatisches voranzustellen, hätten sie schon dadurch inne werden können, daß ihre Hauptgegner aus einem Kreise kamen, dessen Angehörige unter dem Mangel einer Kirchenverfassung nicht weniger litten als sie selbst. Professor Guericke und die meisten andern literarischen Feinde waren Altlutheraner, und die herrschende Partei konnte ruhig zusehen, wie die beiden Extreme sich in täglichem Kampfe aufzureiben suchten und sich gegenseitig schwächten. Mit der Frühlingsversammlung von 1845 trat eine Wendung ein. Bis dahin hatten die Lichtfreunde nur ganz allgemein als Rationalisten sich gegeben, und wie auch der Einzelne denken mochte Konflikte mit der Konsistorialkirche gemieden. Sie hatten erklärt, konservativ für die Freiheit in der Kirche eintreten und Uebergriffe abwehren zu wollen. Auf jener Köthener Versammlung machte man die Sache des Pfarrers Wislicenus, dessen Schrift: Ob Geist, ob Schrift? den größten Sturm erregt und dem Verfasser eine Disciplinaruntersuchung zugezogen hatte, zu einer allgemeinen Angelegenheit der Lichtfreunde, und regte zu Protesten an „gegen die Anmaßungen einer bekannten Partei, die seit einigen Jahren mit wachsender Zuversicht in der evangelischen Kirche hervortrete, klein an Zahl, jedoch bedeutend durch äußere Stützen, den freien lebendigen Glauben an die starren Dogmen und Formeln vergangener Jahrhunderte fesseln wolle und stets kühner und unverhüllter, leider nicht ohne Erfolg, nach äußerer Herrschaft über das kirchliche Leben strebe." Daß die Lichtfreunde mit diesem Protest auf dem richtigen Wege waren, zeigte der augenblickliche sehr bedeutende Erfolg. Die Protestbewegung ging durch alle preußischen Provinzen, in Schlesien und Sachsen namentlich betheiligten sich alle Klassen der Bevölkerung, ganze Kollegien, in Berlin selbst traten 86 namhafte Geistliche, ferner die beiden Bischöfe Eilert und Dräseke insofern bei, als sie das Treiben der „evangelischen Kirchenzeitung" von Hengstenberg mit strengen Worten verdammten. Die Spitze dieser Bewegung ist die Eingabe des Berliner Magistrats an den König vom 22. August 1845. Dieses Aktenstück, das der König in seiner Antwort richtig als eine lange theologische Abhandlung bezeichnete, sprach im Namen der rationalistischen Partei und beanspruchte als dem Kern des Protestantismus entsprechend die vollkommenste Freiheit der Forschung, der Ueberzeugung und der Mittheilung. Viele Stellen waren Anklagen gegen die Partei, der „Evangelischen Kirchenzeitung", die sich verhalte wie das Judenthum bei dem Eintritt des Christenthums in die Welt, wie die römische Kirche bei der Reformation. „In ihrem Grundirrthum befangen", sagte der Berliner Magistrat von dieser Partei, „daß die christliche Wahrheit nur allein in der überlieferten Form enthalten, nur ein äußeres Objekt des Glaubens, nicht das innerste und wahre Wesen des Menschen selbst sei, verliert sie diese selbst und erhält statt der Wahrheit deren Form und Schein, statt der Freiheit die Knechtschaft, statt des Evangeliums die Glaubenssatzung, statt des Prinzips des Protestantismus das Prinzip des Katholicismus als ihren Theil." Der König in seiner Antwort wies diese Anklage zurück, indem er erklärte, es berühre ihn auf das allerschmerzlichste, die kirchlich Gläubigen der evangelischen Kirche als eine Partei bezeichnen zu hören. Nicht diejenigen klage der Magistrat an, denen kein Kriterium fehle, was eine Partei und zwar eine sehr gefährliche Partei bezeichne, sondern die Gläubigen. „Sie klagen diese Männer bei mir an in einer Zeit, wo unsere Kirche betrübt und geschändet wird von solchen, die dieselben theuren Eide auf unser Bekenntniß geleistet haben wie jene, und zwar freiwillig, unaufgefordert, feierlich vor Gottes Altar, und die mit diesem Eide im Gewissen umhergehen, den Abfall predigen, sich dabei ungesetzlicher Mittel bedienen, das Volk aufregen und Volksversammlungen ausschreiben." Der Stolz der Lichtfreunde konnte sich völlig befriedigt fühlen durch die Bedeutung, die ihnen diese Auftritte in Berlin beilegten. Von beiden Seiten verfuhr man dabei mit großer Feierlichkeit. Der Magistrat ging im Zuge, in der Amtstracht

zum Schlosse, an dessen Eingange Hurrahs der Volksmenge ihn begrüßten und entließen, der König empfing die erste bürgerliche Behörde seiner Hauptstadt im Thronsaal, auf den Stufen des Throns stehend. „Ganz Europa hat die Augen auf uns gerichtet und auf die Bewegungen in unserer Kirche", sagte er in seiner Rede, und mehr als dieses Anerkenntniß konnten die Lichtfreunde gewiß nicht verlangen.

Das Jahr 1845 war ein Jahr großer Thätigkeit für die Lichtfreunde. In der Provinz Sachsen und im Königreich Sachsen folgten ihre Versammlungen rasch auf einander, ihre beliebtesten Redner leiteten dabei die Verhandlungen, Uhlich reiste von Ort zu Ort. Einzelne Störungen durch Gegner wurden keineswegs höflich beseitigt, dem bekannten, seitdem zur katholischen Kirche übergetretenen Franz von Florencourt, der bei einer Zusammenkunft in Naumburg an der Saale Opposition machte, drohte der Turnvater Jahn „mit dem Knüppel aus dem Holzlande." Das Verbot der Regierungen von Sachsen und Preußen, womit die erstere voranging, machte diesen Zusammenkünften ein Ende. Inzwischen war die Bewegung aus ihrem anfänglichen Bett getreten, aus den Lichtfreunden fingen sich an freie Gemeinden zu bilden. Das war ein großer Fehler, die Lichtfreunde erfüllten damit den heißesten Wunsch ihrer Feinde, sie thaten freiwillig, wozu jene auf jede Weise sie zu drängen suchten. Sie verloren durch ihren Austritt jedes Mittel, sich in der Kirche Geltung zu verschaffen, sie isolirten sich von ihren eigenen Anhängern, denn die Erwartung war eine thörichte, daß alle die, welche in ihrem Herzen die rationalistische Ansicht billigten, der neuen Sekte sich anschließen würden. Lauwarme Theilnahme ist nicht für Märtyrerthum gestimmt und bringt nicht einmal Opfer, die doch in ziemlich hohem Grade erfordert wurden, um die Kirche aus eigenen Mitteln zu erhalten und gegen polizeiliche Drangsale zu schützen. In Königsberg bildete sich unter Rupp die erste „freie Gemeinde" (1845), mit unklaren Tendenzen, so daß die Gegner bald von hierarchischen Gelüsten des Stifters, bald von kommunistischer Propaganda sprechen konnten. Das brüderliche „Du", das Rupp in seiner Gemeinde einzuführen suchte, hat sich später bei andern Genossenschaften dieser Richtung Bahn gebrochen. Eine zweite Gemeinde bildete in Halle Wislicenus, der aber wie schon früher viel weiter ging als seine Freunde, indem er das „christliche" Prinzip aufgab und demselben das „religiöse" Prinzip substituirte. Einen Priesterstand erkannte diese Gemeinde nicht an, „Weg mit dem Priesterrock!" war ein Lieblingsausspruch ihres Führers, der außerdem Sälen vor Kirchen für Religionsübung den Vorzug gab, statt der Kirchengesänge muntere Lieder verlangte, deren Begleitung der Orgel nicht früher gestattet werden sollte, als wenn sie „wiedergeboren" wäre. Ferner traten freie Gemeinden ins Leben in Nordhausen, Quedlinburg und Halberstadt; Leiter waren hier und in Halle Benfey, Horarik, ein ehemaliger katholischer Geistlicher aus Ungarn, die Brüder Balzer, Schönemann und ein Bruder von Wislicenus. Die Theilnahme fiel mithin unverhältnißmäßig geringer aus, als man erwartet hatte, und nicht blos was die Quantität, sondern auch was die Qualität der Theilnehmer betraf. Diese bestanden größtentheils aus Kleinbürgern, denen es einen gewissen Kitzel verursachte, von den Orthodoxen als Ketzer verabscheut und von ihren Mitbürgern als Freigeister angestaunt zu werden. Die Politiker, die mit den früheren Lichtfreunden Hand in Hand gegangen waren, zogen sich jetzt zurück, R. Haym, später Mitglied des deutschen Parlaments und noch später aus Berlin als Redakteur der „konstitutionellen Zeitung" ausgewiesen, schrieb den freien Gemeinden einen Absagebrief unter dem Titel: „Die Krisis der religiösen Bewegung." Einer der eifrigsten Lichtfreunde in Halle, Dr. Schwetschke, als Verfasser der Frankfurter: Novae epistolae obscurorum virorum ein paar Jahre später allgemein bekannt geworden, schloß sich nicht den freien Gemeinden, sondern den Deutschkatholiken an. Die meisten und namhaftesten Lichtfreunde blieben in der Kirche, unter ihnen Uhlich, der als Pastor der Katharinenkirche zu Magdeburg den hohen Ruf, der ihm vorausgegangen war,

in vollem Maße bethätigte, und der deshalb von den Orthodoxen mit aller Macht zu einer Sache gedrängt wurde, die für verloren galt, auch wenn er derselben seine große Kraft widmete. Dem Konsistorium zu Magdeburg, das von Göschel und v. Gerlach (s. d.) geleitet wurde, gelang endlich die Lösung der Aufgabe. Man zog Uhlich wegen einer am Osterfeste von 1847 gehaltenen Rede zur Verantwortung und legte ihm zwei Fragen vor: „1) Sind Sie entschlossen, die kirchenordnungsmäßigen Vorschriften der Agende von nun an bei allen Ihren Amtshandlungen treu und pünktlich zu befolgen? 2) Wollen Sie gegen das Bekenntniß der evangelischen Kirche, wie es der lutherischen und reformirten Kirche gemeinsam ist, namentlich auch gegen das apostolische Glaubensbekenntniß, niemals und in keiner Weise künftig angreifend verfahren?" Uhlich gab auf diese Fragen ausweichende Antworten, und das Verfahren gegen ihn lenkte nun rasch in einen solchen Gang ein, daß er, das Ziel nahe vor Augen sehend, zu Ende 1847 aus der Landeskirche austrat. Seine freie Gemeinde in Magdeburg hielt noch am festesten an positiven Sitzungen und war zugleich die volkreichste von allen.

Die Revolution von 1848 ist eine mächtige Scheidewand zwischen der alten und neuen Thätigkeit der freien Gemeinden. So lange die Bewegung andauerte, kamen sie fast ganz in Stillstand. Wie viele der deutsch-katholischen Führer, Ronge, Wigard, Robert Blum, Dowiat u. a. m. ihre Kirche über der Politik vernachlässigten, so warfen sich auch die Hauptleiter der freien Gemeinden und Lichtfreunde in die staatliche Bewegung. Uhlich, Balzer, Hildenhagen u. a. m. waren Abgeordnete des preußischen konstituirenden Landtags, nicht zu ihrem Vortheil, da sie als Politiker einen Theil des Rufs eingebüßt haben, den sie als Kanzelredner erworben hatten. Fortschritte machte in dieser Zeit nur der Deutschkatholicismus, dem sich in Oesterreich und im katholischen Süden überhaupt Aussichten eröffneten, die ein paar Monate lang mit Eifer verfolgt wurden. Dieses Aufgeben der freien Kirche gerade in einer Periode, wo das Feld für sie offen lag, ist bezeichnend genug, und den freien Gemeinden muß allein die Schuld beigemessen werden, daß ihre Schöpfungen, nachdem sie einmal den rechten Augenblick versäumt haben, zu keinem rechten Gedeihen mehr gelangen wollen. Zu spät suchte man Kräftigung durch eine Vereinigung der freien mit den deutschkatholischen Gemeinden, wozu schon 1847 bei Gelegenheit des Konzils der Deutschkatholiken in Berlin ein bald wieder aufgegebener Versuch gemacht worden war. Am 3. Oktober 1849 veranlaßte Uhlich eine Konferenz des Vereins der freien Gemeinden zu Halberstadt, zu welcher auch die Vorstände der christkatholischen Gemeinden eingeladen wurden. Hier bahnte man die Vereinigung an, indem man sich über die Hauptgrundsätze verständigte. Eine zweite Konferenz fand gegen Ende des Jahres 1849 in Magdeburg statt, und hier wurde eine Versammlung in Leipzig verabredet. Das Konzil der Deutschkatholiken sollte eben daselbst am 23. Mai 1850 stattfinden, auf denselben Tag wurde die Tagsatzung der freien Gemeinden verlegt. Die Union war der spezielle Gegenstand der Leipziger Berathungen, die indessen bald abgebrochen werden mußten, da die Polizei mehrere der Haupttheilnehmer auswies. In Köthen, wohin man die Versammlung verlegte, wurde dieselbe verboten, aber die Vereinigung, zu der die Vorarbeiten sämmtlich vorlagen, war doch zu Stande gekommen. Die Punktation, die der Vereinigung zum Grunde liegt, enthält über die religiösen und kirchlichen Zwecke gar nichts, wenn man dahin nicht die Art. 2 und 3 rechnen will, welche als Grundsatz: Selbständigkeit jeder Gemeinde gegenüber jedem Zwange, und als Zweck: Gegenseitige Förderung des religiösen Strebens, aufstellen. Der Name ist: Religionsgesellschaft freier Gemeinden, zu dieser Gesellschaft gehört jede Gemeinde, welche sich bei dem Vollziehungsausschuß oder einem Bezirksorte als solche angemeldet hat. Die übrigen Artikel, es sind deren im ganzen elf, treffen Bestimmungen über die Tagsatzung (alle drei Jahre), und die Ordnung derselben, über den Vollziehungsausschuß, der die Geschäfte von einer Tagsatzung zur andern leitet,

über die Gliederung nach Bezirken und Kreisen mit Bezirks- und Kreisorten, über brieflichen Verkehr und Berichte, endlich über ein gemeinschaftliches Organ in der Presse. Das Positive der freien Gemeinden schöpfen wir aus andern Quellen, an denen kein Mangel ist. Die freien Gemeinden erkennen als ihre Aufgabe, aus allen Kräften an der Herstellung des Reiches Jesu zu arbeiten, zu diesem Zweck aber zu den Urzuständen der christlichen Gemeinden zurückzukehren. Die neue Kirche ruht auf Jesus dem Menschensohne, sie erkennt in dem Erlöser einen göttlichen Menschen, keinen menschlichen Gott. „Sie findet einen Mann, sittlich rein und makellos dastehend, in dessen Geist Gott die höchsten Ideen senkte, die je in einen Menschen gelegt worden sind. Alle religiösen Anschauungen der Vor- und Nachwelt müssen sich beugen vor den religiösen Anschauungen Jesu. Das ist das Göttliche in Jesus, das ist die Offenbarung Gottes in ihm." Das Zweite, wohin die freie Gemeinde ihr Standpunkt führt, ist die Ueberzeugung, daß ihre erste Pflicht unverbrüchliches Festhalten an den sittlichen Vorschriften Jesu sei. Sie kennt keinen höhern Beweggrund für das sittliche Handeln, als den, welchen Jesus in unübertroffener Herrlichkeit hingestellt hat: das Gebot der Liebe zu Gott und dem Menschen. Aber die freie Gemeinde stellt sich außerdem einen nähern Zweck: durch den unglücklichen Ausgang der deutschen Volkserhebung ist ihr klar und deutlich bewiesen, daß an eine Verbesserung der äußern politischen Zustände nicht eher zu denken ist, bis der innere Mensch ein anderer geworden ist; das kann er aber in der alten Kirche nicht werden, das kann er nur in den freien Gemeinden.

Die Ungunst der Regierungen lastet auf den freien Gemeinden in hohem Grade, so daß es fast scheint, als ob jeder ihnen Angehörige als solcher unter polizeilicher Aufsicht stehe. Eine 1850 in Preußen gefundene Auslegung des Toleranzedikts macht sie fast rechtlos, Konsistorien erklären die von ihren Geistlichen vollzogenen Taufen, Konfirmationshandlungen und Ehen für nichtig, Untersuchungen und polizeiliche Strafen drängen einander. Man will die freien Gemeinden ohne weiteres als politische Klubs betrachten, wie vordem in Frankreich unter Ludwig Philipp das Vereinsgesetz gegen die protestantischen Gemeinden angewendet wurde, so jetzt in Deutschland gegen die freien. Es muß abgewartet werden, ob diese Verfolgungen den Opfern nicht zuletzt die Theilnahme zuwenden, die ihnen bis jetzt offenbar fehlt. Ihre Vereine sind wenig zahlreich und qualitativ ungünstig gestellt; dem unparteiischen Beurtheiler muß sich die Wahrnehmung aufdringen, daß viele freie Gemeinden bei der Wahl ihrer Vorstände nicht mit der nöthigen Vorsicht verfahren.

Das Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin. Dieses Monument, die letzte und vielleicht gelungenste Arbeit des genialen Christian Rauch, der jetzt ein 75jähriger Greis ist, steht in Berlin auf dem Platze zwischen Linden und Schloß, zwischen der Universität und dem Opernplatz, der alles Historische und Moderne umschließt, was Berlin als Hauptstadt schön und merkwürdig macht. Das Zeughaus mit seinen grottesk-gigantischen Ornamenten, das Meisterwerk Schlüters, in der Entfernung das alte imposante Schloß, der Palast des zuletzt verstorbenen Königs, das malerische und architektonisch schöne Opernhaus, der Palast des Prinzen von Preußen, die Bibliothek, im Rokokostyl dekorirt, die katholische Kirche, eine Abbildung im Kleinen des Pantheons — alle diese verschiedenen architektonischen Linien, in denen alle Baustyle bis auf den gothischen vertreten sind, bilden ein schönes und großartiges Ganzes. Das Monument selbst besteht aus der Reiterstatue Friedrichs des Großen, dem Postament, dessen einzelne Abtheilungen, nach oben schmaler werdend, durch zwei Fuß hohe reich verzierte Gesimse von einander getrennt sind, einem dreifachen Sockel und einer Grundplatte. Die Reiterstatue und das Postament sind in Erz gegossen, der Sockel besteht aus polirtem Oderberger Granit und ist aus der Werkstatt des Steinmetzmeisters Müller hervorgegangen, die Grundplatte ist schlesischer Granit. Die Höhe der

Grundplatte beträgt zehn Zoll, der drei Sockel zusammen 5 Fuß 6 Zoll, so daß das Postament in einer Höhe von 6 Fuß 4 Zoll seinen Anfang nimmt. Jede Langseite des obern Granitsockels mißt zwischen den Vorsprüngen, welche die Konsolen tragen, 13 Fuß 4 Zoll, jede Schmalseite 7 Fuß 4 Zoll. Das Postament erhebt sich bis zur Plinthe der Reiterstatue 19 Fuß 4 Zoll, diese selbst hat eine Höhe von 17 Fuß 8 Zoll, woraus sich ergiebt, daß die Spitze der Figur 43 Fuß über der Bodenfläche liegt.

Die Reiterstatue, bei der schon das ruhig hinschreitende Pferd mit flatternder Mähne durch seine schönen Verhältnisse auffällt, stellt Friedrich II. nicht als jugendlichen Helden dar, wie er auf dem für Breslau von Professor Kiß gearbeiteten Monument erscheint, sondern als greisen König, der in der Mitte seines Volks ausruht. Der Künstler wählte die Figur, unter der „der alte Fritz" im Andenken von ganz Deutschland als der populärste aller Könige, selbst von Joseph II. nicht ganz erreicht, lebt, und durch diese Auffassung war zugleich ein möglichst enges Anschließen an die freilich geschmacklose Tracht jener Zeit nöthig gemacht. Der weite Königsmantel, der über Brust und Rücken in schönen Falten bis unter das Pferd herabhängt, ist die einzige Konzession, welche dem sogenannten akademischen Geschmack gemacht wurde, im übrigen ist die Tracht mit dem berühmten dreieckigen Hut, dem neben dem Degen herabhängenden Krückstock, den nachlässig aufgezogenen Stiefeln streng historisch aufgefaßt. Das seitwärts gesenkte Haupt, der mit edlem Selbstgefühl gepaarte milde Ernst in den Zügen, die Haltung des Körpers, die linke Hand mit dem Zügel, die rechte in die Seite gestemmt, sind das Bild des gealterten Königs, wie ihn die Bewohner von Potsdam und Berlin hundertmal von einem Spazierritte haben zurückkehren sehen. Bei dem Postament war die Aufgabe, das Leben des Königs in allen seinen Beziehungen darzustellen und damit zugleich die Gehülfen zu verherrlichen, die bei den Arbeiten in Krieg und Frieden aufopfernd thätig waren. Der obere Theil des Postaments ist Darstellungen aus dem Leben des Königs in Basrelief gewidmet, die von allegorischen Figuren eingefaßt sind, den untern Theil nehmen Gruppen von Kriegern, Staatsmännern u. s. w. in ganzer Figur ein, an den Ecken sind Reiterstatuen vertheilt. Bei unserer Beschreibung des Ganzen folgen wir der Eintheilung nach Seiten, der wir darum den Vorzug geben, weil sie es ist, die den Eindruck des Kunstwerks auf den Beschauer bestimmt.

Die vordere, nach dem Opernhause gerichtete Seite hat oben ein Hautrelief: Friedrich nach der Schlacht von Kollin. Es ist der bekannte, oft dargestellte Moment gewählt: Der König sitzt in tiefen Gedanken auf einer Brunnenröhre, mit dem Stock Figuren in den Sand zeichnend. Unglücklich müssen wir den Gedanken nennen, neben dem König ein Distelgewächs anzubringen, denn auch ohne diese triviale Andeutung wissen wir, daß die Laufbahn des Helden ihre Dornen hat. Im Hintergrunde sieht man im Basrelief den König zu Pferde, zu seiner Linken eine schwebende Kriegsgöttin, die in der Rechten einen Palmenzweig hält, mit der Linken den Siegeskranz auf das Haupt des ausharrenden Herrschers drückt; rechts vom König schreitet die gerüstete Kriegsgöttin ihm voran. Das ganze Basrelief wird von zwei allegorischen Figuren eingefaßt, links von der Gerchtigkeit, kenntlich nicht blos durch das entblößte Schwert, sondern auch durch eine Tafel mit der Inschrift: „Justitia", rechts von der Tapferkeit, die Keule und Löwenhaut führt. Den mittleren Theil des Postaments nimmt auf dieser Seite eine Gruppe ein, die man kurz die Gruppe des Prinzen von Preußen nennen kann. Es sind fünf ganze Figuren von Kriegern, in der Mitte der Prinz von Preußen, August Wilhelm, eine jugendliche Gestalt mit stolzer, edler Haltung, im Mantel, der über der Brust zusammengehalten den ganzen übrigen Körper frei läßt, mit der Linken, worauf die Rechte ruht, auf den Degen gestützt. Links vom Prinzen, etwas nach hinten, steht der General Hans Sigismund von Lestwitz; seine rechte Hand ruht traulich auf der Schulter des ihm ganz zugekehrten

Oberstlieutenants Joachim Bernhard von Prittwitz, der die Uniform seines Regiments mit herabhängendem Dolman trägt. Rechts neben dem Prinzen stehen die Generale v. d. Heyde und v. Hülsen. Die Wand, vor der diese Gruppe steht, zeigt in Basrelief den Generalfeldmarschall Keith und den General der Infanterie Karl Markgraf von Brandenburg neben einander zu Pferde. Ueber der Gruppe des Prinzen von Preußen stehen die Widmungsworte: „Friedrich dem Großen Friedrich Wilhelm der dritte 1840. Vollendet unter Friedrich Wilhelm dem vierten 1851"; darüber eine Krone mit einem Palmen- und Eichenzweig, und an den Ecken vorspringende Konsolen, welche die Basis von Reiterfiguren bilden, mit allegorischen Figuren. Den Uebergang zur linken nach dem Palais des Prinzen von Preußen gerichteten Seite des Monuments macht die in der Ecke vorspringende Reiterstatur des Prinzen Heinrich von Preußen. Die Mitte der hier dargestellten Gruppe nimmt der Erbprinz Leopold Max von Anhalt-Dessau ein, in kühner Haltung dastehend, in der vorgestreckten Rechten den Kommandostab haltend, während die Linke in die Seite gestemmt ist. Die Figuren dieser Gruppe sind in nahen Zusammenhang gebracht, wodurch viel Leben in das Ganze kommt. Der Erbprinz hört mit seitwärts gesenktem Kopfe auf den Feldmarschall Graf von Geßler, der mit ausdrucksvollen Mienen Rapport zu erstatten scheint. Der zwischen beiden nach hinten stehende General von Wedell hält den Blick mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Erbprinzen geheftet, rechts steht der General von Wartenberg, muthigen Blicks an General von Goltz vorbei, der in sinnender Stellung noch überlegt, auf das Schlachtfeld zeigend. Auf der Wand hinter dieser Gruppe erscheinen der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau und der Feldmarschall Graf Schwerin, die erhobene Fahne in der Rechten. Den untern Theil des Postaments nimmt in dessen ganzer Länge eine Ehrentafel mit den Namen von 35 Offizieren ein. Die Konsole zur Linken dieser Namen zeigt zwei Krieger, den einen mit geschwungener Streitaxt auf einer vielköpfigen Schlange knieend, den andern mit erhobenem Schwert über einem Drachen. Oben sind Szenen aus dem Jugendleben des Königs in drei Abtheilungen dargestellt: Friedrichs Geburt, Friedrich in der Schule, Friedrichs Wehrhaftmachung. An der Rückseite des Postaments, welcher die Linden gegenüber liegen, sehen wir Friedrichs Apotheose, Friedrich, das lorbeerumwundene Haupt von einer Glorie umstrahlt, von einem Adler zum Himmel emporgetragen. Der König ist in ein einfaches Gewand gehüllt, von dem die rechte Brust, Arm und Fuß frei gelassen werden, und hebt triumphirend die Rechte empor, während die Linke einen Palmenzweig als Symbol des Friedens hält. Den Himmel stellt ein Sternenkranz dar, welcher schon sein Sternbild: Friedrichs Ehre, trägt. Zu der Gruppe in der Mitte geleitet uns die in der Ecke vorspringende Reiterstatue des „alten Zieten". Der kühne Reitergeneral beugt sich zu raschem Angriff nach vorn und will eben mit der Rechten den Degen ziehen, dessen Scheide die Linke umfaßt. Der Dolman wird zum Theil von dem nach hinten geschlagenen Mantel verdeckt, die geschmückte Patrontasche hängt von der Schärpe über die reichverzierte Schabracke herab. Unter dem Pferde liegen sächsische und österreichische Trophäen. Die Gruppe enthält die Staatsmänner, Künstler und Gelehrten, die dem König behülflich waren, oder zu seiner Zeit lebten. Zu der letzten Klasse gehören Lessing und Kant, in eifrigem Gespräch mit einander dargestellt, den Uebergang zu den Staatsmännern bildet Graun, in seiner Rechten seine Cantate: Der Tod Jesu, haltend. Die Mitte der Hauptgruppe nimmt der Großkanzler Carmer ein, rechts und links neben ihm stehen Fink von Finkenstein und Schlaberndorff. Unten befindet sich wieder eine Gedenktafel, auf der vierzehn Namen hinreichen, die Summe dessen zu bezeichnen, was Preußen damals an Notabilitäten in Künsten und Wissenschaften besaß. Dagegen welche lange Reihe von Kriegernamen an diesem Monument! Setzt man einst Friedrich Wilhelm IV. ein Denkmal, so wird das Verhältniß, will man nicht der Geschichte Gewalt anthun, ein umgekehrtes sein müssen. Welch' einen Kontrast wird die lange

Reihe glänzender Namen von Männern der Wissenschaften und Künste, denen jetzt noch die Männer des Handels und der Gewerbe beigezählt werden müssen, bilden gegen die Namen der paar Generale, die sich unter Friedrich Wilhelm IV. wirkliche Verdienste erworben haben! Das ist ein Wink, den die Geschichte unmöglich deutlicher ertheilen kann, der aber trotzdem von denen, die er zunächst angeht, nicht verstanden wird. Die Wand hinter der Gruppe der Gelehrten und Künstler zeigt zwei Friedensgöttinnen, welche einander anblicken. Auf den die Tafeln einschließenden Konsolen nehmen wir links einen Genius mit einem Füllhorn wahr, rechts einen Genius mit einem Fruchtkorbe. Am obern Theile des Postaments auf den Sockeln steht links die Weisheit, deren Körper bis an den Hals mit einem Gewande bedeckt ist; in der erhobenen linken Hand hält sie einen runden Spiegel und mit der rechten auf dem Schooß eine Pergamentrolle. Rechts steht die Mäßigung, kenntlich durch den Zügel, den sie in beiden Händen hält. Die vierte, der Universität zugekehrte Denkmalseite trägt oben Basreliefs, auf denen der König als Beschützer der Gewerbe und Künste dargestellt ist. Der König und die Webersfrau, Friedrich die Flöte blasend, Friedrich im Garten von Sanssouci, sind die drei Abtheilungen dieses Basreliefs. Die Gruppe des mittlern Theils des Postaments schließen zwei Reiterfiguren ein, rechts der General der Reiterei Seydlitz, links der Herzog Ferdinand von Braunschweig. Seydlitz sitzt mit gehobener Rechten, als kommandire er zum Angriff, unter dem nach hinten zurückfallenden Mantel sieht man den Brustharnisch. Der Herzog von Braunschweig, dessen ausgestreckte Rechte den Kommandostab hält, stellt sich ebenfalls in voller Generalsuniform dar. Unter den Pferden beider liegen Trophäen, eine Kesselpauke, ein Karabiner, ein Küraß mit den französischen Lilien und eine Trompete. Die Mitte der Gruppe zwischen den beiden Reiterstatuen nimmt Winterfeldt ein, neben ihm stehen die Generale Prinz Eugen von Würtemberg, Tauentzien, Kleist und Dieskau. Auf dem Basrelief des Hintergrundes, das von einer Eiche und einer Palme eingeschlossen ist, sieht man den nachherigen König Friedrich Wilhelm II. und den General von Belling, beide zu Pferde. Die Tafel am untern Theile des Postaments nennt uns die Namen von 25 Generalen. Von den zwei diese Tafel einschließenden Seiten der Konsolen zeigt die links befindliche einen jugendlichen vom Feind getroffenen, die rechts befindliche einen sterbenden Krieger, Panzer und Helm zu ihren Füßen.

Der Gedanke, dem großen König ein Denkmal zu widmen, wurde bereits unter seiner Regierung angeregt, und zwar von der Berliner Besatzung. Der Bildhauer Fassart, dem die Ausführung übertragen wurde, lieferte ein Modell, welches Friedrich II. zu Pferd vorstellte. An den vier Ecken des Piedestals standen Mars, Minerva, Herkules und Themis, an der Vorderseite befand sich das preußische Wappen mit der Unterschrift: Marte et Musis dilectus. Friedrich II. verbat sich ein Denkmal bei seinen Lebzeiten und so unterblieb die Ausführung. Nach seinem Tode forderte der Minister Herzberg zu Beiträgen auf, die am reichlichsten aus Pommern flossen, so daß das Denkmal — Friedrich in seiner bekannten Tracht, eine Bildsäule von Gottfried Schadow ausgeführt — Stettin zum Standorte erhielt. Für Berlin projektirte der Minister v. Heynitz ein Denkmal und erhielt die Bewilligung des damaligen Königs Friedrich Wilhelm II. Von den vielen Modellen, mit denen die Bildhauer sich überboten, erhielt das vom Architekten Genelli gefertigte den Vorzug. Es war eine Reiterstatue in altrömischer Tracht. Langhans erweiterte den Plan durch eine entsprechende architektonische Umgebung: einen offenen Tempel mit Kuppelwölbung und ionischen Säulen, zu dem eine Freitreppe führte, im Innern Weihaltäre und die eigentliche Statue. Im Unterbau sollten ein Kunstkabinet, eine Bibliothek und andere werthvolle Sammlungen Platz finden. Der Tod Friedrich Wilhelms II. zerschlug diese Projekte. Der Nachfolger griff die Idee von neuem auf und ernannte zur Berathung über die würdigste Form des Monuments eine eigene Kommission,

welche sich in Beziehung auf den Standort für den Platz entschied, den das Denkmal jetzt einnimmt. Die Unglückszeit von 1806—1813 und die folgenden Kriegsjahre ließen die Arbeiten abermals ins Stocken gerathen. Nach dem Friedensschlusse wurde Schinckel mit der Ausführung beauftragt, da er aber anderweit zu viel beschäftigt war, so trat Rauch an seine Stelle. Am 31. Mai 1840, am hundertjährigen Jahrestage der Thronbesteigung Friedrichs des Großen, legte Friedrich Wilhelm III. den Grundstein. Die Vollendung der Modelle schritt rasch vorwärts, so daß der Guß, der dem geschickten Erzgießer Friebel anvertraut war, im September 1845 beginnen konnte. Am 11. Juli 1846, Nachts zwölf Uhr, erfolgte der Guß des Haupttheils der Reiterstatue, zu welchem Zwecke man 300 Centner Metall in den Ofen warf. Die Dicke der Bronze beträgt an manchen Theilen, namentlich am Pferde, 3/4 Zoll. Im Jahre 1847 begann der Guß des Postaments, wozu 650 Centner Erz verwendet wurden. Die Gruppen von vier und fünf Personen, die über fünf Fuß Höhe haben, sind mit dem Hintergrunde, aus dem sie in fast runder Form hervortreten, zusammengegossen worden, worin eine Hauptschwierigkeit der Arbeit lag. Nur wenige Figuren sind besonders gegossen und stehen ganz frei. Die Arbeit des Ciselirens wurde bis zu den letzten Tagen vor der Enthüllung fortgesetzt. Der Kostenbetrag für das ganze Monument wird auf mehr als eine halbe Million Thaler angegeben. Der Enthüllung selbst ging ein Schauspiel voran, das die Berliner mehrere Tage erfreute. Die mächtige Reiterstatue wurde vom Gußhause auf Rollen langsam nach ihrem Standorte bewegt. Die Enthüllungsfeier (31. Mai 1851) war nicht in dem Sinne aufgefaßt, den das Denkmal ausdrückt, von den verschiedenen Richtungen, die in dem großen Friedrich ihren Ausdruck fanden, erhielt nur eine, die soldatische, eine Huldigung. Die Masse des versammelten Militärs erdrückte die wenigen Civilisten, die überdem nicht durch das Volk repräsentirt wurden, sondern durch Korporationen von Behörden, die Zünfte und — den Treubund. Die studirende Jugend fehlte ganz. Die beiden Festreden, des Königs und des Ministers von Manteuffel, übergingen leichthin die Verdienste dessen, dem doch die Feier galt, um dem Heere Weihrauch zu streuen, von dem der König sagte, „daß es noch in jüngster Zeit als alles Land umher mit schwarzer Macht bedeckt erschien, über die giftigen Nebel wie ein Berg Gottes in den heitern Aether des Himmels geragt habe, im hellsten Sonnenschein unangetasteter Ehre und Treue.“ Es ist schlimm, daß selbst diese Feier nicht ohne Manifestationen einer derartigen Tendenzpolitik hat vorübergehen können. Das Volksthümliche stellten 83 Veteranen aus Friedrich's II. Heer dar, die man noch um das Denkmal hatte versammeln können. — Es ist Plan, daß an den vier Ecken des Platzes, worauf das Denkmal sich erhebt, Standbilder der vier berühmtesten Königsahnen sich erheben sollen. Auch diese Arbeiten werden aus Rauchs Meisterhand hervorgehen. Die verdienten Huldigungen, die Preußens Hauptstadt dem Künstler dargebracht hat, sind Veranlassung zu mehreren Kunstwerken geworden. Es sind dies: 1) Eine große Ehrenmedaille, acht Zoll im Durchmesser, welche auf der einen Seite Rauchs Bildniß, auf der andern die Abbildung des Denkmals vom 31. Mai und im Rundkreise umher die aller seiner Werke enthält. 2) Die kolossale Büste des Meisters, von dessen trefflichem Schüler, dem Bildhauer Berges; vorläufig nur in Gyps modellirt, ohne daß Rauch dazu gesessen, später im Auftrag der Akademie zur Zierde ihres Sitzungssaales in Marmor auszuführen. 3) Zwei Cantaten, gedichtet von August Kopisch, in Musik gesetzt, die eine von Meyerbeer, die andere von Dorn.

Richard Lalor Sheil war der Sohn Edward Sheils, eines Gentleman, der sich, mit einem durch Handelsgeschäfte in Cadiz erworbenen anständigen Vermögen, auf sein Landgut Bellevue bei Waterford in Irland zurückgezogen. Er war im Jahr 1794 zu Dublin geboren, und demnach bei seinem am 25. Mai 1851 in Florenz erfolgten Tode 57 Jahre alt. Der junge Sheil hatte zuerst einen geflüchteten französischen Abbé zum Hauslehrer, besuchte dann in

London eine Schule, der ein emigrirter französischer Edelmann vorstand, wurde später in das Jesuiten-Kollegium zu Stonyhurst verpflanzt, und endlich an der Dreifaltigkeits-Universität zu Dublin immatriculirt. Sheils rednerische Anlagen äußerten sich schon in früher Jugend; er war Mitglied mehrerer „Debating Klubs" in Dublin, und zeichnete sich durch die leidenschaftliche Energie einer damals noch sehr rohen und überschwenglichen, aber keineswegs wirkungslosen, und dabei ächt irischen Rhetorik aus. Seine ersten oratorischen Versuche waren sonderbare Kraftstücke voll ausschweifender Bilder und übertriebener Metaphern, aber immer voll kühner und origineller Gedanken, und er trug sie mit einem Enthusiasmus vor, der zwar manchmal ein Lächeln erregte, dem Redner aber immer die Achtung und Bewunderung seiner Hörer gewann. Nach seinen Universitätsstudien in Dublin trat Sheil als Zögling in eines der Londoner Kollegien für angehende Juristen, in Linkoln's Inn, und ward in gehöriger Zeit zum Bar (d. h. zur Advokatenpraxis) berufen. Die Vermögensangelegenheiten seines Vaters hatten mittlerweile durch einige mißglückte Spekulationen eine ungünstige Wendung genommen, und um die Kosten seiner juristischen Bildung zu bestreiten, gedachte Richard Lalor als dramatischer Schriftsteller aufzutreten. Er debütirte mit der Tragödie „Adelaide", welche in Dublin gespielt ward und dem leidenschaftlichen Spiele der Miß O Neil, die ihrem jungen Landsmanne gefällig sein wollte, einen vorübergehenden Erfolg verdankte. Sheil praktizirte nun am Barreau; aber da die Clienten sich nur langsam einfanden, so setzte er seine dramatischen Nebenarbeiten fort, und brachte — kurz vor oder bald nach seiner ersten Verehelichung mit einer Miß O'Halloran — in Coventgarden drei Trauerspiele auf die Bühne, von denen das letzte „Evadne", die günstigste Aufnahme beim Publikum fand. Sheil besaß aber zu wenig Bühnen-Routine, als daß er im dramaturgischen Fache sein Glück hätte machen können; wiewohl in pekuniärer Hinsicht seine derartigen Bestrebungen nicht unbelohnt blieben, denn seine vier Tragödien sollen ihm nicht weniger als 2000 Pf. St. eingebracht haben. Indessen Sheil betrachtete, dem Rathe Walter Scotts gemäß, die Literatur mehr als einen Stab denn als eine Krücke, und gab daher die Bühne und alles was dazu gehörte auf, sobald sich ihm die Aussicht öffnete in seinem Beruf als Sachwalter seinen Weg zu machen, und am Ende benutzte er das Barreau als Schrittstein und Uebergang in die politische Laufbahn. Die große Agitation, welche mit Zulassung der Katholiken ins Parlament endigte, gewann gegen den Schluß des ersten Viertels dieses Jahrhunderts rasch an Kraft und Bestand, und unter der gewandten und energischen Führung O'Connels drang die katholische Association unter Kämpfen und Stürmen auf die Höhe politischer Macht empor. Im Jahr 1822, einem Jahre des Elends und der Hungersnoth für Irland, schloß sich Sheil mit Leib und Seele an O'Connell an als Agitator für die Emanzipation seiner Glaubensgenossen, und desgleichen für die Trennung der legislativen Union. Von nun an galt er als einer von den Leitern der Volkspartei. Seine Reden waren kräftig, und — im Verhältniß zur Stimmung der Regierung und der Nation in jener Zeit — kühn bis zur Verwegenheit. Als die Maßregel zur Unterdrückung der katholischen Association von Irland im Jahr 1825 von Goulburn ins Parlament gebracht wurde — eine Maßregel, die bei ihrer dritten Lesung mit einer Mehrheit von 130 durchging — wurden O'Connell und Sheil an der Schranke des Unterhauses gegen die Bill gehört. Die von O'Connel bei dieser Gelegenheit gebrauchte Sprache war so heftig, daß ihn der Generalfiskal in Anklagestand versetzte und ihn zur Bürgschaftstellung anhielt; aber die gegen ihn erhobene Anklage wurde von der Grand Jury verworfen. Sheils Erfolg in London war darum nicht weniger glänzend, weil er den Hauptzweck seiner Aufgabe nicht erreicht hatte. Sein Ruf als Redner war ihm vorausgegangen; man drängte sich ihn zu hören, und seine Hörer fühlten sich reichlich befriedigt. Er wurde von den leitenden Mitgliedern der Whigpartei gesucht und geliebkost, und kehrte nach Irland zurück ohne durch den Sieg der

Goulburn'schen Bill im mindesten entmuthigt zu sein. Der Ton, welchen Sheil seitdem in seinen Reden anschlug, erregte die Aufmerksamkeit der Regierung, und endlich, nach einer Philippika von besonderer Heftigkeit, wurde der Attorney-General für Irland, der nachherige Lord Plunkett, angewiesen seine Pflicht zu thun. Der Prozeß, welcher folgte, glich andern und berühmteren Staatsprozessen. Der Vertheidigungsplan der Rechtsfreunde Sheils, O'Connell, Holmes und des jetzigen Richters Perrin, bestand darin, die Gerichtsverhandlungen möglichst in die Länge zu ziehen. Rechtseinreden der subtilsten Art wurden vorgebracht, aller Advokaten-Scharfsinn angestrengt um in der Anklagestellung förmliche Mängel zu entdecken, lange technische Erörterungen und leidige Verzögerungen und Vertagungen fanden statt, und mittlerweile fiel das Ministerium Liverpool, und George Canning trat ans Staatsruder, wo man dann den Prozeß fallen ließ. Sheil hatte die Krallen des Gesetzes drohend gegen sich ausgestreckt gesehen, aber sein gewandter und energischer Geist ließ sich dadurch nicht schrecken. Unter der Wellington'schen Verwaltung fuhr er unermüdlich fort das katholische Irland organisiren zu helfen, es zu ermuthigen, zu befeuern, anzuspornen. Dies war die thätigste und kraftvollste Periode seines Lebens. Er schaffte rastlos in Rede und Schrift, arbeitete an der Bildung von Provinzial- und Zweig-Vereinen, und war in der That, nebst O'Connell, die Seele und Haupttriebfeder der Bewegung. Diese hatte in ihrer damaligen Phase ihren Gipfelpunkt in der berühmten Wahl für Clare, welche als der letzte Entscheidungskampf über die Frage der Katholiken-Emanzipation betrachtet werden mag. O'Connell stand als Bewerber um die Grafschaft gegen Vesey Fitzgerald, einen Kabinetsminister. Die ganze grundbesitzende Gentry von Clare warf ihren Einfluß in die Wagschale des ministeriellen Kandidaten; aber der großentheils durch Sheils Beredsamkeit erregte Sturm war unwiderstehlich, und die vierzig Schilling-Freeholders hoben O'Connell triumphirend auf den Parlamentssitz. Dieses Ereigniß — denn das war es — erregte großes Aufsehen, und in England kam es zu einiger Ruhestörung. Die irischen Agitatoren schifften über den Kanal, und stürzten sich häuptlings in den wüthenden Kampf zwischen den rivalisirenden Glaubensbekenntnissen. Alsdann fand das berühmte Meeting auf der Haide von Penenden statt, wo die Großpächter und Freisassen von Kent eine Petition ans Parlament annahmen: die protestantische Landesverfassung unversehrt zu bewahren. Sheil war anwesend und versuchte zu sprechen, konnte aber kein Wort vorbringen, so lärmten und tobten die Versammelten. Gleichwohl erschien, zum Ergötzen des Publikums, ein vollständiger Bericht der nicht gehaltenen Rede in den Morgenzeitungen, den ihnen natürlich der Verfasser geliefert hatte, durchspickt mit vielen „Hört, hört!“ und „Beifallsbezeugungen“, die Sheil zu erwarten sich für berechtigt erachtet hatte. Die Rede selbst war allerdings eine Meisterarbeit, ebenso glänzend in der Diktion wie logisch klar und bündig, und wohl werth seiner großen Rede bei der Parlamentswahl für Clare an die Seite gesetzt zu werden. Die Aufhebung der Rechtsungleichheiten der Katholiken war nun aber, trotz des Vorgangs auf der Pennenden-Haide, thatsächlich errungen: das Peel-Wellington'sche Kabinet gab nach, und am 5. März 1829 brachte Robert Peel die Katholiken-Abhülfs-Bill in vierstündiger Rede ein. Bald darauf schlug Sheil die Auflösung der katholischen Association vor, als welche ihre Schuldigkeit gethan und ihren Zweck erreicht habe. Sie ward aufgelöst.

Kurz nach Erledigung der Emanzipationsfrage erhielt Sheil durch Vermittlung des Lords Franzis Egerton die seidene Licentiaten-Robe, und im Jahr 1831 verschaffte ihm der Marquis v. Anglesea den Parlamentssitz für seinen Familienflecken Milbourne-Port. Sheil zögerte nicht dem Hause der Gemeinen Proben seines Talents abzulegen. Es war die Zeit der Einführung der Reformbill, welche Lord John Russell am 1. März vorschlug, und das ehrenwerthe Mitglied für Milbourne-Port nahm alsbald Theil an der Verhandlung. Sein parlamentarisches Debüt war ein vollständiger Erfolg, so daß ihm die Leiter der Reform-Phalanx,

ja sogar einige von den edler fühlenden Gegnern, öffentlich Glück wünschten. Dann kam die allgemeine Wahl in Folge der beiden Niederlagen, die das Ministerium bei General Gascoigne's Motion und der Vertagungsfrage erlitten. Sheil bewarb sich um die Grafschaft Louth, und wurde siegreich gewählt; aber nach der Parlamentsauflösung im Jahre 1832 wünschte er, der sich zwei Jahre zuvor in zweiter Ehe mit der Wittwe Edward's Power von Gurteen verbunden und dadurch Grundeigenthum in Tipperary erworben hatte, diese Grafschaft im Parlament zu vertreten, und wurde dort auch wirklich nebst einem Sohne Lord Lismore's gewählt. Am 15. Februar des folgenden Jahres brachte Lord Grey seine „Bill gegen die irischen Ruhestörungen", eine Zwangsbill, ein, und setzte sie rasch in allen ihren Stadien durch, trotz hartnäckigen Widerstandes der irischen Mitglieder, deren Leitung bei dieser Gelegenheit Sheil übernommen. Er gerieth in den Verdacht eine bloße Schein-Opposition geführt, und das Ministerium insgeheim zum Vorgehen mit dieser Bill ermuntert zu haben; diese üble Nachrede wurde von einem Ausschuß des Hauses untersucht und für völlig grundlos erklärt, worauf deren erster Urheber Sheil förmlich Abbitte leistete. Der zu seiner Zeit vielbesprochene „Lichfield Haus-Vertrag", bei welchem Sheil, wie natürlich, eine hervorragende Rolle spielte, war das nächste bemerkenswerthe Ereigniß seines Lebens. Vor diesem Bündniß zwischen der Whig-Regierung und der O'Connell'schen Partei hatte sich Sheil durch die Bitterkeit hervorgethan, womit er gegen die Zehnten losging, die er in jeder Form verdammte, sowie durch heftige Standreden wider die Union. „„Wenn"", so sprach er im Jahre 1832, „„wenn die Union nicht binnen drei Jahren getrennt wird, so bin ich entschlossen weder Grundzins, noch Zehnten, noch Staatsangaben mehr zu zahlen. Sie mögen meine Habseligkeiten pfänden, aber wer wird sie kaufen?"" Allein nach Abschluß des Paktums im Lichfield-Haus verstummte dieser Ton, und nach einigem Kokettiren mit dem Ministerium Melbourne, wobei ihm zuerst das Kronfiskalat (Solicitor-Generalship) für Irland angeboten wurde, erhielt Sheil das Kommissariat des Greenwich-Hospitals verliehen, und bald hernach ward er zum Vicepräsidenten des Handelsamtes, mit einem Sitz im Staatsrath, ernannt. Sheil war der erste katholische Bürgerliche (Commoner), dem diese Würde verliehen wurde. Während der Staatsprozesse im Jahr 1843 vertheidigte er seinen alten Agitations-Partner Daniel O'Connell, und einige Jahre später hegten Smith O'Brien und seine Genossen starke Hoffnung, daß Sheil das Gewicht seiner Beredtsamkeit und seines moralischen Ansehens für sie in die Wagschale legen würde. Sheil, so äußerte Smith O'Brien, müsse und werde vergessen, daß er ein Geheimerath sei, und sich nur erinnern, daß er ein Irländer sei. Aber Sheil vergaß den Geheimerath nicht: er hatte seine oratorischen Hörner, glücklicher als sonst gewöhnlich, abgelaufen, und fühlte durchaus keine Lust das weiche Bett eines behaglichen Amtes gegen Monster-Meetings und die Gefahr eines neuen Staatsprozesses zu vertauschen. Als die Whigs, nach Abschaffung der Korngesetze, die Regierungsgewalt wieder übernahmen, erhielt Sheil die Münzmeisterstelle, und, nach Aufhebung dieses Amtes in voriger Session ward er mit dem diplomatischen Posten in Florenz betraut, wobei, nebst seinen dem Whigthum geleisteten Diensten, seine ansehnliche Stellung als Katholik in Betracht kam. Sheil war von Person ein kleiner, breitschultriger, rühriger Mann. Sein Redestyl war sehr eigenthümlich; seine Gestikulation rasch, gewaltsam und unaufhörlich; seine Aussprache auffallend lebhaft und ungestüm — manchmal, besonders nachdem er seine Zähne verloren, in ein förmliches Gezwitscher ausartend, wobei er, da er ohnehin immer mit hoher schriller Stimme sprach, seine Sätze in einem durchdringenden Falset schloß. Sein Redestoff war immer gut und logisch klar angeordnet. Wie Macaulay kehrte er gern eine prägnante Seite der vorliegenden Frage hervor, bearbeitete diese in einer Reihe scharfer und schlagender Argumente, beleuchtete sie in lebhaften und malerischen Bildern, und umkleidete das Ganze mit einer nervigen, antithetischen, ja größtentheils epigrammatischen

Ausdrucksweise. Das Streben nach Schimmer und rhetorischem Effekt gab Sheil niemals auf. Die Mehrzahl seiner Reden war vorbereitet, und nachdem er sie gehalten, schrieb er sie zuweilen selbst, nach französischer Art, für die Journale nieder. — Die vorstehende Lebensbeschreibung ist dem Morning-Chronicle nach der Uebersetzung der A. A. entnommen und wir finden wenig zuzusetzen. Sheils Gesundheit war seit einiger Zeit in der Abnahme, und sein eingefallenes Gesicht und die nachlassende Raschheit seiner Bewegungen während der letzten Sitzung des Parlaments deuteten auf eine zur Neige gehende Lebenskraft. Familientrübsale, der Selbstmord eines nahen Verwandten in Irland, beschleunigten die traurige Krisis. Die unmittelbare Ursache seines Todes war ein Zurücktreten der Gicht in den Magen. So haben die beiden irischen Agitatoren ihres Lebens Ziel in Italien gefunden. O'Connell starb am 15. Mai 1847 zu Genua, Sheil in Florenz am 25. Mai 1851.

Georg Büchner. Die Herausgabe der „Nachgelassenen Schriften von Georg Büchner" (Frankfurt am Main, Sauerländer) macht uns erst jetzt, vierzehn Jahre nach seinem Tode, in befriedigender Weise mit einem deutschem Dichter bekannt, an den sich große Hoffnungen knüpften, und der sowohl durch seine Schicksale als durch seinen frühzeitigen Tod das allgemeinste Interesse erregte. Georg Büchner, geboren am 17. Oktober 1813 zu Goddelau bei Darmstadt, war der älteste Sohn des großherzoglich hessischen Medizinalraths Dr. Büchner in Darmstadt. Auf dem Gymnasium dieser Stadt erhielt er seine erste Bildung, in Straßburg, wo er 1831 die höhern Studien begann, widmete er sich dem Studium der Naturwissenschaften, besonders der Zoologie und vergleichenden Anatomie. Hier verlobte er sich mit der Tochter des Pfarrers Jägle, einer ihm an Geist und Herz ebenbürtigen Dame, an der er mit der ganzen Innigkeit seiner Natur hing. Nach den Gesetzen seines Heimathlandes mußte Büchner auf der Hochschule Hessen-Darmstadts studirt haben, und diese Bestimmung führte ihn im Herbst 1833 nach Gießen. Im Frühling desselben Jahres war der Frankfurter Aufstand verunglückt, aller Orten wurden die Untersuchungen mit wahrer Furie betrieben, die frühern Bünde der Universitäten waren sämmtlich in die Luft gesprengt, aber dennoch gab es noch einzelne Gebiete, wo die besiegte Partei im Stillen sich wieder sammelte. Zu diesen Gebieten gehörte auch Gießen mit Marburg, Butzbach und andern Orten mehr. Büchner, damals 20 Jahre alt, gehörte zu den Hauptbegründern einer Gesellschaft der Menschenrechte, unter deren Mitgliedern Minnigerode, A. Becker, Schütz u. a. m. waren. Büchner war vielleicht der exaltirteste dieser Genossenschaft, für den zu Offenbach heimlich erscheinenden „Hessischen Landboten" schrieb er Artikel in so einseitiger Auffassung und aufgeregter Sprache, daß der unglückliche Pfarrer Weidig die maßlosesten Stellen strich. Dafür galt Weidig dem jüngern Freunde für einen Gemäßigten und Aristokraten, was in der Natur der beiden begründet war, denn wenn Weidig als praktischer Mann sein Streben auf Reales richtete, so war Büchner idealistischer Revolutionär und verehrte die Revolution um ihrer selbst willen, als etwas Heiliges. „Ich denke mit Schrecken daran," schrieb er in dieser Zeit, „daß es den Fürsten einmal einfallen könnte, den materiellen Zustand des Volks zu verbessern, ihren Hofstaat, die kostspieligen stehenden Heere zu vermindern und den künstlichen und deswegen theuern Organismus auf einfachere Prinzipien zurückzuführen. Dann ist die Sache der Revolution, wenn sich der Himmel nicht erbarmt, in Deutschland auf ewig verloren." Auf der andern Seite täuschte er sich keineswegs über die moralische Haltung der Elemente, die ihm seinen Revolutionsstoff liefern sollten. Er hielt einen erfolgreichen Aufstand nur dann möglich, wenn der Bauer in Masse sich erhöbe, und hatte doch von den Bauern eine so schlechte Meinung, daß er sie niederträchtig nannte, eine Klasse, die durchaus keinen Sinn habe für die Freiheit und Ehre ihrer Nation, keinen Begriff von den Rechten des Menschen, die nur beim Geldsack zu fassen sei. Mit Hinblick auf die Bauern schrieb er: „Das

Verhältniß zwischen Armen und Reichen ist das einzige revolutionäre Element in der Welt, der Hunger allein kann die Freiheitsgöttin, und nur ein Moses, der uns die sieben ägyptischen Plagen auf den Hals schickte, kann ein Messias werden. Mästen Sie die Bauern, und die Revolution bekommt die Apoplexie." Dieselbe Ueberzeugung hat das alte wie das neue Bündniß der Revolution mit dem Sozialismus geschürzt, und auch Büchner bekannte sich zu diesem, ohne daß er übrigens ein bestimmtes System zu dem seinigen gemacht hätte. Eine Gehirnentzündung, die ihn im Frühjahr von 1834 befiel, mag mit seiner politischen Exaltation in nicht zu fernem Zusammenhange gestanden haben. Geheilt kehrte er nach Gießen zurück und setzte sein schwärmerisches Treiben mit dem frühern Eifer fort. Diese Revolutionszuckungen nach dem Fehlschlagen von 1833 bieten ein sonderbares Bild dar, das eine sehr düstere, aber auch seine komische Seite hat. Alle diese jugendlichen Revolutionäre sind Marquis Posa's, ihr Lebenslauf liegt aufgezeichnet in der Santa Casa heiligen Registern, sie sind eingekreist wie Wild, die Polizeimeute ist auf ihrer Spur und kommt ihnen mit jeder Stunde näher. Aber als ob der geräuschvolle Pflichteifer rings um sie her sie gar nichts anginge, arbeiten sie an ihrem idealen Bau fort bis zu dem Moment, wo der eiserne Griff sie packt; sie verschwinden im Gefängnisse, aber drei Schritte weiter setzt eine andere Gruppe dasselbe Spiel ungestört fort, und so weiter und weiter, bis die Polizei ihren Rundgang vollendet hat. Dann beginnt das Trauerspiel, und ein furchtbares ist es; Zeugen dessen sind die blutige Leiche Weidigs und die Jammergestalten Derer, deren Geist in den Qualen einsamer Haft zusammenbrach. Büchner hatte die Demagogenhetze bereits ganz nahe auf den Fersen, als er Gießen mit Darmstadt vertauschte. Auf den Wunsch seines Vaters hielt er dort anatomische Vorlesungen und beschäftigte sich mit Naturwissenschaften und Philosophie, gründete aber auch eine Gesellschaft der Menschenrechte, für die er nach dem Vorbild der französischen in der Verfassung von 1793 eine Erklärung der Menschenrechte entwarf. Seine Zeit war abgelaufen, er wurde vor Gericht gerufen, und der Gang der ersten Vernehmungen belehrte ihn, daß die Justiz über seinen Antheil an den sogenannten demagogischen Unternehmungen bald ins Klare kommen würde. Mit raschem Entschluß ergriff er die Flucht, der Steckbrief, der ihm am 13. Juni 1835 nachgeschickt wurde, erreichte ihn nicht mehr. Er ging nach Straßburg, wo er die praktische Medizin ganz aufgab, die Naturwissenschaften studirte und in die Lehren der Philosophie tief eindrang. Im Oktober 1836 wendete er sich nach Zürich und habilitirte sich an der dortigen Hochschule mit einer Abhandlung: Sur le systéme neurveux du barbeau, die von Kennern für eine meisterhafte Arbeit erklärt wird. Der Aufenthalt in einem wirklich freien Staate, der Verkehr mit praktischen Republikanern milderten seine Ansichten, seine Ueberschwenglichkeiten verloren sich, je mehr und je länger der Wellenschlag eines gesunden öffentlichen Lebens auf seine in deutscher Stubenluft überreizten Nerven einwirkte. Die übrigen Flüchtlinge lebten in ihrer studentischen Weise fort, Büchner mißbilligte dieses Treiben und klagte bitter über die fortgesetzten Thorheiten, wodurch die politischen Flüchtlinge die Schweiz beinahe schon in einen Krieg mit dem Auslande verwickelt hätten. In einem Briefe an seinen Bruder versichert er, an die Möglichkeit einer deutschen Umwälzung nicht mehr glauben zu können, und fügt dann hinzu: „Eine genaue Bekanntschaft mit dem Treiben der deutschen Revolutionärs im Auslande hat mich überzeugt, daß von dieser Seite auch nicht das geringste zu hoffen ist. Es herrscht unter ihnen eine babylonische Verwirrung, die nie gelöst werden wird." Seine Vorträge an der Züricher Hochschule über vergleichende Anatomie fanden Beifall, seine Verhältnisse wurden so günstig, daß er für seine Verheirathung Vorbereitungen treffen konnte. Dennoch wurde er dieses Glücks nicht froh, Ahnungen des Todes beschlichen ihn, und manche Stunde wurde ihm durch den Gedanken an seine unglücklichen Jugendgenossen in den Gefängnissen von Gießen verkümmert. Eine anfangs leichte Unpäßlichkeit im Februar 1837

drückte ihn so nieder, daß er in seinem Tagebuche sein Leben mit einem Herbstabend verglich. „Ich fühle keinen Ekel, keinen Ueberdruß", schließt diese Stelle, „aber ich bin müde, sehr müde. Der Herr schenke mir Ruhe!" Aus dem Unwohlsein entstand ein heftiges Nervenfieber, die besorgte Braut eilte von Straßburg herbei, in ihren Armen hauchte Georg Büchner am 19. Februar 1837 sein Leben aus.

Die gesammelten Werke Büchners, von Freundeshand besorgt, gestatten uns ein Urtheil über seinen Werth als Dichter. Die Hauptstücke der Sammlung sind das Drama: „Dantons Tod," ein Lustspiel „Leonce und Lena" und ein Novellenfragment „Lenz," außerdem erhalten wir Bruchstücke aus seinem in Zürich gehaltenen Vorlesungen, Stellen aus dem „hessischen Landboten", Briefe an seine Familie und seine Braut und eine Lebensbeschreibung. „Danton's Tod" ist schon früher erschienen, theils in einzelnen Bruchstücken im „Phönix", theils als ganzes im Verlag von Sauerländer, aber von der Censur so verstümmelt, daß die Kritik damals ihr Urtheil zurückhalten mußte. Ein Kunstwerk aus einem Guß ist dieses Drama nicht, und ein solches wird auch Niemand von einem einundzwanzigjährigen Jüngling, so alt war der Verfasser, verlangen. Auch ein eigentliches Drama kann man „Dantons Tod" nicht nennen, so wenig ein bühnengerechtes als ein den ästhetischen Ansprüchen an die Gattung entsprechendes. Die Szenen reihen sich ohne innern Zusammenhang an einander, oder thürmen sich, richtiger gesagt, über einander empor, ein Abbild jener gigantischen Kraft, die den Pelion auf den Ossa setzte. Die menschlichen Figuren lassen sich nicht überall von ihren blutigen Maximen unterscheiden, das Drama ist eigentlich ein Hexenkessel, dessen Quirl der Terrorismus führt. Dennoch wird sich Niemand so leicht von diesem Danton trennen können, die genialen Blitze, die das Dunkel durchschießen, die ausgezeichnete Kraft des Dichters, der wunderbare Bilderreichthum und Glanz seiner Sprache üben eine mächtige Anziehungskraft. Den Cynismus der Sprache, der dem Dichter häufig zum Vorwurf gemacht wird, können wir nicht tadeln. Daran kann gezweifelt werden, ob die furchtbarste Epoche der französischen Revolution überhaupt künstlerisch darstellbar ist, wählt aber ein Dichter einmal diesen Stoff, so darf er nach den gewöhnlichsten Vorschriften den Lokalton nicht vernachlässigen. Jede tiefere Wahrheit würde einem Revolutionsdrama fehlen, das nicht zeigte, wie tief vom Rost ihrer Zeit angefressen die geschwungenen Klingen seiner Helden waren. Wer von Bach und Bächlein singt, der male uns klare Kristallfluth und sanften Wellenschlag, wer aber die Sündfluth zu seinem Vorwurf macht, der hat uns die aus der Tiefe aufgerührten Schlammwirbel und den spritzenden Gischt der unreinen Brandung zu zeigen. Wie nachhaltig dieser Danton gewirkt hat, zeigt der Nachwuchs von Revolutionsdramen, die er bis auf die allerneueste Zeit hervorgerufen hat. „Leonce und Lena" ist ein Lustspiel im Geschmack der romantischen Schule, formlos wie „der gestiefelte Kater" und ähnliche Produkte, denen Büchner, ein eifriger Leser der Novellen Tiecks, seine Zuneigung zugewendet hatte. Das Lustspiel sprüht von geistreichen Witzen und prächtigen Einfällen, der verbindende Faden fehlt freilich, und selbst der geistig verwandte Strom heitern Humors, der die aristotelische Einheit ersetzt, wird mehrmals jählings unterbrochen durch einen düstern Gegenstrom von Melancholie, der ohne Motiv aus der Tiefe hervorbricht. Die gelungenste, mit plastischer Rundung ausgestattete Schöpfung Büchners ist sein Novellenfragment Lenz, dessen Held der bekannte Dichter aus der Sturm- und Drangperiode unserer Literatur ist. Die Charakteristik in diesem Fragment, die gehaltene Kraft der Darstellung und namentlich die innige Harmonie, in der hier die Seele des sterbenden Dichters mit dem sie erfüllenden Kunstideal und mit der umgebenden Natur erscheint, machen das Bedauern sehr lebhaft, daß wir einen solchen Dichter so früh verlieren mußten. Es ist wahr, es verräth sich in allen Dichtungen Büchners ein krankhaftes Element, aber in den letzten Produktionen doch weniger als in den

frühern, so daß es gewiß ganz verschwunden sein würde, wenn dem Dichter ein längeres Leben, ausgefüllt durch einen schönen Beruf, gegönnt gewesen wäre. Dieses Krankhafte lag überdies in der Zeit. Der Verfasser mag es sich nicht versagen, zum Schluß die wahren Worte folgen zu lassen, die der geistreiche Hermann Markgraf über diese Richtung der Zeit gesprochen hat. Indem er Büchner, auf den er sein Urtheil jedoch nur mit Milderungen angewendet wissen will, als den Typus einer ganzen Gattung nervös krankhafter Menschennaturen hinstellt, sagt er: Diese krankhafte Anlage, welche die meisten schon mit zur Welt bringen, um sie vielleicht in noch erhöhterem Grade auf eine spätere Generation fortzupflanzen, und welche durch unsere ganze Erziehungs- und Lebensweise, wie durch den gesellschaftlichen Verkehr genährt und gesteigert wird, verräth sich namentlich in einer oft erstaunlichen geistigen Frühreife der damit Behafteten. Sie sind mit sich und mit der Welt vollkommen fertig zu einer Zeit wo man in frühern Jahrhunderten erst recht zu arbeiten, sich zu bilden, zu vervollkommnen, zu prüfen und zu forschen begann. Ihr Talent steigert sich häufig bis zu einem Ausdruck von Genialität, ihre Reflexion — denn sie sind von Hause aus meist bei weitem mehr Grübler als producirende Poeten — bis zu einem Anstrich von Poesie, ja in einzelnen Momenten bis zu dieser selbst, ihre Fertigkeit, für ihre meist sehr einseitigen Anschauungen den entsprechenden, meist geistreichen Ausdruck zu finden, bis zur in sich geschlossenen Virtuosität, die oft bewundernswerth, aber doch nur in einer Richtung befangen ist. Von einem unwiderstehlichen Drang getrieben der Welt Proben ihres Geistes abzulegen, und die bewunderte Stelle, die man ihnen früh in dem engen Kreis der Ihrigen oder der Studentenklubs einräumte, auch vor dem großen Publikum einzunehmen, von der aschgrauen thatenlosen Monotonie des modernen Lebens gequält, von einer Gesellschaft gefeiert, deren oft so lächerliche und verzwickte Formen sie verachten müssen, von den politischen und sozialen Jämmerlichkeiten der Welt — für die sie in Folge ihrer krankhaften Anlage einen ausnehmend scharfen Blick haben — angeekelt, und deshalb, weil sie diese Schlechtigkeiten gründlich erkannt, sich selbst für makellos und zur Weltverbesserung berufen halten, werfen sie sich sehr früh auf die Ausübung der Poesie, der Kritik oder der Politik, oder das alles zusammen, wobei sie die Poesie in eben solchem Grade mit Reflexion zu versetzen lieben als die Kritik mit Poesie und die Politik mit Phantasterei. Neben sich lassen sie von den Dichtern aller Zeiten etwa nur zwei oder drei, von den politischen Berühmtheiten zumeist nur die Helden der ersten französischen Revolution, namentlich Danton und Robespierre, gelten, deren Rolle, genau ebenso (etwa mit Ausnahme der eigenen Hinrichtung) auf dem Welttheater zu spielen ihren höchsten Ehrgeiz befriedigen würde. Das Drastische liebend, sind sie überhaupt Anhänger der revolutionären Bluttheorie, nicht der gemäßigten Reformen. Obschon ursprünglich nicht ohne Gemüth, vielleicht mit vielem Gemüth ausgestattet, meinen sie es gebühre „starken Geistern" diese Seite ihrer Natur künstlich und gewaltsam zurückzuhalten, oder sie offenbaren es höchstens in einem geschraubten falschen Pathos. Die religiösen Zweifel haben sie natürlich überwunden, sie sind meist vollkommene Atheisten, obschon weder in ihrem Leben noch in ihren Schriften eine Spur jener Gemüthsruhe, jener innern Zufriedenheit zu finden ist, welche, sollte man doch meinen, das nothwendige Ergebniß eines überwundenen Zweifels sein müßten.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. C. Gato in Meißen.

Die eidgenössischen Freischießen. Die Schützenfeste sind in der Schweiz eine alte Erscheinung des Volkslebens und stammen noch aus der Zeit des Bundes der alten acht Orte. Der mannhafte Sinn gefiel sich in Spielen, die ein Bild des Kriegs waren, die Obrigkeiten begünstigten ein Treiben, das die Wahrhaftigkeit des Volks erhöhte. Das Korporationswesen des Mittelalters gab diesen Festen einen starken Boden, die Vorliebe für Bünde einigte die Schützengenossenschaften der politisch befreundeten Orte. Wie die Obrigkeiten Ehrenpreise aussetzten, so bewirtheten sie auch die fremden Gäste, die keine Gastfreunde am Ort hatten. Eine weitere Ausdehnung, ähnlich wie jetzt, gewannen die Feste nach dem alten Zürichkriege, dessen sich die Schweiz übrigens nicht zu rühmen hat. Das Gesellenschießen oder Mayen der Stadt Sursee vom Jahr 1452 erregte durch seine freigebige Ausstattung die Bewunderung der Gäste, Bern, Aarberg, Biel, Wangen, Aarwangen, Solothurn, St. Gallen, welche in den nächsten Jahren nachfolgten, nahmen sich das Beispiel von Sursee zum Muster. Der Verband mit dem deutschen Reiche zog die benachbarten Städte und Landschaften in den Kreis der Festlichkeiten. Von geschichtlicher Wichtigkeit ist das Straßburger Freischießen von 1456, das zu dem Bunde zwischen der Eidgenossenschaft und Straßburg führte. Die Straßburger hatten die angetragene Verbindung abgelehnt, weil die Entfernung ihrer Stadt von der Schweiz zu groß sei, als daß ein Bündniß von Nutzen sein könne. Bei diesem Schützenfeste brachten nun die Züricher, indem sie mit ihren Schiffen Limmat, Aar und Rhein hinabfuhren, einen Hirsebrei mit, den sie Morgens in ihrer Stadt gekocht hatten und der bei der Ankunft in Straßburg noch warm war. Dieser handgreifliche Beweis, wie bald von der Schweiz aus Hülfe gebracht werden könne, überzeugte die Straßburger, und der Bund wurde geschlossen. Zwei Jahre später (1458) veranlaßte das Freischießen von Konstanz den Plappartkrieg, der so genannt wird, weil der Streit über ein Berner Geldstück entstand. Im funfzehnten Jahrhundert entstand auch die alte Schützenordnung, der sich alle Schweizer unterwarfen. Darin wurde bestimmt, daß der Mayen jährlich von Ort zu Ort ausgeschrieben werden müsse und durch nichts aufgeschoben werden dürfe, „es sei denn, daß Krieg, Mißwachs, Tod oder Mißhändel einfielen, wovor Gott sein wolle"; daß der Ort, welcher einen Mayen ausschreibe, die beste Gabe aus dem Stadt- oder Landseckel geben müsse; daß Niemand zugelassen werde, der nicht sein eigen Schießzeug, Vorrath und Doppel habe, daß fremde Spielleute auszuschließen seien u. s. w. Der Aufschwung, den die Schießen jetzt nahmen, zeigte sich am glänzendsten 1504 in Zürich, wo das Fest vier Wochen dauerte und nicht blos von Schweizern, sondern auch von Gästen aus Frankfurt, Nürnberg, Augsburg, Stuttgart und Insbruck besucht wurde. 100 Gulden betrug der erste Preis für die Armbrustschützen, eben so viel für die Büchsenschützen, im Glückshafen (Lotterie) war ein Gewinn von 50 Gulden zu machen. Die bald darauf beginnenden Religionsunruhen verkümmerten die Schützenfeste, in dem ganzen Zeitraum von 1519 bis zum dreißigjährigen Kriege findet sich nur eine einzige neutrale Periode von 1604—1608, in der sich neues Leben zeigte. Das berühmte Schießen zu Solothurn von 1604, das Gesellenschießen zu Basel von 1605, das Stachelschießen zu Zürich von 1608 entfalteten einen Glanz, an den das lebende Geschlecht nicht mehr gewöhnt war. In der spätern Zeit versumpften mit dem ganzen Volksleben die Schützenfeste, der Verband der einzelnen Genossenschaften hörte auf, die Bewegung wurde überall eine lokale, und der spießbürgerliche Hochmuth, der sich bei den städtischen Festen spreizte, ließ keine Freude aufkommen. Es bedurfte des großen Revolutionssturmes, um das träge Volk aufzurütteln, und noch verflossen nach der Restauration von 1815 neun Jahre, ehe das stille Sehnen Vieler nach einer Wiedererweckung wahrer Volksfeste gestillt wurde.

Ein Bürger von Aarau, Schmied-Guiot, ist der Stifter der jetzigen eidgenössischen Freischießen. Seiner unermüdeten Thätigkeit gelang es, das erste Schützenfest zu veranstalten, das 1824 vom 7—12. Juni in Aarau gefeiert wurde. Gleich bei dieser ersten Feier trat die politische Bedeutung hervor, die das Volk instinktmäßig in seine Schützenfeste legte: Aargau, dessen Bestandtheile lauter ehemalige Unterthanenländer bildeten, feierte in den Junitagen 1824 seine Konstituirung als ein freier gleichberechtigter Kanton. So einfach und prunklos die Form war — nicht mehr als 10,000 Franken wurden aufgewendet — so stark und freudig regte sich der Geist. Die nächsten Versammlungen, die in Basel, Genf und Freiburg stattfanden, hatten alle dieselbe Richtung und waren das eidgenössische Stelldichein für alle Schweizer, welche den von den verbündeten Mächten und dem Patriziat aufgezwungenen Bundesvertrag durch eine die Schweiz wahrhaft einigende Verfassung ersetzen wollten. In Basel berieth man 1827 die allgemeinen Statuten des schweizerischen Schützenvereins, im nächsten Jahre stellte sich die französische Schweiz unter das eidgenössische Banner, in dem die Schützen das Symbol der von ihnen angestrebten Einheit verehrten. Das Schützenfest von Bern (1830) sah die Gesandten der Tagsatzung unter den Gästen, dies verhinderte jedoch nicht, daß gerade bei dieser Versammlung die politische Spannung am schroffsten sich äußerte. Der frostige, fast unwillige Empfang der eidgenössischen Fahne seitens der städtischen Behörden, die Censur, welche wider Toaste und Lieder geübt wurde, riefen eine allgemeine Verstimmung hervor. Auch bei den Festen, die nach den Reformen von 1830 stattfanden, kamen durch die Politik Störungen in die Festfreude, so 1832 in Luzern, 1834 in Zürich, 1836 in Lausanne, 1838 in St. Gallen, wo der jetzige Präsident der französischen Republik als Thurgauer Bürger anwesend war, 1840 in Solothurn, 1842 in Chur. Der Besuch wurde mit jedem Freischießen zahlreicher, die Geschenke waren von den 10,000 Franken in Aarau 1842 in Chur auf 58,000 Franken gestiegen. Viele Geschenke kamen aus dem Auslande, sogar aus der andern Hemisphäre, von den Schweizern in Bahia nämlich, welche ein Stück gediegen Gold und acht Brasilianische Goldmünzen im Gesammtwerth von 1000 Franken verehrten. Ebenso brachten die Schweizer in Deutschland, Holland, Frankreich, Rußland und Italien durch ehrenwerthe Gaben sich ihrer Heimath in Erinnerung. Die Gaben bestanden nicht allein in Geld, sondern in den mannigfaltigsten andern Gegenständen. So setzte Altlandammann Fellenberg zu Hofwyl sechs Freiplätze in seinem Institut aus, einen Musterpflug, einen Exstirpator und eine Säemaschine, so schenkten die Schützen vom Heinzenberg eine schöne Kuh, und dasselbe thaten die Schützen von Klosters. Die von Disentis gaben ein Fäßchen Trawetscher Honig, zwei Frauenzimmer in Chur eine Waidtasche, zwei andere einen Reisesack, zwei eine Brieftasche und wieder zwei eine Jägertasche. 1844 wurde in Basel ein Doppelfest begangen, indem sich mit dem Freischießen eine Gedenkfeier der Heldenschlacht von St. Jakob verband. Basel wollte zugleich seine Versöhnung mit der Schweiz feiern, es sollte ein Fest des Vergebens und der Eintracht sein. Diesen Zweck vereitelte der Fanatismus der Jesuitenpartei. Schützen aus Wallis brachten eine Militärfahne mit, die beim Trient mit Bürgerblut befleckt worden war, dieses Symbol des Hasses und der Rache wollte die liberale Partei auf der Fahnenburg nicht dulden, und so entspann sich ein Streit, der spät beigelegt wurde und dann noch Erbitterung zurückließ. Trotz dieser Störung war das Fest das großartigste von allen bisher begangenen. 82,500 Franken wurden auf dieses Fest verwendet, die Bretterbuden, ihrem Umfange nach Paläste, waren in einem so edlen Styl erbaut, daß man sich Zauberkraft hätte wünschen mögen, sie in Stein zu verwandeln und ihnen ewige Dauer zu verleihen. Die herbeigeströmte Menschenmenge wird auf 100,000 geschätzt, acht Tage dauerten die Festlichkeiten, die meiste Zeit über leider bei ungünstigem Wetter. Für 1847 war Glarus gewählt worden, und hier fand die Versammlung auch statt, obgleich viele Stimmen gemeint hatten, daß die Zei

keine geeignete wäre. Die Schwüle vor dem Gewittersturm wurde bei dem Feste drückend empfunden, aus den Sonderbundskantonen hatten sich nur einzelne Theilnehmer eingefunden, die radikalen Schützen schossen sich für den bevorstehenden Bürgerkrieg ein. Unter ganz veränderten Auspizien folgte 1849 das Fest in Aarau, das fünfundzwanzigjährige Jubelfest der hier gegründeten Freischießen, auf demselben Platz, dem Schachen im Thalgrunde unweit der Aar, begangen, wo 1824 die erste Büchse knallte. Außer einer Punktscheibe mit zehn Nummerkreisen waren sieben Stichscheiben aufgestellt mit den Namen: Jubelweihe, Versöhnung, Schweizerbund, Vaterland, Heldenkraft, Freiheit, Kunst und Fleiß. Es wurden im ganzen 225,000 Schießmarken gelöst, sieben Nummern schossen zwei Schützen, sechs Nummern 19, fünf Nummern 98, vier Nummern 176. Aufgewendet wurden 68,309 Schweizerfranken, unter den eingegangenen Gaben war ein prachtvoller Lehnstuhl aus Palisadenholz mit reichen Stickereien von den Frauen in Lenzburg, ein schöner silberner Pokal mit Teller von der freiwilligen Jägerkompagnie Debrunner in Venedig, ein Kristallservice für zwölf Personen von Schweizern aus Wien und Umgegend, zwei Stutzen nach amerikanischem System von der Regierung Graubündens, ferner eine große Menge der verschiedenartigsten Produkte und Fabrikate, meistentheils für die Scheibe „Kunst und Fleiß.“ Auf Aarau folgte dann 1851 Genf, wo die Vorbereitungen viel großartiger getroffen wurden. Die Anlage der Räume, im Styl der neuen Eisenarchitektur leicht und elegant ausgeführt, hat 75,000 Franken gekostet, die Ehrengeschenke erreichten einen Werth von 200,000 Franken. Das werthvollste war ein Goldklumpen aus Kalifornien, von dortigen Schweizern geschenkt, im Werthe von 6000 Franken, dann folgte ein Silberservice der Stadt Genf im Werthe von 2500 Franken.

Die äußere und innere Einrichtung der eidgenössischen Freischießen bleibt sich im ganzen gleich und ist etwa folgende. Wie überall bei solchen Gelegenheiten leitet ein Festkomité die Anordnungen, die Kosten werden von dem Kanton und der Stadt, wo das Fest stattfindet, von Schützengesellschaften und Freunden der Schießübungen getragen. Jede Genossenschaft kommt mit ihrem Banner, für die Aufnahme der verschiedenen Feldzeichen ist die Fahnenburg bestimmt, wo auch die Vertheilung der Preise stattfindet. Hoch oben weht die eidgenössische Fahne, die immer im Gewahrsam des Orts sich befindet, wo das letzte Schießen stattgefunden hat. Eine lange offene Halle, mit Festgewinden und Wappen der Kantone geziert, ist der Schützenstand. Der Abstand von den Scheiben pflegt auf 350 Schritte genommen zu werden, die Scheiben stehen in einem langen hölzernen Gehäuse, jede auf einer Achse, auf der sie sich dreht, wenn sie getroffen wird, worauf die Zieler völlig gedeckt hinter dem bretternen Kugelfang im Hinterhalte Kenntniß nehmen von dem Schusse und ihn dann, nachdem die Scheibe sich wieder gedreht hat, aus der Koulisse heraus anzeigen. Diese Einrichtung ist nachahmungswerth und verhindert ganz und gar jenes fahrlässige Umbringen der Zieler, das auf andern Schießstätten nicht selten ist. Eben so ist dafür gesorgt, daß kein Schuß neben hinausgehe, indem wenige Fuße von dem Schützenstande eine dicke Planke aufgeführt ist mit schmalen Schußscharten, welche den fernstehenden Scheiben entsprechen, so daß sich ein Schuß, der zu weit vom Ziele abginge, schon in diesem Bollwerk fangen müßte. Alle Schützen tragen das eidgenössische Wappen, ein rothes Schildchen mit weißem Kreuze auf dem Hute, und darunter die Kokarde des Kantons, dem sie angehören. In feierlichem Zuge geht es auf den Schießplatz, dort wird die eidgenössische Fahne übergeben, und das Schießen nimmt seinen Anfang. Ein Speisehaus, ein Festsaal oder Bankethalle nebst Kaffeehäusern u. s. w. nehmen die Zuschauer auf. Im Banketsaale werden die Reden gehalten, die einen hervorragenden Theil der Freischießen ausmachen, denen auch die Frauen von der oben umlaufenden Galerie zuhören. Diese Reden geben den Festen ihr politisches Gepräge, das in einer Zeit wie die jetzige nothwendig ein einseitiges werden mußte. Die radikale Partei hat die Freischießen fast ausschließlich für sich

in Besitz genommen und der volksthümliche Glanz, den sie dadurch gewinnt, hat nicht wenig dazu beigetragen, ihre Pläne zu fördern. Nach Siegen sind diese Feste die Triumphzüge der Sieger durch die Schweiz, nach Niederlagen bilden sie die Sammelpunkte für die versprengten und entmuthigten Mitglieder der Partei. Dies sind sie namentlich nach den Niederlagen der Liberalen in Wallis und Luzern gewesen. Die Aristokratie pflegt sich während der Dauer dieser Feste grollend auf das Land zurückzuziehen, wie noch jüngst die Genfer Patrizier gethan haben. Als die besten Schützen haben sich bisher der Engländer Lord Vernon und der Graubündner Benzinger gezeigt. Es ist auffallend, daß man noch nicht daran gedacht hat, die eidgenössischen Musikfeste mit den Freischießen in Verbindung zu bringen, wodurch der Charakter eines Volksfestes höherer Art reiner dargestellt würde. Bis jetzt hat man nur Kunstausstellungen mit dem Freischießen verbunden, und nicht öfter als zweimal, früher in Bern und jetzt in Genf.

Die Göltzschthalbrücke. Die in den Besitz des sächsischen Staats übergegangene baierisch-sächsische Eisenbahn bietet eine Menge von Terrainschwierigkeiten dar, die diesen Bau kostspielig aber auch interessant gemacht haben. Ihre Länge von Leipzig bis zur baierischen Grenze beträgt 275,634 Dresdener Ellen oder 21,1 geographische Meilen, mit Hinzurechnung der Zwickauer Zweigbahn 290,281 Dresdener Ellen oder 22,2 geographische Meilen. Nimmt man den Wasserspiegel der Pleiße in Leipzig als Nullpunkt an, so ist die Erhebung der Bahn in Leipzig 19 Ellen, bei Altenburg 122, bei Crimmitzschau 228, bei Werdau 339, bei Zwickau 316 Ellen. Wo nahe an dem Ausgangspunkte der Zwickauer Bahn hinter dem Bahnhof von Werdau die Wasserscheide zwischen der Pleiße und der Göltzsch überschritten werden muß, steigt die Bahnlinie bis zu 551 Ellen und senkt sich dann wieder bis zu 512 Ellen, die sie auf dem Bahnhofe von Reichenbach hat. Bis Plauen steigt und fällt die Bahn mehrmals, der Bahnhof von Plauen liegt 550 Ellen über dem Wasserspiegel der Pleiße, ihren höchsten Punkt erreicht die Bahn jedoch nicht hier, sondern bei dem Dorfe Reuth, auf dem Gebirgsrücken des Elstergebirgs, der Wasserscheide zwischen Saale und Elster, wo die Höhe 831 Ellen beträgt; an der baierischen Grenze beläuft sich dieselbe noch auf 781 Ellen. Von Werdau ab häufen sich die Schwierigkeiten: das ansteigende hohe Gebirge und mehrere tiefe Thäler von Flüssen und Bächen machten hier umfassende Arbeiten nöthig. Die Verwaltung wählte als Linie für die Bahn den jetzigen Trakt, der an dem Städtchen Neumark vorbei bis dicht an den obern Theil der Stadt Reichenbach führt, zwischen Obermylau und Friesen das Göltzschthal übersetzt, an Christgrün vorbei das Elsterthal durchschneidet und endlich in Plauen mündet. Da die Thalüberbrückungen der Göltzsch und Elster große Ausgaben nöthig machten, so wurden zwei andere Linien vorgeschlagen, denen die öffentliche Meinung ziemlich allgemein den Vorzug gab. Die eine dieser Linien wendet sich von Werdau durch die reußischen Länder nach Greiz und erreicht die ausgeführte Linie in der Gegend von Mehltheuer. Die Steigung, die auf dieser Linie gewöhnlich 1:80 beträgt, wäre wohl zu überwinden gewesen, die eigentliche Schwierigkeit bildete die Ueberbrückung des Elsterthales bei Greiz, das mit ungleich hohen Ufern eine bedeutende Breite hat, so daß die Führung einer mindestens 2000 Ellen langen und 112 Ellen hohen Brücke nöthig geworden wäre. Ferner sprach gegen diese Linie der Uebelstand, daß die Städte Plauen und Reichenbach wie der größte Theil des sächsischen Voigtlandes von der Bahn nicht berührt worden wären. Die zweite projektirte Linie, wobei die jetzige Zweigbahn von Werdau bis Zwickau zu einem Theil der Hauptbahn geworden sein würde, hätte mehrere der gewerbthätigsten Ortschaften Sachsens berührt, doch auch bei dieser Linie mußten die damit verbundenen Nachtheile von der Ausführung abrathen. Abgesehen davon, daß hier zwei Meilen weit eine ununterbrochene Steigung von 1:75 stattfindet, wird eine sehr kostspielige Ueberbrückung nöthig und die Grenze ist nur an einem Punkte erreichbar, wo es zweifelhaft ist, ob

Baiern auf seinem Gebiet den Anschluß ermöglichen kann. Vielfache Ermittelungen gewährten die Ueberzeugung, daß die jetzt ausgeführte Linie über Reichenbach und Plauen nach der baierischen Grenze hinter Gutenfürst den Vorzug verdiene, doch mit dem Beginn des Baues zögerte man, bis man bewährte Sachkenner des Auslandes gehört hatte. Der belgische Inspecteur général des ponts et chaussées Teichmann erhielt eine Einladung die Bahn zu besichtigen und kam mit zwei Ingenieuren. Das Gutachten dieser Männer war ein durchaus günstiges, und jetzt wurde der Bau beschlossen, mit dessen Leitung Wilken, sächsischer Ingenieur-Major beauftragt war. Für die Ueberbrückung des Göltzsch- und Elsterthals schrieb man eine Konkurrenz aus, indem für die beste Arbeit 1000 Thaler ausgesetzt wurden, und es liefen nicht weniger als 81 Pläne ein, über die eine technische Kommission zu entscheiden hatte. Die unveränderte Ausführung irgend eines dieser Pläne glaubte die Kommission nicht empfehlen zu dürfen, sie empfahl vielmehr die Kombinirung von vier Arbeiten, und der Preis wurde demnach unter die Einsender so vertheilt, daß zwei derselben je 300 und zwei je 200 Thaler erhielten. Nachdem der Plan nunmehr feststand, wurde das Ausheben der Pfeilergründe im Göltzschthale in Angriff genommen und am 29. Mai 1846 der Grundstein des großen Mittelpfeilers gelegt. Die bei solchen Gelegenheiten üblichen Feierlichkeiten gewannen dadurch ein höheres Interesse, daß gleichzeitig die Eröffnung der Bahnstrecke von Werdau bis Reichenbach erfolgte. Im Fortschreiten der Arbeit stieß man bei einem der Pfeiler auf eine unerwartete Schwierigkeit. Man kam nämlich bei einer Tiefe von neun Ellen an eine mit Thonadern, Alaun- und Kieselschiefer durchzogene Thonschieferbank, deren Alaunschiefer, dem Anschein nach fest, nach wenigen Tagen durch den Zutritt von Wasser und Luft in eine weiche thonige Masse sich verwandelte. Die angestellten Bohrversuche lieferten das ungünstige Ergebniß, daß man frühestens in einer Tiefe von 45 bis 46 Ellen festen Felsengrund erreichen werde. Da man von einer Pfahlrost- oder Betongründung absehen mußte, weil dadurch eine nachtheilige Verschiedenheit in die Fundamentirung gekommen sein würde, so würde die Gründung außerordentlich kostspielig geworden sein, weshalb der leitende Ingenieur vorschlug, den fraglichen Pfeiler wegzulassen, dafür aber die Nebenpfeiler zu verstärken und durch einen Bogen von 54 Ellen Spannung zu verbinden. Dies erschien auf den ersten Blick bedenklich, und es wurden andere Vorschläge gemacht. Ein Plan ging dahin, die Brücke ganz wegzulassen und durch einen aufgeschütteten Damm zu ersetzen. Eine solche Dammschüttung würde ihrer Höhe wegen eine Breite von 900 Ellen erfordert haben, und es wären für die Göltzsch und für den Mühlgraben zwei Kanäle von dieser Länge durch den Damm zu führen gewesen sein. Der Gedanke einer Kostenersparniß konnte darum nicht Raum gewinnen, und mit der Sicherheit stand es nicht weniger mißlich, da, auch angenommen, daß ein so kolossaler Damm nach Verlauf einiger Jahre sich genügend festsetzen würde, was durch keine Erfahrung bewiesen ist, Ueberschwemmungen und Eisgänge durch ihre Einwirkung auf die Kanäle dem Damm Gefahren bringen würden. Ein zweiter Vorschlag war der Bau von schiefen Ebenen, und auch dieser wurde beseitigt, da die Bedenken wegen des Kostenpunktes und der Sicherheit nicht beseitigt werden konnten. Die Erörterungen über diese Gegenstände hatten die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich gezogen, und es kam darüber auf dem außerordentlichen Landtage von 1847 zu längern Debatten, die mit dem Beschlusse endigten, „die Staatsregierung möge abermals gründliche Terrainuntersuchungen und noch genauere Erörterungen darüber anstellen lassen, ob die Ueberbrückungen der beiden Thäler auf einem andern Wege nicht umgangen werden könnten." Diese Untersuchung wurde dem ständischen Antrag gemäß durch zwei bewährte Techniker des Auslandes angestellt, und beide sprachen sich zu Gunsten der Ueberbrückung aus. Die Höhe der Göltzschthalbrücke wurde aber um drei Fuß verkürzt, ihre Länge um etwa 150 Ellen vermindert.

Die ganze Brücke ist 1022 Ellen lang, ihre größte Höhe über der Sohle des Thales beträgt $138\frac{7}{8}$ Ellen, die Breite der Fahrbahn zwischen den Balustraden 14 Ellen. Sie baut sich in vier Stockwerken auf. Das erste Stockwerk besteht aus 10 Pfeilern, die größte Höhe über dem Göltzschbette ist $42\frac{3}{4}$ Ellen, die Höhe über dem Sockel 29. Die Pfeilerstärke über dem Sockel erreicht bei dem stärksten Pfeiler $13\frac{1}{2}$ Ellen, die lichte Weite zwischen je zwei gekuppelten Pfeilern 13 Ellen, die Spannung der am weitesten aus einander stehenden Pfeiler $50\frac{1}{2}$ Ellen über dem Sockel. Bei den übrigen Pfeilern ist die Stärke $9\frac{1}{2}$ Ellen, die Spannung 21 Ellen, die Pfeilerbreite in der Etagenhöhe $37\frac{7}{24}$ Ellen. Die Gründung, Sockel und Pfeiler bis zur Kämpferhöhe der Spannbogen, die Kämpfer, Bogenanfänge und Deckplatten sind von Granit oder Sandstein, die Strebemauern an den Landpfeilern von Bruchsteinen, alles übrige Mauerwerk ist mit Ziegeln hergestellt. Das zweite Stockwerk hat 17 Pfeiler, die Etagenhöhe ist 36 Ellen, die Pfeiler sind meistens 8 Ellen stark, die Spannung beträgt $22\frac{1}{2}$ Ellen, die Pfeilerbreite in der Etagenhöhe 28 Ellen 19 Zoll, die beiden Spanngurte sind jeder $9\frac{1}{2}$ Ellen breit. Die Pfeilergründungen, Sockel, Bogenanfänge und Deckplatte sind von Granit hergestellt, die Strebemauern an den Landpfeilern von Bruchstein, alles übrige Mauerwerk von Ziegeln. Das dritte Stockwerk besteht aus 22 Pfeilern, die Etagenhöhe ist 31 Ellen, die Pfeiler sind durchschnittlich $6\frac{1}{2}$ Ellen breit, die Spannung beträgt 24 Ellen, die Pfeilerbreite $20\frac{1}{2}$ Ellen. Die Pfeilergründungen, Sockel, Bogenanfänge und Deckplatten sind von Granit, alles übrige Mauerwerk von Ziegeln. Das vierte Stockwerk hat 22 Pfeiler. Die Etagenhöhe bis zur Fläche der Eisenbahn ist $29\frac{1}{8}$ Ellen. Die Pfeiler sind durchschnittlich $5\frac{1}{2}$ Ellen stark, die Spannung beträgt 25 Ellen, die Pfeilerbreite 14 Ellen, einer der Landpfeiler ist 41 Ellen lang. Die Tragbogen, Sockel und Kämpfer der Pfeiler, die Deckplatten des Perrons, Hauptsims und Deckplatten der Balustrade sind von Sandstein oder Granit, ein Pfeiler mit Gründung und Strebemauern von Bruchsteinen, alles übrige von Ziegeln.

In ihren Dimensionen und der einfachen Größe des Plans kann die Göltzschthalbrücke den Vergleich mit den kühnsten Römerwerken bestehen. Für den Eindruck, den sie auf den Beschauer macht, war der Umstand sehr günstig, daß der trügerische Grund, den man gegen die Mitte hin fand, die Weglassung eines der Pfeiler nöthig machte. Dadurch ist im tiefsten Grunde der Thalsohle ein gigantisches Thor entstanden, das sich in zwei Wölbungen, einer über der andern, emporhebt und in die Pfeilerstellungen eine freiere Gliederung bringt. Der Anblick dieses hohen Thors vom Thale aus ist unbeschreiblich schön und erhaben. Die Arbeiten an dem sehr tief liegenden, aus kolossalen Granitwürfeln bestehenden Grundbau nahmen lange Zeit in Anspruch und waren erst 1848 völlig vollendet. Trotz der allgemeinen Kalamitäten des Landes wurde der Bau ununterbrochen fortgesetzt, was sowohl der gutgeordneten Finanzverwaltung des Landes, als der Berufstreue aller bei dem Brückenbau betheiligten Beamten und Gewerke zuzuschreiben ist. Es waren durchschnittlich immer 1500 Arbeiter beschäftigt, deren Thätigkeit das Werk förderte, nachdem einmal der Grund vollendet war. Im Herbst 1849 hatte man nahezu die halbe Höhe erreicht, die Pfeiler waren fast an allen Theilen zur halben Höhe herangewachsen, der untere große Mittelbogen konnte am 29. September 1849 geschlossen werden. Für den Beschauer war es ein wunderbares Schauspiel, das täglich wachsende Gerüst zu sehen, welches für sich allein schon ein Riesenbau von tausend nach allen Seiten sich durchkreuzenden Linien war, diese immer gleiche Rührigkeit von Tausenden von Händen, dieses Hin- und Herschwirren von Karren, die an allen Stockwerken des Gerüstes sich auf Schienenwegen bewegten, endlich die aus einiger Entfernung bereits durch das Gerüst erkennbaren Formen der ebenso zierlichen als massenhaften Bauten zu betrachten. Die Thätigkeit der Arbeiter wurde durch Dampfmaschinen unterstützt, welche die Lasten emporzogen, das nöthige Wasser in die Höhe zogen, Pochwerke

trieben u. s. w. Am 14. September 1850 erfolgte die Einsetzung des Schlußsteins im letzten Hauptbogen der Brücke, nachdem kurz zuvor die Brücke ein Unfall getroffen hatte. Am 28. August brach nämlich ein Wirbelwind so plötzlich herein, daß keine Vorkehrungen getroffen werden konnten, erfaßte an der südlichen Brückenhälfte das Gerüst, welchem dort die obere Schlußverbindung fehlte, und stürzte einen Theil mit etwa 150 Balken in die Tiefe. Verlust von Menschenleben kam dabei nicht vor, wie überhaupt in dieser Beziehung der Bau im ganzen glücklich von statten gegangen ist. Im Herbst 1850 war die Ausmauerung der obern Bogenreihe vollendet, die noch übrigen Arbeiten beanspruchten die Frühlingszeit des nächsten Jahres, und im Juli 1851 konnte die Bahn dem Verkehr übergeben werden. Am 15. Juli erfolgte die feierliche Eröffnung der Bahn in Gegenwart des sächsischen Prinzen Albert und der Minister v. Friesen und Behr, wobei beide Brücken, des Göltzschthals und des Elsterthals, befahren wurden. Die letztere, anderthalb Stunden unterhalb Plauen, ist um ein geringes niedriger als die erstere, aber nicht länger als 528 Fuß. Die Kosten für beide sollen den Voranschlag von acht Millionen Thaler noch überschritten haben. Der Eisenbahnreisende wird von der schwindelnden Höhe, auf der er sich befindet, wenig gewahr, denn hohe Balustraden versperren die Aussicht in die Tiefe.

Wiesloch. In dem unbekannten Orte, dessen Name an der Spitze dieser Zeilen steht, haben neuerdings bergmännische Entdeckungen stattgefunden, deren außerordentliche Ergiebigkeit das tausendzüngige Gerücht, das ein Kalifornien von Galmei erträumt, noch übertreibt. Die geologische Bildung der dortigen Gegend läßt sich mit wenigen Zügen schildern. Der Reisende, der von Heidelberg über Rohrbach, Leimen, Nußloch, Wiesloch und Langenbrücken nach Karlsruhe reist, hat links in unmittelbarer Nähe das Gebirge, rechts die Rheinebene. Der rothe und weiße Sandstein des Gebirgs, der sich anfangs bis zur Spitze des Kaiserstuhls erhebt, wird immer niedriger, dicht über dem Dorfe Nußloch befinden sich die letzten Steinbrüche in demselben. Von da bis Wiesloch, eine halbe Stunde Entfernung, überschreitet man den Fuß des sanften Bergabhangs, der sich gegen Wiesloch hinabsenkt. Von diesem Orte zweigt sich ein Thal rechtwinkelig in das Gebirge ab, und hier liegt Altwiesloch. Jenseits von Nußloch fängt zur linken Seite des Weges Muschelkalk an und hält bis Wiesloch an. Jenseits des Thals von Altwiesloch zeigt sich bereits die Keuperformation, im Hintergrunde dieses Thals bei Horenberg findet sich die Lettenkohlenbildung, deren geologische Stelle zwischen den beiden andern ist. Vor dreißig Jahren machte man in ihr einen Bohrversuch auf Kohlen, dessen Andenken die schönen Schafthalm-Abdrücke in den mineralogischen Sammlungen erhalten, welche man bei dieser Gelegenheit gefunden hat. Die Muschelkalkhöhen zwischen Nußloch und Wiesloch, Häsel, Buchwald und Stupfelberg genannt, sind an ihrem Fuß mit Rebgeländen bedeckt, in ihrer obern Höhe, die sich nicht über 300 Fuß erhebt, etwas bewaldet. Der bedeutendste Kalksteinbruch dieser Berge, der jetzt noch im Gange ist, liegt etwa halbwegs zwischen den beiden Orten gleich über der Straße und schließt die Schichtung des Gebirgs in ansehnlicher Höhe auf. Höher hinauf sieht man trichterförmige Schutthalden, die Reste ehemaliger Baue, die noch vor zehn Jahren den Sammlern schöne Mineralien lieferten, jetzt aber durch Weinbergsanlagen unzugänglich geworden sind. Viele derselben sollen tief herabgehen, die größte Tiefe der Löcher beträgt jetzt nur zwanzig Fuß. Der Steinbruch selbst, die Stube genannt, hat eine Höhe, die zwischen 30 und 40 Fuß abwechselt. In dem untern Theile desselben finden sich die einzigen zusammenhängenden Schichten des grauen Muschelkalks, höher hinauf wird das Gestein nach allen Richtungen zerklüftet und entfärbt. Die Klüftung ist mit Thoneisenerde ausgefüllt, die Schichtung undeutlich und unregelmäßig, das Streichen wohl im ganzen ein wagerechtes, jedoch bald nach dieser bald nach jener Richtung einfallend. Mehr nach oben hin wird der Kalk oft dolomitisch, die Eisenausfüllung in den Klüften tritt mächtiger auf, es finden

sich Stellen, wo bauwürdige Eisensteine vorkommen, hier sind die Klüfte senkrecht, die Weitungen unregelmäßig, wobei das ganze mit Dolomit bedeckt ist. 1826 wurde hier auf Eisenstein gebaut, bei dessen Ausschmelzen der Ofen Zinkansätze gezeigt haben soll. In der Nachbarschaft findet man sogar zwischen dem Muschelkalk und der Fruchterde oben regelmäßige und ziemlich ausgedehnte Lager von Bohnerzen, denen die alten Baue wahrscheinlich gegolten haben. In dem Steinbruche und den trichterförmigen Halden findet man verschiedene Mineralien, derben Galmei, schaalig und zellig, in mancherlei Verhältnissen, jedoch selten mit Kristallbildung, Kalkspath auf kleinen Gängen und Drusen, gelblichen und blaulichen Barytspath, mit Brauneisenstein angeflogen, mit Blättern, die dendritisch-hahnenkammartige Formen haben und hie und da mit Kristallflächen versehen sind, Bleiglanz in Oktaedern und ähnlichen Formen kristallisirt, der aber sehr selten ist, ebenfalls selten Weißbleierz, kohlensaures Kupfer und Anflüge von Eisenkies, endlich kohlige Theile, welche sich in einigen kleinen Höhlungen sogar in der Form stängelichen Asphalts zeigen. Im Jahre 1845 stieß man in dem Steinbruche auf eine Galmeilage von zwei bis drei Fuß Mächtigkeit, ein Fund, den man erst später erkannte, als ein Theil des Inhalts bereits unter den Schutt gebracht war. Dieser Fund gab die Veranlassung, daß zwei Häuser Muthscheine lösten und Versuchsarbeiten anstellten, ein Frankfurter Haus weiter nordwärts in der Nähe der Nußlocher Grenze, und die Brüder Reinhardt, Bankiers aus Mannheim, nahe über dem Steinbruche, westlich bis zur Rheinebene herab und südwärts bis zum Thale von Altwiesloch. Jenes Frankfurter Haus hat bis jetzt keine Erfolge gehabt, die Brüder Rheinhardt trieben zwei Schachte ein, den einen östlich über dem Steinbruche, den zweiten südöstlich nach Altwiesloch hin, beide zwischen den alten Werken gelegen. Der erste, der später den schönsten Erfolg gab, war im November 1850 bis auf 150 Fuß Tiefe eingetrieben, womit man das Niveau der Heerstraße bereits überschritten hatte, und man war noch auf keine Spur eines Erzes gestoßen. Am 28. Februar 1851 war in etwa der halben Tiefe in der Zimmerung etwas zu bessern, und man entdeckte bei dieser Gelegenheit eine kleine Oeffnung in der Wand, die mit einiger Mühe so weit erweitert wurde, daß ein Mann hindurch kriechen konnte. Der die Arbeiten leitende englische Ingenieur bestieg die Oeffnung und gelangte zuerst in einen künstlichen Kanal von 12 bis 13 Lachtern Länge, in dem er schief aufwärts kroch, dann aber in die ausgedehntesten Räume eines alten Bergwerks, in denen er und die nach ihm einstiegen sich anfangs oftmals verirrten, bis man mit den Gängen bekannt wurde. Diese sind bald hoch und weit, bald eng und niedrig, laufen in verschiedenen Höhen über einander, und verästeln sich hier, die Weitungen mit einander verbindend, während sie dort blind enden. So entsteht ein förmliches Labyrinth, dessen Durchforschung dadurch noch schwieriger wird, daß die Decken zum Theil eingestürzt sind und den Boden verschüttet haben. Der ganze Bezirk dieses Bergwerks, so weit er in den Bereich der Reichhardt'schen Muthung fällt, hat eine halbe Stunde in der Breite und eben so viel in der Länge. Alle diese Räume sind in eine Galmeischicht hineingearbeitet, deren Mächtigkeit von 2 bis 20 Fuß wechselt. Die Decke wie der Boden, die Säulen und eine Menge lose liegender Blöcke, die von den alten Bergleuten losgebrochen und als unnütz liegen gelassen wurden, bestehen oft rein aus Galmei, und dieses Verhältniß will man in einem Netze von angeblich 300 Strecken überall als dasselbe gefunden haben. Die Arbeiten sind seit der Entdeckung so weit vorwärts geschritten, daß man zwei Streckenzüge fahrbar gemacht hat. Der erste geht anfangs ostwärts in den Berg hinein, dann südostwärts etwa 2000 Fuß weit in einem von 2—15 Fuß mächtigen sogenannten Flötz. Ein anderer Zug in südlicher und südwestlicher Richtung ist auf 1000 Schritt Länge ohne große Schwierigkeit fahrbar, setzt sich aber noch weiter nach Westen und Süden bis unter die Heidelberger Straße und zu den ersten Häusern von Wiesloch fort. Die Strecken sind etwas höher,

wodurch sich auf ein jüngeres Alter schließen läßt, stellenweise fließen Wasser zu und es finden sich Tropfsteinbildungen. Der Geldwerth dieser Entdeckung ist ein sehr bedeutender. Die Berichte der Ingenieure sprechen von einer Million Centner, die meist in Blöcken gefunden worden sind, und der Preis eines Centners ist mit 6 Gulden noch gering angeschlagen. Die noch nicht genügend erforschten Massen der Gänge u. s. w. sollen 40—50, selbst 70 Prozent Gehalt haben, darüber muß indessen noch bergmännische Gewißheit gewonnen werden. Der Galmei — die chemische Verbindung von Zinkoxyd, Kieselerde und Wasser — hat allerdings einen festen Gehalt von 68 Prozent Zinkoxyd oder etwa 54 Prozent Zinkmetall, kann aber an jede Menge von Kalk, Thon u. s. w. gebunden sein. Der Werth des Fundes erhöht sich dadurch, daß das Galmeilager von Wiesloch in dieser Gegend von Deutschland das einzige ist, dessen Konkurrenten in der Aachener Gegend und zumal in Oberschlesien liegen. Nachtheilig ist der Holzmangel der Umgegend, und daß die nächsten Steinkohlen bei Berbach in Rheinbaiern vorkommen. Es ist daher fraglich, ob am Gewinnungsorte die Umgestaltung und Veredlung des Galmeis in Zink, Messing, Bleche, Ornamente, Röhren und Drähte, Farbstoffe u. s. w. zu ermöglichen sein wird.

Ein alter Zugang zu den Bergwerken hat bis jetzt noch nicht aufgefunden werden können. Das antiquarische Interesse bewegt sich zunächst um die Frage, wer die alten Bebauer des Bergwerks gewesen sein mögen. Die öffentliche Meinung deutet auf die Römer hin, wofür aber kein Beweis vorliegt. Ein sicherer Anhalt wird dann genommen werden, wenn man das Alter der Tropfsteinbildungen ermittelt hat, die sich in einem Theile des Werkes vorfinden. In den südlichen und südwestlichen Gängen, wo auch Wasser eintritt, hängen viele zierliche, doch noch nicht sehr bedeutende zapfen- und vorhangartige Stalaktiten von den Gewölben herab, und Stalagmiten breiten sich zu den Füßen aus. Jedenfalls ist die Arbeit zu einer Zeit gemacht worden, wo man den Nutzen des Galmeis noch nicht kannte. Auf Galmei können die alten Bergleute nicht gebaut haben, denn sonst wurden sie sich nicht auf dem Bauche liegend lachterweit durch seine Massen durchgewühlt haben, wo sie ihn nur zu brechen und an das Tageslicht zu schaffen nöthig hatten. Das Metall, welches sie mit einer solchen Arbeit verfolgten, kann nur silberhaltiger Bleiglanz gewesen sein, wovon man einzelne sehr spärliche Spuren aufgefunden hat. Die schriftlichen Ueberlieferungen sind sparsam und obgleich sie davon sprechen, daß in dieser Gegend ein Silberbau stattgefunden habe, so sind sie doch nicht geeignet, die Großartigkeit der ausgeführten Arbeiten ahnen zu lassen. In Codex Laureshammensis findet sich die Nachricht, daß bei Wiesloch ein Berg sei, wo man von den Jahren 1070 und 1080 an Silber grabe, und daß der Probst von Abrinisberg von diesem Berge jährlich eine Mark Silber beziehe. Die wenigen Spuren, die man in den Gruben selbst gefunden hat, Schriftzeichen und Kreuze, weisen auf eine christliche Zeit hin. Die Schlackenhalde beim Judenkirchhof unfern Wiesloch zeugt von einer einstigen Verschmelzung von Bleierzen, aus denen das Silber ohne Zweifel genommen wurde. Der Berg Häsel hieß früher der Silberberg, auf der Gemarkung von Bruchsal, vier Stunden weiter aufwärts, ebenfalls im Gebiet des Muschelkalks, gab es nach alten Grundbüchern eine Silberhalde und eine Silbergrube. Aus dem funfzehnten Jahrhundert sind Dokumente da, mitgetheilt von Mone in seiner Zeitschrift für oberrheinische Geschichte, die von Galmeibau sprechen, woraus sich schließen läßt, daß die alten jetzt gefundenen Werke damals schon verschüttet waren und selbst in der Erinnerung nicht mehr lebten. 1374 schloß Jakob Bargsteiner aus Amberg mit Konrad Mürer zu Wiesloch einen Vertrag, wonach dieser aus dem „Berg zu Nußloch" 200 Tonnen Galmei für den Pfalzgraf Friedrich gewinnen, für je vier Tonnen einen Gulden erhalten sollte. Man hat diesen Vertrag auf einen Tagbau bezogen, allein der Vertrag spricht auch von einer Entschädigung für Licht, so daß gewiß ein Schachtbau gemeint ist. Ein zweites

Dokument datirt von 1476 und ertheilt einem Bergmeister aus Freiberg und einem zweiten aus Goslar das Recht, drei bis vier Versuchsstollen treiben und einen Erbstollen anlegen zu dürfen. Ein Metall ist nicht genannt.

Die Gegend von Wiesloch bietet in geologischer Beziehung noch mehrere interessante Erscheinungen dar. Hochanstehender rother Sandstein und Muschelkalk stehen bei Nußloch dicht neben einander, und das Ende des letztern hat man mit Schachtarbeit bis unter die Chaussee noch nicht erreichen können. Ebenso finden sich jenseits des Thals von Altwiesloch die tiefsten Schichten der Keuperformation und darunter liegende Dolomite unterhalb dem Niveau des Muschelkalkes in der Häsel, obwohl die Schichtung kein entschiedenes Einfallen in dieser Richtung andeutet. Die Schichten sind sehr gerüttelt, und der Galmei bildet mit seinen beibrechenden Erzen kein eigentliches Lager, weshalb man plutonische Einwirkungen annimmt. Ein tüchtiger Geolog sagt darüber: „Ein Theil dieser Erscheinungen wird sich vielleicht erklären, wenn man erwägt, daß bei Wimpfen, Rappenau und Hasmarheim am Neckar, in etwa 6 bis 7 stündiger Entfernung von Wiesloch, dieselbe Muschelkalkformation außer Spuren von Zinkerzen auch reichlichen Gips und ein mehr als 100′ mächtiges Steinsalz-Lager führt, welche Stoffe ursprünglich auch hier in geringerer Menge vorhanden gewesen und ausgewaschen worden sein könnten; wenn man ferner die zerstörende Einwirkung der Tagewasser auf Kalk und Dolomit erwägt, wie sie offenbar stattgefunden hat; wenn man sich endlich die große Aehnlichkeit dieser Ablagerungen mit den Oberschlesischen ins Gedächtniß ruft und die Umbildungs-Prozesse, welche in diesen erweislich stattgefunden haben. Unterirdische Sickerwasser und Mineralquellen haben offenbar den wichtigsten Theil an den dortigen Formationen; sie haben gleichzeitig zerstört und gebildet. Es wäre wichtig auf chemischem Wege die Natur dieser Kalksteine und Dolomite, ihre Verwandtschaft mit den Schlesischen zu verfolgen, und es könnte etwa die Frage aufgeworfen werden, ob sich hier nicht noch anderweitige Belege für die Wirksamkeit der Mineralquellen finden lassen. Wiesloch besitzt noch jetzt eine schwefel-wasserstoffreiche Quelle, und andere derselben treten in dem benachbarten Mingolsheim und Langenbrücken zu Tage, die ihren Ursprung in der Liasformation haben. Es wird aber aus diesen Betrachtungen auch deutlich, daß wenn eine zusammenhängende weitere Verbreitung der genannten Erze in unserm Muschelkalke auch möglich, sie doch keineswegs sehr vermuthlich sei, weil diese Galmeigebilde überall nur örtlichen Ursachen ihre Entstehung verdanken; während freilich, wenn wirklich neue Anbrüche aufgefunden werden sollten, deren etwaiger noch nicht vornweggenommener Gehalt an silberhaltigem Bleiglanze ihren Werth bei weitem erhöhen und den Abbau lohnender machen würde." Auch die Thonablagerung in der Nähe des Kalksteinbruches hat ihr Interesse. Man hat dort noch vor der Entdeckung der alten Werke einen Schacht von 190 Fuß Tiefe getrieben, der in seinem sehr zarten feinen plastischen Thon steht, welcher bei seiner Förderung im feuchten Zustande schwarz ist und durch Austrocknen allmälig ins Graue übergeht. Das Ansehen, die Mischung, die Bildsamkeit dieses Thons bleiben sich überall gleich, wenn schon kleine Abwechselungen hellerer und dunklerer Farbenstufen vorkommen. Auf organische Reste ist man bis zu 120 Fuß abwärts nicht gestoßen, in dieser Tiefe hat man einen Haifischzahn und einige schlecht erhaltene Konchylien gefunden. Die Ueberreste, namentlich der Haifischzahn deuten auf einen neptunischen Ursprung, der in kein allzuhohes Alter, etwa die tertiäre Epoche hinaufreichen kann, wofür auch das Vorkommen von Baryt spricht. Diese Thonablagerung ist mächtiger als 190 Fuß, denn bis zu dieser Tiefe ist der Schacht hinabgetrieben, ohne ihr Ende erreicht zu haben, und ihre Erstreckung in Länge und Breite beträgt wenigstens einige hundert Schritte. Eingefaßt wird sie vom Gebirge ab von drei Seiten von Muschelkalk, welcher überall einige Fuß tief unter der Ackerkrume zu erreichen ist. Der Thon füllt mithin eine geräumige Mulde aus, deren rundum erhöhte Ränder sie vor Ausfüllung mit Rollsand und Geschiebe geschützt, aber

den Niederschlag des in kleinen Theilchen schwebenden Thons aus dem Wasser begünstigt haben. Dieses Thonlager eignet sich zu gewerblichen Anlagen vermöge der Eigenschaften des Thons, der Mächtigkeit des Lagers und der geringen Kosten der Ausbeutung ganz vorzüglich. Der Thon läßt sich zur Dünne gewöhnlicher Kaffeetassen leicht und fein bearbeiten, nimmt nach dem Brennen eine hellröthliche Farbe an und giebt einen hellen Glanz von sich.

Melchior Boisserée. Viel und immer mit Ruhm genannt sind unter uns die Namen der drei Kölner Kunstfreunde, Sulpiz und Melchior Boisserée und Johann Baptist Bertram, denen die Geschichte und Kenntniß der altdeutschen Kunst, namentlich durch die Würdigung und Erhaltung der Werke der altkölnischen Malerschule, unendlich viel zu verdanken hat. So innig waren die drei Kölner verbunden, daß ihre Geschichte nicht zu trennen ist, daß wer von den Thaten des einen redet auch die Verdienste der beiden andern erzählt. Sulpiz Boisserée ist 1775 geboren, Melchior 1780, beiden schloß sich in früher Jugend Bertram an, ebenfalls zu Köln geboren. Wir finden die Drei schon zusammen auf einer Reise, die sie 1803 nach Paris unternahmen, und mit dieser Reise beginnt ihre Geschichte. Die zahlreichen Kunstschätze, die Napoleon dort von seinen Eroberungszügen aufgehäuft hatte, erregten ihre Aufmerksamkeit und wurden während des neunmonatlichen Aufenthalts eifrig studirt. Waren sie auch nicht ganz unvorbereitet, da Besuche der Düsseldorfer Gemäldesammlung und die Werke von Göthe, Schlegel, Tieck und Forster ihren Kunstsinn geweckt hatten, so fehlte ihnen doch das tiefere Verständniß, und darum kam sehr erwünscht, daß Friedrich Schlegel, den sie in Paris trafen, sich anbot ihnen Privatvorlesungen über Philosophie und schöne Literatur zu halten. Noch spezieller wirkte Schlegel auf sie ein, indem er ihr Studium auf die wenigen, aber vorzüglichen Bilder altdeutscher Meister lenkte, die sich im französischen Museum befanden, über die derselbe Kunstkritiker damals auch in der „Europa" in werthvollen Aufsätzen Bericht erstattet hat. Die drei Kölner erinnerten sich bei dem Anblick dieser Gemälde an ganz ähnliche Kunstwerke, die sie in ihrer Heimath, freilich in den ungünstigsten Umgebungen, gesehen hatten, und erzählten Schlegel von diesen Schätzen so viel, daß er sich entschloß sie im nächsten Jahre an den Rhein zurück zu begleiten. Die Reise ging über Brüssel, dessen neues Museum manche altdeutsche Bilder besaß, die indessen dort wenig geschätzt wurden und über deren Maler mit Sicherheit nichts zu erfahren war. Köln war in der Zeit der Rückkehr der Freunde eine Stätte roher Verwüstung. Eben wurden die zur Aufhebung bestimmten Klöster und Kirchen geräumt, Hammer und Säge waren am Werke, den jetzt überflüssigen Schmuck, Schlechtes und Werthvolles, zu entfernen, das Eigenthumsrecht an dem angeblichen Geröll galt so wenig, daß der und jener ungescheut zugriff. Einen Theil retteten die ausgestoßenen frühern Besitzer, anderes nahmen die Regierungs- und Gemeindebevollmächtigten für sich in Beschlag, vieles kam an gewöhnliche Händler und Trödler. Zum Glück fanden sich auch Kenner und Liebhaber ein, der Kaufmann von Lyversberg und der Probst Ferdinand Wallraf, der im Jahre 1804 sein an kunstgeschichtlichen Aufsätzen reichhaltiges „Taschenbuch der Ubier" herausgegeben und sich durch die Rettung der Glasfenster des Doms ein unsterbliches Verdienst erworben hatte. Bei Wallraff sahen die Freunde werthvolle Sammlungen, dieselben, welche nach dem Tode Wallrafs (18. März 1824) als Eigenthum der Stadt Köln im kölnischen Hofe aufgestellt worden sind, 521 Handschriften, 488 Urkunden, 1055 alte Drucke, 13,248 Bücher, 9923 Mineralien, 1616 Gemälde, 3875 Handzeichnungen, 38,254 Kupferstiche, 3163 Holzschnitte, 104 vaterländische Alterthümer, 323 geschnittene Steine, 1297 Anticaglien. So arg die Verwüstung aber auch war, so hatte die Umwälzung im Kirchenvermögen doch das Gute, daß dadurch manches alte werthvolle Gemälde an das Tageslicht gezogen wurde, dessen Hüter die unwissenden Mönche gewesen waren, ohne zu

ahnen, welchen Schatz sie in ihren Mauern beherbergten. Zu diesen Gemälden gehörte vor allen jenes berühmte Bild aus der Rathhauskapelle, das Göthe später die Achse der niederrheinischen Kunstgeschichte genannt hat, und als dessen Meister man Wilhelm von Köln vermuthet, den die Lüneburger Chronik von 1380 als den besten Meister in allen deutschen Landen preist. Dieses Gemälde stellt die Kirchenpatrone der Stadt Köln dar und ist jetzt unter dem Namen des Dombildes allgemein bekannt geworden. Wallraf rettete dieses Gemälde vor den französischen Revolutionsmännern, indem er es in einem dunkeln und schwer zugänglichen Gewölbe verbarg, von da kam es in einen Saal des Gemeindehauses, der zu Sitzungen des Handelsgerichts, aber auch nach Befinden der Umstände als Vorrathskammer diente. Hier fanden es die Freunde, als sie in Gemeinschaft mit Schlegel ihre Studien fortsetzten. Daß sie selbst Gemälde sammelten, woran sie noch nicht gedacht hatten, veranlaßte ein glücklicher Zufall. Eines Tags begegnen sie einer Trage, auf der altes Geräth fortgeschaft wird, darunter ein Gemälde, eine Kreuztragung mit den weinenden Frauen und der Veronika. Sie erkennen ein Bild von Kunstwerth, der Besitzer wird aufgesucht und zeigt sich bereit, sogar erfreut, das große Bild, das ihm im Wege ist, für ein geringes Geld zu überlassen. So war der Anfang der berühmten Boisserée'schen Sammlung, die von dem Tage an rasch wuchs, da die Brüder über die Art, wie mit den alten Bildern umgegangen wurde, so viel Trauriges erfuhren, daß sie für Pflicht hielten, zu retten was zu retten war. Viel Bedeutendes war unter diesen Erwerbungen nicht, und die Absicht ging anfangs nicht auf Anlage einer eigenen Sammlung, sondern auf Erhaltung solcher Bilder, deren Existenz bedroht wurde. Es traf sich sehr glücklich, daß Friedrich Schlegel, der in dieser Zeit in vollem Eifer für altdeutsche Kunst war, in der „Europa" den Aufsatz über die altkölnischen Gemälde und im „Poetischen Taschenbuche für 1806" Briefe über die Denkmale der Kirchenbaukunst schrieb, in Köln seinen zeitweiligen Aufenthalt wählte und dadurch mit den Brüdern in Verbindung blieb. Er bekam eine Stelle an der dortigen höhern Lehranstalt und hielt den drei Freunden wieder wie in Paris Privatvorlesungen. Schlegel gab durch seine Forschungen die nächste Veranlassung zur Entdeckung der alten byzantinisch-niederrheinischen Malerschule. Man wußte bis dahin von der ältesten Kunst in Deutschland so wenig, daß man die besten alterthümlichen Gemälde, auf die man hie und da aufmerksam wurde, für altitalienischen Ursprungs hielt. Auch die Brüder urtheilten so, als sie in Köln in der Vorhalle der St. Lorenzkirche zum ersten Male ein Gemälde sahen, das mit seinen Köpfen von großartigen breiten Formen, mit dem weichen fließenden Bart und Haar, den Gewändern in einfachen runden Falten ihnen höchlich imponirte. Durch Schlegel lernten sie nun eine Stelle im „Parcival" von Wolfram von Eschenbach kennen, woraus hervorging, daß die Maler von Köln und Mastricht bereits im dreizehnten Jahrhundert in Deutschland zu hohem Ruf gelangt sein mußten. Diese erste Spur von der Existenz einer niederdeutschen Schule wurde weiter verfolgt, anfangs zögernd, so daß die ersten Bilder dieser Schule, womit die Brüder bekannt wurden, ihnen selbst als vereinzelte Erscheinungen galten, vielleicht sogar als Erzeugnisse italienischen Kunstfleißes, die bei dem frühern regen Verkehr zwischen den lombardischen und rheinischen Städten ihren Weg aus der ultramontanen Heimath nach der Stadt der zehntausend Jungfrauen und der heiligen drei Könige ja so leicht gefunden haben konnten. Einige neue Entdeckungen von Gemälden, die alle denselben Typus zeigten, leiteten immer mehr auf die richtige Spur, selbst die fortgesetzte Zerstörung der kirchlichen und klösterlichen Gebäude durch die Franzosen half dazu mit. An den entkleideten Wänden der Kirchen kamen Freskogemälde zum Vorschein, in andern Gebäuden löste die durch die Arbeiten hervorgebrachte Erschütterung ganze Kalküberzüge ab, womit ein Jahrhundert früher die Geschmacklosigkeit die alten Gemälde überkleidet hatte, und durch das, was auf diese Weise dem Blick sich enthüllte, wurde die

Ueberzeugung von dem Dasein der alten Schule mehr und mehr befestigt. Die Brüder erkannten, welche kunstgeschichtliche Wichtigkeit diese alte Schule besessen habe, und daß sie, gleich der italienischen von den Kunstüberlieferungen der byzantinischen Schule ausgegangen, sich doch eigenthümlich und in Kolorit und malerischer Behandlung mit überwiegenden Vorzügen entwickelt hatte. Sobald diese Ueberzeugung sich ausgebildet hatte, beschlossen die Brüder, in einer eigenen Sammlung so viel als möglich von solchen Gemälden aufzustellen, damit die dunkelste Periode der deutschen Kunstgeschichte aufgeklärt und in ihren besten Erscheinungen der Mitwelt zugänglich werde. Die bange Sorge, daß das Werk der Zerstörung blos Trümmer übrig gelassen habe, bestätigte sich nicht, als die Sammlung vorwärts schritt. Die Erzählung von den Gemälden auf Holz, die der Unverstand zu Fensterladen, Taubenschlägen, Tischplatten und Schirmdächern benutzt habe, bewahrheiteten sich allerdings zum Theil, allein es zeigte sich, daß die so zerstörten Gemälde zu den werthlosesten gehörten. Die besten Gemälde hatten in ihrem traditionellen Ruf einen wirksamen Schutz gefunden. Sie hatten meistens schon im vorigen Jahrhundert den Verzierungen im Rokokostyl Platz machen müssen und waren von ihren ursprünglichen Standorten in Nebenkapellen, Sakristeien, Kapitelsäle und Schatzkammern verwiesen worden, wo sie aber gute Pflege gefunden hatten. Die drei Freunde fanden sehr schätzbare solcher Werke theils bei vertriebenen Mönchen, theils bei Kirchenvorstehern, und setzten sich mit mehrjährigen Mühen und Kosten in den Besitz der besten. Das Jahr 1808 war in dieser Beziehung für sie ein sehr glückliches, die sterbende Maria von Schoreel und die Darbringung im Tempel von J. von Eyck, ein ausgezeichnetes Bild von Lucas von Leiden u. a. m. gaben ihrer Sammlung für den Kunstkenner von nun an hohen Werth.

Die Forschungen über altdeutsche Kunst am Rhein hatten nicht gemacht werden können, ohne die Blicke der Freunde auf den architektonischen Schatz zu lenken, den Köln in seinem unvergleichlichen Dom besitzt. Der ältere Bruder Sulpice fühlte sich von diesem Studium, das er zur Aufgabe seines Lebens machte, ganz besonders angezogen, doch wie überhaupt keinem von ihnen etwas allein eigen war, so brachten auch hier die beiden andern durch thätigste Theilnahme dem Werke Förderung. Sulpice B. begeisterte sich in dem Gedanken, den Dom nach den Entwürfen der ersten Baumeister vollständig bildlich zur Ausführung zu bringen, und unternahm zu diesem Zweck von 1808 an die genauesten Messungen, wonach die Zeichnungen von ihm und dem Kölner Maler Fuchs entworfen wurden. Zu den perspektivischen Zeichnungen leistete der geniale Architekturmaler Angelo Quaglio seinen Beistand, 1810 waren die meisten vollendet, so daß der Druck beginnen konnte. Man hatte sich für die Lithographirung entschieden, die Aretin, der Begründer der ersten lithographischen Anstalt in München, übernommen hatte, aber die erste Probe fiel so ungünstig aus, daß Sulpice B. den Vertrag mit Aretin aufhob und sich mit Cotta zur Herausgabe des Werks im Stich verband. Von 1811—1812 waren diese letzten Zeichnungen vollendet, theils durch Fuchs, theils durch Joseph Hoffmann in Köln, Oberbaurath Moller in Darmstadt und Architekt Vierod in Karlsruhe, allein die Ausführung der Architekturzeichnungen verzögerte sich noch lange, theils wegen der außerordentlichen Größe der Platten, theils wegen der Nothwendigkeit, die Plattenzüge in Paris zu bewerkstelligen und zugleich auch französische Künstler ins Interesse zu ziehen. Von 1822—1831 erschien das Werk in vier Lieferungen unter dem Titel: „Ansichten, Risse und einzelne Theile des Doms zu Köln mit Ergänzungen nach dem Entwurf des Meisters, nebst Untersuchungen über alte Kirchenbaukunst und vergleichenden Tafeln ihrer vorzüglichsten Denkmale.“ Eine zweite Ausgabe, wobei das Format auf die Hälfte der ersten beschränkt wurde, erschien 1842 in vier Lieferungen von je vier Kupfertafeln in Royalfolio, nebst Text in Quart, die Geschichte und Beschreibung des Gebäudes von Sulpice B. enthaltend. Die

letzte Ausgabe, welche die literarisch-artistische Anstalt in München besorgt hat, kostet 28 Thaler — der Preis der ersten ist 68 Thaler — und bietet gegen das, was ihr an Pracht abgeht, den Vorzug größerer Bequemlichkeit im Gebrauche dar. Die Aufeinanderfolge der Blätter ist die: Blatt 1 ist eine von Schinkel gezeichnete und von Haldenwang gestochene Ansicht der Stadt Köln, Blatt 2 enthält die äußere Ansicht der Domkirche wie sie 1841 war, Blatt 3 den Grundriß derselben, Blatt 4 den Längenaufriß nach dem Entwurf der alten Meister, Bl. 5 Hauptseite und Thürme des Doms nach dem ersten Plan, Bl. 6 Durchschnitt des Chors in der Breite in seiner jetzigen Gestalt, Bl. 7 Durchschnitt des Chors und der Vorhalle in der Länge wie sie jetzt sind, Bl. 8 Grundriß des Chors, des Kreuzschiffs und der Thürme, wie sie jetzt sind und wie sie werden sollten, Bl. 9 Kapitäle, Tragsteine, Grabmal des Erbauers und Hauptaltar, Bl. 10 Säulen und Kapitäle, Bl. 11 gemalte Fenster mit dem Wappen des Erzbisthums, Bl. 12 gemalte Fenster mit dem Kölner Stadtwappen, Bl. 13 Chorfenster und einzelne Theile an der Außenseite, Bl. 14 Thür der Hauptseite, Bl. 15 Thurmfenster und Wiederhalter, endlich Bl. 16 Ansicht der Vorhalle, wie sie werden sollte. Die Ausführung aller dieser Blätter läßt nichts zu wünschen übrig.

Die Arbeiten Sulpice's für sein Domwerk veranlaßten mehrere Auffindungen, wodurch die auf die niederrheinische Malerschule bezüglichen Forschungen der beiden Brüder und ihres Freundes Bertram begünstigt wurden. So rettete Sulpice in der halb abgebrochenen St. Clarakirche einen großen mit Gemälden und Schnitzereien geschmückten Altar von 1406, der über die ferne Periode seiner Entstehung helles Licht verbreitete. Die drei wurden immer klarer, und viel trugen dazu die Reisen bei, die sie 1808, nach den deutschen Hauptstätten der alten Kunst machten, auf denen sie vorzüglich die Sammlungen in München und Schleißheim studirten. Sie wurden durch die gewonnenen Anschauungen zu mehrjährigen Nachforschungen geführt, deren voraus geahntes Resultat war, daß die gewöhnliche Meinung irrig sei, wonach Johann von Eyck nur der Erfinder der materiellen Mischung der Farben mit Oel ist, daß er vielmehr seinen europäischen Ruf dem Umschwung verdanke, den er der Malerei durch Verlassen des byzantinischen Herkommens, treue Nachahmung der Natur und kunstreiche Behandlung der Oelfarben gegeben habe. So weit waren die vereinten Kunstfreunde gediehen, als sie den glücklichen Entschluß faßten, Köln, wo die französische Herrschaft mit unerträglichen Druck auf ihnen lastete, zu verlassen und einen Ort zum Aufenthalt zu wählen, der ihnen den Vortheil des Umgangs mit Gelehrten und des Besitzes literarischer Hülfsquellen sichere. Sie wählten Heidelberg, wohin sie einen Theil ihrer besten Gemälde mitnahmen, weil es ihnen zu schwer geworden sein würde, sich von diesen lieben Freunden zu trennen. In Heidelberg fanden sich die Kunstkenner sogleich in Menge ein, dadurch ermuntert, ließen die drei ein Stück ihrer Sammlung nach dem andern kommen, und nun wurde das große gebildete Publikum auf ein Streben aufmerksam, das in Köln ziemlich ungeachtet geblieben war. Die beiden Brüder machten wieder Reisen, und Melchior namentlich brachte davon einige der schönsten Gemälde zurück. Sulpice ging nach Dresden, Prag und dem Schlosse Karlstein in Böhmen, das für altdeutsche Malerei so wichtig ist, Sulpice machte mehrere Reisen nach den Niederlanden. Die Sammlung dehnte sich jetzt über den ganzen Kreis altdeutscher Malerei aus, einzelne alte Meister wurden gleichsam wieder entdeckt, so Hemling, der auch unter dem Namen Memling vorkommt, Mabuse und Schoreel. Mit der Vermehrung der Sammlung allein war es aber nicht gethan, auch für die sorgfältige Herstellung der etwa beschädigten oder mit Schmutz und verdunkeltem Firniß überzogenen Gemälde war zu sorgen, und in dieser Beziehung waren Melchior B. und Bertram mit Hülfe der Heidelberger Maler Köster und Schlesinger hauptsächlich thätig. Durch die Freiheitskriege, die

eine große Zahl ausgezeichneter und hochgestellter Männer an den Rhein führten, verbreitete sich der Ruf der Boisserée'schen Sammlung im weitesten Umkreise. Melchior B., der gewöhnlich den Führer machte, hatte oftmals den fürstlichen Personen das Geleit zu geben, und jetzt kam auch Göthe, der im ersten Heft von „Kunst und Alterthum" den Gewinn der Forschungen der drei Freunde: Aufklärung der Verhältnisse der altdeutschen zu der byzantinischen Kunst und Feststellung der wahren Verdienste Johanns von Eyck um die Malerei, gebührend anerkannt hat. Keine Privatwohnung war mehr groß genug, den erforderlichen Raum für die zum Theil umfangreichen Bilder herzugeben, und dieser Uebelstand mußte so lange getragen werden, bis der König von Würtemberg ein großes Gebäude in Stuttgart zur Aufnahme der Sammlung anwies. 1819 übersiedelten die Brüder und Bertram nach Stuttgart, wo das Ganze zuerst vollständig aufgestellt wurde. Welchen Antheil die Bevölkerung daran nahm, beweist die ehrenvolle und mit Einstimmigkeit ausgesprochene Meinung der Ständeversammlung von 1820 wie die Ertheilung des Bürgerrechts durch die Stadt Stuttgart. Einem allgemeinen Wunsche entsprechend, verbanden sich die Drei mit dem Steinzeichner Strixner in München, um die Hauptwerke ihrer Sammlung durch Nachbildungen bekannter zu machen. Demzufolge erschien in München von 1821 an die „Sammlung alt-, nieder- und oberdeutscher Gemälde der Brüder S. und M. Boisserée und J. Bertram's", in 38 Lieferungen, jede zu drei Blättern. 1834 folgte eine „Auswahl der von G. N. Strixner lithographirten Sammlung" u. s. w., in acht Lieferungen, jede mit drei in Farben ausgeführten Blättern. Die Hoffnung der Stuttgarter, daß die Sammlung in ihren Mauern bleiben werde, mußte bald aufgegeben werden, da der König von Baiern sie 1827 um den Preis von 400,000 Gulden kaufte und nach Schleisheim versetzte, von wo sie nach dem Ausbau der Pinakothek in diese gekommen ist.

Die Boisserée'sche Sammlung, unter diesem Namen allen Kennern und Freunden der Kunst bekannt, ist geschichtlich geordnet und begreift fast die ganze Periode der altdeutschen Kunst, die Zeit ihrer Verbindung mit der byzantinischen Kunst, die Zeit ihrer freien Selbständigkeit, endlich die Zeit des Uebergangs in die neuere italienische Kunst. Die Grenzsteine dieser an schönen Schöpfungen reichen Periode sind hier der Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, dort der Anfang des sechszehnten Jahrhunderts. Nach den drei Stufen, welche die deutsche Kunst durchmessen hat, ist die Sammlung in drei Abtheilungen getheilt. Die erste Abtheilung enthält die Werke von dem Anfang des vierzehnten bis zum Anfang des funfzehnten Jahrhunderts. Alle hier vereinigten Gemälde tragen den byzantinisch-niederländischen Typus und gehören der Kölner Schule an; der namhafteste und der Zeit nach letzte der hier vertretenen Meister ist Wilhelm von Köln. In der zweiten Abtheilung, die das funfzehnte Jahrhundert umfaßt, begegnen wir Johann von Eyck und den aus seiner Schule unmittelbar hervorgegangenen Malern. Hier finden wir die Namen Hemling, Hugo von der Goes, Israel von Meckenem, Michael Wohlgemuth, Martin von Schoen. In der dritten Abtheilung sind die Maler aus dem Ende des funfzehnten und dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts enthalten. Die Maler aus der selbständigen Periode sind Dürer, Lukas von Leyden, Makuse, Schoreel, Patenier, Bernhard von Orley, Kranach und Holbein. Die Nachahmung tritt mehr oder weniger hervor bei ihren Schülern Johann Schwarz, Martin Heemskerk, Michael Coxie, Karl von Mander, Johann von Melem, Bartholomäus Brüyn. Mit diesen Meistern schließt die Sammlung, die im ganzen 200 Gemälde und darunter Meisterwerke ersten Ranges enthält.

Die beiden Brüder und Bertram folgten ihrer Sammlung nach München, Bertram und Melchior B. wohnten hier zusammen, und namentlich der letztere widmete sein ganzes Streben der Wiederbelebung und Förderung der verloren gegangenen Kunst der Glasmalerei. Melchior B. hat nicht geringen Antheil an

der Hebung dieses Kunstzweigs, worin München seitdem so herrliches geleistet hat. Die Sammlungen von Glasgemälden, die sie in ihrer Wohnung aufgestellt hatten, konnten als wahre Kunstkleinodien gelten, und wenn manchen Besucher die Eigenthümlichkeiten Bertrams zurückschreckten, so war der Gang in die Wohnung der Freunde um so interessanter und anziehender, wenn der einfach schlichte Melchior B. den Cicerone machte, in seiner Weise ohne allen Schein und Prunk unterhaltend belehrte und dem Beschauer in den Bildern selbst den Entwickelungsgang der neuen Glasmalerkunst zeigte. Sulpice B. arbeitete indessen an einem Werke über alte Kirchenbaukunst, dessen Vorläufer die 1830—1833 erschienenen „Denkmale der Baukunst vom 7. bis zum 13. Jahrhundert am Niederrhein" sind. Das Werk hat französischen und deutschen Text und zwölf Lieferungen von je sechs lithographirten und in Thon gedruckten Blättern. 1842 hat eine zweite Ausgabe in Folio ihren Anfang genommen. Ein zweites Werk des ältern Bruders: „Ueber den heiligen Gral" (München, 1833) möchten wir eine Verirrung nennen, von der Art, die der Kunst mehr Nachtheil als Förderung zu bringen pflegt. Die Aemter eines Oberbauraths und Generalkonservators der plastischen Denkmale Baierns, die König Ludwig diesem Bruder übertrug, waren wenig mehr als bloße Titel. 1836 legte Sulpice B. diese Stellen aus Gesundheitsrücksichten nieder und zog sich an den Rhein zurück, wo er Bonn als Aufenthaltsort wählte. Bald darauf wurde Bertram durch den Tod abgerufen, und nun folgte Melchior dem Bruder nach Bonn. Er hat dort ausschließlich seinen Kunstforschungen gelebt, und ist dort in der Nacht vom 13. auf den 14. Mai 1851 gestorben. Er war einfach, bescheiden und anspruchslos, offen und herzlich, ein ganzer Rheinländer, ohne alle modische Tünche und Schein. Er gab sich stets, wie er wirklich war, fern von allem Dünkel und aller Anmaßung, ein treuer, schlichter deutscher Mann, seinen Freunden ein wahrer Freund, mochte die Sonne scheinen oder der Sturm wehen.

Johann Konrad Appenzeller, geboren 1775 zu Bern, kam im elften Jahre mit dem Vater nach St. Gallen und sah sich mit seiner Ausbildung fast einzig auf sich angewiesen. Vorübergehend von der französischen Revolution ergriffen, auf deren Siege er sogar Lieder dichtete, wendete er sich bald wieder der deutschen Literatur zu, deren ephemerste Erscheinungen, Siegwartiaden und Rittergeschichten, ihn in seiner Jugend am lebhaftesten beschäftigten. In München, wo er eine Zeit lang lebte, verkehrte er viel mit dem sonderbaren Eckartshausen, der Geister citirte und sich rühmte, daß er im Mondschein die Bäume aus den Alleen hervorlocken und tanzen lassen könne. Bekannt wurde er zuerst durch eine Ode aus dem Heldenkampf der Nidwaldner gegen die Franzosen, die auch komponirt worden ist. Nach seiner Rückkehr in die Schweiz wirkte er länger als zehn Jahre an den Stadtschulen von Winterthur und machte nebenbei so gründliche theologische Studien, daß ihm in Schaffhausen der Eintritt in den geistlichen Stand gestattet wurde. Eine neue Welt erschloß sich ihm, als er 1809 von dem Abt zu Einsiedeln, dem die Kollatur über die protestantische Stelle zustand, zum Pfarrer von Brütten ernannt wurde. Hier hat er seine Hauptwerke geschrieben, von denen „Gertrud von Wart" in mehrere Sprachen übersetzt worden ist. Später nach Biel berufen, nahm er nach 1830 seinen Abschied und starb am 28. März 1850.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (D. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. C. Gals in Meißen.

Die Sonnenfinsterniß von 1851. Sonnenfinsternisse entstehen durch den Mond, welcher in die gerade Linie zwischen Erde und Sonne tritt und uns dadurch den Anblick der letztern ganz oder theilweise entzieht. Da der Schattenkegel des Mondes nur selten etwas größer ist, als die Entfernung des Mondes von der Erde, so kann der Mondschatten im Allgemeinen nur immer einen kleinen Theil der Erdoberfläche bedecken, und diese beschattete kreisförmige Stelle wird wegen der Bewegung der Erde um sich selbst und wegen der Bewegung des Mondes um die Erde allmälig von Westen gegen Osten auf der Erdoberfläche fortziehen, so daß z. B. zuerst Spanien, dann Frankreich, später Deutschland und Rußland in den Schatten treten, während vielleicht die Bewohner Afrikas von einer Verfinsterung der Sonne gar nichts wahrnehmen. Zieht man auf einer Tafel zwei Kreise, einen großen (die Sonne) und einen kleinen (den Mond) in einiger Entfernung von einander und zieht man die beiden Berührungslinien oben und unten an diese Kreise, so daß jede derselben beide Kreise an derselben Seite berührt, so werden sich diese Linien hinter dem kleinern Kreise an einem bestimmten Punkte treffen. In diesem Punkte werden sich alle Linien begegnen, welche man sich rings um die Sonne und den Mond gelegt denkt, und alle zusammen genommen werden hinter dem Monde im Weltraume einen Raum abgrenzen, welcher die Form eines spitzigen Kegels hat. An jedem Punkte innerhalb dieses Kegels wird die Sonne dem Auge ganz vom Monde bedeckt erscheinen. Dieser Schattenkegel des Mondes ist in Beziehung auf seine Länge von der verhältnißmäßigen Größe und Entfernung des Mondes von der Sonne abhängig. Zieht man dagegen an unsern Kreisen zwei Berührungslinien, von denen jede den einen Kreis oben, den andern unten berührt, so werden sich beide in einem Punkt treffen, der zwischen den beiden Kreisen liegt. Durch diesen Punkt werden aber auch alle Linien gehen, welche man eben so um die Sonne und den Mond gelegt sich denkt. Sämmtliche Linien werden daher wieder einen Kegelraum einschließen, dessen Spitze zwischen Sonne und Mond liegt und der hinter dem Monde sich immer weiter und weiter ausdehnt. Dieser Kegel wird der Halbschattenkegel genannt. Befindet sich das Auge innerhalb dieses Halbschattenkegels und außerhalb des eigentlichen Schattenkegels, so wird ihm die Sonne theilweise vom Monde verdeckt erscheinen. Befindet man sich aber auch außerhalb dieses Halbschattenkreises, so wird man die Sonne gar nicht verdunkelt sehen.

Die Länge des Mondschattenkegels beträgt nun:

in größter Entfernung des Mondes von der Sonne	51,083	Meilen.
„ mittlerer „ „ „ „ „ „	50,209	„
„ kleinster „ „ „ „ „ „	49,376	„

Da die Bahn des Mondes wie der Planeten eine Elipse ist, so ist uns das Gestirn bald näher bald ferner. Es beträgt nun

die größte Entfernung des Mondes von der Erde .	54,644	Meilen.
„ mittlere „ „ „ „ „ „ .	51,803	„
„ kleinste „ „ „ „ „ „ .	48,961	„

Man ersieht aus diesen Zahlenangaben, daß die Länge des Mondschattenkegels zuweilen größer sein kann als die Entfernung des Mondes von der Erde, daß mithin die Spitze des Schattenkegels entweder in der nächsten Nähe der Erdoberfläche, auf ihr selbst oder auch im Innern der Erde liegen kann. In dem ersten Fall wird die Sonnenfinsterniß nur für wenige Orte auf der Erdoberfläche eine ringförmige, im zweiten eine totale von momentaner Dauer, im dritten eine totale von einiger Zeitdauer, die bis auf sieben Minuten andauern kann. Die im Halbschatten liegenden Oerter der Erdoberfläche sehen eine theilweise Finsterniß, für die außerhalb desselben liegenden zeigt die Sonnenscheibe keine Verfinsterung. Es folgt daraus,

daß eine und dieselbe Sonnenfinsterniß an verschiedenen Stellen auf der Erde sehr verschiedenartig sich darstellt. Sonnenfinsternisse können allein dann stattfinden, wenn der Mond in der Zeit seines Neulichts steht. Wenn uns dann der Mond so nahe ist, daß uns sein Halbmesser größer erscheint wie jener der Sonne, so haben alle Orte der Erde, welche in dem kreisförmigen Durchschnitte des vollen Schattens mit der Oberfläche der Erde liegen, eine totale Sonnenfinsterniß, und die in der Schattenaxe liegenden eine ringförmige, während die, an denen die Grenze des vollen Schattens vorbeistreift, die Sonne theilweise verfinstert sehen. Die Verfinsterung erscheint um so geringer, je weiter ein Ort auf dieser oder jener Seite von der Schattengrenze entfernt liegt, bis endlich die noch ferner wohnenden Menschen die Sonne ganz rein und unverfinstert sehen. Ist dagegen der Mond zur Zeit seines Neulichts von der Erde so weit entfernt, daß sein scheinbarer Halbmesser kleiner ist, als jener der Sonne, so kann die Spitze des vollen Schattens nicht mehr die Oberfläche der Erde treffen, und die Finsterniß wird für diejenigen Orte der Erde, welche in der Gegend der verlängerten Schattenaxe liegen, beinahe central-ringförmig. Für die ganze Oberfläche der Erde sind Sonnenfinsternisse häufiger als Mondfinsternisse, da im Mittel alle 18 Jahre gegen 41 Sonnenfinsternisse und nur 29 Mondfinsternisse statthaben. Für einen bestimmten Ort der Erde dagegen sind Verfinsterungen der Sonne seltener als solche des Mondes, so daß man auf drei Mondfinsternisse erst eine Sonnenfinsterniß zählt. Am seltensten ist für einen bestimmten Ort eine totale oder eine ringförmige Finsterniß, und es läßt sich annehmen, daß jeder Ort nur alle zweihundert Jahre eine solche hat. Halley hat berechnet, daß London vom 20. März 1140 bis zum Jahre 1715, also in einem Zeitraum von 575 Jahren, nur eine einzige totale Sonnenfinsterniß gehabt hat, und seit 1715 ist keine neue hinzu gekommen. Unter den 59 sichtbaren Sonnenfinsternissen, die Paris von 1774—1900 gehabt hat und haben wird, befindet sich keine einzige totale. Günstiger sind wir Deutschen in neuester Zeit gestellt gewesen. Am 8. Juli 1842 hatten wir eine Sonnenfinsterniß, die für mehrere Orte eine totale war, die vom 15. Mai 1836 war ringförmig, die vom 19. November 1816 für gewisse Gebiete, z. B. Pommern, total. Im vorigen Jahrhundert war für Deutschland die Finsterniß vom 12. Mai 1706 die einzige totale.

Man berechnet die Größe einer Sonnenfinsterniß nach Zollen, deren jeder in sechszig Minuten eingetheilt wird. Man theilt nämlich den Durchmesser der Sonnenscheibe in zwölf Theile und spricht z. B. von einer neunzölligen Verfinsterung, sobald die Mondscheibe neun solcher Zwölftel bedeckt. Berechnungen von Sonnenfinsternissen kommen schon bei den Alten vor, und Herodot erzählt, daß Thales eine solche vorhergesagt habe, welche im sechsten Jahre des Kriegs zwischen den Lydiern und Römern während der Schlacht am Halys den Tag in Nacht verwandelte und den sich feindlich entgegenstehenden Völkern einen solchen panischen Schrecken einflößte, daß sie mitten im Kampf ihre Waffen wegwarfen und mit einander Frieden schlossen. Oltmann hat diese Finsterniß genau berechnet und dadurch gefunden, daß dieselbe wirklich am 30. September 610 v. Ch. stattgefunden hat und am Halys eine totale gewesen ist. Bei ihren Berechnungen wurden die Alten durch die Beobachtung geleitet, daß Finsternisse in gewissen Perioden wiederkehren. Die Periodicität wurde ihnen angedeutet durch eine lange Reihe von Beobachtungen, die sie in den heiligen Büchern ihrer Tempel aufgezeichnet fanden. Von diesen Perioden ist die kürzeste das sogenannte Mondjahr, bestehend aus 12 synodischen Monaten, d. h. der Zeit, welche von einem Neumonde bis zum andern verfließt und im Durchschnitt 29½ Tage beträgt, wonach sich die Länge des Mondjahrs auf 354 Tage, oder auf 11 Tage weniger als ein julianisches Sonnenjahr von 365 Tagen beläuft. Diese Periode reicht indessen höchstens für einige Jahre aus, nach deren Verlauf die Abstände des Mondes von dem Knoten ihr schon nicht mehr entsprechen. Genauer ist die sogenannte Halley'sche oder

Plinianische Periode von 223 Monaten, oder von 18 Jahren und 10 bis 11 Tagen, nach welcher Zeit die Finsternisse in der nämlichen Folge wiederkehren. So folgten auf die Sonnenfinsternisse des Jahres 1824 vom 1. Januar, 26. Juni und 20. Dezember die Verfinsterungen des Jahres 1842 vom 11. Januar, 8. Juli und 31. Dezember. Allein auch diese Periode kann wegen der Anomalien, welche die Himmelskörper in ihren Bewegungen nach und nach erleiden, nicht immer zutreffen, daher sich große Finsternisse nach 18 Jahren und 11 Tagen kleiner zeigen und endlich wegfallen werden. Die alten Astronomen, denen diese Anomalien durch Erfahrung nicht unbekannt geblieben waren, bemühten sich daher größere Perioden zu suchen und fanden solche von 716, 3087, 6890 und 9977 Mondmonaten, von denen jede folgende genauer als die vorhergehende war. So groß diese Perioden sind, so läßt sich daraus doch nicht das geringste folgern für die Sichtbarkeit oder Unsichtbarkeit der Finsterniß an einem bestimmten Orte der Erde und für ihre Größe. Genauigkeit erreicht man einzig und allein durch gute Sonnen- und Mondtafeln, in denen die Bewegungen der Sonne und des Mondes berechnet sind. Die Richtigkeit dieser Tafeln hat sich seit etwa einem Jahrhundert so vermehrt, daß die Vorausberechnung des Anfangs und Endes einer Sonnenfinsterniß innerhalb dreißig bis vierzig Zeitsekunden genau zutreffen muß, während noch vor 150 Jahren Fehler von 4 bis 5 Minuten vorkamen. Die Beobachtungen von Sonnenfinsternissen sind in mehrfacher Hinsicht von Wichtigkeit. Der astronomische Nutzen besteht darin, daß man den wahren Ort des Mondes zu einer Zeit erhält, in welcher er uns sonst unsichtbar ist und seine Beobachtung nicht erfolgen kann. Auf diese Weise lassen sich die Mondtafeln verbessern. Dadurch, daß man die Beobachtungen des vollständigen Verschwindens und Wiedererscheinens der Sonne in zwei weit von einander liegenden Gegenden der Erde macht, bekommt man die wichtigsten Daten für eine Untersuchung der Parallaxe des Mondes, d. h. desjenigen Winkels, unter welchem die Erde vom Monde aus gesehen wird. Der geographische Nutzen besteht in folgendem. Von Ptolomäus bis zum Jahre 1610 kannte man nur eine und zwar unvollkommene Art, die geographischen Längenbestimmungen zu machen, indem man dazu die Mondfinsternisse benutzte. In dem genannten Jahre erfolgte die Entdeckung der Jupiterstrabanten, deren Verfinsterung durch den Schatten des Planeten jetzt zu diesen Berechnungen benutzt werden konnte. Erst Cassini kam auf den Gedanken, die Sonnenfinsternisse zur Erreichung dieses Zwecks herbei zu ziehen. Wenn eine Sonnenfinsterniß an zwei bestimmten Orten beobachtet wird, so läßt sich aus diesen beiden Beobachtungen der Unterschied der geographischen Längen mittelst Rechnung sehr genau bestimmen. In physikalischer Beziehung erwartet man Aufklärungen über gewisse Erscheinungen des Lichts und hofft auch die Beschaffenheit der Sonne und des Mondes genauer kennen zu lernen. Man hat beobachtet, daß wenige Minuten vor Anfang der Finsterniß die Atmosphäre an der Stelle, wo der Mond eintreten wird, merklich dunkelt, und daß das Flimmern der Luft an diesem Theile des Sonnenrandes aufhört. Von diesem Augenblick an dringt der östliche Rand des Mondes in die Sonnenscheibe ein, bis er zuletzt den östlichen Sonnenrand erreicht. Bei der Sonnenfinsterniß von 1836 bemerkte Bailey in Schottland, daß der dunkle Mondrand kurz vor seiner Vereinigung mit dem hellen Sonnenrande diesem durch einzelne schwarze, deutlich hervortretende Streifen verbunden war, die plötzlich verschwanden, worauf der Mondrand die Form einer Säge annahm und gezähnt oder wie eine aus regelmäßigen schwarzen und lichten Kügelchen bestehende Schnur erschien. In dem Momente, wo der westliche Rand des Mondes sich nach innen von dem westlichen Rande der Sonne loszumachen begann, traten auf dieser Seite die Kügelchen und später die bänderartigen Streifen hervor. Eine merkwürdige Erscheinung ist die Lichtkrone, welche den Mond im Momente des Beginnens der totalen Verfinsterung wie eine Art von Heiligenschein umgiebt. Gaspar Schott in seinem Cursus mathematicus, der

6*

1661 in Würzburg erschien, erwähnt dieses prachtvollen Phänomens zuerst und beschreibt es als einen hellen Ring, gleichsam eine leuchtende Krone, die sich ringsum befinde, Plantade und Clapies, Astronomen von Montpellier, suchten die Erscheinungen zuerst 1706 wissenschaftlich zu erklären, dann folgte 1715 Louville, 1778 Don Antonio de Ulloa, der die Lichtkrone in einer kreisförmigen Bewegung sah, wie sie ein Feuerrad bei einem Feuerwerke hat. 1842 konnte man diese Lichtkrone in ihrem vollen Glanze beobachten, und mit ihr verband sich ein eigenthümliches Phänomen, nämlich röthliche Hervorragungen an verschiedenen Punkten des Mondrandes, deren Entstehung bisher keine befriedigende Erklärung gefunden hat. Diese wurden von drei bewährten Astronomen beobachtet, von Arago, Airy und Schumacher. Arago sagt: „Als ich in das Fernrohr ohne gefärbte Gläser sah, fing ich an, zwei lichte Hervorragungen zu sehen, die durch das umgekehrte Fernrohr von der untersten Region der Mondscheibe auszugehen schienen. Ihre Farbe war im Ganzen rosenroth und an einigen Punkten, vielleicht durch eine Wirkung des Kontrastes, blau mit einer Schattirung von grün.“ Airy, der in Turin beobachtete, beschreibt die Erscheinung wie folgt: „Während ich bei der totalen Verfinsterung den Mond untersuchte, bemerkte ich zu meiner großen Ueberraschung rothe Flämmchen am scheinbaren untern Rande. Sie schienen die Form und Stellung der Zähne einer kreisrunden Säge zu haben.“ Conferenzrath Schuhmacher aus Altona, hatte sich 1842 nach Wien begeben, in der alleinigen Absicht, dort die totale Sonnenfinsterniß zu beobachten. Hören wir seine eigenen Worte: „Ich sah den Mond von einem farblosen Lichtringe umgeben, der sich allmälig in das Grau des Himmels verlor, aber zugleich zeigte sich eine ganz unerwartete Erscheinung. Auf den ersten Blick glaubte man an drei Stellen des Mondrandes rothe Flammen hervorbrechen zu sehen, indessen bemerkte man nach ein paar Augenblicken ruhiger Betrachtung, daß in diesen scheinbaren Flammen keine Bewegung war. Sie erschienen vielmehr als zackige in hellem rosenrothem Lichte strahlende Gipfel von Gletschern. Kurz vor dem Ende der totalen Finsterniß erhob sich an dem Theil des Mondrandes, wo der erste Lichtfunken austreten sollte, eine schmale, rosenrothe Schichte, sie nahm beinahe $^1/_4$ des Mondrandes ein, die aber, als dieser Lichtfunke erschien, zugleich mit den rothen Flammen und dem Lichtringe, der den Mond umgab, verschwand.“ Die Lichtveränderungen auf der Erde sind so auffallend, daß sie selbst von Thieren empfunden werden. Die Gegenstände erscheinen in einem fahlen grauen Licht, bei totalen Finsternissen wird der Schatten gleichsam vom Boden aufgehoben, die unsichere Beleuchtung erscheint monoton. Die Zugthiere bleiben stehen und drängen sich an einander, die Pferde zittern und blasen mit den Nüstern, Hunde verkriechen sich oder winseln, die Vögel fliegen nieder und setzen sich, die Hühner eilen dem Stalle zu, das Nachtgevögel kommt hervor. Obgleich die jetzige Finsterniß in Mitteldeutschland keine totale war, hat der Schreiber dieser Zeilen von glaubwürdigen Augenzeugen gehört, daß Hühner zu Nest gingen und Bienen in ihren Stock zurückkehrten. Die Beobachtungen, worauf es den Astronomen diesmal ankam, lernt man aus den Instruktionen für Beobachter mit großen Fernröhren kennen, die Karl von Littrow entworfen hat. (Wiener Zeitung vom 18. Juni 1851.) Diese Instruktionen sind folgende: Dauer der Erscheinung, besonders der totalen Verfinsterung. — Gestalt und gegenseitiger Abstand der Hörnerspitzen an den Sonnenphasen. Liegen dieselben in der natürlichen Krümmung der Phase oder weichen sie in ihrer Richtung davon ab? — Art des Verschwindens der letzten und des Erscheinens der ersten Phase vor und nach der totalen Verfinsterung. Bleibt diese Phase eine vollständige Sichel, oder wird sie durch dunkle Querlinien unterbrochen? Sind diese Querlinien ständig oder unstätt? Wie lang vor und nach der totalen Verfinsterung dauern sie? Zeigen sie sich, mag das Blendglas welche Farbe immer haben? Erscheinen sie bei verstelltem Okulare? bei geänderter Objektiv-Oeffnung? Zeigen sie sich auch in dem auf einem Schirme aufgefangenen

Bilde des Fernrohres? Wie verändern sie sich bei fortschreitender Finsterniß? In welchem Zusammenhange stehen sie mit den am Mondrande sichtbaren Bergen des Mondes? — Gestalt des Mondrandes bei Bildung der kleinsten Sicheln. Zeigt sich eine Protuberanz desselben gegen den Sonnenrand? Lichtkrone um den Mond während der totalen Verfinsterung. Ist dieselbe schon vor dem völligen Verschwinden der Sonne sichtbar und wie lang? Bildet sie sich auf einmal, oder nach und nach auf verschiedenen Stellen und auf welchen? Ist sie überall gleich breit und wie breit? Ist sie in mehrere Ringe getheilt? durch Strahlen gespalten? Welche Farbe hat sie? Wird sie vom Monde bedeckt bei fortschreitender Finsterniß? — Farbenberge in der Lichtkrone. Wann und wie entstehen und verschwinden sie? Wie sind sie am Mondrande vertheilt? Bedeckt sie der Mond bei fortschreitender Finsterniß? Aendern sie ihre Gestalt und Größe? Welche Dimensionen und Form haben die vorzüglichsten? Sind sie in ihren Umrissen stätig oder veränderlich? Sind sie an der Basis durchaus breiter und laufen sie in Spitzen zu? Welche Stellung haben sie gegen den Mondrand? Welche Farben zeigen sie? Stehen sie unmittelbar auf den Mondrand auf? Greifen sie in denselben ein? — Giebt es ein Zwielicht auf dem Monde, das dem Wiedererscheinen der Sonne vorangeht? — Sieht man bei schmalen Sonnensicheln auch den Theil des Mondes, der sich nicht auf der Sonne projicirt? — Zeigen sich lichte Punkte oder Linien auf der Mondscheibe, und auf welchen Theilen derselben?

Die Sonnenfinsterniß vom 28. Juli 1851 war nur in nördlichen und gemäßigten Gegenden sichtbar. Der Anfang der Finsterniß überhaupt begann im Mexikanischen, westlich vom Flusse Colorado unter 35° 48′ nördlicher Breite 271° östl. L. von Ferro um 0 Uhr 57 Minuten bei Sonnenaufgang, das Ende trat ein in Afrika nordwestlich von Darfur und östlich von Tippo Borgu in der Wüste unter 20° 18′ n. Br., 43° 42′ L. um 5 Uhr 35 Minuten. Die sechszöllige Finsterniß, wobei genau die Hälfte der Sonnenscheibe verfinstert ist, begann um 1 Uhr 30 Minuten Morgens auf der Grenze von Neukalifornien und dem Oregondistrikte, in der Mitte zwischen der Westküste und dem Timporagossee unter 42° 10′ nördl. Br., 259° 20′ L., das Ende trat ein um 5 Uhr 2 Min. Abends im rothen Meer, nordwestlich von Kosseir an der Ostküste von Aegypten unter 26° 52′ n. Br., 54° 35′ Länge. Der Anfang der gänzlichen Sonnenfinsterniß trat ein um 2 Uhr 9 Minuten Morgens unter 53° 27′ nördl Br., 240° 3′ L. im großen Ocean westlich von der Insel Königin Charlotte in der Nähe der nordamerikanischen Westküste, das Ende erfolgte um 4 Uhr 23 Minuten Nachmittags unter 38° 48′ n. Br., 70° 22′ L. im kaspischen Meer, nordwestlich von Astrabad. Da dieser Zug der totalen Finsterniß von besonderem Interesse ist, so folgen wir ihm spezieller. Von dem Anfangspunkte, Insel Königin Charlotte, schritt die Verfinsterung fort in nordöstlicher Richtung über den großen Sklavensee, Halbinsel Melville und Baffinsland bis Grönland, dessen Westküste sie etwas nördlich von der Insel Disco erreichte, nahm hier eine südöstliche Richtung bis zur Ostküste von Grönland und ging dann durch den nördlichen Theil des atlantischen Oceans über die Möven-Inseln etwas nördlich von Island bis zur Küste von Norwegen fort, das sie bei Bergen erreichte. Der Zug ging dann nahe vorbei bei den Städten Christiania, Gothenburg, Karlskrona, von da über die Ostsee bei Elbing, zwischen Danzig und Königsberg, bis zwischen Warschau und Bialystock vorbei, über Bialsk bis Kobryn, Nowgorod, Wolyrsk. Das weitere Fortschreiten erfolgte zwischen Lemberg und Kiew, ferner zwischen Jekaterinoslaw, Nikolajew und Cherson hindurch nach Mariapol und dem Meere von Azow bis nach Jekaterinodar am Kuban, von da endlich über den Elbrus bis nach Baku, weiter über das kaspische Meer hinweg, worin er nordöstlich von Astrabad endigte. Für 67 europäische Orte hat der Leipziger Astronom G. A. Jahn die in mittlerer Ortszeit derselben ausgedrückten Zeiten des Anfangs und Endes, so wie die in Zollen und deren Zehnteln ausgedrückten Größen der Finsterniß gegeben.

Die mit gesperrter Schrift gedruckten Orte sind diejenigen, welche die Sonnenfinsterniß total wahrgenommen haben.

Ort.	Anfang.		Ende.		Größe.
	U.	M.	U.	M.	Zoll.
Altona	2	47.	4	56.	11.2.
Basel	2	48.	4	56.	9.6.
Berlin	3	7.	5	13.	11.4.
Bern	2	48.	4	56.	9.5.
Bonn	2	40.	4	48.	10.4.
Breslau	3	27.	5	30.	11.4.
Brüssel	2	26.	4	36.	10.1.
Budweis	3	19.	5	23.	10.7.
C h r i s t i a n i a	2	42.	4	48.	12.0.
D a n z i g	3	29.	5	31.	12.3.
Dessau	3	3.	5	9.	11.2.
Dorpat	3	59.	5	56.	11.0.
Dresden	3	11.	5	17.	11.1.
Eger	3	7.	5	13.	10.8.
Emden	2	36.	4	45.	10.9.
Frankfurt a. M.	2	48.	4	58.	10.3.
Genf	2	43.	4	51.	9.2.
Gotha	2	51.	5	4.	10.7.
Göttingen	2	52.	5	0.	10.8.
Greenwich	2	3.	4	15.	9.7.
Halle	3	2.	5	8.	11.0.
Hamburg	2	49.	4	56.	11.2.
Hannover	2	50.	4	57.	11.0.
Helsingfors	3	48.	5	46.	10.9.
Karlsruhe	2	49.	4	57.	10.0.
Kassel	2	50.	4	58.	10.7.
Köln	2	38.	4	48.	10.3.
Königgrätz (Böhm.)	3	23.	5	27.	11.1.
K ö n i g s b e r g	3	37.	5	38.	12.1.
Komotau (Böhm.)	3	11.	5	17.	11.0.
Kopenhagen	2	58.	5	4.	11.9.
Krakau	3	42.	5	44.	11.5.
Kremsmünster	3	19.	5	23.	10.7.
Leiden	2	24.	4	35.	10.4.
Leipzig	3	4.	5	10.	11.0.
Leitmeritz	3	13.	5	19.	11.0.
Lisky (Galiz.)	4	0.	5	58.	12.0.
Magdeburg	2	59.	5	5.	11.1.
Mailand	3	0.	5	5.	9.4.
Moskau	4	52.	6	43.	10.5.
München	3	6.	5	12.	10.2.
Neapel	3	33.	5	33.	8.9.
N i c o l a j e w	4	42.	6	35.	12.1.
Nürnberg	3	2.	5	8.	10.5.
Padua	3	13.	5	17.	9.8.
Palermo	3	35.	5	33.	8.1.
Petersburg	4	13.	6	8.	10.4.
Pilsen	3	12.	5	18.	10.8.
Posen	3	25.	5	26.	11.7.
Prag	3	16.	5	21.	11.0.

Ort.	Anfang. U. M.	Ende. U. M.	Größe. Zoll.
Pulkowa	4 13.	6 8.	10.5.
Rom	3 23.	5 24.	8.9.
Rostock	2 58.	5 5.	11.4.
Saatz	3 12.	5 17.	10.9.
Shitomir (Rußl.)	4 23.	6 18.	12.2.
Stettin	3 11.	5 16.	11.7.
Stockholm	3 18.	5 20.	11.5.
Stuttgart	2 53.	5 0.	10.1.
Tabor	3 18.	5 23.	10.8.
Tarnopol	4 10.	6 8.	12.0.
Trier	2 35.	4 46.	10.1.
Turin	2 53.	5 0.	9.2.
Upsala	3 15.	5 17.	11.5.
Venedig	3 15.	5 19.	9.7.
Warschau	3 44.	5 44.	12.1.
Wien	3 29.	5 32.	10.8.
Zürich	2 53.	5 0.	9.7.

Die Geschwindigkeit, mit der sich während der Dauer der Finsterniß der Schatten des Mondes in der Richtung von Nordwesten nach Südosten bewegte, betrug in jeder Zeitminute elf geographische Meilen, die Entfernung der Sonne von der Erde um 4 Uhr 4 Minuten mittlerer Zeit Leipzigs betrug 20,998,000 und der Abstand des Mondes von der Erde 48,828 geographische Meilen. Für die Beobachtung der Sonnenfinsterniß in den Gegenden, wo sie total sich zeigte, hatte man umfassende Vorbereitungen getroffen. In Rußland erhielten 18 im Streifen der totalen Finsterniß gelegene Orte Interimssternwarten, nach Schweden und Norwegen reisten mehrere englische und zwei nordamerikanische Astronomen, nach Danzig die Observatoren V. Mauvais und Goujon aus Paris. Dr. Littrow, Direktor der Sternwarte zu Wien, observirte mit Dr. Busch aus Königsberg und einem norwegischen Astronom auf Rixhöft, der äußersten Spitze Deutschlands, die von der Finsterniß berührt wird, Dr. Galle aus Berlin, der Entdecker des von Leverrier vorher berechneten Planeten Neptun ging mit einem Astronom aus Brünn und Dr. d'Arrest aus Leipzig nach Frauenburg, zwei Bonner Sternkundige nach Rastenberg. — Bis 1900 werden noch folgende Sonnenfinsternisse stattfinden, wobei wir auch die in denselben Jahren sich ereignenden Mondfinsternisse mit anführen: Im Jahre 1857. 1) Sonnenfinsterniß den 18. September um 7 Uhr Morgens. Sichtbar im östlichen Europa, in Afrika und im südlichen Asien. Central und annular. Im Jahre 1858. 1) Sonnenfinsterniß den 15. März. Anfang um 1 Uhr 0′ Abends, Ende um 3 Uhr 26′ Abends, Größe 8.3 Zoll. Sichtbar, und zwar central und annular in Amerika, im atlantischen Meere, in England und in der Schweiz. Im Jahre 1860. 1) Mondfinsterniß den 7. Februar um 3 Uhr 30′ Morgens, Größe 9¼ Zoll. 2) Sonnenfinsterniß den 18. Juli. Anfang um 3 Uhr 7′ Abends, Ende um 5 Uhr 6′ Abends, Größe 7.9 Zoll. Sichtbar, und zwar central und total im atlantischen Meere, in Spanien und Afrika. Im Jahr 1861. 1) Sonnenfinsterniß den 31. Dezember. Anfang um 3 Uhr 2′ Abends, Ende um 5 Uhr 10′, Größe 7.96 Zoll. Sichtbar in ganz Europa und Afrika. Central und total. Im Jahre 1863. 1) Sonnenfinsterniß den 17. Mai. Anfang um 6 Uhr 57′ Abends, Ende um 7 Uhr 32′, Größe 4.15 Zoll. Sichtbar in einem großen Theile vom nördlichen Europa. 2) Mondfinsterniß den 2. Juni um 1 Uhr Morgens. Total. 3) Mondfinsterniß den 25. November um 10 Uhr Morgens, Größe 11 Zoll. Partial. Im Jahre 1865. 1) Sonnenfinsterniß den 19. Oktober um 6 Uhr Abends. Sichtbar in Europa und im westlichen Asien. Central und annular.

Im Jahre 1866. 1) Sonnenfinsterniß den 6. März, um 11 Uhr Morgens. Anfang um 9 Uhr 20′ Morgens, Ende um 0 Uhr 9′ Abends, Größe 10.51 Zoll. Sichtbar in Europa, Afrika und Asien. Central und annular. 2) Mondfinsterniß den 20. März um 10 Uhr Morgens. Größe 9.25 Zoll. Partial. Im Jahre 1868. 1) Sonnenfinsterniß den 23. Februar. Anfang um 4 Uhr 21′ Abends, Ende um 5 Uhr 29′ Abends, Größe 1.8 Zoll. Sichtbar im südlichen Europa, Afrika und im südwestlichen Asien. Central und annular. 2) Sonnenfinsterniß den 18. August um 6 Uhr 30′ Morgens. Sichtbar im südlichen Europa. Central und total. In Jahre 1870. 1) Mondfinsterniß den 17. Januar, um 4 Uhr Abends. Total. 2) Mondfinsterniß den 12. Juli um 12 Uhr Abends. Total. 3) Sonnenfinsterniß den 22. Dezember. Anfang um 0 Uhr 47′ Abends, Ende um 3 Uhr 15′ Abends, Größe 10.21 Zoll. Sichtbar in Europa, und westlichen Asien. Central und total. Im Jahre 1872. 1) Sonnenfinsterniß den 6. Juni um 4 Uhr 30′ Morgens. Sichtbar in Asien. Central und annular. Im Jahre 1873. 1) Sonnenfinsterniß den 26. Mai. Anfang um 9 Uhr 14′ Morgens, Ende um 10 Uhr 15′, Größe 1.2 Zoll. Sichtbar in Europa, Afrika und im westlichen Asien. Central und annular. Im Jahre 1874. 1) Mondfinsterniß den 1. Mai um 5 Uhr 30′ Abends, Größe 9.75 Zoll. Partial. 2) Sonnenfinsterniß den 10. Oktober. Anfang um 10 Uhr 26′ Morgens, Ende um 0 Uhr 14′, Größe 5.7 Zoll. Sichtbar in Europa, Afrika und im westlichen Asien. Central und annular. 3) Mondfinsterniß den 25. Oktober um 9 Uhr Morgens, Größe 12 Zoll Partial. Im Jahre 1880. 1) Sonnenfinsterniß den 11. Januar um 12 Uhr Abends. Sichtbar im östlichen Theil von Asien. Central und total. 2) Mondfinsterniß den 22. Juni um 3 Uhr Abends, Größe 12.75 Zoll. Total. 3) Mondfinsterniß den 16. Dezember um 5 Uhr Abends. Total. 4) Sonnenfinsterniß den 31. Dezember. Anfang um 3 Uhr 24′ Abends, Ende um 4 Uhr 28′ Abends, Größe 1.58 Zoll. Sichtbar in Europa und Wien. Im Jahre 1882. 1) Sonnenfinsterniß den 17. Mai. Anfang um 7 Uhr 2′ Morgens, Ende 8 Uhr 45′, Größe 4.71 Zoll. Sichtbar, und zwar partial in Europa in den Morgenstunden. Central und total in Afrika und in Asiens nördlichen Gegenden. 2) Sonnenfinsterniß den 11. November um 1 Uhr Morgens. Sichtbar im südöstlichen Asien. Central und annular. Der Halbschatten fällt in die südliche Hemisphäre. Im Jahre 1884. 1) Sonnenfinsterniß den 27. März um 8 Uhr Morgens. Diese kleine Finsterniß ist in einem großen Theile des nordöstlichen Europas sichtbar. 2) Mondfinsterniß den 10. April, um 1 Uhr Abends. Total. 3) Mondfinsterniß den 4. Oktober um 11 Uhr 30′ Abends. Total. 4) Sonnenfinsterniß den 19. Oktober um 2 Uhr Morgens. Sichtbar im nördlichen Asien. Im Jahre 1886. 1) Sonnenfinsterniß den 29. August um 2 Uhr 30′ Abends. Sichtbar im südwestlichen Europa und Afrika. Central und total. Der Halbschatten fällt in die südliche Hemisphäre. Im Jahre 1887. 3) Sonnenfinsterniß den 19. August. Anfang um 4 Uhr 15′ Morgens, Größe 11.03 Zoll. Sichtbar in ganz Europa und im östlichen Afrika und westlichen Asien. Central und total. Eine der größten Finsternissen. Im Jahre 1890. 1) Sonnenfinsterniß den 17. Juni um 11 Uhr Morgeas. Sichtbar in Europa, Afrika und Asien. Central und annular. Anfang um 9 Uhr 17′ Morgens, Ende um 0 Uhr 7′ Abends, Größe 6.98 Zoll. Im Jahre 1891. 1) Mondfinsterniß den 23. Mai um 8 Uhr Abends. Total. 2) Sonnenfinsterniß den 6. Juni. Anfang um 6 Uhr 11′ Abends, Ende um 7 Uhr 29′ Abends, Größe 3.65 Zoll. Sichtbar im nördlichen Europa. Central und annular. 3) Mondfinsterniß den 16. November um 1 Uhr 45′ Morgens. Total. Im Jahre 1894. 1) Sonnenfinsterniß den 6. April um 5 Uhr 30′ Morgens. Sichtbar im nordöstlichen Europa und Asien. Central. Im Jahre 1895. 1) Mondfinsterniß den 11. März um 5 Uhr Morgens. Total. 2) Sonnenfinsterniß den 26. März um 11 Uhr Morgens. Sichtbar im ganzen nordwestlichen

Europa und im nördlichen Asien. 3) Sonnenfinsterniß den 30. August um 1 Uhr 30′ Abends. Diese kleine Finsterniß ist sichtbar im nördlichen Asien. 4) Mondfinsterniß den 4. September um 7 Uhr Morgens. Total. Im Jahre 1896. 1) Mondfinsterniß den 28. Februar um 9 Uhr Abends. Größe 10 Zoll. Partial. 2) Sonnenfinsterniß den 9. August um 5 Uhr 30′ Morgens. Sichtbar im östlichen Europa und Asien. Central und total. Anfang um 3 Uhr 37′ Morgens, Ende um 5 Uhr 15′ Morgens, Größe 7.08 Zoll. 3) Mondfinsterniß den 23. August um 8 Uhr Morgens. Größe 8 Zoll. Im Jahre 1898. 1) Sonnenfinsterniß den 22. Januar um 9 Uhr Morgens. Sichtbar im östlichen Europa, im östlichen Afrika und in Asien. Central und total. 2) Mondfinsterniß den 3. Juli um 10 Uhr 30′ Abends. Größe 11 Zoll. Partial. 3) Mondfinsterniß den 27. Dezember um 1 Uhr Morgens. Total. Im Jahre 1899. 1) Sonnenfinsterniß den 8. Juni. Anfang um 5 Uhr 55′ Abends, Ende um 6 Uhr 38′, Größe 0.683 Zoll. Sichtbar im westlichen und nördlichen Europa, und im nördlichen Asien. 2) Mondfinsterniß den 23. Juni um 3 Uhr 30′ Abends. Total. 3) Mondfinsterniß den 17. Dezember um 2 Uhr 30′ Morgens. Größe 11.5 Zoll′. Im Jahre 1900. 1) Sonnenfinsterniß den 28. Mai. Anfang um 4 Uhr 13′ Abends, Ende 6 Uhr 13′ Abends, Größe 7.3 Zoll. Sichtbar in Europa und Afrika. Central und total. 2) Sonnenfinsterniß den 22. November um 9 Uhr Morgens. Diese kleine Finsterniß ist in Afrika sichtbar. Central und annular.

H. B. von Unruh, der Sohn eines verdienten preußischen Offiziers, ist in dem für Preußen verhängnißvollen Jahre 1806 in dem nicht minder verhängnißvollen Tilsit geboren. Sein Leben vor seinem Eintritt in die politische Laufbahn verläuft sehr einfach. Er studirte in Königsberg Naturwissenschaften, besonders Mathematik, und trat nach vollendeten Vorbereitungen als Regierungsbeamter in das Baufach. Seine erste Stelle erhielt er in Breslau als Wasserbauinspektor, später war er einige Jahre Baurath und Regierungsrath in Gumbinnen, wurde in gleicher Eigenschaft nach Potsdam versetzt und baute von da und Magdeburg aus die Potsdam-Magdeburg-Wittenberger Eisenbahn. Um diesen Bau führen zu können, hatte er 1844 Beurlaubung aus dem Staatsdienste erlangt. Obgleich selbst Beamter, zählte er nicht zu den Anhängern des Beamtenstaats, und fühlte vielmehr, daß dieser im Volk wie bei den Behörden die Selbständigkeit unterdrücke. Der Geschäftsgang war langsam und schleppend, etwas Ganzes und Großes kam selten zu Stande, wenn man nicht die dicken Aktenhefte dafür nahm, die Sorge vor der höchst selten in Anspruch genommenen Verantwortung lähmte die Durchführung der vielen begonnenen Verwaltungsmaßregeln. Während man oben fleißig dekretirte, sah man unten gern durch die Finger, und das Publikum war nachgerade daran gewöhnt, die meisten Gesetze und Verbote unbeachtet zu lassen. Auf der andern Seite ist aber gewiß, daß die Unbehaglichkeit und der Wunsch nach einer Veränderung des Zustandes durch die kleinen Plackereien und die Bevormundungssucht der Bureaukratie sehr gefördert wurde. Die Unzufriedenheit explodirte endlich in den Märztagen von 1848, und Unruh wurde von Magdeburg zum Abgeordneten für die verfassungsgebende Nationalversammlung in Berlin erwählt. Wie viele andere kam er mit übertriebenen Vorstellungen von der nachhaltigen Kraft einer Bewegung, die überraschend schnell zum Ziel gelangt war, aber der Mathematiker ernüchterte sich schneller als mancher heißblütigere Politiker. Man hat der Nationalversammlung vorgeworfen, daß sie das Scheitern der Bewegung verschuldet habe, die Wahrheit ist, daß die Märzrevolution bereits zerflossen war, als die Nationalversammlung am 22. Mai 1848 zusammentrat. Drei Jahr nach jenem 22. Mai hat v. Unruh ein Urtheil gefällt, das die damalige Lage in treffenden Zügen charakterisirt. In seinen „Erfahrungen aus den letzten drei Jahren" sagt er: „Der Widerspruch zwischen der erreichten Bildungsstufe des Volks und einem Regierungssystem, welches die ganze Bevölkerung als eine unmündige behandelt, ihre Verhältnisse ohne ihr Zuthun regelt, jede wirksame

Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten abschneidet und selbst den geistigen Genuß durch Bücherverbote und Censur beschränkt, mußte nothwendig einen Zustand hervorrufen, der im Staate eben so unerträglich ist, wie im Privatleben die Lage erwachsener Söhne, welche der Vater genährt und gekleidet, sogar geistig gebildet hat, aber bis in das Mannesalter hinein unter seiner und eines beschränkten Hofmeisters Aufsicht behält und sie in jeder Weise noch immer wie Schulknaben behandelt. Gegen diesen hofmeisterlichen Druck im Staate, in der Gemeinde und Kirche, gegen die willkürliche Vermögensverwaltung und gegen die unerträgliche Einmischung der Regierung in alle Lebensverhältnisse war die Märzbewegung gerichtet; diese zu beseitigen, war ihr Zweck, hinter welchem nur dunkle Vorstellungen von dem Eldorado des konstitutionellen Staats lagen. Eine Revolution aber, welche ohne bestimmtes positives Ziel auftritt, sich damit begnügt, ein verhaßtes System nur zum Schweigen gebracht zu haben, ohne dessen Organismus zu zerstören, eine Revolution, welche zwei Monate hindurch völlig still steht und sich auf eine friedliche Vereinbarung zwischen ihren Vertretern und der absoluten Gewalt vertrösten läßt, eine solche Revolution hat bereis aufgehört revolutionär zu sein, eben weil sie das Bestehende nicht umgewälzt, sondern sich mit einem Ministerwechsel und dem einfachen Versprechen begnügt, daß es anders werden solle. Die allgemeine Unzufriedenheit hatte mit einem mäßigen Stoße nicht das alte System, sondern nur dessen Ausführung einstweilen beseitigt. Nicht allein die Behörden, auch die Personen, aus denen dieselben bestanden, blieben in voller Wirksamkeit, nur die Minister wechselten. Dem Volke stand eine beleidigte Armee gegenüber, kein kommandirender General, kein höherer Offizier verlor sein Kommando. Und neben diesem wohlkonservirten Organismus des absoluten Staats sollte eine berathende Versammlung ohne die mindeste materielle Macht den Staat umgestalten? Die Naivetät dieser Annahme wird dem spätern Geschichtsforscher ein ironisches Lächeln abnöthigen." In ihrem ganzen Umfang hat v. Unruh diese Wahrheit nicht erkannt, als er als Abgeordneter von Magdeburg nach Berlin kam, doch die Ueberzeugung drängte sich ihm gleich auf, nachdem er in den Straßen und öffentlichen Lokalen Berlins unbefangene Beobachtungen gemacht und einige Gespräche mit Leuten aus dem Volk gehabt hatte, daß die Dynastie gar nicht in Gefahr sei, und daß die Maßregeln, welche das Ministerium Camphausen, „das Schild des Konigshauses", nahm, nur gegen eine neue Bewegung, nicht aber gegen eine noch fortrollende Revolution gerichtet sein könnten. Die Lage wurde ihm noch klarer, als der Prinz von Preußen für einige Augenblicke in der Nationalversammlung erschien, um seinen Platz als Abgeordneter von Wirsitz einzunehmen. Es waren erst einige Tage seit der Eröffnung des Reichstags verflossen, und dennoch ging aus der Art wie der Prinz auftrat schlagend hervor, daß der Standpunkt des absoluten Staats damals schon wieder gewonnen und nur noch von freien Konzessionen die Rede war. Den Mittelparteien schwebte eine Vereinbarung als einzig mögliche Lösung vor, und ihnen schloß v. Unruh sich an. Er wurde der Stifter des Vereins vom Hotel de Russie, „der Fraktion Unruh", die anfangs wenige Mitglieder zählte, aber immer stärker wurde und zuletzt drei Viertheile der Nationalversammlung umfaßte. Wie seine Partei sich im Reichstag die Aufgabe des Versöhnens stellte, so suchte er persönlich ein vermittelndes Glied zwischen der Versammlung und der Regierung zu werden. Seine Stellung wurde dadurch so, daß er nach der einen Seite hin aufregende oder übergreifende Beschlüsse verhindern, nach der andern Seite hin zu gesetzgeberischer Thätigkeit anspornen mußte, damit die Versammlung nicht wegen Mangel an Vorlagen im Gebiet der Theorie umherirre. Bei der Versammlung erreichte er mehr, als bei der Regierung. Er war es, der den Beschluß unschädlich machte, wonach eine Kommission, die völlig freie Hand habe, die Zustände in Posen untersuchen solle. Wie dieser Beschluß dastand, war derselbe ein völliger Eingriff in die Regierungsgewalt, der überdies die in Posen herrschende Verwirrung blos

gesteigert haben würde. Da bestieg v. Unruh die Rednerbühne, um den Beschluß indirekt umzuwerfen. „Die Kommission", sagte er, „hat zwar für sich freie Hand erhalten, daraus folgt aber nicht, wie weit Privatpersonen und Behörden zu gehorchen haben." Die Berathung begann aufs neue, und es wurde jetzt bestimmt, daß die Kommission sich nicht an Ort und Stelle begeben und dort Zeugen und Sachverständige abhören dürfe. Bei dem Ministerium Camphausen richtete v. Unruh um so weniger aus. Wenn er drängte, daß die Regierung Vorlagen schicken möge, so erhielt er die charakteristische Antwort, „man habe wegen der Straßenunruhen und Empfangnahme von Deputationen nicht dazu kommen können." „Als ob Jemand", ruft er in seinem angeführten Werke aus, „von einem wirklich tüchtigen Minister, noch dazu in jener Periode, verlangte, daß er wie der Pastor am Sonnabend in seine Studirstube sich einschließe und aus mühsam gesammeltem Material ein Werk speziell ausarbeite!" Unter dem Ministerium Camphausen sprach er hauptsächlich als Berichterstatter der Wahlprüfungskommission, außerdem bei Berathung von Fachangelegenheiten, für eine revidirte Gewerbeordnung, über die Ostbahn, das Verhältniß der Arbeiter zum Staat, Vertretung der Handelsinteressen. Seine Verbindung mit den obern Regionen wurde unter dem Ministerium Auerswald lebhafter. Er wurde nun vielfach, theilweise auf direkte Veranlassung des Königs, um Auskunft über die Stimmung in der Versammlung und in den einzelnen Parteien ersucht, auch in Gemeinschaft mit Hasenkamp zur Vorbereitung von Gesetzentwürfen verwandt. Die Vorlage über die Bürgerwehr wurde fast ganz nach seiner Anleitung ausgearbeitet. Als das Ministerium Auerswald durch das Ministerium Pfuel ersetzt wurde, tauchte bei der Linken und dem linken Centrum der Gedanke auf, dem Ministerium sofort mit einem Mißtrauensvotum entgegenzutreten. Dem widersetzte sich v. Unruh auf das bestimmteste, die Majorität fiel ihm zu, und der Konflikt war vermieden. Den Stein'schen Antrag gegen die reaktionären Umtriebe im Heere, der die Harmonie noch zu stören drohte, beseitigte wieder Unruh. Er verfaßte den bekannten Erlaß an die Korpsbefehlshaber, welcher die Offiziere darauf aufmerksam machte, daß sie die Verfassung demnächst zu beschwören haben würden, und erhielt die Bewilligung der Nationalversammlung dafür. Wenn dennoch das Ministerium, dessen Programm von der neu sich bildenden Majorität gebilligt wurde, abtrat, so ist die Erklärung einfach darin zu suchen, daß der Feldzugsplan der Reaktion fertig war und das Ministerium der rettenden Thaten hinter den Koulissen hervortreten sollte. Von diesem Augenblick an dehnte sich die Herrschaft des von Unruh geführten Centrums über den ganzen Reichstag aus, und selbst die äußerste Linke erkannte die Nothwendigkeit, der nahen Krise kompakt entgegenzutreten. Die rechte Seite hielt sich allein zurück, sie war mit dem Ministerium in engem Rapport, und einer ihrer Abgeordneten berichtete Unruh, der damals Präsident war, schon am 5. November 1848, daß es die Absicht des neuen Ministeriums sei, die Versammlung nach Brandenburg zu verlegen und zu dem Ende für einige Zeit zu vertagen, ferner, daß die rechte Seite mit dieser Maßregel einverstanden sei, ja dieselbe für nothwendig halte. Unruh hielt für seine Pflicht, gegen die Versammlung über die Mittheilung zu schweigen, dagegen machte er nochmals den Versuch, sich dem König zu nähern, wobei der General v. Willisen als Mittelsmann diente. Dieser Schritt konnte nicht den mindesten Erfolg haben, denn drei Tage vorher (2. November 1848) hatte der König in Potsdam einer vermittelnden Deputation des Reichstags gesagt: „Ich habe mich einmal auf das konstitutionelle Schein- und Schaukelwesen eingelassen, und so will ich denn auch vor der Hand noch dabei bleiben. Sie, meine Herren, sind fünf Monat alt (Juni bis November?), für Ihre Verhältnisse ist das schon ein recht hübsches Alter. Aber meine Dynastie ist 400 Jahr alt, und eben so alt ist auch die ständische Gliederung, und so wahr Gott lebt, meine Herren, Sie sollen sie wieder haben." Unter den verschiedenen Versuchen, die Krone von äußersten Schritten abzuhalten, verfloß die Zeit bis zum 9. November,

und dieser Tag, der endlich den Konflikt brachte, fand die Versammlung unvorbereitet. Die heftigere Partei drängte sofort auf Steuerverweigerung, und Unruh selbst gesteht jetzt (Erfahrungen u. s. w. S. 128.), es sei ein politischer Fehler gewesen, daß der Beschluß am 15. und nicht am 9. November gefaßt wurde. Er sagt a. a. O.: „Eine Stunde, nachdem das Ministerium Brandenburg den Saal verlassen hatte (mit der Erklärung, der König habe den Reichstag nach Brandenburg verlegt, und jede Fortsetzung der Berathungen sei unzulässig), mußte die Steuerverweigerung ausgesprochen werden oder nie; nicht verblümt, nicht amendirt und verklausulirt, sondern direkt anordnend, und an demselben Tage konnten die Abgeordneten in ihre Wahlkreise abreisen, um die Steuerverweigerung zu organisiren als Abgeordnete im Auftrage der Versammlung. Die präcise Benutzung der Stimmung, welche sich damals kundgab, hatte einige Aussicht auf Erfolg. Sechs Tage später verpuffte die Maßregel. Wahrscheinlich würde die Versammlung so gehandelt haben, aber eine kleine Fraktion erklärte schon am 9. oder 10. November, daß sie austreten und die Versammlung beschlußunfähig machen würde, wenn man einen Antrag auf Steuerverweigerung einbrächte. Damit war alles energische Handeln unmöglich. Noch immer konnte man sich nicht ganz von dem Gedanken trennen, daß die moralische Macht der Versammlung größer sei, wie die materielle der Reaktion. Die Illusion erreichte erst wenige Tage vor der Auflösung ihr völliges Ende, als die Regierung sich an die große Zahl der Deputationen und Adressen eben so wenig kehrte, als an die Beschlüsse der weiland Konstituante." Dreimal bewirkte Unruh einen Aufschub der Steuerverweigerung, erst auf wiederholtes Andringen, nachdem er sogar die Niederlegung des Präsidiums zu Sprache gebracht hatte, fand er sich bereit, wegen dieses offenbar letzten Beschlusses noch eine Sitzung anzuberaumen. Diese Tage waren für ihn harte, das gährende Berlin hielt sich natürlich an ihn als Führer, von ihm wollten alle kampflustigen Elemente die Parole ausgetheilt erhalten. Es kamen Deputationen von bewaffneten Studenten- und Arbeitervereinen, häufig war Unruh von Gruppen umgeben, die sich der Versammlung in ganz unzweideutigem Sinne zur Verfügung stellten. Auch der bekannte Lindenmüler kam mit der Aufforderung, der Präsident möge dem versammelten Volke selbst sagen, was die Versammlung denn eigentlich wolle, da man dem Vorsitzenden des Reichstags doch mehr glauben werde, als einem Berliner Bummler. Auf alle Anfragen hatte v. Unruh nur eine Antwort: „Kein Blutvergießen! Wir wollen keine Wiener Zustände!" Gegen den Kampf war Unruh mit der ungeheuren Majorität der Versammlung, weil diese Männer der Monarchie anhingen, oder doch das Material für eine andere Staatsform vermißten. Aber sie erkannten außerdem auch den Kampf als hoffnungslos. Sehr wahr sagt Unruh; „Die revolutionäre Volkskraft ist kein Pulverfaß, das man beliebig in einem Magazin verwahren und wieder hervorholen kann, sobald man es braucht." Die Reaktion wollte den Kampf, und ihre Vorkehrungen waren getroffen. Ein bestimmter Theil der Stadt sollte besetzt und von den Truppen verbarrikadirt, die andern Theile der Stadt nur von außen strenge cernirt und durch Bombardement zur Unterwerfung gezwungen werden. Denselben Plan schlug der Anführer der preußischen Hülfstruppen bei dem Kampfe gegen Dresden vor, aber die sächsische Regierung weigerte sich, ihre Hauptstadt in einen Aschenhaufen verwandeln zu lassen. Man konnte nicht kämpfen, man durfte sich nicht widerstandslos ergeben, zwischen diesem Dilemma erfand man das System des passiven Widerstands, wozu Unruh hauptsächlich mitwirkte. Die Entscheidung wurde damit zugleich in die Hände des Volks gelegt, und in diesem Sinne sprach v. Unruh: „So lange die Presse, so lange das Vereinsrecht nicht von neuem geknebelt werden, hat das Land die Mittel, ohne Blutvergießen den Sieg über die Bestrebungen der Reaktion herbeizuführen." Wie das Volk seine Vertreter im Stich ließ, so blieb auch der Frankfurter Reichstag weit hinter seiner Aufgabe zurück. Nach Bassermann, der in Berlin

Gestalten sah und über Unruh verläumderische Lügen ausbreitete, kamen Simson und Hergenhahn, als Berlin schon in Belagerungsstand erklärt war und von Truppen strotzte. Die beiden Reichstagsgesandten erklärten Unruh und andern Deputirten, „ihr Auftrag gehe dahin, zunächst eine Vermittelung des Konflikts zu versuchen, wenn dies aber nicht gelinge, mit gleicher Unparteilichkeit gegen die Versammlung, wie gegen die Krone zu entscheiden." Aehnliche Eröffnungen sollen die beiden Herren den preußischen Ministern gemacht haben, aber auf die höhnende Frage: womit sie ihre Entscheidung durchsetzen würden? die Antwort schuldig geblieben sein. Ist eine Erzählung wahr, die Professor Gneist in seinen „Berliner Zuständen" mittheilt, so hätte Unruh selbst in dieser Zeit einen Fehler begangen. In dem erwähnten Werke ist von einer Audienz die Rede, welche eine Deputation der Stadtverordneten bei dem Staatsministerium hatte. „Der Stadtverordnete", heißt es weiter, „welcher zuerst das Wort ergriffen hatte, glaubte unsere Anträge mit der mir ganz neuen Erklärung einleiten zu müssen: es seien soeben, wir wüßten nicht wie, viele tausend Waffen der Bürgerwehr in die Hände des demokratischen Klubs und der Arbeiter gekommen, und wir müßten daher, um ein schreckliches Blutvergießen zu verhindern, gegen die Auflösung der Bürgerwehr und den angedrohten Belagerungszustand petitioniren. Bei dieser diplomatischen Einleitung leuchtete natürlich augenblicklich ein Sonnenblick der freudigen Ueberraschung über das Antlitz der Minister, und es erfolgte denn nun auch die Erklärung, daß das Ministerium eben mit Rücksicht auf diese höchst dringlichen Umstände sich veranlaßt sehe, den Belagerungszustand sofort zu erkären." Es wird hinzugesetzt, daß jener Stadtverordnete, als er von seinen Kollegen heftig zur Rede gestellt wurde, erwidert habe, daß er von Unruh beauftragt worden sei, dies dem Kabinet mitzutheilen. Wir glaubten diese Erzählung, ohne deren Wahrheit im mindesten verbürgen zu wollen, nicht übergehen zu dürfen, da sie die Runde durch die Tagesblätter gemacht hat und mit großer Bestimmtheit behauptet wird. Wäre sie wahr, so würde damit nichts bewiesen, als daß Unruh über die Absichten und Mittel der Reaktion sich getäuscht und noch mit Drohungen habe imponiren wollen, als den Ministern nichts erwünschter kommen konnte, als der von ihm gelieferte Vorwand, ihre ganze Macht zu entfalten und die bereit gehaltenen Gewaltmaßregeln zu entwickeln.

Obgleich v. Unruh die Verlegung der Nationalversammlung, jetzt als „Klub Unruh" bezeichnet, prinzipiell nicht billigen konnte, ging er doch als Vermittler nach Brandenburg. Er unterhandelte dort mit dem rechten Centrum über einen Gesetzvorschlag, wonach die Nationalversammlung sich in Vereinbarung mit der Krone für aufgelöst erklären sollte, nachdem sie zuvor die Steuern für die ersten drei Monate bewilligt und den Tag für den Zusammentritt einer neuen, nach dem Wahlgesetze vom 8. April gewählten Versammlung festgesetzt habe. Sein Vorschlag wurde zurückgewiesen, die Regierung konnte den eben errungenen Sieg nicht gleich wieder aufgeben. Nach den nächsten Wahlen finden wir ihn als Mitglied der zweiten Kammer. Sein Standpunkt war: Anerkennung der oktroyirten Konstitution als eine Thatsache, auf der man in Zukunft fußen muß, ohne der Krone deshalb das Recht des Oktroyirens zuzugestehen. Es war seine Absicht, jeden Konflikt zu vermeiden, von demselben Geiste war die Majorität beseelt, man war vollkommen zufrieden, wenn man eine parlamentarische Regierung bekam. Dieser Entschluß wurde keineswegs verheimlicht, man sprach absichtlich darüber, damit die Regierung Notiz davon nehme. In einer Unterredung, die Unruh und andere Mitglieder der Opposition mit Graf Arnim-Boitzenburg und Freiherrn v. Vincke hatten, kam diese Frage zur Sprache. Graf Arnim, der bis zur Herstellung einer Pairie den Absolutisten spielte, hüllte sich in ein diplomatisches Schweigen, das er zweimal durch Kreuzfragen unterbrach: was unter konstitutionell zu verstehen sei, ob es eine konstitutionelle Mehrheit in der Kammer gebe? Die Beweisführung, daß ein konstitutionelles Ministerium eine Mehrheit von 150 Stimmen haben werde, beantwortete er mit verneinendem Kopfschütteln,

aber v. Vincke gab zu, daß mit dieser Kammer wohl zu regieren sei, allerdings nur in konstitutionellem Sinne. Nicht blos in dieser Unterredung zeigte sich, daß die Regierung keine parlamentarische sein wolle, und nun zog die Kammer ihre Auflösung einer Scheinexistenz vor. v. Unruh stellte einen Antrag gegen den Belagerungszustand, 45 Stimmen Mehrheit erkannten die Ungesetzlichkeit dieses Zustandes an, 24 Stimmen Mehrheit forderten dessen sofortige Aufhebung. Am andern Tage erfolgte nicht der Rücktritt des Ministeriums, sondern die Auflösung der Kammer, welche sich unzweifelhaft in ihrem Recht befand, aber keine Macht besaß. Die öffentliche Laufbahn Unruhs hatte damit ein Ende, er schloß sich der Partei an, die sich fortan jeder Theilnahme an den gesetzgebenden Versammlungen enthielt, weil sie fühlte, daß es der Regierung im Ernst um die Verfassung nicht zu thun sei, und weil sie an keiner Komödie des Scheinkonstitutionalismus mithelfen wollte. Den Hauptgrund dieses Rücktritts lassen wir Unruh selbst angeben. Er sagt: „Für die Nichtbetheiligung an der Wahl zur jetzigen zweiten Kammer sprach im Jahre 1849 auch noch der Umstand, daß die Altliberalen sowohl in der Nationalversammlung, als auch in der aufgelösten zweiten Kammer ihre reaktionären Abstimmungen stets mit dem nothwendigen Widerstande gegen die Forderungen der Demokratie entschuldigten. Abgeordnete, welche im Gespräche ganz freisinnig erschienen, erklärten zugleich, daß sie für sich keine Majorität wären, also nur die Wahl zwischen dem Anschluß an die Ministeriellen, oder an die Demokratie hätten. Weil nun die Grundsätze der letzteren sich zu weit von den ihrigen entfernten, so bliebe ihnen nur die erste Alternative übrig. Bei der geringen Zahl der eigentlichen, bewußten Reaktionärs ließ sich mit großer Sicherheit vorher berechnen, daß die Altliberalen nebst denjenigen, welche sich entschieden gegen den Absolutismus aussprachen und sich die wahren Konstitutionellen nannten, bei der nächsten Wahl die entschiedene Mehrheit erhalten würden, wenn die Demokratie das Feld räumte. Demokratische Grundsätze zur Geltung zu bringen, konnte Niemand erwarten. Hielten daher die Liberalen, nachdem dieselben nicht mehr von einer entschiedenen Linken in die ministerielle Sphäre gedrängt wurden und selbst die Majorität ausmachten, ihre in Worten zur Schau getragenen Prinzipien endlich auch in Thaten, der Regierung gegenüber aufrecht; so war Alles erreicht, was unter den obwaltenden Umständen irgend gehofft werden konnte. Die Abwesenheit der Demokratie in der Kammer entzog zugleich der Regierung einen ähnlichen Vorwand, wie den bisher von den Liberalen benutzten. Wollten die Minister auch nur den Schein des konstitutionellen Staats wahren, so konnten sie nicht mehr jene verächtliche Gleichgültigkeit und Ablehnung der Debatte beibehalten, welche gegen die heftigen Angriffe der frühern Linken angewendet worden war. Voraussichtlich mußte die neue Opposition eine nicht mehr verletzende Form annehmen und dadurch das Ministerium nöthigen, sich gründlich auf die Sache einzulassen. Entwickelten dagegen die Liberalen in der neuen Kammer keine Selbständigkeit, fehlte ihnen der Wille oder die Kraft, haltbare konstitutionelle Grundsätze durchzusetzen, und begnügten sie sich nicht damit, die Demokratie durch das Wahlgesetz möglichst zurückzudrängen, sondern opferten sie ihre eigenen Rechte; so trat die Unfähigkeit und Untüchtigkeit dieser großen Mittelpartei hell an das Licht. Die selbständigen Elemente mußten sich aussondern und die übrigen sich vollständig abnutzen. Dadurch kam man der Klärung, auf welche die Zeit hinarbeitet, um einen bedeutenden Schritt näher. Nicht minder wurde die Politik der Regierung einer fashionablen Kammer gegenüber vollkommen „durchsichtig" sobald die Minister auch hier jede bestimmte Mitwirkung des legislativen Körpers zurückwiesen und den absoluten Willen der Regierung thatsächlich aufrecht erhielten. Diese doppelte Entpuppung mußte nicht nur für die Demokratie, sondern ganz allgemein von entschiedenem Werth sein: denn es hat Jedermann das lebhafteste Interesse daran, klar zu sehen, Freund und Feind zu kennen und mit Sicherheit seine Partei wählen zu können. Es ist kein Pessimismus, wenn man wünscht

und danach strebt, daß Jeder seine Flagge aufhisse und aus dem Dunkel hervortrete. Die Politik ist die Feuerprobe für die Charaktere. Wie in dem Schmelztiegel sich die Legirung von dem edlen Metall trennt, so scheidet sich bei der politischen Wirksamkeit der männliche Muth von der Zaghaftigkeit, die Uneigennützigkeit und Aufopferungsfähigkeit von der Sorge für das persönliche Wohl, die Konsequenz und Festigkeit von dem Schwanken und Herumtasten, überhaupt das Klare von dem Trüben. Die Nichtbetheiligung der Demokratie an der Wahl hat die Liberalen, zu denen auch die Gothaer gehören, in den Brennpunkt des Schmelzfeuers gebracht. Viel Schlaken sind zu Tage gekommen und es hält schwer, die wenigen Körnchen feuerfesten Metalls darunter herauszufinden. Beinahe scheint es so, als ob unter den offenen Absolutisten mehr kräftige Charaktere vorhanden seien, als unter den Blaßliberalen." Nur zeimal lenkte Unruh seitdem die Augen wieder auf sich, als Zeuge im Waldeck'schen Prozeß, und als er dem österreichischen Staat für die Benutzung der Magdeburger Eisenbahn durch seine Truppen den Kredit verweigerte. Er hat sich in seiner politischen Laufbahn nicht als sogenannnten großen Redner gezeigt, prunkende Reden hat man nie von ihm gehört, er sprach wie ein Geschäftsmann, wenn ihn nicht in seltenen Fällen die Leidenschaft übermannte, und dann schwächten seine kurzherausgestoßenen Worte den Eindruck. Er bewegt sich leicht und ungezwungen, im persönlichen Umgang sind seine Manieren die gewinnendsten. Sein Wuchs ist schlank und elastisch, das sinnvolle Gesicht erscheint oberflächlich kalt. Die Ereignisse haben ihn weit nach links gedrängt, vom Centrum, dem er noch als Schriftsteller in seinen „Skizzen aus Preußens neuester Geschichte" angehört, ist er, wie seine „Erfahrungen aus den letzten drei Jahren" beweisen, weit nach links gekommen. Die Bedeutung dieses Mannes wird es unsern Lesern wünschenswerth machen, sein Urtheil über die Weltlage kennen zu lernen, wir setzen daher den Schluß dieses letztgenannten Werkes hieher: „Gerade heraus zu sagen, was wir sehen, ist sicher kein schlechter Dienst für alle Parteien. Niemand kann wünschen, daß sein eigener Weg ihm dunkel bleibe, auch die Regierung nicht; und die wahre Demokratie hat keine Geheimnisse. Oder soll deshalb die Summe nicht unter die Rechnung geschrieben werden, weil die Schwankenden dadurch abgeschreckt werden könnten? Die Demokratie strebt nicht nach Proselyten, denen die Augen verbunden sind. Wir werben keine Verschworenen. Wir schleichen nicht im Dunkeln. Wir forschen nur nach der Wahrheit. Darum sei es mit dürren Worten niedergeschrieben: Die vollständige Aufreibung des monarchischen Prinzips, und als Vorstadium die Zersetzung der politischen Mittelparteien, das ist der geschichtliche Prozeß, den unsere Zeitgenossen, bewußt oder unbewußt, durchmachen. Die Reaktion ist der Chemiker, welchem die Klärung und Krystallisation noch immer nicht schnell genug von Statten geht und der schärfere Säuren in die gährende Masse gießt. „Redeo (ich muß)" ist das bretagnische Motto des „preußischen Geschichtsblattes", wir können sagen, des deutschen. Ja wohl, Ihr müßt, auch gegen Euren Willen. Die Geschichte zwingt Euch. Ihr verfolgt nicht nur Eure Feinde, — auch Alle, die Euch am nächsten stehen; Ihr treibt sie gewaltsam in die Reihen der Gegner; Ihr duldet keine Mittelparteien. Ihr wollt die demokratischen Grundsätze zum Verbrechen stempeln; Ihr verfolgt die Gesinnungen, wie die Juden Christus an das Kreuz schlugen und die römische Hierarchie die Ketzer verbrannte, und die Demokraten wachsen unter Euren Händen aus der Erde! Ihr hindert die Könige, ihr gegebenes Wort zu halten, selbst wenn sie es möchten, und Ihr zerstört jede Anhänglichkeit an das Königthum; Ihr zerrt die Majestätsbeleidigungen aus Winkelkneipen vor den öffentlichen Schwurgerichtshof und Ihr zieht die Majestät in den Schmutz; Ihr achtet kein zugestandenes, konstitutionelles Recht, und Ihr zerbrecht die letzte Form, in welcher die Monarchie noch möglich ist, Ihr schwatzt von Eintracht der Regierungen und Ihr säet unauslöschliche Zwietracht. Die jetzige Reaktion ist die nothwendige,

unentbehrliche Durchgangsstufe in der Entwicklung; durch sie gelangt die Demokratie erst zum klaren Bewußtsein, zu der richtigen Erkenntniß des Zieles, das erstrebt werden muß und der Mittel, welche dahin führen. Bis dahin waren die Lebensäußerungen der demokratischen Partei mehr negirender Art, und die Versuche, positiv aufzutreten, liefen meistens darauf hinaus, einzelne Beschränkungen fortzuschaffen, Hindernisse hinwegzuräumen. Man wollte keine Beschränkung der Presse, keine Gesetze gegen Vereine und Versammlungen, keine Jagd- und Steuerprivilegien, keine Heimlichkeit bei den Gerichten. Die Linke in den verschiedenen, repräsentativen Versammlungen zeigte sich, mit Ausnahme einer sehr kleinen entschlossenen Partei, viel konservativer, wie die äußerste rechte. Jene ließ, als sie die Gewalt in Händen hatte, eine Menge ihr feindlicher Einrichtungen und Gesetze bestehen; sie ging nur vorsichtig und langsam an die nothwendigsten Abänderungen. Diese zerstörte nicht nur die Arbeiten ihrer Gegner, sie modelte den alten Staat für ihre Zwecke um; ja sie nahm keinen Anstand, die selbst getroffenen Maßregeln wieder umzugestalten. Beide Theile haben einsehen lernen, daß der Streit durch einzelne Konzessionen nicht zu erledigen ist, daß es nicht auf die Staatsform allein ankommt, sondern darauf, wessen Prinzipien in dieser Form herrschen, welchen Inhalt dieselbe erlangt. Dadurch ist der Boden für alle prinzipienlose Mittelparteien verloren gegangen. Dieselben werden gezwungen, sich der einen oder der andern Seite anzuschließen, und je mehr jeder friedliche Ausweg versperrt wird, desto vollständiger muß das Feld geräumt werden, das sich zwischen den feindlichen Lagern befindet. Wird der Gegensatz von den Inhabern der Gewalt endlich so gesteigert, daß der Kampf um die Existenz beginnt, so verschwinden die Mittelparteien ganz vom Schauplatz. Im Bürgerkriege giebt es keine Centren! Das Organ der alleräußersten Rechten hat bereits dem Bürgerkriege eine Apologie gehalten. Man kann nicht mehr an dem Willen dieser energischen Partei zweifeln, die „solidarisch verbundene" Revolution — die bürgerliche Freiheit — in ganz Europa mit den Waffen in der Hand zu bekämpfen. Es fehlen nur noch die Mittel, die Gefahr ist zu augenscheinlich, die Uneinigkeit im eignen Lager noch zu groß, aber man hat es offen ausgesprochen, „daß sich in Frankreich Dinge vorbereiten, welche ein einmüthiges und kräftiges Handeln der deutschen Regierungen nach dieser Seite hin erfordern werden." Umgekehrt ist selbst die gemäßigte republikanische Partei in Frankreich zu der Ueberzeugung gelangt, daß ihr Staat sich so lange in fortwährendem Kriegszustande befindet, als der Absolutismus alle Grenzen umlagert. Die Politik der Nichtintervention wird schwerlich jemals wieder Anwendung finden. Die deutsche Demokratie ist gewaltsam an den Gedanken gewöhnt worden, daß ihre Sache nicht allein auf deutschem Boden ausgefochten werden wird. Die thatsächliche Verbindung des Absolutismus in ganz Europa wird dereinst die Volkspartei aller Länder zum Bündniß nöthigen, wenn auch für jetzt der wirkliche Abschluß eines solchen noch in das Reich polizeilicher Phantasien gehört. Es bedarf keiner Conspiration, wo sich eine große Idee Bahn brechen will. Die Häupter der Reaktion schwelgen in der Hoffnung des vollständigen Sieges, den sie selbst genießen wollen. Die denkenden Männer der Demokratie sind sich wohl bewußt, daß die Bewegung weit über sie hinweggehen wird und hinweggehen muß, wenn die Volkspartei nicht abermals unterliegen soll. Sie rechnen nicht darauf, die Früchte der neuen Zeit selbst noch zu erleben."

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (D. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von K. C. Gato in Meißen.

Diöcesan-Synoden (katholische Kirche). Die ungemeine Machtvermehrung, welche die katholische Kirche in der neuesten Zeit, besonders aber seit der Februarrevolution empfangen hat, ist eine der greifbarsten und bedeutungsvollsten Erscheinungen der Gegenwart. Diese Machtvermehrung hat in allen Staaten, katholischen wie protestantischen, gleichzeitig stattgefunden, von den Säulen des Herkules bis zu den Grenzen, hinter denen die mahomedanische Welt beginnt, herrscht überall die lebendigste Bewegung, das Streben, neue Erwerbungen zu machen, alte Errungenschaften zu sichern. Der leitende Gedanke der Mächte, von denen die katholische Kirche so außerordentliche Ermunterungen erhält, ist derselbe, dem Montalembert in der Nationalversammlung des republikanischen Frankreichs Ausdruck gegeben hat mit den Worten: „Nur mit Hülfe der Kirche werden wir die Strömungen des Nationalismus der Demagogie überwinden.“ Die Leiter der jetzigen Reaktion, und die protestantischen nicht zuletzt, sind zu der Ueberzeugung gelangt, daß kein besseres Schirmdach für sie erfunden werden könnte, als jetzt schon die katholische Kirche ist mit ihrer grandiosen Hierarchie, ihren kolossalen geistigen und materiellen Mitteln, ihrer Verbreitung über alle Welt, ihren zahllosen Verästelungen durch alle Klassen der Gesellschaft hindurch. So imponirend die auf einem solchen Grunde ruhende Macht aber auch ist, so hat doch auch sie ihre geheimen und offenen Wunden, wie aus der einzigen weltkundigen Thatsache hervorgeht, daß das Papstthum, die Spitze und Krönung des Riesenbaues, nur noch von Bajonnetten getragen wird. Die massenhafte Verbreitung liberaler und antikirchlicher Gesinnung im italienischen Klerus ist eine fernere bedenkliche Thatsache, und das kleine Sardinien wird dadurch in den Stand gesetzt, als die einzige von allen kontinentalen Regierungen Opposition gegen den heiligen Stuhl zu machen. Daß in Deutschland hie und da eine ähnliche Stimmung besteht, zeigen bekannte Vorfälle in Oesterreich, wobei immer dasselbe Symptom wiederkehrt: warme Theilnahme des Publikums für die opponirenden Priester. An diesem Orte wollen wir nicht von diesem Gährungsprozesse reden, der mit der Scheidung des Unverträglichen endet, nicht von der Opposition, die anfangs unbewußt aus der Kirche hinausstrebt, sondern von der Reformpartei innerhalb der Kirche selbst, deren Bestrebungen im Interesse dieser Kirche auf eine Läuterung gerichtet sind. Allgemein gefaßt erstrebt diese Partei, die sehr zahlreich zu sein scheint*), die Pflege eines lebendigen Christenthums mit nächster Rücksicht auf die Bedürfnisse der Gegenwart, sie erkennt in der in die Völker gekommenen mächtigen Bewegung nicht einen Fiebertaumel, der vorübergehen wird, sondern eine neue Station in der Entwicklung des Völkerlebens, womit die Kirche sich vernehmen und verständigen

*) Hirscher (Die kirchlichen Zustände der Gegenwart, Tübingen 1849) sagt: „Sind der Reformforderer viele? — Gewiß weit mehr als man sich vorstellt. Unter den wissenschaftlich gebildeten Ständen wird man nur wenige antreffen, die es nicht sind, aber auch in den unteren Schichten der Gesellschaft findet sich eine große Zahl derselben.“ Die Zusammensetzung der Reformpartei giebt derselbe Schriftsteller, der ein katholischer Domherr ist, wie folgt an: „Es sind zum Theil Leute, die der Kirche aufrichtig ergeben sind, und sich auch durch Mängel an derselben nicht beirren lassen, dennoch aber angelegentlich manche Verbesserung wünschen, theils damit den Gegnern die Gelegenheit zu Verunglimpfungen entzogen werde, theils damit die Kirche selbst mit desto ungetrübterem Segen wirke. Sie selbst können sich mit Dem und Jenem, wenn sie es auch dulden, doch nie und nimmer wirklich befreunden. Zum Theil sind es Leute, welche in einem völlig lauen Verhältnisse zur Kirche stehen, und sich mit ihr so lange nicht versöhnen zu können erklären, bis das und dies, wovon sie unwiderstehlich abgestoßen seien, beseitigt werde. Endlich sind es Leute, welche sich mit Lust an die Gebrechen der Kirche hängen, um ihre Kirchenfeindlichkeit, ja ihren völligen Zerfall mit dem Christenthum vor sich selbst und Anderen zu rechtfertigen. Sie sehen an der Kirche Mängel, aber es thäte ihnen leid, wenn dieselbe keine Mängel hätte. Ja, wenn sie über diese Mängel ihren Hohn ausgießen, so wünschen sie alles eher, als deren Beseitigung.“

soll. Im Einzelnen mögen die Forderungen der Reformpartei weit aus einander gehen, wie z. B. die brennendheiße Frage der Priesterehe von einigen vorangestellt, von andern ganz umgangen wird. Wir wollen diese Forderungen lediglich historisch, das ist als thatsächlich in größeren und kleineren Kreisen vorhanden, aufführen. Die Verlangen richten sich auf Verbesserungen im Kultus, z. B. Revision der liturgischen Formulare, die Liturgie in der Landessprache, das Abendmahl unter beiden Gestalten, das Bußsakrament mit Reformirung des Beichtinstituts, Vereinfachung der Ceremonien u. s. w., auf Verbesserungen in der kirchlichen Disciplin, z. B. Aufhebung des Verbotes der Priesterehe, Revision der bekannten Kirchengebote, Laisirung (nicht Aufhebung des Ordo, als welche nicht in der Macht der Kirche liegt, sondern Verweisung in die Laienkommunion mit allen Rechten der Laien, während jetzt ein Geistlicher, der austreten will, exkommunicirt wird), weiter auf Verbesserungen im Lehrwesen, größere Mannigfaltigkeit in den Lesestücken aus den Evangelien und Episteln, Emancipation von der Tyrannei, womit man den Gläubigen Lehren als katholische aufdrängt, welche von der Kirche nicht fixirt sind, endlich auf Verbesserungen in der kirchlichen Verfassung, z. B. Herstellung des Synodal-Instituts, verhältnißmäßige Theilnahme des Klerus und der Laien am Kirchenregiment.

Die am weitesten verbreitete und wichtigste dieser Forderungen ist ohne Zweifel die auf Diöcesansynoden gerichtete. Der Charakter der katholischen Kirchenverfassung würde dadurch ganz verändert werden, eigentlich verkehrt, da das jetzt von oben nach unten gehende Kirchenregiment künftig wenn auch nicht von unten nach oben gehen, doch von unten seinen stärksten Anstoß empfangen würde. Gleich wie die weltliche Regierung hat aufhören müssen eine absolute zu sein, so würde sich auch die geistliche Gewalt dem konstitutionellen System anbequemen müssen. Die Diöcesansynode wäre nur der erste Baustein einer neuen Verfassung, was sie für die Diöcese, das würde die Provinzialsynode für die Provinz, das theilweise Konzil für den Staat, die allgemeine Kirchenversammlung für die katholische Christenheit. Jede größere Versammlung ginge aus der kleinern hervor, die Diöcesansynode wäre die unterste und breiteste Grundlage einer Verfassung, die der Autorität des Papstes allerdings Schranken setzen, aber auch, so hoffen wenigstens die Freunde der Reform, der Kirche eine festere Stütze darbieten würde, als ihr jetziges unnatürliches Bündniß mit einer unsittliche Zwecke verfolgenden Partei auf die Länge sein wird. Man erwartet diese guten Folgen mit um so größerer Gewißheit, als die Zuziehung von Laien zu den Synoden eine Kirchenverwaltung begründen würde, wie sie aus der Idee der Kirche als eines Leibes mit lauter lebendigen zum Leben des Leibes zusammenwirkenden Gliedern fließt.

Daß das Synodalinstitut ein sehr altes ist, darüber ist man von allen Seiten einverstanden. Ueber die deutschen Synoden findet der sich für solche Dinge interessirende Leser ein sehr reiches Material in dem Werke von Dr. Anton Joseph Binterim: „Geschichte der deutschen National-, Provinzial- und vorzüglichsten Diöcesan-Konzilien.“ Im Mittelalter finden sich aller Orten Spuren ihrer Thätigkeit, und nicht selten gingen sie Generalkonzilien voraus. Im sechszehnten Jahrhundert, nach der Reformation, erkannte man auf dem Reichstage zu Augsburg (1548), daß die Haltung von Konzilien eines der vorzüglichsten Mittel sei, die Einigkeit in der Kirche herzustellen, und Kaiser Karl V. ermunterte deshalb, Diöcesansynoden in den einzelnen Bisthümern und dann später in jeder Kirchenprovinz Konzilien zu halten. Gegen das Ende des Jahrhunderts und mehr noch in den Kriegen des nächstfolgenden kamen die Synoden außer Uebung, die letzte in der Erzdiöcese Köln gehaltene ist vom Jahre 1662. In der Regel schreibt man die Unterlassung der Saumseligkeit der Bischöfe zu, aber auch der niedere Klerus verrieth Lauheit, und es kommen nicht blos ernste Mahnungen, sondern auch Strafandrohungen gegen die Säumigen vor. Gegen Ende des

vorigen Jahrhunderts fing man wieder an, Synoden zu fordern, besonders seitdem Hontheim (Justinus Febronius) den alten Satz, daß Konzilien über dem Papst stehen, hervorgesucht und die merkwürdige Punktation von Ems (25. August 1785) zu einer Untersuchung der ursprünglichen kanonischen Rechte geführt hatte. Die auf Synoden gerichteten Verlangen erreichten indessen ihren Zweck nicht, indem die Bischöfe entweder das ganze Institut verwarfen, oder, wenn sie sich auch grundsatzmäßig dafür aussprachen, sich selbst das Recht beilegten zu entscheiden, wann der geeignete Zeitpunkt zur Berufung einer Synode gekommen sein werde. (Schreiben des Generalvikariats zu Freiburg an das Decanat Vöringen vom 27. März 1833.) Wie die ultramontane Bewegung überhand nahm, wurde das Wort „Synodiker" als Schimpfwort gebraucht, die Reformpartei gänzlich unterdrückt. Dagegen erkannten die am 22. Oktober 1848 zu Würzburg versammelten neunzehn Bischöfe in den alten, von der Kirche angeordneten Diöcesansynoden den schönen Endzweck, „das heilige Band zwischen Bischöfen und Priestern noch fester und inniger zu knüpfen, die an vielen Orten gelockerte Kirchenzucht wiederherzustellen und in gemeinsamen Gebeten und Berathungen uns dahin zu stärken, daß wir unser ernstes und schweres Tagewerk in dieser Zeit also vollenden, wie es die Ehre Gottes und das Heil der Brüder fordern." Stimmen nun die verschiedenen in der Kirche vertretenen Ansichten in der Anerkennung der Nützlichkeit der Synoden überein, so läßt sich keineswegs dasselbe sagen von der Art, wie man dieses Institut auffaßt, und von der Kompetenz, die man demselben zuschreibt. Hier stehen wir bei dem eigentlichen Streitpunkte.

Die herrschende Partei will nur von solchen Synoden etwas wissen, wie die spätere päpstliche Zeit sie gekannt, und hält an den Normen fest, welche der Ordo ad Synodum des römischen Pontifikals und Papst Benedikt XIV. in dem bekannten Buche: De synodo Dioecesana aufgestellt haben. Aus diesen Bestimmungen werden zwei Hauptsätze abgeleitet: 1) Auf Diöcesansynoden hat einzig der Bischof eine entscheidende oder beschließende Stimme, und ihm allein steht das Recht zu, die von ihm mit gesetzgebender Autorität erlassenen Dekrete zu unterzeichnen, während dem unter ihm versammelten Klerus blos eine berathende Stimme zuerkannt werden kann. 2) Auf Diöcesansynoden können Gegenstände des Glaubens nicht verhandelt werden. Der Begriff der Diöcesansynode wird demnach dahin bestimmt, daß es eine Zusammenkunft von Priestern einer Diöcese ist, welche der Diöcesanobere oder dessen Stellvertreter zur Verbesserung alles Fehlerhaften, zur Unterweisung der Unwissenden, zur Festigung von Zucht und Sitte und zur Verkündigung der Kirchengesetze kirchenordnungsmäßig veranlaßt hat, oder kürzer, die gesetzliche Versammlung des Diöcesanklerus unter seinem Bischofe zur Befestigung und Mehrung des kirchlichen Lebens unter Geistlichen und Laien. Die Bestimmung der Synoden giebt Benedikt XIV. vorzüglich in dreifacher Weise an. Die erste Bestimmung ist Verbesserung der Fehler, wo sie sich finden, an Personen und Sachen. Auch Leo X. hat 1515 auf der Lateranensischen Synode die Verbesserung verdorbener oder verschlimmerter Zustände im allgemeinen als Endzweck der Diöcesansynode bezeichnet, was die im Jahre 1549 gehaltene Synode dahin erweitert hat, „daß, was bei den bischöflichen Visitationen nicht auszuführen, hier in gemeinschaftlichem Streben verbessert, daß hier verhandelt und beschlossen werde über alles das, was in Bezug auf Haupt und Glieder, in Bezug auf Glauben, Frömmigkeit, Religion, Gottesdienst, Zucht und Sitte, Gehorsam und Gerechtigkeit und alles zum christlichen Wandel Förderliche und Nothwendige zu verbessern sei." Der zweite Zweck ist die Verkündigung oder Veröffentlichung kirchlicher Verordnungen. Es sind dies entweder neue Verordnungen, welche der Bischof vor der Synode als Ergebniß seiner Visitationsreise und sonstiger in jeder andern Weise im Kreise seiner Verwaltung gemachten Erfahrungen, vorbereitet, zusammengestellt und angefertigt hat, oder auch ältere kirchliche Anordnungen, welche entweder auf unmittelbar vorher gegangenen allgemeinen oder Provinzial-

Konzilien abgefaßt sind und hier zur Publikation kommen, oder bereits früher verkündigt wieder in Vergessenheit gerathen waren. Der dritte und Hauptzweck der Synode ist Belehrung, Ermahnung und Erbauung. Daß die Synode die von den Reformfreunden für sie bestimmten Arbeiten nicht unternehmen dürfe, folgert die strenge Partei aus der Damnatio Synodi Pistoriensis (Bulle Pius VI. vom Jahre 1794: Autorem fidei). Die genannte Bulle bezieht sich auf die Synode von Pistoja, zu der der freisinnige Bischof Scipio de Riccis die Anregung gegeben hatte, und auf der Beschlüsse gefaßt worden waren, die der Leser aus den verdammenden Sätzen des Papstes kennen lernen wird. Diese Sätze sind in der Bulle mit den Zahlen IX., X. und XI. angeführt, und lauten: IX. „Die Behauptung, daß die Verbesserung von Mißbräuchen in der Kirchendisciplin auf der Diöcesansynode vom Bischof und den Pfarrern gleicherweise abhangen und festgesetzt werden müsse und daß ohne die Freiheit der Entscheidung die Unterwerfung unter die Anordnungen und Befehle der Bischöfe eine ungebührende sein würde": „ist falsch, verwegen, für die bischöfliche Autorität verletzend, das Kirchenregiment zerstörend, die Arianische von Calvin aufgefrischte Häresie begünstigend." X. „Die Behauptung ferner, wonach die Pfarrer und andere auf der Synode versammelte Priester im Vereine mit dem Bischofe als die Richter des Glaubens erklärt werden und zugleich geäußert wird, das Urtheil in Glaubenssachen komme ihnen von eignen und zwar auch durch die Weihe empfangenen Rechteswegen zu: ist falsch, verwegen, die Kirchenordnung umkehrend, dem festen Bestand der von der Kirche ausgehenden dogmatischen Entscheidungen und Urtheile Abbruch thuend, wenigstens irrig." XI. „Die Meinung, welche aussagt, daß es, gemäß einem alten Gesetze unsrer Vorfahren, welches von apostolischen Zeiten sich herschreibe und durch die bessern Zeiten der Kirche hindurch sich erhalten habe, festgehalten worden sei: die Beschlüsse oder Entscheidungen oder Aussprüche auch der höheren Sitze sollen nicht angenommen werden, wenn sie nicht zuvor von der Diöcesansynode geprüft und gutgeheißen seien: ist falsch, verwegen, thut in dieser Allgemeinheit dem den apostolischen Satzungen schuldigen Gehorsam Abbruch, sowie auch den Erklärungen, welche von gesetzmäßiger hierarchischer Gewalt ausgehen, und begünstigt Schisma und Häresie." Den Geschäftsgang der Synoden schreibt die Synodalordnung (Ordo ad Synodum) vor. Die Synode soll der Regel nach drei Tage dauern. Die Versammlung findet in der Kirche statt und wird vom Bischof eröffnet, jeden Tag machen Gesänge und Gebete den Anfang. Der Bischof hält eine Anrede, worin er die Synodalpriester ermahnt, daß sie die Anordnungen und Beschlüsse in Liebe und guter Gesinnung hinnehmen, und was danach zu verbessern sei mit Sorgfalt erfüllen möchten; werde etwas gesagt oder gethan was ihnen mißfalle, so möchten sie es ohne Bedenken offen erklären. Auch kann nach dem Ermessen des Bischofs durch einen geeigneten Priester eine Rede über Kirchenzucht, göttliche Geheimnisse und Sittenverbesserung gehalten werden. Nach dieser Rede können Klagen gehört werden, wenn solche vorliegen. Hierauf liest der Diakon von erhabener Stelle mehrere Verordnungen des allgemeinen Konzils von Trient vor, über die Pflicht, an dem Orte zu bleiben, wo man im Kirchenamte angestellt ist, über Ablegung des Glaubensbekenntnisses, über die Wahl der Synodalexaminatoren und über die Wahl der Synodalrichter. Am zweiten Tage kommt etwas Neues hinzu, es werden die Verordnungen verlesen, welche demnächst ins Leben treten sollen, und Umfrage gehalten, ob sie genehm erscheinen. Am dritten Tage fordert der Bischof in einer Anrede die Synode auf, ohne Scheu das zu bemerken, was in den vorgelesenen oder verhandelten Gegenständen nicht gefalle, „damit, was auf dieser Synodal-Zusammenkunft beschlossen oder erneuert worden, ohne allen Widerspruch in der Eintracht des heiligen Friedens von allen auf gleiche Weise beobachtet werde." Hierauf werden wieder diejenigen Verordnungen verlesen, welche festzustellen sind, und die Sitzung mit einer Anrede und oberhirtlichem Segen geschlossen.

Die den Synoden feindlichen Geistlichen müssen selbst zugestehen, daß die eben mitgetheilten Satzungen im Laufe der Jahrhunderte mehrfache Veränderungen erfahren haben, ferner, daß jetzt manches für unsere Zeit und unsere Zustände nicht Passende wegfallen, als auch anderes zur Erklärung und Erweiterung hinzukommen müsse. Jene Satzungen beziehen sich überdies nur auf die ordentlichen Diöcesansynoden, die jährlich zweimal abgehalten zu werden pflegten, auf denen nur die unwichtigeren Sachen und die laufenden Geschäfte abgemacht wurden. Auf den außerordentlichen Synoden, die man bei besonderen Veranlassungen berief, wurden gleichfalls außerordentliche Sachen verhandelt, wie sie die Zustände der Zeit erforderten, oder wie sie vom Papste oder vom Kaiser vorgezeichnet wurden. Nicht selten wurden die Diöcesansynoden als Vorbereitungen zu den Provinzial-Konzilien gehalten und waren dann gleichsam Vorversammlungen, worauf die nöthigen Zeitfragen vorgebracht, ordentlich eingereiht und vorläufig besprochen wurden, damit dieselben in dem folgenden höhern Konzil desto geschwinder zur endlichen Entscheidung gelangen könnten. Dies geschah namentlich in Zeiten, die der Kirche Gefahr drohten, wie Dr. Binterim: Die Curatexamina und die Diöcesansynoden S. 13 fgg. in einer Reihe von Beispielen zeigt. Die Kompetenz der Synoden war außerdem eine weitere, als die Gegner des Instituts zugeben wollen. So sagt das Provinzialkonzil zu Köln vom Jahre 1549 in dem Kap. Medium V. reformat. est celebratio Synodorum: „In den Synoden wird die Einheit wieder hergestellt. Da bestrebt man sich, den Körper in seiner Unversehrtheit zu erhalten; wo das, was bei der Visitation nicht bezweckt wurde, durch gemeinschaftliche Bestrebungen erzielt wird; wo über Haupt und Glieder, über Glauben und Frömmigkeit, über Religion und Gottesdienst, über Sitten und Zucht, über Gehorsam und Gericht, über alles, was für ein gutes christliches Leben nützlich und nothwendig ist, gehandelt und festgesetzt wird, so daß in aller Wahrheit gesagt werden kann: das Heil der Kirche, der Schrecken ihrer Feinde, die Stützen des katholischen Glaubens sind die Synoden, die man mit Recht die Nerven der katholischen Kirche nennen könnte. Denn durch Vernachlässigung der Synoden zerfällt die kirchliche Ordnung, wie wenn der menschliche Körper von den Nerven abgelöst wird.“ Da die meisten unter den kirchlichen Fragen, welche die Lehre der katholischen Kirche betreffen, sich an feste Entscheidungen der Kirche knüpfen, so verbietet sich die Erörterung solcher Fragen von selbst, soll aber eine Frage verschiedene Seiten haben und daher ihre Lösung zweifelhaft erscheinen, so kann der Austausch der Gründe und Gegengründe am besten die Wahrheit aufhellen und eine endliche Lösung vorbereiten und herbeiführen. Um die Aussöhnung der in einer Diöcese entstandenen Parteiung zu bewirken, eine feste Einheit in der christlichen Seelsorge und in der kirchlichen Praxis herzustellen und eine ächte Verbrüderung unter der Geistlichkeit zu begründen, sind die Synoden ein viel besseres Mittel, als die jetzt üblichen Wahrnehmungen, Berichte und Rundschreiben. Diesen Vortheil hebt besonders J. H. von Wessenberg hervor, wenn er (Die großen Kirchenversammlungen, B. 4. S. 428) sagt: „Wenn die dazu (zur Haltung der Synoden) berufenen Männer, von den Gesinnungen des Urchristenthums, das allen Wandel und Wechsel der kirchlichen Formen überlebt, durchdrungen, in einer Synode sich vereinigen, um mit brüderlichem Sinne zu berathen, was der Kirche, was der christlichen Gesammtheit im weitern und engern Kreise noth thut, was für ihr sittlich-religiöses Gedeihen sich hinderlich zeigt, mithin zu beseitigen, oder was ihm förderlich wäre, mithin zu veranstalten sei, läßt sich von einer solchen Synode nicht mit Zuversicht erwarten, daß der von Jesus versprochene Geist mit ihr sei, daß ihre Bischöfe sich als Früchte dieses Geistes bewähren werden? — Allerdings wird derjenige, der jenes Urchristenthum nicht im Herzen trägt, in einer Synode nur Mißtöne hervorbringen; aber kommen auch solche hier mit Andern zusammen, die ein ächt christlicher Geist beseelt, so werden nicht selten gleichfalls sie von diesem Geiste ergriffen und fortgezogen werden. Gottes Geist

hat eine Gewalt, der nichts widersteht. Wie oft schon hat ein Einziger als Organ desselben ganze von einer widerstrebenden (renitenten) Gesinnung erfüllte Versammlungen durch eine Wunderkraft seines Wortes umgewandelt! Uebrigens kann Widerspruch, auch wenn er von Verkehrtheit herrührt, selbst dazu dienen, die Wahrheit desto klarer zum Vorschein zu bringen und ihren Sieg desto glänzender zu machen. Von Synoden, wo aus dem Schatze religiöser und kirchlicher Weisheit Altes und Neues hervorgeht und treu benutzt wird, darf die Kirche erwarten, daß sie die Gegensätze und Mißklänge zwischen den Einsichten, Bedürfnissen und Wünschen verschieden Denkender in ihrem Schooße vermitteln und aussöhnen werden. Die Anordnung der Synoden ist, wie Jedermann anerkennt, die Perle unter den Disciplinarbeschlüssen des Konzils von Trient. Wie könnten wir diesen unsere Achtung bezeigen, wenn wir gerade die Perle im Staube liegen ließen? — Sie, die Synoden, sind gegenwärtig das einzige, durchgehends wirksame Mittel, um das bleibende Heilsame, was zu Trient vorgeschrieben worden, recht ins Leben zu bringen, und das viele Gute und Bessere, dessen Veranstaltung daselbst wegen der Unbill der Zeit unterblieb, theils vorzubereiten, theils, nachdem die Zeit dafür reifer geworden sein wird, zu verwirklichen. Nichts geschieht ohne Zeit, aber Alles erwartet die Zeit." Was endlich die Befugniß der Synoden nach dem Kirchenrecht betrifft, so steht ihnen allerdings das Recht zu, förmliche Beschlüsse zu fassen, wie dies der Ordo ad Synodum ausdrücklich anerkennt mit der Bestimmung, daß den Synoden die Verordnungen vorzulegen seien, welche ihrer Genehmigung bedürften. (Tunc leguntor constitutiones, si quae sint, per Synodum approbandæ.) Das Kirchenrecht enthält selbst bestimmte Fälle, wo der Bischof an die Zustimmung seines Klerus gebunden ist.

Was für die Synoden hauptsächlich gesagt werden kann, ist, daß sie eine Rückkehr zu der ursprünglichen Verfassung der Kirche enthalten. Da hier keine theologische Abhandlung geschrieben werden soll, so verweisen wir auf das, was Hirscher in seinem bereits citirten Werke über die Synoden, als die älteste Form gesetzgebender, aus Geistlichen und Laien gemischter Versammlungen der Kirche aus der Apostelgeschichte und den Kirchenvätern, namentlich Cyprian, beibringt. Die genannte Schrift enthält das Beste, was in neuester Zeit für Synoden gesagt worden ist, und hat schon darum in den weitesten Kreisen anregend gewirkt, weil der Verfasser eine der achtbarsten Persönlichkeiten der katholischen Kirche ist. Hirscher fordert Mitwirkung der Laien und Beschränkung der bischöflichen Macht aus freiem Entschluß der Bischöfe. Sein gewichtiges, aus dem wärmsten Interesse für die Kirche hervorquellendes Urtheil ist folgendes: „Es handelt sich jetzt um eine solche Zusammensetzung, und um einen solchen Wirkungskreis der Synoden, zunächst der Diöcesansynoden, daß in der That Klerus und Volk an der Diöcesanverwaltung (wie in den ältesten Zeiten) einen wesentlichen Antheil haben, und alle hervorstechende Intelligenz, Tugend und Auktorität des Sprengels aufgerufen, und für das Wohl des Ganzen in Thätigkeit gesetzt wird. Hier aber scheint bei den kirchlichen Oberhirten eine in vielem Betracht nicht ungegründete Besorgniß zu bestehen, ob namentlich jener Geist der Kirchlichkeit, welcher die ersten Jahrhunderte beseelte, in der Gegenwart vorhanden sei, und ob man dem Presbyterium und Volke jenen Einfluß in die Kirchenverwaltung einräumen dürfe, welcher damals bestanden. Ich für meinen Theil hege diese Besorgniß nicht. Man lese die Briefe des heil. Cyprian, ob man bei Klerus und Volk nicht alle Gebrechen finde, an denen unsere Priester und Laien leiden mögen. Dennoch hielt er es mit der Kirchenverwaltung, wie oben ausgeführt worden. So mögen die Oberhirten denn Vertrauen haben, und Vertrauen zeigen. Der gute Geist wird doch wohl, auch wenn sein Gegensatz auftritt, den Sieg davon tragen. Für den schlimmsten Fall hat der Bischof das Recht, die Synode aufzulösen, oder den Beschlüssen und Anträgen derselben seine zum Vollzug unbedingt erforderliche Zustimmung zu

Digitized by Google

verweigern. Wollte, noch ehe die Frage praktisch geworden ist, der Bischof erklären, es ruhe alle gesetzgebende und richterliche Gewalt ausschließend in ihm, und wollte er damit jede außer ihm liegende Berechtigung von vorn herein zurückweisen, so würde er damit auszusprechen scheinen, daß der Wille und die Intelligenz von etlichen hundert wissenschaftlich gebildeten und im Kirchenamte stehenden Geistlichen, und von vielen tausend durch Wissenschaft, Tugend und Erfahrung hervorragenden Laien seiner persönlichen An- und Einsicht nicht ebenbürtig seien: eine Erklärung, welche die Einen verletzen, die Andern entmuthigen müßte. Und wenn er in Folge seiner autokratischen Ansicht weiter ausspräche, daß in der Diöcesanversammlung nur erscheinen dürfe, Wen er berufe, und daß der Wahl von Vertretern nicht Raum gegeben werden könne, so würde er nur Männer, die seiner persönlichen Ansicht beipflichten, um sich sammeln, und nur wieder seine eigenen, nicht die Wünsche und Ansichten seiner Diöcese vernehmen: der Versammlung würde Frische und Allseitigkeit, und bei dem Publikum das Vertrauen fehlen. Und wenn er weiter die Laien ganz ausschlösse, so würde er eine Hauptstütze der Kirche, und deren diese in der Gegenwart schlechterdings nicht entbehren kann, unbenützt lassen. Was eine Versammlung blos von Geistlichen beschlösse, das würde als Beschluß blos einer Korporation und als Beschluß im Interesse der Korporation erscheinen, und im Volke keine Wirkung, ja nach Umständen von vorn herein Verunglimpfung und Widerstand haben. Ferner, was Geistliche sagen, das sagen sie in ihrem Amt und Dienste, das macht wenig Eindruck; was aber ein Laie, zumal ein Solcher, welcher kein Dummkopf noch Frömmler ist, sagt, das hat Gewicht. Seine Zustimmung hat Ansehen. Außerdem aber, wenn wir frisches sittliches Leben, wenn wir, bei dem sofortigen Abgang aller polizeilichen Hülfe, in der Zucht, Ordnung und Gehorsam, wenn wir für unsere kirchlichen Fonds Fürsprecher und Schützer, wenn wir bei der Kirchenfeindlichkeit der Zeit eine Umstimmung zum Besseren wollen, so müssen wir die Laien, wir müssen die besten Kräfte der Laien für die kirchlichen Interessen gewinnen. Sie müssen, Jeder in seinem Kreise, christlichen Sinn wieder anfachen, für Zucht und Ordnung zusammenstehen, dem kirchlichen Besitzthum das Wort reden, sich bei der Verwaltung desselben betheiligen, in die mittleren und höheren Kreise der Gesellschaft Interesse für Religion und Christenthum zurückführen u. s. w. Sie also auch müssen bei den Verhandlungen über die Interessen der Diöcesen beigezogen werden und ihr Gutmeinen abgeben können, weil ohne Betheiligung keine Theilnahme. — Wenn der Bischof endlich erklärte, daß die Versammlung wohl berathen, auch Wünsche vorlegen, nicht aber Beschlüsse fassen dürfe, so müßte das alle warme Theilnahme, alle Begeisterung für das Institut von vorn herein ertödten. Man interessirt sich nur für das, worüber man wesentlich mitzusprechen hat, und greift mit Lust und Ernst nur da an, wo man sein Gewicht und seine Verantwortlichkeit vor Augen hat. Um Aufschwung aber, um das Aufgebot der in der Kirche vorhandenen Kräfte, um ein kräftiges Zusammenstehen derselben handelt es sich ja, und aus der Bewegung und Rührigkeit wird nicht Verderbliches kommen. Ich wenigstens habe die Ansicht, daß, wenn eine Synode in großartiger Begeisterung für die kirchliche Aufgabe der Gegenwart versammelt ist, die in den Verhandlungen etwa vorkommenden Extravaganzen keine Störungen machen, vielmehr ihre schlagende Widerlegung und Beschämung finden, und das Haupt und Glieder durchweg und wenigstens in allem Wesentlichen übereinstimmend sein werden. Aber selbst im schlimmsten Fall bleibt, wie schon oben bemerkt worden, dem Bischof sein Veto. Nur Regung und Bewegung muß sein. Selbst Streit und Zerwürfniß ist besser als Gleichgültigkeit, und namentlich als jene Indolenz, welche Alles der allauflösenden Zeit überantwortet, weil sie ohne Glauben, ohne sittlichen Ernst und ohne kirchlichen Gemeingeist ist. Verlasse man sich ja nicht etwa auf kirchliche Privatvereine. Die werden uns nichts helfen. Einmal sind sie keine kirchlichen Organe, sie haben keine kirchliche Mission und

Auktorität. Sodann repräsentiren sie überall nur eine bestimmte Richtung, und haben deshalb keinen katholischen, sondern einen partikularistischen Charakter. Wir müssen uns aber sehr hüten, partikularistischen Bewegungen Vorschub zu geben, da dieselben wesentlich ihre Gegensätze hervorrufen, und dadurch die Kirche hindern, auch jene ihrer Kinder für ihre Interessen zu gewinnen, welche zu einer andern Farbe gehören." Das Schicksal Hirschers ist für die nächste Zukunft der Synode kein verheißendes. Von Tausenden von Laien und von vielen Geistlichen gepriesen, aber auch verfolgt von vielen andern, weil er die streng-monarchische Verfassung der Kirche angreife und durch seinen Geist und sein Ansehen zu brechen drohe, hat er sich dem heiligen Stuhl unterwerfen und seine Grundsätze widerrufen müssen. Seine Gedanken verlieren dadurch nichts von ihrer Richtigkeit, die Sachlage bleibt dieselbe, die Synode ist die Reform in der Kirchenverfassung, die rechtzeitig vorgenommen, die Kirche vor drohenden Stürmen bewahren wird.

Das russische Amerika.*) Die russischen Besitzungen auf der amerikanischen Nordwestküste erstrecken sich vom Eismer, wo etwa das Kap Manning ihre Grenze bezeichnet, bis über den Prinz Wales-Archipel im großen Ocean hinaus, und liegen zwischen 133° und 170° westlicher Länge von Paris, und zwischen 54° 40′ bis 70° nördlicher Breite. Die Grenzen sind im Norden das Eismeer, im Osten das englische Amerika, im Süden der große Ocean, im Westen dieser letztere, das Beringsmeer, die Beringstraße und das Eismeer. Die Niederlassungen liegen theils auf Inseln, theils an den Küsten des Festlandes, das Innere des letztern ist den Russen selbst nur in einem sehr geringen Grade bekannt. Die Inseln wie das Festland sind höchst unwirthlich, und namentlich bietet die Festlandsküste überall einen wilden und abschreckenden Anblick dar. Hinter den Hügeln, die bis an die Küste vortreten, thürmen sich nach innen zu nackte, von Eis überzogene Berge empor, im Norden rücken diese Gletschermassen bis an das Meer. Verzweigungen und Ausläufer der Felsengebirge reichen bis an die Nordküste, in Osten der Cooks-Einfahrt geht das Küstengebirge der Jakutat-Kette bis zum St. Eliasberge. Die schneebedeckte vulkanische Bergkette von Aliaschka erhebt sich in zwei Kegeln bis zu 11,270 und 12,066 Fuß. 84 erloschene Vulkane zeugen von einer frühern großen Thätigkeit der Vulkane, wovon sich auch noch viele Spuren vorfinden, auf Unimak ist noch der Schischalden thätig, ein unterseeischer Vulkan hat sich 1795 zwischen Unalaschka und Unimak bemerklich gemacht. Die bedeutendsten Flüsse nördlich von Aliaschka sind der Kwichpak, mit einem breiten Delta an der Südküste des Norton-Sundes, der Kuskokwin, der streckenweise schiffbar ist, der Ilgajak und Nuschajak, welche beide in die Bristolbai münden. Oestlich von Aliaschka fällt die Suschitna in die Cooks-Einfahrt, der Kupferfluß (Atna, Mednaja) in die Comptrollersbai, der Stikine oder Pelly unter 57° n. B. Den Kuskokwin, der von diesen Flüssen der beträchtlichste ist, entdeckte man erst 1819 bei einer nähern Untersuchung der Bristolsbai, 1829 fand der Fähnbrich Wassiljew eine Verbindung zwischen ihm und dem Nuschagab, genau bekannt wurde der Fluß indessen erst durch die Reisen von Sagoskin in den Jahren 1842 und 1844. Die an demselben von Gouverneur Wrangell angelegten befestigten Handelsposten St. Michael und Kolmako werden zu Entdeckungsreisen ins Innere benutzt; ob der große Binnensee Mynkchatoch, von dem die Eingeborenen zu erzählen wissen, wirklich vorhanden sei, hat sich auf diesem Wege noch nicht ermitteln lassen. Die zu dem russischen Amerika gehörigen Inseln bestehen aus

*) Vgl. Greenham, the history of Oregon and California and the others territories on the North-West-Coast of North-America, Boston 1845. — G. Simpson, Reise zu Lande um die Welt in den Jahren 1841 und 1842, deutsche Uebersetzung, Dresden 1848. — Auszug aus dem Tagebuch des Lieutenants Sagoskin über seine Expedition auf dem festen Lande des nordwestlichen Amerika, in den: Denkschriften der russisch-geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg, Weimar 1849. — Andree, Amerika, 3. und 4. Lieferung, ein Werk, das auch bei der Darstellung der Nordwestküste seine unübertroffene Trefflichkeit bewährt.

mehreren Gruppen und Archipelen, die von Süden nach Norden in folgender Reihe vertheilt sind. Der von Balbi so genannte Koliuschen-Archipel begreift die Prinz Wales-Gruppe, den Archipel des Herzogs von York, die Admiralitäts-Insel und den Archipel Königs Georg III. Die Tschatka-Gruppe in Prinz William-Sund besteht aus der gleichnamigen Insel und mehreren kleinen, ebenso die Kodjak-Gruppe, deren größtes Eiland bei einer Länge von 35 Stunden 20 Stunden Breite hat. Der Archipel der aleutischen Inseln wird von den Russen in drei Gruppen getheilt: 1) Die eigentlichen Aleuten, mit der Berings-Insel, wo der berühmte Seefahrer Bering 1771 seinen Tod gefunden hat, und mit der Kupferinsel. 2) Die andreanowschen Inseln, auf denen sich die meisten Vulkane finden. 3) Die Fuchsinseln, mit Unalaschka, Akutan, Unimak und Kugalga, bei der sich die sicherste Durchfahrt aus dem Beringsmeer in den großen Ocean befindet. Im Beringsmeer liegt die Gruppe der Pribyloffinseln, in der Beringstraße die kleine Gruppe der Diomedes-Inseln, die nach Cook und Beechey aus drei Inseln besteht: Fairway, Krusenstern und Ratmanoff, nach Kotzebüe aus vier Inseln. Alle diese Inseln sind einander in der Gestaltung ihrer Oberfläche sehr ähnlich: sie erheben sich mit Felsen bedeckt hoch über das Meer und tragen die Spuren vulkanischer Thätigkeit.

Die Produktion muß sich in diesen Breiten auf die Erzeugnisse beschränken, die von der Thierwelt des Meeres und des Landes gewonnen werden. Die Felle von Seehunden, Seeottern, Bibern, Landottern, Füchsen, Mardern, und die Zähne von Walrossen sind die Hauptausfuhrartikel. Wrangell nennt als Ausfuhr der Jahre 1826 bis 1833 nach Rußland: 9853 Stück Seeottern, 8751 Seeotterschwänze, 39,981 Flußbiber, 6242 Landottern, 5243 schwarze Füchse, 7759 schwarzbäuchige Füchse, 16,336 rothe Füchse, 24,189 Polarfüchse, 1093 Luchse, 559 Vielfraße, 2976 Zobelmarder, 4335 Sumpfottern, 69 Wölfe, 1261 Bären, 505 Moschusratten, 132,160 Seebären, 830 Pfund Fischbein, 1490 Pfund Walroßzähne, 7112 Paar Säckchen Bibergeil. Die Ausfuhr des Jahres 1841 betrug nach Simpson in runder Zahl 10,000 Seehundsfelle, 1000 Seeotterfelle, 12,000 Biberfelle, 2000 Felle von Landottern, Füchsen und Mardern, 20,000 Walroßzähne. Die Küste wie die Inseln sind schwach bevölkert, die Zahl der Ureinwohner giebt man zu 40,000 an, wovon 12,000 Christen sind, insofern die Taufe, worin ihr ganzes Christenthum besteht, sie dazu gemacht haben kann. Die Hauptstämme sind die Koliuschen, die westlichen Eskimos (Kitegnen, Koniägen, Tschugatschen und Kenaigen) und die Tschuktschen. Die Koliuschen zerfallen in eine Menge von Stämmen, die sich nach Thiernamen als Stamm des Bären, des Adlers, des Wolfs u. s. w. unterscheiden, und leben unter erblichen Häuptlingen mit ausgedehnten Gewalten, deren Würde aber nicht auf den Sohn, sondern auf den Neffen erbt. Alle diese Stämme sind in Handarbeiten geschickt, liefern gutes Schnitzwerk, brauchbare Schmiede- und feine Korb- und Flechtarbeit, sind aber schmutzig, diebisch, grausam und rachsüchtig. Ihre in großem Ansehn stehenden Priester erinnern an die Schamanen Sibiriens. Die an der Beringsstraße wohnenden Tschuktschen sind theils an der Küste ansässig, wo sie vom Fischfang leben, theils schweifen sie mit ihren Rennthieren umher. Die nördlich vom Kuskokwin um St. Michael wohnenden Stämme haben ein sonderbares Fest, das sie das Versenken der Blasen ins Meer nennen und an jedem 1. Januar (neuen Styls) feiern. An der Vorderseite einer Winterhütte werden an Riemen von Walroß- oder Seehundshaut bis zu hundert Blasen aufgehängt und mit den phantastischen Gestalten solcher Thiere bemalt, welche der Indianer mit dem Pfeile zu erlegen pflegt. Vor den Blasen hängen auf der einen Seite ein Uhu mit menschlichem Kopfe und eine Möwe aus Holz geschnitzt, auf der andern zwei Rebhühner. Zieht man an Faden, welche über den Querbalken laufen, so schlägt der Uhu mit den Flügeln und wendet den Kopf, die Möwe stößt mit dem eisernen Schnabel gegen den Boden, als ob sie Fische fangen wollte, und die

Rebhühner laufen gegen einander. Die Bevölkerung beschäftigt sich den Tag über theils mit diesen Spielsachen, theils tanzt sie um einen langen mit Stroh umwundenen Pfahl, der vor der Winterhütte steht. Alle sind in ihrem besten Putze, die Männer tragen leichte kamtschadalische Staatsschuhe, die Weiber Beinkleider aus Rennthierfellen und bemalte, mit Glasperlen und Ringen geschmückte Rennthierdecken. Ist der Tag beendigt, so zupft jeder etwas Stroh von dem Pfahle ab, zündet es an, beräuchert die Blasen und die Vögel und setzt den Pfahl bei Seite. Die Eingeborenen wissen jetzt nichts weiter mehr, als daß das Fest zu Ehren ihres Meergottes Jugjäk gefeiert wird, die Bedeutung der einzelnen Theile der Ceremonie vermögen sie nicht anzugeben. Sagoskin, von dem der Bericht über das Fest herrührt, bekam auf alle seine Fragen keine andere Antwort als: „Wir haben die Sitte von unsern Vätern überkommen." Offenbar standen diese Völker nicht mehr in ihrer Blüthezeit, als die Russen zuerst mit ihnen in Berührung kamen, und haben seitdem nur Rückschritte gemacht.

Das russische Amerika lag auf der Straße, welche die asiatischen Völker bei ihrem fast zur Gewißheit erhobenen Verkehr mit Amerika einschlagen mußten. (Vgl. den Artikel: Fusang, B. 1. S. 63 fgg.) Die aleutischen Inseln sind eine Verbindung mit Kamtschatka, André nennt sie mit einem glücklichen Vergleich die Pfeiler einer Brücke. Für uns sind diese Gegenden, wie die ganze Westküste im Norden des 55° erst durch Bering und Tschirikoff bekannt geworden. Die russische Regierung legte keinen Werth auf die Entdeckung, daß der östliche Theil von Asien im Polarkreise bis dicht an Amerika hinanreiche und von diesem Welttheil durch eine dreißig Stunden breite Straße getrennt werde, die oft mit Eis belegt sei, aber die Einfahrt in das Polarmeer gestatte. Die Privatspekulation, gereizt durch den Gewinn, welchen die von Berings Gefährten mitgebrachten Felle abwarfen, beutete die Entdeckung aus. Anfangs waren es einzelne Abenteurer aus Peterpaulshafen, die Amerika wegen der Jagd auf Füchse und Ottern besuchten, später vereinigten sich die sibirischen Kapitalisten zu größern Unternehmungen, um die Jagd und den Pelzhandel mit größerer Regelmäßigkeit betreiben zu lassen. Die Jäger legten auf dem gegenüberliegenden Kontinent Handelsstationen an, von denen die Schiffe zu bestimmten Zeiten die aufgestapelten Felle abholten. Diese Schifffahrt war die gefährlichste von der Welt, Krusenstern berechnet, daß jährlich mindestens ein Drittheil der dabei verwendeten Fahrzeuge untergegangen sei. Die Schiffe waren aber auch von der armseligsten Art, aus Brettern zusammengefügt, mit Lederstricken und Sehnen, häufig ohne alle Beihülfe von Nägeln, verbunden. Man steuerte an den Küsten, gewöhnlich von Kap Lopatka, der Südspitze von Kamtschatka, nach der ersten der Aleuten, an deren Kette man sich dann bis Amerika forthalf. Die Rückkehr ging auf dieselbe Weise von statten, Angriffe der Eingebornen, Hunger, Kälte und der Scharbock brachten die Abenteurer dabei fast immer in die äußerste Noth. Die glücklich nach Kamtschatka gebrachten Waaren nahmen denselben Weg, auf dem sie noch heute verführt werden. Sie gingen von Ochotsk oder Peterpaulshafen nach Irkutsk, von da entweder nach Moskau, oder nach Kiächta, dessen Verkehr mit China durch den 1728 abgeschlossenen Handelsvertrag eröffnet worden war, und wo für die Felle, die man um den dreifachen Werth abzusetzen vermochte, Thee, Taback, Reis, Porzellan, Seidenzeuge und Baumwollenwaren eingetauscht wurden. Die Kaiserin Katharina wurde auf die Vortheile dieses Verkehrs aufmerksam. 1766 untersuchte auf ihrem Befehl Lieutenant Synd die Küste von Kamtschatka und einzelne Theile Amerikas, 1768 besuchten Krenitzyn und Levascheff die Beringsinseln und die Fuchsinsel und unterrichteten sich genau von dem Zustande des Pelzhandels. So werthvoll die Berichte dieser Männer in handelspolitischer Hinsicht auch sein mochten, so vieles ließen sie in geographischer Beziehung zu wünschen übrig, und erst Cook (1778), der Aliaschka als Halbinsel erkannte und die Lage der amerikanischen Westküste genau bestimmte, brachte Ordnung in das Chaos, dem man auf den ersten

russischen Karten begegnet. Nach Cook rüsteten auch die Russen eigentliche Expeditionen zu Entdeckungen aus. Um diese hat sich Georg Schelikoff große Verdienste erworben, aber auch seinen Ruhm durch nutzlose Grausamkeiten gegen die Eingeborenen geschändet. Auf zwei Reisen, 1781 und 1783, deren letzte drei Jahre in Anspruch nahm, erforschte er das Land südwestlich von Aliaschka bis zum Prinz Williams-Sund und gründete mehrere Handelsposten. 1787 wurde die erste Niederlassung am Cooksflusse angelegt, auch eine Faktorei im Nutka-Sunde projektirt, und Ismailoff und Betschareff drangen bis in die Admiralitätsbai, bis zum Fuße des St. Elias, des höchsten Berges in Nordamerika. Als Billings 1790 seine Entdeckungsreise nach dem nördlichen Theile des großen Oceans machte, hatten die Russen bereits acht Niederlassungen in Amerika, sämmtlich östlich von Prinz Williams-Sund, mit 252 russischen Einwohnern. Jetzt begannen die Differenzen mit Spanien, welches die ganze Nordwestküste bis zu Prinz William-Sund als sein Eigenthum beanspruchte und Miene machte, die russischen Ansiedler zu verjagen. Die spanischen Ansprüche stützten sich auf die Entdeckung von Amerika, ferner auf die bekannte päpstliche Entscheidung von 1493, wobei noch angeführt wurde, daß die Spanier auch die Küsten des stillen Weltmeers entdeckt und bis zum 56° n. Br. befahren, endlich, daß bis 1789 andere Europäer dort keine Niederlassungen gehabt hätten. Die russische Weigerung, diese Ansprüche anzuerkennen, fand Unterstützung durch England, dessen Hudsonsbai-Gesellschaft sich in einer Weise auszudehnen anfing, welche für Spanien noch viel gefährlicher wurde. Schelikoff erhielt neue Aufmunterungen, mit seiner Gesellschaft vereinigte sich eine zweite, und beide wurden am 8. Juli 1799 unter dem Namen der „russisch-amerikanischen Gesellschaft" privilegirt. Der Freibrief der Gesellschaft weist derselben eine ähnliche unabhängige Stellung an, als die Hudsonsbai-Gesellschaft einnimmt. Sie darf Entdeckungsreisen machen, Faktoreien und Forts anlegen, alle Gegenden, die nicht von civilisirten Völkern besetzt sind, für die russische Krone erobern, doch soll sie die Eingeborenen milde behandeln und womöglich zum griechischen Glauben bekehren. Das ursprünglich auf 20 Jahre ertheilte Privilegium ist zuerst 1819 und dann wieder 1839 verlängert worden. Kaiser Alexander und Graf Romanzoff haben die kluge Politik Katharinens zu Gunsten der Gesellschaft fortgesetzt, umsichtige Statthalter ihr Gedeihen wesentlich gefördert. Von den aleutischen Inseln aus, die sie bald ganz in ihren Kreis gezogen hatte, rückte die Gesellschaft weiter nach Süden vor. 1799 gründete sie ihre östlichste Station am Norfolksunde (Guadelupe-Hafen) unter 56° n. Br. am südlichen Eingange des Kanals, welcher den Berg Edgecumbe (San Jacinto) von der größten Insel des Königs Georgs III. Archipel trennt. 1803 zerstörten die Eingeborenen diese Niederlassung, und statt ihrer wurde Neuarchangel (Sitka) gegründet, der Hauptort des russischen Amerika. Um diese Zeit tauchten in Petersburg großartige Pläne in Beziehung auf die Küstengebiete des stillen Meers auf, die mit der Weltumseglung Krusensterns und Lisiansky in den Schiffen Nadeschda und Newa in Verbindung standen. Der ostensible Zweck dieser Reise war die Entwerfung besserer Karten, und in dieser Beziehung hat die Expedition wirklich wesentlich genützt, Hauptzweck war aber, die russische Flagge in Meeren zu zeigen, wo man von der Existenz des nordischen Reichs kaum etwas wußte, und geeignete Plätze für Niederlassungen auszusuchen. Im russischen Amerika selbst wurden nach Krusensterns Bericht mehrfache Mißbräuche abgestellt und Verbindungen mit China behufs direkten Absatzes des Pelzwerks angekündigt. Die günstigen Schilderungen, die Krusenstern von Neukalifornien entwarf, gaben Veranlassung, daß an eine Niederlassung am Kolumbiaflusse gedacht wurde. Kaum war der Plan gefaßt, so erschienen Karten, auf denen alles Land nördlich von diesem Flusse als russisches Eigenthum dargestellt wurde. Bei den Verhandlungen, die 1808 zwischen den Kabinetten von St. Petersburg und Washington gepflogen wurden, beriefen sich die russischen Unterhändler auf diese Karten, als sei dadurch der Beweis geführt,

daß Rußland diese Landstriche wirklich besitze. 1812 erfolgte dann die Gründung der Niederlassung Roß im Norden von San-Francisco an der Bodega-Bai, wo die Russen sich anfangs wenige Häuser errichteten, wo sie die Erlaubniß von dem spanischen Statthalter des Landes eingeholt hatten. Der Zweck dieser Niederlassung war, Lebensmittel zur Ausfuhr nach Sitka zu gewinnen, wozu natürlich weder Korn gebaut noch Rindvieh gehalten werden kann, und wo wenige Jahre früher (1806) eine furchtbare Hungersnoth ausgebrochen war, so daß sämmtliche Einwohner den Tod gefunden haben würden, wenn nicht zufällig ein nordamerikanisches Schiff aus Rhode-Island mit Vorräthen angekommen wäre. In den ersten Jahren verhielten sich die Russen in Kalifornien ruhig, als aber ihre Zahl gewachsen und zu den Häusern ein Fort gekommen war, erlaubten sie sich Uebergriffe, und als sie nun vom spanischen Statthalter ausgewiesen wurden, erklärte der russische Agent Kuskoff, daß Spanien auf Kalifornien gar kein Anrecht habe. In derselben Zeit, als Roß gegründet wurde, führte der deutsche Dr. Schäffer etwa hundert Russen und Bewohner der aleutischen Inseln nach den Sandwichsinseln, um dort eine Niederlassung zu gründen, was indessen mißlang. Der Ausbruch der mexikanischen Revolution ließ in dem nun entstehenden Wirrwarr die russische Kolonie, Roß in Vergessenheit gerathen, und sie vegetirte fort, bis der bekannte Kapitän Sutter, der Gründer von Neu-Helvetia, sie 1841 für 30,000 Dollars ankaufte. Die Regierung hatte selbst kein Gewicht mehr auf ihr Besitzthum gelegt, seit die mit der Hudsonsbai-Gesellschaft abgeschlossenen Verträge den Hauptzweck, Sitka mit Mehl und Lebensmittel zu versorgen, auf eine bequemere Weise erreichen ließen. Die Streitigkeiten mit andern Kabinetten über die Souveränetätsrechte hörten darum nicht auf. Durch einen Ukas vom 4. September 1821 wurde die ganze Westküste Amerikas von 51° n. Br., also vom Königin Charlotten-Sunde an, ferner die ganze Ostküste Asiens nördlich vom 45° 30′ nebst allen umliegenden Inseln für ausschließliches Besitzthum des Kaisers von Rußland erklärt, und allen Fremden unter Androhung schwerer Strafen verboten, sich dieser Küste auf weniger denn funfzig Stunden zu nähern. Nicht genug damit, beanspruchte das St. Petersburger Kabinet noch die Souveränetätsrechte über den ganzen stillen Ocean nördlich vom 51°, der ein Mare clausum sein sollte. Nordamerika legte dagegen Protest ein, auch England wies diese Ansprüche auf dem Kongreß zu Verona und anderswo zurück. Bei den nun stattfindenden Unterhandlungen machte die Regierung der Vereinigten Staaten den Vorschlag, daß sich Rußland beschränken solle auf den Norden des 55°, England auf das Gebiet zwischen 51° und 55°, Nordamerika auf die Strecken südlich vom 51°. Dieses Theilungsprojekt fand aber bei Rußland und England um so weniger Beifall, als der Präsident Munroe in seiner Bootschaft vom 2. Dezember 1823 die berühmte Erklärung erlassen hatte, „es müsse als ein Grundsatz, bei dem die Interessen und Rechte der Vereinigten Staaten nahe betheiligt seien, ausgesprochen werden, daß das amerikanische Festland, zu Folge der freien und unabhängigen Lage, die es angenommen habe, von nun an von keiner europäischen Macht als ein Gegenstand für Kolonisation betrachtet werden dürfe.“ Die spätern Streitigkeiten Rußlands mit den vereinigten Staaten haben durch die Abtretung des Oregongebiets ihre Bedeutung verloren. Rußland behauptet sich in dem Alleinbesitz der nördlichen Küsten, von denen von 54° 40′ aus die Amerikaner ausgeschlossen sind. Auch die Engländer haben es sich gefallen lassen müssen, ihre Ansprüche auf das Befahren der Flüsse aufzugeben, die aus dem Innern durch die russische Grenzlinie hindurch ins Meer fallen. 1834 wollte die Hudsonsbai-Gesellschaft an der Mündung des Flusses Stikine, der unter 56° 50′ in den Prinz Friedrichssund fällt, einen Handelsposten anlegen, aber der Statthalter Wrangell errichtete sogleich ein russisches Blockhaus, legte eine Kriegsschaluppe vor dasselbe und wies die Engländer zurück. Die angeknüpften Unterhandlungen führten zu einem Vertrage, wonach die Küste von 54° 40′ nordwärts bis zum

Vorgebirge Spenser der Hudsonsbai-Gesellschaft vom 1. Juni 1840 an pachtweise und gegen eine jährliche Abgabe von 2000 Seeotterfellen überlassen worden ist.

Dem Gedeihen der russisch-amerikanischen Gesellschaft stand lange der Umstand im Wege, daß man zum Verkehr mit dem Heimathlande keine andere Verbindung als den langen und beschwerlichen Weg durch das russische Asien benutzte. Krusenstern war der erste, welcher die russische Flagge jenseits des Aequators entfaltete; den direkten Verkehr zur See zwischen Sitka und Petersburg eröffnete 1814 Lieutenant Lazareff, und seitdem hat sich derselbe erhalten. Die Mißbräuche, die sich in der Verwaltung eingeschlichen hatten, wurden theilweise abgestellt, nachdem Krusenstern und später (1817) Golowin die Niederlassungen besucht und an die Regierung berichtet hatten. Doch hielt sich auch jetzt noch der Statthalter Baranoff, dessen Tod erst die Kolonie von der Tyrannei erlöste, die zwanzig Jahre auf ihr gelastet hatte. Seitdem haben Etholin und Wrangell die Verwaltung mit Ruhm geführt. Hauptort der Niederlassung ist Neuarchangel oder Sitka auf der Westküste der Insel Baranoff am Sitka- oder Norfolk-Sunde unter 57° 2′ 57″ n. Br. und 135° 29′ 8″ w. L. Die Zahl der Einwohner beläuft sich nicht höher als auf 1200, gegen Ueberfälle der streitbaren Koliuschen schützen mehrere Batterien, auch liegen im Hafen stets einige bewaffnete Schiffe. In der Nähe liegt der ausgebrannte Vulkan Edgecumbe, die bis nahe an die Bucht herantretenden Kegelberge scheinen ebenfalls früher als Feuerberge thätig gewesen zu sein. Die Gesellschaft hat hier Schiffswerfte, eine Marineschule und ein Zeughaus, eine Sternwarte und eine Leihbibliothek, Schulen und ein Spital. Der in Sitka residirende Bischof der griechischen Kirche hat als Sprengel das ganze russische Amerika, die Aleuten, den ochotskischen Meerbusen und Kamtschatka. Außer den Bekennern des griechischen Glaubens wohnen in Sitka Lutheraner finnischer Abkunft, die ihre Prediger haben. Die Beamten bilden zwei Klassen, die sich in dem gemeinschaftlichen Laster des Trunkes begegnen. Für den fremden Besucher hat Sitka nichts Einladendes. „Von allen schmutzigen und elenden Orten", sagt Simpson, „die ich je gesehen habe, ist Sitka der elendeste und schmutzigste. Die Wohnhäuser sind hölzerne Hütten, ohne Ordnung und Plan in häßlichen kleinen Gassen zusammengehäuft und in Folge der unbeschreiblichen Unreinigkeit verpestet." Sitka bildet den ersten Bezirk des Gebiets der Gesellschaft, Kodjak den zweiten, Unaliaschka den dritten, Atcha den vierten, der Norden mit den Forts Michael und Kolmakoff den fünften. Die Macht der Gesellschaft über das ihr unterworfene Gebiet ist eine unbeschränkte. Die Oberleitung hat das Direktorium in Petersburg, dessen Entscheidungen im Einvernehmen mit dem Handelsministerium erfolgen müssen. Diese Kontrolle der in den Händen des Statthalters liegenden Lokalregierung ist rein nominell, der Gouverneur, dem alle Posten untergeordnet sind, verfährt ganz als Autokrat. Die Diener der Gesellschaft sind theils Eingeborene, theils geworbene Leute aus Kamschatka und Sibirien, Promuischleninks genannt, die sich auf eine bestimmte Reihe von Jahren als Soldaten, Matrosen, Fischer, Jäger oder Handwerker verpflichten. Diese Menschen führen ein ähnliches hartes Leben wie die kanadischen Waldläufer der Hudsonsbai-Gesellschaft, und sind noch roher als diese. Die eingeborenen Diener der Gesellschaft sind Bewohner von Kodjak, von den Kurilen und Aleuten, die für Unterthanen gelten und die Verpflichtung haben, derselben mindestens drei Jahre lang zu dienen. Die Jäger kommen meist von den Aleuten, schlagen Robben und fangen Seeottern, sind aber im Kampf gegen die streitbaren Koliuschen nicht zu gebrauchen. Die Anwohner von Cooks Einfahrt und Prinz Wilhelm-Sund erlegen blos eine Steuer in Pelzwerk, die andern Stämme der Indianer unterliegen keinem andern Zwang als dem Handelsmonopol der Gesellschaft. Sechsundzwanzig Handelsstationen sind fest, außerdem hat die Gesellschaft noch sogenannte wandernde Stationen auf den Aleuten und Kurilen, und viele einzelne Agenten zur Anwerbung von Leuten und Fortschaffung von Waaren. Bei der Vertheilung ihrer Diener

befolgt die Gesellschaft die kluge Politik, in die einzelnen Stationen Eingeborene zu schicken, welche verschiedenen Völkern angehören, so daß zwischen ihnen und den eigentlichen Insassen des Gebiets, wo der Posten liegt, eine Verständigung schwer ist. Die Ausfuhren nach Rußland aus den Jahren 1826—1833 haben wir bereits angegeben, in denselben Jahren betrugen die Ausgaben der Gesellschaft 6,608,077 Rubel Silber, und das Gesammtkapital hob sich 1833 auf 3,658,577 Rubel. 1838 besaß die Gesellschaft zwölf Schiffe, zusammen von 1556 Tonnen, und hatte 1025 Personen in ihrem Dienst, worunter 556 Russen.

Nicotin, Nicotianin, Nicotian. Der Tabak (Folia seu herba Nicotianae seu Tabaci) stammt aus Südamerika, wo die Pflanze wild wächst, und wird gegenwärtig in vielen europäischen und asiatischen Ländern angebaut. Die Pflanze gehört zum Linné'schen System Pentandria Monogynia und zur natürlichen Ordnung der Solaneen. Ihr Geruch ist eigenthümlich, widrig und betäubend, der Geschmack ekelhaft, scharf bitter, selbst in getrocknetem Zustande. Bekanntlich dient der Tabak einer großen Anzahl von Menschen zum täglichen Genusse, Stengel und Blätter werden geschnupft, gekaut und geraucht. Bei dem Schnupftabak, der die Schleimhäute reizt, ist keine narkotische Wirkung bemerkbar, diese zeigt sich schon etwas beim Kauen, welches gleichzeitig die Speichelabsonderung befördert, am meisten aber beim Rauchen, das dem nicht daran Gewöhnten starken Schweiß, zumal am Kopfe, Blässe des Gesichts, Angstgefühl, Ekel, Erbrechen, Durchfall und Betäubung erregt. Eine leichte Aufregung des Gehirns zeigt sich bei allen Rauchern, und dieser geringe Grad von Narkose ist es, was das Rauchen angenehm macht. In der Medizin wird der Tabak den rein narkotischen Mitteln beigezählt. Strumpf sagt: „Von den reinen Tabaksblättern beobachtet man nach etwas starken Gaben, nach 4 bis 10 Gran und mehr, eine schnelle Erschlaffung aller Muskeln, Abmattung, bleiches Gesicht, Kälte und Zittern in den Gliedern, stärkere Absonderung in den Speicheldrüsen, Brennen im Schlunde und Magen, bei fortgesetztem Gebrauche Brechreiz, Erbrechen, Kolikschmerzen, Durchfall. Der Urin fließt stärker. Kopfschmerzen sind nicht immer vorhanden, dahingegen allgemeine Angst, Niedergeschlagenheit, Eingenommenheit des Kopfes, der sich mit starkem Schweiß bedeckt, dabei erkaltet die äußere Haut, es zeigen sich selbst Ohnmachten. Die Pulsschläge nehmen an Frequenz ab, werden klein, zitternd, aussetzend, die Respiration mühsam. Alle diese Erscheinungen erfolgen nicht blos durch die innere Gabe, sondern auch bei der Anwendung in Dunstgestalt, in Umschlägen, selbst der trockenen Blätter, Waschungen, Klystiren. Die Analogie des Tabaks mit dem rothen Fingerhute, noch mehr mit dem Brechweinstein, ergiebt sich aus der Vergleichung der Wirkungen dieser Mittel; im Einzelnen steht er auch mit der Belladonna, der Brechnuß und dem Mohnsafte in Beziehung." Therapeutisch benützt man den Tabak als deprimirendes Mittel auf das Nerven- und Gefäßsystem, bei ersterem wirkt er insbesondere auf das kleine Gehirn, die daraus entspringenden Nerven, auf das Rückenmark, die Pulmonarplexus und die Ganglien des Unterleibes. Zu den einzelnen Krankheiten, in welcher der Tabak empfohlen wird, gehören die Wassersucht, besonders die durch den Mißbrauch starker Getränke entstandene, Tetanus, hartnäckige Koliken u. s. w. Von den wohlthätigen Wirkungen des Tabaks gegen die epidemische Cholera sind mehrere Fälle aufgezeichnet, gegen Asphyxien sind Tabaksklystiere ein altes berühmtes Mittel, ihre Anwendung darf jedoch nur mit Einschränkung geschehen, da von ihrer narkotischen Eigenschaft eine die Lebenskraft eher hemmende, als hervorrufende Wirkung zu befürchten steht. Auch gegen chronische Hautkrankheiten kann der äußerliche Gebrauch des Tabaks nützlich werden, und gut ist seine Wirkung als Gegengift bei Vergiftung durch Schwämme oder Arsenik.

Die Tabakspflanze enthält Nicotin, Nicotianin und nach Comwell auch Nicotian. Das Nicotin (vgl. die: Encyklopädie der gesammten Medizin von Karl Christian Schmidt, Leipzig 1849) ist ein Alkaloid, wasserhell, tropfbar,

ölartig flüssig. Henry und Boutron-Charard haben es bei größern Quantitäten auch krystallinisch dargestellt. Es ist schwerer als Wasser, verflüchtigt sich bei vorsichtiger Erwärmung in weißen, stark reizenden, tabakartig riechenden Dämpfen, welche entzündlich sind. In der Kälte hat es fast gar keinen Geruch, erregt aber Niesen, sein Geschmack ist kaustisch-scharf und lange anhaltend. An der Luft und durch die Einwirkung des Lichts wird es braungelblicht gefärbt und dickflüssiger, mit Wasser, Weingeist, Aether verbindet es sich in allen Verhältnissen, auch fette Oele und verdünnte Säuren lösen es reichhaltig. Mit den Säuren bildet es neutrale Salze (Nicotinsalze), die einen scharfen Tabaksgeschmack besitzen, zum Theil krystallisiren und in Wasser und wasserhaltigem Alkohol löslich sind. Mittels eines Dochtes brennt es wie Oel mit lebhafter rußender Farbe. Auf den thierischen Organismus wirkt es schon in sehr kleinen Gaben giftig ein: ein Tropfen vermag einen Hund zu tödten. Die chemische Vorschrift, wie dieses Alkaloid herzustellen ist, findet der Leser in dem „Vollständigen Taschenbuch der theoretischen Chemie" von Dr. C. G. Lehmann, Leipzig 1842, S. 214. — Nicotianin oder Tabakskampher ist ein kampherartiges, festes, ätherisches Oel, das in weißen Blättchen krystallisirt, einen milden Geruch, wie Tabak mit Hollunderblüthen hat, bitter aromatisch, durchaus nicht scharf schmeckt, in Wasser wenig, besser in Alkohol und Aether löslich ist, in der Wärme schmilzt und sich unter Entwickelung seines aromatischen Tabaksgeruchs verflüchtigt. In die Nase gebracht erregt es schon in sehr kleinen Quantitäten Niesen, ein Gran innerlich genommen erregt Schwindel, Uebelkeit und Brechneigung. — Das Nicotian ist eine gelblicht weiße, nicht krystallisirbare Salzbase, ohne Geruch und Geschmack, in Wasser, Alkohol und Aether unlöslich, mit Säuren geschmacklose unlösliche Salze gebend, die durch Ammonium wie durch Hitze unlöslich ist.

Der Bocarmé'sche Prozeß hat das größere Publikum auf das Nicotin aufmerksam gemacht, das bis dahin, seit es Vauquelin 1809 entdeckte, ziemlich unbekannt geblieben war. Der Mörder hatte dieses furchtbare Gift gewählt, weil er voraussetzte, daß dasselbe keine Spuren hinterlassen werde. Darin war er im Irrthum, wie das Gutachten beweist, welches Stas, Professor der Chemie, nach der Obduktion der Leiche abgegeben hat. Wir entnehmen dieses Gutachten in einem abgekürzten Auszuge aus belgischen Blättern; dasselbe lautet: Er erklärt vor allem: die Analyse von Gustav Fougnies' Organen haben zwei in denselben enthaltene Gifte herausgestellt; das eine sei Nicotin, ein im Tabak enthaltener Stoff, das andere Essigsäure. Zeuge giebt das Verfahren an, dem er während zwei Monaten die Eingeweide des Vergifteten unterzogen, um Gewißheit zu erlangen durch welches Gift Fougnies' Tod bewirkt worden. Nicotin sei, wenn ganz rein, farblos, klar wie Wasser, mit anfänglich schwachem, sich aber stets verstärkendem Geruch, welcher erstickend wirke; der Geschmack sei verschieden nach der Menge, die man in den Mund nehme; sei diese gering, so spüre man einen stechenden Geschmack. Es sei dazu hinlänglich die Spitze einer sehr feinen Nadel damit zu befeuchten. Man empfinde sofort ein brennendes Gefühl, das sich über den ganzen Mund verbreite. Er habe zufälligerweise eine gewisse Quantität auf die Zunge bekommen; das Brennen sei so heftig gewesen, daß er alles Gefühl an der Zungenspitze verloren, und hätte man ein glühendes Eisen an dieselbe gebracht, er würde nichts verspürt haben. Es sei also unmöglich, den eigentlichen Geschmack des Nicotin zu bezeichnen. Aus Fougnies' ganz verbrannter Zunge habe er eine sehr große Menge (quantité énorme) Nicotin ausgezogen, wie aus dem Magen und der Leber; aus den Kleidern aber nicht, wahrscheinlich weil dieselben stark gewaschen worden, und das Nicotin sich im Wasser auflöse. Auf den befleckten Stücken des Fußbodens habe Zeuge ebenfalls und zwar auf fünf derselben dieses Gift gefunden, so wie Blutflecken, die mit Seife gewaschen waren. Aus dem befleckten Beinkleide eines Arbeiters in dem Labaratorium des Angeklagten habe er bei fortgesetzten Versuchen das gleiche Gift erhalten wie aus Fougnies' Eingeweiden. Zeuge beschreibt nun die Versuche, welche er mit

Hunden angestellt, von denen er zwei Nicotin gegeben, den dritten aber auf andere Weise getödtet habe. Der erste habe nur Nicotin bekommen; seine Zunge sei dadurch wie die von Fougnies geworden, Magen und Leber aber unangegriffen geblieben, während bei dem zweiten Hund, dem man noch Essig eingegossen, sich genau alle Umstände ergeben, die bei Fougnies Leiche in diesen Organen sich gezeigt. Auch an Vögeln habe Zeuge Versuche angestellt und ganz dieselben Resultate wie vorbemerkt erhalten. Bei allen habe das Gift seine Wirkung dadurch geäußert, daß das Thier, nachdem das Gift seine Zunge berührt, eine heftige Bewegung mit dem Kopf gemacht, auf die rechte Seite gefallen und nach kurzen Zuckungen todt gewesen sei. Die ausführlich entwickelte Ansicht des Zeugen ist, daß Fougnies das Gift ganz rein, ohne irgend eine Beimischung, und zwar in großer Menge, auf dem Boden liegend, eingegossen erhalten habe. Für eine Unmöglichkeit erklärt Zeuge ferner die Angabe, daß durch die drei Operationen des Angeklagten derselbe eine Weinflasche voll Nicotin erzielt habe, da sich dies Gift nur in sehr kleinen Quantitäten darstelle; die angegebene Menge könne kaum durch zwanzig Destillationen, jede zu zwanzig Pfund Tabak, erzeugt werden.

Die Göthe-Stiftung. Am 5. Juli 1849 vereinigten sich zweiundzwanzig deutsche Männer, worunter Schelling, Humboldt, Cornelius, Rauch, zu einem Aufruf an die deutsche Nation, und regten die Gründung einer Göthe-Stiftung an. Der 28. August sollte für ewige Zeiten die Deutschen aller Parteien auf dem neutralen Gebiete der Kunst zu einem Feste in Weimar vereinen. Hier sollte unter dem Schutz des größten deutschen Mannes ein Institut gegründet werden „zur Stärkung und Belebung der Kunst in Deutschland und zur Vergrößerung und Verallgemeinerung ihres Einflusses auf den geistigen und sittlichen Fortschritt der Nation." Von den verschiedenen Projekten, welche zur Realisirung des Plans gemacht wurden, hatte nur eines sich allgemeinen Beifalls zu erfreuen, und wurde auch von dem Ausschuß in Berlin begutachtet. Dieses ging dahin, den 28. August zur Konkurrenz um einen Preis zu bestimmen, welcher jährlich abwechselnd das beste Werk der Malerei, Skulptur, Poesie und Musik krönen soll. An dieses Vorhaben hat Franz Liszt angeknüpft mit seiner Schrift: De la fondation Goethe à Weimar. Der von ihm mitgetheilte Plan hat sich der Billigung der großherzoglichen Familie von Weimar zu erfreuen, und besteht in folgendem. Zweck der Göthe-Stiftung, deren erbliches Protektorat jenem Fürstenhause übertragen werden soll, ist die Vertheilung von jährlichen Preisen abwechselnd für das beste Erzeugniß der schönen Literatur, Malerei, Bildhauerkunst und Musik, verbunden mit einer Festfeier des 28. August in Weimar. Die Leitung führt ein Ausschuß von 25 Mitgliedern, bestehend aus den bedeutendsten Notabilitäten Deutschlands, dessen Sitzungen möglichst öffentlich sind. Zur Theilnahme an den Sitzungen wie zur Beurtheilung der eingesandten Kunstwerke sollen alle in den betreffenden Fächern ausgezeichneten Dichter und Künstler eingeladen werden. Ueber die Ertheilung des Preises entscheidet der Ausschuß unter Zuziehung von drei Meistern des in Frage stehenden Fachs. Die gekrönten Kunst- und Literaturwerke sollen für die Göthe-Stiftung als deren bleibendes Eigenthum gewonnen werden.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von C. E. Gato in Meißen.

Die österreichische Gemeindeordnung. Die Stellung der Gemeinden in Oesterreich unter der Herrschaft des alten Systems war eine in jeder Beziehung unselbständige und gedrückte. Die Gemeinden standen entweder unter den Herrschaften, wenn sie diesen unterthänig oder unter ihrem Schutz waren, oder unter der Aufsicht und Leitung der Staatsbehörden. Selbst was die Verwaltung des Gemeindeguts und Gemeindevermögens betraf, galten die Entscheidungen der Obrigkeiten, der Kreisämter und Landesstellen, oder in Städten der vom Staat bestellten Magistratsbeamten, des Landesunterkammeramts, der Staatsbuchhaltung und ähnlicher Behörden, von denen eine strenge, jede freiere Regung unterdrückende Kontrole ausgeübt wurde. Eine Ausnahme machte Ungarn, dessen Municipalverfassung aber einen wesentlich politischen Charakter trug. Dort bildete die Bezirksgemeinde (Vármegye), deren es 52 gab, eine Art Staat für sich selbst, und die Entscheidungen der Bezirksversammlungen waren wichtiger wie jene des Reichstags, wie überhaupt der Schwerpunkt des öffentlichen Lebens nicht in der Centralstelle, sondern in den Provinzen lag. Der Bezirk ernannte alle seine Beamte selbst, mit Ausnahme des Oberstatthalters (Fö-Ispán), der ein Beamter der Krone war. Die Wahl der übrigen Beamten, des Unterstatthalters (Al-Ispán), des Bezirksmagistrats, der geschworenen Beisitzer, im ungarischen Latein Jurassores genannt, der Einnehmer der Staatssteuern und der Bezirksabgaben, der Inspektoren, Polizeibeamten u. s. w. erfolgte auf den vierteljährigen Versammlungen. Diese bestimmten über die Verwaltung und Leitung der Verbindungsmittel, über das Anlegen von Landstraßen, das Graben von Kanälen, das Schiffbarmachen von Flüssen, legten Steuern auf und besorgten die vom Reichstage ausgeschriebenen Soldatenaushebungen, verfügten über die Ausgaben des Bezirks, und hatten selbst ganz außerordentliche Rechte, z. B. königliche Verordnungen, wenn sie dem Gesetz zuwider oder in ihrer Tendenz der Freiheit gefährlich waren, mit Achtung bei Seite zu legen. Um so kläglicher war der Zustand der eigentlichen Gemeinden, und von Unabhängigkeit derselben konnte in Ungarn so wenig die Rede sein wie in den Erblanden. In den Städten bestand die Municipalkörperschaft aus einem Senat und einem Gemeinderath (Község tanácsa). Der Senat hatte zwölf Mitglieder, unter denen der Bürgermeister, der Stadtrichter und der Polizeidirektor gewählt wurden. Diese drei wurden jährlich neu gewählt, jedes andere Mitglied des Senats und des Gemeinderaths behielt, einmal gewählt, seine Stellung auf Lebenszeit. Der König hatte aber das Recht der Kandidation, d. h. er präsentirte der Wahlkörperschaft geeignete Kandidaten, wodurch es häufig kam, daß die städtische Verwaltung ganz aus Geschöpfen der Regierung bestand. Um die Städte in gänzlicher Unterwürfigkeit zu erhalten, diente vornehmlich die Bestimmung, daß der Senat, so oft er über mehr als 40 Thaler des städtischen Einkommens verfügte, jedes Mal der Erlaubniß der Regierung bedurfte. Eine solche Bitte schlug die österreichische Regierung niemals ab, aber sie ließ auf ihre Entscheidung warten, und es ist vorgekommen, daß in einer Stadt, die sich der liberalen Opposition angeschlossen hatte, eine Straße lange Jahre ungepflastert, eine Brücke ungebaut blieb. Wie die Städte bildete auch jedes einzelne Dorf eine Communitas für sich, wurde von seinen eigenen Beamten regiert, verordnete und sammelte seine Steuern und Abgaben und verwaltete seine Angelegenheiten nach eigenem Gutdünken. Der Grundherr hatte beim Dorfe dieselbe Gewalt wie der Monarch bei dem Bezirke, namentlich das Recht der Kandidation bei der Wahl des Richters (Biró) und seiner Gehülfen.

Mit der Neugestaltung Oesterreichs machte sich das gebieterische Bedürfniß geltend, die Gemeinde, diesen Grundstein der Gesellschaft, wieder einzusetzen in ihr lang verkümmertes Recht. Dem Bürgersinn mußte wieder ein Inhalt, ein

Gebiet der Bewährung und Bethätigung, und damit wieder Kraft, Licht und frohes Bewußtsein geboten, ein wichtiger Kreis des Lebens wieder auf eigene Füße gestellt, von bureaukratischer Bevormundung und Gängelung emancipirt, der Verwaltungsorganismus beschleunigt, die schwergedrückten Finanzen und die Besoldung eines kleinen Heers entbehrlicher Schreiber erleichtert werden. Gegen Ende des Jahres 1848 erschien der erste Entwurf eines Gemeindegesetzes, der nach den liberalsten Grundsätzen abgefaßt war. Die Gemeinden stuften sich danach ab nach Orten, Gauen, Bezirken und Kreisen, Gemeindeglied sollte jeder sein, wer die österreichische, oder, in sofern der Landestheil zum deutschen Bunde gehöre, doch wenigstens die deutsche Staatsbürgerschaft nachweisen könne. Zur Beschlußfassung im Reichstage gelangte dieser Entwurf nicht mehr, da der Reichstag früher aufgelöst wurde, und die Regierung oktroyirte nun eine Gemeindeordnung, die von Olmütz 17. März 1849 datirt ist. Vorangegangen war das mit dem Reichstage vereinbarte Gesetz über die Aufhebung des Unterthanenverhältnisses und die Ablösung der Grundlasten vom 7. September 1848, wodurch die Dorfgemeinden und die Schutzstadtgemeinden frei wurden, auch war bereits in den sogenannten freien Städten die Gerichtspflege von der Gemeindeverwaltung getrennt worden. Normgebend für die neue Gemeindeordnung war der §. 33 in Abschnitt IV. der Reichsverfassung vom 4. März 1849, der die der Gemeinde gewährleisteten Grundrechte aufzählt. Es sind: Die Wahl der Gemeindevertreter; die Aufnahme neuer Mitglieder in den Gemeindeverband; die selbständige Verwaltung der eigenen Angelegenheiten; die Veröffentlichung der Ergebnisse des Gemeindehaushalts und in der Regel die Oeffentlichkeit der Verhandlungen der Vertreter.

Der Gemeindeordnung vom 17. März 1849 geht voran ein „allerunterthänigster Vortrag des treu gehorsamstes Ministerraths", der die Gründe angiebt, weshalb das Gesetz im Verordnungswege erlassen, aber zugleich als ein provisorisches bezeichnet werden mußte. Die Organisirung des Gemeindewesens sei die erste und dringendste Aufgabe gewesen, denn der Bau der Staatsverfassung ruhe auf der Grundlage der Gemeinde, und auch die durchgreifende Reorganisirung des Verwaltungssystems könne nur auf Grundlage des neuorganisirten Gemeindewesens durchgeführt werden. Provisorisch müsse die Ordnung sein, da bei dem jähen Uebergange aus den von früheren Jahrhunderten überkommenen Institutionen zu einer gänzlich neuen Ordnung der Dinge alle Erfahrungen abgingen, die es allein möglich machen würden, allen Bedürfnissen, allen Entwicklungs- und Bildungsstufen der Völker Oesterreichs gleichmäßig Rechnung zu tragen. Das Gesetz besitze Bildungsfähigkeit genug, um ins Leben der Völker hineingestellt, sich aus sich selbst zu entwickeln und fortzubilden, abzustoßen, was sich nicht bewähre, in sich aufzunehmen, was wünschenswerth sei. Dann erst werde es möglich sein, ein sicheres richtiges Urtheil über das Gesetz zu fällen, dann werde es Sache der Landesvertretungen sein, das Gesetz mit Berücksichtigung der eigenthümlichen Verhältnisse, der sich kundgebenden Bedürfnisse und der sich als nothwendig ergebenden Abänderungen fortzubilden und zur definitiven Feststellung desselben im Wege der Gesetzgebung zu schreiten. Das Gesetz gilt für das Erzherzogthum Oesterreich ob und unter der Ens, das Herzogthum Salzburg, das Herzogthum Steiermark, das Königreich Illyrien, bestehend aus den Herzogthümern Krain und Kärnthen, der gefürsteten Grafschaft Görz und Gradiska, der Markgrafschaft Istrien und der Stadt Triest mit ihrem Gebiet, für die gefürstete Grafschaft Tyrol und Vorarlberg, das Königreich Böhmen, die Markgrafschaft Mähren, das Herzogthum Ober- und Niederschlesien, die Königreiche Galizien und Lodomerien mit den Herzogthümern Auschwitz und Zator und dem Großherzogthume Krakau, endlich für das Königreich Dalmatien. Keine Anwendung findet das Gesetz auf Ungarn, Kroatien, Slavonien, Siebenbürgen und das lombardisch-venetianische Gebiet. Die allgemeinen Bestimmungen sprechen den

Grundsatz aus: „Die Grundfeste des freien Staats ist die freie Gemeinde", und theilen den Wirkungskreis der Gemeinde in einen natürlichen und einen übertragenen. Der natürliche umfaßt alles, was das Interesse der Gemeinde zunächst berührt und innerhalb ihrer Grenzen vollständig durchführbar ist. Er erhält nur mit Rücksicht auf das Gesammtwohl die nothwendigen Beschränkungen. Der übertragene umfaßt die Besorgung bestimmter öffentlicher Geschäfte, welche der Gemeinde vom Staate im Delegationswege zugewiesen werden. Die Verwaltung der in den natürlichen Wirkungskreis der Gemeinde gehörenden Angelegenheiten steht der Gemeinde selbst zu, welche sich durch die Majorität ihrer Vertretung ausspricht. In Bezug auf den natürlichen Wirkungskreis ist der Gemeindevorsteher das vollziehende Organ. Dieser allgemeine Theil lautet mit den Bestimmungen im Entwurf von 1848 ziemlich übereinstimmend.

Die verschiedenen Gemeinden, welche das Gesetz kennt, sind die Ortsgemeinde, die Bezirksgemeinde und die Kreisgemeinde. Die im Entwurf von 1848 figurirende Gaugemeinde ist in Wegfall gekommen. Ortsgemeinde ist in der Regel die als selbständiges Ganze vermessene Katastralgemeinde, einzelne Steuergemeinden haben das Recht, sich mit andern zu Einer Ortsgemeinde zu vereinigen. Vorstädte haben mit der eigentlichen Stadt immer eine einzige Ortsgemeinde zu bilden, Gemeinden mit bedeutender Volkszahl steht aber das Recht zu, sich in Fraktionen zu theilen und denselben zur Erleichterung der Verwaltung einen gewissen Wirkungskreis anzuweisen. Landeshaupt- und Kreisstädte erhalten durch Gesetze eigene Verfassungen, auch andern bedeutenderen Städten ist das Recht vorbehalten, um eine eigene Verfassung einzukommen. In der Ortsgemeinde unterscheidet man Gemeindemitglieder und Fremde, und die erstern sind entweder Gemeindebürger oder Gemeindeangehörige. Gemeindebürger sind alle, welche von einem in der Gemeinde belegenen Grundbesitz, oder von einem den ständigen Aufenthalt in der Gemeinde bedingenden Gewerbe oder Erwerbe einen bestimmten Jahresbeitrag an direkten Steuern zahlen, oder von der Gemeinde als solche förmlich anerkannt worden sind. Gemeindeangehörige sind solche, welche durch Geburt oder Aufnahme in den Gemeindeverband der Gemeinde zuständig sind, oder die als Staatsdiener, Offiziere, mit Offiziersrang Angestellte, Geistliche und öffentliche Lehrer in der Gemeinde leben. Jedermann hat in der Gemeinde Anspruch auf polizeilichen Schutz der Person und des Eigenthums und auf die Benutzung der Gemeindeanstalten nach Maß der bestehenden Einrichtungen. Die Gemeindeangehörigen haben überdies das Recht des ungestörten Aufenthalts im Gebiet der Gemeinde, auf die Benutzung des Gemeindeeigenthums nach den bestehenden Einrichtungen, auf Versorgung nach Maßgabe der nachgewiesenen Bedürftigkeit, und diejenigen unter ihnen, welche Ortsseelsorger, Staatsbeamte, Offiziere, mit Offiziersrang Angestellte, mit einem akademischen Grad bekleidet, oder öffentliche Lehrer sind, auf Theilnahme an den Wahlen. Die Gemeindebürger haben außer den Rechten der Gemeindeangehörigen noch das aktive und passive Wahlrecht. Alle Gemeindeglieder sind zur Theilnahme an den öffentlichen Lasten verpflichtet, Fremde tragen aber nur die nach denl aufenden Steuern aufgelegten Lasten. Wer einen Heimathschein besitzt, sich angemessen beträgt und seinen Unterhalt nachweist, soll als Fremder nicht ausgewiesen werden.

Die Repräsentanz der Gemeinde ist der Gemeinde-Ausschuß, von der Gemeinde aus ihrer Mitte frei gewählt. Wahlberechtigt sind die Gemeindebürger und die oben bezeichneten Gemeindeangehörigen. Wählbar ist im allgemeinen jedes Gemeindeglied, doch sind ausgenommen alle unter Vormundschaft oder Kuratel stehenden Personen, Militärpersonen in der aktiven Dienstleistung, Gemeindebeamte und Diener, Almosenempfänger, Dienstboten und alle, welche im Tage- oder Wochenlohn stehen, und Personen, welche das österreichische Staatsbürgerrecht nicht besitzen. Ausgeschlossen sind säumige Schuldner der Gemeinde, wer mit der Rechnungsablage eines verwalteten Gemeindevermögens noch im Rückstande ist,

Bankerottirer und alle, welche einer entehrenden Handlung schuldig erkannt worden sind. Zum Behuf der Wahl werden zwei oder drei Wahlkörper gebildet, von welchen jeder eine gleiche Anzahl von Ausschuß- und Ersatzmännern wählt. In die erste Klasse gehören die Höchstbesteuerten nebst den Ehrenbürgern und den wahlberechtigten Gemeindeangehörigen, und es wird zur Ermittelung der Klassen die ganze Steuerquote in so viel Theile getheilt, als Klassen vorhanden sind. Beträgt z. B. in einem kleinen Orte, wo nur zwei Klassen zu machen sind, die Steuerquote des Orts 2000 Gulden, so umfaßt die erste Klasse alle die Höchstbesteuerten, welche zusammen 1000 Gulden aufbringen, und die zweite Klasse diejenigen, welche mit kleineren Steuersätzen das zweite 1000 zahlen. Wenn der erste Wahlkörper nicht aus mindestens dreimal so viel Wahlberechtigten besteht, als derselbe Ausschußmitglieder zu ernennen hat, so wird dieser Wahlkörper aus den nächst Höchstbesteuerten bis auf diese Zahl ergänzt. Die Wahlkörper versammeln sich abgesondert, und jeder wählt aus allen wählbaren Gemeindegliedern ohne Unterschied des Wahlkörpers. Die Zahl der Mitglieder des Ausschusses steigt in den einzelnen Orten mit der Zahl der Wahlmänner, die Ersatzmänner sind immer halb so zahlreich als die Ausschußmitglieder. Die Leitung der Wahl ist Obliegenheit des Gemeindevorstandes, der zwei oder mehrere Gemeindeglieder als Vertrauensmänner zuzieht. Vor diesen geben die Wähler in öffentlicher und mündlicher Abstimmung ihre Stimmen ab, relative Stimmenmehrheit entscheidet. Nach vollendeter Wahl des Ausschusses wählt derselbe aus seiner Mitte mit absoluter Stimmenmehrheit den Gemeindevorstand, der aus einem Bürgermeister und mindestens zwei Gemeinderäthen besteht. Die Mitglieder desselben dürfen mit einander nicht bis zum zweiten Grade verwandt oder verschwägert sein, die Wahl ablehnen dürfen Militärpersonen, welche nicht in der aktiven Dienstleistung stehen, Seelsorger und Staatsbeamte, Personen über 60 Jahr alt, oder wer in der letzten Wahlperiode die Stelle des Bürgermeisters oder eines Gemeinderaths bekleidet hat, oder in drei auf einander folgenden Wahlperioden als Ausschuß- oder Ersatzmann thätig gewesen ist. Der Ausschuß und der Vorstand werden auf drei Jahre gewählt.

In dem natürlichen Wirkungskreise der Ortsgemeinde liegt, daß der Gemeindeausschuß die Interessen der Gemeinde allseitig wahre und für die Befriedigung der Bedürfnisse derselben durch gesetzliche Mittel sorge. Er wacht darüber, daß das Gemeindevermögen ordentlich verwaltet, die thunlich größte nachhaltige Rente davon erzielt, jede Veräußerung verhindert, der Jahresüberschuß fruchtbringend angelegt werde, daß Niemand aus diesem Vermögen einen größern Nutzen ziehe, als zu seinem Bedarf nothwendig ist. Der Ausschuß stellt das Budget der Gemeinde auf, Umlagen zur Deckung eines Mangels, welche bei direkten Steuern 10 Procent, bei indirekten 15 Procent übersteigen, darf er nur machen nach erfolgter Abstimmung aller Wähler und mit Genehmigung der Kreisvertretung. Uebersteigt die Umlage bei den direkten 15, bei den indirekten 20 Procent, so darf sie nur kraft eines Gesetzes stattfinden. Ein Darlehen zu Gemeindezwecken, das die Hälfte des einjährigen Betrags der Gemeinde-Einkünfte nicht übersteigt, darf der Ausschuß aufnehmen, bei Darlehen bis zu dem Betrage des einjährigen Einkommens bedarf er der Bewilligung der Kreisvertretung, und bei noch größeren Summen der Bewilligung durch ein Landesgesetz. Der Ausschuß ernennt die Verwaltungsorgane sämmtlicher Gemeinde-Anstalten, insofern nicht durch Vertrag oder milde Stiftung das Ernennungsrecht einem Dritten eingeräumt ist, ferner alle im Solde der Gemeinde stehende Personen, und bestimmt deren Genüsse. Der Ausschuß ist verpflichtet, für die Anstalten, die zur Erhaltung der innern Ruhe und öffentlichen Sicherheit erforderlich sind, die nöthigen Geldmittel zu bewilligen, und er ist für jede ihm in dieser Beziehung zur Last fallende Unterlassung verantwortlich. Bei Krawallen und Aufruhr wird die in §. 86 getroffene Bestimmung folgenreich: „Die Gemeinde hat im Fall einer in ihrer Gemarkung verübten öffentlichen

Gewaltthätigkeit durch boshafte Beschädigung des Eigenthums den Beschädigten Ersatz zu leisten, wenn der Thäter nicht zu Stande gebracht wird, und die Gemeinde nicht nachweiset, daß es nicht in ihrer Macht lag, die begangene Gewaltthätigkeit zu verhindern." Dem Ausschuß ist alljährlich von dem Gemeindevorstand wie von den Verwaltungen der Gemeindeanstalten Rechnung abzulegen, und er kann zur Prüfung der Voranschläge wie der Rechnungen Censoren ernennen. Er hat das Recht, die gesammte Geschäftsführung des Gemeindevorstandes durch eine Kommission untersuchen und die Verwaltungen der Gemeinde-Institute ebenfalls durch Kommissionen überwachen zu lassen. Damit der Ausschuß einen ordentlichen Beschluß fassen könne, müssen mindestens zwei Drittheile der Mitglieder versammelt sein, und von diesen entscheidet die absolute Mehrheit. Den Vorsitz führt der Bürgermeister, alle Sitzungen müssen öffentlich gehalten werden, und unter keinem Vorwande ist eine geheime Sitzung zulässig, doch können die Zuhörer entfernt werden, sofern sie stören. Der Ausschuß versammelt sich zweimal jährlich, in dringenden oder wichtigen Fällen, oder wenn ein Drittheil des Ausschusses darauf anträgt, soll der Bürgermeister eine außerordentliche Sitzung berufen.

Der Bürgermeister vertritt die Gemeinde als moralische Person nach außen. Er ist verpflichtet, jeden Beschluß des Ausschusses zu vollziehen, nur wenn er glaubt, daß ein solcher Beschluß der Gemeindeordnung oder den bestehenden Gesetzen überhaupt zuwider läuft, oder der Gemeinde einen wesentlichen Schaden zufügt, ist er verpflichtet, den Gegenstand an die Bezirksbehörde zu leiten, und in den beiden ersten Fällen hat auch der Bezirkshauptmann das Recht, den Beschluß zu sistiren. Nur in Fällen der äußersten Dringlichkeit, darf der Bürgermeister eine im Voranschlage nicht berücksichtigte Ausgabe machen, muß aber dann sofort die Bewilligung des Ausschusses nachholen. Ihm sind alle Gemeindediener unterworfen, er leitet die Polizei und kann Strafen bis zu 10 Gulden erkennen, deren Betrag in die Gemeindekasse fließt. Zu dem übertragenen Wirkungskreise, der durch den Bürgermeister ausgeübt wird, den die Regierung aber auch ganz oder theilweise durch von ihr bestellte Beamte versehen lassen kann, gehört die Kundmachung der Gesetze und gesetzlichen Anordnungen der Behörden, die Einhebung und Abfuhr der direkten Steuern, die Mitwirkung bei dem Konskriptions- und Rekrutirungsgeschäft, die Besorgung der Militärbequartierungs- und Vorspannsangelegenheiten, die Ablieferung flüchtiger Verbrecher, die Anzeige von Verbrechen bei der Behörde, die Berichterstattung über alle Vorkommnisse in der Gemeinde, welche für die Staatsgewalt von Interesse sind, die Handhabung der Fremdenpolizei die Aufsicht auf Maß und Gewicht.

Die Bezirksgemeinde ist der Inbegriff sämmtlicher in einem Bezirk liegenden Ortsgemeinden, deren Interessen von einem Bezirksausschuß geleitet werden. Dieser wird ernannt von den Ausschüssen sämmtlicher Gemeinden, die ihn aus ihrer Mitte wählen. Er besteht aus nicht weniger als zwölf, aus nicht mehr als dreißig Mitgliedern, und wird auf drei Jahre gewählt. Gegenstand der Verhandlung des Bezirksausschusses bilden alle Angelegenheiten, welche die Interessen des ganzen Bezirks oder mehrerer zu demselben gehörender Ortsgemeinden innerhalb ihres natürlichen Wirkungskreises betreffen. Der Bezirksausschuß wählt die zur Assentirungs-Kommission beizuziehenden und mit der Prüfung der Konskriptionslisten beauftragten Vertrauensmänner. Er ist verpflichtet, die von der Bezirksbehörde verlangten Anträge und Gutachten zu erstatten. Der Bezirkshauptmann muß den Bezirksausschuß mindestens zweimal jährlich einberufen, bei gesetzwidrigen Beschlüssen sind die Verhandlungen sogleich zu sistiren. Die Sitzungen sind öffentlich. Die Kreisgemeinde ist der Inbegriff sämmtlicher, im Kreisgebiete liegenden Bezirksgemeinden, die Kreisvertretung, bestehend aus nicht weniger als 24 und aus nicht mehr als 60 Mitgliedern, verwaltet die Interessen des Kreises. Die Kreisabgeordneten werden auf drei Jahre gewählt, und die Wahl erfolgt so, daß der

Ausschuß eines jeden Bezirks aus sich mindestens einen Abgeordneten wählt. Die Kreisversammlung tritt jährlich zweimal zusammen, nur der Statthalter kann eine außerordentliche Versammlung einberufen, die auch bei dem Bezirksausschusse Platz greifende Bestimmung, daß ein Drittheil der Versammlung eine solche fordern darf, fällt hier weg. Aus wichtigen Gründen kann die Regierung die Kreisversammlung auflösen. Die Kreisvertretung verhandelt alle Angelegenheiten, welche den Kreis oder mehrere Bezirke betreffen, sie ist zweite Instanz in allen Berufungen gegen einen, sich nicht auf den übertragenen Wirkungskreis beziehenden Beschluß der Ausschüsse der Orts- und Bezirksgemeinden. Sie hat das Recht, sich durch Aussendung von Kommissionen zu überzeugen, daß das Stammvermögen der Ortsgemeinden des Kreises ungeschmälert und im guten Stande erhalten werde. Sie kann im Interesse des Kreises Anträge an den Kreispräsidenten stellen, und hat diesem oder dem Statthalter auf Verlangen Gutachten zu erstatten. Die Sitzungen sind öffentlich.

Bei einem Gesetz wie die österreichische Gemeindeordnung, das auf einer tabula rasa einen Bau aufzuführen hat, dessen natürliche Grundlagen und passendste Materialien dem Baumeister größtentheils unbekannt sind, würde eine scharfe Kritik übel angebracht sein. Eine Gemeindeverfassung, erlassen für einen Staat, der noch vor wenig Jahren in diesen wie in andern Sphären die Freiheit höchstens dem Namen nach kannte, hat einen unermeßlichen Werth, auch wenn derselben mehrfache Mängel ankleben. Die Hauptsache ist erreicht: den österreichischen Gemeinden ist die ihnen zustehende Selbstverwaltung zurückgegeben, sie entscheiden fortan ihre Angelegenheiten bei weit geöffneten Thüren, und die Abmarkung ihrer Autonomie ist so breit und liberal gezogen, daß in dieser Beziehung selbst die strengsten Anforderungen befriedigt sein müssen. Was sich dem Gesetz zum Vorwurf machen ließe, daß in wichtigen Punkten eine verschiedene Auslegungen zulassende Unbestimmtheit hervortritt, ist unvermeidlich für eine Ordnung, die so gut die Hauptstadt wie das ärmste Dorf Galiziens unter seine Normen zieht. Die Praxis wird das Konkrete schaffen, wie das Gesetz selbst will, wobei allerdings auf die Behörden fast noch mehr ankommen wird als auf die Gemeinden selbst. Daß in das Gesetz gewisse Garantien gelegt sind, daß man den Grundbesitz und das bewegliche Kapital stark bevorzugt, liegt so ganz im Geiste der allerneuesten Gesetzgebung, daß dagegen nichts zu sagen ist. Die jetzt beliebte Klasseneintheilung der Wähler, mit oder ohne ständische Gliederung, macht die Runde durch Deutschland, und der Anstoß dazu kommt nicht von Oesterreich. Bedenklich und falsch erscheint uns die Beschränkung der Gemeinde-, Bezirks- und Kreisvertretungen auf zwei jährliche Versammlungen, denn diese die Geschäfte selbst hemmende Bestimmung ruft die Gefahr hervor, daß in ruhigen Zeiten das Gemeindeleben versumpft, in stürmischen Tagen die Vertretung in Permanenz tritt. In allen andern deutschen Ländern versammeln sich die Gemeindevertreter häufig. Oesterreich ersetzt diese gefährlich erachteten Vereinigungen durch Kommissionen, denen außerordentliche Vollmachten gegeben sind, die auch aus der Vertretung selbst hervorgehen, aber doch durch ihre bureaukratische Thätigkeit die freie konstitutionelle Bewegung nicht ersetzen können. Der Verwaltung ist zu viel, der Debatte zu wenig. Welcher Auslegung ist ferner die Bestimmung (§. 133) fähig, daß der Bürgermeister über alle Vorkommnisse in der Gemeinde, welche für die Staatsgewalt von Interesse sind, an die Bezirksbehörde berichten soll! Wird dadurch nicht der Verdacht entstehen, daß der erste städtische Beamte zugleich der erste Denunziant des Ortes sei? Schwächlich ist endlich die Stellung der Bezirksgemeinde zwischen der Ortsgemeinde und der Kreisgemeinde. Dieses wichtige Mittelglied hat von benannten Geschäften nichts als Beihülfe bei der Rekrutirung.

Die größern Städte der Monarchie haben die ihnen zugesagten eigenen Gemeindeordnungen erhalten. Die Gemeindeverfassung von Wien theilt die Stadt in acht Bezirke, innere Stadt, Leopoldstadt, Landstraße, Wieden, Mariahilf,

Neubau, Josephstadt und Alsergrund. Der Gemeinderath wird auf drei Jahre gewählt und erneuert sich durch Ausscheiden eines Drittheils alljährlich. Die Wähler theilen sich in drei Klassen: 1) In höchstbesteuerte Grundbesitzer (500 fl.) und Gewerbtreibende (100 fl.); 2) in minder, bis zu 10 fl. besteuerte Grundbesitzer; 3) in minder, bis 10 fl. besteuerte Gewerbtreibende. Der Ausschuß besteht aus 120 Personen, der Bürgermeister wird vom Gemeinderath gewählt und vom Kaiser bestätigt. Die ersten im Jahre 1850 vollzogenen Wahlen zu den Gemeinderäthen haben nach den verschiedenen Landestheilen sehr verschiedene Resultate ergeben. Auffallend schwach war die Theilnahme in Wien, dieser Stadt, die für sich allein die Wichtigkeit eines Kronlandes hat. Man kann annehmen, daß die Einwohnerzahl der acht Wahlbezirke sich auf 407,000 Köpfe belaufe, so daß folglich im Durchschnitt ein Gemeinderath 3397 Einwohner zu vertreten hat. Zur Wahl meldeten sich aber im ersten Wahlkörper 1101, im zweiten 2269, im dritten 2861, also im ganzen 6231 Wahlberechtigte. Verhältnißmäßig war die Theilnahme im ersten Wahlkörper die stärkste, im dritten die schwächste. Wirklich wählten aber im ganzen nur 4349 der Angemeldeten, also wenig mehr als ein Procent der Gesammtbevölkerung, nur zwei Drittheile der Angemeldeten und vier Procent der Gemeindeglieder, welche sich im Genuß der bürgerlichen Rechte befinden. Unter den Gewählten befanden sich der Beschäftigung nach 4 Aerzte, 17 Beamte und Professoren, 48 Gewerbtreibende, 1 Gutsbesitzer, 16 Kaufleute, 10 Hausbesitzer, 4 Künstler, 5 Geistliche und 11 Rechtsgelehrte. Die Gewerbtreibenden und die Hausbesitzer wurden hauptsächlich im dritten, Geistliche und Aerzte hauptsächlich im zweiten, Kaufleute, Beamte, Professoren und Rechtsgelehrte hauptsächlich im ersten Wahlkörper gewählt. Um so lebendiger war die Theilnahme in Prag. Im ersten Wahlkörper der Altstadt von 355 Wählern fehlten nur 48, im dritten Wahlkörper der Neustadt von 1000 Wählern nicht 200, im dritten Wahlkörper der Kleinseite von 400 Wählern nur 30. Die Altstadt hat im ersten Wahlkörper 355, im zweiten 763, im dritten 1372 Wähler. Der Sieg gehörte den Deutschen (Mittelpartei), die zu den 90 Ausschußmitgliedern 54 lieferten, während die Tschechen sich mit dreißig begnügen mußten. Die böhmischen Wahlen fielen sehr bunt aus, man erhielt deutsche, tschechische, selbst jüdische Ausschüsse, bald Ulrakonservative bald Radikale. Erfreulich ist der Eifer, womit in Böhmen kleine Katastralgemeinden zu neuen Gemeinden sich vereinigt haben, im Teplitzer Bezirke 100 Katastralgemeinden zu 40 neuen, im Bebetscher Bezirk 151 zu 77. In Insbruck kam das Unerhörte vor, daß ein Protestant in den Gemeinderath gewählt wurde, die Wahlen in den Dörfern von Tyrol zeugten von solcher Reife, daß die Behörden den Gemeindevorständen die Funktionen von Staatsanwälten bei solchen Uebertretungsfällen, welche vor die Bezirksgerichte gehören, beilegen konnten. Am schlechtesten war das Resultat in den slawischen Gemeinden Krains, Kärnthens und Steiermarks, namentlich an der kroatischen Grenze. In einzelnen Gemeinden zeigte sich thätlicher Widerstand gegen die Beeidigung der Gewählten, weil die Bauern befürchteten, sie würden durch ihre eigenen Beamten in Abhängigkiet gerathen.

Die schweizerischen Eisenbahnen. Die Entwicklung der Eisenbahnen ist seit einiger Zeit in ein neues Stadium getreten, das interessanteste von allen. Man beginnt jetzt die höchsten Gebirge Europas mit Schienenwegen zu durchbrechen, und damit ist die höchste Staffel eines stufenweisen Fortschritts erreicht, der mit einer in Deutschland bisher unbekannten Schnelligkeit vor sich gegangen ist. Vor zwei Jahrzehnten hatte der Eisenbahnbau bei uns noch bei weitem mehr Gegner als Gönner und kaum erreichte der unermüdliche List mit aller seiner Thätigkeit den Sieg der fruchtbarsten, für unser Vaterland in geistiger und materieller Beziehung besonders geeigneten Idee. Als man sich endlich mit dem Gedanken an sich befreundet hatte, galt lange Zeit das Axiom, daß nur das Flachland mit kleinster Erhebung für diesen Bau sich eigne. Bei den ersten Bahnen wurden starke Geldopfer nicht gescheut, um ein gleiches Niveau für möglichst lange Strecken

zu erhalten, doch machte man jetzt Erfahrungen, von denen geleitet man sich an den Gedanken gewöhnte, das deutsche Hügelland zu durchbrechen. Mit dem Projekt, eine Bahn über die schwäbische Alp zu führen, schien vielen das äußerste erreicht zu sein, und nicht wenige Bedenken tauchten auf, als man von dem Plane der österreichischen Regierung hörte, Wien und Triest mit einem eisernen Wege zu verbinden. Die wunderbare Semmeringbahn (s. d.) eröffnete das neueste Stadium, das Problem der Ueberschreitung hoher Alpenrücken ist gelöst, mit den tyroler Alpen wollen die schweizerischen Gebirge in Konkurrenz treten. Die großen Verhältnisse des Weltverkehrs geben diesem letztern Projekt eine erhöhte Bedeutung, die hohe Politik ist dabei nahe betheiligt, ob die schweizerischen Eisenbahnen zu Stande kommen oder nicht. Die Neutralität der Schweiz wird auch auf dem materiellen Gebiet von Wichtigkeit. Oesterreich und Frankreich streben mächtig dahin, den Verkehr von Meer zu Meer durch Eisenbahnen an sich zu bringen, bleibt die Schweiz nun bei den alten Verkehrsmitteln, so werden die übrigen Staaten einem der beiden erstgenannten tributpflichtig und können bei einem ausbrechenden Kriege von dem direktesten Wege nach dem Orient ausgeschlossen werden. Namentlich England ist dabei interessirt, einen neutralen Weg für seine Ueberlandstraße zu bekommen, und sucht einen solchen, der von Genua nach der Schweiz, von dort nach den Staaten am Rhein, Belgien und Holland führt, also durch lauter kleine Staaten, deren Rivalität viel weniger zu bedeuten hat wie die von Oesterreich oder Frankreich. Die kürzeste Straße von England nach Ostindien ist die, welche mitten durch die Schweiz über den Gotthard geht; Waghorn ist dieser Straße mehrmals gefolgt und hat über dieselbe eine Reisekarte herausgegeben, die von vielen Engländern benutzt und befolgt wird.

Den Verkehrswegen nach, welche die Schweiz durchziehen, müßte man zwei Hauptbahnen bauen, die eine von Norden nach Süden, die andern von Westen nach Osten, d. h. von Basel nach dem Langensee (Lago Maggiore) und von Genf nach dem Bodensee, welche sich inmitten der Schweiz durchkreuzten und dort den Centralpunkt bildeten. Das jetzt vorherrschende Projekt, dem die bewährtesten Notabilitäten der Schweiz und des Auslandes den Vorzug geben, läßt aber die Nord-Südbahn vorläufig zum Theil aus dem Spiel, und faßt hauptsächlich die Linie von dem Bodensee nach Genf ins Auge. Von Genf führt diese Linie nach Morges, mit Seitenbahn nach Ouchy (diese Eisenbahn kann vorläufig gleich der von Iferten nach Solothurn durch die Wasserstraße ersetzt werden), von Morges nach Iferten (Yverdon), Lyß, wo eine Seitenbahn nach Bern und Thun abgeht, Solothurn, Olten, wo nach Basel und Luzern Verzweigungen stattfinden, Zürich, wo bereits eine Bahn zu besserer Verbindung mit dem Rhein besteht, Winterthur, mit Seitenbahn nach Schaffhausen, Frauenfeld und Weinfelden nach Romanshorn, wo der Bodensee erreicht ist. Von hier setzt sich die projektirte Bahnlinie südlich fort nach St. Margarethen bei Rheineck, Oberried, Sargans, wo sich eine Zweigbahn nach Wallenstadt und dem Wallensee absenkt, Ragatz, Zizers und Chur. Hier endet diese Nordsüdbahn, ein kleines Stück ist noch an deren südlichem Schlußpunkt projektirt, nämlich von Biasca nach Bellinzona und Locarno am Langensee. Der „Expertenbericht über die finanziellen Fragen des schweizerischen Eisenbahnbaues" giebt nach genauen Erhebungen und nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1850 Mittheilungen über die Zahl der Bevölkerung in den von diesen Linien berührten Gegenden, wobei nur die Bevölkerung gerechnet wird, welche auf einem zwei Stunden breiten Streifen links und rechts der Linien wohnt, ferner über die Geviertstunden des von der Eisenbahn durchschnittenen Bodens und über die Länge der Eisenbahn in Kilometern. Alle diese Angaben enthält folgende Tabelle:

Eisenbahnlinien.	□ Stunden.	Totalbevölkerung.	Bevölkerung auf 1 □ Stunde.	Eisenbahnlänge in Kilometern.
Morges-Duchy-Yverdon . . .	32,5.	72,581.	2231.	47,5.
Yverdon-Lyß	55.	83,153.	1512.	65,5.
Solothurn-Lyß	19.	59,125.	3112.	25.
Münchenbuchsee-Bern-Thun . .	35,5.	125,249.	3528.	40,5.
Solothurn-Olten (Hauenstein) .	26.	71,451.	2748.	37.
Luzern-Reiden (bei Dagmarsellen)	37.	96,593.	2610.	40.
Basel-Hauenstein	21.	82,429.	3925.	31,7.
Olten-Zürich	40.	173,056.	4326.	64,5.
Zürich-Islikon	28.	93,188.	3328.	36,5.
Schaffhausen-Andelfingen . . .	16.	40,413.	2226.	12.
Islikon-Romanshorn	30.	64,479.	2149.	32,5.
Romanshorn-St. Magarethen .	8,5.	56,955.	6700.	24.
St. Magarethen-Sargans . . .	20.	41,416.	2070.	52,0.
Wallenstadt-Sargans	7.	9745.	1392.	16.
Sargans-Chur	24.	23,710.	988.	22.
Biasca-Locarno	44.	43,286.	984.	41,5.

Ueber die Rentabilität spricht sich aus der „Bericht der vom schweizerischen Bundesstaate einberufenen Herren Rathsherr Geigy aus Basel und Ingenieur Ziegler von Winterthur über die Ausführung eines schweizerischen Eisenbahnnetzes in finanzieller Beziehung." Die gründliche, von wichtigen Zahlendaten begleitete Erörterung dieser Sachverständigen führt zu folgenden Resultaten:

Gesammtlänge der Bahnen	650,5	Kilometer.
Herstellungskosten	102,123,000	fr. Franken.
" " per Kilometer	157,000	" "
Zahl der Reisenden auf die ganze Bahnlänge	120,630.	
" " Tonnen Güter	21,290.	
Ertrag per Kilometer:		
von Personentransport 6393 Fr.		
" Gütertransport 3406 "		
Zusammen:	9799	fr. Fr.
Für alle Linien	6,374,700	" "
Procente des Ertrags vom Anlagekapital .	6,24.	
Betriebskosten per Kilometer	4190.	
" " für alle Linien	2,725,685.	
Verzinsung des Anlagekapitals	2,67	Procent.

Die Ertragsfähigkeit der schweizerischen Eisenbahnen wird bedingt theils durch den Transito, der durch die Schweiz geht, theils durch den eigenen Verkehr des Landes. In ihren Beziehungen nach außen nimmt die Schweiz gegenüber allen andern Ländern des Welttheils eine bevorzugte Stellung ein, wie der erste Blick auf eine der neuern Eisenbahnkarten des kontinentalen Europas zeigt. Von Norden, Nordost und Nordwest kommend, nähern sich der nördlichen Grenze vier fast gleichlaufende Schienenwege, deren Verlängerungen bis an die Ostsee und Nordsee reichen und von Hamburg bis Havre die für die Schweiz wichtigsten Häfen berühren. Im Süden der Alpen dient dem Verkehr die lombardische Linie und die sardinische Bahn, durch beide gewinnt die Schweiz Verbindungen mit Venedig und Genua. Außerhalb und nahe der Schweiz führen nach Süden nur zwei Pässe, die Malserhaide und der Brenner, beiden liegt aber vom Inn das

baierische Hochgebirge vor und erschwert ihre Zugänge, während die schweizerischen Thäler der Reuß und des Mittelrheins (Gotthard, Splügen und Bernhardin,) sich gerade nach Norden richten, den Bau von Kunststraßen erleichtern und den kürzesten Alpenübergang darbieten. Der einzige bis jetzt über die Alpen führende Schienenweg, der Semmering, liegt sieben Grade oder 162 Schweizerstunden östlich von den Schweizeralpen. Nach Paris und Havre führt bald eine fast direkte Bahn von Basel über Straßburg, und ihr zur Seite läuft der neue Marne-Rheinkanal. Mit Marseille und Südfrankreich verbinden die Saone, die Rhone und der Rheinkanal, im Osten endlich bietet sich die Donau dar, welche bis Ulm Potasche und Getreide aus Ungarn bringt und diejenigen Schweizer-Manufakte nach dem schwarzen Meer und dem Südosten von Europa verführt, welche durch die Vermittlung Wiens dahin verwendet werden können. Auf allen diesen Linien bezieht die Schweiz für ihre $2\frac{1}{2}$ Million Einwohner 400 Millionen Centner Waaren und führt bedeutend aus. Man berechnet, daß jeder Schweizer durchschnittlich im Jahre 97 französische Franken an Werth fabricirte Waare liefert und zu eigenem Bedarf nur für 50 fr. Fr. verbraucht. Wendet man dieselbe Rechnung auf die Einwohner Englands und Frankreichs an, so findet man, daß diese für 12 Fr. weniger erzeugen und für 14 Fr. mehr verbrauchen. (Franscini, nuova Statistica della Svizzera, 1847.) Die deutschfranzösische Grenze (Basel) ist für die Schweiz mit Ausnahme der Seide und des Getreides im eingeführten Quantum die wichtigste, dann folgt in Beziehung auf Kolonialwaaren die französische Grenze (Genf, Waadt, Neufchatel und Bern), während die deutsche Grenze (St. Gallen, Thurgau, Schaffhausen und Aargau) in der Getreide-einfuhr, die italienische Grenze (Tessin und Graubündten) in der Uebermittlung der Seide den ersten Rang einnimmt. Eine genaue Einsicht in diese Einfuhren wird erst möglich sein, wenn die Beobachtungen nach den eidgenössischen Zollstätten aufgezeichnet und veröffentlicht sind, was mit dem Schluß des Jahres 1851 der Fall sein wird. Für die relativen Verhältnisse werden spezielle Zahlenangaben nicht viel ändern, denn die Ergebnisse der Zolleinnahmen von 1850 haben bestätigt, was schon die Jahre 1840 und 1843 zeigten, daß bei Basel die meisten Zölle erhoben wurden, dann bei Genf und zunächst bei Rorschach. Wenn man die Warenzüge von den Grenzgebieten nach dem Innern der Schweiz verfolgt, so sieht man, daß von Basel aus auf den von da flächenförmig sich ausbreitenden Straßen der Jura auf vier Hauptpunkten übersetzt wird, um den Kantonen Zürich, mittelbar Glarus, Aargau, Luzern, mittelbar den Urkantonen, Solothurn, Bern, Freiburg und selbst einem Theile von Waadt die nöthigen Kolonialwaaren, Färbestoffe und die meiste Baumwolle zugeführt werden. Es kommt aber auch viel Baumwolle von Triest, ebenso Kolonial- und Farbewaaren, die zeitweise bis Glarus und Zürich spedirt werden. Genf besorgt das Wallis und das waadtländische Gebiet des Sees; und es bezieht noch ein Streifen über die Niederung der Wasserscheide zwischen dem Neuenburger und Genfersee bis Neuenburg selbst aus dieser Richtung vorzugsweise seinen Bedarf. Eine viel entschiedener sich kreuzende Bewegung findet im Osten statt. Zwischen St. Gallen und Basel besteht ein lebhafter Verkehr, die Waarensendungen, welche in dieser Richtung kommen, gehen durch verschiedene Punkte nach der innern Schweiz, über Rorschach, Romanshorn, Utwyl, Konstanz, Stein, Schaffhausen und Wallenstadt. Chur, das zunächst die Aufgabe hat, den Transit nach Süd und Südost zu vermitteln, steht doch zu dieser Richtung im nächsten Zusammenhange. Diese doppelte Stellung wird in der Zukunft sehr wichtig werden. Auf den Bedarf des täglichen Lebens üben die nördlichen Straßen größern Einfluß als die Verbindung mit Italien, die meist über den Splügen und den Gotthard stattfindet. Hier bewegen sich, mit Ausnahme der Bedürfnisse von Tessin, vorzugsweise Transitogüter. Die Gewerbthätigkeit des Landes, die für den Eisenbahnverkehr eine hohe Bedeutung beansprucht, beschäftigt sich in der Vorderlinie mit Baumwolle und Seide, worauf die Uhrenfabrikation folgt, der sich

weiter die Produktion der Eisenwerke und Hochhöfen anschließt, die seit dem eidgenössischen Zoll für den an Eisenlagern sehr reichen Jura, wie für Graubündten, das Wallis, St. Gallen und Schaffhausen eine Bedeutung mehr erlangt hat. In der Industrie lassen sich folgende schweizerische Gebiete unterscheiden: 1) Das Gebiet der Baumwollen- und Leinwandfabrikation mit allen zugehörigen Zweigen, wie Rothfärbereien, Kattundruckereien, Spinnereien und mechanischen Würkereien bis in die Feinstickerei der St. Galler und Appenzeller Berge. Für die Baumwollenmanufaktur ist die französische Schweiz besonders wichtig, die Leinenweberei findet sich hauptsächlich in den Kantonen Bern, St. Gallen und Thurgau, dazu kommt noch die Feinstrohpflanzung und Strohbandwirkerei, die als reicher Erwerbszweig im Kanton Aargau einheimisch ist. 2) Das Gebiet der Seidenmanufaktur umfaßt die Seidenbandwebereien im Bereiche Basels und im Aargau, die Seidenzeugfabriken im Kanton Zürich und Zug, und die Floretspinnereien von Gersau, den Urkantonen und einzelnen Theilen des Kantons Luzern. Seide producirt blos der Kanton Tessin in seinen Niederungen mit einem Theil der Mesolcina. 3) Die Uhrmacherei ist heimisch in Genf, Neufchatel und dem Waadtländer Jura, in Genf gesellt sich ihr die Bijouterie bei, ebenso in dem hochgelegenen Theilen des Jura, die durch diesen Erwerbszweig wohlhabend geworden sind. 4) Die Eisenwerke und Hochöfen sind an bestimmte Lokalitäten gebunden, und kommen einzeln vor in Waadt, Neufchatel, Bern, Solothurn, Luzern, Schaffhausen, St. Gallen, Graubündten und Wallis. Wie viele Menschen diese letztgenannte Industrie beschäftigt, läßt sich nicht angeben, bei der Uhrmacherei finden 30,000 Menschen ihr Brot, bei der Seidenfabrikation 50,000, bei der Baumwollenmanufaktur 100,000. An ärmliche Fabrikarbeiter darf man dabei nicht denken, denn der Schweizer Arbeiter hat gewöhnlich einen kleinen Besitz, treibt häufig etwas Landwirthschaft, oder hat doch wenigstens ein kleines Stück Gartenland. Die Fabrikdistrikte der Schweiz gehören zu den wohlhabendsten, wie sie zugleich die fruchtbarsten sind. Von den Bodenverhältnissen darf man nicht absehen, wenn man die nachhaltige Wirkung eines schweizerischen Eisenbahnnetzes beurtheilen will. Es liegen in der Schweiz fünf Zonen neben und über einander. Das Kulturland, die Zone des Ackerbaues, liegt in den Thalsohlen, an den Hügeln beginnt der Weinbau, dann folgt weiter oben die Region der Waldungen, noch höher hinauf das Alpenland mit seinen Weiden, die höchste Höhe nehmen Felsen und Gletscher ein. Das Gebiet des schweizerischen Eisenbahnnetzes liegt in der Zone des Ackerbaues, da wo viele Menschen dicht neben einander wohnen, Getreide pflanzen, leicht unter einander verkehren und in dem ebenen Lande das Ergebniß ihrer Arbeit austauschen können. Die einzelnen Wohnplätze in der Region der Waldungen haben auf dem Verkehr geringen Einfluß, anders verhält sich dies mit der Weidenregion der Alpen, die für die Schweiz von der höchsten Wichtigkeit ist, da hier die Rindviehzucht und die Fabrikation von Butter und Käse betrieben wird. Die Produkte der Alpenwirthschaft müssen durch Thäler die großen Marktplätze zu erreichen suchen, wo sie ausgetauscht werden, oder mit den Manufakten der Industrie den Weg nach dem Auslande nehmen. Die Bevölkerung ist an der projektirten Linie mehr oder weniger dicht, die Sachverständigen unterscheiden in ihrem bereits erwähnten Bericht fünf verschiedene Grade der relativen Bevölkerung, nämlich:

1. Klasse mit	980 — 1480.	Einwohner auf die □ Schweizerstunde.
2. „ „	1500 — 2490.	
3. „ „	1500 — 3490.	
4. „ „	3500 — 4490.	
5. „ „	4500 — 6700.	

Die Verluste, die der schweizerische Transithandel seit fünfundzwanzig Jahren erlitten hat, kommen auf Rechnung der verbesserten Kommunikationsmittel in Frankreich und Oesterreich. Das citirte Werk Francinis bringt wichtige Belege

dafür. Neuerdings entsteht eine neue Gefahr, denn durch die Thätigkeit im Eisenbahnbau Deutschlands und die wohlfeilen Wasserstraßen in Frankreich kann die Schweiz des Transits für ihre beiden Linien verloren gehen, sobald die Querbahn von Augsburg bis Kehl geschlossen sein wird, und Oesterreichs Eisenbahnen so eingreifen, um deren weiten Bereich nach den Hafen von Triest zu richten. Diese drohenden Nachtheile wurden wohl erkannt, aber der Kantonsgeist ließ es nicht zu der Einigkeit kommen, die vor allen Dingen erfordert wurde. Eine Eisenbahn-Konferenz, die im Mai 1843 in Baden abgehalten wurde, hatte einen sehr magern Erfolg. Zürich zeigte bei der Konferenz allein wahren Ernst, dieser Stand war der einzige zu Opfern und Anstrengungen bereite. Basel-Stadt, dem damals schon rechts und links fast umsonst Eisenbahnen zu den Thoren geführt wurden und welches auf eine Eisenbahn nach Konstanz und Schaffhausen mit Gewißheit rechnen konnte, versteckte seine Abgeneigtheit hinter Ausflüchten, Basel-land trat wenigstens offen vor mit der Erklärung der Nichttheilnahme. An dieser Weigerung scheiterte jeder Plan einer auf dem linken schweizerischen Rheinufer fortzuführenden Bahn. Aargau verfuhr ganz diplomatisch; es versprach Beförderung des Unternehmens, knüpfte aber seine Beihülfe an eine physische Unmöglichkeit, nämlich an das Durchtreiben eines fast 8000 Fuß langen Tunnels durch den harten Jurakalk des Bözberges, welcher zwei Thäler scheidet, von denen das eine ungefähr 200 Fuß höher liegt als das andere. Besseren Ausgang nahmen die Verhandlungen, welche im nächsten Jahre zwischen Zürich, Aargau und Baselstadt gepflogen wurden, und es entstand nun das Projekt der schweizerischen Nordbahn zur Verbindung von Zürich, Aarau und Basel. Die Kosten wurden auf 17 Millionen franz. Fr. berechnet, von den 40,000 Aktien waren 1846 schon 32,939 vergeben, doch war die Betheiligung in der Schweiz selbst sehr schwach, wie der Direktor Escher-Heß in der ersten Generalversammlung erklärte: „weil derlei Unternehmungen in der Schweiz noch zu neu und zu unverstanden sind, um derzeit Theilnahme finden zu können.“ Die von Zürich bis Baden reichende Strecke dieser Bahn ist im Sommer von 1847 eröffnet worden. Es tauchten nun mehrere Pläne auf, darunter freilich einige, wobei es nur darauf abgesehen war, Konzessionen zu erlangen, Aktien zu emittiren und ein Agiotagespiel zu treiben. Am meisten hat von allen projektirten Eisenbahnen die Lukmanierbahn von sich reden gemacht. Die Anregung dazu ging von Sardinien aus, die Gesellschaft der Lukmanierbahn konstituirte sich in Turin am 27. September 1845. Es ist dies eine Nordsüdbahn, die vom Bodensee zum Wallensee, weiter nach Surheim im obern Rheingebiet führt, den Luckmanierpaß übersetzt, bei Progiasca wieder mehr ebenen Boden erreicht und bei Lokarno am Langensee mündet, wo der Anschluß an die von Genua nach Arona zu führende Bahn stattfinden sollte. Der berühmte Ingenieur Lanicca (s. d.) machte in Gemeinschaft mit dem Inspektor Carbonazzi die Vorarbeiten auf dem schweizerischen Gebiet, später wurde beiden der piemontesische Ingenieur-Hauptmann Ricci beigesellt. Nach den unternommenen Voruntersuchungen in Bezug der verschiedenen möglichen Uebergänge über die Gebirgskette des Lukmanier vereinigten sich die drei Sachverständigen auf die Richtung durch das Cristallina-Thal*) Nach dem Bericht dieser Techniker würde der Schienenweg auf seinen $34\frac{1}{2}$ deutsche Meilen langen Lauf keine bemerkenswerthen Gegensteigungen erhalten und nur eine Wasserscheide zu überwinden haben, und der größere Theil in einer Gesammtlänge von $23\frac{1}{5}$ deutsche Meilen für den Lokomotivbetrieb vollkommen sich eignen. Die Strecke am Lukmanier dagegen in einer Länge von $6\frac{3}{10}$ Meilen würde eine Steigung 39,9 bis 49,9 auf 1000

*) Die in Stuttgart erscheinende „Eisenbahnzeitung“, ein Organ der Vereine deutscher Eisenbahn-Verwaltungen und Eisenbahn-Techniker, enthält in ihren Nummern 26, 51 und 52 vom Jahre 1846 einen Bericht über diese Eisenbahn, dem ein schöner Situationsplan über die Richtung der Bahnlinie und ein vollständiges Längenprofil beigefügt sind.

erhalten, und für diese Strecke schlugen die drei Ingenieurs einen Betrieb mit stehenden Maschinen vor. Hier mußte ferner ein Tunnel von $1^1/_2$ deutschen Meilen Länge getrieben werden, wobei freilich, da er durch festen Fels und ohne eine Untermauerung nöthig zu haben getrieben werden sollte, nicht sowohl die Kunst und der Geldaufwand, als die Zeit in Betracht kam. Bei Anwendung der gewöhnlichen Hülfsmittel würde ein solcher Tunnel 10 bis 12 Jahre beanspruchen. Diese Verzögerung versprach der piemontesische Ingenieur Mans durch eine Tunnelbohrmaschine zu beseitigen. Diese Erfindung, welche sich im Kleinen erprobt hat, ist eine von Wasserkraft getriebene Maschine, welche funfzig Meissel von Stahl in Bewegung setzt, die auf einmal den Felsen in der Breite des Tunnels erbohren und mehr wirken sollen als Pulver vermag. Ob der Betrieb dieser Eisenbahn in den höchsten Regionen nicht unüberwindliche Schwierigkeiten finden, ob der Ertrag den Aktieninhabern auch nur einigen Zinsengenuß gewähren würde — diese Bedenken vermochten die Ingenieurs nicht zu beseitigen. Ihre Erhebungen wurden aber in der Hauptsache genügend befunden, es traten Abgeordnete zusammen — für St. Gallen Hungerbühler, für Graubündten v. Planta und à Marca, für Tessin Pioda, Fogliardi und Brochi, für Sardinien Allamand und Ricci — und am 16. Januar 1847 wurde von den Regierungen ein Vertrag über jene Eisenbahn abgeschlossen. (Den Text findet man in der Gazzetta Piemontese vom 5. Juni 1847.) In diesem Vortrage verpflichteten sich die drei Schweizerkantone, eine Eisenbahn von Locarno nach Wallenstadt und Rorschach anlegen zu lassen. Den Aktieninhabern wurde ein Privilegium auf die Dauer von 45 Jahren zugesichert, sowie Befreiung von Weggeldern und Transitozöllen für die mittelst der auszuführenden Eisenbahn beförderten Personen und Waarengüter. Dagegen verpflichtete sich die sardinische Regierung, die Unternehmer der Eisenbahn auf jede Art, selbst mit Geld zu unterstützen. Ferner versprach die sardinische Regierung, eine Eisenbahn von Genua nach dem Langensee anzulegen, und gab die Zusage, dieselbe bis an die Grenze der Schweiz auszudehnen, wenn deren Nutzen und Nothwendigkeit erwiesen sein werde. Endlich sollte zur Förderung des wechselseitigen Verkehrs zwischen den genannten Kantonen und Sardinien der Zolltarif im letzten Lande ermäßigt und vereinfacht werden. Daß diesem Vertrage eine unmittelbare Folge gegeben wurde, verhinderten die im nächsten Jahre, in der Schweiz schon früher mit dem Sonderbundskriege, eintretenden Kriegszustände.

Mit der Kantonssouveränetät fiel das Haupthinderniß eines schweizerischen Eisenbahnverkehrs hinweg, aber doch verfloß das ganze Jahr 1848 und bis auf wenige Tage auch das Jahr 1849, ehe etwas geschah. Am 14. Dezember 1849 faßte der Nationalrath endlich den Beschluß (mit 79 gegen 5 Stimmen), es solle der Bundesrath den Plan zu einem Eisenbahnnetz für die Schweiz entwerfen lassen, ferner sofort ein Expropriationsgesetz vorlegen. In den weitern Verhandlungen spukte auch wieder der Kantonsgeist. Zürich wünschte vor allem den Bau der Bahn zwischen Zürich, Basel, Chur und Romanshorn, Luzern verlangte zuerst den Bau der Bahn zwischen Zürich, Basel und Luzern, weil es sonst den italienischen Transithandel zu verlieren fürchtete, und Chur oder Zürich ihm den Rang ablaufen würde als Emporium. Einheimische Ingenieure erhielten nun den Auftrag, die nöthigen Vorstudien sammt den Kostenanschlägen zu machen. Das Ergebniß dieser Untersuchungen ist die am Eingange dieses Aufsatzes näher bezeichnete Eisenbahnlinie, die Kosten haben die Ingenieure auf 105 Millionen Schweizerfranken veranschlagt. Zur Prüfung dieser Berichte wurden die englischen Ingenieure Stephenson und Swinburne berufen, die sich beide ebenfalls günstig ausgesprochen haben. Bedenken erregen nur zwei Vorschläge dieser auswärtigen Sachverständigen, nämlich einspurige Bahnen zu bauen, womit der Verkehr nicht zufrieden sein könnte, und die Wasserscheiden mit Seilebenen (stehenden Dampfmaschinen) statt mit Tunnels zu überschreiten. Weiter erfolgte noch der oben citirte Bericht der schweizerischen Sachverständigen Geigy und Ziegler über

den Finanzpunkt. Das Gutachten dieser beiden spricht sich über fünf Punkte aus, in Beziehung auf vier sind die Sachverständigen einig. Diese vier Punkte sind: Die Herstellung von Eisenbahnen ist anzurathen; in der Schweiz können für eine Reihe von Jahren mittelst der freien Konkurrenz von Privatgesellschaften ohne Betheiligung des Staats keine Eisenbahnen entstehen. Die Mitwirkung des Staats, soweit dieselbe für die Herstellung der für zweckmäßig erachteten Linien in der Schweiz nothwendig ist, soll von dem Bunde und von den bei den einzelnen Linien näher betheiligten Kantonen gemeinschaftlich, und zwar von dem erstern mit einem Drittheil, von den andern mit zwei Drittheilen geleistet werden. Der vierte Punkt ist die projektirte, oben mitgetheilte Linie. Nicht einig sind die Sachverstandigen über die Art der finanziellen Unterstützung durch den Staat und die Zinsengarantie. Geigy schlägt vor die Ausführung durch einen von dem Bundesrathe und den Kantonsregierungen erwählten Verwaltungsrath, der die nöthigen Kapitalien im Namen des Bundes aufnimmt. Ziegler ist für die Ausführung durch Privatgesellschaften mit Hülfe der Garantie eines Zinsenminimums von Seite des Staats und unter dessen Kontrole. Die Bundesbehörden haben über diese Differenz sich noch nicht ausgesprochen, wie überhaupt ihre definitive Entscheidung über das Eisenbahnunternehmen noch nicht erfolgt ist. Von England sind laut einer Note des Lords Palmerston Geldunterstützungen durch die dortigen Kapitalisten zu erwarten.

Das projektirte Eisenbahnnetz läßt für die Südbahn die ganze Strecke von Chur bis Biasca unausgefüllt. Hier befinden sich die Alpenübergänge des Gotthardt, Lukmanier, Bernhardin und Splügen, von denen einer für das Ueberschreiten der Alpen gewählt werden muß. Welcher den Vorzug verdiene, darüber streiten die Parteien auf das lebhafteste. In den an Deutschland grenzenden Kantonen wird allgemein dem Splügen der Vorzug gegeben, andere Stimmen erheben sich für den Gotthardt, wo schon eine prächtige Straße vorhanden sei und die Erbauung weniger Galerien genüge, die Bahn für die Winterszeit fahrbar zu erhalten, die östlichen Kantone halten an der Lukmanier-Bahn fest.

Johann Ludwig Freiherr Dercsenyi von Dersceny ist am 6. Oktober 1802 zu Tokaj in Ungarn geboren. Nach den veröffentlichten Familien-Diplomen stammt er aus einem Zweige der, in Niederungarn seit 1062 bekannten Familie Fejer ab, welcher, nachdem die Türken 1526 bei Mohács gesiegt und den größten Theil Niederungarns für 160 Jahre in Besitz genommen hatten, sich in dem, von deutschen Einwanderern bewohnten Theile des Zipser Komitats in Oberungarn geflüchtet, unter dem Namen Weisz niedergelassen und vom Kaiser und König Leopold I. am 27. September 1687, nachdem das Jahr vorher die Hauptstadt Ungarns aus den Händen der Türken zurückerobert worden, — einen Adelsbrief (und zwar in der Person des Urgroßvaters Dercsenyis) erhalten hat. Seit 1792 hat Dercsenyis Familie in Folge einer königlichen Güterschenkung den Namen Dercsenyi von Dercseny geführt. Er ist der Sohn des von seiner wichtigen, auch dem Lande einträglichen Entdeckung der mächtigen und ausgezeichneten guten Alaunsteinlager im Beregher Komitate Ungarns, bekannten, 1837 verstorbenen königlichen ungarischen Rathes Johann von Dercsenyi und der Julie von Kazinczy, Schwester des berühmten ungarischen Dichters Franz von Kazinczy. Nachdem Dercsenyi die Studien theils in Kaschau theils zu Sáros-Patak in Ungarn vollendet und einer der ausgezeichnetsten Schüler des in seinem Lande jetzt noch als juridische Autorität geltenden Professors Alexander Kövy gewesen, sodann eine kurze Zeit beim Causarum regalium Directorate in Pesth praktizirt hatte, ward er 1827 überzähliger, unbesoldeter, königlicher Direktoralfiskal. Im Jahre 1830 wurde er nach Wien zur allgemeinen Hofkammer als überzähliger, unbesoldeter Hofsekretär befördert und 1834 zum wirklichen Hofsekretär daselbst ernannt. Während der Zeit seiner unbesoldeten Dienstleistung hat Dercsenyi mehrfache Reisen ins Ausland zum Behufe wissenschaftlicher und administrativer Erfahrungen

unternommen. In Florenz ernannte ihn die Academia dei Georgofili zu ihrem Mitgliede. In Paris wurde er von der Société Royal et Centrale d'Agriculture aus Anlaß eines in ihrer Sitzung am 6. Februar 1833 mündlich gehaltenen Vortrags mit ihrer Denkmünze beschenkt. Seine Leistungen im Fache der rationellen Landwirthschaft veranlaßten, daß er 1834 in seiner Eigenschaft als Hofsekretär der allgemeinen Hofkammer mit der einstweiligen Dienstleistung bei der Oberdirektion der kaiserlichen Patrimonial-Güter betraut wurde. Im Jahre 1836 zum Vorstand der Temeſer Kameraladministration befördert, stand er an der Spitze der Verwaltung der dortigen bei 150 Quadratmeilen betragenden Staatsdomänen, wo jetzt noch Tausende der Einwohner von Zügen seiner Humanität und Aufopferung insbesondere während der Cholera 1836 im Banat und während des Scorbuts 1837 in den Arader Staatsgütern zu erzählen wissen. Der Arader Kameralpräfekt Markovics erkrankte an seiner Seite an der Cholera und starb nach wenigen Stunden. Dercſenyi ließ sich aber dadurch nicht abhalten, seine Besuche selbst in den elendesten Hütten erkrankter Menschen fortzusetzen und wenn nicht Hülfe, wenigstens Trost zu bringen. In Babſa bei Rékas erblickte Dercſenyi, als er mit dem Komitats-Oberarzt Bonomi in später Stunde daselbst eingetroffen war, eine walachische Bauernhütte festlich beleuchtet, wie es bei diesem Volksstamme zu sein pflegt, wenn im Hause eine Leiche ist. Die Hausfrau war es, die auf der Bahre lag, umgeben von ihrer weinenden Familie. Dercſenyi ließ sich von seiner Umgebung nicht abhalten, in die Todtenkammer zu treten und bat den Arzt, Versuche anzustellen, ob in der Leiche wirklich kein Lebensfunke mehr sei. Der Erfolg war, daß Dr. Bonomi die von der Cholera nur erschöpfte und scheintodte Bäuerin Jeva Gavry ihrer Familie wieder gab, so daß sie in einigen Tagen im Geleite des Ortsgeistlichen Knrszo und der Vorstände der Gemeinde nach Temeswar kam, um dort ihrem Lebensretter Dank zu sagen. Am 10. April 1838 wurde Dercſenyi zum Hofrath bei der allgemeinen Hofkammer in Wien befördert. Am 13. Oktober 1838 vermählte er sich mit der Tochter des damaligen Präsidenten der österreichischen Finanzhofstelle Jos. Freiherr von Eichhoff. Im Jahre 1839 erhielt er zugleich mit seinem Bruder Paul von Dercſenyi, der sich durch Leistungen und Opfer im Fache der rationellen Landwirthschaft ebenfalls hervorgethan hatte, den erblichen ungarischen Freiherrn- und Magnatenstand. Der Bericht, welchen Dercſenyi über seine Reise in Italien, Spanien, Frankreich, England, Belgien und einen großen Theil Deutschlands, an die Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien erstattete und der im Jahre 1833 in deutscher und ungarischer Sprache in Druck erschien, fand vielen Beifall. In seinem gleichzeitig und ebenfalls in ungarischer und deutscher Sprache herausgegebenen Werke: „Studium über ein humanes Mittel gegen den Kommunismus oder über das Humanitäts-System der Volkswirthschaft, des Volksunterrichts und des politischen Volkslebens" (Pesth, C. A. Hartleben, 1846), stellt Dercſenyi als bestes Mittel gegen den Kommunismus und jede solche sozialistische Bestrebung, die auf einen gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staatseinrichtungen gerichtet ist, — den Grundsatz auf: „daß, da Derjenige, der mit seiner Lage zufrieden ist, in der Regel sich nicht nach Aenderungen zu sehnen, sondern vielmehr mit Lust an den ihn umgebenden Verhältnissen und Einrichtungen fest zu halten pflege, die Regierung eines jeden Landes sich zur Hauptaufgabe machen sollte: die Anzahl derjenigen Einwohner, welche mit ihrer Lage zufrieden sind, auf jede thunliche und ehrliche Weise zu vermehren." Dercſenyi rathet an, dieses Bestreben zu einem festen Regierungssystem zu erheben, und benennt es: Humanitätssystem. Da die Volkswirthschaft, der Volksunterricht und das politische Volksleben die Haupthebel der Wohlfahrt und der Zufriedenheit des Menschen im Staatsverbande ist, so schlägt er in diesen drei Richtungen jene Hauptmaßregeln vor, welche das Humanitätssystem nach seiner Ansicht vordringend erheischt. Bei Erwägung und Entscheidung der staatswirthschaftlichen Fragen sollte man sich stets nach folgendem Grundsatze richten: „Der Staat und dessen Verwaltung habe —

nicht den Reichthum der Nation im Ganzen betrachtet, und gleichviel in wessen Händen sich der Reichthum befinde und konzentrire, — sondern die Wohlfahrt der sämmtlichen Volksklassen, aus welcher der Staat besteht, und insbesondere die Wohlfahrt der untern Volksklassen, weil diese es sind, welche die Basis des Staates bilden und der volkswirthschaftlichen Unterstützung am meisten bedürfen, — als den Hauptzweck der Volkswirthschaft anzusehen und zu behandeln." Durch seine Vorschläge bezüglich des Volksunterrichts strebt Dercsenyi an, daß die Kinder selbst der ärmsten Leute in der Religion, dann im Lesen, Schreiben und Rechnen unausweislich Unterricht erhalten. Das politische Volksleben betreffend, sind seine Vorschläge dahin gerichtet: daß in jedem Lande zunächst für eine gute Gemeinde- und Städte-Ordnung mit ausgedehnten Munizipal-Rechten gesorgt, sodann auch die unmittelbare Mitwirkung bei der Gesetzgebung des Landes, den Notabilitäten jedes Standes selbst in den tiefern Schichten des Volkes, zugänglich gemacht werde. Viele in- und ausländische Blätter sprachen sich sehr günstig aus. Im März 1847 erschien es bei J. Schillinglaw in London in englischer Uebersetzung, und es enthielt das Londoner New Quarterly Review schon in seinem Aprilhefte 1847 S. 463—481 eine durchgehends günstige Beurtheilung. In ähnlicher Art urtheilten andere ausländische Organe, so die Revue britannique u. a., über das Werk, von welchem ein französischer Auszug erschienen ist. Von Seiten der Regierungen wurde dem Verfasser die ehrendste Anerkennung zu Theil; vom König der Belgier erhielt Dercsenyi das Ritterkreuz des Leopoldordens. Die Erfahrungen der Jahre 1847 bis 1851 haben den Verfasser in seinen Ansichten nur bestärkt, eine Frucht dieser neu gewonnenen Anschauungen ist sein neuestes Werk: Grundzüge meines Systems der Erziehung, das gleichzeitig in deutscher und ungarischer Sprache ausgegeben ist. Die deutsche Ausgabe erschien 1851 in Wien bei Kaulfuß Wittwe. Auch dieses neueste Werk richtet sich wie das frühere gegen die Kommunisten; wenn diese die Familie aufheben wollen, so will Dercsenyi diese sicherste Grundlage des Staatenlebens im Gegentheil recht stärken, die Familie ist ihm das sicherste Schutzmittel gegen Revolutionen, und die Erziehung das Mittel, die Familie sittlicher und reiner zu machen. Neu ist sein Erziehungssystem nur in dem einen Punkt, daß er das Lebensalter des Kindes bis zum sechsten Jahre für das entscheidende hält, und daher dieses vorzugsweise ins Auge faßt. Seinen unläugbar großen Werth erhält das Buch durch die Menschenkenntniß des Verfassers, die er sich durch den Verkehr erwarb, den er mit verschiedenartigen und unter wesentlich andern klimatischen Einflüssen lebenden Volksstämmen hatte, die Ungarn, Siebenbürgen, Italien, Frankreich, Spanien, England, Belgien, Deutschland und Rußland bewohnen. Die vielen praktischen Beispiele, die er einstreut, sind eigenen Erlebnissen und Beobachtungen entnommen, die hauptsächlich die allerneueste Zeit geliefert hat. Seinem Zweck gemäß mußte er so gemeinverständlich als möglich schreiben, und er hat dieses in einem Grade erreicht, der bei einem an tiefes Denken gewöhnten Manne volle Anerkennung verdient.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. G. Gate in Meißen.

Der würtembergische Verfassungsstreit. Würtemberg ist eines der ersten deutschen Länder, welche in das konstitutionelle Staatsleben eintraten, denn der von König Wilhelm mit den alten Ständen vereinbarte Verfassungsvertrag datirt vom 25. September 1819. Während aber andere deutsche Länder in der Einrichtung einer modernen Verfassung einen Fortschritt erkannten, gab es in Würtemberg nicht wenige, und zwar vorzüglich aus der eigentlichen Volkspartei, die den Verlust des „alten guten Rechts", d. h. der alten ständischen Verfassung, bedauerten. Und dieses Bedauern war ein wohlbegründetes, denn obschon die alte Verfassung den theoretischen Anforderungen an ein Staatsgrundgesetz keineswegs entsprach, mit ihren geheimen Kassen, ihren beständigen Ausschüssen, ihrem der Selbstergänzung sich nähernden Wahlsystem den Anforderungen der Zeit in vielen Beziehungen entgegentrat, so hatte sie sich doch im praktischen Leben bewährt, Bürgschaften der Ordnung und Freiheit gegeben, woraus sich die religiöse Anhänglichkeit erklärt, welche gerade Liberale, z. B. Uhland, dieser Verfassung bewahrten. Der Tadel, den diese neue Verfassung fand, bezog sich hauptsächlich auf die Adoption des Zweikammersystems und auf die aristokratische Zusammensetzung der beiden Kammern, wovon sich freilich in der alten Verfassung keine Spur gefunden hatte. In die erste Kammer traten vierzig Stimmführer des gesammten hohen Adels, denen der König so viele erbliche oder lebenslängliche Mitglieder beifügen konnte, daß sie einem Drittheil der übrigen gleichkamen, in die zweite Kammer berief die Verfassung siebenzig Abgeordnete der Städte und Oberamtsbezirke, zehn Geistliche oder Beamte und dreizehn Vertreter des ritterschaftlichen Adels. Nach der Verfassung hatten beide Kammern den Ausschuß, den Wächter und Pfleger des konstitutionellen Lebens zu wählen, und da die 52 Stimmen der ersten Kammer in Verbindung mit den 23 aristokratischen Stimmen der zweiten Kammer allein schon die Majorität in Händen hatten; so ließ sich, selbst wenn alle siebenzig Volksabgeordnete zusammen hielten, kein volksthümlicher Ausschuß erwarten. Aus der alten Verfassung nahm man das Institut des Geheimenraths in die neue mit herüber, weil das genannte Kollegium aus der frühern Zeit einen guten Namen im Lande hatte, da es den konstitutionellen Rath des Fürsten bildete und sich zuweilen als Schranke gegen Willkür erprobte. In der neuen Einrichtung war dieser Geheimrath, um den Ausdruck eines würtembergischen Staatsrechtslehrers hier zu wiederholen, „gleichsam als Organ aufgefaßt, womit der Staat sich selbst wahrnehme", und bildete die oberste, unmittelbar unter dem König stehende und seiner Hauptbestimmung nach blos berathende Staatsbehörde. In dieser Gestalt wurde er aber eine Beeinträchtigung des Grundsatzes der Ministerverantwortlichkeit, indem er die Departementschefs an kollegialische Entscheidungen band, die ihnen durch die Stimmenmehrheit aufgedrungen werden konnten, während ihnen die Verantwortlichkeit dafür oblag. In den Verhandlungen mit den Landtagen war dieser Geheimrath das bequemste Auskunftsmittel für die Minister, denn immer stand dieses Institut im Hintergrunde, um was ein einzelner Minister bejaht hatte zu verneinen. Außerhalb des Verfassungslebens hatte die Regierung endlich ihre Verwaltungsmaschine, vier Kreisregierungen, vier Finanzkammern mit einer Kanzleihierarchie von 170 Präsidenten, Direktoren, Räthen, Expeditoren, Revisoren u. s. w., die, wie die Opposition nicht ohne Grund sagte, Speditionsstellen bildeten, deren Geschäfte die Post schneller und billiger besorgt haben würde, was auch die Minister selbst theilweise anerkannten, indem sie mit Umgehung ihrer Kreiskollegien direkt mit den Bezirksämtern kommunizirten. Die schreibselige Geschäftigkeit der vielen Beamtenstellen, die zu stark organisirte Kraft des Widerstandes in der Zusammensetzung beider Kammern, in dem Ausschuß und dem Geheimenrathe verurtheilten das konstitutionelle

Leben in Würtemberg zu einer relativen Unfruchtbarkeit. Im Unmuth über die Erfolglosigkeit ihrer Bestrebungen traten vor 1830 Schott und Uhland aus der Kammer aus, nach der Julirevolution und nachdem der sogenannte vergebliche Landtag von 1832 zu 1833 sich ohne Erfolg mit dem Erstreben von Reformen abgemüht hatte, wiederholte sich dieser Schritt im größern Maßstabe, indem fast alle Mitglieder der frühern Opposition 1838 die Erklärung abgaben, daß sie eine auf sie fallende Wahl nicht annehmen würden. Daß die erste Kammer ihren Willen mit großer Unabhängigkeit und Sicherheit geltend machte, mußte wohl die Ueberzeugung von der Nutzlosigkeit einer liberalen Opposition hervorrufen. In den staatsrechtlichen Fragen, wobei Volksrechte und Freiheiten in Betracht kamen, hatte die Regierung die erste Kammer immer für sich als neutralisirendes Gegengewicht gegen etwaige Majoritäten in der zweiten Kammer. Handelte es sich dagegen um populäre Gesetzentwürfe, die von der ersten Kammer bis zur Unkenntlichkeit verändert oder auch ganz abgelehnt wurden, so erkannte die Regierung an, daß die Kammer der Standesherrn in ihrem formellen Recht sei, und bedauerte ihre gute Absicht nicht haben realisiren zu können. Nach und nach ging der zweiten Kammer das Gefühl ihrer legislatorischen Ebenbürtigkeit ganz verloren, und sie gewöhnte sich daran, die erste Kammer als eine höhere Instanz zu betrachten, welche ihre Beschlüsse zu reformiren die Befugniß habe. Zeigte die Volkskammer in seltenen Fällen Lust, ihren Willen durchzusetzen, so brauchte die Adelskammer nur mit dem Scheitern des ganzen Gesetzes zu drohen, um die alte Gefügigkeit hervorzurufen.

Die günstiger werdenden Zeitumstände ließen die Opposition sich wieder an dem ständischen Leben betheiligen, ohne daß an den eben geschilderten Verhältnissen im Wesentlichen etwas dadurch geändert worden wäre. Der Februarrevolution war es vorbehalten, die Hemmungen des würtembergischen Staatslebens mit einer Plötzlichkeit wegzuräumen, die hier wie überall sonst als unheilvoll sich bewies. Der Versuch, statt des am Ruder befindlichen Ministeriums ein anderes aus der konservativen Partei zu bilden, eine Verwaltung Linden-Varnbüller einzusetzen, wurde fast ebenso rasch aufgegeben als gemacht (6.—9. März 1848). Der König griff nun in die Reihen der alten Opposition und wählte Römer (Justiz), Duvernoy (Inneres), Goppelt (Finanzen) und Paul Pfizer (Kirchen und Schulen), der aber wegen Kränklichkeit sein Amt niederlegen mußte und durch v. Schmidlin ersetzt wurde. Vorläufig blieben noch die frühern Minister des Auswärtigen und des Kriegs, Graf v. Beroldingen und Graf v. Sontheim, später traten statt ihrer v. Roser und v. Rüpplin ein. Die Standesherrn fügten sich dieser Veränderung sogleich, indem sie die Erklärung abgaben (11. März), „daß sie der Regierung mit Vertrauen entgegenkommen würden, und einer Recht und Billigkeit berücksichtigenden Ablösung, so wie etwaigen Vorlagen in Betreff der Jagden bereitwillig entgegensähen." Eine ähnliche Erklärung von Seiten der Ritterschaft folgte auf dem Fuße nach. Von dieser Seite wurde jetzt in der Ablösungsfrage in liberalster Weise die Initiative ergriffen, und es kam ein Gesetz zu Stande, welches als Ablösungspreis der Zehnten den sechszehnfachen, für andere Grundlasten den zwölften Ertrag, in fünfundzwanzig Jahreszielen abzuführen, festsetzte. In der zweiten Kammer wurden die nothwendigsten Gesetzentwürfe über Volksversammlungen, Volksbewaffnung u. s. w. erledigt, dann erfolgte die Auflösung (28. März), „in der Absicht", wie Staatsrath Duvernoy erklärte, „dem Volk die Gelegenheit zu geben, in neuen Wahlen sich über die Grundsätze des neuen Ministeriums auszusprechen." Die Wahlen zu der neuen Kammer der Abgeordneten waren überwiegend ministerielle, die Männer der frühern Opposition, nunmehr als Altliberale bezeichnet, kehrten in die Kammer zurück, die wenigen Anhänger einer Ultrapartei von links, wie Scherr und Schnitzer, fanden in der Kammer keine Elemente einer parlamentarischen Partei vor. Am 20. September 1848 wurden die Kammern eröffnet; die Thronrede brachte in Beziehung auf den Gegenstand,

welcher uns hier beschäftigt, die Erklärung: „die bevorstehenden Beschlüsse der Nationalversammlung, deren Befugniß zur neuen Begründung der Verfassung Deutschlands für die Regierung feststehe, würden wesentliche Abänderungen auch der würtembergischen Landesverfassung zur Folge haben; die Regierung werde nicht anstehen, dieselben mit einer nach einem neuen Wahlgesetz einzuberufenden Ständeversammlung in Ausführung zu bringen, sobald die Beschlüsse der deutschen Nationalversammlung verkündet sein würden.“ Eine weitere Mittheilung der Regierung besagte, „es verstehe sich von selbst, daß der Ständeeid nur in Anerkennung der durch die Einsetzung einer provisorischen Centralgewalt für Deutschland herbeigeführten wesentlichen Aenderungen im öffentlichen Recht abzulegen, und die Hinweisung auf das früher abgegebene Gelübde auch blos in dem angeführten Sinn zu nehmen sei.“ Die Abgeordnetenkammer antwortete darauf in ihrer Adresse: „Die Verfassung unseres engen Vaterlandes steht in wesentlichen Punkten nicht mehr in Uebereinstimmung mit dem Geist der Zeit. Das demokratische Prinzip, wie es sich durch die Macht des öffentlichen Gedankens und die Gewalt der Thatsachen festgestellt hat, fordert in der Art der Zusammensetzung der Volksvertretung wie in der Stellung derselben zur Regierung eine durchgreifende Umbildung. Es muß fortan der Grundsatz zur Geltung kommen, daß das Recht und die Macht der Regierung in dem vernünftigen Volkswillen ihre Quelle hat, und daß die öffentlichen Angelegenheiten nur nach dem von den gesetzlichen Organen des Volks ausgesprochenen Gesammtwillen verwaltet werden dürfen. Wir sind aber mit der Regierung Eurer Majestät darin einverstanden, daß die Umgestaltung unserer Verfassungsverhältnisse nicht uns, sondern einer auf neue Grundlagen gebauten Volksvertretung zukomme, und wir müßten auf sofortige Berufung einer solchen antragen, wenn die Beschlüsse der Nationalversammlung über die Grundrechte des deutschen Volks, welche durch sich selbst einen Bestandtheil unserer neuen Verfassung bilden, schon zum Abschluß gekommen und verkündet wären.“ Der Linken ging diese Erklärung nicht weit genug, sie veranlaßte bald eine heftige Debatte, indem sie eine Eingabe von Tettnang wegen schleuniger Einberufung einer konstituirenden Versammlung einbrachte. Die Ehre der Sitzung, worin darüber verhandelt wurde, gebührte Römer, der mit kräftigen Worten ausführte, „daß er für einen einzelnen Volksstamm keine Souveränetät anerkenne, daß diese vielmehr blos in der deutschen Nation beruhe.“ „Die Regierung“, sagte der Chef des Ministeriums, „kann nicht gestatten, daß die Entscheidung über die Frage, ob Republik, ob Monarchie, herbeigeführt werde. Sie ist nicht so schwach, daß sie sich außer Besitz lassen wird. Ein Versuch zur Einführung der Republik in Würtemberg ist der Bürgerkrieg. Es handelt sich aber nicht einmal um Republik oder Monarchie, sondern um die Art und Weise, wie die Eigenthumsverhältnisse im Sinne gewisser Leute anders gestaltet werden sollen.“ Die Kammer beschloß nach dem Antrage der staatsrechtlichen Kommission mit 50 gegen 28 Stimmen, die Petenten in der Hauptfrage auf die in der Antwortadresse enthaltenen Grundsätze zu verweisen. Diese Niederlage in der würtembergischen Kammer ließ die Linke ihre Augen nach Frankfurt wenden, wo aber die Verhältnisse keineswegs günstig waren, indem von der Subkommission des Verfassungsausschusses ein Antrag gestellt war, kraft dessen in den Einzelstaaten die bisherigen Faktoren der Gesetzgebung es zuerst versuchen sollten, sich über die in ihren Staaten einzuführenden Konstitutionsreformen zu verständigen, und die Nationalversammlung nur dann eine konstituirende Versammlung für den Einzelstaat einberufen würde, wenn sechs Monate in fruchtlosen Verhandlungen verstrichen sein würden. Es gelang der Linken, in einer Adresse nach Frankfurt einem Grundsatz Geltung zu verschaffen, den die Kammer bei ihrer Beschlußfassung über die Adresse von Tettnang abgewiesen hatte, jedoch in minder schroffer Fassung, als jene Adresse gewollt hatte. Der über den Inhalt der Adresse an die Nationalversammlung mit 37 gegen 34 Stimmen gefaßte Beschluß ging nämlich dahin: „in dem Einführungs-

gesetz über die Grundrechte möge die Bestimmung Platz finden, daß zu Durchführung derjenigen Veränderungen in der Grundverfassung der einzelnen deutschen Staaten, welche durch die Gleichstellung der Stände erfordert würden, konstituirende Versammlungen nach einem zwischen den bestehenden gesetzgebenden Organen zu vereinbarenden Wahlgesetze einzuberufen, für den Fall aber, daß eine Vereinbarung hierüber mit denselben nicht zu erzielen wäre, nach demjenigen Wahlmodus zu wählen seien, wonach die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung stattgefunden hätten." Die Nationalversammlung ging auf diesen Antrag nicht ein, vielmehr fanden in das Einführungsgesetz über die Grundrechte diejenigen die Einzelnverfassungen betreffenden Bestimmungen Aufnahme, welche die Subkommission des Verfassungsausschusses anempfohlen hatte. Einen weitern Fortschritt machte die Verfassungsfrage im Jahre 1848 nicht, von indirektem Einfluß auf sie war ein Konflikt der Abgeordneten mit den Standesherrn wegen des neuen Jagdgesetzes, wobei die letztern ihre alte Unvolksbeliebtheit so stark auffrischten, daß in der zweiten Kammer Menzel nur das allgemeine Urtheil aussprach, als er sagte: „Mit diesem Beschluß ist das Krüglein der Kammer der Standesherrn, das so lange zum Brunnen gegangen ist, gebrochen." Der Entschluß der liberalen Partei, dem Staatsleben Würtembergs so schnell als möglich neue Grundlagen zu geben, mußte durch diese Renitenz der ersten Kammer um so mehr bestärkt werden, als die Fortschritte der Reaktion in Deutschland — man stand am Ende des Jahres 1848 — auf einen Zusammenhang mit den Widerstandsversuchen der ersten Kammer gegen die neue Zeit allgemein verständlich hindeuteten.

Nachdem die deutschen Grundrechte veröffentlicht waren, durfte die würtembergische Regierung mit einer Revision der Verfassung und einem neuen Wahlgesetz nicht länger zögern. In der Sitzung der zweiten Kammer vom 4. Januar 1849 verkündete Römer den Entschluß des Ministeriums, indem er gleichzeitig hinzusetzte, eine konstituirende Versammlung sei nicht nothwendig, da Würtemberg bereits eine Verfassung habe. Die Regierung werde im Verein mit den Ständen die Veränderungen beschließen, welche durch die Grundrechte nothwendig geworden seien, und noch weiteres thun als die Grundrechte. „Will die Kammer dann noch mehr," schloß der Minister, „so bleibt es dahingestellt, ob die Regierung sich dabei beruhigt. Ich glaubte die Bemerkung machen zu müssen, weil im Publikum die Meinung verbreitet wird, die nächste Versammlung werde nicht allein die Verfassung umändern, sondern über den Haufen werfen." Das Wahlgesetz für diese revidirende Versammlung, wie die zweite Kammer dasselbe gestaltete, war rein demokratischer Natur. Nach diesem Wahlgesetz erhielt jeder 25jährige, unbescholtene, eine direkte Steuer vom geringsten Betrag zahlende Würtemberger das Recht, in geheimer Abstimmung die Abgeordneten zu wählen. Am 1. Juli 1849 erfolgte die Promulgation dieses Gesetzes, welches an seiner Spitze die Bestimmung trug: „An die Stelle der bisherigen Ständeversammlung wird eine Versammlung von Vertretern des Volks berufen, welche in das Rechtsverhältniß der bisherigen Ständeversammlung eintritt. Ihre Thätigkeit hat sich zunächst auf Verabschiedung derjenigen Abänderungen der Landesverfassung, welche in Folge der Abschaffung der Standesrechte und anderer Bestimmungen der Reichsverfassung nothwendig werden, oder sich sonst als zweckmäßig erwiesen haben, zu erstrecken, sodann aber auf alle diejenigen Staatsgeschäfte, welche zu dem Wirkungskreis der Ständeversammlung gehören, und welche entweder von der Staatsregierung an sie gebracht, oder welche von der Versammlung selbst durch eine Mehrheit von zwei Dritteln der anwesenden Mitglieder für so dringend erklärt werden, daß ihre Erledigung nicht bis auf den unmittelbar nach Abschluß der neuen Verfassung einzuberufenden ordentlichen Landtag verschoben werden kann." Die Mitwirkung und Zustimmung der ersten Kammer fehlte diesem Gesetz — die Standesherrn hatten den Wahlplatz geräumt. Am 30. Mai 1849 theilte der Präsident der Abgeordnetenkammer dieser eine Note der Kammer der Standesherrn mit, wonach dieselbe theils wegen

Unwohlseins einzelner Mitglieder, theils wegen unumgänglich nothwendiger Abreise eines Mitglieds, theils wegen sonstiger Verhinderungen nicht mehr beschlußfähig war. Auf einen solchen Fall nimmt §. 161 der würtembergischen Verfassung Beziehung, worin gesagt wird: „Sollte bei Einberufung eines Landtags eine der beiden Kammern nicht in der nach §. 160 erforderlichen Anzahl zusammenkommen, so wird sie als einwilligend in die Beschlüsse der andern angesehen. Jedoch steht es in diesem Falle den erschienenen Mitgliedern der unvollzähligen Kammer frei, den Sitzungen der andern mit Stimmrecht beizuwohnen." Die Abgeordnetenkammer beschloß die Anwendung dieses Paragraphen und erließ das Wahlgesetz im Verein mit der Regierung. In Folge der Flucht der Standesherrn lag das Schicksal des Gesetzes ganz in ihrer Hand, ausgenommen die Regierung hätte die Kammer auflösen und nach dem alten Wahlgesetz neue Wahlen anordnen wollen. Ein solcher Akt, zur Zeit der badischen Wirren vorgenommen, würde aber das Land in eine höchst gefährliche Agitation versetzt und die Zwecke derjenigen befördert haben, welche auf eine Theilnahme Würtembergs an der badischen Revolution hinarbeiteten. Die Bestätigung des zum Behuf der Wahlen für den verfassungsrevidirenden Landtag vorgeschlagenen Wahlgesetzes war daher jedenfalls das geringere Uebel. Die Regierung wußte, wie sehr die badische Bewegung es gerade auf Würtemberg abgesehen habe, die Vorarbeiten und das Wahlgesetz selbst fielen in dieselbe Zeit, in der die Wogen der Revolution am höchsten gingen. Die badischen Lenker handelten in Uebereinstimmung mit dem Landesausschusse in Stuttgart, dessen Führer in der würtembergischen Kammer der Abgeordneten saßen. Als alle Versuche, Regierung und Kammer zu übereinstimmendem Handeln mit Baden und der Pfalz zu zwingen, gescheitert waren, galt es einen andern Hebel in Bewegung zu setzen, und es wurde nun die Uebersiedelung der Reste der Nationalversammlung nach Stuttgart beschlossen.*) Die wüthenden Schmähungen der Revolutionspartei gegen Römer sind der beste Beweis der Verdienste, welche sich dieser Mann in jener Zeit um Würtemberg und Deutschland erworben hat. Würtemberg bildete keine bewaffnete Propaganda, im Gegentheil deckte General v. Miller mit genügenden Streitkräften das Land gegen Baden, die Forderungen der Reutlinger Versammlung und ihrer 60 Vertrauensmänner wurden zurückgewiesen, das Rumpfparlament aus einander gesprengt, nachdem es wiederholte Vorstellungen zurückgewiesen hatte, aber begreiflicher Weise erzeugte sich durch dieses alles eine Aufregung, die noch lange die Gefahr einer Explosion in nächster Nähe hielt, und das Ministerium sah sich auf seinem Rechtsboden, den die Ereignisse sehr schmal gemacht hatten, ziemlich isolirt. Die Konservativen zürnten wegen der Anerkennung der Reichsverfassung, wozu der König seine Einwilligung höchst ungern gegeben hatte, im demokratischen Lager schrie alles über Verrath, daß Römer neben dem schon halb verlorenen Einsatz von der Pfalz und Baden nicht auch Würtemberg auf den verwegenen Wurf, alles um alles, gesetzt habe.

Am 11. August 1849 trennte sich die Kammer der Abgeordneten, nachdem sie seit dem 31. Mai als Ständeversammlung sich gerirt hatte. Ihre letzte Handlung, die Wahl des engern und weitern Ausschusses, überraschte, denn von allen zehn Mitgliedern der Ausschüsse, wozu nach der Verfassung noch die beiden Präsidenten der Kammern zu treten hatten, gehört nur ein einziges, der Vicepräsident Rödinger, der demokratischen Partei an, und dieser hatte unter allen Gewählten die geringste Stimmenzahl erhalten. Umgekehrt fielen die Stimmen für die revidirende Kammer vorwiegend auf Radikale, was vorzüglich daher kam, daß die Wahlen in die Erntezeit fielen, die den konservativen Landbewohnern die Theilnahme unmöglich machte. Allein wenn hier ein Vorwurf zu machen war, so mußte er nicht der Regierung gemacht werden, sondern den Ständen. Diese, ihrer großen Mehrzahl

*) S. den Artikel: Das Rumpfparlament, B. 5, S. 145 fgg.

nach dem Ministerium ergeben, hegten gleichwohl Zweifel darüber, ob das sehr demokratische Wahlgesetz von der Regierung werde verkündigt werden, wenn die von der Regierung für das kommende halbe Jahr erigirten Steuern verwilligt seien, und machten die Verwilligung von der Promulgation des Wahlgesetzes abhängig. So mußte diese am 1. Juli erfolgen, und da nach dem Gesetz die Wahlen 30 Tage nach der Promulgation einzutreten hatten, so ergab sich der 1. August als der Wahltermin ganz von selbst. Zu etwa zwei Drittheilen fielen die neuen Wahlen auf Radikale, die Namen von fast allen Stimmführern der Volksvereine gingen aus der Wahlurne hervor. Die weitern Folgen dieses Ereignisses glaubten die Minister nicht abwarten zu dürfen und boten ihre Entlassung an, die aber vom König nicht angenommen wurde. Der Minister des Kirchen- und Schulwesens v. Schmidlin schied allein aus, sein Ministerium wurde mit dem Departement des Innern vereinigt, dessen Chef Duvernoy in der Person des Staatsraths v. Köstlin einen Adjunkten erhielt. Unter den im Amt bleibenden Ministern brach bald Zwiespalt aus, da Goppelt und Duvernoy das Dreikönigsbündniß nicht so unbedingt von der Hand weisen wollten, wie Römer, der in dieser Beziehung vollständig der Ausdruck des königlichen Gedankens war. Während Römer sich zu seiner Erholung in Frankfurt befand, reichte Duvernoy seine Entlassung ein, da ihm ein solcher Schritt nach vorläufiger Ablehnung des Anschlusses an das Dreikönigsbündniß als Gewissenssache erschien. Römer, der am 26. Oktober 1849 von Frankfurt zurückkehrte, wollte seinen Posten wieder besetzen, fand aber in Folge der Spaltung der ehemaligen liberalen Partei keinen geeigten Ersatzmann, und reichte nun ebenfalls seine Entlassung ein. Mit ihm schied das ganze Ministerium aus, und der König kehrte zu seinen vormärzlichen Staatsmännern zurück. Die frühern Staatsminister v. Herdegen und v. Schlayer übernahmen jener die Finanzen, dieser das Innere, das Kirchen- und Schulwesen wurde dem Staatsrath v. Wächter-Spittler überantwortet, das Departement des Kriegswesens dem Obersten v. Bauer, die Justiz dem Dirigenten bei dem Gerichtshof für den Donaukreis Vicedirektor v. Hänlein. In seinem Programm erklärte dieses Ministerium als seine Aufgabe, „einestheils die Saaten des Bessern mit Sorgfalt zu pflegen, insbesondere zur Herstellung der Einheit und Freiheit Deutschlands nach Kräften mitzuwirken, und die Landesverfassung im Sinne der Grundrechte der deutschen Nation weiter zu entwickeln, anderntheils das gesunkene Ansehen der Gesetze und Behörden wieder herzustellen, die so bedeutend geschwächte Regierungsgewalt ohne deren Stärke die gesetzliche Freiheit und Ordnung nicht bestehen könne, wieder zu kräftigen, und eben damit das öffentliche und Privatvertrauen, die Lebensbedingung der Gewerbe und des Handels, wieder mehr und mehr zu wecken und zu befestigen. Am 14. November 1849 erschien das königliche Einberufungsreskript der verfassung-revidirenden Versammlung auf den 1. Dezember, so wie eine von sämmtlichen Ministern unterzeichnete Ordonnanz, die den in das Gesetz vom 1. Juli aufgenommenen Eid auf die Reichsverfassung aufhob, „weil die Voraussetzung, unter welcher diese Aufnahme stattgefunden, nicht eingetroffen, eine Verfassung zwischen den deutschen Regierungen und dem Volke noch nicht abgeschlossen sei, die Beachtung eines künftigen, noch unbekannten Zustandes aber nicht beschworen werden könne, und in zweideutigen Worten nicht mit Eiden gespielt werden dürfe." Der modificirte Eid enthielt das Gelöbniß, „nach freier eigener Ueberzeugung mitzuwirken zu einer den Grundrechten des deutschen Volks entsprechenden Aenderung der Landesverfassung", womit das Wesentliche, worauf es der Volkspartei ankommen mußte, ausgedrückt war, was gleichwohl nicht verhinderte, daß sich im Lande ein Sturm gegen diesen Eid erhob. Von den Abgeordneten wollten 37 diesen Eid verweigern, weil die Reichsverfassung endgültig beschlossen sei, auch Römer mit elf Genossen schloß sich dieser Auffassung an, zuletzt begnügten sich indessen beide Parteien mit einer Verwahrung, und die Eröffnung der verfassungrevidirenden Versammlung konnte

am 1. Dezember erfolgen. Die feierliche Eröffnung geschah durch einen königlichen Bevollmächtigten, und dieser hielt die übliche Thronrede. Es handele sich um Verbesserungen an dem Gebäude der Staatsverfassung, hob die auf die Revision bezügliche Stelle an. „Die Klugheit macht es räthlich, sich hier auf das Nothwendige, auf das klar erkannte Bedürfniß zu beschränken, wenn man nicht Gefahr laufen will, bei der Durchführung der einzelnen Abänderungen mit den Hülfsmitteln des Landes, mit den Sitten und Gewohnheiten, den Wünschen und Bedürfnissen des Volks in Zwiespalt zu gerathen. Als vorzugsweise dringend betrachtet die Regierung in Vollziehung der Grundrechte des deutschen Volks eine neue Gründung der Landesvertretung, des wichtigsten Theiles einer jeden Repräsentativverfassung. Auch noch andere wichtige Bestimmungen der Verfassung werden einer Revision unterstellt werden.“ Der König habe beim Antritt der Regierung seine erste Sorge sein lassen, durch freien Vertrag mit dem Volke die Verfassung des Staats in freisinnigem Geiste zu ordnen, auch jetzt sei er bereit, zu Abänderungen dieses Vertrags, wie die Erfahrung und veränderte Verhältnisse sie als geboten oder wünschenswerth gezeigt hätten, die Hand zu bieten, und seine einzige Richtschnur werde hierbei das wahre wohlverstandene Wohl des Landes sein. Am 7. Dezember legte die Regierung ihren Entwurf vor, den v. Schlayer in längerer Rede einführte. Die zwei Entwürfe, welche der Minister einbrachte, bezogen sich beide auf die künftige Konstituirung der Landesvertretung. Drei Bestimmungen dieser Entwürfe: Zweikammersystem, Census und mittelbare Wahlen, hob der Minister besonders hervor. „Vom Zweikammersystem abzugehen“, sagte er, „ist kein Grund vorhanden, indem nicht blos äußere, sondern auch innere Gründe dem Bestehen von zwei Kammern den Vorzug geben. Man macht zwar geltend, daß eine Kammer rascher und energischer handeln werde. Aber gerade das schnelle Beschließen ist nicht heilsam, und die Reibung zwischen zwei Kammern dem öffentlichen Wohle nur förderlich. Außer der Kritik wird die erste Kammer zu ruhigerer Fassung der Beschlüsse beitragen und die Regierung überhaupt eine richtigere Stellung zur Landesvertretung erhalten. Der vernünftige Wille des Volks wird mehr repräsentirt werden, neben dem kecken Sinn des Jünglings wird auch der erfahrene Mann vertreten, beiden gleich berechtigten Richtungen muß das Wort zu Theil werden. Unabhängigkeit, Bildung, Erfahrung, Kenntnisse aller Art und ein gewisser Vermögensbesitz würden in der ersten Kammer, die jeweilige politische Stimmung und das Vertrauen der Bürger aber in der zweiten Kammer vertreten. — Das aktive Wahlrecht kann nicht dem Zufall oder noch etwas Schlimmerem unterworfen werden, es muß ein gewisser Vermögensbesitz von dem Wähler verlangt werden; schwierig ist nur die Ausmittlung der Summe, welche zur Wahl berechtigt. Die Bestimmung vom 1. Juli, daß Jeder der direkte Steuer bezahlt, wahlberechtigt sein soll, besagt eigentlich nichts. Da bei einem niedern Census der Zweck nicht erreicht, bei hohem Census zu viele Bürger ausgeschlossen würden, so bleibt der einzig übrige Weg: die mittelbare Wahl.“

Nach dem Entwurf, den der Minister vorlegte, sollte die erste Kammer bestehen aus den volljährigen Prinzen des königlichen Hauses, ferner aus gewählten Abgeordneten, von denen 32 von den zu 16 Wahlbezirken vereinigten Oberämtern, 4 durch die 6 Generalsuperintendenten in Gemeinschaft mit sämmtlichen evangelischen Dekanen, 2 durch den katholischen Landesbischof in Gemeinschaft mit dem Landkapitel und sämmtlichen katholischen Dekanen, 1 durch den akademischen Senat der Landesuniversität, 3 durch die Centralstelle für Landwirthschaft, 3 durch die Centralstelle für Handel und Gewerbe ernannt werden sollten. Die Wahl der Abgeordneten der Landbezirke würde zur Hälfte durch die Höchstbesteuerten, zur Hälfte durch die vier Amtsversammlungen jedes Wahlbezirks erfolgen. Der so gebildeten ersten Kammer war eine Dauer von neun Jahren bestimmt, so jedoch, daß alle drei Jahr ein Drittheil austrete. Die Dauer der zweiten Kammer setzte der Entwurf auf sechs Jahre fest, und mit dem Austritt der Hälfte nach dre

Jahren. Für die Wahl der 64 Abgeordneten der Oberamtsbezirke einschließlich des Stadtdirektionsbezirks Stuttgart war der indirekte Wahlmodus angenommen. Sämmtliche Staatsbürger, welche irgend eine direkte Steuer an die Gemeindekasse zahlten, sollten an dem ersten Wahlakt theilnehmen, die Hälfte der Wahlmänner aber aus den höchstbesteuerten bestehen. Für die Wählbarkeit nahm der Entwurf die liberalsten Bestimmungen an. Mitglieder der ersten Kammer mußten das 40., Mitglieder der zweiten Kammer das 30. Lebensjahr zurückgelegt haben, für die erste Kammer war noch bestimmt, daß einer der beiden von einem Wahlbezirk aufzustellenden Abgeordneten aus der Mitte der höchstbesteuerten Wähler des Bezirks zu wählen sei. Den deutschen Grundrechten war in diesen Bestimmungen Rechnung getragen durch den Wegfall der Adelsrechte. Die Standesherrn der ersten, die ritterschaftlichen Abgeordneten der zweiten Kammer verschwanden, die beibehaltenen Abgeordneten der katholischen und protestantischen Geistlichkeit verloren den Charakter von Prälaten und figurirten neben den Deputirten der Centralstellen für Industrie, Handel und Gewerbe als Vertreter besonders wichtiger Interessen, oder, wenn man will, als Vertreter der Intelligenz. Ein wie großer Fortschritt aber auch hierin lag, so fand der Entwurf doch keine Gnade in den Augen einer Kammer, die in ihrer großen Mehrheit an dem demokratischen Grundsatze des allgemeinen Wahlrechts hing, und nichts wissen wollte von einem Kompromiß, das zu Gunsten der Höchstbesteuerten von dem Gleichheitsprinzipe abwich. Von vorn herein zeigte diese Kammer ihren schroffen Charakter. Ihre Beamtenwahlen (Schober, Präsident, Rödinger, Vicepräsident u. s. w.) fielen auf lauter Radikale, und nach diesem Vorgange durfte es nicht befremden, daß auch die Kommissionswahlen eine ganz exklusive Richtung annahmen, so daß selbst Römer, den die vormärzliche Kammermajorität in ihren wichtigsten Kommissionen nie entbehren wollte, diesmal in den staatsrechtlichen Vorberathungen für überflüssig gehalten wurde. Römer hatte in dieser Kammer seinen Sitz auf der zweiten Abtheilung der Rechten genommen, wo außer ihm und dem ehemaligen Minister v. Rüpplin wenige Mitglieder saßen, während die äußerste Rechte ganz unbesetzt blieb. Die meisten Mitglieder der frühern Mehrheit und die denselben sich anschließenden neugewählten nahmen das rechte Centrum ziemlich gedrängt ein, auf dem ebenfalls zahlreich besetzten linken Centrum saßen Mohl und Zeller, auf der Linken Tafel, Rödinger, Fürst Zeil-Waldburg, die äußerste Linke war gefüllt; von älteren Kammermitgliedern bemerkte man dort Schweickhardt und Schnitzer, die übrigen waren neu gewählt. Auf der ganzen linken Seite betrachtete man die Kammer als einen souveränen gesetzgebenden Körper, was sich in den ersten Verhandlungen, am stärksten bei der Adreßdebatte, aussprach. Mißtrauen gegen die Minister, von denen einer (Wächter-Spittler) die nicht mehr bestehende erste Kammer mit dem Zusatze: „Deren Mitglied ich bin;" erwähnt hatte, herrschte auch in dem Centrum, und es wurde daher das Ansinnen der Minister, die Steuern bis zum 1. Juli 1850 zu bewilligen, zurückgewiesen und blos eine Verwilligung auf zwei Monate mit starker Majorität (54 gegen 6 Stimmen) beschlossen. Von der Mehrheit wurde nicht blos die Absicht einer totalen Verfassungsrevision ausgesprochen, sondern auch bereits an einem desfallsigen Entwurfe gearbeitet, der von der staatsrechtlichen Kommission vorgelegt werden sollte und der Annahme gewiß war. Um dem zuvorzukommen, löste die Regierung am 22. Dezember 1849 den Landtag auf. Eine Sitzung zur Wahl der Ausschüsse wurde noch gestattet und dieselbe sogleich vorgenommen. In den engern Ausschuß wählte der Landtag blos Radikale, außer dem Präsidenten Schober ferner Stockmayer, Rödinger, Schnitzer, Mohl und Pfahler, im weitern Ausschusse — Reyscher, A. Seeger, Tafel, Fetzer, Schweickhardt und Mack — erhielten zwei Mitglieder der Minderheit einen Platz.

Die Wahlen zu dem neuen Landtage, die von den Demokraten mit großer Rührigkeit betrieben wurden, gaben wieder dieser Partei den Sieg. Nur dreizehn

Abgeordnete traten neu ein, die andern waren schon durch frühere parlamentarische Thätigkeit bekannt. Die Eröffnung erfolgte am 15. März 1850 durch den König in Person, und bei dieser Gelegenheit wurde die berühmte Thronrede gesprochen, die durch ihren warmen, eher leidenschaftlich zu nennenden Ton so viel Aufsehen gemacht hat. Nicht den Wirren im eigenen Lande, sondern der preußischen Politik und dem Dreikönigsentwurf galt diese Leidenschaftlichkeit, deren höchste Steigerung in den Worten sich ausdrückte: „Die unparteiische Geschichte wird es einst nicht verschweigen, welche Zwecke und welche Leidenschaften das Bündniß vom 26. Mai gestiftet haben. Die Größe und die Einigkeit der Nation haben nichts mit ihm gemein, auf die Volkssympathien kann es keinen Anspruch machen; es ist ein künstlicher Sonderbundversuch, auf den politischen Selbstmord der Gesammtheit berechnet." Damit kontrastirte der väterliche Ton, in dem der König daran erinnerte, daß er vor mehr als 30 Jahren die Bahn der konstitutionellen Staatsordnung zu einer Zeit betreten habe, als ein solches Unternehmen mit Schwierigkeiten und Gefahren aller Art im Innern und nach außen verknüpft gewesen sei. Seine Regierung sei nie eine absolute oder reaktionäre gewesen, er habe stets der Zeit und den Umständen Rechnung getragen, und so oft neue Regeln der Führung anzunehmen, neue Wege zum Besten des Gemeinwohls einzuschlagen seien, werde sein Volk ihn jedesmal bereit und geneigt finden, die neuen gesellschaftlichen Thatsachen zum Besten des Staats zu lenken. „Allein", schloß der König, „ich sage es ihnen mit meinem gewohnten Freimuth, fordern Sie von mir keine Unmöglichkeiten, wie man solche seit zwei Jahren nur zu oft den Regierungen zum höchsten Nachtheil des Volks abverlangt hat, fordern Sie nicht von mir, was mit den unwandelbar konstitutiven Wahrheiten der Gesellschaft, wie sie sich im Staat darstellt, unvereinbar ist; ich würde es Ihnen, eingedenk meiner höhern Regentenpflichten nicht bewilligen können. Es giebt noch etwas höherrs als das geschriebene konstitutionelle Gesetz, es ist das moralische Band der Gesellschaft. Ich kenne meine Pflicht in dieser Beziehung vollkommen, ich werde nicht erlauben, daß die Anarchie das Steuer ergreift, und die Umsturzpartei, wenn sie ihr Haupt erhöbe, würde es nur allzubald erfahren, daß sie in Würtemberg weder Wurzel noch Kraft, noch Anhang hat."

Eine Antwort erhielt diese Rede nicht, da die Kammer mit allen Stimmen außer einer auf die übliche Adresse verzichtete. Die Beamtenwahlen (Schober, Rödinger u. s. w.) und die Ernennungen in die Kommissionen gaben dasselbe Resultat wie bei dem vorigen Landtage, die Linke dominirte, und von ihrer Nachgiebigkeit hing die Möglichkeit einer Verständigung mit der Krone allein ab. Ein vorläufiger Versuch dieser Verständigung gelang der Regierung. Es handelte sich dabei darum, ob die Vorberathungen über die Verfassungsrevision mit den Regierungsbevollmächtigten von dem aus 15 Mitgliedern bestehenden Verfassungsausschuß, wie der Landtag wollte, oder von durch die Versammlung besonders zu ernennenden Bevollmächtigten, sechs an der Zahl, gepflogen werden sollten. Das letzte war der Wunsch der Regierung, in deren Namen v. Schlayer erörterte, daß eine vertrauliche Besprechung die Durchführung der Prinzipien von beiden Seiten zum Ziel habe, um die Punkte der Anziehung und Abschließung kennen zu lernen; hiebei erreiche man die strengste Diskretion, sonst liege der Nachtheil der Regierung zu sehr am Tage, weil es sich voraussetzen lasse, daß jede Aeußerung von ihrer Seite werde gegen sie benutzt werden. Bei einer Zahl von 15, die der Verfassungsausschuß habe, der sich überdies zu Mittheilungen an die Kammer verpflichtet halte, werde gar zu leicht vorkommen, daß jedes Wort seinen Weg in die Klubs und in die Presse finde. Von Seite der Mehrheit wurden manche Befürchtungen laut, daß die Regierung Verzögerungen wolle, daß durch geheime Berathungen von Bevollmächtigten das Verfassungswerk von 1819 einen so üblen Ausgang genommen habe, daß kein Abgeordneter einen Auftrag auf vertrauliche Besprechung mit bloßer Diskretion annehmen könne, ohne daß ihm das Mißtrauen seiner Partei

und des Volks auf dem Fuße folge u. s. w. „Die linke Seite", antwortete darauf Römer, dessen Rede diesmal den Ausschlag gab, „die schon so viele Proben von Patriotismus gegeben hat, wird doch wohl unter sich sechs bis acht Männer finden, auf die sie sich verlassen kann! Die Vergleichung zwischen 1819 und jetzt hält nicht aus, denn die alten Verführungskünste sind abgenützt, die Staatskasse arm, die Orden an Werth gesunken, und über Staatsämter wird in solcher Weise hergefallen, daß es Niemand viel darum zu thun ist." Eine unerwartete Mehrheit ergab sich für die Regierung, nur sieben Mitglieder beharrten auf Führung der Verhandlungen durch den Verfassungsausschuß. Während die Kammer auf vier Wochen vertagt wurde, hielten die Bevollmächtigten beider Theile ihre Sitzungen, ohne zu einer Einigung oder auch nur Annäherung zu gelangen. Wollten die Kammerbevollmächtigten die Revision auf die ganze Verfassung ausdehnen, womit sie ihrer frühern Ansicht treu blieben, so kam dagegen die Regierung mit sehr veränderten Vorschlägen über die Bildung beider Kammern. Was zunächst die Bildung der ersten Kammer betraf, so sollten die Wähler in jedem Wahlbezirk (aus drei Oberamtsbezirken gebildet) die Zahl 150 erreichen, wovon die Hälfte gebildet werden sollte „aus denjenigen im Amtsbezirk wohnhaften 25 Staatsbürgern, welche in dem der Wahl vorangegangenen Finanzjahr die höchste direkte Staatssteuer aus Grundeigenthum, Gebäuden, Gewerbe, Kapitalien, Besoldungen und anderem Einkommen bezahlt hätten", die andere Hälfte wie in dem frühern Entwurf. Neu war ferner, daß 60 Bürger der Stadt Stuttgart, die Hälfte Höchstbesteuerte, die Hälfte vom Gemeinderath gewählt, einen Abgeordneten für die erste Kammer ernennen sollen. Völlig modificirt im Vergleich zu dem ersten Entwurf war die Zusammensetzung der zweiten Kammer. Der betreffende Artikel 4 bestimmte: „In der zweiten Kammer hört die besondere Vertretung des ritterschaftlichen Adels auf, und es fallen somit die dreizehn ritterschaftlichen Abgeordneten hinweg. In allem übrigen bleibt die Zusammensetzung der zweiten Kammer unverändert." Bei den Verhandlungen, die am 21. Mai 1850 ihren Anfang nahmen, stellte die Partei der Märzminister einen Vermittelungsvorschlag, daß nämlich die zweite Kammer durch alle Steuerpflichtigen in unmittelbaren Wahlen, die erste Kammer dagegen von den Höchstbesteuerten in größerer Zahl als nach dem Plan der Regierung und von den Gemeinderäthen ernannt werden solle. Von derselben Partei wurde der Antrag gestellt, „auf die Berathung der ministeriellen Vorlagen einzugehen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß Gegenanträge gestellt und dem Endbeschluß der Versammlung über das ganze Verfassungswerk nicht vorgegriffen werde", aber mit 41 gegen 15 Stimmen verworfen. Angenommen wurde mit 44 gegen 15 Stimmen der Antrag, „auf eine Einzelberathung des von der Regierung eingebrachten Gesetzentwurfs, betreffend die Abänderung der Bestimmungen über die Zusammensetzung der beiden Kammern, nicht einzugehen, und denselben, als in seinen wesentlichen Bestimmungen mit den Rechten und dem Wohle des Volks unvereinbar, schon jetzt abzulehnen." Bei einem Zwischenfall zeigte sich Einigkeit zwischen der Regierung und beiden Parteien der Kammer. Herbeigeführt wurde diese kurze Uebereinstimmung durch eine Eingabe von Standesherrn gegen die jetzt bestehende Verfassung, die ohne ihre Mitwirkung entstanden, außerdem aber ungültig sei, da sie dem die standesherrlichen Rechte garantirenden Art. 14 der Bundesakte widerspreche, welcher durch die Grundrechte nicht habe aufgehoben werden können. Mit gleichem Rechte, wie sie, erklärten die Standesherrn, habe auch der König seiner Attribute beraubt werden können. Gegen diese Anmaßung erhoben sich sämmtliche Redner, und die Minister traten ihnen bei. „Das Ministerium ist in dieser Beziehung ganz derselben Meinung wie beide Parteien in der Kammer", sagte v. Schlayer. „Auch das Ministerium ist der Meinung, daß Niemand die beiden letzten Jahre ignoriren darf. Die Standesherrn haben ihren Posten verlassen, sie können jetzt nicht die Sache an dem Punkt wieder anfangen, wo sie dieselbe verlassen haben." Aus diesen Verhandlungen entspann

sich eine Anklage gegen den Minister v. Wächter-Spittler, der in einer Rede den Fortbestand des deutschen Bundes und der Bundesakte behauptet hatte. Der Staatsgerichtshof, vor welchem diese Streitsache verhandelt werden mußte, sprach den Angeklagten am 7. September 1850 frei.*)

Nach ihrer Entscheidung über die Revisionsfrage war die Kammer vertagt worden, unmittelbar nach ihrem Zusammentritt hatte sie über eine neue Steuerverwilligung zu verfügen. Die Minister forderten die Steuer auf vier Monate, mit der Erklärung, daß die Verwilligung für eine kürzere Frist einer Steuerverweigerung gleichgeachtet werden würde, die Kammer beschloß mit 60 gegen 1 Stimme, daß die Bewilligung nur für zwei Monate gelten solle. (28. Juni.) Damit war nun die von der konservativen Partei längst ersehnte Auflösung der Kammer, oder ein Rücktritt der Minister in Aussicht gestellt. Es erfolgte beides. Am 3. Juli erschienen die neuen Minister in der Kammer, v. Linden für das Innere, v. Plessen, bisher Rath am Stuttgarter Obertribunal, für die Justiz; General v. Miller für den Krieg, Knapp, bisher Eisenbahndirektor, für die Finanzen, und sprachen die Auflösung der Versammlung aus. Dieselbe trennte sich, nachdem sie den engern und weitern Ausschuß mit denselben Personen wie früher besetzt hatte. Die allgemeine Gleichgültigkeit, womit diese Maßregeln aufgenommen wurden, waren das sichere Vorzeichen der Erscheinungen, die bei den Wahlen stattfinden sollten. Zwei Drittheile der Wähler enthielten sich der Ausübung ihres Rechts, das wählende Drittheil zeigte aber nochmals demokratische Sympathie, wenn die Partei auch gegen früher bedeutend an Boden verlor. Der Eröffnungstag dieser dritten revidirenden Versammlung (4. Oktober 1850) war wie die beiden frühern ein düsterer Regentag. Die Thronrede, vom Staatsrath v. Linden verlesen, legte den Ton wieder auf das praktisch Mögliche und Ausführbare, ermahnte, von Wünschen und Bestrebungen abzustehen, welche die Regierung zu verwirklichen außer Stande sei, und verwies auf die Stimmung des Landes, die in deutlichen Zeichen Mißmuth an den Tag lege. Die Regierung hege den aufrichtigen Wunsch, auf dem Wege der Vereinbarung ein Werk zu gründen, welches das künftige Wohl Würtembergs bedingen solle, gern werde sie an das Revisionswerk die Berathung von Gesetzesentwürfen anreihen, durch welche besonders dringende Volkswünsche hinsichtlich der bürgerlichen und gewerblichen Zustände ihre Befriedigung erhielten. Wie wenig diese Vorstellungen wirkten, bewiesen gleich die Beamtenwahlen, womit die Kammer ganz in ihre alten Fußtapfen trat: v. Schober, Präsident, Rödinger, Vicepräsident, in allen Kommissionen Demokraten mit gar keiner oder geringer Beimischung von Liberalen. Wieder hatte die Regierung einen Verfassungsentwurf in Bereitschaft, dem eine weitere Ausdehnung gegeben war als den frühern. Dieser Entwurf, nach dem die Kammer in Anbetracht der Sachlage in Deutschland mit beiden Händen hätte greifen sollen, beabsichtigte eine kräftige, nach allen Theilen geordnete Regierung unter möglichster Vereinfachung der Staatsverwaltung, eine Landesvertretung, ausgestattet mit den erforderlichen Befugnissen zu Erfüllung ihres wichtigen Berufes, gleiche Theilnahme aller an den öffentlichen Lasten, Selbständigkeit der Kirche ohne Trennung derselben vom Staate, Oberaufsicht des Staats über die Schule, Mitaufsichtsrecht der Kirche über dieselbe in Beziehung auf religiöse Bildung, Unabhängigkeit und Sicherheit der Rechtspflege nach ihren verschiedenen Richtungen, Gewährung aller derjenigen Rechte an Einzelne, Gemeinden und Korporationen, welche mit dem Wohle des Ganzen vereinbar sind. Ungesäumt sollte zugleich geschritten werden zu dem, was für Förderung der materiellen Interessen so dringend nothwendig war: Revision der Gesetze über die Aufnahme in das Bürgerrecht, über häusliche Niederlassung

*) Die sehr interessante staatsrechtliche Begründung der Anklage durch den ständischen Ausschuß enthält die „Allgemeine Zeitung“ in der Beilage zur Nr. 180 der Zeitung vom 29. Juni 1850.

und Gewerbebetrieb, über Armenversorgung, Sittenpolizei; es sollte der Organismus des Staats vereinfacht und gehoben werden durch Verminderung der Instanzen im Verwaltungsfache, Umgestaltung der Kreisregierungen, Erweiterung der Befugnisse der Gemeinden, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Civilrechtspflege, überhaupt Belebung und Erleichterung des amtlichen Verkehrs zwischen Regierung und Volk. Beide Kammern bildete der Entwurf aus gewählten Vertretern, die zweite Kammer (64 Mitglieder) durch Urwahlen (stimmfähig jeder Würtemberger, welcher zu den direkten Steuern beiträgt) und Wahlmänner, die erste Kammer durch dieselben Wahlmänner, jedoch mit der Beschränkung für die Wahl, daß der Abgeordnete für die erste Kammer mindestens 100 Gulden an direkten Steuern entrichten müsse. Die bedenklichste Bestimmung enthielt, aus der frühern Verfassung herübergenommen, Art. 2 des Entwurfs: „Würtemberg theilt als Glied der deutschen Staatenverbindung alle aus der allgemeinen Bundesverfassung hervorgehenden Rechte und Pflichten. Die von der Bundesgewalt rechtmäßig gefaßten Beschlüsse sind für Würtemberg verbindlich. In Ansehung der Mittel zur Vollziehung derselben tritt, so weit eine Wahl offen gelassen ist, die verfassungsmäßige Mitwirkung des Landtags ein." Die Kammer wurde vertagt, während ihr Verfassungsausschuß den Entwurf berieth; in dieselbe Zeit fällt die Reise des Königs von Würtemberg nach Bregenz zum Abschluß des bekannten Bündnisses gegen Preußen. Der wieder zusammentretenden Kammer (4. November) legte der Ausschuß seinen Bericht vor, worin jetzt die deutsche Frage den Vordergrund bildete und zugleich die bedrohliche Klippe abgab, da der Bericht jede Rücksichtnahme auf den wieder erstehenden Bundestag mit der größten Entschiedenheit von sich wies. In derselben Sitzung — es war die sechste dieses Landtags — forderte der Kriegsminister 300,000 Gulden, „um das Ministerium in den Stand zu setzen, zum Schutze des Gebiets die nöthigsten Maßregeln zu einer Kriegsbereitschaft der königlichen Truppen zu treffen." Am 6. erstattete die Finanzkommission Bericht über diese Forderung, die in geheimer Sitzung gestellt worden war. „Sollte es je um Kurhessens willen zu einem Kriege kommen," sagte der Bericht, „in welchem um der Uneinigkeit einiger Fürsten willen deutsches Blut in brudermörderischem Kampfe in Strömen vergossen werden könnte, so ist es für die würtembergische Regierung die heiligste Pflicht, einem solchen Treiben mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln entgegen zu treten." Statt dessen wolle sie selbst Theil nehmen am Kampfe, und zu einem solchen Zwecke dürfe die Kammer kein Geld bewilligen. Danach beantragte die Kommission Abweisung des Ansinnens, aber auch der Staatsregierung zu erklären, „daß, wenn dieselbe mit Verlassung ihrer bisherigen politischen Stellung und Ergreifung einer den Rechten des Volks entsprechenden Politik, so wie nach klarer Darlegung ihrer Zwecke ein Ansinnen um Verwilligung von Mitteln an die Landesversammlung bringen sollte, durch welche der Schutz des eigenen Landes, sowie eine bewaffnete Neutralität bezweckt würde, die Landesversammlung ein solches Ansinnen der reiflichsten Erwägung unterstellen würde, und alle zum Schutz des Landes und seiner Rechte erforderlichen Mittel zu verwilligen geneigt wäre." Die Stände hatten die Kommissionsanträge mit 52 gegen 5 Stimmen zum Beschluß erhoben, als der Minister v. Linden sich erhob und eine königliche Verordnung vorlas. Dieselbe verfügte die Auflösung der Kammer in Erwägung, daß das Verhalten der Landesversammlung mit der verfassungsmäßigen Stellung Würtembergs im Deutschen Bunde durchaus unvereinbar sei und zum Verderben des Landes gereichen müsse, in fernerer Erwägung, daß nach dem vorliegenden Kommissionsbericht und den daraus hervorleuchtenden unversöhnlichen Gegensätzen jede Hoffnung verschwunden sei, mit der dermaligen Landesversammlung die Verfassungsrevision zu verabschieden. Die königliche Verordnung ging aber über die Auflösung der Kammer noch weit hinaus, sie oktroyirte. Sie hob das Wahlgesetz vom 1. Juli 1849 auf, „da bei der in steigendem Maße hervorgetretenen Theilnahmlosigkeit an den letzten Abgeordneten-

wahlen von der Vornahme einer weitern Wahl nach diesem Gesetz nicht die Rede sein könne," sie reaktivirte den am 10. August 1849 nach der Verfassung von 1819 gewählten Ausschuß, sie behielt endlich der Krone vor, hinsichtlich der Wiederaufnahme der Revision der Verfassung weitere Verfügungen ergehen zu lassen, im übrigen aber nach §. 89 der Verfassung das zum Wohl des Landes Erforderliche vorzukehren.

So war der Bruch zwischen der Krone und der Volksvertretung gerade auf dem Gebiet erfolgt, wo beide bisher sich in Uebereinstimmung begegnet waren. Beide waren großdeutsch, aber die Kammermehrheit wollte und konnte nicht die Hand dazu bieten, das kleindeutsche Preußen mit den Waffen niederzuwerfen. Diese letzte Wendung ihrer Politik, ihre feste Weigerung, zum Brudermord die Hand zu bieten, verleiht ihrer Niederlage einen gewissen Nimbus, dennoch bleibt ihr früheres Benehmen in der Revisionsfrage ein unverantwortliches. Was sie zweimal zurückwies und das dritte Mal zurückzuweisen im Begriff stand, war eine Konzession, die das Aeußerste enthielt, was nach dem schmählichen Sturze der Reichsverfassung möglicher Weise erreichbar war. Daß die Regierung eine Verfassung, welche den Vorrechten des hohen und niedern Adels ein Ende machte, halten werde, war nicht blos durch die Persönlichkeit des Königs verbürgt, sondern auch durch die Spannung, die in Würtemberg von Alters zwischen der Krone und den adeligen Geschlechtern besteht. Hervorgegangen aus der sonst unmittelbaren schwäbischen Reichsritterschaft, grollten die Standesherrn dem Hause Würtembergs, das sie ein aufgedrungenes nannten, und zeigten diesen Unmuth noch 1841 bei den Festen, womit das Land die fünfundzwanzigjährige Jubelfeier des Regierungsantritts des Königs feierte, woran der hohe Adel allein nicht Theil nahm. Dreimal bot die Regierung einen sehr annehmbaren Vergleich an, dreimal wies die demokratische Partei denselben zurück, mit einer Konsequenz, die unter veränderten Umständen Achtung verdienen würde, an einer Verfassung festhaltend, die in allen deutschen Ländern keine Geltung mehr hatte, die das kleine Würtemberg nicht ins Leben zurückzurufen vermochte. Haben andere Staaten und Parteien gefehlt, als sie von der deutschen Reichsverfassung mit unanständiger Hast abfielen, so hat die demokratische Partei Würtembergs ihrerseits gegen sich selbst und gegen ihr Land gesündigt, daß sie mit ihrer Rechthaberei die Grenze des Unmöglichen und Unvernünftigen überschritt, anstatt, wie die Staatsklugheit ihr vorschrieb, aus dem allgemeinen Schiffbruch so viele Trümmer als möglich zu retten. Aus vielen Anzeichen läßt sich der Schluß ziehen, daß die Führer der demokratischen Partei die für sie selbst unheilvollen Folgen des verzweifelten Festhaltens am Rechspunkte ahnten, daß viele gern anders gehandelt hätten. Allein, wie es im Parteiengetriebe zu gehen pflegt, daß, wenn die Massen lange willenlos der ausgetheilten Parole gefolgt sind, ein Wendepunkt eintritt, nach dem sie selbst Führung und Bestimmung geben wollen, so war es auch hier. Die Massen belauerten argwöhnisch jeden Schritt ihrer angeblichen Leiter, und diese fühlten sich in einem Zauberkreis gebannt, den sie nicht überschreiten durften, wollten sie nicht das Wort: Verrath, in schrillem Ton erschallen hören.

Nach §. 192 der würtembergischen Verfassung hat jeder Landtag neue Ausschüsse zu wählen. Dieser Paragraph sagt mit bestimmten Worten: „Zu dieser Wahl wird den Ständen jedesmal, auch bei der Auflösung der Versammlung, die erforderliche Sitzung noch gestattet." Der Präsident Schoder übte daher ein verfassungsmäßiges Recht aus, als er die Versammlung aufforderte, ihre Ausschüsse zu wählen, und die Warnung der Minister, keinen ungesetzlichen Akt zu begehen, unbeachtet ließ. 48 Abgeordnete betheiligten sich bei der Wahl, 9 verließen mit den Ministern die Kammer. Die Wahl fiel für den engern Ausschuß, dessen Mitglied von Rechtswegen der jedesmalige Präsident ist, auf Stockmayer, Rödinger, Mohl, Schnitzer, Rödinger und Seeger, für den weitern Ausschuß auf Reyscher, Mack, Tafel, Fetzer, Pfahler und Schweickhardt. Als

der vereinigte Ausschuß am folgenden Tage in das Ständehaus ging, fand er die Sitzungszimmer geschlossen und einen Stationskommandanten davor aufgestellt. Der Eintritt wurde verweigert, und der Ausschuß entfernte sich, nachdem er in ein Protokoll einen Protest niedergelegt hatte. Ein weiterer Versuch, den Eingang zu erzwingen, wurde nicht gemacht, der Ausschuß hielt seine Sitzungen fortan im Hause seines Vorsitzenden Schoder. Von hier aus veröffentlichte derselbe eine Erklärung, daß er die Verfassung als in ihren wesentlichsten Grundlagen erschüttert und umgestürzt, seinen verfassungsmäßigen Beruf, für dieselbe zu wirken, aber eben deshalb für dringender denn je erkennen müsse. Er werde daher ohne Rücksicht auf die an der Verfassung und gegen den Beruf des Ausschusses geübte Gewalt seinem gesetzlichen Beruf nach Kräften obliegen, die Rechte des Landes nach der Verfassung wahren, die Verwaltung der Staatsschuldenkasse mit allen ihm zu Gebot stehenden gesetzlichen Mitteln fortführen. (11. November.) Eine Gegenerklärung der Regierung beschuldigte den Ausschuß des Hochverraths. Der §. 89 der Verfassung habe den Nothstand des Staats vorhergesehen, dieser sei wie durch den äußern drohenden Krieg, so durch inneres Zerwürfniß veranlaßt worden, und über die Zweckmäßigkeit seiner Anwendung könne bei allen, welchen noch Sinn für Ordnung inne wohne, kein Zweifel sein. Die Maßregel der Regierung sei eine verfassungsmäßige, und Privaten — die Mitglieder des Pseudoausschusses seien nichts anderes — stehe blos das Recht der Beschwerde, aber keineswegs ein Befehl und Aufruf zur Widersetzlichkeit zu. Die „auf dem Boden der Verfassung stehende“ Regierung fordere Gehorsam, und werde mit der ganzen Schärfe des Gesetzes gegen diejenigen einschreiten, welche durch Advokatenstreiche Staatsstreiche verursachen wollten und den verdeckten Hochverrath predigten. Vorderhand, lautete der Schluß, sei das Regiment des §. 89 die einzige Wahrung der Verfassung, des Rechts und der Ordnung im Lande. Gleichzeitig setzte die Regierung den alten Ausschuß in Wirksamkeit, von dem aber nur wenige der Aufforderung gehorchten. Ein Mitglied dieses alten Ausschusses ließ die Kassen erbrechen, zu denen der neue Ausschuß beharrlich die Schlüssel verweigerte, und es kam nun zu einer doppelten Klage. Der neue Ausschuß erhob wegen verfassungswidriger Gewalt bei den Gerichten Beschwerde, die Regierung ließ gegen seine Mitglieder wegen Verabredung zum Ungehorsam eine Untersuchung einleiten. Mit seiner Klage drang der Ausschuß in höchster Instanz nicht durch, auf der andern Seite erlangte die Regierung keine Verurtheilung, die sie auch gar nicht gewollt zu haben scheint, wohl aber ein Anerkenntniß der Rechtmäßigkeit ihres Handels durch die gerichtlichen Behörden, woran ihr am meisten gelegen sein mußte. Der Kriminalsenat des Gerichtshofs für den Neckarkreis erkannte das ganze Verfahren der Regierung für gerechtfertigt, und benannte drei Gründe für diese Entscheidung: 1) Dem Gesetz vom 1. Juli 1849, welches die Berathung der Revision der Verfassung einem außerordentlichen Landtage zugewiesen habe, sei von dem Regenten nur in dem Sinne zugestimmt worden, daß, wenn eine Vereinbarung auf dem durch das Gesetz angebahnten Wege nicht erzielt werden sollte, dieser von der Staatsregierung unter Beiseitesetzen des Gesetzes verlassen werden könne. Möge nun die Ständeversammlung dem Gesetz in diesem Sinne beigepflichtet haben oder nicht — welch letztern Falles insoweit eine Vereinigung der gesetzgebenden Faktoren über solches nicht erfolgt sein würde — so sei die Staatsregierung immer befugt gewesen, den mehrmals fruchtlos erfolgten Versuchen zu Vereinbarung für eine Verfassungsrevision ein Ziel zu setzen und das Gesetz vom 1. Juli 1849 für kraftlos zu erklären. 2) Im Moment der erklärten Beiseitesetzung des letztern sei mit der rechtlichen Wirksamkeit der aufgelösten Landesversammlung überhaupt auch deren Befugniß zu der Wahl eines Ausschusses erloschen. 3) Angenommen auch, daß die Ständeversammlung von 1849 ihren Ausschuß nur für den Zeitraum bis zu dem Zusammentritt der ersten außerordentlichen Landesversammlung gewählt habe, und daß hiernach die Befugnisse

dieses Ausschusses als gänzlich erloschen betrachtet werden könnten, so sei doch die Staatsregierung, um unauflösliche Verwirrungen zu vermeiden, berechtigt gewesen, von dem §. 89 der Verfassungsurkunde Gebrauch zu machen und den alten Ausschuß wieder in Thätigkeit zu rufen. Dasselbe Erkenntniß fand in Beziehung auf den neuen Ausschuß, daß die von den Mitgliedern desselben „sich erlaubte“ Handlungsweise als eine solche erscheine, welche die öffentliche Ordnung und Sicherheit zu gefährden geeignet war, und daß alle äußern Anzeichen des im Strafgesetzbuch verpönten Ungehorsams vorhanden seien. Da sich aber andererseits annehmen lasse, die Beschuldigten seien zu gedachter Handlungsweise durch ihre Ueberzeugung von der Gesetzwidrigkeit der Verfügungen der Staatsgewalt bestimmt worden, so daß es mithin an dem zu einer strafbaren Verabredung erforderlichen bösen Vorsatze fehle, so müßten die Angeklagten außer Verfolgung gesetzt und die im Prozesse bisher erwachsenen Kosten von der Staatsregierung getragen werden.

Die gefährlichste Klippe des Verfassungskonflikts war mit dieser Entscheidung umschifft und die Befürchtung beseitigt, daß man sich hier und da auf einen extremen Standpunkt stellen und so für Würtemberg kurhessische Zustände herbeiführen könne. Die nächste dringende Frage war das Verhalten der Parteien bei den Wahlen zu den nach der Verfassung von 1819 berufenen Ständen. Diese Frage wurde auf zwei Versammlungen entschieden, die am 30. März 1850 von den Altliberalen und von den Demokraten zu Stuttgart abgehalten wurden. Beide Parteikongresse entschieden für aktive und passive Betheiligung bei den Wahlen, die liberale Partei, die von Römer, Goppelt, Duvernoy, Murschel, Frisch, W. Seybold, Zöppritz und Göritz geleitet wurde, mit Stimmeneinhelligkeit. Die Parteien näherten sich zugleich einander, insofern als den Wählern anheimgestellt wurde, falls ihr eigener Kandidat keine Aussicht auf Erfolg habe, ihre Stimmen für den Kandidaten der andern Partei abzugeben. Die Wahlen begannen mit ähnlichen Symptomen wie die letzten für den verfassungsrevidirenden Landtag: Lauheit der Konservativen, Eifer der Demokraten. Das Resultat war indessen ein anderes, denn weder die demokratische, noch die liberale Partei gewann die Majorität für sich, neben den Vertretern beider Parten erschienen eine starke Anzahl neutraler Abgeordneter, die durch solche Gesetze, welche die gewünschte Abhülfe materieller Uebelstände brachten, gewonnen werden konnten. Am 6. Mai 1851 wurde die nach der alten Verfassung gewählte Ständeversammlung eröffnet, nicht von dem König in Person, sondern von dem Minister v. Linden. Die von demselben verlesene Thronrede stellte eine ganze Reihe praktischer Reformen in Aussicht: Erwerbung der Post von Thurn und Taxis und Eisenbahn-Anschluß an die Nachbarstaaten, Feststellung der Rechte der Gemeinden in Beziehung auf die Frage der häuslichen Niederlassung und Uebersiedelung ihrer Angehörigen, ein Gesetz über das Verfahren gegen arbeitsscheue Arme, Gesetze über Versicherung des beweglichen und unbeweglichen Eigenthums gegen Feuersgefahr, ein revidirtes Prioritätsgesetz zur Beseitigung gemeinschädlicher und unbilliger Privilegien und zur Hebung des gesunkenen Kredits, Gesetze über die Abkürzung der Verjährungsfristen, über die auf den Inhaber lautenden Staatsschuldscheine, Bestimmungen über Ablösung der auf ganzen Gutskomplexen ruhenden Lasten und über Aufhebung des Lehnsverbandes, ein Gesetz über Verwaltung der zusammengesetzten Gemeinden, Revision der Gewerbeordnung, organische Bestimmungen in der Rechtspflege im Sinn der Einführung vollständiger Mündlichkeit und Oeffentlichkeit, Organisation der Verwaltungsbehörden zum Zweck der Vereinfachung der Verwaltung. Endlich sagte die Regierung zu, die auf Revision der Verfassung abzielenden Verhandlungen ohne Verzug wieder aufzunehmen, um zur Lösung dieser Aufgabe beizutragen, was in ihren Kräften liege,

Der der jetzigen Ständeversammlung vorgelegte Verfassungsentwurf weicht in wesentlichen Bestimmungen von den frühern Gesetzen ab. Art. 28 heißt jetzt: „Die Presse darf nicht unter Censur gestellt werden.“ (Gestrichen ist:

Beschränkungen des Verkehrs mit Erzeugnissen der Presse durch Postverbote sind unzulässig. Ueber Preßvergehen, welche von Amtswegen verfolgt werden, wird durch Schwurgerichte geurtheilt.") Gestrichen sind bei Art. 80 und 81, früher Art. 82 und 83, die Bestimmungen: „Die Strafgerichtsbarkeit der Polizei geht an die Gerichte über. Die Gerichtsbarkeit der Gemeindebehörden wird aufgehoben." Art. 84, früher 86, lautet jetzt so: „In Strafsachen gilt der Anklageprozeß. In schweren Straffällen, (gestrichen: und bei allen politischen Vergehen) sollen Schwurgerichte entscheiden." Im achten Abschnitt von dem Landtag sind die wichtigsten Veränderungen vorgenommen worden. Der Landtag theilt sich in zwei Kammern. Art. 120: Die erste Kammer besteht: 1) aus den zehn als Besitzer eines zu einem rechtlichen Ganzen verbundenen Grundvermögens im Königreich höchstbesteuerten Staatsbürgern; 2) aus zehn, durch diejenigen übrigen derartigen Grundbesitzer zu wählenden Abgeordneten, welche aus solchem Besitzthum mindestens 100 Gulden direkte Staatssteuer entrichten (nicht unter $^1/_{24000}$ der gesammten aus Grundeigenthum, Gebäuden und Gewerben entfallenden Staatssteuer von 2,400,000 Gulden); 3) aus sechszehn, von den übrigen höchstbesteuerten Staatsbürgern, deren Zahl das dreißigfache der Zahl der Abgeordneten beträgt, zu wählenden Mitgliedern: 4) aus zwei Vertretern der protestantischen Kirche, welche von den obersten Organen derselben gewählt werden, dem katholischen Bischof und einem durch die ordentlichen Professoren der Universität zu wählenden Abgeordneten; 5) aus zehn von dem König je für die Dauer einer Wahlperiode ernannten Mitgliedern. Mit dem erreichten Alter der Volljährigkeit erlangen die im Lande wohnhaften Prinzen des königlichen Hauses das Recht, in die erste Kammer einzutreten. Die zweite Kammer besteht aus 64 Abgeordneten, von denen jedes Oberamt einen wählt. Die Wahl der Abgeordneten geschieht indirekt durch Wahlmänner, Urwähler sind alle 25 Jahr alten Staatsbürger, welche zu einer direkten Staatssteuer beitragen. Diese Urwähler werden nach dem Verhältniß der von ihnen entrichteten Steuern in der Art in drei Abtheilungen getheilt, daß auf jede Abtheilung der dritte Theil der Gesammtsumme der Steuerbeträge der Gemeinde entfällt. Die erste Abtheilung besteht aus den Höchstbesteuerten, die zweite aus denen, auf welche die nächst niedrigen Steuerbeträge bis zur Grenze des zweiten Drittheils fallen, die dritte Abtheilung aus den übrigen Urwählern. Jede Abtheilung wählt abgesondert den dritten Theil der auf den Urwahlbezirk fallenden Wahlmänner. Zum Abgeordneten wählbar ist jeder wahlberechtigte Staatsbürger, welcher das 30. Lebensjahr zurückgelegt hat. Staatsdiener können eine auf sie gefallene Wahl nur mit Genehmigung der Regierung ablehnen.

Die Entscheidung der Kammern über diesen Entwurf steht noch aus. Sind die Bestimmungen desselben ungünstiger wie in den frühern Entwürfen, so ist auch die Vereinbarung schwieriger, indem jetzt die Kammer der Standesherrn mit zu entscheiden hat. Diese Früchte trägt der demokratischen Partei die Hartnäckigkeit, womit sie auf der Realisirung aller ihrer Grundsätze bestanden hat.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (D. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. G. Gatz in Meißen.

Die deutschen Lyriker. Die lyrische Poesie ist die jüngste der Dichtungsarten, womit uns unsere wieder erwachte Literatur beschenkt hat. Erst Goethe hat diese Gattung ins Leben gerufen. Was wir vor ihm besitzen, ist eine mehr oder minder steife Nachahmung antiker Muster, oft sogar aus zweiter Hand, deutsche Nachahmung französischer Nachahmung. Diese Nachahmung erstreckt sich sklavisch bis auf Kleinigkeiten, selbst die Adressen der Liebeslieder: An Chloe, Lalage, Lydia u. s. w. sind griechischen oder römischen Ursprungs. Erst Goethe läßt den Naturlaut der Empfindung hören, und mit ihm beginnt der Zauber des Liedes seine Wirkung zu üben. Die Romantiker leiteten wieder auf einen Abweg hin, ihre von dem äußern Leben fast abgeschiedene Innerlichkeit brachte die Poesie in Gefahr, in mystischen Nebel zu zerfließen. Für ihre Zeit von hoher Wichtigkeit, für die Literatur kaum einiger Gewinn sind die patriotischen Lieder, die durch die Fremdherrschaft der bedrängten Brust abgepreßt wurden. v. Halem, Seume, Sonnenberg, Collin sind die Vorläufer der begeisterten Sänger von 1813, Arndt, Körner, Fouqué, Max v. Schenkendorf, Stägemann, Wetzel u. A. m. Der Dichter, der auf die deutsche Lyrik einen so entscheidenden Einfluß geübt hat, daß er als der Wiedererwecker der ganzen Richtung bezeichnet werden kann, trat in dem Jahre auf, in dem der zweite Pariser Friede abgeschlossen wurde; die erste Sammlung der Gedichte Ludwig Uhland's ist 1815 erschienen. Die Theilnahme war indessen längere Zeit, wenn wir das engere Vaterland des Dichters ausnehmen, eine geringe; die Jugend der Hochschulen sang Uhlands Vaterlandslieder, im Norden drang sein Name nicht früher als um 1830 in das Volk. An Uhland schlossen sich zwei sehr begabte Dichter an, Justinus Kerner (1825) und Wilhelm Müller (Lieder der Griechen, 1821, Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten, 2 Bände, 1824, Lyrische Spaziergänge, 1827, Sinnsprüche). Die Wanderlieder dieser drei fanden zahlreiche Nachahmer, aber die Mittelmäßigkeit dieser Produktionen hatte die Wirkung, die Theilnahmlosigkeit der Lesewelt zu vermehren, so daß die Taschenbücher sich von lyrischen Zuthaten so viel als möglich lossagen mußten, und die beiden, gleichwohl von ehrenwerthen Theilnehmern unterstützten Musenalmanache ihr Dasein mit Mühe und Noth fristeten. Eine Auffrischung dieser Stimmung brachte das Volkslied, aber sonderbarerweise nicht das deutsche, das von den literarischen Kreisen hartnäckig ignorirt wurde, so frisch es im Volke lebte, sondern das fremde. Wilhelm Müller mit seinen neugriechischen Volksliedern gab den Ton an, die serbischen Volkslieder, die Wuk Stephanowitsch gesammelt hat, bearbeiteten Fräulein Therese von Jakob unter dem Namen Talvj, v. Götze und Gerhardt, russische Volkslieder gab v. Götze heraus, mayarische Graf Mailath, andere erschlossen die Schätze der böhmischen, litthauischen und schottischen Volksliteratur. So wurden Quellen geöffnet, aus denen die einheimische Dichtung sich verjüngen und kräftigen konnte. Von selbständigen Dichtern traten am Ende des Zeitraums noch drei auf, welche Beachtung fanden, Karl Egon Ebert (Dichtungen, 1824, Lieder, Balladen und Romanzen, 1828, Wlasta, ein böhmisch-nationales Heldengedicht in drei Büchern, 1829), Gustav Schwab (s. d.) und Zedlitz (Todtenkränze, 1828). Rückert sparen wir uns zu besonderer Besprechung auf.

Die politische Grenzlinie, welche das Jahr 1830 durch unsere Geschichte zieht, hat für die deutsche Lyrik nicht minder ihre Geltung. Der Held und Chorführer dieser lebendigen, aber zerfahrenen, mehr ringenden, als gestaltenden Periode ist Heinrich Heine (Gedichte, 1822, Lyrisches Intermezzo, 1823, Almansor, Radcliff, 1823, Reisebilder, von 1826 an, Buch der Lieder, 1827). Was dem ungezogenen Liebling der Grazien seinen Ruhm verschafft hat, ist außer seiner

eminenten poetischen Begabung besonders seine geistige Verwandschaft mit einer leider sehr verbreiteten Stimmung. Man fühlt sich unbehaglich, allein es fehlt der sittliche Ernst, sich dem peinlichen Zustande zu entreißen. Man fährt fort sich bequem gehen zu lassen, und die Schuld an Zeit und Vaterland wird bezahlt durch Wehmuth, kalte Ironie oder momentane Verzweiflung. In diesen Uebergängen von weicher Sentimentalität bis zu kaltem Trotz liegt ein gewisser Genuß, und sollte man so glücklich sein bis zu gänzlicher Abgestumpftheit zu gelangen, so würde man sich als auf der Höhe der Zeit stehend dokumentiren. Dieser traurigen Stimmung mußte ein Dichter willkommen sein, der mit Begeisterung, Kühnheit der Phantasie und Meisterschaft in der Sprache ausgestattet, die schneidendsten Gegensätze, überweiche Zartheit und wilde Kraft, ergreifende Tiefe und satyrische Frivolität, Adel und Gemeinheit, großartige Gesinnung und ironische Kälte, dicht neben einander zu legen verstand. Vor 1830 im ganzen unbekannt, erstieg Heinrich Heine jetzt raschen Schritts den Gipfel der Popularität und erzeugte ein ganzes Heer von Nachahmern. Der bizarrste von allen dürfte der Friese Harro Harring sein, der in: „Rhongar Jarr, Fahrten eines Friesen" als Heines Nachbeter auftrat, ehe dieser noch seinen Ruf erworben hatte. Wie Heine in der Gunst des Publikums stieg, sank darin sein literarischer Gegner Graf August v. Platen-Hallermünde, der mit den meisten seiner Dichtungen (Ghaselen, 1821, Lyrische Blätter, 1821, Vermischte Schriften, 1822, Der gläserne Pantoffel, Venetianische Sonette, Schauspiele, 1828, Die verhängnißvolle Gabel, 1826, Der romantische Ödipos, 1829,) bereits der frühern Periode angehört. Platens Welt ist eine ganz eigen aufgebaute, nicht nur die Bausteine, die er verwendet hat, die Form seiner Sprache ist eigenthümlich, sondern auch das Innere selbst, der Geist, der sie belebt, ist kein nachgeahmter, sondern ein aus der Philosophie Schellings und aus eigener Kraft und Anschauung hervorgegangener, dem Goethe als ein ewiger Stern leuchtete. Seine Poesie ist nicht zerrissen und frivol, sondern ein harmonisches und keusches Ganzes, sie ist christlich und erhaben zugleich. Seine Muse liebte den Wechsel mit der Form so außerordentlich, daß er sogar in seiner letzten Zeit, als er die Meisterschaft über die Sprache sich am vollkommensten angeeignet hatte, nebst den schwierigsten antiken Stophengerüsten die leichtesten modernen Weisen, z. B. die vierzeilige Jambenstrophe, zugleich pflegte und benutzte. Seine „Polenlieder" haben sich allen Verboten zum Trotz ihren Weg gebahnt, und ihren Dichter, als er bereits „ruhte am sikelischen Strand, von der säuselnden Palme beschattet", populär gemacht. Sie erschienen 1839 bei Schuler in Straßburg, fehlen aber in der Gesammtausgabe seiner Werke, die Gödeke 1843 in Verlag von Cotta herausgegeben hat. Die Polenlieder enthalten unter anderm das berühmte Gedicht „an den Kronprinzen (jetzt König) von Preußen", zu welchem Herwegh das an politischem und sittlichem Gehalt ungleich schwächere Seitenstück geliefert hat. Im augenblicklichen Erfolge ist Platen weit übertroffen worden durch Graf Auersperg. Die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" sprachen neben dem poetischen Inhalt allgemein an durch die Opposition, die hier ein Oesterreicher und ein Aristokrat, dessen wahrer Name hinter der dünnen Maske des „Anastasius Grün" bald errathen wurde, gegen österreichische Zustände machte. Mit ihm theilte sich in den Erfolg sein Landsmann und Freund Nikolaus Lenau (s. d.), Niembsch v. Strehlenau, in seinen ersten Produktionen (Gedichte, 1832) eine herrliche Naturmalerei entfaltend, die sich im Zarten wie im Großartigen und Schauerlichen gleich glücklich bethätigt, anziehend auch durch eine düstere Ausspinnung von Reflexionen und Empfindungen, von der sich die Kraft und Heiterkeit anderer Stellen um so vortheilhafter abhob. Paul Pfizer veröffentlichte in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen" Gedichte politischer Tendenz, die zu dem Besten der frühern politischen Poesie gerechnet werden müssen. Von den „Gedichten", die Julius Mosen 1836 veröffentlichte, drangen einzelne, z. B. „Andreas Hofer" und „Die letzten Zehn vom vierten Regiment" rasch in das Volk ein. Neben

märchenhaften und politischen Gedichten findet man in dieser Sammlung kleine Lieder subjektiven Gepräges, die sich im Gemüth und innern wie äußern Wohllaut mit allen, die bisher in dieser Gattung gedichtet wurden, messen können. Heinrich Stieglitz veröffentlichte in dieser Zeit „Bilder des Orients" und „Stimmen der Zeit." So gemüthlich die politische Lyrik in ihren Anfängen auftrat, so erregte sie doch bei denen, gegen welche ihre dichterischen Pfeile gerichtet waren, einen nicht geringen Zorn, und zur Beschwichtigung dieser Wuth schrieb Fouqué, der mit der „Undine" den einzigen glücklichen Griff seines langen Lebens gethan hat, seine Gedichte: „Die Weltreiche zu Anfang des Jahres 1835." Dieser Dichter ist wohlmeinend, sein ganzes Streben gilt der Verherrlichung des Lehnswesens und des Königthums von Gottes Gnaden. Auf liberaler Seite hat noch Ernst Ortlepp mit schwacher, bald verhallender Stimme ein „Osterlied" und ein „Pfingstlied" gesungen, denen später ähnliche Gedichte und eine greifbare Nachahmung „Lieder eines kosmopolitischen Tagwächters" gefolgt sind. Einen ganz speziellen, in seinen allgemeinsten Beziehungen auf Religionsfreiheit und Menschenwürde nicht unpoetischen Vorwurf, nämlich die Emancipation der Juden, verfolgte Ludwig Wiehl in seinen „Gedichten."

Von 1830 an entfaltet sich die deutsche Lyrik nach allen Seiten hin mit einer Ueppigkeit, die es schwer, wenn nicht unmöglich macht, das ganze Gebiet so zu übersehen, daß selbst das Bessere die ihm zukommende Beachtung erhält. Der Impuls ist gegeben, jedes Jahr keimt ein frischer Lorbeer auf, der den nacheifernden Talenten Schlaf und Ruhe raubt, der breite Gipfel des deutschen Parnasses möchte sich jetzt erweitern, um der Schaar der Anklimmenden Raum zu geben. Wir scheiden diesen Reichthum am besten nach Gruppen, die zu einander gehören, indem wir die bedeutendsten, die ihren eigenen Weg wandeln, voranstellen. Hier ist vor allen Friedrich Rückert zu nennen, ein Dichter, dessen Wirksamkeit durch mehr als ein Menschenalter reicht. Seine frühesten Werke sind: Deutsche Gedichte von Freimund Reimar, worin die „geharnischten Sonette" stehen, Kranz der Zeit, Oestliche Rosen, die Verwandlungen des Abu Seid (Die Makamen des Hariri). Rückert hat vom Anfang an das Wehen der Zeit tief empfunden, seine Dichtungen haben die Laute der Zeit ausgesprochen. Den Soldaten der Freiheitskriege trug er die kriegerische Harfe voran, dann als die Zeit ruhiger wurde machte er es zu seiner Aufgabe, den Orient nach allen Richtungen hin poetisch aufzuschließen. Hätte er auch kein anderes Verdienst, als mit unübertroffener Sprachgewalt das Material, das er aus aller Welt Zungen erbeutete, in tausend Formen auf deutsche Erde verpflanzt, die unendliche Mannigfaltigkeit innerer und äußerer Erscheinungen mit Klang begabt und in einer überströmenden Fülle von Sprüchen die Weisheit aller Zeiten für alle Verhältnisse dem Gedächtnisse seines Volks eingeprägt zu haben, so würde er darum schon unsere Dankbarkeit verdienen. Als die religiösen Interessen wieder die allgemeine Theilnahme in Anspruch nahmen, lieferte er eine meisterhafte Uebersetzung eines Theiles der Propheten und beschrieb dann das Leben Jesu in einfachen Reimen, in genauester Anschließung an den Urtext (Evangelien-Harmonie). Als die Richtung aufs Kirchliche ging, schrieb er „Saul und David." In „Hamasa" (1846) kehrte er wieder zur weltlichen Literatur des Orients zurück, was er unter diesem Titel schrieb ist eine Sammlung der ältesten arabischen Volkslieder nach dem Werke des Abu Temmam. Rückerts gesammelte Gedichte sind 1843 in drei starken Bänden erschienen, eine Auswahl der ansprechendsten Dichtungen hat der Verfasser selbst in demselben Verlage (Frankfurt bei Sauerländer) besorgt. Graf Auersperg gehört mit seiner zweiten Dichtung „Schutt" noch ganz der politischen Richtung an. Dieses Werk ist bedeutender als „die Spaziergänge", wie es auch ernster ist; von den Trümmern Europas, von dem Schutt verjährter Jahrhunderte, schaut der Dichter sinnend nach dem freien Amerika, vergebens erwartend, daß Europa sein Osterfest der Freiheit feiern könne. Sein „Letzter Ritter", in einer dem Nibelungenversmaß sich

annähernden Form geschrieben, zerlegt den epischen Stoff in romanzenartige Einzelstücke, und ist mehr lyrisch als episch, was überhaupt von dem Epos der Gegenwart gilt, weshalb die hergebrachte strenge Scheidung zwischen beiden Dichtungsarten hier nicht durchgeführt werden durfte. Ein wunderliches Gedicht sind seine „Nibelungen im Frack", die dem Dichter der Unmuth diktirte, den er über den Misbrauch eines jüngern Geschlechts mit dem Zeitgedicht empfand. Der Held ist ein halbtoller Herzog von Sachsen-Merseburg, der die Bewegungen der Welt nach den Strichen seiner Baßgeige regeln will. Anmuthig und naiv, nur in der Form nicht streng genug gehalten, ist die jüngste Produktion Auerspergs, „Der Pfaff vom Kalenberge." Von Nikolaus Lenau sind an spätern Werken nachzutragen: Faust, Savonarola und die Albigenser. Ein halb vollendetes Gedicht „Don Juan" bringt sein dichterischer Nachlaß. (Stuttgart bei Cotta, 1851.) Von Stieglitz haben wir noch zu nennen „Das Dionysosfest", „Istrien und Dalmatien" wegen der zahlreich eingestreuten Gedichte, „Bergesgrüße" und „Gruß an Berlin." In seinem Entwicklungsgange den andern Dichtern entgegengesetzt, stieg Zedlitz von der hohen Warte herab, auf der er in die Tiefen der Geschichte blickend die Todtenkränze wand, und legte auch den Kothurn ab, die vollendete, schwungreich epische Sprache der frühern Werke. Sein „Waldfräulein, ein Märchen in achtzehn Abenteuern", ist ein Märchen, ganz so kindlich schlicht wie manche Stoffe Shakspeare'scher Lustspiele, so kunstlos gruppirt und angeordnet wie ein mittelalterliches Minneepos, so daß die ganze Vollkraft des Dichters nur auf die Ausführung sich werfen konnte, wo aber das Glücklichste erreicht ist. Dem Kernhaftesten, Gesundesten und Gedankenreichsten, was die neuere Lyrik und Sagenpoesie hervorgebracht hat, gehört an die Sammlung der Gedichte von Karl Simrock (1844.) Der Dichter ist am Studium der ältern deutschen Poesie aufgenährt, und sein poetisches Wesen hat die Innigkeit, Klarheit und anschauliche Gestaltung angenommen, die den vorzüglicheren mittelhochdeutschen Dichtungen eigen ist. Seine Vorliebe für das altdeutsche gab ihm den Plan ein, was in den großen epischen Gedichten des Mittelalters und in den Sagenbüchern überliefert war, den Zeitgenossen und der Nachwelt poetisch geformt und gleichsam in einen Guß gebracht vor Augen zu legen. Sein „Heldenbuch", getrennt in drei, nach den Namen der Helden Siegfried, Dietrich und Gudrun zu unterscheidende Hauptgruppen, liegt nunmehr in sechs Bänden vor, ein Werk seltener Kraft, die sich durch keine Verlockung der Zeit von ihrem Gegenstande ablenken ließ. Simrock hat uns auch mit einer Sammlung der deutschen Volkslieder beschenkt (Franfurt bei Brönner, 1851), worunter er nach dem wahren Sinne des Worts nur solche Lieder versteht, die aus dem Volke selbst hervorgegangen die Kennzeichen dieses Ursprungs in ungekünstelter Gestalt und einfach herrlicher Sprache nicht verleugnen. Aus dem Orient empfing ihre Eingebungen die Muse des Ritters Prokesch v. Osten, des österreichischen Diplomaten. (Gedichte, Stuttgart 1844.) Die Sonette der Sammlung dürfen sich keck neben die der vita nuova und neben die des Camoens stellen, an welche beide sie in ihrer spekulativen, fast spitzfindigen Fassung der Verhältnisse, der Leidenschaft, und in der vollständigen Bemeisterung der Form erinnern. Die Lieder mahnen vielfach an Goethe. Ein frühzeitiger Tod (bei dem Versuch der Rettung eines armen Wasserträgers in der galizischen Stadt Tarnopol) entriß der deutschen Lyrik in Alwin Reinbold, Bruder der begabten Dichterin Adelheid Reinbold (Franz Berthold) einen begabten Dichter. (Lyrische und dramatische Dichtungen, Leipzig 1846, wenige Monate vor dem Tode des Verfassers erschienen.)

Außer diesen Dichtern lassen sich die übrigen mit ziemlicher Genauigkeit in drei Gruppen abtheilen, eine schwäbische, österreichische und norddeutsche. Wir nennen nur die namhafteren, der andern ist Legion. Für diese finden wir im Nachlaß Lenaus den passenden Vergleich mit dem Kavalleriepferde, das eingeschult das Bäuerlein im Bügel mit der Schwadron fortreißt:

Also trägt das deutsche Wort,
Das von Meistern ward geritten,
Als sie sich den Kranz erstritten,
Manchen Stümper mit sich fort.

In der schwäbischen Schule begegnen wir zuerst dem Namen **Justinus Kerner**. (Die Dichtungen von Justinus Kerner, 3. Auflage, Stuttgart 1841.) Kerner ist durchaus Lyriker, selbst in seinen größern phantastischen Kompositionen: „Reiseschatten", „König Eginhardt", „der Bärenhäuter im Salzbade." Seine Poesie ist ihrem innersten Wesen nach eine Poesie der Sehnsucht, der Wehmuth, der Trauer, darum ist aber Kerner nicht einförmig, variirt vielmehr sein Thema so reichlich und anmuthig und giebt seinen ernsten, elegischen Klängen einen so milden, freundlichen Hintergrund, daß sie keine Stacheln ins Herz drücken, sondern es eher in süßer schmeichelnder Wehmuth erleichtern. Die Natur in ihrer unmittelbaren, allen Sinnen offen daliegenden Schönheit, so wie in ihrer geistigen und symbolischen Bedeutung ist ein unerschöpfliches Thema von Kerners Poesie, nach der Art der Romantiker, welchen er beizuzählen ist. Die Phänomene der wechselnden Jahreszeiten, Gebirg und Wald, das Spiel von Licht und Farben, Nacht und Schatten, das Leben der Quellen, Bäche, Blumen, Bäume, das verborgene Walten und Schaffen der Elementargeister und der Mächte in den Tiefen der Erde, unter Steinen und Metallen, die Symbolik und die magischen Kräfte von Pflanzen, Mineralien und Thieren — dies alles wird in lebendige Verbindung gebracht mit den genießenden Sinnen, der sehnsüchtigen Seele, dem ahnenden Geist. **Gustav Schwab** (s. d.) mit Uhland durch innige Freundschaft und gleiches Streben verbunden, hat sich seit 1815 vorzüglich als Balladendichter beliebt gemacht und durch episch gediegene Einfachheit des Tones, welche jedoch den Anklang lyrischer Innigkeit nicht ausschließt, die Achtung der Kritiker erworben. Eine Sammlung seiner Gedichte ist 1828 bei Cotta erschienen. **Eduard Mörike** (Gedichte, 1. Auflage 1838, 2. Aufl. 1848, außerdem Nichtlyrisches, worunter „Der Schatz" und „Idylle vom Bodensee") dichtet eben so zierlich als innig, **K. Mayer** gefällt sich im Ausmalen des Mikrokosmos der Natur und drängt seine Naturlieder in eine fast epigrammatische Kürze und Spitze zusammen. **Gustav Pfizer**, Bruder des früher genannten Paul Pfizer, hat drei Sammlungen von Gedichten herausgegeben. Er nähert sich in dem vorwaltenden Charakter seiner Dichtung der Reflektionsmanier Schillers, ist reich an musikalischen Elementen, schwelgt indessen zu breit und behaglich in der Aeußerlichkeit der Form. **W. Zimmermann** und **Graf Alexander von Würtemberg** (Gedichte, Lieder des Sturms) mögen die letzten Dichter der Schule sein, die hier aufgeführt werden. Alle genannten Dichter haben bei einfacher Form Naivetät der Anschauung und der Darstellung, Ursprünglichkeit des lyrischen Ergusses und Unmittelbarkeit der Empfindung. Ihr Behagen an den sinnlichen Erscheinungen ist nicht ohne eine Beimischung von Schmerz, der sich aber nur als stille Sehnsucht äußert, ist ihre Gemüthswelt eine enge, so bewegen sie sich darin wenigstens mit Wahrheit des Gefühls. Es ist längere Zeit Mode gewesen, die Poesie der Gelbveiglein, wie Heine sie benannt hat, zu verhöhnen, womit die wunderliche Zumuthung in Verbindung steht, daß die Nation die Schätze, die Gott in und um sie gelegt hat, vornehm ignoriren solle, um einzig an dem „schönen, grellen Lachen" kindischen Weltschmerzes und gemachter Verzweiflung ein Interesse zu nehmen. Diese Zumuthung hat sich an ihren Urhebern gerächt, die Poesie der Weltschmerzler ist vergessen, die schwäbische Schule steht fest in der Liebe der Nation. — Die beiden größten Dichter der österreichischen Schule, Graf Auersperg und Nikolaus Lenau, wurden bereits vorgeführt, auch von Zedlitz war die Rede. Wir müßten, um vollständig zu sein, eine lange Reihe von Dichternamen nennen, die von dem heitern **Castelli** bis zu dem thränenreichen düstern **Tschabuschnigg** die ganze Skala der Stimmungen durchlaufen, die im Herzen des Menschen Anklang finden. Der Raum zwingt uns, blos die bedeutenderen aufzuführen. **Johann Gabriel**

Seidl, der produktivste der österreichischen Dichter, besticht das Urtheil durch die liebenswürdigsten Eigenschaften, durch eine melodische Sprache und Wohllaut des Verses, Einfachheit, Gemüthlichkeit und Lebenslust, innige Naturanschauung, Reichthum an zarten Bildern, Keuschheit des Geschmacks und Gefühls, tiefe, oft rührende Empfindung. Aber der Dichter hat in der Lust des Schaffens Strenge gegen sich selbst zu üben verlernt, seine Zartheit wird nicht selten zur Weichheit, sein Humor geht in Tändelei über. Ernster ist Johann Nikolaus Vogl, den lyrische Nachtstücke, trübe, selbst grauenhafte Romanzenstoffe am meisten anziehen. Ludwig August Frankl hat außer Gedichten zwei Epen „Christoforo Colombo" und „Juan d'Austria" geschrieben, die sich durch Bilderpracht auszeichnen. In Ernst v. Feuchtersleben (gest. 2. September 1849) verlor Oesterreich einen Mann, der auf dem Gebiet der Poesie wie der Wissenschaft gleich hervorragend war. Joseph Emanuel Hilscher (s. d.), ein begabter Dichter, lebte und starb in gedrückten Verhältnissen — als österreichischer Korporal. (Weiland J. E. Hilschers Dichtungen, herausgegeben von Frankl. Pesth 1840.) Das jüngere Geschlecht der österreichischen Poeten sparen wir uns für die Gruppe der politischen Dichter auf.

Den Reigen der norddeutschen Gruppe eröffnet Adelbert v. Chamisso, der auf die Dichter des Kreises von fast noch größerem Einfluß gewesen ist als Heine. Chamisso, als Knabe aus dem revolutionären Frankreich fortgeführt, bietet uns das seltene Schauspiel eines Dichters, der es in einer ihm fremden Sprache zu höchster Meisterschaft gebracht hat. Sein „Peter Schlemihl", womit er noch der Periode der Tieck-Schlegel'schen Romantik angehört, hat ihm einen europäischen Ruf erworben, seine eigentlich dichterische Laufbahn eröffnete er mit „Sales y Gomez", einem Gedicht in Terzinen, durch das er die poetische Erzählung wieder ins Leben rief. In seinen „Gesammelten Gedichten" (3. Auflage 1836) brechen Blitze des Genius durch, die düstere Färbung ist vorwiegend, doch gehören die launigen Lieder zu den besten, Adel und Reinheit der Gedanken, Begeisterung für alles Hohe und Schöne, würdige Klarheit der Ausdrucksweise treten mit Vollendung der Form gepaart überall hervor. Er suchte den Werth der Dichtung allein in ihrer Wirkung auf das Volk, doch ins Volk ist er selbst bis jetzt nicht gedrungen. Seine französische Natur machte ihm möglich, der Uebersetzung einer Auswahl von Berangers Liedern, die er mit Gaudy besorgte, den Reiz von Originaldichtungen zu verleihen. Joseph Freiherr von Eichendorff ist mit seiner frommen Romantik der Gegensatz der meisten Dichter dieser Gruppe. Gemüthlichkeit ist das Element, von dem er getragen wird, Zartheit und Anmuth zeichnen seine Lieder aus, in seinen Balladen neigt er sich zum nächtlich Düstern hin. Er ist ein Repräsentant des deutschen Volksgesangs, viele seiner Lieder sind mit Glück in Musik gesetzt. Franz v. Gaudy, anfangs ein Nachahmer Heines, in seinen „Kaiserliedern" einen selbständigen Weg einschlagend, ist der beweglichste, witzigste und kühnste der deutschen Dichter. „Lieder und Romanzen" sind von ihm 1837 erschienen, außerdem metrische Bearbeitungen aus dem Polnischen, dem Alt- und Neufranzösischen. Ein Vorläufer der spätern politischen Dichter ist Gotthilf August v. Maltitz, sarkastisch und witzig, als Lyriker kaum über die Mittelmäßigkeit hervorragend. Seine „Pfefferkörner" haben ihrer Zeit Aufsehen gemacht, seine „Balladen und Romanzen" sind von Politik frei. Der berühmte Kunstkritiker Franz Kugler hat sich auch auf dem Gebiete der Dichtkunst mit Glück versucht, sein „Skizzenbuch" (1830), enthält Gedichte, musikalische Kompositionen und Zeichnungen neben einander. Zur Herausgabe eines „Liederbuchs für deutsche Künstler" verband er sich 1833 mit dem Düsseldorfer Reinick, der in volksthümlichen, oft kindlichen Liedern und Naturbildern eine eigenthümliche Laune entwickelt hat. Vielseitiger noch, ein ausgezeichneter Schwimmer und Entdecker der blauen Grotte auf der Insel Capri, Maler, Literarhistoriker, Erfinder von patentirten Schnellöfen und Alterthumsforscher, hat August Kopisch „Gedichte" veröffentlicht, denen die Liebe ihres Publikums eine hohe Stelle anweist.

E. Ferrand gefiel durch gemüthvolle zarte Lieder (Gedichte, Nachklänge, Gedichte, neue Sammlung), weniger bekannt ist der mehr der Reflexion hingegebene Ludwig Giesebrecht (Gedichte, 1838). Diesen schließen sich an August Kahlert, Söltl, Marbach, K. Herloßsohn, R. und H. Marggraf, Eckermann, O. Weber, H. Wenzel, Oettinger, Adolf Böttger u. a. m. Unter den wenigen Dichtern, die sich in der Aneignung antiker Formen gefallen, ist J. Matzerath (Gedichte, 1838) zu nennen, die Baiern A. Büssel, Fernau (Daxenberger,) Georg Scheuerlin, stehen dichterisch höher als das erlauchte Vorbild, das ihr engeres Vaterland ihnen geliefert hat. Mit Kletke (Gedichte, 1836), Neuffer, Gruppe und Smets schließen wir diese Aufzählung von Dichternamen. Wem es um größere Vollständigkeit zu thun ist, den verweisen wir auf eine von Karl Gödeke, dem Herausgeber Platens, veranstaltete Sammlung: „Deutschlands Dichter von 1813 bis 1843", die mit geschmackvoller Auswahl und passender Anordnung charakteristische Gedichte von hunderteinunddreißig deutschen Dichtern bringt.

Den Uebergang zu den politischen Dichtern bildet gewissermaßen Ferdinand Freiligrath (s. d.). Der Dichter des „Löwenritts" erweckte von seinem ersten Auftreten an eine Manier, gegen seinen Farbenreichthum erschien das lyrische Feld, wie Frühere es angebaut hatten, eintönig, sein brennendes südliche Kolorit lockte, die lebhaften Farben, die prägnanteren Bilder, die sonderbaren Reime wurden in die Lyrik eingeführt. Auch als er noch „auf einer höhern Warte stand, als auf der Zinne der Partei", drückte er ein Unbehagen an der Gegenwart und der deutschen Umgebung aus, seine Flucht in die fernsten Gegenden des Orients und der neuen Welt war im Grunde ein Protest gegen die öde Tagsgeschichte. Einmal politischer Dichter, ist er dann mit dem feurigen Schwunge seines Wesens weiter gegangen als jeder andere, fortgerissen von dem Strudel, über dem er sein Lied gleich einem feurig strahlenden Himmel voll unheimlicher Farbenpracht ausbreitet. Seine Werke sind: „Gedichte" (jetzt die zwölfte Auflage!), „Ein Glaubensbekenntniß" (darin wohl sein bestes politisches Lied: Exoriare! auf den Tod Diego's de Leon) „Lyrische Gedichte von Viktor Hugo", „Englische Gedichte aus neuerer Zeit", „Ça ira!", „Zwischen den Garben", „Venus und Adonis von Shakspeare", „Neuere und politische und soziale Gedichte", zwei Hefte. Die Fortsetzung dieser letztern hat den Dichter, dem eine peinliche Klage drohte, abermals aus Deutschland vertrieben. Diese neueste Sammlung ist kein Fortschritt, das Beste darin sind Uebersetzungen fremder Lieder von Thomas Hood, Barry Cornwall u. A., an deren Beispiel Freiligrath hätte lernen sollen, daß die dithyrambische Begeisterung noch Sitte und Form achten muß. Bürger hat sich in seinen den platten Volkston nachahmenden Gedichten nie so sehr versündigt, als Freiligrath in diesen „politischen und sozialen Gedichten" durch Bilder und Vergleiche, die er aus keinem andern Grunde herbeizieht, als um verletzend und obscön sein zu können. Man vergleiche das Gedicht „Kalifornien" (Heft 2, S. 25—29), dessen Anfang hier stehen mag als Probe, was Freiligrath jetzt unter Poesie versteht:

Auf sein Lager wirft sich lachend der Gnom:
„Sakrament, ja, der Sakramentostrom!
Ha ha ha, und die Menschheit, die gecke!
Kaum, daß ihr Einer den Bettel entdeckt,
Als gleich Tausende rufen: Hui, das schmeckt!
Und aber Tausende: Fort, daß es kleckt!
Und nun stehn sie alle, vergnügt und bedreckt,
Und wühlen im Dreck nach dem Drecke!

Die unschuldige Veranlassung zu dem Hereinbrechen der Fluth politischer Dichtung hat ein Dichter gegeben, dem die Natur die Gabe der Poesie in sehr geringem Maße gewährt, den Flug des Genius aber ganz versagt hatte. Nikolaus Becker mit seinem „Rheinlied" ist der wirkliche Altmeister der

politischen Dichterzunft, so wenig ihn diese als solchen anerkennen mag. Becker (gest. 28. August 1845 in Geilenkirchen) war ein braver, harmloser, bescheidener Mann, dessen Name durch die Zeit bekannt gemacht wurde, weil er in dem einsamen Zimmer eines Landstädtchens, ohne Sucht nach Ruhm oder Auszeichnung, dem Worte gelichen hatte, was damals die Zeit bewegte. Für den schlichten Ausdruck patriotischer Empfindungen, dessen sich die potitischen Parteien und die Musiker und das Volk bemächtigten, ist ihm von der einen Seite mehr Ehre zu Theil geworden, als er erwartete, von der andern Seite eine Anfeindung, die er am wenigsten verdiente. Ueber die Berechtigung der politischen Poesie ist viel Streit gewesen, et adhuc sub judice lis est. Es handelt sich dabei nicht um die politische Poesie als solche, diese hat es immer gegeben (den Beweis sehe man in zwei mit Fleiß geschriebenen Werken: Hoffmann von Fallersleben: „Poetische Gedichte aus der deutschen Vorzeit", und Herrmann Marggraf: „Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit"), es handelt sich vielmehr um die Modesucht, die sich des patriotischen Gedichts bemächtigt hat, und mit dieser Ausdehnung unterschreiben wir gern und willig Schücking's Urtheil: „Daß nicht jedes Talent die ihm von der Natur angewiesene Bahn wandelt, sondern sich von der Mode verführen läßt, in eine andere ihm fremde überzuspringen; daß der Nachahmungstrieb und die Sucht nach Beifall und Popularität den innern Drang des Gottes in uns überwältigt; daß man sich von dem nachziehen läßt, was an der Zeit ist, statt dem ewigen Rufe des Genius zu gehorchen; daß man die Idee und das Schöne darzustellen sich abmüht in Formen, die just beliebt sind, statt in den Formen, für welche man berufen — das ist eine Verirrung der traurigsten Art." Derselbe Kritiker hat darauf hingewiesen, daß die politische Poesie nur möglich ist, wo sie gegen eine durch Persönlichkeiten vertretene Tyrannei sich richten kann, wie Schubart eine solche bei seiner „Fürstengruft" vor Augen hatte, nicht aber da, wo ihr nichts entgegensteht als ein Zustand, eine aus hundert Jämmerlichkeiten zusammengeronnene politische Misère. Daß ein solcher Zustand den Vorwurf und Angriffspunkt unserer Lyriker ausmachte, mag uns die Erklärung geben, daß nur überwiegende Talente an den Klippen nicht vollständig Schiffbruch litten, und die Zahl der verfehlten Gedichte eine so große ist. Nahm doch selbst Heine an seinen Nachtretern zuletzt ein Aergerniß, und klagte in seinen „Neuen Gedichten" (Hamburg, 1844):

Daß ihm tausend arme Jungen
Gar verzweifelt nachgedichtet,
Und das Leid, das er besungen,
Noch viel schlimmeres angerichtet.

Hoffmann von Fallersleben, den wir seiner Produktivetät und wegen eines gewissen Anspruchs auf Anciennetät zuerst nennen, hat sich durch gründliche Forschungen um die altdeutsche Dichtung große Verdienste erworben. (Bonner Bruchstücke von Otfried, Horæ belgicæ, Althochdeutsche Glossen, Iter austriacum, Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther, u. s. w.) Seine ersten Produktionen: (Lieder und Romanzen, 1821, Alemannische Lieder, 1826, Gedichte, 1833, Buch der Liebe, 1836, Gedichte, neue Sammlung, 1837,) sind weniger gedankenreich, als heiter und ungekünstelt, durch Lieblichkeit, Gewandtheit in Sprache und Versbau ansprechend. Der politischen Poesie huldigte er zuerst in den „Unpolitischen Liedern", denen ein zahlreicher Nachwuchs gefolgt ist, „Deutsche Lieder aus der Schweiz", „Deutsche Gassenlieder", „Diavolini", „Spitzkugeln", „Heimathklänge", außerdem noch „Lieder für das junge Deutschland", „Schullieder", „Liebeslieder", „Rheinleben." In Folge des besondern Vertriebs sind die Gedichte Hoffmanns die am meisten verbreiteten von allen, sie schmeicheln sich dem Ohr leicht ein, Sangbarkeit zeichnet die meisten aus, tiefern Gehalt möchten wir allen absprechen, um so öfter hat sich Hoffmann durch sein politisches Verseschmieden zu Sünden gegen den Geschmack und zu Abirrungen vom Wege einer wahren Kunst lyrischer Poesie verleiten lassen. Karl Beck („Nächte", Der fahrende Poet",

„Gedichte", „Janko der ungarische Roßhirt", ein in Verse gebrachter Roman mit ausgezeichneten lyrischen Stellen, „Lieder vom armen Mann", Monatsrosen", „An Franz Joseph",) hat die Hoffnungen nicht erfüllt, die sich an sein erstes Auftreten knüpften. „Der fahrende Poet" (1838) ist sein Kulminationspunkt, in diesen Gedichten stört am wenigsten die hinter dithyrambischen Schwung sich versteckende Unklarheit, die ihm sonst eigen ist. Franz Dingelstedt begann mit „Gedichten", die sich in einer weichlich trüben Sentimentalität gefallen, dann folgten die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters", einen großen Fortschritt, dokumentirend, kräftig, zuweilen ausgelassen. In neuester Zeit hat der Dichter der inzwischen, seitdem er unter die Hofräthe gegangen war, von seinen Zunftgenossen manches unliebe Wort hören mußte, eine neue Folge von Zeitgedichten herausgegeben, „Nacht und Morgen", worin er sich seinen frühern Ueberzeugungen treu zeigt. Durch Gediegenheit gewinnt R. Prutz („Gedichte", „Ein Märchen", „Neue Gedichte", „Politische Wochenstube", eine aristophaeische Komödie), ein Meister in der Form, von klassischer Ruhe, nie dem Volke schmeichelnd, dem er sein Bestes widmet. Gottfried Kinkel (Gedichte, 1843, darin „Otto der Schütz", ein ewig junges und frisches Waldlied der Romantik,) hat sich seit 1847 den politischen Dichtern zugesellt und seitdem Erfahrungen gemacht, die sein eigenes Leben zu einem romantischen Epos gestalten. Als besten aller politischen, Dichter hat die öffentliche Meinung Georg Herwegh gekrönt. Es ist schwer diesen Dichter in jetziger Zeit getrennt von seinen spätern politischen Abenteuern zu denken, und aus diesem Grunde wird das Urtheil leicht ungerecht. Manche seiner besten Lieder sind durch die Reminiscenzen an die Fahrten des Dichters fast ungenießbar geworden, und er selbst hat am meisten gelitten durch einen Spott, der sich in bequemster Weise den Stoff aus seinen eigenen Gedichten holen konnte. Er gewann sich, als der erste Band seiner „Gedichte eines Lebendigen" erschien, die Herzen von Tausenden durch schlagende Bilder, hinreißend schöne Diktion und echt poetische Anschauung. Unbeachtet blieb die Bemerkung der Kritik, daß Herwegh Fremdes sich zu Nutzen zu machen verstehe, die radikale Partei bemächtigte sich seiner und schwindelte ihn auf eine Höhe hinauf, wo sich zu halten dem jungen Poeten die ganze Anlage seines Talents und seines Charakters verbot. Zum Unglück für ihn gelang es, seine schwäbische Natur mit einem guten Theil Eitelkeit und Anmaßung zu versetzen, es bildete sich in ihm eine krankhafte Selbstüberschätzung aus, die ihm seinen Stand um so schwerer machte, als das Publikum seit seinem Triumphzuge durch Deutschland von ihm die außerordentlichsten Erwartungen hegte. Der zweite Band seiner „Gedichte eines Lebendigen" (1844) zeigt ihn schon von seiner Höhe herabgesunken, nur wenige Lieder erinnern noch an die Feuergedichte des ersten Bandes, in den meisten stellt der Dichter sein liebes „Ich" zu sehr in den Vordergrund, namentlich in den kleinen, die zum Theil der Sphäre der Gemeinheit anheimfallen und sich beinahe durchgehends zu sehr in der Sphäre des bloßen Wortwitzes, oft gerade in der des bloßen Wortspiels bewegen. Seine jüngste Vergangenheit übergehen wir, um den Dichter mit den Worten unsers Anastasius Grün zuzurufen:

Ein neues Floß Dir zimmre, kühn kreuze durch die Meere,
Doch steure besser, wahre getreuer Deiner Flagge Ehre!

In die Polemik, die sich um des Schwabendichters Person bewegte, ist auch der Name Emanuel Geibel verflochten. Sein politisches Glaubensbekenntniß enthält sein Gedicht an Herwegh:

Fürwahr, ein Sämann schreitest Du,
Der Samen streut, doch der Zerstörung,
Ein Glöckner, der aus ihrer Ruh'
Die Völker stürmt, doch zur Empörung.
Du willst die Flamme, die so rein
Und heilig strahlt durch alle Lande,
Du willst den warmen Gottesschein
Zur Fackel Herostrats entweihn,
Und schwingst sie wild zum Tempelbrande.

Wir besitzen von Geibel: „Klassische Studien“, 1840, gemeinschaftlich mit Curtius, ein Heft höchst gelungener Uebersetzungen von lyrischen Gedichten des klassischen Alterthums, „Gedichte“, „Zeitstimmen“, „Volkslieder und Romanzen der Spanier, im Versmaße der Originale verdeutscht“, „König Sigurds Brautfahrt“, „Sonette“ für Schleswig-Holstein, „König Roderich“, eine Tragödie, „Juniuslieder“, ferner einzelne Gedichte, z. B. „Ein Ruf von der Trave.“ Emanuel Geibel gehört unter den jüngeren deutschen Dichtern zu den wenigen, an welchen sich eine stufenweise fortschreitende Entwicklung nachweisen läßt. Er eroberte sich nicht durch eine geschlossene Phalanx fertiger Gedichte gleich bei seinem ersten Auftreten einen sichern Platz in der Literatur, er zog nicht durch eine neue und blendende Manier von vorn herein die Aufmerksamkeit des großen Publikums auf sich. Seine ersten Gedichte waren einfach, melodisch, anmuthig, manchmal noch unbedeutend, aber allmälig traten in der jugendlich unbestimmten Physiognomie seiner Muse schärfere Züge der edelsten Art hervor. Die vollendete Form, welche dem Dichter vor andern eigen ist, hörte auf, ihm als bloßes Mittel zu leichtem Spiel halbbewußten Gefühls zu dienen, und wurde nach und nach zu einem würdigen Kleid für bedeutende Gedanken und tiefe Empfindungen. Sein religiöses Gefühl zeigt sich besonders in den „Zeitstimmen“, wo er zu einem Kreuzzuge auffordert, er ist ein Dichter voll Pietät, deshalb ist es auch natürlich, daß das volksthümliche Element und die Sage ihn tief ergreifen. In seinen Liedern politischen Inhalts feiert er den Fortschritt ohne die Zerstörung; er will, daß man dem Geiste der Geschichte seine allmächtige, aber ruhige Weise lasse, wie er todte Hüllen und wurmstichig gewordene Schalen abstreift, um neue Formen mit seinem Inhalt zu erfüllen. Geibels eigentliche Sphäre ist das Lied, ferner die Naturbetrachtung und das Einleben in die Natur, die er meist von ihrer hellen, dem Lichte zugewendeten Seite auffaßt, so wie der Ausdruck echt lyrischer Gefühle und subjektiver Stimmungen. Der Fortschritt in seiner Ausbildung, den wir ihm nachrühmten, zeigt sich besonders in seinen „Juniusliedern.“ War in den Jugendgedichten hie und da noch Unsicherheit und Unbestimmtheit des Ausdrucks wahrzunehmen, war das künstlerische Bild gelegentlich noch zu breit, noch in überströmend rauschender Pracht durchgeführt, so erscheint in dieser spätern Sammlung der Gedanke durchweg klar, das Bild überall auf das einfachere Maß, welches das Gesetz wahrer Schönheit bedingt, zurückgeführt. Bild und Gedanke verhalten sich hier wie Gewand und Körperform bei der griechischen Statue. Geibel ist gegenwärtig einer der beliebtesten Dichter Deutschlands, und die Kritik hat an diesem Erfolge wenig Theil. Von seinen Gedichten sind bis 1848 neun Auflagen erschienen, die Juniuslieder haben 1850 ihre dritte Auflage erlebt.*) Friedrich von Sallet (s. d.) ist uns in der schönsten Entwicklung seines reichen Talents entrissen worden („Gedichte“, „Funken“, „Die wahnsinnige Flasche“, „Schön Irla“, „Gesammelte Gedichte“, „Laienevangelium.“) Sallet ist einer unserer ernstesten Dichter, in seinen Werken haben wir die Beleuchtung der einen Idee, die seinen Geist erfüllte, der Idee von der nothwendigen Einheit des göttlichen und menschlichen Wesens. Er schritt aus der friedlichen Ruhe der kindlichen Natürlichkeit auf den Kampfplatz der Idee und des Lebens, und kämpfte sich mit

*) Geibel wird von der Partei nicht zu den politischen Dichtern gerechnet; aber er kennt die Lage seines Vaterlandes und seines Volks besser als die, welche in donnernden Phrasen zum Bürgerkrieg hetzten. Oder ist es nicht Prophetie in der erhabenen Bedeutung des Worts, wenn Geibel in den deutschen Klagen von 1844 sagt:

O säh' ich morgen schon den Sonnenschein
Sich spiegeln auf den Helmen der Geschwader!
Ging's morgen schon in Feindes Land hinein!
Krieg! Krieg! Gebt einen Krieg uns für den Hader,
Der uns das Mark versenget im Gebein.
Deutschland ist todtkrank! — schlagt ihm eine Ader!

Kraft und Klarheit bis zum Frieden eines gotterfüllten Bewußtseins hindurch. Diese rein menschliche Entwickelung hat Sallet, weil er sie so kräftig in sich durchgemacht hat, unter allen Dichtern am klarsten und lebendigsten geschildert, und dies sichert ihm besonders seine Bedeutung in der deutschen Literatur.

Die Koryphäen sind genannt, wir gelangen jetzt zu dem jüngern Nachwuchs und zu den Dichtern zweiter Ordnung. Zu den letztern rechnen nicht wir, wohl aber die öffentliche Meinung, die wenig von ihm Notiz genommen hat, Wilhelm Wackernagel, früher in Preußen, später in der Schweiz, wo er für Heranziehen der schweizerischen an die deutsche Dichtung bemüht gewesen ist. Er hat veröffentlicht „Gedichte eines fahrenden Schülers", „Neuere Gedichte", „Weinbüchlein", „Zeitgedichte", „Altfranzösische Lieder und Leiche aus Handschriften zu Bern und Neuenburg." Ihm gestaltet sich jede Empfindung und jeder Gedanke leicht zum Gedicht. Es ist alles Lied, oder Stimme des Gefühls, oder Bild der Naturanschauung in ungesuchten Formen, doch fehlen epigrammatische Spitzen nicht. In den Zeitgedichten hat Wackernagel dem politischen Gedicht seinen Tribut dargebracht und die Hegemonie Preußens empfohlen. Er singt von dem Schwesterpaar der Einheit und Freiheit und fragt:

Wen ihr gern zum Schein und Hüter
Dieser Frauen ausersieht?
Den die Krone schmückt am Riemen,
Dem mag auch der Stuhl geziemen,
Der im Dom zu Aachen steht.

Derb und markig, mit einer Ueberfülle von Kraft ausgestattet sind die „Lieder eines Erwachenden" von Graf Moritz Strachwitz. (Spätere Produktionen „Neuere Gedichte" und „Gesammelte Gedichte.") Obwohl in diesen Liedern eine unendliche Thatkraft sich auszubrausen strebt, obwohl dem Dichter der Zorn der freie Liederkönig ist, dessen Sohle er auf den Nacken der Gemeinheit stampfen sieht, so wird er doch durch eine vollständige Herrschaft über die Form immer vor Rohheit bewahrt. Er beherrscht die Form mit bewunderungswürdiger Gewandtheit, Strophen mit Gegenstrophen aus einem Drama „Kodrus", Sonette, Terzinen, Ghaselen beweisen es. Der „Sohn der Zeit" von Ludwig Seeger ist der Ausdruck eines tiefen Schmerzes, einer edlen Gedankenreife, die sich in geregeltem Maße ausspricht. Auch Seeger singt ein Rheinlied, aber ein anderes als Becker, „das sanfte Mädchen", ihm ist der Rhein ein ernster Fluß, der flüstert mitternächtlich gar zornige Melodien. Und, schließt sein Lied:

Und spiegeln mit hellem Scheine
Die Münster sich im Strom,
In Frankreich steht das eine,
Die andern sehn nach Rom.

H. Püttmann dichtete „Tscherkessenlieder", später „Dithmarschen-Lieder", in echt volksthümlichem Ton gehalten. Diese letztern besiegen die Kämpfe des freien Volksstamms im Küstenlande zwischen Eider und Elbe gegen König Johann von Dänemark vom Jahre 1500, denen die Sage ein besonders romantisches Element verleiht durch die Erscheinung der Jungfrau Maria von Hogenworden, die in ihren weißen Gewändern durch den Qualm der Dänenschlacht leuchtete. Dem glücklichen Stoff entspricht die gelungene Behandlung des Dichters; sie ist einfach und ungesucht, die Form meist körnig und frisch. Als österreichischer Dichter mit dem günstigsten Vorurtheil aufgenommen, hat Moritz Hartmann die Freude, die sein Erscheinen begrüßte, mehr als gerechtfertigt. Seine ersten Dichtungen erschienen unter dem Titel „Kelch und Schwert", den der Dichter mit den Eingangsworten rechtfertigt:

Der ich komm' aus dem Hussitenlande
Glaube, daß ich Gottes Blut genossen,
Liebe fühl' ich in mein Herz gegossen,
Lieb' ist Gottesblut, mein Herz sein Kelch.

Der ich komm' aus dem Hussitenlande,
Glaube an die fleischgewordnen Worte,
Daß Gedanken werden zur Kohorte
Und jedwedes Lied ein heilig Schwert.

Der Inhalt des Buchs ist ein mannigfaltiger: Innere Stimmen, aus der Gegenwart, aus Böhmen, aus Osten, böhmische Elegieen, episch-lyrische Gedichte, vermischte Gedichte, Sonette, Gestalten, Terzinen, überschreibt der Dichter die einzelnen Abschnitte. Der Ton ist elegischer als in den „Neueren Gedichten", Formengewandheit, Tiefe der Empfindung, Adel der Empfindung treten uns in beiden Werken in hoher Reinheit entgegen. Durch Kraft ausgezeichnet sind die Balladen der spätern Sammlung, „Frau Kartoffel" ist im glücklichsten humoristischen Ton gehalten und müßte ein beliebtes Volksgedicht werden, wenn unser Volk nach Gaben zu greifen pflegte, die auf weißem Papier und mit schönem Druck dargeboten werden. In der Zeit der Revolution hat Hartmann eine „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" in fünf Kapiteln (Einleitung, die symbolischen Thiere, Traumbuch für Michel, Eljen Kossuth, Apostel und Apostaten) veröffentlicht, die mehr Gegner als Freunde gefunden hat. In neuester Zeit hat er sich mit „Adam und Eva" in die Idylle geflüchtet. Ein zweiter Oesterreicher, Alfred Meissner, führte sich ein durch „Ziska, Gesänge" und „Gedichte", beide in vierter Auflage erschienen. Beide Werke haben gute Eigenschaften, wodurch diese Vorliebe gerechtfertigt wird, tief gefühlte Poesie sucht man aber bei Meißner vergebens. In einem Gedicht, „Im Jahre des Heils 1848", das der Dichter im besonderm Abdruck herauszugeben für gut fand, lesen wir folgende Verse:

Blei und Kanonen für das Volk! Das war
Der Fürsten Zahlung ihrer Schuld
Vom Jahre dreizehn. Doch hieß immerdar
„Von Gottesgnaden", was von „Volksgeduld."
In Leipzig, Köln und Mannheim floß das Blut
Aufs Pflaster hin. Allein was half der Strom?
Der „fromme König" baute fort am Dom,
Da Schlesien Hungers starb. Sein Uebermuth
Sprach schön und viel, und Deutschland schlief so gut
Oestreich schlief fester noch.

Als Prosa ginge das unter so vielem unnützerweise Gedrucktem mit hin, als Poesie ist es abscheulich. Hermann Rollet, auch ein Oesterreicher, begann mit Liederkränzen (1842), die er Justinus Kerner widmete. Es folgten „Frühlingsboten aus Oesterreich", „Wanderbuch eines Wiener Poeten", „Frische Lieder" u. a. m. In seinen spätern Gedichten hat Rollet einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan, sie sind bedeutender und gedankenreicher, mit schöneren und von tieferer Empfindung zeugenden Klängen ausgestattet. Im allgemeinen ist die Muse Rolletts eine kindliche und harmlose, ihre ganze Physiognomie beweist, daß sie darauf angewiesen ist, sich in die heitern Farben des Lebens zu kleiden — weshalb drapirt sich da der Dichter in den düstern Mantel politischen Märtyrerthums, obgleich er so wenig berufen ist, unter solcher Last zu ächzen. Der jüngsten Zeit gehört an Max Waldau („Canzonen", 1848, „Blätter im Winde", „O diese Zeit!" Canzone, „Für Gottfried Kinkel"). Es ist ein hoher Schwung in diesem Dichter, durch die elegischen Töne seiner Canzonen brechen Zornesflammen. Karl Knorrn hat vieles gedichtet („Politische und unpolitische Gedichte, „Dichtungen, neue Sammlung", „Morgengruß an die Preußen"), und seine Dichtungen scheinen Anklang zu finden, da wir auf den Titeln von zweiten Auflagen lesen. Mit ungleich mehr Talent ausgestattet ist Fedor Löwe („Eine Dichterwoche", Lieder aus Frankfurt." Von Adolf Strodtmann, der in diesen Blättern als Biograph Kinkels genannt wurde, sind „Lieder der Nacht" erschienen, die für diesen jungen Dichter eine günstige Meinung erwecken.

Das nichtpolitische Lied hat bei allem Vordrängen der politischen Dichtung doch stets seine Pflege gefunden. Graf Franz Pocci steht mit seiner Muse im Dienste der Romantik und ist eben so fromm, als wohlwollend und bescheiden.

Am liebsten windet er Legendenkränze um Heiligenbilder, und es geschieht ihm in seiner Inbrunst, daß er sich in der Wahl des Stoffes vergreift; Sankt Viktus, der in glühendem Oel geschmorte Heilige ist kein Vorwurf für einen Dichter. Wilhelm Junkmann ist ganz Westfale, seine Poesie ist die Blüthe der westfälischen Natur. Viele seiner ungereimten Dichtungen erinnern an die sibyllinischen Blätter von Coleridge; sie sind ebenso voll elegischer Schwermuth und voll ungeschminkter Natürlichkeit. Ein zweiter Westfale, Levin Schücking (kein Israelit, der Vorname Levin ist in den Familien des Münsterlandes ein gebräuchlicher), hat sich durch zwei Pforten in die Literatur eingeführt, durch Kritik und Poesie. Die warme Empfänglichkeit und Bildungsfähigkeit, welche dem Kritiker das Eingehen in die fremde Subjektivetät möglich macht, hindert den Lyriker an einer entschiedenen Entwicklung seiner eigenen. Die Züge seiner Dichtung sind darum eher weich als fest, öfter rund als scharf, die Farbe stellenweise unklar, der Charakter wechselnd und verschwimmend. Die reinste Wirkung erreicht Schücking da, wo er sich selbst, seine Anschauung und Empfindung giebt, vor allen Dingen in den Gedichten an und über die westfälische Heimath, von deren rother Erde er einen starken Geschmack in allen seinen Schriften verräth, in den Liebesliedern, wenn er das Gefühl nicht vom Bilde überwuchern läßt, in den erzählenden und gelegenheitlichen Poesien, sobald sein Humor frei spielen kann. Nirgends verleugnet oder verbirgt sich neben einer streng und entschiedenen deutschen Gesinnung eine eben so entschiedene poetische Neigung für das Vergangene, eine von der Heimath und aus erster Erziehung stammende Anhänglichkeit an das kirchliche Leben und Streben, ein Sinn bewußter Mäßigung in politischen Dingen. Seine politischen Gedichte huldigen der Freiheit, aber er vermißt den Führer, der dem Heer voranreite.

Wo ist, der sprengt dem neuen Tag die Pforte?
Längst kündigten sein Nahen eure Worte,
Den neuen Frühling eurer Lieder Schwalben.
Doch wie wir flehn mit brünstigen Gebeten,
Wir sehn den König nicht, nur die Propheten,
Nur Samuele, die ihn wollen salben!

Eine sorgfältige und gewissenhafte Ausbildung der Form schließt bei ihm nicht überall die Anklänge fremder Weisen aus, namentlich läßt sich die örtliche und persönliche Nähe Freiligraths aus manchen der ältern Gedichte störend heraushören. „Gedichte" vom Fürsten zu Lynar zeigen ein bedeutendes Talent, welches aber zu nachlässig und gedankenscheu die Form wie einen bequemen und eleganten Schlafrock um sich geworfen hat. Von Herrmann Scharf v. Scharffenstein sind zwei Sammlungen von Gedichten da, bestimmt für ein höchstes Publikum. Dieser Dichter singt Fürsten und Könige an, auch Heinrich V. (die IV. hinter dem Namen in der Gedichtüberschrift ist wohl ein Druckfehler), von dessen Thronbesteigung er alles hofft.

Europa wird in Bälde dann genesen
Von sogenannter Freiheit irrem Wahne,
Dann wehet überall die stolze Fahne,
Drauf Friede, Glück und Gottesfurcht zu lesen.

Die Romanzen und Balladen der Sammlungen sind besser als diese Probe. Mit einem ganz bedeutenden Talente machen uns die Gedichte von Gottfried Keller bekannt. Dieser Dichter ist groß und oft hinreißend, wo er sich einem Naturkultus hingiebt, dessen berufener Priester er ist; hier ist er reich an Bildern wie an Empfindung, seine Sprache frisch und kräftig, oft nicht ohne eine Keckheit und Schärfe, die den Reiz seiner schwungreichen Diktion nur erhöhen kann. Dagegen finden wir in seinen Dichtungen eine Series: „Gedanken eines lebendig Begrabenen", die widerwärtig und geschmacklos sind wie nur etwas, was die französische Blut- und Schauderromantik ersonnen hat; ohne wie jene gewöhnlich durch Genialität und Kühnheit der Konzeption einigermaßen zu entschädigen. Ein schwächerer Namensvetter, Dr. Georg Joseph Keller, wie es scheint ein Franke, hat es bis zu drei Bänden „Dichtungen" gebracht. Die „Gedichte" von Ernst

Julius Otto sind fast ohne Ausnahme für die Komposition geschrieben und auch vielfach, namentlich von dem Vater des jung gestorbenen Dichters, dem Dresdener Julius Otto in Musik gesetzt. Danach muß ihr Werth beurtheilt werden. Sie sind einfach, leicht auf das Papier geworfen, weder durch Gedankenreichthum noch durch Tiefe der Empfindung ausgezeichnet, aber durchaus sangbar. Seine größern Gedichte „Burschenfahrten", „Gesellenfahrten", und „Soldatenleben" sind mit den Kompositionen seines Vaters Eigenthum wohl aller Liedertafeln geworden, und entsprechen völlig dem Geschmack unseres minder gebildeten Mittelstandes für eine leicht eingehende hausbackene Poesie. Auch Operntexte hat Ernst Julius Otto gedichtet, einige derselben haben Komponisten gefunden, unter andern Julius Rietz.

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung der neuesten deutschen Literatur, daß die Liederdichtung in gebundener Rede fast ausschließlich von dem stärkern Geschlecht angebaut worden ist. Der dichtenden Damen sind nicht viele, noch weniger deren, die Theilnahme gefunden haben. Louise v. Ploennies gefällt sich hauptsächlich in der Sonetform, die sie mit zierlicher Anmuth zu handhaben weiß. („Gedichte", 1844, ihr erstes Werk, „Neuere Gedichte", „Abälard und Heloise, ein Sonettenkranz", „Oskar und Gianetta, ein Sonettenkranz.") Oskar und Gianetta ist ein völliger Liebesroman in Sonetten, von dem Augenblick, wo die Liebenden zum ersten Male sich begegnen, bis zur Vereinigung am Traualtar fortgesponnen. Ida v. Düringsfeld, der Verfasserin von Schloß Goczyn, die als deutsche Dichterin mit Liedern „Für Dich!" debutirte, sind wir zu Dank verpflichtet durch ein Bändchen Uebersetzungen tschechischer Lieder: „Böhmische Rosen" nach der 1842 erschienenen Pisne Narodny. Bei Adelheid von Stolterfoth ist der Rhein der Silberfaden, der ihre Dichtung blitzend durchschlängelt. Am Rhein hängt sie mit frauenhafter Treue, und wenn allerdings nicht geleugnet werden kann, daß solche liebenswürdige Beständigkeit auf der einen Seite eine gewisse Monotonie der Produktion, eine gewisse Beengung des Anschauungshorizonts der Dichterin zur Folge hat, so bedingt sie doch auf der andern Seite ihren poetischen Charakter und macht sie zu dem, was sie ist, zu einer dichterischen Individualität. Ein tiefes ächt poetisches Gemüth, begeistert für den Strom, an dessen Ufern sie aufgewachsen ist, lauscht sie der Chronik wie dem Volksmunde eine Menge der vortrefflichsten Stoffe ab und reproducirt diese mit Meisterschaft. Adelheid v. Stolterfoth hat Nachahmer in Vers und Prosa gefunden, englische und französische Uebersetzer haben auch auswärts zu ihrem Bekanntwerden beigetragen. Betty Paoli, eine Wiener Dichterin, hat eine große poetische Begabung, in ihren Liedern pulsirt ein heißes Blut, ein ernstes Schicksal mag auf sie eingewirkt haben. Bedeutender als sie ist Annette v. Droste, eine merkwürdig dämonische Natur, trotz ihrer Vorliebe für mittelalterliche und Rokokostoffe dennoch vielleicht in Form und Fassung die modernste aller jetzt schaffenden Dichterinnen. Ihre Gedichte sind in ihrem Kern und Wesen vollkommen weiblich, und doch dabei mit der männlichsten Kraft des Ausdrucks gepaart. Auch ist dabei nirgend eine Koketterie der Empfindung, alles ist innerlich gesund, und jede überflüssige Zierath wird mit strengem Sinn verschmäht. Sind ihre Gedichte auch in ihrem Werth verschieden, fehlt einzelnen die Klarheit des Ausdrucks und jene Korrektheit der Form, die man bei der heutigen Durchbildung der Sprache zu fordern berechtigt ist, so sind sie doch immer abgeschlossene Lichtbilder einer völlig ausgeprägten Individualität. Wir brechen hier in der Beurtheilung der deutschen Dichterinnen ab, auf die meisten außer den genannten paßt die Kritik, die Annette v. Droste in die Form einer Warnung kleidet:

Schaut auf! Zur Rechten nicht — durch Thränengründe,
Mondscheinalleen und blasse Nebeldecken,
Wo einsam die veraltete Selinde
Zur Luna mag die Lilienarme strecken.
Glaubt, zur Genüge hauchten Seufzerwinde,
Längst überfloß der Sehnsucht Thränenbecken
An eurem Hügel mag die Hirtin klagen,
Und seufzend drauf ein Gänseblümchen tragen.

Doch auch zur Linken nicht — durch Winkelgassen,
Wo tückisch nur die Diebslaternen blinken,
Mit wildem Druck euch rohe Hände fassen,
Und Schmollis Wüstling' euch und Schwelger trinken,
Der Sinne Bacchanale, wo die blassen
Betäubten Opfer in die Rosen sinken,
Und endlich, eures Sarges letzte Ehre,
Man drüber legt die Kränze der Hetäre!

Die fromme Dichtung hat bis auf die jüngste Zeit wenig Priester gefunden, jetzt schallen plötzlich Markt und Gassen von dem Schlagen der heiligen Harfe wieder. Auch darin ist Mode, wie früher in dem politisch anklingenden Gesang, und wenn die frommen Wasser sich verlaufen haben, wird uns nur ein kärglicher Gewinn bleiben. In diesem Zweige der Dichtkunst muß man häufiger als in jedem andern den guten Willen für die That nehmen: „Gott sieht aufs Herz!" ist der Wahlspruch der meisten unserer gottbegeisterten Sänger. Das religiöse Lied haben früher von Wessenberg, Burckhard, Albert Knapp und Spitta angebaut, mystische Klänge ließ der Tyroler Priester Beda Weber, gegenwärtig in Frankfurt am Main auf einem Vorposten der ecclesia militans, vernehmen. Ein anderer Tyroler, Berengarius Ivo hat ein Mysterium „Himmel und Erde" gedichtet. Dieses beabsichtigt, eine dem Byron'schen Kain entgegengesetzte Weltansicht darzulegen; wie sich dort an die Gebrechen unserer Kräfte und die vielen uns drückenden Uebel der Zweifel an eine weise Vorsehung knüpft, wird hier auf das Mißverständniß der „wahren und größten Kraft" des Menschen, das Gefühl hingewiesen, womit er weit mehr als mit seinem Verstande, dem Vorzug höher begabter Geister, geeignet sei, sich der Anschauung des Urquells alles Schönen zu nähern. In neuester Zeit ist es einem Dichter gelungen, die Theilnahme, die sich dem frommen Gesange lange Zeit nicht zuwenden wollte, in sehr hohem Grade für sich zu gewinnen. Dieser Dichter ist Oskar v. Redwitz, sein erstes Gedicht, in epischer Form mit lyrischem Inhalt, heißt „Amaranth", und ist jetzt, nach Jahresfrist, in sechster Auflage erschienen. Die Form ist die subjektivste, der Dichter strömt seine Gefühle und Anschauungen aus, der epische Kern, anfangs kaum erkennbar, hebt sich erst im Verlaufe der Dichtung hervor. Die einfache Empfindung, die nicht selten in Uhland'scher Gediegenheit durchklingt, wird häufig vom strotzenden Bildergewühl, von Reflektionsdialektik, von fremdartigen Reimschlingen überwuchert, das rechte Maß vermißt man bei diesem jugendlichen Talent noch. Mehr aus einem Gusse ist desselben Dichters „Märchen." Den Inhalt bildet die Geschichte von der heiligen Mutterliebe der Tanne zum Waldbrünnlein, das in guter Hut, vom Tannenbaum beschattet, von Rosen umduftet, in Gehorsam und Frömmigkeit aufwächst. Aber ein böser Vogel setzt dem Waldbrünnlein in den Kopf, Ehre und Manneswürde verlangten von ihm, daß es sich der Vormundschaft der Tanne entziehe und sich etwas versuche in der Welt. Waldbrünnlein entweicht heimlich, Mutter Tanne schickt ihm einen Tannenzweig nach, daß er es aus Fährlichkeiten errette, was bald genug nöthig wird. Denn Waldbrünnlein geräth in schlechte Gesellschaft, die Schlange wirbt es für die Freiheit, und nun betheiligt es sich gar bei einer meuterischen Ueberschwemmung, die gegen die Dome anstürmt, dort zurückgeworfen den Thron umstürzen will, und ihren Zweck erreichen würde, wenn die fromme Königin nicht den Beistand der heiligen Rose erhielte. Zuletzt geht Waldbrünnlein in sich, wird von der guten Tanne zu Gnaden angenommen, und lebt fortan ein idyllisches Leben in Zucht und Gottergebenheit. Diese Mystik ist eine durchsichtige, Tannenbaum und Rose und der reuige Bach haben uns längst vorbereitet auf den Schluß, der in einer Vision die Tendenz des Gedichts noch einmal zusammenfaßt:

Ich sehe Feuerzungen schweben
Rings um die nachtumflorte Erde;
Des Irrthums Schleier all sich heben!
Bis in des Landes fernste Fernen
Sich schauend meine Blicke tragen!

Als ob's ein einzig Leuchten werde
Aus Sonne, Mond und allen Sternen,
Seh' ich den Friedensmorgen tagen —
Es wird ein Hirt und eine Heerde!
Du arme Erde, nun frohlocke!
O sieh', o sieh' in einem Strom
Versöhnet naht die Christenschaar,
Und alle ruft nur eine Glocke,
Und alle ziehn nach einem Dom,
Und aller harrt nur ein Altar!

Das politische Lied scheint seit 1848 sich auf die entgegengesetzte Seite stellen zu wollen. Der loyalen Sänger ist Legion, ein Hesekiel, Prophet des Treubundes, ist der vorlauteste. Wir wünschen diesen Sängern, daß sie das vorgesetzte Ziel erreichen und dann ihre Leier dankbaren Sinns in Pension setzen mögen. Einer dieser Sänger ist durch seine Persönlichkeit interessant, es ist Baron Jellachich, Ban von Kroatien, der Gedichte, von ihm „Eine Stunde der Erinnerung" betitelt, herausgegeben hat. Auch einen gefeierten Namen finden wir in der Schaar, Zedlitz, dessen „Soldatenbüchlein" einen Genuß gewährt, den wir uns nicht durch die Erinnerung verkümmern lassen, daß die Leier des Dichters vor dem mit andern Saiten bezogen war. Nicht minder üppig als die Tendenzpoesie treibt die reine Lyrik neuerdings ihre Blüthen, aus jedem Winkel schießen Lieder hervor, einer dieser modernen Dichter, l'Egru, bringt gleich ein ganzes „Gewächshaus" voll Blumen. Zwei bedeutende Namen heben sich verheißend über die Menge empor. Friedrich Halm (Münch-Bellinghausen), als dramatischer Dichter längst mit Ruhm genannt, hat 1851 auch einen Band „Gedichte" herausgegeben, in denen sich voller Seelenfriede, eine fast ländliche Ruhe und Unbekümmertheit abspiegeln. Dieser Dichter läßt sich zuweilen gehen, daß er in der Form das Vorzüglichste leisten kann, beweisen die Ghaselen der Sammlung. Der zweite Dichter, bisher noch nicht genannt, ist Otto Roquette: „Waldmeisters Brautfahrt. Ein Rhein-, Wein- und Wandermärchen." Dieser junge Dichter verspricht viel, das frische Leben ist die Quelle seiner Poesie, die Bilder und Naturschilderungen in seinem Gedichte, die Empfindungen des Morgens und Abends sind ungekünstelt, wahr und tief, der Ausdruck reich und mannigfaltig, die Verse rein, oft musterhaft.

Wir haben noch mit wenigen Worten der Dialektdichter zu gedenken. Wenn es richtig ist, daß das provinzielle Volkslied weniger den Dialekt nachahmen, als Ton und Stimmung einer besondern Gegend genau treffen soll, so verdient Holtei mit seinen schlesischen Liedern die Palme. Franz v. Kobell dichtet in der Mundart der baierischen Hochlande mit einer angeborenen Zartheit des Geschmacks, welche allein diese Art von Poesie veredeln kann. Seidl gab Gedichte in österreichischem Dialekt heraus, Anton Schosser in der Volksmundart des Traunkreises, E. Stöber widmete sich der verkommenden elsässischen Sprachweise; ältern Ursprungs sind die Lieder, die Grübel der Volkssprache Nürnbergs und seiner Umgebung nachgedichtet hat.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. G. Gato in Meißen.

Die Deutschen in Böhmen. Das von Tschechen und Deutschen bewohnte österreichische Kronland Böhmen bildet einen großen Thalkessel, der früher mit Wasser gefüllt einen kolossalen Binnensee dargestellt haben mag, und auf allen Seiten von Gebirgen eingefaßt wird. Im Norden umsäumen Böhmen das Erzgebirge, die Berge der Lausitz und das Riesengebirge, im Nordwesten das Fichtelgebirge, im Westen der Böhmerwald, im Süden die Ausläufer des Böhmerwaldes und der mährisch-schlesische Höhenzug, im Osten derselbe Höhenzug und die Sudeten. Den Thalkessel bewohnen die Tschechen, die Sitze der böhmischen Deutschen liegen mit wenigen Ausnahmen in den genannten Gebirgen und in dem mit dem Erzgebirge gleichlaufenden Mittelgebirge. Von Braunau im Königsgrätzer Kreise nordöstlich wohnt diese Grenzbevölkerung in zusammengehörenden Massen zusammen, die in weitem Bogen vom Norden nach Westen, von da nach Süden bis über böhmisch Grazen im Budweiser Kreise hinausreichen. Dieser 112 Meilen lange deutsche Grenzsaum, im Rücken gestützt auf die Deutschen in Schlesien, Sachsen, Baiern und Oesterreich, erstreckt sich an den einzelnen Punkten mehr oder weniger tief nach Böhmen hinein. Die größte Breite beträgt im Norden elf, im Westen vierzehn Meilen, die schmalste Stelle befindet sich bei Klentsch im Klattauer Kreise, wo die Deutschen auf einen kaum eine halbe Stunde ins Land gehenden Streifen beschränkt sind. Diese zusammenhängende Masse umfaßt ein Gebiet von etwa dreihundert Geviertmeilen. Drei große Sprachinseln liegen gegen Mähren zu, die erste an der mährisch-schlesischen Grenze von Gießhübel bis Policka, eine schmale 25 Meilen lange Strecke mit 195 Wohnorten und etwa 95,000 Einwohnern, die zweite an der mährischen Grenze um Iglau, auf der andern Seite in Mähren sich fortsetzend, mit 57 Wohnorten und 15,600 Einwohnern auf der böhmischen Seite, die dritte an der mährisch-österreichischen Grenze bei Bistritz, mit 69 Wohnorten und 35,000 Einwohnern. In Beziehung auf die Anzahl der in Böhmen lebenden Deutschen sind wir auf ziemlich ungenaue Angaben angewiesen, ein Mangel, der hauptsächlich daher stammt, daß man bis in die neueste Zeit gewöhnlich nur nach deutschen Kirchsprengeln oder Dominien zählte, und dabei meist die gemischten, wo gleichwohl viele Dörfer rein deutsch sind, unberücksichtigt ließ. Nach Schaffarik wohnten 1842 in Böhmen 1,200,000 Deutsche, nach Springer 1,300,000, nach Schnabel 1,800,000, und die letzte Zahl nehmen auch die von der Direktion der administrativen Statistik herausgegebenen Tafeln für das Jahr 1843 an. Die „Deutsche Zeitung" berechnete für das Jahr 1846 die Zahl der Deutschen auf 1,676,336, eine vorläufige ministerielle Erhebung fand für dasselbe Jahr die Ziffer 1,727,950. Nach Sommer und Schmalfuß ergiebt sich für die Vertheilung der Deutschen im Jahr 1846 folgende Tabelle:

Kreis.	Deutsche Einwohner.	Städten.	In Märkten.	Dörfern.
Leitmeritz	373,400	28	10	877
Elbogen	276,042	27	14	643
Bunzlau	228,300	11	4	343
Saaz	145,600	27	—	435
Pilsen	140,300	9	13	413
Königgrätz	126,000	3	10	250
Budweis	118,600	4	16	515
Prachin	69,800	4	3	170
Bydzow	68,000	2	3	97
Klattau	58,000	3	4	207
Chrudim	55,000	1	1	84
Tabor	35,000	1	3	65
Czaslau	15,600	—	1	57
Rakonitz	6,000	—	—	23
Kaurzim	—	—	—	—
Beraun	—	—	—	—
Zusammen:	1,715,642.	120.	82.	4179.

Im Jahr 1846 hatte Böhmen eine Gesammtbevölkerung von 4,417,025 Menschen, so daß mithin neben 1,715,642 Deutschen 2,701,383 Tschechen wohnten. Daraus ergiebt sich, daß die Deutschen zwei Fünftheile, genauer 0,39 der Bevölkerung bildeten. Die neue Eintheilung Böhmens kennt sieben Kreise mit 210 Bezirken, von welch letztern 98 rein tschechisch, 74 rein deutsch, 38 gemischt und zwar 14 mit überwiegend deutscher Bevölkerung sind. Die 38 gemischten Bezirke sind von 959,678 Menschen bewohnt, die vierzehn mit vorherrschend deutscher Bevölkerung zählen 288,655 Einwohner. Der Kreis Eger hat unter 34 Bezirken 32 rein, 2 überwiegend deutsche mit 564,853 Menschen, Leipa unter 24 Bezirken 23 rein, 1 überwiegend deutsche mit 541,932 Einwohnern, Gitschin unter 39 sieben rein, zwei überwiegend deutsche mit 166,797 E., Budweis unter 31 Bezirken 6 rein, 3 überwiegend deutsche mit 174,616 E., Pilsen unter 31 Bezirken 6 rein, 4 vorwiegend deutsche mit 139,047 E., Pardubitz unter 27 Bezirken 2 mit vorwiegend deutscher Bevölkerung und 54,664 Einwohnern. Ueber die Zahl der im siebenten (Prager) Kreise lebenden Deutschen haben die offiziellen Quellen noch nichts veröffentlicht. In Böhmen überhaupt kommen auf die Geviertmeile 4800 E., in Deutsch-Böhmen 5100, also 300 mehr als in Böhmen überhaupt. Kommt in Böhmen überhaupt auf 3—4 Geviertmeilen eine Stadt, so hat Deutsch-Böhmen schon auf 2—3 eine. Die drei größten Städte nach Prag, Reichenberg, Eger und Budweis, werden von Deutschen bewohnt. In Böhmen überhaupt hat die Geviertmeile 14 Dörfer, in Deutsch-Böhmen nur 12, dagegen sind die deutschen Dörfer größer als die tschechischen. Von den 29 Dörfern mit mehr als 2000 Einw., die es in Böhmen giebt, kommen 27 auf den deutschen Landestheil. In den gemischten Landestheilen verstehen die Einwohner der Regel nach beide Sprachen, und in der Oberherrschaft der einen oder der andern Nationalität findet ein häufiger Wechsel statt. Im allgemeinen ist aber die deutsche im Nachtheil, so war z. B. früher das deutsche Element in Kuttenberg, Beraun und Neustadt an der Mettau stark vertreten, und jetzt ist es fast erloschen.

Da die Deutschen nur in den drei Kreisen, wo sie die Mehrzahl ausmachen, auch die Niederungen bewohnen, sonst aber überall auf die Gebirge angewiesen sind, so herrscht bei ihnen die Industrie vor dem Ackerbau, der im innern Böhmen die Hauptrolle spielt. In den drei alten Kreisen Elbogen, Saaz und Leitmeritz lebt nur $^1/_8$ der Bevölkerung vom Ackerbau, in den übrigen Kreisen ist der Bruchtheil ein noch geringerer, während in Böhmen überhaupt $^1/_6$ der Einwohnerschaft sich mit Landarbeiten beschäftigt. Die genannten drei Kreise erzeugen jährlich 7,896,700 niederösterreichische Metzen Getreide, wovon etwa 2 Millionen nach Baiern und Sachsen ausgeführt werden. Dieselben drei Kreise gewinnen mehr als die Hälfte des Hopfens, der in Böhmen überhaupt erzeugt wird, der Saazer und Leitmeritzer Kreis führen ferner eine bedeutende Menge Obst aus. Im Gebirge, wo der Boden mehr getheilt und die Viehzucht stärker ist, steht der Ackerbau auf einer höhern Stufe als im Flachlande, wo man mehr am Alten hängt. Die Industrie ist in Böhmen nirgends so sehr in Aufschwung als in den deutschen Bezirken, wo sie zum Theil seit alter Zeit heimisch ist. 1579 kam der erste Tuchmacher nach Reichenberg, 1605 wurde ebendaselbst die erste Färberei errichtet, die Spitzenklöppelei verbreitete sich bald nach der Erfindung (1661) über den böhmischen Theil des Gebirges. Die Hauptzweige der böhmischen Industrie sind nebst der Glasbereitung die Baumwolle-, Wolle- und Leinenmanufakturen. Die Baumwollspinnerei wird in vier deutsch-böhmischen Kreisen in 65 Fabriken betrieben, außer denen das übrige Böhmen noch 16 hat, und liefert mehr als ein Drittheil der bezüglichen Produkte im österreichischen Staate. Es werden jährlich nahe an 5 Millionen Pfd. Garn gesponnen, von einem Werthe von 3 Mill. Gulden C. M., wovon die Arbeitslöhne für die in diesem Zweige beschäftigten 10,000 Arbeiter etwa $^1/_5$ betragen. Die Verarbeitung des Garns auf Webstühlen beschäftigt noch weitere 70,000 Menschen, abgesehen von den Kattundruckern, die jährlich $1^1/_2$ Mill.

Stücke Kattun drucken. Leinwandwaaren mögen in den deutschen Bezirken jährlich für 3 Millionen Gulden Werth (Gesammtproduktion in Böhmen 9 Mill. Gulden) erzeugt werden, leider ist dieser Industriezweig aber so gedrückt, daß die Weber zu den ärmsten Klassen gehören, und der fleißigste Spinner nicht mehr als drei Kreuzer täglich verdient. Die Spitzenklöppelei liegt gegenwärtig ganz darnieder. Die Wollmanufaktur wird hauptsächlich in Reichenberg, nächstdem in Gablonz, Braunau, Friedland und Budweis betrieben, mehr von einzelnen Meistern als in Fabriken. Reichenberg allein hat 1200 Meister, die jährlich 70,000 Stück Tuch in einem Werthe von 6 Millionen Gulden liefern, außerdem 8 Fabriken, von deren 4100 Webestühlen 220,000 Stück mit einem Geldwerth von $7^1/_2$ Mill. Gulden fertig gemacht werden. Die Glasfabrikation, der alte Ruhm Böhmens, befindet sich fast ausschließlich in den Händen der Deutschen. Die Spiegelfabrikation von Bürgstein und Neuhurkenthal, die Glasfabrikation zu Neuwelt (Graf Harrach) und Grazen (Graf Bouqoi) sind berühmt, in Glaskompositionswaaren zeichnet sich Liebnau aus, der Hauptsitz der Glas- und Schmelzperlenfabrikation ist Gablonz, von wo von diesem anscheinend unbedeutenden Artikel für mehr als eine Million Gulden jährlich ausgeführt wird. Andere Industriezweige sind gewöhnlich auf einen kleinern Umkreis beschränkt, so die Fabrikation von Ringen, Knöpfen, Schnallen, von Stahl-, Zeug- und Schneidewaaren, von Nadeln aller Art, von Resonnanzböden, von Kinderspielwaaren, von Violinen und größern Darmsaiteninstrumenten. Der Bergbau wurde ursprünglich von Deutschen kultivirt, und wird noch jetzt vorzugsweise von ihnen betrieben, selbst auf slawischem Gebiet. Dem Bau auf Eisen und Steinkohlen hat bis jetzt hemmend im Wege gestanden, daß die Herrschaftsbesitzer, die außerdem über den Holzreichthum des Landes verfügten, bei Bau auf eigenem Boden von jedem Zehnten befreit waren, während der Privatmann von der Bruttoausbeute den ganzen Zehnten entrichten mußte. Auch der Reichthum des Landes an Braunkohlen wird nicht viel ausgebeutet, man baut nur an solchen Orten, wo die Braunkohlen zu Tage stehen. (Vgl. über die böhmische Industrie und Produktion die Schriften von Brauner, Dr. Kreuzberg, Dr. Stamm und Professor Balling.)

In der geistigen Bildung ist der Deutschböhme dem Tschechen voraus, und der Bildungsstand ist in solchen Gegenden, wo viel Handel und Gewerbthätigkeit herrscht, ein befriedigender, weniger im Gebirge. Das Volksschulwesen, das erst unter Maria Theresia einigen Aufschwung erhielt, verdankt viel dem Pfarrer Kindermann, der für seine Verdienste zum Bischof von Leitmeritz gemacht und unter dem Namen v. Schulstein in den Adelsstand erhoben wurde. Kaiser Joseph II. baute auf dieser Grundlage fort, die jetzige Volksschulverfassung hat Franz I., von josephinischen Grundsätzen möglichst gereinigt, ertheilt. Auf die Vermehrung der Schulen ist man seitdem fortwährend bedacht gewesen, hätte ein gleicher Eifer auf Abstellung der Mißbräuche und Mängel gewirkt, so würde Böhmen in dieser Beziehung wenig zu wünschen übrig lassen. Im Jahre 1812 hatte Böhmen 2501 Schulen, 1822 schon 2922, und 1844 war diese Zahl auf 3530 gestiegen. Von den 2922 Schulen des Jahres 1822 waren 1246 deutsche, 1457 tchechische und 219 gemischte, unter der Ziffer 3530 von 1844 befinden sich 1597 deutsche, 1728 tschechische und 205 gemischte. Die Zahl der Schulen hatte mithin gegen 1822 um 608 zugenommen, 351 deutsche und 271 tchechische, die der gemischten Schulen um 14 abgenommen. Prag und die größern Städte Böhmens haben 95 Schulen, im Elbogner Kreise bestehen 316, im Leitmeritzer 286, im Saazer 176, im Pilsener 192, im Bunzlauer 139, im Königgrätzer 105, die wenigsten, nicht mehr als 6, im Rakonitzer Kreise. In Böhmen überhaupt kommt 1 Schule auf 4 Wohnorte und 1250 Einwohner, in Deutschböhmen 1 auf 3 Wohnorte und 1140 Einwohner. In den deutschen Kreisen besuchen von 100 Kindern durchschnittlich 97 die Schule, in den tschechischen nur 93. In den Kreisen Leitmeritz und Saaz fehlt von 100 Kindern 1 in der Schule, im

Bunzlauer Kreise fehlen 2, in dem gebirgigen und armen Elbogner Kreise dagegen 7. Elf Schulen sind Hauptschulen, in Reichenberg besteht die einzige Realschule Deutschböhmens, Sonntagsgewerbeschulen haben Reichenberg, Schönlinde, Leitmeritz und Budweis. Dem Besserwerden steht hauptsächlich die gedrückte und unsichere Lage der Schullehrer entgegen. In einer dreifachen Abhängigkeit vom Patronatsherrn, vom Pfarrer und von der Gemeinde, soll der Schullehrer die widersprechendsten Anforderungen befriedigen. Die Einnahme von der Schule reicht zum Lebensunterhalt gewöhnlich nicht hin, der böhmische Lehrer ist daher auf Nebenverdienst angewiesen, den er als Messner, Abschreiber, aber auch als Musikant in den Dorfschenken findet.

Das glückliche Talent der Deutschböhmen für Musik ist durch die zahlreich umherziehenden böhmischen Musikanten in allen Ländern bekannt und berühmt geworden. Die Musikkorps der österreichischen Regimenter bestehen großen Theils aus Deutschböhmen, und auch nach Rußland gehen viele Musiker. Außer der Musik sind Poesie und Mathematik die beiden weit getrennten Gebiete, welche die Deutschböhmen mit Auszeichnung angebaut haben. Gerstner und Littrow, Egon Ebert, Frankl, Moritz Hartmann und Meissner gehören den deutschen Gebieten Böhmens an, auch Sennefelder, der Erfinder der Steindruckerei, und Bartl, dem wir die Tastenharmonika verdanken. Fromme Wünsche weisen Böhmen die Aufgabe zu, das Mittelglied zwischen Deutschthum und Slawenthum zu sein, beide einander näher zu führen, zu versöhnen. Der Gedanke, die Deutschen mit den Slawen, die Slawen mit den Deutschen bekannter zu machen, war auch die leitende Idee bei der Gründung der Prager Zeitung „Ost und West", die ihre Aufgabe mit Treue und Energie zu erfüllen bemüht gewesen ist. Die Konstellation, die durch das Ultratschechenthum für diese Verhältnisse hervorgerufen ist, hat die sorgsam gepflegten Keime in der Entwicklung gestört und läßt für die Zukunft keine großen Hoffnungen fassen. Bis jetzt ist das eigentliche Volk von dem Hasse, den seine Führer groß ziehen wollen, ziemlich frei geblieben, wenn auch die alte Antipathie zwischen slawisch und deutsch hie und da eine dunklere Färbung bekommen haben mag.

Die Städte Deutschböhmens sind gewöhnlich ganz unregelmäßig gebaut, die Gassen krumm und winklig, die Häuser aber größtentheils von Steinen aufgeführt, den Marktplatz umgeben Lauben. Im Flachlande sind die Dörfer oft besser und bequemer gebaut, als die Städte, im Gebirge findet man jene langgedehnten, aus kleinen hölzernen mit Stroh oder Schindeln gedeckten Häusern zusammengesetzten Dörfer, die den deutschen Gebirgen überhaupt eigen sind. Die innere Einrichtung der Gebäude weicht von jener der angrenzenden Länder nicht ab. Unter den Nahrungsmitteln spielen die Mehlspeisen eine große Rolle; zwei eigenthümliche Speisen hat das böhmische Riesengebirge, als Wochenspeise den Sauerkübel (Hafermehl, Sauerteig, Erdäpfel, saure Molken, etwas Butter und Salz), als Festessen das Fülsel (ein Brei aus Mehl und Milch, mit Pfefferkuchen überstreut). Das gewöhnliche Getränk ist Bier, ein in seinen besseren Sorten dem baierischen gleichkommendes, jedoch leichteres Getränk. Die Statistiker rechnen in Böhmen einen Verbrauch von 31 Maß auf den Kopf, woran die Deutschen einen Löwenantheil sich nehmen dürften. Unter den Trachten ist die der Egerländer Bauern durch große Aehnlichkeit mit der unkleidsamen Kleidung der Altenburger Landleute bemerkenswerth, etwas Eigenthümliches hat sich auch in der Tracht des böhmischen Riesengebirges erhalten. Auf einen kleinen Bezirk beschränkt ist die Kleidung der sogenannten Künischen, der Bauern von Waldwozd im Böhmerwalde: weiße Strümpfe und Schuhe, schwarzlederne Kniehosen mit weißen Schnüren an den Nähten, rothe, blaue oder grüne seidene Weste mit Goldblümchen gestickt und mit silbernen Knöpfen oder Zwanzigern geschmückt, schwarze oder veilchenblaue Manchesterjacke, karminrothes Halstuch, schwarzer breitkrämpiger Hut, über der Jacke oft noch ein bis an die Knöchel reichender Tuchrock mit schmalem stehenden

Kragen, auf der rechten Seite ein mit Silber beschlagenes Besteck, das aus der Hosentasche hervorsehen muß. Wie überall verschwinden auch in Deutschböhmen die Volkstrachten mehr und mehr, und beschränken sich jetzt schon hauptsächlich auf das Gebirge, während im Flachlande namentlich wo ein lebhafter gewerblicher und Handelsverkehr die Menschen durch einander würfelt, die monotone moderne Tracht den Sieg davon getragen hat. Von Dialekten lassen sich fünf unterscheiden, von denen aber kein einziger als ein ganz selbständiger betrachtet werden kann. Der Fichtelgebirgsdialekt (im Egerlande, in dem auf dem rechten Egerufer gelegenen Theile des Elbogner und in einem angrenzenden Theile des Pilsener Kreises) ist ein fränkischer Dialekt, eben so der Erzgebirgsdialekt, der im ganzen Erzgebirge und im Flachlande des Saazer Kreises herrscht. Der Riesengebirgsdialekt im Leitmeritzer, Bunzlauer, Bydzower und Königsgrätzer Kreise, mit Abweichungen auch an der mährischen Grenze, gehört zu der obersächsischen Dialektgruppe. In den Kreisen Budweis und Tabor hört man den baierisch-österreichischen Ton. Die meiste Eigenthümlichkeit entfaltet der Dialekt des Böhmerwaldes, der in dem Klattauer und Prachiner, ferner in einzelnen Theilen der Kreise Budweis und Pilsen gesprochen wird. Er macht den Uebergang von dem baierischen zum fränkischen Dialekt. Diesen lernt man am besten aus den Büchern von Rank kennen, hübsche Proben aller fünf Volksdialekte Böhmens, aus denen man die günstigste Meinung für die Volksdichtkunst des klangreichen Landes gewinnt, theilt Schmalfuß mit.

Die schroffen Ansprüche der Slawen machen die Geschichte der Deutschen in Böhmen zu einem nicht blos interessanten, sondern auch auf die Entwicklung der Gegenwart einflußreichen Studium. Ueber die ältesten Zeiten können wir mit den wenigen Worten hinweggehen, daß die ältesten bekannten Bewohner Böhmens, die Bojer, ein keltischer Volksstamm waren, und daß die deutschen Markomannen, welche jenen folgten, schon durch den hunnischen Volksstrom, der den Tschechen die Wege ebnete, in die Gebirge zurückgedrängt worden zu sein scheinen. Die slawischen Schriftsteller (s. Palacky, Geschichte von Böhmen, B. 1. an vielen Orten) leugnen, daß überhaupt Deutsche nach dem Hunnensturme noch sich in den böhmischen Gebirgen hätten halten können, die Beweise dafür sind aber da, und sind theils allgemeine, aus dem eigentlichen Wesen der sogenannten, von der historischen Kritik auf ihr wahres Maß zurückgeführten Völkerwanderung entnommen, theils speziell für Böhmen geltende, welche letztere man unter anderm in Pelzels 1789, also lange vor dem jetzigen Hader erschienenen „Geschichte der Deutschen in Böhmen" zusammengestellt findet. Die slawischen Schriftsteller brauchen ihre unhistorische Behauptung dazu, um den Beweis zu führen, daß die Deutschen spätere Ankömmlinge im Lande, Kolonisten, Gäste sind, die keine Rechte beanspruchen dürfen, als tschechische Gastfreundschaft ihnen freiwillig einräumt. Deutsches Wesen machte sich im böhmischen Thalkessel selbst in doppelter Weise fühlbar, einmal durch die Geistlichkeit — alle Prager Bischöfe von dem Sachsen Ditmar an (973) bis ins 13. Jahrhundert waren Deutsche, die reichsten Klöster, Kladrau, Pomuk, Sedlec, Strachow, Selau, Plaß, Osseg u. s. w. wurden mit deutschen Mönchen besetzt — dann durch die Hofhaltung der böhmischen Herzöge, deren deutsche Gemahlinnen deutsche Sitten nach Böhmen verpflanzten. Mit dem Ende des 11. Jahrhunderts begann der Einfluß des deutschen Städtewesens, dieser mächtigen germanischen Propaganda des Mittelalters, deren Einwirkungen sich nach vielen Richtungen weit verfolgen lassen. In Prag erschienen die Deutschen unter Wratislaw II. (1061—1092), der sie mit Freiheiten beschenkte, die von den Nachfolgern beträchtlich erweitert wurden. Die erste deutsche Kolonie wird beim Jahre 1203 erwähnt, Ottokar II. begünstigte diese Ansiedler nach Kräften, und Palacky selbst muß zugestehen, daß man diesen Kolonisten zunächst die hohe Blüthe der Bergwerke von Kuttenberg und Deutschbrod verdanke, welche auf Vermehrung des Wohlstandes im Lande und somit auch der Macht des Staats so großen

Einfluß gehabt habe. Derselbe den Deutschen feindseligste Schriftsteller sagt von diesen Kolonisten: „Für sie und größtentheils auch durch sie wurde der Bürgerstand, folglich auch Gewerbthätigkeit im Lande neu belebt und gehoben; ihre Ansiedelungen gaben auch mittelbar Anlaß zu der seit Ottokar II. so eifrig betriebenen Emanzipation der Bauern." Das Deutschthum fand seine Feinde nicht unter dem Volk, das die Quelle, aus der so viele Wohlthaten flossen, ehrte und liebte, sondern unter dem Adel, dessen Groll natürlich nicht vermindert wurde, als die Städte sich nach längerer Fehde 1309 Sitz und Stimme auf dem Landtage erkämpften. Dieser Haß, dessen Zeuge die Reimchronik von Dalemil ist, konnte das Uebergewicht der Deutschen so wenig brechen, daß der deutsche Einfluß unter Karl IV. vielmehr seinen Höhenpunkt erreichte. Prag war nun ein halbes Jahrhundert lang als Sitz des Kaisers ein Sammelplatz für die Deutschen, die Gründung der Prager Hochschule vermehrte dieses Zuströmen, so daß die tschechische Sprache, in den Städten ohnehin benachtheiligt, ganz zurückgedrängt wurde, da selbst der Adel seine Kinder deutsch lernen ließ. Der Groll, den die Absetzung des faulen Kaisers Wenzel in Böhmen nährte, war nur das Vorspiel des grimmigen Hasses, der in den Hussitenunruhen ausbrach. Da der böhmische Reformator zugleich ein Vorkämpfer der Nationalität gewesen war, pflanzte sich diese Richtung unter seinen Schülern fort, überdies hielten die Deutschen, obgleich von ihnen die erste Anregung zur Reform gekommen war, meistens zum alten Glauben, katholisch und deutsch wurden gleichbedeutend. Kuttenberg, Beraun, Pilsen und andere Städte mehr verloren in diesen Kämpfen den größten Theil ihrer deutschen Bewohner, nach dem Kampfe dauerte die Gährung noch so heftig fort, daß unter Wladislaw II. neben dem Beschlusse, alle Landtagsbeschlüsse in tschechischer Sprache abzufassen, noch festgestellt wurde, daß den Deutschen fortan die Ansiedelung im Lande zu verbieten sei. Eine panslawistische Tendenz verräth sich in dem unter Maximilian (1564—1576) gefaßten Beschlusse der böhmischen Stände, „zum Ruhme und zur Ausbreitung der slawischen Sprache und Nation" dahin zu wirken, dem Kaiser oder dessen Sohne die polnische Krone zu verschaffen, damit Böhmen, Polen und andere Länder zu einem Reiche vereinigt würden. War es dennoch nicht gelungen, deutsches Wesen und deutsche Sprache auszurotten, so besserte sich das Verhältniß, seit der Ruf der protestantischen Lehrer viele Böhmen auf deutsche Hochschulen lockte und die neue Lehre unter Tschechen wie Deutschen gleichmäßig Verbreitung fand. In diese Periode, von Ferdinand I. bis Rudolf II., fällt das sogenannte goldene Zeitalter der tschechischen Literatur. Der Nationalstolz regte sich, doch möchten wir weniger diesem Gefühl, als dem Haß des Adels gegen das von den Deutschen vertretene bürgerliche Element den terroristischen Beschluß zuschreiben, den der Landtag 1615 faßte. Künftig sollten zu Einwohnern des Landes und zu Bürgern der Städte nur solche Ausländer angenommen werden, die der böhmischen Sprache kundig seien, und erst deren Kindeskinder der Vorrechte der Landeskinder theilhaftig werden. In den Pfarren, Kirchen und Schulen, wo vor zehn Jahren in böhmischer Sprache gepredigt oder gelehrt worden, solle dieser löbliche Gebrauch erhalten bleiben, wo aber deutsche Pfarrer oder Lehrer lebten, sollten dieselben nach ihrem Tode durch böhmische Lehrer oder Pfarrer ersetzt werden. Welche Personen böhmisch verständen, aber mit Verachtung ihrer Muttersprache unter einander deutsch redeten, sollten in einem halben Jahre das Land räumen. Derselbe Beschluß verbot endlich der deutschen Gemeinde in Prag sich diesen Namen zu geben, „da man in diesem Königreiche zu allen Zeiten von keiner andern als von der deutschen Gemeinde wisse." Das war die Antwort, die der böhmische Adel auf die Pflege hatte, die Rudolf II. und dessen Nachfolger Matthias dem Deutschthum zu Theil werden ließen. Drei Jahre später brach der dreißigjährige Krieg aus, dessen erste große Schlacht, die Schlacht am weißen Berge, der Selbständigkeit Böhmens wie dem böhmischen Protestantismus das Todesurtheil sprach. Die slawischen Schriftsteller malen die Folgen dieser Schlacht für das Tschechenthum mit grellen Farben,

Palacky ruft emphatisch aus: „Das ganze Land wurde verwüstet, zwei Drittheile der tschechischen Nation gingen unter." Nach ihm und seinen Stammesgenossen soll dies die Zeit gewesen sein, in der Böhmen hauptsächlich der Germanisation anheimgefallen sei. Die geheime Absicht dieser Uebertreibungen ist keine andere, als unter den Tschechen die Ansicht geläufig zu machen, die Deutschen hätten die größte Kalamität Böhmens begierig zu ihrem Vortheil ausgebeutet. Die Behauptung ist indessen in zwiefacher Beziehung eine unwahre: nicht zwei Drittheile, sondern nur ein Drittheil seiner Bewohner hat Böhmen in Folge der Schlacht am weißen Berge verloren, und die Deutschen haben zu der protestantischen Auswanderung verhältnißmäßig eben so reichlich beigesteuert als die Tschechen. Reichenberg verödete, so zahlreich flohen die Protestanten, Friedland verlor 839 Familien, welche in die Lausitz einwanderten, Eger an 300, und so im Verhältniß die andern Städte. Die Einwanderung von Deutschen katholischen Glaubens, die allerdings stattgefunden hat, erstreckte sich über einzelne Gegenden nicht hinaus, nachweisen läßt sich nur von dem Bezirk zwischen Bilin und Posselberg, daß hier nach 1620 die Germanisirung stattgefunden hat.

Am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts war die Sprachgrenze zwischen slawisch und deutsch mit geringen Abänderungen dieselbe, die sie heute ist. Wir wissen dies aus einer Aufzeichnung des Pilsener Bürgers Anton Phrosin, der Böhmen drei Jahre lang bereiste, um diese Grenze festzustellen. Er schreibt: „Drei gute Theile des Bechiner Kreises sind von puren Böhmen bewohnt, der vierte, von Budweis bis hinter Kaplitz und bis an das Grenzstädtchen Muldau ist mit deutschen Einwohnern vermischt. Der Prachiner Kreis hat drei Theile böhmische Einwohner, der vierte und das Gebirge, Chrobald, Wallern, Krummau ist deutsch. Der Pilsener Kreis ist halb böhmisch und halb deutsch; die Deutschen wohnen gegen Plan, Töpel und Teinitz, die Böhmen um Klattau, Nepomuk, Rokizan. Der Königgrätzer Kreis ist böhmisch, einige Städte, als Trautenau, Braunau neben dem Riesengebirge, sind deutsch. Im Bunzlauer Kreise sind drei Theile böhmisch, der vierte gegen Leipa ist deutsch. Der Caslauer Kreis ist ganz böhmisch. Vom Leitmeritzer Kreise ist eine Hälfte, die sich gegen Aussig erstreckt, deutsch, die andere um Melnik herum ist böhmisch. Im Saazer Kreise ist alles deutsch, etwa vier Orte um Laun und Kaaden ausgenommen. Im Chrudimer Kreis ist alles böhmisch bis auf einige Dörfer, wo die Herren deutsche Unterthanen eingeführt haben. Im Elbogner Kreis sind lauter Deutsche, nur etwa in zwei Ortschaften sind die Einwohner gemischt. Im Kaurzimer Kreis ist alles böhmisch, einige Deutsche ausgenommen, die vor kurzem aus dem Reiche hinein versetzt wurden. Der Berauner und Rakonitzer Kreis sind ohne Ausnahme böhmisch. Im Moldauer Kreis sind auch nur Böhmen, einige Bergleute ausgenommen." (Schmalfuß, S. 207.) Anderthalb Jahrhunderte wirkte der Schrecken der jesuitischen Gegenreformation nach, auf den Gemüthern lag Apathie. Bei den Deutschen begann das geistige Leben früher als bei den Tschechen. Von 1764 begannen an der Prager Hochschule Vorträge in deutscher Sprache, durch welche die Deutschböhmen mit der Literarischen Bewegung im Reich bekannt gemacht wurden. Seibt machte mit Vorträgen über die schönen Wissenschaften den Anfang, ihm folgte 1768 Butschek, der über politische Wissenschaften las, bald darauf schlossen sich an v. Mayern und Meder mit Vorlesungen über die kreisämtlichen und die statistischen Wissenschaften. Maria Theresia begünstigte den neuen Geist nur in so weit, daß sie die Errichtung deutscher Schulen in Böhmen anordnete, Vorlesungen, die v. Riegger in deutscher Sprache über deutsches Staatsrecht halten wollte, untersagte sie kurz vor ihrem Tode und befahl den Gebrauch der lateinischen Sprache. Wie sie zu wenig für die Deutschen, that ihr Sohn Joseph II. zu viel. Daß er die Abhaltung aller Vorlesungen über Jurisprudenz, Medizin und Philosophie in deutscher Sprache vorschrieb, möchten wir nach den damaligen Kulturverhältnissen und dem Zustande der tschechischen Sprache, die zu einer Bauernsprache herabgesunken

war, nicht tadeln, aber der eifrige Kaiser ließ andere Verfügungen nachfolgen, durch die den Tschechen Unrecht geschah, und der Zweck, die deutsche Sprache zu einer Amts- und Regierungssprache in Böhmen zu erheben, offen verfolgt wurde. Die tschechische Opposition wurde durch diesen starken Germanisirungsversuch wach gerufen, die Klage, daß die Tschechen gewaltsam zu Deutschen gemacht werden sollten, erhob sich öffentlich und insgeheim, die schwachen Kräfte, welche sich mit der Wiedererweckung einer Literatur durch Bücher über die Schönheit und Nützlichkeit der tschechischen Sprache, durch die Gründung von Zeitungen und die Errichtung eines Theaters, das aber nach der zwölften Vorstellung wieder einging, bemühten, erhielten in dem verletzten Nationalgefühl einen wirksamen Anhaltpunkt. Eine wirkliche Gefahr für das Tschechische würde nur dann dagewesen sein, wenn die Deutschen in Böhmen die Maßregeln des Kaisers mit allen Kräften unterstützt hätten, wovon indessen keine Rede war. Das Volk blieb theilnahmlos, die gebildete Klasse gab sich einer kraftlosen Schwärmerei hin, deren Spuren die Schriften und Poesien österreichischen Ursprungs aus jener Zeit deutlich genug tragen. Wie wenig zeugungsfähig diese halb belletristische halb philosophische Begeisterung war, beweisen die nächsten Zeiten, die Tage der Revolution und der Erniedrigung Deutschlands. Thaten doch selbst in den Freiheitskriegen die Böhmen nur, was sie sollten, und für die Flammen deutscher Begeisterung fand sich in Böhmen kein Material, das sich durch sie hätte entzünden lassen.

Um über solche Erscheinungen nicht ungerecht zu urtheilen, muß man die geographische Lage berücksichtigen. Von dem übrigen Deutschland durch eine politische Grenze getrennt, in ihrem eigenen Lande einer numerisch stärkern fremden Nationalität gegenüber, waren die Deutschböhmen zu isolirt, um einen geistigen Kampf, dem sie vermöge der physischen Beschaffenheit ihres Landes nur den geringeren Theil ihrer Kräfte widmen konnten, mit Glück zu bestehen. Die Unterstützung der Regierung hätte den von Joseph gelegten Keimen Gedeihen sichern können, aber diese Unterstützung fehlte gänzlich. Das alte System erkannte in Deutschböhmen einen der breitesten Kanäle, auf dem die gefürchtete geistige Bewegung Deutschlands eindringen könne, und verstopfte möglichst alle Kommunikationswege. Die Deutschböhmen wurden isolirter als je, auf der andern Seite fanden die Tschechen Aufmunterung, so weit sie als Gegengewicht sich benutzen ließen, also namentlich gegen das Deutschthum. Ihre Schriftsteller behaupten freilich das Gegentheil, aber es ist darum nicht weniger gewiß, daß ihre Presse auffallend bevorzugt wurde, was sich selbst dann noch fortsetzte, nachdem bereits unzweideutige Anzeichen bekundet hatten, daß der Slawismus der Tschechen eine gegen den Kaiserstaat zielende Spitze habe. Ohne daß die Regierung gehemmt hätte, wurde es bei den böhmischen Schriftstellern förmlich zur Mode, in Klagen auszubrechen, daß die Deutschen Böhmen gehindert hätten, zu einem großen Reiche sich zu entfalten, und diese wie alle andern gegen die Slawen begangenen Sünden den Deutschen aufzubürden. In allen Formen wiederholten sich solche Vorwürfe, sie waren zu finden in ephemeren Journalartikeln, in Gedichten, wie in streng wissenschaftlichen Werken. Ein Beispiel der letztern Art ist Palackys Geschichte von Böhmen, und die Polemik, welche dieser Schriftsteller gegen Böhmers „Regesten des Kaiserreichs" und Kopps „König Rudolf und seine Zeit" geführt hat. Die Deutschböhmen waren in der Lage, die Abwehr dieser Angriffe in der Hauptsache den Deutschen „im Reich" überlassen zu müssen. Die Ereignisse von 1848 traten ein, als die national-tschechische Bewegung das unbestreitbarste Uebergewicht erlangt hatte, und kamen daher vorzugsweise dieser zu statten. Die Tschechen überflügelten mit ihrem Eifer die Deutschen bei weitem, das fast nur aus Tschechen bestehende Nationalkomité faßte Beschlüsse im Namen des ganzen Landes, tschechische Sendboten durchstreiften alle Kreise, hier von der Wahl für Frankfurt abmahnend, dort für tschechische Wahlen in den Wiener Reichstag werbend. Die deutsche Thätigkeit zeigte sich vorzugsweise in dem

politischen Grenzverkehr, der plötzlich sehr lebhaft wurde. Die Grenzbezirke von Schlesien, Sachsen und Baiern empfingen tausende von böhmischen Gästen, auf Volksversammlungen verbrüderte man sich im Namen des großen Deutschlands, im Bewußtsein der Stammangehörigkeit stärkte man sich zu den Kämpfen, die der Rückkehrenden in der Heimath harrten, und mit ehrenwerther Festigkeit bestanden wurden. In Prag bildete sich ein konstitutioneller Verein (Dr. Franz Klier, Dr. Zimmer, Julius Adolf Urban, Dr. Groß, Bernhard Gutt, Philipp Bachheibl u. s. w.), um ebensowohl die Freiheit allen Böhmen zu sichern, als dem Terrorismus der leidenschaftlichen Parteigänger entgegen zu treten, und vor allem die tausendjährige Verbindung Böhmens mit Deutschland aufrecht zu erhalten. Dieser Prager Verein rief andere Vereine in Böhmen hervor und stand mit Wien und Leipzig in Verbindung. Die Mitglieder dieses Vereins mußten bei den Pfingstunruhen aus Prag flüchten, einer von ihnen entging kaum dem Tode. Vorhergegangen waren Drohungen gegen die Presse, falls sie Artikel für die Deutschen aufnehme, und diesem Nothstande verdankte die „Deutsche Zeitung aus Böhmen" ihre Entstehung. Die konstitutionellen Vereine dehnten sich inzwischen über das ganze Land aus, bald gab es in Böhmen nur wenige Städte, die keinen solchen Verein hatten. Vertrauensmänner entwarfen im August 1848 für diese Vereine ein Glaubensbekenntniß, an dessen Spitze neben den Grundsatz konstitutioneller Entwicklung das Prinzip der Gleichberechtigung der Nationalitäten gestellt aber auch ausgesprochen wurde, daß nur die innigste Verbindung Oesterreichs mit dem übrigen Deutschland die errungene Freiheit einerseits, die politische Macht, den materiellen Wohlstand, so wie den Fortbestand des österreichischen Gesammtstaats andererseits fest und sicher verbürgen könne. Auf demselben Kongreß einigte man sich in dem Verlangen, daß die deutschen Gebiete eine von dem tschechischen abgesonderte Verwaltung erhielten, mit Kreisen, die nach der Sprachgrenze abgetheilt würden. Ein späterer Kongreß, zu Eger abgehalten, bewegte sich in derselben Richtung, allein jetzt übte schon der Zwiespalt seine Wirkung, den die Frankfurter Beschlüsse über das Verhältniß Österreichs zu Deutschland hervorgerufen hatten, und die bisherige Freudigkeit war nach dem Fall von Wien einer trüberen Stimmung gewichen. Nach der Erlassung des provisorischen Vereinsgesetzes (15. März 1849) verlor das Vereinsleben der Deutschen in Böhmen seine Bedeutung. Auf die Presse begann der Belagerungszustand zu drücken, das wenn auch nicht gelesenste, doch beste deutsche Blatt Böhmens, die deutsche Zeitung, mußte ein Segel nach dem andern einziehen, und rettete sich doch nicht vor dem Untergang, der lange drohend Ende 1850 eintrat. Die statistischen Nachweise über die Zeitungspresse von 1850 legen übrigens ein bemerkenswerthes Uebergewicht der Deutschen über die Tschechen dar. Das tschechische Organ „Union" erscheint darin mit 1000 Abonnenten, dagegen das „Konstitutionelle Blatt aus Böhmen" mit mehr als 3500, die „deutsche Zeitung aus Böhmen" mit 1000, die „Prager Zeitung" mit 1500, die „Bohemia" mit 4000.

Die Verfassung für Böhmen, deren Publikation zu Anfang 1850 erfolgt ist, bringt die Nationalitätsfrage nicht zur Entscheidung. Der in allen österreichischen Landesverfassungen vorkommende Paragraph von der Gleichberechtigung der Nationalitäten fehlt auch in dieser nicht, darüber, in welcher Sprache die künftigen Volksvertreter Böhmens Berathungen pflegen und Beschlüsse fassen sollen, ist keine Bestimmung getroffen, woraus sich schließen läßt, daß das Gesetz dem Belieben der Einzelnen die Wahl der deutschen oder tschechischen Sprache überläßt. Die schon erwähnte Eintheilung Böhmens in sieben Kreise ist der deutschen Bevölkerung ungünstig, denn nur zwei der sieben Bezirke sind deutsch, fünf tschechisch, und während jenen zwei kein einziger rein tschechischer Bezirk zugefallen ist, müssen sich nicht weniger als neunzehn rein deutsche und elf überwiegend deutsche Bezirke, wobei der Prager Kreis noch außer der Berechnung bleibt, mit einer Bevölkerung von ungefähr einer halben Million Menschen die

Vereinigung mit tschechischen Kreisen gefallen lassen. Wir wollen gern glauben, daß die Regierung damit keine Benachtheiligung des deutschen Elements bezweckt hat, aber wir sind nicht ohne Befürchtung, daß ein tschechisches Ultrathum dieses Verhältniß für sich auszubeuten verstehen wird. Besser werden die Deutschen durch die neue Gerichtsverfassung gestellt. Die Eintheilung der Bezirks-Gerichtssprengel folgt beinahe ausnahmslos der Sprachgrenze, bei den Kollegial-Gerichtsbezirken sind nur insofern Abweichungen gemacht, als solche durch wichtigere Interessen und das eigene Einverständniß der Betheiligten ihre begründete Rechtfertigung erhielten. Die Trennung der tschechischen und deutschen Gymnasien kommt den Deutschen selbst erwünscht, da die gemischten Gymnasien den Nationalhaß schon in den jungen Gemüthern Wurzeln schlagen ließen. Für die Bildung von Deutschböhmen ist 1850 ein großer Schritt vorwärts gethan durch die Errichtung einer Ackerbauschule zu Liebwerd in der Nähe der Stadt Tetschen an der Elbe. A. Komers, dem dieser Fortschritt besonders zu verdanken ist, widmet seine Thätigkeit auch der Errichtung einer höhern landwirthschaftlichen Bildungsanstalt, für die indessen jetzt wenig Aussicht vorhanden ist. Ein fröhliches Gedeihen wünschen wir endlich den Sängerfesten, wie Eger ein solches am 11. August 1850 mit Betheiligung der sächsischen und baierischen Nachbarn gefeiert hat. Will sich die Hoffnung für das Gedeihen des Deutschthums in Böhmen bei manchem mindern, so möge ein Blick auf die sächsisch-böhmische Eisenbahn trösten, deren eiserne Bande fester einigen werden, was in frühern ungünstigen Zeiten oft getrennt erschien. — Man vergleiche: Das Königreich Böhmen, statistisch topographisch dargestellt von Johann Gottfried Sommer. — Das Riesengebirge und seine Bewohner, von Dr. Josef Karl E. Hofer. — Die Deutschen in Böhmen, geschildert in geographisch statistischer, volksthümlicher, staatswirthschaftlicher und geschichtlicher Beziehung, von F. A. Schmalfuß. — Die merkantilen Verhältnisse hat Dr. Kreutzberg in mehreren Schriften geschildert, über die Verhältnisse des Landbaues giebt Dr. Brauner Aufklärung, womit zu vergleichen ist: A. Komers, über die Einführung der landwirthschaftlichen Institute in Böhmen. Für das volksthümliche Leben und Treiben giebt es keine bessere Quelle als die Werke von Josef Rank, jetzt gesammelt unter dem Titel: Aus dem Böhmerwalde. Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben von Josef Rank. Erste Gesammtausgabe. Drei Bände, Leipzig, 1851.

Johann Arany — nach ungarischer Weise, den Vornamen hinten anzusetzen, Arany János — einer der jüngsten und beliebtesten ungarischen Dichter, wurde 1817 zu Nagy-Szalonta in der Biharer Gespannschaft geboren. Sein Vater, ein schlichter Landmann, ertheilte dem Knaben den ersten Unterricht selbst, welcher in sehr primitiver Weise so erfolgte, daß der Vater Buchstaben in die Asche des Heerdes zeichnete und der Sohn mit dem Finger sie nachschrieb. Auf dieser Basis entwickelte sich die Lernfähigkeit des Kindes so schnell, daß die Eltern, beide reformirten Glaubens, den Wunsch faßten und zu stärkster Intensität in sich ausbildeten, den Sohn dereinst auf der Kanzel zu erblicken. Die Schule von Szalonta bot ihm Gelegenheit, die Studien zu machen, die der österreichische Schulplan unter die Rubriken Poesie und Rhetorik zu stellen pflegte, die höhern Kenntnisse mußten anderswo erworben werden, und so kam J. Arany 1832 in das Kollegium von Debreczyn. Nie erhielt er eine Strafe, die Professoren, deren Zufriedenheit und Liebe er erworben hatte, zählten ihn zu den besten ihrer Schüler, und doch gefiel sich der fleißige und sittsame Jüngling in der Monotonie des Kollegiumlebens so wenig, daß er einen Entschluß faßte, der gewöhnlich nur in den schlechtesten Köpfen zu keimen pflegt. 1836 verließ er plötzlich die Schule und schloß sich einer Schauspielergesellschaft an, die in Debreczin Vorstellungen gab. Die Truppe war keine von den schlechten, ihr Direktor war Francsi, jetzt Regisseur am Pesther Theater und einer der talentvollsten ungarischen Schauspieler, aber ungünstige Umstände führten bald nach Aranys Eintritt ihre Auflösung herbei.

Der Jüngling schloß sich nun einer Wandergesellschaft an, die sich eben aus lauter Anfängern gebildet hatte, und führte mehrere Monate ein echtes Zigeunerleben, mit seinen Genossen zwischen Debreczin, Nagy-Karoly, Szathmar und Marmaros-Szigeth umherziehend. Materielle Noth und Entbehrung hätte noch getragen werden können, wenn durch ein reges Künstlerleben irgend ein Ersatz geboten worden wäre, aber die geistige Seite war gerade die größte Schattenseite der Gesellschaft. Unzufrieden und mit sich selbst zerfallen, irrte Arany eines Tags einsam auf den Felsen der Marmaros umher, und seine Erregung steigerte sich zu einer Art von Vision, die ihm seine Mutter auf dem Sterbebette zeigte. Nun war kein Halten mehr; mit 20 Kreuzer Reisegeld, die ihm sein großmüthiger Direktor bewilligte, machte er sich auf den Weg, und in acht Tagen war er in der Heimath. Vater und Mutter waren noch gesund, doch nach kurzer Zeit zog tiefe Trauer in das Haus ein: die Mutter starb, der Vater erblindete., Arany sah in diesen Unglücksfällen eine Strafe, die ihn für seine Sucht nach Abenteuern treffe, und dachte an nichts mehr als den bürgerlichen Pflichten obzuliegen, die ihm schon die Sorge für den blinden Vater aufzwang. Eine Konrektorstelle an der reformirten Schule von Nagy-Szalonta war erledigt; Arany hielt um sie an, erreichte die Erfüllung seines Wunsches und trug drei Jahre lang lateinische Sprache vor. Nach dieser Frist wurde er zum zweiten Notar seines Komitats gewählt, und hatte nun die Mittel, eine geliebte Braut zum Altar führen zu können. In glücklicher Ehe, in der oft ermüdenden Sorge für sein Amt glaubte er alle Versuchungen, das bürgerliche Leben zu verlassen, überwunden zu haben. Hin und wieder las er einen Dichter, die Zeitung, die ihm Kunde von dem künstlerischen und literarischen Treiben außerhalb seines engen Horizonts zugetragen haben würde, mied er sorgfältigst. Da geschah, was er nie für möglich gehalten hatte, daß die Versuchung ihn in seinem Heimathsorte aufsuchte. Sie kam in der Person Stephans Szilagyi, eines Studiengenossen von Debreczin her, der in der Zwischenzeit sich ausgezeichnet und ganz neuerlich von der ungarischen gelehrten Gesellschaft für ein philologisches Werk einen Preis von hundert Dukaten gewonnen hatte. Szilagyi war in Nagy-Szalonta auf drei Jahre zum Schulrektor ernannt, wie dies in Ungarn bei den Reformirten Sitte ist. Zwei Jahre, von 1842—1844, ging Arany dem Freunde aus dem Wege, weil er die Ahnung hatte, daß dieser ihn zur Literatur zurückführen werde. Dann knüpfte sich die alte Freundschaft aufs neue, und mit den strengen Vorsätzen Aranys war es jetzt wirklich vorbei. Die Mittheilungen seines Freundes führten ihn zu den alten Liebhabereien zurück, und schon im nächsten Jahre schrieb er sein erstes Gedicht: Die verloren gegangene Verfassung. Diese außerhalb Ungarns unverständliche Satyre entnimmt ihren Stoff den Mißbräuchen und grottesken Szenen der Komitatswahlen, durch die Ungarn im Vormärz alle drei Jahre von einem Ende zum andern in die leidenschaftlichste Aufregung versetzt wurde. Es traf sich, daß als eben die Satyre fertig geworden war die Kisfaludy-Gesellschaft einen Preis von 25 Dukaten für das beste komische Epos aussetzte. Arany schickte sein Gedicht ein — um des Geldes willen, — wie er offen und ehrlich gestand — und gewann den Preis. In dem Dichter erwachte der Durst nach Ruhm, mit seiner nächsten Dichtung wollte er nicht um Geld, sondern um Ehre werben. So ist sein Gedicht „Toldi“ entstanden, das von der Kisfaludy-Gesellschaft gekrönt worden ist. Als die Preisrichter dieses Gedicht lasen, waren sie einstimmig, daß Niemand als Petöfi der Verfasser sein könne. Petöfi wurde davon unterrichtet und ärgerte sich darüber, daß man ihm „jede Eselei“ zuschreibe. Als aber das Gedicht den ausgesetzten hohen Preis bekam und dieser von den Preisrichtern noch freiwillig erhöht wurde, was ein unerhörter Fall war, machte sich Petöfi mit dem Manuskript bekannt und gewann für den unbekannten Dichter die höchste Achtung. Ein Gedicht, das er ihm schickte, war die Einleitung einer Freundschaft, welche die beiden so lange vereinigt hat, bis auch dieses Band von der Revolution zerrissen worden ist.

Arany steht jetzt einsam, Petöfi ist verschollen. Gegen das Ende des Jahres 1847 hatte die Kisfaludy-Gesellschaft wieder einen Preis ausgeschrieben, der der besten poetischen Behandlung der Sage von der Eroberung von Murany zu Theil werden sollte. Petöfi, Tompa, Karl Szaß, ein junger damals noch wenig bekannter Dichter, und Arany behandelten diesen Stoff, die ersten drei in kurzer Balladenform, Arany in einem längern epischen Gedicht. Szaß trug über seine Mitbewerber den Sieg davon. Arany ließ sein Gedicht drucken, aber da die Revolution ausbrach, als eben die ersten Exemplare ausgegeben waren, machte das Werk keinen Eindruck. Der Dichter trug dies ohne Kummer, verschwand doch seine Persönlichkeit vor dem Vaterlande, dem alle Sterne zu leuchten schienen. In den ersten Tagen der Erhebung erhielt er eine Stelle als Konzipist im Ministerium Szemere, und wohl ihm, daß er aus dieser untergeordneten Stellung nicht heraustrat, ein einfacher Bureaubeamter blieb. So verschonte der Zusammensturz seine Person, der unbedeutende Kanzlist blieb unbelästigt und konnte nach seinem Heimathsorte zurückgehen. Dort lebt er jetzt, ohne Amt, arm und gesellschaftsscheu. Nach der Revolution ist noch eine erzählende Dichtung „Katalin“ von ihm erschienen, außerdem existiren viele lyrische Gedichte in einzelnen Zeitschriften zerstreut, deren Sammlung der Dichter hoffentlich nicht verzögert.

Petöfi und Arany, die beiden Dioskuren der neuesten ungarischen Literatur, der erste im lyrischen Gedicht, der zweite im Epos ausgezeichnet, sind beide Volksdichter im vollsten Begriffe des Worts. Auch ihrer Geburt und ihren Schicksalen nach gehören sie den Kreisen an, in denen die natürliche Poesie noch am lebendigsten quillt. Arany kennen wir, Petöfi war Bauer, Student, Soldat, Schauspieler. Petöfi hat sich aufs engste an das Volkslied angeschlossen, er nimmt fast durchgehends die ersten Anschlagzeilen seiner Lieder aus allgemein bekannten Volksliedern. Arany geht noch weiter, er eignet sich gleich die ganze Erfindung und Oekonomie seiner Dichtungen aus schon vorhandenen, dem Volk seit langen Jahren liebgewordenen Stoffen an. Ungarn besitzt eine nicht unbedeutende Zahl von Reimchroniken, Balladen und Liedern, die auf geschichtliche Thatsachen oder Persönlichkeiten Bezug nehmen, und zum Theil unmittelbar nach den Begebenheiten, welche sie besingen, entstanden sind. Solche ältere Dichtungen haben Arany den Stoff geliefert, und ihnen im Ton sich anschließend hat er sich eine Sprache angeeignet, die zwischen Schriftsprache und Volkssprache die Mitte hält. Seine naive Darstellungsweise ist doch männlich kräftig, die einfache melodische Form schließt einfachgroße Bilder ein. Im Versbau wählte er die Assonanz, untermischt mit wirklichen Reimen, eine Form, die im Ungarischen wie im Spanischen mit gleichem Erfolg angewendet wird, dem Genius der deutschen Sprache aber weniger entspricht. Der deutsche Uebersetzer Aranys hat daher Recht daran gethan eine andere Form zu wählen. Sein erstes Epos „Toldi“ besingt einen Helden, über den die Geschichte gänzlich schweigt, der nur in der Volkssage lebt, die ihn als ein Ideal von Stärke und Mannhaftigkeit darstellt. Die Sage von dem Helden Toldi wurde zuerst von Illosvai besungen, dessen „Historie von dem berühmten merkwürdigen Tholdi Miklos, seinen wackern Thaten und Heldenthum“ drei Jahrhunderte lang auf Jahrmärkten verkauft wurde, ad pongyam, wie man in Ungarn sagt, das heißt auf dem Erdboden ausgelegt. Am Ende des vorigen Jahrhunderts hat auch ein Mönch Dugonics ein Trauerspiel Toldi Miklos in drei Akten geschrieben, das seiner Zeit stark gelesen wurde. Arany hat das alte Buch von Illosvai zu seinem Führer genommen; wie er sich zu diesem verhält, mag der Anfang der Sage bei ihm und jenem darthun. Illosvai beginnt:

Jetzt erinnere ich mich der vergangenen Zeiten,
In den vergangenen Zeiten des guten Tholdi Miklos,
Seiner großen Kräfte und Heldenthaten. —
Wunder, daß wir uns bis jetzt dessen noch nicht erinnert.

Bei Arany lautet der Anfang:

Gleich als wenn ein Hirtenfeuer
Hell durch eine Herbstnacht schimmert,
Und im Meere einer Pußta
Jäh aufflackernd, glänzt und schimmert.

So auch loht vor mir empor jetzt
Licht des Toldi Miklos Bildniß
Durch neun, zehn der Menschenalter,
Wie aus weit entfernter Wildniß.

Der Schauplatz des zweiten großen Epos unsers Dichters „Murany" ist eines jener alten ungarischen Schlösser, um welche die Sage so dicht ihre Geflechte zieht, wie der Epheu um ihre Mauern rankt. Dieser Stoff ist ein geschichtlicher. Murany wurde in den Unruhen Rakoczis von einer kühnen Frau, Maria Szecsi, gegen alle Angriffe der Kaiserlichen behauptet, und nicht anders gewonnen, als daß der Anführer der Belagernden, Franz Weselenyi, Palatin von Ungarn, der eben so schönen als tapfern Wittwe Herz und Hand anbot. Der Schluß dieses von der Geschichte komponirten Romans ist ein tragischer. Weselenyi spann gegen den falschen Leopold eine Verschwörung und starb an Gift, seine Wittwe, die schöne Maria Szecsi, ließ sich durch trügerische Vorspiegelungen verleiten, Murany zu übergeben, und endete 1668 zu Wien im Gefängnisse auf eine gräßliche Art. Jetzt ist Murany im Besitz der Familie Koburg, von der jetzt gesagt werden kann, was früher von Oesterreich gesungen wurde: Alii bella gerant, tu felix Austria nube. Auch diesen Stoff hat ein alter Dichter behandelt, Stephan Gyöngyösi in: Die mit Mars Gesellschaft pflegende Venus von Murany. Das Gedicht ist kurz nach der Einnahme Muranys durch die Liebe entstanden und hat dem Dichter von der gefeierten Heldin das Dorf Babaluska zum Geschenk eingetragen. Trotz seiner Ueberladung mit mythologischen Allegorien ist Gyöngyös Gedicht Liebling der ungarischen Nation geworden und bis auf die neueste Zeit geblieben, jetzt hat Arany mit seiner reineren Dichtung es verdrängt. Aranys Dichtungen sind uns jetzt durch einen talentvollen Ungarn zugänglich geworden, bei Herbig in Leipzig erschienen 1851: Erzählende Dichtungen von J. Arany. Aus dem Ungarischen übersetzt von Kertbeny. Zwei Bände. Der erste Band enthält eine Biographie des Dichters und das Epos Toldi, in dem zweiten findet sich die Eroberung von Murany.

Hans Christian Oersted, der dritte der großen Dänen (Thorwaldsen und Oelschläger sind die beiden andern), welche der Tod in den jüngst verflossenen Jahren dahin gerafft hat, wurde am 14. August 1777 in Rudkjöbing auf der kleinen Insel Langeland von ganz armen Eltern geboren und vollendete, in dürftigen Umständen, mit großem Fleiß und Eifer seine medizinischen und chemischen Universitätsstudien. Mit Oehlenschläger befreundet, gewann er im Umgange mit diesem ein lebhaftes Interesse für Poesie und schöne Wissenschaften, das ihn nie verließ, und errang die goldene Medaille der Universität für die Beantwortung einer ästhetischen und einer medizinischen Preisaufgabe. In seinem dreiundzwanzigsten Jahre übernahm er die Verwaltung einer Apotheke und hielt Vorträge über Chemie und Naturmetaphysik. Ein königliches Stipendium setzte ihn in den Stand, von 1801 — 1803 im Auslande zu reisen, namentlich in Deutschland, wo er mit Schelling, Schleiermacher, Ritter und den meisten berühmten Naturforschern verkehrte und seine „Betrachtungen über Geschichte der Chemie" schrieb. In Paris gewann er ebenso den Umgang und die Freundschaft der in seiner Wissenschaft bedeutendsten Männer. Die physischen Wissenschaften waren damals im Norden ein fast brach liegendes Feld, und Oerstedt lange Zeit der einzige, der diese Wissenschaften mit tiefer Einsicht umfassend vertrat, dennoch hielten ihn seine Landsleute, obgleich er keineswegs der blos theoretischen Richtung

huldigte, im Anfang hartnäckig für einen Naturphilosophen. Wie er seit 1806 nach seiner Anstellung als Professor bei seinen Vorlesungen und physikalischen Experimenten, die unentgeltlich und öffentlich waren, einen sich stets vergrößernden Zuhörerkreis um sich versammelte, verschwand das Vorurtheil nach und nach. Seine Werke aus dieser Zeit: „Lehrbuch der mechanischen Physik" und „Ansichten der chemischen Naturgesetze", brachten schon schöne Entdeckungen über die Klangfiguren, über das Licht und das Mariottische Gesetz, berühmt wurde Oersteds Name aber erst 1820 durch seine Entdeckung des Elektromagnetismus, oder des Gesetzes der Wechselwirkung zwischen elektrisirten Körpern und dem Magnet. Zum freudigen Erstaunen seiner Landsleute wurde sein Name jetzt plötzlich ein weltberühmter, aus allen Ländern kamen Huldigungen und Ehrenbezeugungen. Seitdem beschäftigte er sich am nächsten mit dem Fortbau und der weitern Vervollkommnung seiner schönen Entdeckung, führte auch in Betreff dieser und damit verwandter Fragen eine sehr weitläufige Korrespondenz. Besondere Aufmerksamkeit widmete er außerdem dem Licht. Seine Wirksamkeit für die Wissenschaft würde eine noch größere gewesen sein, wenn er nicht sein ganzes Leben hindurch von einer Masse Vorlesungen und einer vielfach praktisch in Anspruch genommenen Thätigkeit verhindert worden wäre, seine eigenen Entdeckungen und Weltanschauungen noch mächtiger zu entwickeln. Er wollte nicht blos ein tüchtiger Gelehrter, sondern auch ein guter Bürger sein. Sein größtes bürgerliches Verdienst knüpfte sich seit seiner Rückkehr besonders an die Gründung der „Gesellschaft zur Verbreitung der Naturlehre", auf deren Kosten in allen größern Städten des Landes öffentliche physikalische, von erläuternden Experimenten begleitete Vorlesungen gehalten wurden, und an die Errichtung und Leitung des allgemeinen polytechnischen Instituts und des magnetischen Observatoriums in Kopenhagen. Außer seinen vielen Vorlesungen an der Universität und am polytechnischen Institut hielt er alle Monate eine öffentliche über neue Fortschritte und Entdeckungen in der Naturwissenschaft. Nach so vielen Richtungen entwickelt und so unausgesetzt diese Thätigkeit war, so wurde Oersted doch nie ein Stubengelehrter. Im geselligen Leben ein heiterer, allen Eindrücken offener Weltmann, ermunterte er die schöne Literatur seines Vaterlandes auf alle Weise und trug namentlich sehr viel bei zur ersten allgemeinen Anerkennung der Dichter Andersen und Hertz. Am politischen Leben nahm er Antheil, als nach dem Tode Friedrichs VI. die konstitutionellen Wünsche rege zu werden anfingen, und übte durch seine Mäßigung, die ihn bei aller Vorliebe für den Fortschritt nie verließ, auf die Studenten den wohlthätigsten Einfluß. In seinem Fache schrieb er fortwährend, das Meiste in der Absicht, seine Ideen unter dem Volke zu verbreiten, die Muße, seine Ansichten des Daseins im physischen und geistigen Leben in einer umfassenden Darstellung niederzulegen, nahm er sich erst in seinen letzten Jahren. So ist sein bekanntes Werk: „Der Geist in der Natur", entstanden, ein Werk, das kein Zeugniß einer subjektiven Weltanschauung ist, sondern eine auf die faktischen Erkenntnisse der realen Wissenschaften gegründete Erörterung der wichtigsten Fragen des geistigen Lebens, ein Streben nach Wahrheit auf dem Boden der Gesetze der Vernunft in der Natur. Der Vergleich mit dem Kosmos hat diesem Werk geschadet, auch ließ die einfache und natürliche Darstellungsweise manches minder groß und neu erscheinen, als es wirklich war. Oersted war 72 Jahr alt, als er dieses Werk schrieb, er war noch frisch und rüstig, in ununterbrochener Thätigkeit. Die rothen Wangen verließen ihn erst auf seinem letzten Lager, wo ihn der Pfeil des Todes plötzlich und unerwartet traf. (11. März 1851.) — Ein Bild seiner Persönlichkeit entwirft uns ein Freund und Schüler des Verstorbenen, P. L. Möller: „Er war eine angenehme, wohlthuende, aber durchaus nicht imponirende Erscheinung. Die interessanteste Partie seines Gesichts waren die Augen, sie waren klar und feurig, hatten aber, als Spiegel seiner seltenen Naivetät, etwas freundlich-pfiffiges, oft schelmisches, welches einen mehr auf das Schöne, das Interessante und Zweckmäßige als auf

den erhabenen Ernst gerichteten Geist ausdrückte. Und doch war dieser ihm keineswegs fremd, wenn er in der Einsamkeit die Gedanken sich entwickeln ließ. Seinem mündlichen Vortrag fehlte der höhere Schwung des Wortes, die entsprechende Form für das Pathos, welches in seiner innern Seele lag. Seinem Geist fehlte keineswegs der innere Schwung; dieser konnte aber wegen einer gewissen äußern Unbeholfenheit nicht leicht in seiner Rede zum Vorschein kommen. Mit seiner Wissenschaft stand er überhaupt auf einem höchst gemüthlichen Fuß. Wenn er Vorlesungen hielt oder im Privatleben mit jemand über die Physik sprach, machte ihn diese gleich so behaglich und heimisch, daß er sich ganz gehen ließ, und selbst in vollkommen unbekannter und fremder Umgebung sich als alter vertrauter Freund benahm. Oersted war kein Mathematiker, wenn auch dies den meisten mit dem Begriff eines großen Physikers unvereinbar erscheinen mag. Er kam selbst meistens auf außerordentlichen Wegen schneller als viele andere zu seinen Resultaten, durch glückliche Ahnung und geniale Intuition. Wenn er aber andern nachher den regulären mathematisch nothwendigen Weg verdeutlichen wollte, gelang ihm dies nicht immer. Er hatte sich wohl den Geist der höhren Mathematik vollkommen angeeignet, sie war ein Theil seines Bewußtseins geworden; weshalb seine Schlüsse ohne große Mühe oder sorgfältige Berechnung errungen, aber fast immer praktisch richtig waren. Aber theoretisch den Beweis führen, überhaupt schnell, sicher und genau rechnen, das war seine schwache Seite; es war ihm peinlich und langweilig, und scheiterte oft schon an seiner bekannten Distraktion, indem die Phantasie, während die Hand Zahlen aufschrieb, sich nicht selten anderswo beschäftigte. Diese seine oft possierliche Zerstreutheit machte es, im Verein mit seiner großen Gutmüthigkeit, manchem möglich ihn bei Examinationen zu hintergehen. Wurde er aber auf den Betrug oder die böse Absicht aufmerksam, so war nicht mit ihm zu spaßen; denn seine Gutmüthigkeit schloß, wenn er gereizt wurde, nicht Anfälle von Jähzorn aus. Er hatte eine lebendige, wahrhaft schöpferische Phantasie, welche sich auch in ästhetischen Aufsätzen und sogar in einigen gelungenen poetischen Ergüssen bewährt hat; es lag aber einmal in seinem körperlichen Naturell etwas was ihn verhinderte durch Begeisterung des Vortrags seine Zuhörer in seine großen Anschauungen auf dem Wege der Phantasie hineinzureißen. Er ließ sie mehr, wie freundlich spielend, aus einer klaren verständlichen Dialektik sich entwickeln, und konnte vor Freude oft laut auflachen, wenn ein anfangs schwierig erscheinender Punkt sich unter seiner Behandlung zuletzt als etwas ganz einfaches und fast selbstverständliches ergab. Es hatte nämlich sein Geist neben der für die Fassung und Bewältigung der größten Aufgaben nöthigen Phantasie eine entschieden verständige, auf praktische Klarheit hinzielende Richtung. Nur insofern interessirte er sich für die höchsten Räthsel der Natur als sie sich auf logisch durchsichtige, unwiderlegbare Weise ins helle Tageslicht der Verständigkeit zurückführen ließen, und mit seinem lebhaften Sinne für die gesunde, klare, nur scheinbar prosaische Auffassung der Natur, in welcher er jedoch immer, wenn alles offen zurechtgelegt war, die poetisch-philosophische Bedeutung gern zur Geltung kommen ließ, zeigte er stets die größte Gleichgültigkeit, ja fast Widerwillen gegen alle nach erwiesenen und an sich einleuchtenden Gesetzen nicht zu erklärenden Phänomene, z. B. gegen den thierischen Magnetismus und alle sogenannten „Nachtseiten" der Natur. Auch war es seine Gewohnheit nie sehr lange ohne Unterbrechung in den transcendenten Regionen seiner Wissenschaft zu verweilen, sondern sogleich jedes gewonnene Resultat populär und besonders für die Bedürfnisse des Vaterlandes praktisch fruchtbringend zu machen. In Oersted war schon der Idealismus seiner Jugend mit einem gesunden Sinn für das rein Menschliche und die irdische Wirklichkeit vereint, was seiner Darstellung immer ein poetisches Leben mittheilte und seine außerordentliche Billigkeit gegen andere und Freude über fremdes Verdienst vielleicht begründete. Er war als Mensch durch Bescheidenheit, Freundlichkeit und Milde in Sitten und Wesen

allgemein beliebt; aber nicht minder unermüdlich und muthig, wenn es galt das was er einmal für wahr erkannt hatte zu verfechten, was er öfters, namentlich in einem Streit mit dem orthodoxen Theologen Grundtwig, zeigte. Wir wollen nicht seine Tugenden als Familienvater rühmen, denn diese finden sich auch bei vielen vor, an denen sonst nicht viel zu loben ist. Die Familie war aber sehr groß, für welche er thätig lebte und wirkte. Er rechnete hierher nicht blos diejenigen, die gemeinschaftliche wissenschaftliche Interessen hatten, sondern überhaupt jeden, der nur geistiges Streben, irgendeine Tüchtigkeit oder ein Talent bewährte. Dieses praktisch thätige Wohlwollen gegen seine Freunde und solche, die in irgendeiner Weise seine Aufmerksamkeit auf sich zogen, zeigte sich noch weit schöner wo von Ideen und deren Ausführung die Rede war. Wenn ihn eine Idee ergriff und er sie nach genauer Prüfung zweckmäßig und nützlich fand, so überlegte er nicht lange und schrieb nicht erst Bücher darüber, sondern es ward frisch Hand ans Werk gelegt und nicht gerastet bis sie wirklich ins Leben getreten war. Nachher, wenn der praktische Erfolg errungen, schrieb er vielleicht auch ein Buch oder eine Abhandlung darüber. So war Oersted, so lebte und so starb er, frisch, frei, fröhlich und — fromm, darf ich wohl kaum sagen; denn vielleicht werden das einige Theologen nicht leiden. Jetzt ist bald ein halbes Jahr vergangen seitdem Oersted zur letzten Ruhestätte getragen wurde. Auch dieser letzte Akt verdient eine Erwähnung. Eine solche Trauer, ein solches Gefolge hatte Kopenhagen noch nie, weder bei Thorwaldsens noch bei Oehlenschlägers Leichenfeier gesehen. Die halbe Stadt war in Bewegung. Von den Wällen krachten Minutenschüsse, und von den Kirchen tönte das Trauergeläute so lange bis die Feier beendigt war. Alle Läden in der Stadt waren geschlossen. Die königlichen Prinzen, die Minister und Mitglieder der beiden Kammern folgten; nach ihnen die ganze Geistlichkeit und die Universität, der Generalstab, die ausländischen Diplomaten, die Jugend der Schulen, die Studenten und Polytechniker, die Handwerker und Künstler, Bürger von allen Klassen — man sprach von 15 bis 20,000 Begleitern. Auf den Sarg hatten die Studenten neben einem silbervergoldeten Eichen- und Lorbeerenkranz eine silberne Platte hingelegt, worauf eine Magnetnadel mit der Inschrift: Oersted lehrte mich gehorchen! Ueber ihm sprachen in der Kirche Bischof Mynster und auf dem Kirchhofe der Minister, Professor der Theologie, Clausen. Aber die schönen Zeichen der Verehrung und Liebe, womit sein Volk den großen Verstorbenen und sich selbst ehrte, können uns über den Verlust nicht trösten. Und nicht blos die Wissenschaft und das öffentliche bürgerliche Leben, das ihm so vieles zu verdanken hat, trauern um Oersted. Die akademische Jugend, seine Kollegen von der Universität, sein zahlreicher Freunde- und Verwandtenkreis, denen er ein wahrhaft väterlicher, liebevoller, zu thätiger Mitwirkung und Dienstleistung immer bereiter Freund war, wurden schwer getroffen; und vor allen sein hochverehrter, ehrwürdiger Bruder, der, in seiner Wissenschaft ihm nicht nachstehend, seit der Kindes- und Jugendzeit durch ein so innig und schönes Band der Bruderliebe einen Theil seines Daseins bildete, daß man fast hätte glauben sollen, auch der Tod würde sie nicht von einander trennen."

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. G. Gato in Meißen.

Die Rübenzucker-Fabrikation. Die Entdeckung, daß sich der Rohrzucker durch den in der Runkelrübe enthaltenen Zucker ersetzen lasse, ist in Deutschland gemacht worden. Marggraf, Direktor der physikalischen Sektion der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, stellte die ersten Versuche an, aus einheimischen Pflanzen die süßen Bestandtheile auszuziehen. Die Pflanzen, welche er einer nähern Untersuchung unterwarf, waren der weiße Mangold, die Zuckerwurzel, der rothe Mangold, die Pastinakwurzel, die Mohrrübe, die Birke. Nur die drei ersten Pflanzenarten gaben einen solchen Ertrag, daß Marggraf sie zum Anbau empfahl, damit der arme Bauer sich aus einheimischen Stoffen seinen Syrup selbst bereiten könne. Aber auch diese drei Pflanzen gaben eine viel zu geringe Ausbeute, um den Anbau lohnend zu machen, denn sie enthielten an Zuckerstoff der weiße Mangold 1,6, die Zuckerwurzel 1,3, der rothe Mangold 0,5 Procent. Nach dem Erscheinen von Marggrafs Werk (Chemische Schriften, 1768) war fast ein halbes Jahrhundert verflossen, als ein anderer Berliner Chemiker, Achard, die Sache wieder aufnahm. Dieser Chemiker wählte zu seinen Versuchen die Runkelrübe (Beta vulgaris). Die Zeit war die günstigste, die nur gedacht werden konnte, Napoleon hatte eben die Kontinentalsperre verfügt und in Folge dieser Maßregel war der Zucker binnen einem Jahre zu dem ungeheuren Preise von 53 Schilling für das Pfund gestiegen. Unter den obwaltenden Verhältnissen unterstützte die Regierung die Arbeiten Achards, der auf dem ihm vom König geschenkten Gute Cunern in Schlesien die erste Rübenzuckerfabrik anlegte und täglich 70 Centner Rüben verarbeitete. Nach seinen Angaben gewann er aus einem Centner Rüben sechs Pfund ungedeckten gelben Rohzucker, oder fünf Pfund entfärbten und drei Pfund Melasse. (Achard, Nachricht über die Zuckerfabrik zu Cunern in Schlesien.) Achards Erfolge gaben die Veranlassung zur Errichtung anderer deutscher Fabriken, deren Aufschwung mit dem Siege der Verbündeten über Napoleon indessen sein Ende erreichte. Damit trat der Rohrzucker in seine Rechte zurück, und da keine Regierung sich dazu verstehen mochte, einem Surrogat, einer für unnatürlich geltenden Produktion einen Schutzzoll angedeihen zu lassen, so verfiel dieser Erwerbszweig. Die Fortbildung der Erfindung geschah aus diesem Grunde nicht in Deutschland, sondern in Frankreich, dessen Zollgesetzgebung größere Vortheile gewährte. Die dortigen Unternehmungen fußten auf den Untersuchungen, die auf Napoleons Befehl die Chemiker Cels, Chaptal, d'Arcet, Fourcroy, Tessier, Vauquelin und Deyeux angestellt hatten. Eine Unterbrechung der Fabrikation fand hier nicht statt, die Produktion stieg und hatte 1828 die Ziffer von 3 Millionen Kilogramm*) erreicht. Nach der Julirevolution ließ der stärkere Eifer für industrielle Unternehmungen in Verbindung mit dem Gewinn an Erfahrungen die Fabriken rasch anwachsen, so daß 1838 bereits 49 Millionen Kilogr. erzeugt wurden. Dieses Steigen rief Besorgnisse hervor, einmal für die Staatseinnahmen, die durch die Abnahme des Gebrauchs von Rohrzucker Einbuße erlitten, dann für die Kolonien, die wegen des auf ihnen lastenden Zolls — für die Kolonien jenseits des Kaps 42½, für die diesseits des Kaps 49½ Franken von 100 Kilogr. — die Konkurrenz mit dem Rübenzucker nicht zu bestehen vermochten. Ihre Produktion sank von 1832 bis 1836 von 82½ Millionen Kilogr. auf 67½ Millionen, ein Theil der Fabriken ging ein, andere arbeiteten in der Hoffnung, daß die Krisis vorübergehen werde, unter dem Kostenpreise. Die Klagen der Kolonien und der französischen Seehäfen, namentlich Havres, veranlaßten das Gesetz vom 18. Juli 1837, welches dem Rübenzucker eine Steuer von 16½ bis 22 Fr. je nach der Güte für 100 Kilogr. auferlegte und vom 1. Juli 1839 an in Kraft trat. Der Zweck wurde damit erreicht, die Einfuhr aus den Kolonien, denen man außerdem einen

*) Ein Kilogramm gleich 2 Pfund 6 Quentchen.

Differentialzoll bewilligte, hob sich 1841 auf 74½ Millionen Kilogr., die Steuern stiegen von 28,407,000 Fr., womit sie 1839 ihren niedrigsten Stand erreicht hatten, 1842 auf 40 Millionen. Auf der andern Seite verminderte sich die Anzahl der Rübenzuckerfabriken von 600 auf 389, und die Produktion sank um mehr als die Hälfte herab, nämlich auf 22 Millionen Kilogr. Die eingegangenen Fabriken waren aber solche, welche eine unvollkommene Fabrikationsweise beibehalten hatten, die besser eingerichteten konnten die Konkurrenz des Rohrzuckers sehr wohl bestehen, wie sich bald in der Zunahme ihrer Erzeugungen zeigte, die 1841 schon wieder 31 Millionen Kilogr. erreicht hatten und 1842 mit 41 Mill. Kilogr. dem höchsten Stande von 1836 noch näher kamen. Um dem ein Ende zu machen, beschloß die Regierung, die Rübenzuckerfabrikation ganz zu unterdrücken, die bestehenden Fabriken aufzuheben und deren Inhaber mit 50 Millionen Franken zu entschädigen. Die Kammern verwarfen dieses Projekt, worauf in Uebereinstimmung mit ihnen eine allmälige Erhöhung der Steuer auf inländische Zucker, welche nach fünf Jahren der auf dem Kolonialzucker liegenden Steuer gleichkommen solle, beschlossen wurde. Dieser Beschluß wurde 1843 gefaßt, die mit fünf Franken jährlich steigende Steuer erreichte 1848 den für den Kolonialzucker geltenden Satz. Der Erfolg ist derselbe gewesen wie bei dem frühern Gesetze; die schlechten Fabriken sind eingegangen, die bessern bestehen fort und vermehren die Gesammtproduktion. Die 1847 bestehenden 297 Fabriken Frankreichs haben 43,394,000, die 1848 bestehenden 308 Fabriken 53,350,000 Kilogr. geliefert. Damit ist die Frage nicht entschieden, ob der Rübenzucker die Konkurrenz mit dem Kolonialzucker zu bestehen vermag, denn die französischen Fabrikanten haben keine Mitbewerbung zu bestehen als die ihrer Kolonien, und die Produktion dieser befindet sich in keinem normalen Zustande.

Die Fortschritte in Frankreich gaben für Deutschland den Impuls zur Fortbildung der hier entstandenen Industrie. Die Zollgesetzgebung des Zollvereins war günstig, indem der ausländische Rohzucker eine Steuer von fünf Thalern für den Centner entrichten mußte. 1836 bestanden im Zollverein 122 Fabriken und lieferten 25,346 Ctr. Rohzucker, 1841 wurden von 136 Fabrikanten 256,043 Ctr. produzirt. Diese 136 erzeugten 110,833 Ctr. mehr, als die 159 Fabriken des Jahres 1839, so daß wir hier dieselbe Erscheinung haben wie in Frankreich: durch Regierungsmaßregeln wird eine Verminderung der Zahl der Fabriken, aber nicht der Gesammtproduktion, hervorgerufen. Die deutsche Maßnahme war der Handelsvertrag mit Holland von 1839, wodurch der holländische Lumpenzucker, ein zwischen Rohzucker und Raffinade mitten inne stehendes Produkt, im Zoll von 11 auf 5½ Thaler herabgesetzt und folglich mit nichtholländischem Rohzucker fast gleich besteuert wurde. Weniger die Klagen der Fabrikanten, als der Ausfall, den die Zollvereinskasse durch den holländischen Vertrag erlitt, führten schon nach zwei Jahren zu einer Kündigung des Vertrags. Der Rübenzucker wurde bald darauf höher besteuert, so daß der Fabrikant von 1844 einen Zollsatz von 1½ Neugroschen auf den Zollcentner Rüben bezahlen mußte. Diese Zollerhöhung bewirkte dieses Mal ein Zurückgehen der Gesammtproduktion selbst, die erst 1847 ausgeglichen wurde. 1847 wurden erzeugt 281,642 Centner, 1849 aber 494,843. Es vertheilt sich diese Produktion auf die Zollvereinsländer in folgender Weise:

	Anzahl d. Fabriken.	Verarbeitete Rübenmenge.	Zucker zu 5% Ausbeute.
1) Preußen.			
a. Provinz Preußen	2	26,260 Zollctr.	1313 Zollctr.
b. Provinz Posen	8	118,116 „	5906 „
c. Pommern	5	142,715 „	7136 „
d. Schlesien	28	1,038,849 „	51,942 „
e. Brandenburg	4	168,338 „	8417 „
Summe:	47.	1,494,278 Zollctr.	74,714 Zollctr.

	Anzahl d. Fabriken.	Verarbeitete Rübenmenge.	Zucker zu 5% Ausbeute.
Transport:	47	1,494,278 Zollctr.	74,714 Zollctr.
f. Sachsen	69	6,345,293 "	317,265 "
g. Westfalen	—	— "	— "
h. Rheinland	—	— "	— "
Summe:	116	7,839,571 "	391,979 "
2) Baiern	5	59,900 "	2995 "
3) Sachsen	2	27,694 "	1385 "
4) Würtemberg	2	207,570 "	10,378 "
5) Baden	2	693,243 "	34,912 "
6) Kurhessen	3	48,977 "	2449 "
7) Großherz. Hessen	—	— "	— "
8) Thüring. Länder	4	91,568 "	4578 "
9) Braunschweig	2	134,156 "	6708 "
10) Nassau	—	— "	— "
11) Frankfurt a. M.	—	— "	— "
12) Anhalt-Bernburg	6	550,605 "	27,530 "
13) Anhalt-Köthen	4	238,580 "	11,929 "
14) Luxemburg	—	— "	— "
Summe:	146.	9,896,865 Zollctr.	494,843 Zollctr.

1848 sollte die doppelte Belastung von 3 Neugroschen auf den Centner eintreten, die aber damals zurückgenommen werden mußte. Während der Revolution vertagt, wird diese Steuer seit dem 1. September 1850 erhoben. Nach diesem Steuersatze genießt der Rübenzuckerfabrikant offizieller Annahme zufolge noch immer eines Schutzes von mehr als drei Thalern auf den Centner Rohzucker gegen die Fabrikanten in den Kolonien, in der Wirklichkeit ist sein Vortheil ein noch größerer. Das Gesetz geht nämlich von der Voraussetzung aus, daß 20 Centner Rüben einen Centner Zucker geben, aber schon vor vier Jahren verstand die Mehrzahl der Fabrikanten, namentlich in der Provinz Sachsen, aus 15 Centnern Rüben einen Centner Zucker zu ziehen, und in neuester Zeit nimmt man sogar an, daß die Rüben 7½ Procent Zucker geben, was nur 13½ Centner Rüben auf einen Centner Zucker voraussetzt. Zugleich ist auch der Umfang der Rübenindustrie so bedeutend gestiegen, daß man seit 1849 die Zunahme auf ⅓ anschlagen kann. Für 1851 kann man einen Verbrauch von 13½ Millionen Centnern Rüben voraussetzen, die nach der offiziellen Annahme 675,000 Centner, in Wirklichkeit aber mehr als 900,000 Centner Zucker geben. Aus diesem Verhältniß entspringt die Nothwendigkeit, die Steuer auf Rübenzucker höher zu stellen, worauf wir später zurückkommen.

Für die Beantwortung der Frage, ob die Rübe die freie Konkurrenz mit Zuckerrohr aushalten kann, geben uns die chemischen Analysen den ersten Anhaltpunkt. Bei beiden Gewächsen bewegt sich der Zuckergehalt innerhalb sehr weiter Grenzen, als mittlere Zahl können wir bei der Rübe 10, bei dem Zuckerrohr 18 Procent annehmen. Dieser volle Gehalt wird aber bei beiden Gewächsen in der wirklichen Fabrikation nie gewonnen, und dadurch nähern sich die eben angegebenen Zahlen einander. Von den 10 Procent Zucker, die in der Rübe enthalten sind, gewinnt der Fabrikant 8 bis 9 Procent, von den 18 Procent des Zuckerrohrs nur 10 bis 12 Procent, in Bengalen nur 7 Procent. Ein fernerer Vortheil der Rübe liegt darin, daß sie mehr krystallinischen Zucker liefert als das Zuckerrohr, mithin eine größere Ausbeute desjenigen Produkts gewährt, welches durch seine feste Form und seine ganze Beschaffenheit allein geeignet ist, eine ausgedehnte Anwendung zu finden. Von den 8 bis 9 Procent Zucker der Rübe sind 6 bis 7 Procent krystallinischer Zucker, 1½ bis 2 Procent Melasse; für den Rohrzucker läßt sich, da die Ausbeute eine zu verschiedene ist, eine so bestimmte Zahl nicht angeben;

für den in den westlichen Tropenländern gewonnenen gilt der Satz, daß von den 10—12 Procent Zucker 4—8 Prozent krystallinischer Zucker und 4—6 Procent Melasse sind. Ein letzter physischer Vortheil des Rübenzuckers ist die kürzere Gewinnungszeit des Rohprodukts. Wir ernten die Rübe in jedem Jahr, der Pflanzer in den Tropen braucht dagegen für sein reifes Zuckerrohr durchschnittlich funfzehn Monate, so daß auf vier Rübenernten nicht mehr als drei Zuckerrohrernten kommen. Alle diese Umstände zusammen bewirken, daß 100 Procent Rüben etwa eine gleiche Ausbeute geben als 100 Procent Rohr.

Nachdem der Zuckergehalt ermittelt wurde, ist zu erörtern, welche Kosten die Zuckergewinnung bei dem einen und dem andern Gewächs macht. Hier kommen zunächst die Arbeitslöhne in Betracht. In Deutschland wechselt der Lohn eines Tagarbeiters zwischen vier (Böhmen) und neun (Regierungsbezirk Düsseldorf) Neugroschen, der Unterhalt eines Sklaven kostet auf Cuba täglich neun, die freie Arbeit auf Jamaika funfzehn bis siebenundzwanzig Neugroschen. Von der größern Theuerung der Handarbeit in den Kolonien macht die einzige Ausnahme Ostindien, wo der Tagelohn nur 1—1½ Neugroschen beträgt, wodurch dieses Land in den Stand gesetzt wird, trotz der geringen Ergiebigkeit seines Zuckerrohrs mit Westindien zu konkurriren. Vertheuert wird die Zuckerproduktion der Kolonien und Nordamerikas ferner durch den höhern Zinsfuß, der in den Vereinigten Staaten auf 10—12, in Brasilien auf 12, in Ostindien auf 24, in Meriko nach Rau sogar auf 36 Procent steigt. Der Kapitalaufwand wird für den Rohrzuckerfabrikanten dadurch vermehrt, daß sein Kapital höchstens vier Monate im Jahr Anwendung findet, die übrige Zeit müßig ist, wogegen der Rübenzuckerfabrikant, nachdem man bessere Aufbewahrungsmethoden der Rüben kennt, den größern Theil des Jahres hindurch ununterbrochen arbeitet. Andere Nachtheile der tropischen Erzeugung sind der Mangel an Holz und die unvollkommenen Heizapparate. Früher brauchte man zur Herstellung einer sonst gleichen Quantität viermal so viel Holz als in Europa, jetzt ungefähr das Doppelte. Ist in diesen Beziehungen der Vortheil auf Seiten der europäischen Fabriken, so sind die Tropenländer, was den Grund und Boden betrifft, in doppelter Weise bevorzugt: das Land ist billiger und liefert reichlichere Ernten. Der preußische Morgen Land kostet in Deutschland von 66 (Böhmen) bis 440 Thalern (Magdeburg), in Frankreich zwischen 135—168 Thaler, dagegen auf Domingo 9—36, Jamaika 13—26, Guyana 17—22, Portorico und Cuba durchschnittlich 45 Thaler. Mit Ausnahme des stark bevölkerten Barbadoes ist die Kaufsumme in den Kolonien um das Doppelte und selbst Dreifache geringer als in Europa. Der Ertrag der Runkelrübe auf den preußischen Morgen beträgt in Deutschland an krystallinischem Zucker zwischen 581 und 1009 Pfund, dagegen auf Martinique 1364, in Veracruz 1528, Guadeloupe 1638, Bourbon 2728, Havanna 3275, Brasilien 4094. Der höchste Ertrag in den nördlichen Departements von Frankreich erreicht nur kaum den niedrigsten Betrag von Louisiana oder Domingo, und diese Uebermacht der Produktionsfähigkeit wiegt schwer in der Wagschale der Kolonien. Bei der Bestimmung des Preises, zu dem ein Erzeugniß geliefert werden kann, bilden auch die Nebennutzungen ein nicht zu übersehendes Moment. Das bedeutendste Nebenprodukt des Rohzuckers ist die Melasse, deren Betrag sich in Westindien auf 4—6 Procent erhebt. Bei dem Rübenzucker ist die Ausbeute um mehr als die Hälfte geringer, und der Syrup kommt dem von Zuckerrohr gewonnenen bei weitem nicht gleich. Neben diesem Erzeugniß haben die Kolonien die Bagasse, das heißt die ausgepreßten Rohre, die als Feuerungsmaterial unentbehrlich ist, dagegen die europäische Fabrikation den Abfall der Rüben an Blättern, Wurzelabfällen u. Preßlingen, d. h. den nach dem Auspressen des Saftes übrig bleibenden festen Bestandtheilen, welche Abgänge ziemlich bedeutend und als Viehfutter sehr brauchbar sind. Das Resultat, das man aus dem Vergleiche aller angegebenen Momente gewinnt, ist kein anderes, als daß der Rohrzucker am Erzeugungsorte viel billiger producirt wird als der Rübenzucker. Nach der niedrigsten

Schätzung von Crespel kostet der Centner Rübenzucker dem Fabrikanten im nördlichen Frankreich 8,74 Thaler, dagegen dem Pflanzer auf Java 3,83, in den französischen Kolonien nach neuerem Betriebe 3,4, in Havanna 3,5. Da der Kolonialzucker durch den Transport nebst den damit verbundenen anderweitigen Kosten für Assekuranz u. s. w. vertheuert wird, so nähert er sich im Preise für Europa dem Rübenzucker. In Havre kostete der Centner 1843 8,5 Thaler, mithin ein unbedeutendes weniger als der von Crespel angegebene Rübenzuckerpreis; doch ist nicht zu übersehen, daß für diesen letztern ein sehr ausgedehnter Betrieb und überhaupt die günstigsten Bedingungen als maßgebend angenommen wurden. Durchschnittlich ist der Kolonialzucker in den Häfen etwas billiger als der Rübenzucker, doch ist der Unterschied so unbedeutend, daß er bereits durch eine mäßige Besteuerung ausgeglichen wird, und ein Zollsatz, wie er im Zollverein besteht, muß dem Rübenzucker nothwendiger Weise das Uebergewicht verschaffen.

Bisher war nur von der Gegenwart die Rede, nicht von der Entwicklung, deren die eine und die andere Produktion fähig ist, die nicht ganz übersehen werden darf, wenn die Vorzüge der Rübe und des Rohrs untersucht werden. Ein Steigen der Arbeitslöhne wird gewiß in den Rohrzuckerländern, muthmaßlich in Europa stattfinden, die Kapitalrente bei uns größer, drüben niedriger werden. Dies letztere hat Roscher (Rau, Archiv, Neue Folge VI.) näher begründet, besonders dadurch, daß die Kapitalisten, die sich früher aus den Tropenländern mit dem erworbenen Kapital so bald als möglich zurückzogen, sich gegenwärtig dort heimisch zu fühlen anfangen. Der Werth von Grund und Boden mag bei uns langsam steigen, in Amerika kann dies nicht der Fall sein, so lange ein ansehnlicher Theil des Landes noch unkultivirt ist. Eine vermehrte Ertragsfähigkeit des Bodens ist in den europäischen Gebieten, wo die Rübenzuckerindustrie besonders blüht, nicht zu erwarten, da hier der rationelle Betrieb der Landwirthschaft den höchsten Punkt erreicht. Von den Rohrzuckerländern ist ein Theil erschöpft, was selbst von Jamaika gilt, der größere Theil bewahrt noch seinen üppigen Boden. In der Fabrikationsweise hat die Rübenzuckerindustrie durch die Anwendung der hydraulischen Presse und der sinnreichsten Apparate für Gewinnung und Raffination eine solche Stufe erreicht, daß der jetzige Ertrag nicht allzufern von dem überhaupt erreichbaren ist. Um so mehr läßt die Fabrikationsweise in den Kolonien zu wünschen übrig, und wenn nur die am leichtesten zu bewältigenden Mängel beseitigt werden, so läßt sich in den meisten westindischen Kolonien eine Erhöhung des Ertrags von 10 auf 13 Procent erwarten, ein Unterschied, der von der größten Bedeutung ist. Am weitesten ist Ostindien zurück. „Vergleichen wir," sagt Stölzel, „einen Howardschen in unsern Fabriken eingeführten Siedeapparat mit dem eines Hindu, aus einem niedern Topfe bestehend, in welchem der Saft über freiem Feuer zu Ghoor bereitet wird, so fällt der Abstand recht in die Augen, welcher zwischen der Fabrikationsweise hier und dort stattfindet. Der so mangelhaft eingedickte Saft wird in Indien in Schläuche oder irdene Gefäße gefüllt und an die Fabrikanten verkauft, bis zu welchen er durch den Transport eine abermalige Verkürzung an krystallisationsfähigem Zucker erfährt, und dann erst einer bessern Behandlung unterworfen wird. Die Folge davon ist, daß sich das Verhältniß zwischen krystallinischem und unkrystallinischem Zucker bei uns wie 5: 2, dort wie 4: 12 stellt." Der Verlust, der in Westindien beim Transport stattfindet, ist bedeutend. Von den 120 Millionen Pfund, die Domingo nach Frankreich verschifft, kommen dort nach Du Trone nur 96 Millionen an, 20 Procent gehen verloren, 27,000 Tonnen oder 12 Procent büßt England bei dem Transport seines Kolonialzuckers nach dem Mutterlande ein. Dieser ganze Verlust kann durch eine sorgfältigere Darstellung von krystallinischem Zucker vermieden werden. Eine größere Wohlfeilheit des Rohrzuckers kann besonders durch Erleichterung des Transports bewirkt werden. In Ostindien sind Wege zur Küste das größte Bedürfniß, in Cuba vertheuert ein Transport von etwa 11 deutschen Meilen oder

zwölf Leguas den Zucker um 20 bis 25 Procent, in Brasilien wurde 1828 der Zucker an der Küste fünfmal theuerer bezahlt als 40 Stunden landeinwärts, und es ist dort seitdem für Wege so gut wie nichts gethan. Läßt sich bei einiger Sorgsamkeit und Thätigkeit, welche diesen Gegenständen gewidmet wird, ein nicht unbeträchtliches Herabgehen der Preise von Rohrzucker erwarten, so wird dieses noch entschiedener eintreten, wenn die zuckererzeugenden Staaten eine freisinnige Politik gegen ihre Kolonien einschlagen und den internationalen Verkehr mehr als bisher geschehen ist seiner Fesseln entledigen, was von England am ehesten zu erwarten steht.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß man die Rübenzuckerindustrie mit einem gewissen Recht eine unnatürliche nennen kann, da sie die Konkurrenz mit dem Rohrzucker nur unter dem Schutz von Zöllen bestehen kann. Wie wir eben gesehen haben, fällt auch die beste Entschuldigung für Schutzzölle hier hinweg, die Entschuldigung nämlich, daß der Schutzzoll der einheimischen Industrie nur dazu dienen solle, die ersten Stadien der Entwicklung, die Jahre des Lernens zurückzulegen, um sich später mit dem Gegner auf freiem Felde und ohne Gunst messen zu können. Wir haben gesehen, daß der Rübenzucker die Konkurrenz des Rohrzuckers in der Zukunft noch weniger wird bestehen können als in der Gegenwart. Danach darf sich das Urtheil indessen allein nicht richten, es kommt, um über Nützlichkeit oder Schädlichkeit dieser Industrie ein Urtheil fällen zu können, auf die Abwägung anderer Umstände, Vortheile und Nachtheile an. Das größte Gewicht pflegt man in Vertheidigung der Rübenzuckerindustrie auf die vielen Menschen und auf die Kapitalien zu legen, welche dabei ihre Verwendung finden. Man rechnet, daß wenn der ganze Zuckerbedarf des Zollvereins von den Rübenzuckerfabriken gedeckt wird, was bei der Fortdauer der jetzigen Zuckerzölle in nicht ferner Zukunft in Aussicht steht, die damit beschäftigten Fabriken brauchen werden: Anlagekapital 26 Mill. Thaler, Arbeiter 137,000 Köpfe mit 4,300,000 Thalern Arbeitslöhnen, Feuerungsmaterial 1,950,000 Thaler, Zahlungen an andere Gewerbe 2,325,000 Thaler. Würde dagegen der ganze Bedarf mit Rohrzucker gedeckt, so brauchten die indischen Zuckerraffinerien, auf die sich dann die ganze Theilnahme an dieser Produktion beschränkte: Anlagekapital 2,600,000 Thaler, Arbeiter 3370 Köpfe, Arbeitslöhne 303,000 Th., Feuerungsmaterial 433,000 Th., Zahlungen an andere Gewerbe 325,000 Th. Mithin beschäftigt und zahlt die Rübenzuckerindustrie mehr als die Zuckerraffinerie: Kapital 23,400,000 Thaler, Arbeiter 133,600 Köpfe, Arbeitslohn 3,997,000 Thaler, Feuerungsmaterial 1,517,000 Thaler, Zahlungen an andere Gewerbe 2,00,000 Thaler. Die zunehmende Arbeitslosigkeit muß den Wunsch rege machen, den ganzen Zuckerbedarf im Inlande zu erzeugen, vorausgesetzt, daß dadurch nicht andere Erwerbsquellen verstopft und vielleicht mehr Verlust als Gewinn erzielt wird. Nicht unbeträchtlich ist auch der Gewinn, den die Rübenzuckerindustrie an die Landwirthschaft abgiebt. Einmal hat diese in der Rübenzuckerproduktion einen Ersatz für die gesunkene Branntweinbrennerei erhalten, ferner bekommt sie in den Abgängen ein werthvolles Viehfutter, endlich veranlaßt die Rübe, die zu den Hackfrüchten gehört, eine mechanische Bearbeitung des Bodens, welche diesen auflockert, ihn mit der Atmosphäre in Berührung bringt und das Unkraut wegschafft. Daß diese Industrie, wie ihre Gegner behaupten, eine zu große Bodenfläche in Anspruch nehme, die der Getreidebau nothwendiger brauche, beruht auf übertriebenen Vorstellungen. Verschiedene Statistiker haben genau berechnet, wie viel Bodenraum erfordert würde, wenn der ganze jährliche Bedarf Europas an Zucker (10 Mill. Centner) im Inlande erzeugt würde. Schätzt man mit Malchus die ganze Fläche kulturfähigen Bodens in Europa ohne die Türkei auf 145,595 Geviertmeilen, berechnet man ferner, daß der Morgen Land 127 Ctr. fabrikationsfähige Rüben und bei nur fünf Procent Ausbeute 701 Pfund Zucker, die Geviertmeile (gleich 21,564 preußischen Morgen) 136,512 Ctr. liefert, so erhält man das Facit, daß

die 10 Millionen Centner Zucker, die Europa konsumirt, auf 73 Geviertmeilen gewonnen werden können, sonach die Zuckererzeugung nicht mehr als $^1/_{20}$ Procent alles kulturfähigen Bodens mit Beschlag belegen würde. Für die halbe Million Centner Rübenzucker, die der Zollverein 1849 erzeugte, waren erforderlich 3,5 Geviertmeilen oder $^1/_{25}$ Procent von den 8098 Geviertmeilen des Zollvereins. Sollte der ganze Zuckerbedarf des Zollvereins — 1840 belief sich derselbe auf 1,807,571 Centner — von unsern Aeckern gewonnen werden, so brauchten wir dazu 14 Geviertmeilen, oder $^1/_5$ Procent des Zollgebiets. Ein solcher Verbrauch an Bodenfläche läßt keine Befürchtung zu, daß die Rübenzuckerindustrie den Getreidebau ungebührlich schmälere, um so weniger, als der jetzt erforderliche Boden größtentheils an die Stelle von solchem Boden getreten ist, der früher von der Branntweinfabrikation in Anspruch genommen wurde. Eben so übertrieben sind die Befürchtungen, die man von dem zu starken Gebrauch von Brennholz durch diese Industrie hegt. Angenommen, daß die Fabrikation mit Zurückweisung des wohlfeileren Brennmaterials nur Holz verbraucht, erfordert die bisherige Produktion im Zollverein 0,2—0,6 Procent der Bodenfläche, und würde, falls der ganze Zuckerbedarf im Inlande erzeugt würde, steigen auf 0,9—2 Procent. Ueberhaupt kommt nichts darauf an, ob eine Produktion, die gewinnbringend ist, viel Holz verzehrt, denn die Befürchtungen, die man in Beziehung auf Holzmangel hegt und schon sehr lange hegte, läßt der jetzige rationelle Betrieb der Forstwirthschaft immer mehr schwinden, wozu noch kommt, daß der Holzsurrogate immer mehr werden. Mehr Beachtung verdient der Vorwurf, daß die Rübenzuckerindustrie unsere auswärtigen Handelsbeziehungen beeinträchtige. Seit Say alte Vorurtheile zerstört hat, wird wohl Niemand mehr behaupten, daß der Außenhandel der beste sei, welcher für seine Waaren baares Geld zurückbringe. Man weiß jetzt, daß Rückfrachten von großer Wichtigkeit sind, daß in vielen Fällen durch sie der einzige Vortheil der Handelsreisen erzielt wird. Der deutsche Handel ist bei seinem transatlantischen Verkehr auf Rückfrachten stark angewiesen, und hier behauptet der Zucker einen bevorzugten Platz. Namentlich pflegen die Auswanderungsschiffe in den Häfen von Zuckerländern anzulaufen, die von Amerika zurückkehrenden an den westindischen Inseln, die von Australien auf der Heimfahrt begriffenen in Ostindien. Daraus erhellt, daß das Wegfallen des Zuckers aus der Reihe der größern Handelsartikel eine Verminderung der Einfuhr, mittelbar der Ausfuhr (in Folge ihrer Wechselwirkung mit der Einfuhr) herbeiführen und die deutsche Rhederei hart davon betroffen werden würde. Auf der andern Seite müßte der inländische Verkehr, der für jedes Volk der bei weitem wichtigste ist, an Lebhaftigkeit bedeutend gewinnen.

Der größte und unbestreitbarste Nachtheil, den die Rübenzuckerindustrie in ihrem Gefolge hat, ist der Ausfall, den sie in den Steuererträgnissen hervorbringt. Nach der jetzigen Sachlage der Dinge sind die Konsumtionssteuern, deren gute oder schlechte Eigenschaften wir ganz unberücksicht lassen können, auf keine Weise zu umgehen. Sie sind in allen Staaten sehr bedeutend, denn sie machen von der ganzen Steuereinnahme aus: im Zollverein 57 Procent (netto), in Frankreich mit Zurechnung der Salztaxe 50 Pr., in England 1843 nach Einführung der Einkommensteuer 84 Procent. Kann man diese Steuern einmal nicht entbehren, so empfiehlt sich als das beste ein solches Verfahren, das sowohl dem Staate Einnahmen gewährt, als die Steuer möglichst aus den Taschen der Wohlhabenden nimmt. Da verdient nun die Zuckersteuer vor den Steuern auf die unentbehrlichsten Lebensmittel, Salz, Brod und Fleisch, unbedingt den Vorzug. Wird der Zucker gegenwärtig auch zur Herstellung mancher Artikel benutzt, welche von Jedermann konsumirt werden, so steigt doch sein Verbrauch im allgemeinen mit der Wohlhabenheit des Konsumenten. Der Betrag dieser Steuer ist aber ein bedeutender. In England brachte sie 1830 die Summe von 4,767,342 Pf. St. oder 26 Procent der Gesammtzölle, in Frankreich 1847 nach dem Moniteur 48,794,000 Franken

oder 35 Procent der Gesammtzölle, im Zollverein von 1836 bis mit 1845 nach Dieterici 29,068,951 Thaler oder 24—30 Procent der Zölle überhaupt. Hebt man diesen Zoll auf, der zumeist den Wohlhabenden trifft, so muß man ihn durch eine noch drückendere Steuer ersetzen. Die Begünstigung des Rübenzuckers ist ein Geschenk, das der Staat den dabei Betheiligten macht, ohne daß die Konsumenten Vortheil davon hätten, da sie ausländischen Zucker nicht theurer bezahlt haben würden. Freilich kommt dieses Geschenk nicht blos den eigentlichen Zuckerproducenten zu Nutzen, sondern auch der Landwirthschaft, die nach Professor Siemens von 10 Millionen Centner Rüben $2^1/_2$ Millionen Thaler verdient. Man sieht, daß die Verhältnisse ziemlich verwickelt sind, daß die Interessen der Finanzen und der Industrie, letztere von der Landwirthschaft sekundirt, in einem direkten Widerspruch stehen, woraus für die Staaten nicht geringe Verlegenheiten sich bereiten. Von Frankreich war schon die Rede, Belgien befindet sich in derselben Verlegenheit. Dieses Land, das in den Jahren 1843 und 1846 seine Gesetzgebung über den Zucker gewechselt, sah sich im Jahr 1848 genöthigt abermals zu ändern und steht jetzt wieder auf dem Punkte. Wir können diese verwickelte Gesetzgebung nicht im Detail schildern, und begnügen uns den allgemeinen Charakter derselben anzugeben. Belgien ist wie Holland in seinem Zuckerhandel darauf angewiesen sein Hinterland mit raffinirtem Zucker zu versorgen, mit andern Worten, den eingeführten Rohstoff zu verarbeiten. Zu diesem Ende wird in den Raffinerien eine Accise vom Rohzucker erhoben, und bei der Ausfuhr eine Entschädigung gewährt, welche dem Verhältniß des im Rohzucker enthaltenen raffinirbaren Zuckers entspricht. Das System ist ziemlich complicirt, und die Feststellung des obigen Verhältnisses sehr streitig; man will zwar den Raffinadeuren durch einen mäßigen Ansatz des Zuckerertrags (rendement) einen Vortheil zuwenden, ist aber dieser Vortheil zu groß, so erwächst daraus dem Staatsschatze eine Last, und ist er zu gering, oder vielmehr wird das Verhältniß des Zuckertrags zu hoch angesetzt, so erleiden die Raffinadeure Verlust und werden nach und nach gezwungen ihr Geschäft ganz einzustellen. Dem Staat soll nach dem Gesetz vom Jahr 1848 die Zuckeraccise $3^1/_2$ Mill. Fr. abwerfen, und falls diese Summe nicht erreicht wird, soll der Zuckerertrag höher angesetzt werden. Dieser war nach dem Gesetz vom Jahr 1846 auf $68^{18}/_{100}$ angenommen, wurde durch das Gesetz vom Jahr 1849 auf $70^{59}/_{100}$ festgesetzt, und sollte bis zum Jahr 1851 auf $72^{77}/_{100}$ steigen. Obgleich dieser Ansatz etwas hoch war, hätte sich doch das Gesetz vielleicht durchführen lassen, ohne die Dazwischenkunft des sich immer mehrenden Rübenzuckers. Dieser erhielt durch das Gesetz von 1849 eine Bevorzugung von 8 Fr. für 100 Kil. in der Accise, indem er nur 37 Fr. statt 45 Fr. wie der Rohrzucker bezahlte. Theils durch diese Begünstigung, theils durch die allgemeine Entwicklung, welche der Rübenzucker allenthalben in neuerer Zeit gewonnen hat, ist die Erzeugung desselben seit dem Jahr 1848 von 2 Mill. auf beinahe 6 Mill. Kil. gestiegen, und selbst diese Annahme ist noch zu gering, weil das belgische Gesetz wie das des Zollvereins nur 5 Procent Zucker von der Rübe annimmt, wonach man also das wirklich erzeugte Quantum Rübenzucker auf mindestens $7^1/_2$ Mill. Kil. ansetzen kann. Da nun der Verbrauch in Belgien, nach den offiziellen Angaben der Minister und den Schätzungen der Industriellen nur $11^1/_2$ Mill Kil. beträgt, so ergiebt sich, daß der Rübenzucker zwei Drittheile desselben liefert und der Rohrzucker genöthigt ist, seinen Vortheil auf den fremden Märkten zu suchen, wo er aber einer drückenden Konkurrenz ausgesetzt ist. Da der Staat schon am 31. Dez. 1850 die 875,000, als das Viertheil der von ihm angesprochenen 3,500,000 Fr. jährlich, nicht erhalten hat, vielmehr mit 340,000 Fr. im Rückstand blieb, so erfolgte unter dem 21. Januar 1851 eine königl. Verordnung, welche das „rendement" des Rohrzuckers auf 75 Procent setzte; am 31. März 1851 haben die Raffinadeure, um einer weitern Erhöhung des Rendements vorzubeugen, die an 875,000 Fr. fehlende Summe zusammengeschossen, allein dies kann nicht fortdauern, und so

fangen sie allseitig an ihre Geschäfte einzuschränken, was auf den Handel und den Absatz der belgischen Fabrikate einen nachtheiligen Einfluß äußert. Am 30. Juni wird das Deficit 6—700,000 Fr. von 850,000 Fr. betragen haben, dem Gesetz gemäß muß dann das Rendement auf 85—87 Procent gesetzt und somit die Ausfuhr ganz unmöglich werden. Der Rückschlag auf die Zuckerindustrie, den Zuckerhandel und die Ausfuhr belgischer Erzeugnisse ist unausbleiblich und sehr groß, die Regierung verliert das Einkommen auf das sie rechnete, und die Ausführung des Gesetzes vom Jahr 1849 wird geradezu unmöglich. Die Raffinadeure haben sich im Anfang April an die Kammer der Repräsentanten gewendet und die Antwerpner Handelskammer hat am 19. April die Erklärung erlassen: „daß die dem Rübenzucker gewährten Vortheile großentheils die Ursache der schlimmen Lage der Zuckerindustrie sind, und daß in der Steuer und ihrer Anwendung eine Radikalreform vorgenommen werden müsse.“ (Allg. Zeit. Beilage zu Nr. 122 von 1851.)

Nicht viel besser steht es im Zollverein, der große Aufschwung der Rübenzuckerindustrie in den letzten Jahren wird eine Veränderung durchaus nöthig machen. Wir wissen schon, daß diese Industrie im Jahr 1849 bereits nahe an eine halbe Million Centner lieferte. Seitdem hat die Fabrikation noch um ein Drittheil zugenommen, und da, wie wir gesehen haben, die offizielle Voraussetzung, daß 20 Centner 1 Centner Zucker liefern, hinter der wirklichen Ertragsfähigkeit zurück bleibt, so kann man annehmen, daß die jetzige wirkliche Produktion nicht 675,000 Ctr. ist, wie nach der offiziellen Fiktion angenommen werden muß, sondern über 900,000 Ctr. Diese 900,000 Ctr. würden nach dem Zollsatz von Rohrzucker $4\frac{1}{2}$ Mill. Thaler Zoll abwerfen, die offiziell angenommenen 675,000 Centner liefern aber seit der am 1. September 1850 eingetretenen Verdoppelung der Steuer 1,350,000 Thlr., der Ausfall für die Zollvereinskassen beträgt mithin über 3 Mill. Thlr. Bleibt die Rübenzuckerproduktion in dem stetigen Steigen, welches die letzten Jahre nachgewiesen haben, so ist alle Aussicht da, daß sie nach zwei Jahren $1\frac{1}{2}$ Mill. Ctr. oder bald drei Viertheile des Zuckerverbrauchs im Zollverein ausmachen wird. Diese $1\frac{1}{2}$ Mill. Centner, die nach der offiziellen Berechnungsweise nur 1,200,000 Ctr. sind, werden 2,400,000 Thaler Steuer bezahlen, die 6—700,000 Ctr. Rohzucker, die eingeführt werden, 3—$3\frac{1}{2}$ Millionen Thaler, und so wird der Zollverein statt der 10 Millionen Thaler, welche der Zucker eintragen sollte, eine Einnahme von 5 höchstens 6 Millionen Thaler haben. Dieses Verhältniß muß sich von Jahr zu Jahr verschlimmern und eine ungünstige Rückwirkung auf den Absatz anderer Industrieerzeugnisse als Austausch äußern. Von den beiden Wegen, die sich zur Vermeidung größerer Nachtheile darbieten, Herabsetzung des Zolls auf fremden Zucker oder Erhöhung des Zolls auf Rübenzucker, verdient der letztere unbestreitbar den Vorzug. Wir setzen dabei voraus, daß die Erhöhung eine allmälige sei, damit eine Industrie, die von Schwankungen der Handelspolitik schon viel zu leiden gehabt hat, nicht empfindlich beeinträchtigt werde. Die Rübensteuer läßt sich in drei Jahren auf $7\frac{1}{2}$ Neugroschen für den Centner Rüben steigern; dies ergiebt fünf Thaler fur 20 Ctr., oder für 15 Ctr., welche zum wenigsten 1 Ctr. Zucker liefern, 3 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr., d. h. 75 Procent des Zolls auf Rohrzucker, wonach der Rübenzucker noch immer mit mindestens 25 Procent am Zoll, oder mit 16—18 Procent am Werth der Waare geschützt bliebe. In Frankreich stellt sich gegenwärtig die Belastung des Rübenzuckers zur Belastung des fremden Kolonialzuckers wie 1: 1,561, und die bessern Rübenzuckerfabriken können dabei bestehen. Wollten unsere Fabriken auf dem übermäßigen Schutzzoll bestehen, dessen sie zur Zeit noch genießen, so würden sie damit nur den Beweis geben, daß sie selbst ihre Industrie zu jener Klasse künstlicher Gewerbthätigkeit zählten, die ohne Beihülfe des Staats nicht zu bestehen vermag und ihr Dasein auf Kosten der Konsumenten fristet. Man sollte meinen, daß unsere Rübenfabrikation der französischen gleichstände und unter denselben Bedingungen wie jene arbeiten könnte. Zu umgehen ist die Veränderung wie gesagt nicht, und schon wird von den deutschen

Zollvereinsregierungen die Frage einer höhern Besteuerung des Rübenzuckers eifrig erwogen, obschon der letzte in Wiesbaden abgehaltene Zollkongreß noch zu keinen Beschlüssen gelangt zu sein scheint. Preußische Fabrikanten, die um eine Herabsetzung des Rübenzolls einkamen, sind abschläglich beschieden worden. — Von neueren Schriften vergleiche man: Rau, Archiv für politische Oekonomie, besonders in der neuen Folge, VI. — Ueber die geographische Verbreitung des Zuckerrohrs, Berlin 1840. — Schubarth, Beiträge zur nähern Kenntniß der Runkelrüben-Zuckerfabrikation in Frankreich. — Neumann, Vergleichung der Zuckerfabrikation aus in Europa einheimischen Gewächsen mit der aus Zuckerrohr in den Tropenländern, Prag, 1837. — Gemeinschaftliche Produktionssteuer von Salz und Rübenzucker in Deutschland, von Thielau, Braunschweig 1851. — Ausgezeichnet durch gründliche Forschungen und gediegen wissenschaftliche Erörterungen ist das letzte Werk, das wir hier nennen: Karl Stölzel (Privatdocent der Technologie an der Universiiät Tübingen), die Entstehung und Fortentwicklung der Rübenzuckerfabrikation und insbesondere die Konkurrenz zwischen Rohr- und Rübenzucker, Braunschweig 1851.

Die Redemptoristen und ihre Missionen. Die Kongregation vom allerheiligsten Erlöser ist gegründet von Liguori, der im Jahre 1696 in Neapel geboren wurde. Ein so eifriger Verehrer der Jesuiten, daß er bei der Nachricht von deren Aufhebung vor Schmerz und Kummer die Besinnung verlor und zwei Tage leblos lag, verbreitete er in allen seinen Schriften die von jenen angenommenen Lehren. Der bekannte Satz der Väter Jesu, daß der Wille des Papstes als der Wille Gottes selbst angesehen und geehrt werden müsse, war auch der seinige. Wie jene lehrte er den Probabilismus, welcher darin besteht, daß man für eine Handlung eine sie billigende Meinung eines Schriftstellers als Autorität aufsucht und gestützt auf diese die Handlung selbst begeht. Für probabel gilt die Meinung, die sich auf Gründe von einiger Bedeutung stützt. Man kann eine Meinung befolgen, selbst wenn das Gegentheil gewisser ist, und die neueren Meinungen haben den Vorzug vor den älteren, wären diese auch in einer den Aposteln nahe kommenden Zeit aufgestellt worden. Da die Jesuiten selbst in ihren verschiedenen kasuistischen Schriften fast alle Sünden und Verbrechen als erlaubt darstellen, so hat die Lehre die größte praktische Ausdehnung, indem man alle diese Meinungen der Kasuisten als probable Meinungen benutzen und befolgen kann. Die schlaffe Moral, die aus dem Probabilismus hervorgeht, wurde von Liguori im vollsten Umfange adoptirt. Den Orden der Redemptoristen stiftete er 1732 und wurde dafür und für andere Verdienste um den heiligen Stuhl von Klemens XIII. zum Bischof von Sant Agata de Goti im Königreich Neapel ernannt. 1787 erfolgte sein Tod, 1815 wurde er selig, 1830 heilig gesprochen.

Nach den Statuten des Ordens sollen die Mitglieder, als Weltgeistliche vereint, danach streben, „die Tugenden und Beispiele Jesu Christi, unseres Erlösers, eifrig nachzuahmen.“ Ihr ganzes Leben wird dem Zweck gewidmet, „das Wort Gottes den Armen zu verkünden und zu dem Ende sich vorzüglich zu bemühen, dem dürftigen Pöbel, da wo es demselben an geistlicher Unterstützung gebricht, durch Belehrung und Seelsorge überhaupt zu Hülfe zu kommen.“ In der Praxis stellte sich dieser löbliche Zweck etwas anders. Die Sorge um die niedern Klassen sollte nach der Ansicht des Stifters eine Lücke auszufüllen, welche die Jesuiten, seit sie vornehm und reich geworden waren, leer zu lassen angefangen hatten. Die Redemptoristen wollten die Jesuiten des dürftigen Pöbels werden, in diesen Kreisen der Herrschaft der Priester ein offenes und weites Feld bewahren, etwaige Aufklärungsversuche niederdrücken. Nach der Aufhebung der Jesuiten übernahmen sie die vorläufige Sorge für die verwaiste Sache und die Vorarbeiten für Wiederherstellung des Ordens. Nach der Wiederherstellung der Jesuiten durch die Bulle: Sollicitudo omnium ecclesiarum erhielten die Redemptoristen die Aufgabe, den Jesuiten in den Staaten, wo die Aufnahme derselben Bedenklichkeiten erregte, die

Wege zu bereiten. 1818 fanden sie Aufnahme im Kanton Freiburg zu Val-Sainte, berufen durch einen Beschluß des gesetzgebenden Raths, der gegen eine heftige Opposition durchgesetzt wurde. In Frankreich, wo sie eine Zeit lang ihr Wesen trieben, besonders im Elsaß, war die Stimmung so ungünstig, daß sie das Land nach kurzer Anwesenheit verließen. Dagegen faßten sie in Oesterreich festen Fuß (kaiserliches Dekret vom 19. April 1820), und es wurde ihnen in Wien als erstes Ordenshaus der obere Passauer Hof nebst der alten Kirche zu Maria-Stiegen eingeräumt. Diese Wiener Liguorianer, wie sie sich nach ihrem Stifter nannten, haben in Folge des Eintritts von Zacharias Werner in ihren Orden viel von sich reden gemacht. Der tolle Fanatismus, den der Dichter der „Söhne des Thals" seitdem geflissentlich zur Schau trug, war ein Produkt seines haltlosen Charakters, aber die öffentliche Meinung erkannte darin die Einwirkung der Redemptoristen und sah mit einigem Entsetzen auf den Orden, aus dessen Hause Werner an einen Freund geschrieben hatte: „Ich verbiete Dir es nicht, sondern ich bitte Dich, Jedermann es zu sagen, daß wenn Gott mir sein Gnadenlicht jemals so entzöge, daß ich aufhörte, Katholik zu sein, ich tausendmal eher zum Judenthum oder zu den Braminen am Ganges, aber nie, nie, nie zu der schalsten, seichtesten, widersprechendsten, nichtigsten Nichtigkeit des Protestantismus übertreten könnte." Die Ausbreitung der Redemptoristen erfolgte langsam und mit Vorsicht, Schwestern des Redemptoristenordens stifteten wenige Jahre nach der Aufnahme der Brüder in Wien ein Kloster. Der bekannte Kölner Streit frischte den Eifer neu auf, die Redemptoristen erhielten nun in Oesterreich nebst den Jesuiten, denen sie affiliirt sind, einen starken Antheil an dem Unterricht der Jugend zugewiesen, namentlich in den deutschen Provinzen, die für die religiös freisinnigsten galten. Außer in Italien und Deutschland verbreiteten sich die Redemptoristen in Belgien, wo sie 1846 fünf Häuser hatten: Lüttich, Brüssel, St. Trohn, Tournay und Brügge; in England (zwei Häuser: Falmouth und Stanley), in Nordamerika (8 Häuser, 2 in Baltimore, 1 in Pittsburg, 1 in Newyork, 1 in Rochester, 1 in Buffalo, 1 in Monroe, 1 in Santa-Maria). In Holland ließ es König Wilhelm II. eine seiner ersten Regierungshandlungen sein, die Redemptoristen zu berufen, und zeichnete sich später im Fremdenbuch des Ordens als dessen Protektor ein.

Der Charakter des Ordens, mit äußerster Vorsicht und so verkappt als möglich aufzutreten, zeigt sich in sprechenden Zügen in Baiern. Sie betraten hier ein Land, welches eine parlamentarische Rednerbühne und eine doch halb freie Presse besaß, wo außerdem die Aufregung der starken protestantischen Bevölkerung, hervorgerufen durch Unbilden der unzweideutigsten Art, eine hohe Stufe erreicht hatte. Mit großer Schlauheit wurde alles vermieden, was der Einführung des Ordens einen gehässigen oder gar ungesetzlichen Charakter verleihen konnte. Um nicht den Anschein zu gewinnen, als berufe man einen fremden Orden, rekrutirte man die Redemptoristen aus geborenen Baiern und ertheilte den wenigen Ausländern deren man zur Einschulung der Neulinge bedurfte, das baierische Indigenat. Damit die Aufnahme nicht unter den Begriff der zahlreichen Klosterstiftungen falle, welche in verschiedenen Punkten des Reichs stattgefunden hatten, errichteten die Berufungsdekrete vom 20. Juli und 4. Dezember 1841 ein bloßes Precarium, d. h. man berief einzelne Mitglieder der Kongregation als solche, damit sie als Einzelne in widerruflicher Weise individuelle Funktionen verrichteten. Sie sollten in Altötting als Wallfahrtspriester dienen, zu welchem Zweck ihnen die damit verbundenen Einkünfte und als Wohnsitz das ehemalige Jesuitenkollegium, jedoch ohne Besitzrecht und mit ausdrücklichem Vorbehalt des Staatseigenthums, angewiesen wurden. Die Aufnahme von Novizen wurde endlich nur unter der Bedingung gestattet, daß aus diesem Zugeständniß keinerlei Verbindlichkeit für das Fortbestehenlassen der Redemptoristen im Königreich Baiern zu folgern sei. Der Zweck geräuschloser Installirung wurde mit diesem allen so wohl erreicht, daß die

Redemptoristen ein Jahr später offen auftraten und nach der Weisung des Ordensgeneralvikars sich zu einem Rektorat vereinigten, d. h. förmlich als Orden konstituirten. Die Genehmigung der Regierung dazu einzuholen, fanden sie nicht für nöthig; mit Recht, denn nachdem das Ministerium des Innern (v. Abel) dem König vorgestellt hatte, „daß durch diese Erhebung in den äußern Verhältnissen zu Kirche und Staat keine Veränderung hervorgebracht worden sei," erklärte ein allerhöchstes Signat vom 4. April 1843, „Se. Majestät der König wolle die ohne allerhöchstes Vorwissen einseitig verfügte Erhebung der Wallfahrtspriester zu einem Rektorat mit Umgangnahme weiterer Einschreitung auf sich beruhen lassen." Der Orden konnte nun auf sicherer Grundlage seine Wirksamkeit ausdehnen, wobei ihm der Eifer der Ultramontanen kräftigst behülflich war. Aus den Wallfahrtspredigern mit festem Wohnort wurden umherziehende Missionäre, aus den sichersten Gegenden Altbaierns verbreitete man sich in die Gegenden, die noch zu gewinnen waren, erst als herbeigerufene Hülfe der Pfarrgeistlichkeit, später auch wider deren Willen aus eigenem Drang. Die Geldmittel flossen so reichlich, daß in dem einen Jahre 1845 der Ludwigsmissionsverein der einzigen Erzdiöcese München-Freising den Redemptoristen 101,237 fl. 40 kr. ablieferte, ein Geld, das nach den Statuten des Vereins zu ganz andern Zwecken, nämlich für die auswärtige Mission in Afrika, Asien und Amerika, bestimmt war. Mit diesen Ueberschreitungen stellte sich die Opposition ein. Die Pfarrgeistlichkeit, von einem Theil der Bischöfe unterstützt, erhob Klage, daß die Redemptoristen ihr Ansehen zu untergraben strebten, ja daß unter den Besuchern der Mission sich häufig die Meinung verbreite, als seien sie als glaubenseifrige Laien höher gestellt als die schlaffen Inhaber von Kanzel und Beichtstuhl. Lauter klagten die Protestanten, daß man die Menge gegen sie fanatisire, daß von den Redemptoristen unter wüthenden Schmähungen gepredigt werde: nicht eher sei der Friede der Kirche, das Heil der Welt gesichert, als bis man den Protestantismus in seiner letzten Wurzel ausgerottet habe. Eine wohlthätige Wirkung der Missionen in solchen Landestheilen, deren roheren Bewohnern ohne drastische Mittel nicht beizukommen ist, gestanden auch diese tadelnden Stimmen den Redemptoristen zu. Bezeichnend ist das Wort von Harleß in dessen „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche" von 1845, daß die Redemptoristen ihre Zuhörer einer Pferdekur unterwürfen — ein Wort, welches der ultramontane Graf Arco-Valley in der Reichsrathssitzung vom 20. Januar 1846 adoptirte. Es lag damals ein Antrag des Fürsten Wrede vor, die Redemptoristen aus Baiern zu verweisen, dessen Verhandlung das reichste, immer noch sehr kärgliche Material liefert, welches über die vormärzliche Wirksamkeit der Redemptoristen überhaupt vorliegt. Wir erfahren aus den Verhandlungen, daß an den Orten, wo die Hauptthätigkeit des Ordens sich entfaltete, viele Restitutionen von gestohlenem Gut stattfanden, die unehelichen Geburten sich verminderten, Schlagringe und andere Instrumente roher Rauflust in Menge an die Geistlichkeit abgeliefert wurden. Aber wir erfahren auch, daß die Menge die Patres fast für Wesen höherer Art achtete und natürlich weit erhaben über den Pfarrer, den sie alle Tage hatte. Wir erfahren ferner, daß der Orden das priesterliche Amt weder im Sinne echt christlicher Nächstenliebe, noch mit der Weihe höherer Bildung übte, daß sein Beichtstuhl düstern Fanatismus weckte, seine Kanzelreden in den materiellsten Leidenschaften der untern Volksklassen wühlten. Gab der Referent Fürst Ludwig v. Oettingen-Wallerstein zu, daß die Redemptoristen sich vorwiegend mit dem innern Menschen beschäftigten, so setzte er hinzu: „Aber trügen nicht alle Zeichen, so beschäftigen sie sich mit diesem nicht eben in edler Weise. Statt ihn emporzuheben auf die Höhe echt christlicher Gesinnung und echt christlicher Liebe, ziehen sie ihn herab in den Pfuhl krassesten Materialismus. Nach allem mir Zugekommenen lehren ihre Kanzelredner gegen die Unzucht züchtigen Mädchen, was sie nicht erfahren sollten, und zwar in solchem Grade, daß hier bei

St. Ludwig hochkatholische Frauen sich gezwungen sahen, mit ihren Töchtern während der Predigten die Kirche zu verlassen, erzeugt ihr Beichtstuhl häufige Ausbrüche religiösen Wahnsinns, glühen ihre Anhänger von Haß gegen Nichtkatholiken, bewachen von ihnen influenzirt Dienstboten ihre Herrschaften, Kinder ihre Eltern, mit einem Worte säet ihr Wirken wuchernde Saaten der Zwietracht." Diese Vorwürfe finden ihre theilweise Bestätigung in einem Ausschreiben des erzbischöflichen Ordinariats München-Freising vom 22. August 1845, worin wörtlich gesagt wird: „Es ist schon mehrmals der Fall vorgekommen, daß schwermüthige und gewissensängstliche Personen durch Anhörung von Missionspredigten in noch tiefere, selbst lebensgefährliche Aengstlichkeit und Melancholie verfallen sind. Deshalb werden alle Seelsorgsvorstände aufgefordert, solchen Personen, für welche die bezeichneten Predigten in keiner Weise berechnet sind, die Theilnahme an den Missionen, sie mögen in den eigenen Pfarrereien oder in der Nachbarschaft gehalten werden, nicht zu gestatten." Der Eindruck der Verhandlungen in der Kammer der Reichsräthe, der destruktive oder irreligiöse Ansicht nie inne gewohnt haben, war ein den Redemptoristen so durchaus ungünstiger, daß mit 30 gegen 6 Stimmen der Beschluß gefaßt wurde, das Vertrauen in die Krone auszusprechen, daß sie keiner geistlichen Genossenschaft anerkannten oder stillschweigenden Bestand gestatten werde, die durch Zweck oder Richtung geeignet erscheine, den konfessionellen Frieden zu gefährden. Die Kammer der Abgeordneten trat diesem Beschlusse mit 84 gegen 44 Stimmen bei. Theilweise beachtete die Regierung diese Beschlüsse, in sofern die Redemptoristen durch Erlaß vom 4. Juni 1847 angewiesen wurden, sich genau an die Bestimmungen §. 79 Beilage 2 der Verfassungsurkunde zu halten, welcher lautet: „Zu außerordentlichen kirchlichen Feierlichkeiten, besonders wenn dieselben an Werkeltagen gehalten werden wollen, muß allezeit die spezielle königliche Bewilligung erholt werden." Die Erlaubniß zur Abhaltung von Missionen wurde abhängig gemacht von der Zustimmung des betreffenden Pfarramts, der oberhirtlichen Stelle und der allerhöchsten Bewilligung; ferner sollten alle polizeilichen Behörden bei Instruirung derartiger Gesuche streng darauf achten, ob die Mission auch im Wunsche der Gemeinde liege, wer die Kosten trage, und ob den landwirthschaftlichen Arbeiten dadurch keine Beeinträchtigung drohe. Bekannte Einflüsse sollen dieses mildere Dekret statt der Ausweisung der Redemptoristen, die schon beschlossen gewesen sei, erlangt haben. Nach dem Sturze des Ministeriums der Ultramontanen ließ sich die Katastrophe nicht länger aufschieben. Jetzt erging in Baiern ein königliches Dekret vom 20. Febr. (?) 1848, welches in Erwägung, daß die Redemptoristen erfahrungsmäßig für Baiern sich nicht eigneten, während ihrem Eifer sich ein großes Feld eröffnen würde, falls sie sich entschlössen, den Missionsberuf in dem Vereinigten Staaten unter den dortigen übersiedelten Deutschen obzuliegen, die Wallfahrtsprediger aus den Kongregation des Erlösers ihrer bisherigen Verpflichtungen entband, ihnen gleichzeitig aber Tischgelder aussetzte, die in dem Falle bleibend sein sollten, falls sie wirklich dem königlichen Wunsche entsprächen, ihre Wirksamkeit in Nordamerika den dortigen katholischen Deutschen zukommen zu lassen. Die nächste Zeit war für den Orden in allen von der Revolution ergriffenen Ländern eine traurige. Am 6. April 1848 erstürmte das Volk in Wien das Kloster der Liguorianer, die unter dem Schutz von Nationalgarde die Stadt verlassen mußten, und am 8. Mai desselben Jahres meldete die „Wiener Zeitung" in ihrem amtlichen Theil, da die in neuerer Zeit eingeführte Kongregation der Redemptoristen und Redemptoristinnen mehrmals zu Störungen der öffentlichen Ruhe Anlaß gegeben habe, da sie bei dem Widerstande, welchen sie in den Gesinnungen und in dem Bestreben aller intelligenten Klassen finde, nicht im Stande sei ihre Bestimmung zu erfüllen, und da die bestehenden kirchlichen Institute hinreichten, um für die Bedürfnisse der Religion, des Unterrichts und der Volksbildung entsprechend zu

sorgen, so habe der Ministerrath den Entschluß gefaßt, auf die Aufhebung der Kongregation anzutragen, welchem Antrag die kaiserliche Genehmigung geworden sei. Gleich Oesterreich entledigte sich die Schweiz ihrer Redemptoristen, aller Orten verschwand der Orden im Dunkel.

Der Sturm ist vorüber gebraust, die Redemptoristen sind in die verlassenen Sitze zurück gekehrt, und ihre Macht ist größer denn zuvor. Dieselbe Partei, welche aus der Besiegung der Bewegung am eifrigsten Nutzen zu ziehen sucht, bedient sich der Redemptoristen, um für ihre Zwecke in den Volksmassen zu wirken. Die Redemptoristen sind zu Wanderpriestern geworden, sie kommen aus Baiern, Tyrol, der Schweiz, Frankreich, lauter Ländern, die ihnen noch vor kurzem verschlossen waren, oder wo sie angeblich keinen Fuß zu fassen vermochten. Ihre Wirksamkeit entfaltete sich vorzüglich seit 1850, in welchem Jahre sie nach und nach die ganze südwestliche Ecke Deutschlands von der Schweizergrenze bis zum Odenwald und vom Rhein bis ins Ries überzogen. Von da haben sie sich seitdem an den Niederrhein, nach Westfalen und weiter verbreitet. Wer hat sie berufen? Die Landesregierungen nicht, diese haben nur die erforderliche Erlaubniß ertheilt. Dasselbe gilt von den bischöflichen Behörden, die Pfarrgeistlichkeit, die in solchen Dingen nicht selbständig ist, sieht die Missionen zum Theil ungern, wenn sie sich auch der formellen Mitwirkung an ihrer Berufung, wie nachher auch an ihrer Abhaltung, nicht entziehen kann. Die Berufung ist aus der Mitte des Volks eingeleitet worden, und wir überschätzen den Einfluß der ultramontanen Partei wohl nicht, wenn wir die Meinung aufstellen, daß ihre Wünsche hiebei maßgebend gewesen sein werden. In sofern diese Missionen in ihrem Zweck mit der protestantischen innern Mission (s. d.) zusammentreffen, also den Eifer für religiös-sittliches Leben und aufhelfende Liebe zu kräftigen bemüht sind, kann man sich mit ihnen vollkommen einverstanden erklären. Aber diese Redemptoristen-Missionen erwecken einen Verdacht, den die Vergangenheit des Ordens allein schon rechtfertigen würde, wenn auch die Gegenwart nicht täglich Beweise einer Dienstbeflissenheit brächte, die in Erwartung künftiger größerer Gegendienste sich anbietet, eine äußerste politische Partei mit dem Kirchenbaldachin zu decken, den Verdacht, daß es sich hier um kirchliche Zwecke im engern und weitern Sinn handle, daß die Missionen ein Mittel für die Interessen der Hierarchie überhaupt und einzelner Institute oder Orden insbesondere sein sollen.

Ueber den Hergang der Missionen der Redemptoristen liegen wohl Zeitungsberichte vor, so nahe eingehend, wie die Wichtigkeit der Sache wünschenswerth macht, sind dieselben jedoch nicht. Ein genaues, nur mit lauter Lichtfarben gemaltes Bild der Missionen, wie sie in der vormärzlichen Zeit waren, findet sich in den Protokollen der baierischen Kammer der Reichsräthe von 1846 (Rede des Grafen v. Arco-Valley). Dies übergehen wir, da die Missionsthätigkeit seit 1848 großartigere Umrisse angenommen hat. Unsere folgende Schilderung entnehmen wir aus dem Schriftchen: „Kurzer Bericht über die vom 29. September bis 13. Oktober 1850 stattgehabte Mission in Gmünd.“ (Abgedruckt im Auszuge in: Leibbrand, die Missionen der Jesuiten und Redemptoristen.) Der Verfasser ist ein für die Mission begeisterter katholischer Priester, daß er von einer einzelnen Mission spricht, thut nichts zur Sache, da der Hergang überall der gleiche ist. Wenn die nöthigen Vorkehrungen getroffen sind, ziehen 3—6 Redemptoristen in den Ort ein, wobei sämmtliche Glocken läuten, um den Gläubigen anzuzeigen, daß die gnadenreiche Zeit beginne. Die Geistlichkeit findet sich mit ihren Gemeinden zahlreich ein — in Gmünd waren 18,000 Menschen versammelt — in feierlichem Zuge holt man die Glaubensboten ab nach der Kirche, wo der Ortspfarrer durch Abgabe seiner Stola die pfarrlichen Rechte abtritt. Die darauf von einem Redemptoristen gehaltene Eröffnungsrede spricht von dem Wesen, der Nothwendigkeit und Wirksamkeit der Mission, worauf sowohl durch persönliche

Proklamation als durch Anschlag an den Kirchenthüren der Gang der Mission bekannt gemacht wird. Das System, welches dabei befolgt wird, ist ein sehr praktisches und umfassendes: die Predigten sind eine zusammenhängende Ausführung der wichtigsten dogmatischen und ethischen Lehren in einer Reihe auf einander folgender Vorträge, vermischt mit Standespredigten, worin die Pflichten eines gewissen Standes oder Berufs vor Angehörigen dieses Standes oder Berufs erörtert werden. Die Dauer der Mission dehnt sich von 6 bis auf 15 Tage aus, die Themen werden stets erschöpft, bei kürzerer Dauer der Mission zieht man in einen Vortrag zusammen, was sonst in mehreren Predigten erledigt wird. Täglich werden drei, auch wohl vier Predigten gehalten, jede nimmt eine halbe bis anderthalb Stunden in Anspruch. In die Reihe dieser Vorträge fügen sich ein in freieren Variationen überall auch besondere Feiern der Abbitte vor dem Allerheiligsten, der Erneuerung des Taufgelübdes, der Versöhnung, des Altarsakraments, des Rosenkranzes. Den feierlichen Schluß macht stets die Aufrichtung des Missionskreuzes und die Abschiedspredigt.

In Gmünd handelte der erste Vortrag von der Nothwendigkeit der Religion, von der Offenbarung und dem Glauben an dieselbe. Der zweite wurde gehalten über die Bestimmung des Menschen, Gott zu lieben und ihm zu dienen, was erstens billig, zweitens nützlich, drittens nothwendig sei. Die drei Vorträge des zweiten Tages behandelten die Sünde, die Natur und Gattung der Sünde, die Beichte und die göttliche Einsetzung dieses leichten Rettungsmittels. Das Wesen der Sünde wurde gezeigt auf den vier Schauplätzen: Dem Himmel, der Hölle, dem Paradiese und dem Kreuze Christi. Der dritte Tag diente der Vorbereitung auf den würdigen Empfang der Sakramente, das Thema war Gewissenserforschung und Reue. Die Predigten des vierten Tages bewegten sich um die rechten Eigenschaften des Sündenbekenntnisses, die Standespredigten begannen mit einer Einschärfung der Pflichten der Kinder. Den Schluß machte eine Predigt über die Hölle. Fünfter Tag: Ueber den Tod, seine Gewißheit und die Ungewißheit der ihn begleitenden Umstände; Standeslehre der Jungfrauen über die Haupttugend der Keuschheit; von der Unkeuschheit. Sechster Tag: Ueber das Aergerniß; Standeslehre der Jünglinge über Mäßigkeit, Arbeitsamkeit und Gehorsam; die Beschaffenheit und Ewigkeit der Höllenstrafen. Siebenter Tag: Das Gericht; Unterricht für christliche Eheleute; Parabel vom verlorenen Sohn. Achter Tag: Feier des heiligen Rosenkranzfestes; Nothwendigkeit des Christenthums; der Unglaube, dessen Thorheit, Lasterhaftigkeit und fürchterliche Folgen. Neunter Tag: Die Menschwerdung Christi; Standeslehre für die christlichen Eltern; die Zungensünden. Zehnter Tag: Der Wiederersatz; die Pflichten der Dienstherrschaften und Dienstboten; Feier des Versöhnungsfestes. „Nach Vollendung des ersten Theils bat P. Roder von der Kanzel aus, man sollte das Allerheiligste aussetzen, worauf der Herr Dekan und wenigstens 40 Priester mit brennenden Kerzen das hochheilige Sakrament vom Hochaltar auf den Kreuzaltar trugen. Nach Absingung einiger Verse aus dem Miserere begann der ergreifende Akt der Versöhnung vor dem Allerheiligsten, der seine Feinde bis in den Tod liebte, und auf die verschiedenen Fragen an Eltern, Kinder und Nachbarn antwortete die laut schluchzende Menge: Ja wir verzeihen!" Elfter Tag: Heilighaltung des Sonntags; das Altarsakrament. Zwölfter Tag: Vorträge über die katholische Kirche, speciell über die Wichtigkeit in der wahren Kirche zu leben, und über das Recht der Kirche Gehorsam zu fordern; am Abend Erneuerung der Taufgelübde. Der dreizehnte Tag war den Seelen im Fegefeuer gewidmet, nach dem Todtenamt folgte ein Vortrag über die nächste Gelegenheit zur Sünde, Abends eine Kreuzpredigt. Vierzehnter Tag: Die Heiligkeit in jedem Stande; das Wesen des Ablasses, worauf die Kreuze, Medaillen, Bilder und Rosenkränze geweiht und dem frommen Gebrauch derselben Ablässe verliehen wurden; Marienpredigt. Am funfzehnten und letzten Tage wurden die Glaubensboten wieder feierlich abgeholt, es folgte

noch eine Rede über die Menschenfurcht, dann weihte man die Missionskreuze, und ein Priester hielt die Abschiedspredigt. Nach dem bischöflichen Segen begann die Prozession mit dem geweihten Missionskreuz, welches 24 Jünglinge, mit weißen Bändern geziert, hinaustrugen. Die Geistlichen sangen die Allerheiligenlitanei, das Volk betete laut einen Rosenkranz. Das eingesenkte Kreuz küßten der Bischof, die Missionäre und sämmtliche Geistliche und verrichteten vor demselben ihre Andacht.

Die Redemptoristen theilen ihre Mission in zwei Theile, die sie den Weg der Reinigung und den Weg der Erleuchtung nennen. Nachdem die erste Reihe der Predigten das Böse im Menschen vernichtet, die Sünde ausgerottet hat, soll jetzt auf dem Wege der Erleuchtung alles Gute, was beglückt und beseligt, in die Seele des Menschen hineingetragen werden. Das Predigen ist aber nicht ihre einzige Wirksamkeit, neben der Kanzel richtet die Mission ihren Beichtstuhl auf. In Gmünd waren zu den vorhandenen Beichtstühlen 30 neue aufgeschlagen, in denen die Glaubensboten immer saßen, wenn sie nicht predigten, von früh bis spät. Der Zudrang zu diesen Stühlen war ein außerordentlicher, manche Beichtenden harrten unverdrossen Stunden lang, bis die Beichte der früher gekommenen, wobei stets mit großer Genauigkeit verfahren wird, vorbei war. Zu den Lockungsmitteln gehört vor allen Dingen ein vollkommener Ablaß, der demjenigen zugesagt wird, welcher drei Predigten hört und beichtet und die erforderlichen Gebete verrichtet. Der Ablaßsegen wirkt auch in dem aufgerichteten Missionskreuze nach, welches die Inschrift trägt: „Mission der P. P. Redemptoristen im Jahr .... Papst Gregor XVI. ertheilte durch ein Breve vom 21. Mai 1844 einen Ablaß auf 7 Jahre und 7 Quadragenen jedem Christgläubigen, welcher vor diesem Kreuz 7 Ave Maria zu Ehren der 7 Schmerzen Mariä betet und Reue und Vorsatz über seine Sünden erweckt." Gehört eine gewisse Schaustellung zu den Eigenthümlichkeiten der katholischen Kirche, so thun die Missionen darin des Guten doch zu viel. Namentlich die Feiern, Mariä, der Taufe, der Versöhnung, des Rosenkranzes u. s. w., sind theatralisch arrangirt. Bei der Aufforderung zur Buße ist folgendes Drama stehend: Der Prediger betritt ausnahmsweise nicht im gewöhnlichen Mönchsgewande, sondern im vollen Priesterornat die Kanzel, um im Verlauf seiner erschütternden Predigt und im Angesicht der schluchzenden Menge den Ornat Stück um Stück abzulegen, mit dem demüthigen Bekenntnisse, daß er nicht werth sei, die Priesterzeichen zu tragen, worauf dann die Mahnung an die Zuhörer ergeht, seinem Beispiel folgend sich auf die Knie zu werfen und Gott ihre Sünden in ernster Buße zu bekennen. Regel ist ferner, daß die Vorträge über Hölle und Fegefeuer stets in Abendstunden verlegt werden, damit die im Dunkel empfänglichere Phantasie der Zuschauer die grellen Bilder eindrucksvoll in sich aufnehme. Ob diese Erschütterungs- und Angstpraxis, wie Wichern sie nennt, das Herz zu wahrer Buße und Reue aufthut, lassen wir dahingestellt sein. Unwillkürlich wird man durch dieses Verfahren an die Methodisten Nordamerikas erinnert, deren revivals und camp-meetings denselben Charakter tragen. Die Erfahrung bricht dieser Praxis den Stab, an allen Orten, wo bisher Missionen stattgefunden haben, ist beobachtet worden, daß der blos ceremonielle Gottesdienst, das Rosenkranzbeten, Beichten, Fasten, Wallfahrten u. s. w. einen enormen Aufschwung genommen haben. Eine fortdauernde Nachwirkung suchen sich die Redemptoristen durch zwei Einrichtungen zu sichern, einmal durch das Missionskreuz, das der Gegenstand von Wallfahrten wird, ferner durch Jünglings- und Jungfrauenvereine, welche unter Aufsicht und Leitung des Pfarrers dem Zweck nachstreben, durch Beobachtung der göttlichen Gebote und durch tugendhaften Lebenswandel Gott in seiner heiligen katholischen Kirche zu ehren.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (D. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. G. Cato in Meißen.

Australien. (Australland, Neuholland.) Der oceanische Kontinent, für den wir den gebräuchlichen Namen Australien beibehalten, erstreckt sich von 11°—39° südlicher Breite, von 113°—153° östlicher Länge von Greenwich, und hat eine Breite von 250, eine Länge von 520 (nach Andern 547) geographischen Meilen, so daß sein Flächeninhalt zu 138,000 Geviertmeilen angenommen wird. Dieser Kontinent liegt in der Mitte der oceanischen Hälfte der Erdoberfläche, wie Europa in der Mitte der kontinentalen, und Australien beherrscht daher die umgebenden Oceane, wie Europa die umliegenden Kontinente. Der Australocean umfaßt nach der Berechnung von Gauß 2,834,000 Geviertmeilen und umgiebt jene wunderbare Inselwelt, die noch fortwährend in der thätigsten Bildung begriffen und am meisten den vulkanischen oder plutonischen Hebungen unterworfen ist. Nicht zehn dieser Inseln haben einen größern Flächeninhalt als 100, die meisten bleiben unter 10 Geviertmeilen. Vor dem Festlande ziehen sich zwei Inselreihen hin, die sichtbar in einigem Zusammenhange unter einander stehen. Die innere Reihe zunächst dem Festlande, gleich diesem nur der südlichen Halbkugel angehörend, beginnt mit der großen Insel Neuguinea, die sich zunächst an den Aequator drängt, schließt sich dann an Neubrittannien und an Neuirland, an den Salomons- und De la Cruz-Archipel, die neuen Hebriden, Neukaledonia, und endet mit Neuseeland als Schlußstein. Die äußere Reihe läuft auf beiden Seiten des Aequators fast parallel mit der innern, nur daß sie im Westen weit höher nach Asien aufsteigt, im Osten sich mehr Amerika nähert. Diese Reihe beginnt da, wo die japanische Inselgruppe Bonin aufhört, mit den Marianen, setzt in den Karolinen, den näher an Asien liegenden Pelewinseln und der Mulgravekette die Verbindung mit den Fischer-, Fidschi- und Tongainseln fort, und schließt mit dem in mehrere Gruppen getheilten Georgsarchipel. Die Verbindung zwischen beiden Inselreihen ist der Kurmadeearchipel. Die Gestalt des Festlandes ist regelmäßiger wie bei irgend einem andern Welttheile, fast viereckig, ohne tief einschneidende Meerbusen, am schmalsten nach Westen, am breitesten nach Osten. Die Küstenlinie von 1940 geographischen Meilen Entwicklung verhält sich zum Flächenraum des ganzen Landes wie 1: 19.

So weit man bis jetzt das Innere von Australien kennt, treten nicht mehr als drei größere Gebirgsländer auf, das ost- und südost australische Gebirgsland in Neusüdwales, das Gebirgsland in Südaustralien und das in Westaustralien. Das erstere streicht von Süden nach Norden längs der Küste des Festlandes und parallel mit ihr; es beginnt im Süden an der Portlandsbai und hat seine nördliche Grenze wahrscheinlich an der Herveybai, ostwärts reicht es bis an die Küste, seine westliche Grenze bildet ein weites Flachland. Bei Kap Howe im Süden beträgt die Breite dieses Gebirgszugs 50 deutsche Meilen, weiter nach Norden nimmt sie mehr und mehr ab. Dies Gebirgsland ist einer der am meisten ausgebildeten Theile von Australien, zerfällt aber in eine Menge verschiedener Bergländer, deren Formen mit Bergketten, Hochebenen und Gebirgsthälern wechseln. Die höchsten Berge sollen 10,000 Fuß hoch sein — genaue Messungen fehlen gänzlich — die Hochebenen, deren Umfang kein bedeutender ist, erheben sich nicht über 3000 Fuß. Der nördliche Theil hat seine Massenerhebung in den Hochflächen am östlichen Rande zwischen 24° und 25° s. B., der Kern des südlichen Theils liegt in der Mitte seiner Gebirgszüge zwischen dem 34° s. B. und der Südspitze Australiens. Die zu diesem System gehörenden blauen Berge in der Nähe von Sidney gehören der Kohlensandsteinformation an und haben einen einförmigen Charakter. Der Sandstein enthält Eisenerze und Steinkohlen in großen Lagern, Porphyrstriche durchbrechen ihn an vielen Stellen. Unbekannter ist der nördliche Theil, der Granit, Porphyr, Basalt, Sandstein und Kalkstein enthalten soll.

Das Gebirgsland von Südaustralien, zwischen 150° und 157° östl. L. von Ferro, hat an der Küste ein hohes Gestade, in welches zahlreiche Buchten eindringen und treffliche Häfen bilden. Die zusammenhängendste, aber auch von Thalebenen unterbrochene Gebirgskette, deren Berge sich bis zu 3000 Fuß Höhe erheben, zieht sich von Kap Vincent in einer Länge von 55 geogr. Meilen längs der Ostseite des Spencer- und Vincentgolfs bis über die Spitze des letztern hinaus und verfolgt eine nordnordwestliche Richtung. Die westlich vom Spencergolf gelegenen Berge sind noch wenig bekannt. Dieses südaustralische Gebirgsland ist reich an Erzen. Das Gebirgsland von Westaustralien ist nur von der Südwestspitze Australiens, dem Kap d'Entrecasteaux bis zum Schwanenfluß etwa, doch bei weitem nicht ausreichend, bekannt. In diesem Theile begrenzt die Küste eine auf Sandstein jüngster Bildung ruhende Dünenterrasse von 800 Fuß Höhe, hinter der eine wellige Ebene liegt, worauf das breite Gebirgsland der Darlingkette folgt. In dieser Kette tritt Granit mit Eisenstein auf, der von Porphyr durchbrochen wird. Im südaustralischen Gebirg findet sich blauer Uebergangskalkstein, Dolomit, rother Sandstein, turmalinartiger Quarzfels, Thonschiefer und darüber auf den höchsten Spitzen rother Granit. An der ganzen Nordostküste bis zu Prinzeß-Charlottenbai scheint Granit vorzuherrschen, von da bis zum Kap Levesque Sandsteinbildung. Die Insel Vandiemensland ist eine Berggruppe; obgleich dieser Theil von Australien verhältnißmäßig ziemlich bekannt ist, so ist man doch über die Formation der Berge nicht einig. Ueber das Innere von Australien wird uns die Darstellung der Entdeckungsreisen den Aufschluß geben, der überhaupt bisher zu erlangen gewesen ist.

Das Stromsystem Australiens ist noch immer in hohem Grade unbekannt. Die einzigen nennenswerthen Entdeckungen sind an der Südostküste erfolgt, und man weiß jetzt, daß der Darling oder Karaula mit seinen Nebenflüssen Macquarie, Peel, Gwydir, Dumaresc und Condamine, wie der Lachlan und der Murrumbidschi, in den Murray fallen, der seine Mündung an der Südküste in der Encounterbai hat. Der Schwanfluß im Westen ist noch so unbekannt, daß man ungewiß ist, ob man in ihm nicht einen bloßen Küstenfluß vor sich hat. Der Murray ist der größte von allen Flüssen, die man jetzt kennt. Nachdem er den Murrumbidschi aufgenommen hat, wird er 3—400 Fuß breit, das Einströmen des Darling erweitert ihn auf mehrere hundert Ellen. Die Flüsse an der Ostküste wie die im Innern des Landes scheinen durchaus erst in der Ausbildung ihres Strombettes begriffen zu sein, wie sich auch an den Mündungen zeigt. Die Küstenflüsse mit kurzem Lauf durch das Land haben ihr Bett noch nicht gehörig ausgefüllt, und das Meer dringt noch tief in ihre Mündungen herein; es sind wahre Meeresarme, wo das Meerwasser, so wie Ebbe und Fluth, weit hereinbrechen. Die Flüsse dagegen, die aus dem Flachlande kommen, haben ihre Mündungen durch Anschwemmungen verstopft, so daß sie vom Meer aus schwer oder gar nicht zugänglich sind. Man sollte bei Flüssen wie der Murray, Darling und Murrumbidschi, die hinsichtlich der Länge ihres Laufs sich mit Euphrat und Ganges messen können, große Mündungen voraussetzen; dies ist aber keineswegs der Fall. Das Flußgebiet dieser Ströme, das 22,000 geogr. Geviertmeilen umfaßt und somit zu den größten der Welt gehört, hat so gut wie keinen Ausgang, denn die Verbindung des Alexandrina-Sees mit dem Meere, die man förmlich aufsuchen mußte, ist für die Schifffahrt fast völlig unbrauchbar. Fast alle Flüsse Australiens haben nur ein periodisches Bestehen. Sie trocknen in der heißen Jahreszeit aus, selbst der Darling und der Murrumbidschi verschwinden zuweilen, und nur der Murray und ein kleiner Fluß, welcher bei Melbourne in die Bai Port Philip mündet und von den Eingeborenen seines immerwährenden Wasserflusses wegen Yarra Yarra genannt wird, machen eine Ausnahme. Wasserreichere Ströme bilden im Sommer nur einzelne Pfuhle, deren brackiges Wasser bis zum Winter genügen muß. Dann stürzt der Regen fluthenweise herab, die Ströme füllen sich

plötzlich und brausen stürmisch durch das Land, mit jähen Ueberschwemmungen das bebaute Land bedrohend, während alles ringsum Sumpf wird. Der Boden des Flachlandes, der ein loser rother Sandlehm ist, worunter wahrscheinlich fester Thon aufliegt, bedingt in Verein mit der Wirkung der Sonne diese Erscheinung. Der Sandlehm saugt das Regenwasser gleich ein, da es aber wegen der Thonunterlage nicht tief eindringen kann, so wird nach starkem Regen der Boden schnell ein Sumpf, und das Wasser fängt erst dann zu fließen an, wenn es fußhoch den Boden bedeckt. Es tritt hier trotz der großen Feuchtigkeit derselbe Fall ein, wie im Innern der Kapkolonie, wo auch das fallende Regenwasser in dem Sandboden verschwindet und keine Quellen und Bäche bildet. Die Wirkung der Sonne auf die weite Wasserfläche ist ungemein stark, die Verdünstung geht schnell vor sich, und in kurzer Zeit wird der noch kaum vorher nicht zu betretende Sumpf eine weite, dürre, wasserlose Wüste. Zwischen diesen beiden Extremen schwankt der Boden des Flachlandes unaufhörlich.

Die ersten Entdeckungen auf dem Festlande von Australien machten die Holländer in der Blüthezeit ihrer Kolonialmacht, und da sie von den Molukken ausgingen und an Neuguinea vorbeifuhren, kamen sie zuerst an den Golf von Carpentaria, wo das Kap Keerweer (Kehr um) unter 14° südl. Br. die Stelle anzeigt, bis wohin das erste Schiff im Frühlinge des Jahres 1606 vordrang. Von diesem Zeitpunkt an bis zum Todesjahre Vandiemens, des holländischen Generalstatthalters in Indien, wurde nun die Nordküste und ein Theil der Westküste, von verschiedenen Seeleuten und meist im Auftrag der Regierung befahren, die Südküste bis zu Nuyts Archipel von dem Seemann dieses Namens erforscht. Abel Tasman, der Entdecker von Vandiemensland (1642), erhielt von dem Generalstatthalter Vandiemen den Auftrag, das gesammte Land zu umsegeln und aufzunehmen; denn daß dasselbe nicht, wie man früher glaubte, der nördliche Theil eines großen südlichen Kontinents sei, hatte schon seine erste Fahrt dargethan. Er scheint diese Aufgabe ziemlich vollständig gelöst zu haben, jedoch mit Ausnahme der schwierigern Ostküste, deren allgemeine Richtung man übrigens ziemlich richtig kannte oder vermuthete, wie aus den Abel Tasman ertheilten Instruktionen erhellt. Mit diesen Unternehmungen erreichten die wissenschaftlichen Erforschungen auf lange Zeit ihr Ziel. Am Ende des 17. Jahrhunderts ist nur noch der kühne Seefahrer Dampier und der holländische Admiral Vlaming zu erwähnen. Einen bedeutenden Fortschritt machte die Kenntniß des Landes erst wieder mit Cook, der 1770 die Ostküste besuchte und somit den äußern Umfang des Kontinents feststelle. Die fernern Entdeckungen zur See knüpfen sich an die Namen d'Entrecasteaux, Baß, Baudin, Flinders, Vancouver und Grant.

Das Innere des Landes war völlig unbekannt, als man 1785 in England den Beschluß faßte, in Australien eine Verbrecherkolonie zu gründen. Die Stelle, welche für diese an der von Cook: Neusüdwales genannten Südostküste ausgesucht wurde, war an sich nicht ungeeignet, jedoch für große Entdeckungen im Innern des Landes nicht günstig. Die Gebirge, denen ein nach Norden strömender Fluß folgt, bildeten an diesem Punkte eine schwer übersteigliche Grenze, hätte man dagegen die Kolonie weiter nördlich unter 33° s. B. am Hunter angelegt, so hätte der weit landeinwärts gehende Lauf dieses Flusses bald tief ins Gebirge hinein und in das Gebiet des Macquarie geführt. Aehnliches wäre der Fall gewesen, wenn man weiter südlich, etwa an der Moruya-Bai, ans Land gegangen wäre, wo man bald in das Gebiet des Murrumbidschi hätte gelangen müssen. Man wählte aber den Punkt, den Cook und seine Gefährten als den fruchtbarsten geschildert hatten, sah sich indessen in mancher Hinsicht getäuscht. Lange schlugen die Versuche fehl, über die blauen Berge ins Innere zu dringen, und man gab die Hoffnung um so mehr auf, als die Eingeborenen von keinem Wege oder Passe etwas wissen wollten. Die Noth trieb zu größern Anstrengungen, als 1813

eine furchtbare Dürre einen großen Theil der Heerden hinwegraffte. Zwei Ansiedler, Wentworth und Blaxland und der Lieutenant Lawson drangen unter großen Beschwerden auf den Kamm des Gebirgs vor, indem sie hauptsächlich der Richtung des Flusses Grose, eines Nebenflusses des in die Brockenbai fallenden Hawkesbury folgten. Der erste Blick konnte sie überzeugen, daß auf der Westseite der Gebirge das Land sich langsamer und allmäliger abflache. Auf die erste Nachricht von diesem Erfolge schickte der Statthalter Lachlan Macquarie den Landmesser Evans ab, und dieser entdeckte die nach dem Kolonialminister Bathurst benannten Ebenen und den Oberlauf eines bedeutenden Flusses den er nach dem Statthalter Macquarie taufte. Vier Jahr später entdeckte derselbe Evans den Lachlan. Wohin diese Flüsse strömten, war ein Räthsel, da man an der Südküste keine bedeutende Mündung kannte; Oxley erhielt noch 1817 den Auftrag dies zu erforschen. Er ging den Lachlan herab, bis Sümpfe seinen Weg verlegten, wandte sich dann südlich, und würde den Murrumbidschi erreicht haben, wenn die furchtbare Oede des Landes ihn nicht zur Umkehr genöthigt hätte. Er traf noch auf den untern Lachlan, ging in das Gebiet des Macquarie über und folgte demselben bis zu einer Stelle, wo auch dieser Fluß sich in Sümpfe verlor. Dadurch entstand in ihm der Irrthum, als ob alle Flüsse auf diese Weise endigten, und er schlug daher vor, sich auf die Erforschung der Küste zu beschränken, welchen Rath man auch befolgte, so daß in den nächsten zehn Jahren der ganze Küstenstrich von 38°—27° südl. Br. ziemlich bekannt wurde. Ganz hörten die Reisen ins Innere deshalb nicht auf. Cunningham stieß etwas über 28° s. B. auf den Karaula oder Darling, Throsby brachte 1820 von einer Reise nach Süden die erste Nachricht vom Murrumbidschi mit, Currie erreichte 1823 den obern Lauf dieses Flusses, an dessen untern Theil ein Jahr später mehrere Kolonisten gelangten. Hirten, die in Australien die Stelle der Jäger Nordamerikas einnehmen, verfolgten diese Entdeckung bis ins Flachland. In demselben Jahre 1824 drangen die Ansiedler Howell und Hume von der Nordwestseite der australischen Alpen bis zu der Südküste bei Port Philip vor, und überschritten unter andern Flüssen auch den Murray, der dort wo sie ihn sahen eine nordwestliche Richtung hatte. Diese Nachricht verbreitete wieder Ungewißheit über den Lauf der großen Flüsse, die nur im westlichen Flachlande gehoben werden konnte. Die große Dürre von 1828 erweckte die Hoffnung, die auch von Hirten und Eingeborenen bestätigt wurde, daß die großen Sümpfe, die dem Vordringen der ersten Entdecker eine Schranke gesetzt hatten, ausgetrocknet sein würden. Zuerst brach Sturt auf, verfolgte den Macquarie durch die jetzt ausgetrockneten Sümpfe und erreichte den Karaula oder Darling. Nun war es gewiß, daß alle die zahlreichen Flüsse, die man nördlich vom Macquarie gefunden hatte, sich in den Darling ergießen und somit also auch mit dem Macquarie sich vereinigen müßten. Dies fand seine Bestätigung durch Major Mitchells erste Reise, auf welcher er die Vereinigung des Gwydir mit dem Darling entdeckte. Das Ende des Darling zu erforschen, war der Zweck von Mitchells zweiter Reise, die ihn 1835 bis zum 32° 30′ s. Breite führte, bis wohin der mächtige Fluß in anhaltend südwestlicher Richtung strömte. Konnte an der Vereinigung des Darling mit dem Murray nicht mehr gezweifelt werden, so war die Thatsache doch noch nicht zur Gewißheit erhoben; dies geschah aber, als Mitchell den Lachlan und Murray hinab ging bis zur Einmündung des Darling und hierauf diesen einen halben Grad aufwärts befuhr. Auch Sturt gelangte, indem er dem Lauf des Murrumbidschi folgte, an den Murray, wie zur Einmündung des Darling, und untersuchte den Strom bis zum Alexandrina-See. Durch Kapitän Barker endlich, den später die Eingeborenen ermordeten, wurde die Kenntniß des südöstlichen Flußsystems durch genauere Erforschung des Landes zwischen dem Murray und dem Vincentgolfe vervollständigt.

Das tiefe Innere des Landes war durch diese Entdeckungen nicht bekannter

geworden. Von diesem Innern versprach man sich viel, die Einen glaubten ein großes Centralgebirge zu finden, der zahlreichere Theil glaubte an das Dasein eines großen Binnenmeers, worauf unbestimmte Aeußerungen der Eingeborenen hinzudeuten schienen. So oft sich aber auch Engländer auf den Weg nach dem Innern machten, immer trieb die furchtbare Wüste sie zurück. Unter diesen Reisenden hat sich Sturt durch Muth und Ausdauer ausgezeichnet. 1844 unternahm er von Adelaide, der Hauptstadt von Südaustralien, aus, eine Expedition nach dem Innern in nördlicher Richtung. Er nahm sechszehn Mann mit sich, worunter einige Eingeborene, war mit Wagen, Pferden und Lebensmitteln reichlich versehen und ließ eine Heerde Schafe vor sich hertreiben. Seine Hoffnung war ein Binnenmeer zu entdecken. Eine solche Karavane reist natürlich in den Sandwüsten des Innern langsam, und kann wegen des großen Wasserverbrauchs, der sich täglich auf 1200 Gallonen erhob, nur sehr vorsichtig vorrücken. Sturt errichtete daher von Zeit zu Zeit an Orten, wo er eines bleibenden Wasservorraths gewiß war, sein Lager, von dem er zu Pferd und mit wenigen Begleitern Ausflüge in die Ferne unternahm, um zuerst Wasser für die Karavane aufzusuchen. Im Januar 1845 fand er nach vielen Irrfahrten einen so tiefen und ausgedehnten Wasserbehälter, daß er die Gewißheit erhielt, derselbe würde trotz der furchtbaren Hitze Menschen und Thieren ausreichend Wasser liefern. Dies war ein großes und unerwartetes Glück, denn die übrigen Teiche, die er weit und breit fand, vertrockneten in unglaublich kurzer Zeit. Hier schlug er sein Lager auf und drang bis zu 25° 45′ s. B., 139° 13′ östl. L. von Gr. vor. Er fand überall die charakteristischen Eigenschaften von Australien, nur in ihrer schlimmsten Form: ungeheuere Sandwüsten und bisweilen mitten zwischen ihnen Vertiefungen, durch die das Wasser nach dem Regen strömt und Flüsse bildet, die sich meistens im Sand zu verlieren scheinen, und immer, sobald die erste Fluth vorbei ist, sich in eine Reihe von Teichen zusammenziehen, die ihrerseits mehr oder minder schnell austrocknen, von denen aber einige Wasser lange genug halten, daß Bäume um sie her wachsen. Die Hitze stieg bis auf 125° F. im Schatten, auf 157° in der Sonne! An dem äußersten Punkte, wo Sturt umkehren mußte, war er noch 600 englische Meilen von dem südlichen Ende des Golfs von Carpentaria entfernt, und nur sechs Breitengrade trennten ihn von dem Endpunkte, bis wohin ein von Norden vordringender Entdecker gekommen war. Dies ist der Kapitän Kort Stockes, der von 1837 an sechs Jahr lang auf der Kriegsbrig Beagle beschäftigt war, die Küste von Australien und die umliegenden Inseln aufzunehmen. Stockes entdeckte an dem einen Ende des Golfs von Carpentaria einen Fluß von beträchtlicher Größe, den er Albertsfluß nannte. Er befuhr ihn mit zwei Booten, funfzig englische Meilen weit, bis ein Verhack von Floßholz ihm ein unübersteigliches Hinderniß entgegensetzte; er verfolgte ihn dann eine Tagereise weit zu Fuß, und als er genöthigt war umzukehren, fand er den Fluß noch immer nach Süden fließend. Der südlichste Punkt, den er erreichte, lag 17° 58′ s. B. und 139° 25′ östl. L., und etwa 400 englische Meilen von der Mitte des Kontinents. Die Umgegend des Flusses bestand aus einer tiefen angeschwemmten Erde, ohne alle Steine, und war am Ufer hin mit einem dichten Wald von Palmen- und Gummibäumen bedeckt. Hier wäre der Ausgangspunkt für Entdeckungsreisen gewesen, aber die Regierung zog aus Handelsrücksichten vor, ihre Anstrengungen auf Versuche zu richten, zwischen der Ostküste und dem Norden, nach dessen Häfen man die Malayen von den Inseln ziehen will, eine Verbindung zu eröffnen. Diesen Zweck hat besonders unser Landsmann Dr. Leichardt verfolgt. Er reiste im Oktbr. 1844, von dem Naturforscher Gilbert und sechs andern Personen begleitet, von Morton-Bai ab, nördlich von Sidney, etwa unter 27°, um nach Port Essington durchzudringen und womöglich einen direkten Weg quer durch das Land zu eröffnen. Er fand es unmöglich in gerader Richtung vorzudringen, wegen hohen Tafellandes und Wassermangels, namentlich dieser Umstand nöthigte ihn, sich innerhalb sechs

bis sieben Breitengraden von der Küste zu halten. Nachdem der halbjährige Vorrath der Reisenden erschöpft war, blieb ihnen keine andere Nahrung als das Fleisch ihrer Pferde und Lastochsen, und damit mußten sie auf das sparsamste haushalten, so daß sie nur je einen Monat ein Thier schlachteten. Schon sechs Monate vorher, ehe sie Port Essingion erreichten, waren sie auf 1/4 Pfund Fleisch täglich reducirt, und dies mußten sie häufig in einem faulen Zustande verzehren, ohne Brod, Salz oder Gemüse irgend einer Art. In der Nähe des Golfs von Carpentaria, wo sie schönes Land fanden, wurde der Naturforscher Gilbert von den Eingeborenen ermordet; die andern erreichten wohlerhalten Port Essington, nach einer funfzehnmonatlichen Reise durch das wüste Binnenland, während welcher Zeit sie die größten Entbehrungen und Schwierigkeiten überstanden hatten. Im Oktbr. 1846 machte sich Leichardt abermals auf den Weg, diesesmal in der Absicht nach Westaustralien vorzudringen. Da die Reise von Sturt bewiesen hatte, daß im Innern von dem südlichen Meerbusen an bis wenigstens zum 24° s. L. eine Wüste sich ausdehne, welche keine Hoffnung ließ, daß man hier durchdringen könne, so wolle Leichardt bis zum 23° hinaufgehen, wo er auf seiner letzten Reise den Mackenziefluß entdeckt hatte, und diesem bis an seine Quelle hinauf folgen. „Dort," sagt er in einem Briefe, den er vor seiner Abreise nach London geschrieben hat, den die englischen Journale damals veröffentlicht haben, „dort werde ich auf der Wasserscheide sehen, ob die westlichen Wasser sich südlich gegen das Thal des Darlingstromes wenden, oder ob sie nördlich fließen und die Quellen der großen Flüsse bilden, die sich in den Meerbusen von Carpentaria ergießen. In dem letzteren Fall, vorausgesetzt, daß sich Wasser genug findet, werde ich gerade gegen Westen ziehen, und mich ungefähr in derselben Breite halten, bis ich die Wasserscheide der Flüsse der nordwestlichen Küste erreicht haben werde. Sollte aber der Wassermangel mich hindern westlich oder nordwestlich zu ziehen, so werde ich am Mackenzie herab und denselben Weg wie bei der ersten Reise bis zum neunzehnten Grad südlicher Breite gehen, von dort an dem Ufer des Clarke folgen, bis ich im Gebirge auf die Quellen des Flinders stoße; von da würde ich den obern Lauf des Albert aufsuchen, diesen bis an seine Quellen verfolgen, und so westlich nach und nach die Quellen des Michelson, Van Alphen, Abel Tasman, Robinson und Macarthur erreichen, von wo ich hoffe die Wasserscheide der westlichen Ströme etwa in 17° 18′ s. Br. zu treffen. Von da würde ich südlich parallel mit der nordwestlichen und westlichen Küste gehen, bis ich die Kolonie am Schwanflusse erreicht hätte. Ich denke, ich werde zwei Jahre zu der Reise brauchen." Das Doppelte dieser Frist ist verflossen, und Dr. Leichardt ist nicht zurückgekehrt. Nach einem ziemlich beglaubigten Gerücht haben ihn die Wilden ermordet, besser, als wenn er in der Wüste durch Hunger und Durst seinen Untergang gefunden hätte. Fernere Aufschlüsse über das Innere erwartet man, wenn die beabsichtigte Akklimatisirung von Kamelen gelungen sein wird. Mit dem Schiff der Wüste kann man weit und rasch in das Innere vordringen.

In Australien fallen die wärmsten und längsten Tage in unsere Wintermonate, umgekehrt die kälteste Zeit in die Periode, wenn bei uns Sommer ist. Die furchtbare Hitze des Innern wird an den Küsten gemäßigt, ist aber doch selbst im Süden noch stark genug, daß der Boden aufreißt, das Gras abstirbt, Ebenen und Hügel wie verdorrt aussehen. Im monatlichen Mittel war die höchste Temperatur im Januar in Adelaide 23 1/4° R., die niedrigste Temperatur 9 3/4°, den höchsten Stand erreichte der Wärmemesser eben da mit 33 1/4, den niedrigsten mit + 7 R. Die mittlere Jahrestemperatur ist in Adelaide 16,14°, in Melbourne (Port Philip) 13°, in Port Jackson 15°, in Port Macquarie 16 1/4°, in Vandiemensland 11 3/4° R. Nach Strzelecki, der mehrjährige Beobachtungen anstellte, ist in der warmen Jahreszeit zwischen 8 und 9 Uhr, in der kalten zwischen 9 und 10 Uhr Vormittags die mittlere Temperatur des Tages, auch entspricht die niedrigste Temperatur der heißen Jahreszeit der mittleren Temperatur der kalten, und die

höchste der kalten Jahreszeit der mittlern Temperatur der warmen Jahreszeit. Die Trockenheit der heißen Jahreszeit wird an günstiger gelegenen Stellen durch einige Regen unterbrochen; und in dieser Beziehung ist Südaustralien mit Vandiemensland am meisten begünstigt. In Neusüdwales trat in diesem Jahrhundert bereits zweimal eine Dürre ein, welche ganzen Heerden den Hungertod brachte. Die mittlere Regenmenge des Jahres beträgt in Adelaide in 105 Regentagen etwas über 19 Zoll Wasser, in Melbourne in 119 Regentagen 27 Zoll, in Port Jackson in 116 Regentagen 36 Zoll, in Port Macquarie in 121 Regentagen 42 Zoll. Eine eigenthümliche klimatische Erscheinung ist das regelmäßige Eintreten heftiger Fröste auf Vandiemensland, und zwar mitten in der heißen Jahreszeit. An gewissen Stellen der Norfolkebene wurden mehrere Jahre hinter einander am 1. November alle Früchte durch Frost zerstört, während in Georgetown während der letzten zwölf Jahre jedesmal zwischen dem 1. und 12. Dezember ein heftiger Frost eintrat. Das Klima der Nordküste, über das keine genauen Beobachtungen vorliegen, nähert sich dem tropischen. Die Gesundheit der Südostküste und der Südküste wird sehr gerühmt; die Sterblichkeit im Militär in Neusüdwales — 14,1 auf 1000 im Jahr — ist die geringste, die in den englischen Kolonien existirt. Selbst die plötzlichen und starken Temperaturwechsel — in Adelaide bis 22° R. in einem Tage — sollen der Gesundheit nicht schädlich sein, und dasselbe wird von der trockenen Luft des Sommers behauptet.

In seiner Pflanzen- und Thierwelt bietet Australien eine ganz eigenthümliche Schöpfung dar. Dies soll weniger von dem Norden gesagt sein, der noch die den Tropenländern eigenen Formen zeigt, als von dem Süden. Dieser enthält die eigentlich charakteristischen Züge, wie denn auch die Hälfte der bekannten australischen Pflanzen zwischen dem 33° und 35° s. B. gesammelt worden ist. Hier erhält auch der starre Typus, der den Pflanzen Neuhollands ohnehin unverkennbar aufgeprägt ist, seinen schärfsten Ausdruck. Viele dieser Pflanzen, z. B. die weit verbreiteten Akazienarten, scheinen durch ihre sonderbaren Formen allen Naturgesetzen spotten zu wollen. Die weiteste Verbreitung haben von den größeren Gewächsen die Eukalypten oder Gummibäume, die vielleicht vier Fünftel aller australischen Wälder ausmachen und nur hier und in dem benachbarten Vandiemensland angetroffen werden. Die zahlreichen Arten dieses Baumes — allein in der Umgegend von Port Jackson hat man funfzig näher bestimmt — variiren unendlich. Während der blaue Gummibaum der Kolonisten (E. globulus), mit säbelartig geformten, mit ihren Rändern gegen den Stamm gerichteten Blättern von blaugrüner Färbung, einen Stammesumfang von 86 Fuß bei einer Höhe von 330 Fuß erreicht, bildet eine andere Art Zwergbäumchen, die sich in unendlichen Massen unserm Weidengebüsch ähnlich ausbreiten. Gleich den Gummibäumen bilden auch die Akazien mit ungefiederten Blättern und kugel- oder ährenförmigen Blüthenbüscheln ganze Wälder, und zwischen beide Arten mischt sich in einzelnen Arten der Kasuarbaum, durch fein zertheilte blattlose Aeste den Charakter eines baumartigen Schachtelhalmes tragend, mit seinen kleinen zapfenähnlichen Früchten zu den Nadelhölzern neigend. Die Callitris, eine Cypressenart, siedelt sich in Wäldern besonders da an, wo die Ebenen der Flußufer mit dem gesellig wachsenden Binsenknöterich bedeckt sind. Die Zomien, unförmlich dicke Stämme von geringer Höhe mit einem Schopf weit aus einander stehender sonderbar eingeschnittener Blätter, der schlanke Grasbaum mit langen grasartigen Blättern, der Theebaum, der Geisblattbaum, der sogenannte inländische Kirschbaum (Exocarpus), tragen alle diesen fremdartigen Charakter, der in Australien so auffällt. Alle diese Bäume geben wenig, fast keinen Schatten, Früchte, dann nur von winziger Gestalt, tragen die wenigsten. Dies verleiht der australischen Landschaft etwas Unheimliches, trotzdem daß die kleinern Sträucher und Pflanzen meistens in den herrlichsten Blüthenfarben wetteifern. Einige der Baumarten liefern vorzügliches Nutzholz, Dacrydium Franklinii, Fagus Cuninghami, die sellerieblättrige Kiefer

Mastbäume, der Theebaum der Kolonisten, ein das Ebenholz übertreffendes Fournierholz, der Moschusbaum, ein Material für Kunsttischler, das seines Gleichen nicht hat. Eine Art des Gummibaums giebt Manna, welches die offizinellen Eigenschaften des gewöhnlichen ohne dessen widerlichen Geschmack hat, zwei Akazienarten, Wattle und Silberwattle genannt, deren Rinde zugleich zum Gerben dient, ein im Handel verwerthbares Gummi.

Die ersten Ansiedler trafen in Australien zwei dort einheimische Thiergattungen an, die damals zahlreich waren, jetzt aber in das Innere sich zurückgezogen haben: den Känguru und den Emu. Der große graue Känguru, der schon von Cook gesehen wurde und der Gattungstypus zu sein scheint, ist die in Europa bekannteste der ziemlich zahlreichen Arten. Auffallend ist die Größenverschiedenheit; der große rothe Känguru mißt von der Nasenspitze bis zum Ende des Schweifs 8 Fuß 2 Zoll, die ganze Länge des kleinen Rattenkänguru beträgt nur 22 Zoll. Der Emu, der Kasuar Australiens, ist ausgezeichnet durch seine große Schnelligkeit, worin er die Windhunde übertrifft. Eigenthümlich sind noch diesem Kontinent das fliegende Eichhorn, der Wombat, einem kleinen Schwein und einem Dachs ähnlich, in Höhlen lebend, der Kola, die Beutelmaus, die Opossum-Hyäne, der Hirscheber, der Olek, der Meerelephant, der Dingo oder stimmlose neuholländische Hund, ein Mittelthier zwischen Fuchs und Wolf, von den Eingeborenen gezähmt, in seinen mit europäischen Hunden gezeugten Bastarden den Schafheerden besonders gefährlich, endlich das Schnabelthier, vielleicht das abenteuerlichste Geschöpf auf der Erde, dem die Natur zu dem Körper eines Säugethiers mit Schweinshäuten den Schnabel eines Vogels gab. Die Vogelwelt hat den weißen Adler, den schwarzen Schwan, die grüne Turteltaube, blaue und weiße Reiher, Vögel mit Haaren statt der Federn, den Nashornvogel und den schon genannten Emu. Die schädlichen Thiere sind zahlreich. In den Flüssen des Nordens kommen Krokodile vor, über die ganze Insel sind Schlangen der gefährlichsten Art verbreitet. Eine sehr große Art, bis fünf Ellen lang, von dunkelbrauner Farbe, die von den Eingeborenen für die giftigste von allen gehalten wird, ist selten. Um so häufiger ist die schwarze Schlange (Acantaphis tortor), deren Biß Hunde in wenigen Minuten tödtet. Der Tod der Menschen, welche von dieser Schlange gebissen werden, ist ein sehr schmerzlicher, von starkem Aufschwellen des gebissenen Gliedes und tetanischen Anfällen begleitet. Häufig und gefährlich ist auch die Ringelnatter der Kolonisten (Tropidonotus natrix). Zum Glück ziehen sich alle diese Schlangenarten sehr rasch von den Orten zurück, wo Ansiedelungen entstehen. Für giftig gilt auch eine Eidechse mit einem eigenthümlich geformten Schwanz, so daß sie wie ein doppelköpfiges Thier erscheint. Skorpione und Tausendfüße sind in Australien wenig zu fürchten. Eine Plage der Menschen ist eine große Fliegenart, die so begierig nach der Feuchtigkeit im innern Augenwinkel ist, daß sie kaum abgewehrt werden kann. Ihr Stich verursacht eine mehrere Tage anhaltende Entzündung, die den Verletzten selbst am Sehen verhindert.

Die Eingeborenen gehören zu dem Stamm der Australneger, der aber durch malayische Einwanderungen vom Norden her einige Veränderungen erlitten haben mag. Sie sind dunkelschwarze Gestalten von mittlerer Größe, schlank gewachsen, mit auffallend dünnen Beinen und fast zarten Händen und Füßen. Ein kleiner Kopf mit einem affenartigen Gesicht, das aber wenig negerartiges hat, und einer niedrigen Stirn, giebt ihnen einen ungewöhnlich dummen thierischen Ausdruck. Das Haar ist schwarz und struppig, aber lockig, und die Männer tragen einen langen Bart, der über der Lippe kurz und kraus ist. Dünne schwarze Lippen, ein ungewöhnlich hellfarbenes Zahnfleisch lassen den mäßig großen Mund auffallend erscheinen. Die Ohren stehen ab und sind vorgebogen, die schwarzblauen Augen von einem gelblichen Weiß umgeben. Waschungen sind nicht gebräuchlich, dagegen bemalen sich Männer wie Frauen dann und wann mit breiten horizontalen und vertikalen Streifen von rothem thonigen Ocker, namentlich über die Haare des

Vorderkopfes. Die Frauen sind weniger zahlreich als die Männer und oft Gegenstand blutiger Streitigkeiten, da der Mann seine Frau gern aus einem andern Stamme mit Gewalt holt. Den Frauen fällt wie bei allen Wilden ausschließlich die Arbeit anheim. Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß die Australneger kein einziges Kulturgewächs, keine charakteristische Pflanze besitzen, so wie sie auch selbst ohne alle Entwicklung sind. Ihre Nahrung ist die ekelste, sie verschlingen alles irgend Eßbare, roh oder in der Asche gebraten, da Kochgeschirre gänzlich fehlen. Aeltere und starke Männer nehmen sich mehrere Frauen, mehr als zwei Kinder sieht man selten in einer Familie, da die mehr geborenen meist gleich nach der Geburt umgebracht werden. Der einzige Hausrath der Eingeborenen sind Waffen, ihre Wohnungen sind einige Fuß hohe halbkreisförmige Windfänge von trockenem Strauchwerk, deren Dach der Himmel bildet. Die offenen Schuppen, welche die Regierung ihnen hie und da bauen läßt, um sie an feste Wohnungen zu gewöhnen, werden von ihnen nie benutzt. Ihre Waffen sind ein kleines rechteckiges Schild von Baumrinde, die Wurfkeule oder Watti, eine zwei Fuß lange, $2\frac{1}{2}$ Fuß dicke Kasuarine, unten mit dem runden dicken Wurzelende, oben zugespitzt, und der Speer, eine 11 Fuß lange, $2\frac{1}{2}$ Zoll starke, gerade, an der Spitze am Feuer gehärtete Stange von einem Eukalyptenbaume. Für die Jagd bedienen sie sich einer Art Wurfpfeile, die mit dem Wurfholz geschleudert werden. Ihre zahlreichen Dialekte gehören demselben Sprachstamme an, doch verstehen sich selbst benachbarte Stämme schwer. Die Sprache soll nicht mehr als 3000 einzelne Wörter (nicht Wurzelwörter) enthalten, es kommt darin ein Singular, Dual und Plural vor, doch keine Bezeichnung des Geschlechts. Das Zahlensystem geht nicht über die Zahl drei hinaus. Zum Bewußtsein eines Volks hat sich dieses Geschlecht nie erhoben. Ohne irgend eine Spur von gesellschaftlicher Einrichtung, ohne Oberhaupt, ohne einen Wohnsitz, ohne eine Häuslichkeit, ohne Geschirr, ohne eine Erinnerung irgend einer Art, ohne einen Gedanken an die Zukunft, lebt der Australneger im wahren Sinn des Worts ein Pflanzenleben, einzig mit der Beschaffung der Bedürfnisse für seine momentane Ernährung beschäftigt. Diese Sorge hat ihren Scharfsinn geweckt, dem in körperlicher Beziehung ihre Gewandheit entspricht. Ob sie irgend religiöse Ideen haben, ist sehr zweifelhaft; man vermuthet nur, daß sie an eine Art von Seelenwanderung glauben. Sie fürchten Zauberer und böse Geister, von denen sie sich häufig des Nachts angefallen und mit unsichtbaren Pfeilen beschossen wähnen, ihre Ceremonien bestehen in einem Tanz, Gorriborri, den sie bei jedem wiederkehrenden Vollmond aufführen, wobei sie sich mit einem eintönigen wilden Gesang begleiten und fortwährend mit zwei Stöcken an einander schlagen. Obgleich das Zunehmen der Bodenkultur und das Verscheuchen des Wildes die Australneger in neuerer Zeit gezwungen hat, ihre Kräfte bei den Kolonien zu verwenden, so hat diese häufigere Berührung doch keinen merklichen Eindruck auf sie gemacht. Die Bemühungen der Regierung sie zu kultiviren sind gescheitert, ganz ohne allen Erfolg ist die unpraktische Art geblieben, sie zu heben, indem die Heirathen von Weißen mit eingeborenen Frauen durch Prämien, eine Aussteuer von 80 Ackern, begünstigt wurden. Der Schmutz und die Rohheit der Australnegerinnen haben die Weißen zurückgescheucht, außereheliche Verbindungen kommen dagegen genug vor. Die europäischen Glaubensboten machen in Australien so wenig Geschäfte, daß die meisten Missionen haben aufgegeben werden müssen. Man behauptet, die wenigen Zöglinge der Missionsschulen legten ihre erweiterten Begriffe nur dadurch an den Tag, daß sie nicht blos wie ihre schwarzen Brüder, Lebensmittel, sondern auch Geld und Geldeswerth entwendeten. Die Sitte, die Kinder zu tödten, und die vielen Fehden, wozu neuerdings die Abnahme des Wildes kommt, vermindern die Zahl der Eingeborenen mit jedem Jahre, so daß die Zeit nicht allzufern sein wird, in der der Stamm der Australneger aufgehört hat zu existiren. Zahlreich sind sie nie gewesen, keiner der Entdecker hat, außer auf den Insel der Torresstraße,

einen Stamm gesehen, der über 300 Köpfe zählte. Wie groß gegenwärtig die Gesammtzahl sein mag, läßt sich nicht sagen; die verschiedenen Angaben von 100,000 — 300,000 Eingeborenen beruhen auf rein willkürlichen Schätzungen. Auch die mittlere Lebensdauer der übrigens von wenigen Krankheiten, namentlich dem Katarrh, heimgesuchten Eingeborenen kennt man nicht.

Die erste englische Kolonie wurde 1787 in Botany-Bai angelegt, dessen Name uns an das Interesse erinnert, welches die wissenschaftlichen Begleiter Cooks an den fremdartigen Vegetationsformen nahmen. Es waren Verbrecher, die hier angesiedelt wurden.*) Die Rücksicht auf möglichste Isolirung dieser Ansiedler und das Gewicht, das in der ersten Zeit überhaupt auf die Wahl guter Hafenplätze gelegt wurde, entschieden für diesen Ort, der im übrigen keineswegs günstig war. Botany-Bai wurde bald mit dem etwas nördlicher gelegenen Sidney vertauscht, das aber denselben Nachtheil hatte wie jenes, nämlich durch das fast unersteigliche Gebirge der blauen Berge vom Innern abgeschnitten zu sein. Es wurde bereits erzählt, daß die Uebersteigung dieser Schranke nicht eher als im Jahr 1813 gelang. Die ersten freien Kolonisten kamen 1796; die Regierung sorgte für freie Ueberfahrt, die freiwillige Ansiedlung blieb indessen noch längere Zeit schwach. Die Kolonie hielt sich nur durch Zuschüsse der Regierung, den Grund zu ihrem Wohlstande legte der Kolonist M'Arthur, der zufällig in den Besitz einiger Schafe gelangte, diese mit der langharigen Raçe vom Kap und von Bengalen kreuzte, und 1796 auch einige echte Merinoschafe vom Kap kommen ließ. Dies ist der Anfang der jetzt so wichtigen Schafzucht von Australien. 1820 hatte die Kolonie 100,000 Schafe, vier Jahre später wurden von der auf 35,000 Seelen angewachsenen Bevölkerung jährlich 275,600 Pfund Wolle ausgeführt. Die Bevölkerung dehnte sich nun über weitere Strecken, die neunzehn Grafschaften der Kolonie genügten nicht mehr für die Hirten, die in nördlicher und nordwestlicher Richtung mit ihren Heerden nach Wasser und Weide umherwanderten. 1840 waren nach einem Bericht des Statthalters Sir George Gips über 300 englische Meilen weit 694 sogenannte Stationen in das Innere hinein vorgeschoben. Jede solche Station umfaßt 5000 — 30,000 Acres; ein reisender Kommissär der Regierung ertheilt gegen zehn Pfund Sterling jährlich und eine Abgabe vom Viehstand das Recht zur Errichtung einer solchen Station. Die Regierung behält sich dadurch einen gewissen Einfluß über diese Ansiedelungen vor, welche sie mit dem besten Willen nicht hindern könnte. Die Entdeckung von guten Weiden im Süden bei Port Phillip veranlaßte die Anlage einer kleinen Kolonie, die aber bald wieder aufgegeben wurde, da sie den Erwartungen nicht entsprach. Die Besetzung des Landes erfolgte von Vandiemensland, das seit 1804 eine Niederlassung hatte, deren Bevölkerung 1835 auf mehr als 40,000 Seelen gestiegen war, worunter aber 17,000 Sträflinge sich befanden. Diese große Zahl von Verbrechern und der Mangel an Weiden verleideten vielen Einwohnern den Aufenthalt dergestalt, daß von 1835 die Auswanderung nach Port Philip, wo man früher bereits Wallfischfang getrieben hatte, begann und zu einem „Port Philip-Fieber" sich steigerte. 1836 befanden sich bereits 35,000 Schafe aus Vandiemensland in Port Philip, im April 1837 kam der Statthalter von Vandiemensland Sir Richard Bourke und bestätigte die neu angelegten Städte Melbourne, Williamstown und Geelong, zu denen drei Jahre später noch Portland kam. Wie Australiafelix — so nannte man diese Kolonie — blühte auch Südaustralien, 1836 angelegt, rasch auf, um gleich jenem rasch wieder zu sinken. Diese Kolonie wurde nach dem Grundsatz einer freien, selbst von der Regierung des Mutterlandes so gut wie unabhängigen

---

*) Eine genauere Darstellung der Ansiedelung durch Sträflinge müssen wir uns für einen spätern Aufsatz über Deportation vorbehalten, worin namentlich das russische und das englische Deportationswesen mit einander zu vergleichen sein werden.

Anm. d. Red.

Verwaltung angelegt. Ein Landkommissär in der Kolonie und ein Auswanderungskommissär in England sollten unter Einverständniß mit dem Kolonialminister auf der einen und dem Statthalter der Kolonie auf der andern Seite regieren. Anfangs ließ sich alles recht glänzend an; im Jahre 1837, ein Jahr nach der Gründung, wurde der Acker Land in dem für die Anlegung der Stadt Adelaide abgesteckten Umkreis um 7—10 Pf. St. verkauft, im Jahre 1839 hob sich dieser Preis auf 50—150 Pf., und die Einwohnerzahl war 1838 auf 4000—5000 Einwohner gestiegen. Indessen blieben die üblen Folgen nicht aus. Der Statthalter Hindmarsh hemmte noch die Schwindeleien, die mit der übertriebenen Meinung von der Zukunft der Kolonie auftauchten, und widersetzte sich unmäßigen Ausgaben, aber sein Nachfolger Obrist Gawler ließ sich von dem Strom der Spekulation fortreißen. Die Ausgaben stiegen bald so unmäßig, daß der Auswanderungsfonds, welcher aus den verkauften Ländereien gebildet war und durchaus nur dazu dienen sollte, Auswanderern eine freie Ueberfahrt zu sichern, zu den laufenden Verausgabungen benutzt werden mußte, weshalb die Einwanderung, die bis auf 10,000 Menschen gestiegen war, plötzlich stockte. Gawler zog zur Bestreitung der Ausgaben Wechsel auf den Auswanderungskommissär, diese Wechsel konnten nicht mehr acceptirt werden, und die Kolonie machte mit einem Male Bankerott. Natürlich genug, da die Gesammtausgaben schon 1839 nicht weniger als 140,000 Pf. St. für eine Bevölkerung von etwa 10,000 Menschen betragen hatten, während das Einkommen sich auf 20,000 Pf. belief. Die Geldverschleuderung war nicht das einzige Uebel, auch mit den Vermessungen und Vertheilungen von Ländern wurde gewissenlos verfahren, sozwar, daß jeder, welcher 4000 Acres kaufen wollte, 15,000 zur beliebigen Auswahl angewiesen erhielt. Diese Auswahl erfolgte dann stets so, daß Niemand die übrigen 11,000 Acres füglich benutzen konnte, diese mit in den Kauf gingen. Der neue Statthalter Grey, der diesem Unwesen steuerte, vereinigte in seiner Person den Charakter eines Kolonisationskommissärs und eines Statthalters, so daß Adelaide gewissermaßen zu einer Kronkolonie wurde. Die Mittel zum Aufschwunge gab eine Anleihe von 250,000 Pf., welche das Parlament garantirte.

Dieselbe Zeit, in der Adelaide in einem Zustande von Zerrüttung sich befand, war für Australien überhaupt eine Periode der Bedrängniß. Die Ursache dieses Verfalls lag überall nicht in den natürlichen Verhältnissen des Landes und der Bevölkerung, sondern in der Uebertreibung von allen, wozu der Wohlstand verführte. Es war eine bloße Rückwirkung gegen die fieberhafte Ausdehnung des Kreditsystems, der Einfuhr, des Preises aller Dinge und der ungeheuren Landverkäufe, welche die Kolonien nothwendig erschöpfen mußten, weil die beträchtlichen Summen, welche man dafür bezahlte, in England zu Prämien für die Verschiffung von neuen Auswanderern verwendet wurden. Auf dieses Fieber folgte natürlich eine entsprechende Krisis, und die Kolonien, welche soeben noch eine endlose Ausdehnung ihres Wohlstandes gehofft hatten, fielen fast plötzlich in gänzliche Hülflosigkeit. Die Auswanderung hörte fast gänzlich auf, die Einnahmen der Kolonien, so wie ihre Einfuhren, fielen beträchtlich, der Werth der Ländereien und Heerden ging fast auf nichts herab, eben so auch der Verkauf von Kronländereien, und es kam so weit, daß sich von Australien eine Auswanderung nach andern Ländern bildete, die noch 1844 über 800 Personen aus Neusüdwales und Vandiemensland nach Chili führte. Aber die erzwungene Sparsamkeit, das Aufgeben übertriebener Unternehmungen, die Bemühungen, die Einfuhr zu vermindern und die Ausfuhr zu vermehren, brachten schon 1845 wieder einen natürlichen Zustand hervor, und seitdem ist Australien in einem stetigen und soliden Aufschwunge begriffen. Nach einer Bekanntmachung der Regierung vom Januar 1851 ist die weiße Bevölkerung Australiens von 1839—1848 einschließlich, von 170,676 auf 343,764 Seelen gestiegen, mithin um 95½ Procent. Es betrug nämlich die Bevölkerung von:

	1839.	1848.
Neusüdwales	114,386. . . .	220,474.
Vandiemensland . . .	44,121. . . .	80,164.
Südaustralien	10,015. . . .	38,666.
Westaustralien . . .	2,154. . . .	4,460.
	170,676. . . .	343,764.

Der Werth der im Jahre 1848 nach Australien eingeführten Waaren belief sich auf 2,578,442 Pf. St., der von dort ausgeführten Waaren auf 2,884,315 P. St., und die in demselben Jahre dort eingelaufenen und abgegangenen Schiffe hielten 694,904 Tonnen Last. Der Hauptausfuhrartikel Australiens ist die Wolle. Diese verdrängt die europäische Wolle mehr und mehr von den englischen Märkten und hat selbst in Deutschland bereits Eingang gefunden. Die Zunahme des Verbrauchs zeigt die folgende Tabelle, aus der die durchschnittliche Einfuhr nach England von fünf zu fünf Jahren in runder Summe von Millionen Pfund sowohl von fremder als von Kolonialwolle zu ersehen ist:

Durchschnitt von fünf Jahren.	Fremde Wolle.	Kolonialwolle.	Im Ganzen.
1826—1830	25	2	27.
1831—1835	34	4	38.
1836—1840	44	10	54.
1841—1845	36	22	58.
1846	34	30	64.

Von der Kolonialwolle, die 1846 eingeführt wurde, lieferte Australien $^{4}/_{5}$ (ein Zehntel das Kap der guten Hoffnung, ein Zehntel Ostindien). Die deutsche Einfuhr (52,913 Ballen) wurde von dieser australischen um 28,453 Ballen übertroffen. In den Jahren nach 1846 hat die australische Wolleneinfuhr so zugenommen, daß sie gegenwärtig mehr als die Hälfte der englischen Einfuhr überhaupt ausmacht. An Produkten der Viehzucht führt Australien außerdem Talg, Häute und Pferde, letztere nach Indien aus. Ende 1845 gab es in Neusüdwales und Südaustralien an Hausthieren:

	Pferde.	Hornvieh.	Schweine.	Schafe.
Sidney-Bezirk . .	54,339	417,641	50,932	1,891,099.
Westlicher Bezirk .	18,675	698,779	5,090	2,518,405.
Port Philip . . .	9,289	231,602	3,986	2,449,527.
Also in ganz Neusüdwales	82,303.	1,348,022.	60,008.	6,859,031.
Südaustralien . .	1,044	26,146	———	480,669.
	83,347.	1,374,168.	60,008.	7,339,700.

Großes verspricht man sich von dem Mineralreichthum des Landes. Steinkohlen hat man bisher in Westaustralien und Neusüdwales gefunden; in der letztern Kolonie treten sie mit Eisenstein verbunden auf. Das Lager beginnt bei Botany-Bai in Cumberland und geht durch Northumberland bis zu Port Stephans in Gloucestershire. Die Kohlen werden nur in Fabriken, auf Dampfbooten und zur Gasbereitung benutzt. Unter allen australischen Kolonien ist Südaustralien die, welche die größten Aussichten eines fast unbegrenzten Reichthums hat durch die Entdeckung von mineralischen Schätzen, deren Ausdehnung sich noch nicht beurtheilen läßt, die aber unermeßlich zu sein scheinen. Die ganze Kolonie ist eine Masse mineralischer Reichthümer, Kupfer-, Blei- und Zinkminen sind entdeckt, Quecksilber in kleinen Quantitäten, Opale und Granaten gefunden. Die Entdeckung des Bleies erfolgte zufällig, als man einen Weg über den breiten steilen Bergrücken hinter Adelaide bahnte. Später fand man auch Kupfer, das sich am ergiebigsten erwiesen hat, da keine Mine weniger als 35 Procent reinen Kupfergehalt liefert. Das bedeutendste Bergwerk ist das von Burra; das Erz liefert 75 Procent und ist ein reines Oxyd, daß man in einer gewöhnlichen Schmiedeesse schmelzen kann. Die Erzschicht ist siebenzehn Fuß hoch und von großer Breite, man bearbeitet sie wie einen Steinbruch. In einem einzigen Jahre hat dieses Bergwerk 7200 Tonnen

Kupfererz gefördert, deren Werth 180,000 Pf. St. betrug. In England bezahlte man 1846 dieses Kupfererz für die Schmelzöfen von Wallis mit 31 Pf. 11 Sch. den Centner, während das beste Kupfererz aus Kuba nicht mehr als 16 Pf. 13 Sch. erlangte. Die Gesellschaften, welche sich zur Ausbeutung dieses Mineral gebildet haben, verfügen über ein Gesammtkapital von 572,000 Pf. St., eine derselben, die australische Minengesellschaft, bezahlte ihren Theilnehmern für neun Monate des Jahres 1848 fünf Dividenden im Betrage von 73,920 Pf. St., oder 600 % des eingezahlten Kapitals. (Morning Chron. 10 Okt. 1848.) Neuerdings soll man in Südaustralien auf Gold gestoßen sein.

Bis auf die neueste Zeit hatte jede einzelne australische Kolonie ihren eigenen Statthalter, der nur von dem Kolonialministerium in England abhing, in der Mitte des Jahres 1851 hat man den Posten eines Generalstatthalters von Australien geschaffen. Sir C. A. Fitzroy, bisher Statthalter von Neusüdwalis, ist der erste Beamte, der zu dieser Würde erhoben ist. Es werden jetzt die Bestimmungen, die früher aus England kamen, in der Kolonie selbst getroffen werden können, womit eine alte Beschwerde in Wegfall kommt. Trennungsgelüste regen sich auch in diesem Welttheil, der heftigste Agitator für Losreißung von England ist Dr. Lang in Melbourne, der die australischen Lande in einer republikanischen Föderation nach dem Muster der nordamerikanischen Union verbinden will und bei den Kolonisten vielen Anklang findet. Drückend sind mehrere der Eingangszölle, durch die Großbrittanien die Mitbewerbung des Auslandes zu Gunsten seiner einheimischen Fabrikation ausschließt. Die großen Nachtheile, die sich mit der Benutzung der Kolonien als Strafort verbanden, sind so stark hervorgetreten, daß man eine Aenderung hat eintreten lassen. Neusüdwales wird seit 1840 gar nicht mehr als Verbrecherkolonie benutzt, als Aufenthalt der Sträflinge dient jetzt Moretonbai, nördlich von Sidney. Dagegen ist Vandiemensland mit Verbrechern überfüllt, so daß die Regierung sich genöthigt gesehen hat, Vorkehrungen zu treffen, daß ein Theil auf der Nordküste Platz finden kann. Die Einwanderung freier Kolonisten wird fortwährend unterstützt; in Australia felix erhält jeder Kolonist, welcher für bestimmte Kulturen geeignete Arbeiter einbringt, eine Prämie von 34 Pf. St. auf den Kopf. Alle Ländereien werden als Kronländereien betrachtet, die aus deren Verkauf gewonnenen Gelder aber zum Nutzen der Kolonie verwendet. Von den kirchlichen Genossenschaften ist die der anglikanischen Kirche am stärksten vertreten und umfaßt wohl $^{5}/_{11}$ aller weißen Einwohner. In den drei Hauptstädten der südlichen Kolonien leben:

	Sidney.	Melbourne.	Adelaide.	Zusammen.
Kirche von England . .	17,708	4438	4007	26,153.
Schottische Presbyterianer	3607	1618	350	5575.
Wesleyaner	1613	783	897	3293.
Andere Protestanten . .	1936	651	1502	4089.
Katholiken	11,615	3330	579	15,524.
Juden	588	31	48	717.
Mohamedaner und Heiden	15	10	30	55.
Andere Glaubensgenossen .	121	43	——	164.
	37,203	10,904	7413	55,570.

Die Episkopalkirche maßt sich eine gewisse Oberherrlichkeit über die andern Religionsgenossenschaften an, die Bischöfe werden von der Königin ernannt und erhalten ihre Besoldung aus den Kolonialfonds, die oberste Leitung und Kontrole hat der Erzbischof von Canterbury. Früher gab es nur einen Bischof, 1847 wurde Australien in vier Bisthümer getheilt: Sidney, Newcastle, Melbourne und Adelaide. Zwischen der Episkopalkirche und der katholischen herrscht Streit, hauptsächlich dadurch hervorgerufen, daß der Papst päpstliche Würdenträger mit gleichen Titeln für die römisch-katholischen Kolonisten ernannt hat. Es sind jährlich 30,000 Pf. St. aus den Einkünften der Kolonie für die Kirche bestimmt, welche

Summe nicht mehr ausreicht, seit die Regierung für den Bau von Kirchen, wobei auch andere Glaubensgenossenschaften berücksichtigt werden, größere Summen ausgiebt. Auch die Unterrichtsanstalten erhalten Förderung, namentlich dadurch, daß die Regierung das Schulgeld für die armen Kinder bezahlt. Trotzdem ist der Unterricht noch sehr zurück; bei einem 1846 in Neusüdwales vorgenommenen Census zeigte sich, daß fast die Hälfte aller Einwohner weder lesen noch schreiben konnte.

Die Einwanderung, namentlich die deutsche, wählt in neuster Zeit vorzugsweise die Südküste mit ihren beiden Kolonien Australia felix und Südaustralien oder Adelaide. Australia felix erstreckt sich von der Baßstraße und Kap Howe bis südlich und östlich vom Murray und dem 114° östl. L. und umfaßt eine Oberfläche von 97,000 englischen Geviertmeilen. Die Kolonie hat elf Städte, vier von der Regierung angelegte, Melbourne, Geelong, Williamstown und Portland, sieben von Privaten gegründete, Brighton, Brunswick, Richmond, Ashby, Irischtown, Newtown und Belfaß. Die Hauptstadt ist Melbourne am Yarra Yarra, mit drei Banken, kaufmännischen, philantropischen, religiösen Gesellschaften, mit vier Zeitungen, einem Lesekabinet, Druckereien u. s. w. Die Lage der Stadt in der Nähe von Sümpfen und einem Salzwassersee ist nicht die gesundeste; ehe man einen Damm baute, um die Gewässer des Salzsees von der Vermischung mit dem Flusse abzuhalten, war man auf Regenwasser als Getränk angewiesen. Von Melbourne führen Poststraßen nach Sidney und Portland, für die die Kunst nichts gethan hat, die daher mit Wagen nicht zu benutzen sind. Eisenbahnen werden projektirt. Auf dem Yarra Yarra, der durch Barren größeren Schiffen verschlossen wird, und den benachbarten Baien fahren drei kleine Dampfschiffe, mit Sidney findet monatlich zweimal eine Verbindung durch ein Dampfschiff statt. Am stärksten besiedelt sind die westlichen Grasebenen in der Nähe von Melbourne, jetzt wenden sich die Kolonisten mit Vorliebe nach der bergigen Gegend von Gippsland, welche die östlichste Spitze von Australia felix bildet. Die hohen Gipfel der australischen Alpen, die den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt sind, erhalten die Feuchtigkeit; hier entspringen die meisten und größten Flüsse des östlichen Australiens. Spuren ehemaliger vulkanischer Thätigkeit sind in der ganzen Kolonie anzutreffen, in geologischer Beziehung am interessantesten sind die Steinerhebungen (stony rises) im Westen, die über viele Geviertmeilen verbreitet sind, und gewöhnlich in der Nähe ausgebrannter Vulkane erscheinen: zahllose Erhabenheiten und Rücken von Felstrümmern, welche eine Höhe von 10—50 Fuß erreichen und sich ordnungslos nach allen Richtungen hin durchkreuzen. Sie sind basaltischer Natur, von blasiger Struktur und sehr eisenhaltig. Ein großer Nachtheil für Australia felix wie für das gegenüber liegende Vandiemensland ist die Gefährlichkeit der Baßstraße, die erst dann etwas gemildert sein wird, wenn die projektirten vier Leuchthürme erbaut sein werden. Vollendet (seit dem 29. August 1848) ist blos einer, der auf dem Kap Otway steht. Derselbe hat einen katoptischen Apparat, die Mitte der Laterne erhebt sich über dem Hochwasser um dreihundert Fuß. Das Feuer besteht aus drei Lampengruppen, jede sieben Lampen enthaltend; bei der Umdrehung wechseln helle Blicke von 3 Sekunden Dauer mit Verdunkelungen von 50 Sekunden.

Südaustralien, zwischen 132° und 141° östl. L. von Gr., dehnt sich vom 26° s. B. bis zum Ocean aus. Die etwa 1400 englische Meilen lange Küstenlinie ist sehr unregelmäßig und wird von zwei tiefen Meerbusen durchbrochen, dem St. Vincent und dem Spencer-Golf, wozu noch eine große Menge kleinerer Baien kommen, deren größte die Zusammenkunftsbai (Encounter-Bai) und die Coffinbai sind. Im Norden der Zusammenkunftsbai geht ein schmaler Seearm landeinwärts, breitet sich dann plötzlich fast kreisförmig aus und bildet einen nur durch einen schmalen Strich Landes von dem Ocean getrennten See, früher Alexandria-, jetzt Victoria-See genannt, in den der Murray mündet. Eine zweite Bucht, viel kleiner, bildet auf der Ostküste des Vincentgolfs einen natürlichen halbrunden Hafen von etwa 8 englischen Meilen Länge, welcher zu ¾ seiner

Ausdehnung nach innen von Schiffen bis zu 600 Tonnen Tragfähigkeit befahren werden kann, aber in seiner Mündung durch eine Sandbank unsicher gemacht wird. Dies ist Port Adelaide. Die ganze Kolonie enthält etwa 200,000 englische Geviertmeilen oder 300 Millionen Acker (480 Millionen Morgen) Land. Man schätzt das bis jetzt bekannte Land auf $^1/_3$ gutes Ackerland, $^1/_3$ Weideland, wo zugleich der Metallreichthum am größten ist, $^1/_3$ kulturunfähiges Land. 800,000 Acker sind bis jetzt vermessen, 460,000 Acker verkauft, von denen 1846 aber nur 26,218 Acker bebaut waren. Südaustralien wird gegenwärtig vielfach von deutschen Auswanderern gewählt, wodurch diese Kolonie für uns ein erhöhtes Interesse gewinnt. Der Hafen der Kolonie, Port Adelaide, besteht aus fünfzig hölzernen Häuschen, welche auf Pfählen drei bis vier Fuß hoch über dem Boden aufgebaut und von Dämmen gegen die Meeresfluth geschützt sind. Nur das Zollhaus und die Waarenhäuser sind solid gebaut. Neben dem Hafen und mit diesem durch einen Damm verbunden, liegt Alberttown, ein kleines aber nicht unfreundliches Dörfchen mit etwa hundert hölzernen Häusern und Hütten. Die Verbindung mit der Stadt, die 8 englische Meilen Ostsüdost vom Hafen liegt, wird durch viele Ghighs vermittelt, welche regelmäßig fahren. Die Eisenbahn, die vom Hafen zur Stadt projektirt ist, wird jedenfalls der erste Schienenweg sein, den Australien erhält. Adelaide ist nach einem umfassenden, für 150,000 Einwohner berechneten Plan angelegt, und die eine englische Meile lange, fast ununterbrochene, mit Häusern eingefaßte Hauptstraße (Hindley Street) läßt auf ein viel längeres als ihr zehnjähriges Alter schließen. Ein großer Theil der Häuser erinnert zwar noch an die Hütte des Ansiedlers, doch sieht man schon viele massive zweistöckige Gebäude. Die die Mitte der Hindley Straße kreuzende Königs Wilhelm Straße bildet das Centrum der Stadt, dort sind die elegantesten Läden, auch das Postgebäude. Die Physiognomie Adelaides ist entschieden europäisch, jeder Schritt verräth den bereits überall verbreiteten Luxus, aber die Straßen und Trottoirs sind durchweg ungepflastert, und bilden nach einem Regenguß, namentlich im Winter, oft eine sehr gefährliche Passage. In den tiefen, ausgefahrenen, mit Schlamm gefüllten Löchern sinken dann die Wagen bis über die Achse ein. Je weiter man sich von der Hauptstraße entfernt, desto mehr macht der städtische Charakter dem ländlichen Platz, bis sich endlich auch die letzten einzeln stehenden hölzernen Häuschen in der weiten baumlosen Ebene verlieren. Die Stadt liegt am Torrens, dessen hohes Ufer Ueberschwemmungen, aber nicht das Austrocknen des Flusses im Sommer verhindert. In der heißen Jahreszeit wird das brackige Wasser für Geld verkauft. Adelaide, Northadelaide und Hindmarsh liegen in der Mitte einer weiten Ebene, in der baumlose Weidestrecken mit dichten Eukalypten-wäldern abwechseln. In West und Südwest schließt das Meer den ganzen Horizont ab, im Norden grenzt die baum- und buschlose Gawler Ebene, an die sich Rhizophorensümpfe anschließen, von Süden nach Norden zieht sich als östliche Grenze eine Bergkette mit leichtem, wellenförmigen, nur an wenigen Orten durch Querthäler tief durchschnittenen Abfall, bald ganz kahl, bald mehr oder weniger dürftig, aber nie reich bewaldet. An diesen Bergen sieht man hin und wieder verfallene Hütten, die Ueberbleibsel ehemaliger Ansiedlungen von Deutschen. Der gute Boden in der Nähe von Adelaide und den andern Städten ist gar nicht mehr, oder zu unerschwinglichen Preisen zu kaufen. Der Ankömmling kann nur pachten, was immer auf zwölf Jahre zu dem Pachtprese von drei Buscheln für den Acker geschieht, und mit der Bedingung, daß von den Wohnlichkeiten, welche der Ansiedler aufführt, nichts niedergerissen oder verkauft werden darf. Drei Buschel entsprechen der ungefähren Einsaat, während die Durchschnitternte auf geklärtem Lande beiläufig 24 Buschel auf den Acker beträgt. Das gewöhnliche Resultat solcher Pachtungen ist, daß der Vortheil aller Arbeiten nur dem Pächter anheimfällt, daß sehr selten ein Pächter etwas zurücklegt, daß er gewöhnlich nur dürftig seinen und der Familie Unterhalt gewinnt, und daß er häufig gezwungen wird, die

Pachtung vor der Zeit aufzugeben, weil es ihm unmöglich ist, dem Bodenbesitzer die schuldige Rente zu bezahlen. Fabriken befanden sich 1845 in Südaustralien folgende: Soda 1, Wagen 3, Maschinen 5, Salzsiederei 1, Taback 3, Seife und Lichter 4, Brauereien 18, Mehlmühlen 24, Kupfergießereien 2, Töpfer 1, Lohgerbereien 8, Malzdörren 10. Von den Mehlmühlen wurden 11 durch Dampf, 8 durch Wind und 3 durch Wasser, endlich 2 durch Ochsen betrieben. Von den Wassermühlen mußten alle, eine ausgenommen, einen längern Theil des Jahres hindurch wegen Wassermangel stehen.

Die Kolonie am Schwanenflusse auf der westlichen Küste von Australien wurde 1829 gegründet, nahm aber weniger schnell zu als die andern Kolonien. Dies mag seinen Grund in den wenigen guten Häfen haben; Georgs Sund, weiter im Süden, macht davon eine Ausnahme, ist aber zu weit von der Hauptkolonie entfernt. Die geographische Lage von Westaustralien ist in kommerzieller Beziehung ausgezeichnet, und hat namentlich durch die größere Nähe zu Europa, dem Kap der guten Hoffnung und Ostindien einen wesentlichen Vorzug vor den östlicher gelegenen australischen Kolonien. Das Klima von Westaustralien ist sehr gesund und angenehm durch seine Lage, wonach dieses Land die in Australien vorherrschenden Westwinde, so wie diese von der See kommen und noch Feuchtigkeit mit sich führen, aufnimmt. Auch ist Westaustralien frei von der Dürre, welche von Zeit zu Zeit die weiter nach Osten liegenden Distrikte des australischen Kontinents heimsucht. Auch außer der Regenzeit, während der übrigen zehn Monate, wird das Land häufig durch Regen erquickt. Eine große Anzahl kleiner Flüsse bewässert das Land. Einige Meilen von der See zieht sich eine Hügelkette entlang, 800 bis 1200 Fuß hoch. Diese Hügel bringen das Produkt hervor, welches Westaustralien vor den andern australischen Kolonien bevorzugt, treffliches Nutzholz, besonders zum Schiffsbau brauchbar. An sonstigen Erzeugnissen, welche in Westaustralien gut fortkommen, werden namhaft gemacht, Pferde, Hornvieh, Schafe, Getreide, Wein, Oliven, Südfrüchte. Für den Weinbau sucht man deutsche Winzer zu gewinnen. Die andern beiden westaustralischen Kolonien, Australind im Norden und Georgssund im Osten, wollen zu keinem rechten Gedeihen kommen.

Den Bemühungen Englands, Australien zu heben, ist in einer Beziehung, die jedoch von untergeordneter Wichtigkeit ist, Erfolg zu versprechen. Man will in England von dem deutschen Wollmarkt unabhängig werden, und der Aufschwung der australischen Schafzucht läßt uns in der That ein Verdrängen unserer Wolle von den englischen Verkaufsstätten befürchten. Damit erreicht aber die englische Politik bei weitem nicht den eigentlichen Zweck, der kein geringerer ist, als in Australien einen überlegenen Mitbewerber der amerikanischen Besitzungen an der Westküste zu ziehen. Diese amerikanischen Staaten, die überdies in keiner Abhängigkeit von einem Mutterlande stehen, sind der bedeutendsten Entwicklung fähig, ganz abgesehen davon, daß zu Oregon (s. d.) und Kalifornien (s. d.) in nicht ferner Zeit große Ländergebiete von Meriko kommen werden. Welcher Entwicklung ist aber ein Land fähig, das wie Australien ein wüstes Inneres hat, dessen Küstenstriche auf weite Strecken unfruchtbar sind, das von einem gefährlichen Meere umgeben wird, dessen Abgelegenheit endlich dann recht fühlbar werden muß, wenn der Wallfischfang entferntere Plätze sucht, wie zum Theil schon geschehen ist? Ein Land, fast überall nur nutzbar für nomadisirende Hirten, kann keine große Zukunft haben. Selbst mit der Wollproduktion steht es mißlich, da ein Züchten feiner Schafsorten zu gefährlich ist wegen der periodisch wiederkehrenden Dürren, in denen man gezwungen ist, die Heerden zu schlachten und zu Talg einzukochen. Merinoschafe liefern ein theures Talg.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. G. Cato in Meißen.

Die Waldwolle. Die Erfindung, aus den Nadeln der Kiefern einen zu mannigfachen Zwecken brauchbaren Stoff zu gewinnen, ist in neuester Zeit von Joseph Weiß aus Langendorf bei Olmütz (geb. 25. Oktober 1787) gemacht worden. Weiß, durch tiefere Studien mit den Naturwissenschaften vertraut geworden, betrieb seit 1814 die Papiermüllerei zu Zukmantl am Fuße der Bischofskoppe im österreichischen Schlesien, und beschäftigte sich nebenbei mit praktischen Versuchen, die ihm nach und nach auf seine Erfindung leiteten. 1840 errichtete er in seiner Papiermühle die erste Waldwollfabrik, der indessen auf österreichischem Boden nicht der Erfolg zu Theil wurde, der die bald darauf nach Preußen verpflanzte Industrie begleitete. Diese Verpflanzung auf einen günstigeren Boden erfolgte durch eine Gesellschaft, die sich mit Weiß vereinigte und 1847 in der Nähe von Trebnitz, im Regierungsbezirk Breslau eine Fabrik anlegte, der mit Bewilligung von Alexander v. Humboldt der Name Humboldtsau beigelegt wurde. Die Anlage wurde für zwei Zwecke eingerichtet, für balsamische Bäder und für die Gewinnung von Waldwolle zu technischem Gebrauch. In beiden Beziehungen hat man die schönsten Erfolge erzielt, so daß die medizinische wie die technische Anwendung der Waldwolle gegenwärtig bereits eine sehr ausgedehnte ist. Das Verfahren, die Kiefernadeln zu bearbeiten, wird geheim gehalten, und wir können daher nur ganz Allgemeines angeben. Man trocknet die Nadeln, in welchem Zustande sie sich sehr lange aufbewahren lassen. Sind sie dann zur Bearbeitung erweicht, so wird die obere Hülle abgelöst, die in der Nadel enthaltenen Fasern lockern sich dann in dem fortgesetzten Verfahren auf, daß jede eine getrennte Faser bildet, man reinigt und trocknet sie, und die Waldwolle ist fertig. Man gewinnt auf diese Art zweierlei Fabrikate, ein gröberes und ein feineres; beide sind von der preußischen Regierung patentirt. Das gröbere Fabrikat, dessen Darstellung zuerst gelang, dient zur Füllung von Matratzen und Kissen und ist bestimmt, das Roßhaar und dessen Surrogate, Kuhhaar, Seegras u. s. w. zu verdrängen. Diese Füllung ist eine sehr wohlfeile, da der Centner Waldwolle nicht mehr als 8½ Thaler kostet. Die „Schlesische Zeitung" (Jahrgang 1847, № 275) hat eine amtliche Bekanntmachung einer Militärbehörde mitgetheilt, worin bescheinigt wird, daß eine Waldwollmatratze bei einem achtjährigen Gebrauch um 1½ Thaler billiger sei als ein gewöhnlicher Strohsack. Diese Matratzen bieten die bequemste, reinlichste Lagerstatt dar, die Bettwäsche wird dabei sehr geschont, eine acht Jahre gebraucht gewesene Wollmatratze kann mit einem Aufwande von 17½ Neugroschen im besten Zustande hergestellt werden. In dieser Anwendung befördert die Waldwolle eine behagliche, stets gleichmäßige Bett- und Körperwärme, und hat den großen Vorzug, den ihr das ihr innewohnende starke Aroma giebt, nicht dunstig oder moderig zu werden. Sie wirkt außerdem auf den Körper dessen, der eine solche Matratze benutzt, in der wohlthätigsten Weise ein, indem sie den Gesunden kräftigt, bei Krankheitsanlagen und schon ausgebildeten Krankheiten die Heilung befördert. Man rühmt ihr ferner nach, daß sie die Verbreitung fixer Kontagien, deren Mittheilung durch Woll- und Federdecken, Strohsäcke u. s. w. oft sehr begünstigt wird, vermindere, ein sicheres Mittel gegen Motten und Bettungeziefer sei. Matratzen und Kopfkissen von Waldwolle sind gegenwärtig beim preußischen Militär vielfach in Gebrauch, und werden auch in Spitälern, Waisenhäusern und noch andern öffentlichen Anstalten angewendet. In Möbelhandlungen verwendet man die Waldwolle entweder allein, oder in Verbindung mit Roßhaaren, in welchem letztern Falle abwechselnd eine Schicht Roßhaare und Waldwolle gelegt wird. Auch auf Eisenbahnen fängt man an die Waggons mit Waldwolle zu polstern, und das preußische Generalpostamt empfiehlt das Fabrikat den preußischen Postämtern zur Polsterung der Postwagen. Die

feinere Wolle dient zur Wattirung von Decken und Kleidungsstücken, von denen sie die Motten fernhält. Die Watte aus Waldwolle läßt sich waschen, ohne filzig zu werden, das ist ein unbestreitbarer Vorzug, und grobe wie feine Waldwolle wird durch die festeste Verpackung nicht beschädigt, da sie aus dem Sacke genommen und mit Stäbchen aufgeklopft, ihre frühere Beschaffenheit bald wieder erlangt. Neuerdings verfertigt man auch Sohlen aus Waldwolle, durch welche Kälte wie Nässe gleich wirksam abgehalten wird. Eine noch umfassendere Verwendung der Waldwolle zu technischen Zwecken dürfte die Zukunft bringen, da es bereits gelungen ist, diese Wolle zu verspinnen.

Der Waldwollextrakt und das Waldwollöl repräsentiren die heilkräftige Seite der Waldwollebenutzung. Das Wasser, das bei der Erweichung der Kiefernadeln im Dampfkessel benutzt wird, erhält eine dunkelbräunlich grüne Färbung und besitzt einen kräftigen belebenden Geruch. Die Bestandtheile sind Pflanzenschleim, Ameisensäure und ätherisches Oel. Der Erfinder der Waldwolle nennt dieses Wasser Waldwollbrühe, Dr. Schernhorst in Zuckmantl erkannte zuerst die heilkräftige Wirkung desselben. Dieser errichtete in Zuckmantl die erste Badeanstalt, der bald ein gleiches Institut in Humboldtsau sich an die Seite stellte. Einen nähern Aufschluß über beide Bäder findet man in den nachfolgenden Schriften: „Ueber die balsamischen Bäder des Herrn Joseph Weiß in Zuckmantl," von Dr. Anton Schernhorst, Troppau 1849. „Bericht über die balsamischen Bäder in Humboldtsau im Jahre 1849", von Dr. Stahr, Breslau 1850. Beide Bäder sind in neuester Zeit stark benutzt worden, in Humboldtsau hat der Zudrang von Kranken seit 1849 dergestalt zugenommen, daß die vorhandenen Räumlichkeiten nicht ausreichten und die benachbarten Ortschaften die Ueberfülle der Besucher aufnehmen mußten. Die speziellen Krankeitsformen, gegen die in den balsamischen Bädern Hülfe gesucht und meistens gefunden wird, sind nach den oben genannten Schriften folgende: nervöse, rheumatische, gichtische und hämorrhoidalische Leiden, Skropheln, Schleimflüsse, Hypochondrie, Hysterie, Bleichsucht, Menstruationsanomalien, Scharbock, chronische Unterleibsleiden, chronische Hautausschläge, Lähmungen, Frostbeulen u. s. w. Die Bäder nimmt man in dem Wasser, das zur Bereitung der Waldwolle in den Dampfkesseln gedient hat, und nach Befinden verordnet der Arzt die Beimischung von solchem Wasser, welches bei Bereitung des Waldwollöls abfließt. Dieses ist ein starkhaltiges aromatisches Wasser, welches die Bäder noch stärkender macht. Schon bei diesen Bädern nutzt dem Kranken die stattfindende balsamische Ausdünstung der Kiefernadel, der bekanntlich die Aerzte schon vor der Erfindung der Waldwolle kräftigende Eigenschaften zuschrieben, weshalb Lungenkranken und Nervenleidenden der Aufenthalt in Kieferwäldern angerathen zu werden pflegte. Die Waldwollbrühe wird direkt aus den Dampfkesseln in die Badewanne geleitet, bewahrt mithin ihre ganze ursprüngliche Kraft. Neben den Bädern hat man in Humboldtsau gegenwärtig einen Einathmungssaal, in dem der Kranke die balsamischen Dämpfe einathmet, die ihm durch Röhren aus dem Dampfkessel der Fabrik zugeführt werden.

Die Uebelstände, die mit dem Versenden der Waldwollbrühe verknüpft waren, daß man zu jedem einzelnen Bad ein großes Faß gebrauchte, daß die Brühe leicht in Säure überging u. s. w., führten den Erfinder zu Versuchen, die balsamische Flüssigkeit in eine konsistente, andauernde und zur Versendung geeignete Form zu bringen. Mittelst eines eigends dazu hergestellten Apparats ist diese Kondensirung vollständig gelungen. Der Waldwollextrakt wird seit dem Sommer 1850 bereitet und hat in dieser kurzen Zeit eine starke Verbreitung gefunden. Er enthält alle festen und flüssigen Bestandtheile der Kiefernadel, besonders Ameisensäure, ätherisches Oel und Harz. Dieser Extrakt läßt sich leicht verschicken — ein Fläschchen voll reicht zu einem Bade aus — verdirbt nicht und läßt sich sehr lange aufbewahren. Man verwendet ihn auch zu Einreibungen und Umschlägen gegen örtliche und äußere Leiden, Geschwüre, Flechten u. s. w. Das zweite medizinische Erzeugniß

ist das Waldwollöl, das gleich bei Bereitung der Wolle direkt aus den Kiefernadeln gezogen wird, theils dunkelgrün, theils braun gefärbt ist, durch fortgesetzte Behandlung aber ganz wasserhell wird. So widerlich sein Geschmack, so kräftig und angenehm ist der veilchenähnliche Geruch. Es steht, wie seine Analyse durch bewährte Chemiker erwiesen hat, am nächsten dem Terpentin-, Kajeput- und Wachholderbeeröl. Seine Anwendung ist eine von dem Waldwollextrakt verschiedene, die Fälle, in denen es zur Anwendung kommt, und die Wirkung sind analog. Es dient äußerlich zur Einreibung gegen schmerzhafte Nervenleiden, gegen Schmerzen des Kopfs, des Gesichts, der Zähne und Ohren, gegen chronischen Gelenk- und Muskelrheumatismus, Lähmungen, Frostschäden u. s. w., innerlich bei nervösem Magenkrampf, Mutterkrampf, Wurmleiden und chronischer Gicht. Auch dieses Oel hat sich viele Freunde erworben, und dürfte sich in technischer Beziehung eignen, das Terpentinöl zu ersetzen. Zur Bereitung der feinsten Lacke empfiehlt es sich als ein trockenes, farbeloses Oel, Kautschuk wird durch dasselbe in sehr kurzer Zeit vollkommen aufgelöst, außerdem tilgt es Fettflecken aus und hält die Motten fern. Die Wirkung, die man von diesen Mitteln gegen Frostschäden gesehen hat, ist die Veranlassung zur Herstellung von Wallwollseife geworden. Der eigenthümliche Kiefernadelngeruch, der dieser Seife eigenthümlich ist, sich aber schnell verflüchtigt, ist der einzige mit ihrem Gebrauch verbundene Nachtheil, ihr Vorzug besteht besonders darin, daß sie die Haut geschmeidig erhält. Der letzte Gebrauch, den man in Humboldtsau von den Kiefernadeln macht, entsteht durch die konsistente torfartige Masse, die bei der Fabrikation zurückbleibt. Aus dieser Masse formt man sogenannte Torfziegel, die als Heizmaterial benutzt werden, so daß hier das Kriterium eines guten Fabrikzweiges, keine unbrauchbaren Abgänge zu haben, vollkommen zutrifft.

Der Aufschwung, den die Waldwollfabrikation genommen hat und in der Zukunft noch kräftiger zu nehmen verspricht, ist nur erfreulicher Natur. Wir wissen nicht, inwieweit die Forstwirthschaft berechtigt ist, die Kiefernadel gleich dem früher zur Streu benutzten Laubholzabfall als Düngungsmittel der Wälder sich vorzubehalten. Davon abgesehen, gewinnt die Gesellschaft in der bisher unbrauchbaren Kiefernadel ein Produkt, das sich mit geringen Kosten zu ihren Bedürfnissen verwerthen läßt. Kiefernwälder stehen ferner gewöhnlich in den ärmsten Gegenden, deren Bewohnern nunmehr eine neue Erwerbsquelle sich eröffnet.

Adam Oehlenschläger. Der deutsch-dänische Dichter, der in den reichen Blüthen seines geistigen Lebens den redendsten Beweis gegeben hat von jener Verwandschaft Deutschlands und Dänemarks, die jetzt in erbitterter Feindschaft auf lange hin, wenn nicht für immer vergessen sein wird, steht mit seinen schönsten Produktionen in einer Zeit, die für uns schon zu den halb vergessenen gehört. Er verkehrte noch mit den Heroen unserer großen Literaturepoche, die spätere romantische Schule hatte in ihm einen eifrigen Genossen ihres Strebens, die neuere und neueste literarische Bewegung hat ihn hinter sich zurückgelassen. Lange zuvor, ehe er wirklich starb, war er für uns ein Todter, so sehr, daß die meisten nicht einmal mehr wußten, welche geistige Fäden ihn uns verbunden hätten. Die nach seinem Tode erschienenen „Lebenserinnerungen" (Leipzig, bei Lorck) haben das Interesse erst wieder erweckt, und wir können nun diese halb fremdartige Erscheinung in ihren innersten Entwickelungen und mit allen ihren Beziehungen uns zum ganzen und vollen Verständniß bringen. Es sind diese Lebenserinnerungen die zweite Selbstbiographie, die wir von Oehlenschläger besitzen, und die werthvollste. Von einer früher bei Max in Breslau erschienenen sagt uns der Verfasser selbst, daß sie fragmentarisch und unvollständig sei, daß sie ihm selbst nicht genüge. Diese spätere Lebensbeschreibung geht mit ihrer Fortsetzung in Briefen und Auszügen aus Tagebüchern bis zum 17. Juli 1849, und reicht also in die Zeit jenes Kriegs hinein, der den deutsch-dänischen Dichter doppelt schmerzlich traf.

Adam Oehlenschläger stammt aus einer Familie, in der die beiden

Nationalitäten Dänemarks, die deutsche und die dänische, sich mehrfach kreuzten. Sein Vater wuchs als ein halber Bauerjunge in dem Dorfe Krusendorf auf, und kam später, durch sein Klavierspiel empfohlen, zum Grafen Moltke, um den jungen Comtessen Unterricht in der Musik zu geben. In demselben Hause lebte die Mutter als Kammerjungfer, in einer Stellung also, die in damaliger Zeit für ein armes Bürgermädchen schon etwas bedeuten wollte. Zwölf Jahre lebten die beiden als Liebespaar neben einander, bis es dem Vater, der zum Organisten in Friedrichsberg, eine Viertelmeile von Kopenhagen, aufrückte, möglich war, die Geliebte zum Altar zu führen. In Friedrichsberg wurde Adam Oehlenschläger am 14. November 1779 geboren, in einem kleinen Hause in der Vorstadt Westerbrücke, das der Vater ein Jahr darauf verließ, um als Bevollmächtigter das Schloß Friedrichsberg zu beziehen. Das Schloß mit seinen alten französischen Gärten, die eben in englische Parkanlagen umgewandelt wurden, mit seinen alterthümlichen Gängen, auf die Baulichkeiten im Zopfstyl gestellt waren, mit seiner glänzenden Gesellschaft, die besonders bei Anwesenheit der königlichen Familie hervortrat, bot der Phantasie des heranwachsenden Knaben manchen Stoff. Seinen Geist weckte nicht die Schule, sondern das eigene Lesen, in Ewalds Rolf Krage öffnete die nordische Sage zum ersten Male ihre Grabhügel vor ihm. Bereits in seinem neunten Jahre hatte er einen Morgenpsalm geschrieben, den der Küster erwischte. Gegen den Inhalt hatte dieser Mann nichts einzuwenden, aber er tadelte, daß die Verse nicht die genügende Anzahl Füße hätten, um gehen zu können. Der kleine Adam wagte das Gegentheil zu behaupten, ein Psalmenbuch wurde als Schiedsrichter hergenommen, und nun hatte er den Triumph, daß der Küster eingestehen mußte, gegen die Verse sei nichts einzuwenden. Dieser Beweis von Talent blieb unbeachtet, der Vater dachte nicht an die Zukunft des Sohnes, diesem wurde gesagt, daß er Kaufmann werden solle. Er war zwölf Jahre alt und hatte noch nichts rechtes gelernt, als ihn ein glücklicher Zufall mit dem Dichter Eduard Storm bekannt machte, der ihm eine Freistelle in der Kopenhagener „Schule für die Nachwelt" verschaffte. Hier lernte er etwas und trat auch zugleich als Lehrer auf, indem er seiner Schwester, wenn er nach Friedrichsberg kam, seine eben gewonnenen Geistesschätze durch Unterricht mittheilte. Für seine Mitschüler schrieb er zwei Wochenschriften und kassirte die Abonnementsgelder in Schieferstiften ein. Auch Theaterstücke schrieb er und brachte sie mit andern Schülern zur Darstellung; die Gesellschaft hatte immer nur einen Zuhörer, und der schlief gewöhnlich. Weil er die Gewohnheit angenommen hatte, in leeren Kirchen von der Kanzel zu reden, und ein Pfarrer einmal eine solche Predigt von der Sakristei gehört und gelobt hatte, so entstand der Plan, ihn zum Theologen auszubilden, wurde aber nicht ernstlich festgehalten. Mit tüchtigen Kenntnissen im Deutschen und Dänischen, in der Geschichte und Geographie, mit einer oberflächlichen Bekanntschaft mit dem Französischen, Lateinischen, der Geometrie, der Physik, verließ Adam sechszehn Jahr alt die Schule, und sollte nun Kaufmann werden, ohne ein Wort englisch zu verstehen, ohne rechnen zu können, ohne Geld. Glücklicher Weise war eine Stelle in einem Komptoir, auf die der Vater gerechnet hatte, bereits besetzt, dieses Fehlschlagen rief eine Verstimmung hervor, und Adam erhielt nun die gewünschte Einwilligung, seine Studien fortsetzen zu dürfen, bis er das examen artium bestehen könne. Mit diesen neuen Studien war Oehlenschläger fast allein auf Selbstlernen angewiesen, und darum ging es nicht besonders gut damit. Er sagt: „Es ist keine Frage, daß wenn Knaben mit lebhafter Phantasie und Gefühl die sogenannten guten Fundamente bekommen, das heißt perfekt Latein und Griechisch lernen sollen, daß sie im allgemeinen jedenfalls Prügel bekommen müssen, so wie die Thiere, wenn sie Kunststücke lernen sollen." Eine erste Liebe, deren Gegenstand eine hübsche und talentvolle Schauspielerin war, vermehrte den Eifer für die Studien nicht. Der Theaterbesuch wurde jetzt zu einer wahren Leidenschaft, die Mußestunden

füllten Träumereien in Feld und Wald aus, auch Lektüre, wobei nicht wählerisch verfahren wurde. Zum Lieblingsschriftsteller erkor Adam den deutschen Lafontaine, den Dichter der kindlichen, sanften, milchbärtigen Liebe, und neben diesem gewann Spieß mit seinen Gespenstergeschichten, seinen Reisen durch die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers die regste Theilnahme. Nach und nach kamen die bessern deutschen Schriftsteller an die Reihe, wozu auch das Theater half, das Lessings Emilie Galotti und Minna von Barnhelm gab. Das Privattheater wurde neu eröffnet, und zwar in Friedrichsberg selbst. Oehlenschläger war alles in allem, der Schauspieler für jede Rolle, der Maschinenmeister, der Dekorationsmaler, der Souffleur. Um die Dekorationen herzustellen, kaufte er ein Buch Packpapier und einige Düten voll gelber, rother und schwarzer Farbe, so wie einige Pinsel. Neun Bogen Packpapier nähte er zum Hintergrunde zusammen, der eine Stubenwand mit einem Fenster in der Mitte darstellte, unter das ein Tisch gestellt wurde. Je drei Bogen bildeten eine Kulisse, an jeder Seite mit Thüren. Nun band er Besenstiele und Stangen an Stuhllehnen an und damit befestigte er die Koulissen. So war sein Zimmer fertig, worin alles gespielt werden mußte. Eine der Liebhaberinnen machte aus dem Scherze Ernst, indem sie zum wirklichen Theater überging, und Oehlenschläger folgte ihr nach. Er hatte eingesehen, daß in der bisherigen Weise die Reife fürs Examen niemals erlangt werden würde, und bekam die Einwilligung des Vaters so leicht wie zu den frühern Entschlüssen. Der Hofmarschall nahm ihn an, aber der angehende Schauspieler durfte nicht gleich erste Rollen spielen, man gab ihm zuvor Unterricht im Fechten, Tanzen und Singen. Ein Generalmajor Waltersdorff war erster Direktor, die künstlerische Leitung hätten die Dichter Thaarup und Baggesen führen sollen, überließen sie aber den tüchtigen Schauspielern Schwarz und Rosing. Die ganze Gesellschaft war verstimmt, denn Waltersdorff hatte der Direktion einen Anstrich militärischer Subordination gegeben, den die Schauspieler nicht vertragen konnten. Oehlenschläger gefiel sich von Anfang an wenig, und alle Schauspieler riethen ihm ab, sich einem Stande zu widmen, der so viele Schattenseiten habe. Es ist daraus erklärlich, daß er seiner künstlerischen Ausbildung wenig Aufmerksamkeit schenkte und lieber schriftstellerte, wofür er das „Unterhaltungsblatt für Jedermann" zu seiner Verfügung hatte, dessen Redakteur es gern sah, daß ein Anderer sein Blatt für ihn schrieb, ohne Honorar zu beanspruchen. Eine Bekanntschaft, die er in dieser Zeit machte, entführte ihn dem Theater gänzlich. Dieser Entschluß reifte durch die beiden Brüder Oerstedt, die beide später so berühmt geworden sind, der eine als Rechtsgelehrter, der andere als Physiker. Er lernte sie in dem Hause einer Färberwittwe kennen, wo er in Pension war. Sie lebten übrigens sehr einsam. Den ersten Winter, wo er sie kennen lernte, gingen sie in langen Mänteln, die ihnen wie Schlafröcke fast bis an die Knöchel reichten. Arm in Arm klammerten sie sich fest und hielten sich an einander, so daß sie beinahe einem zusammengewachsenen Zwillingspaar glichen. Aber vor allen Mitstudirenden strahlten sie wie Dioskuren, selbst ältere Gelehrte merkten bald, was in ihnen lebte. Die Früchte ihres Geistes und ihres Fleißes zeigten sich in Preisabhandlungen und gewonnenen Goldmedaillen. Durch den Umgang mit den Oersteds wurde Oehlenschläger erst klar, was es heiße, mit Anstrengung, ernstlich, aus Liebe zur Wissenschaft zu arbeiten. Wie klein kam er sich diesen Jünglingen gegenüber vor, er, der nichts wußte und nichts trieb, der wohl eine Ahnung hatte, daß etwas in ihm lebe, aber seine Fähigkeit noch so wenig bewiesen hatte, daß seine Bekannten ihn nur den Mann mit den verborgenen Talenten nannten. Die Oersteds trösteten ihn, als er verzweifelte, ob es zum Lernen noch Zeit sei, und unter ihrer Anleitung nahm er seine Studien mit solchem Erfolg auf, daß er bald die Prüfung bestehen konnte, wenn er auch keine öffentliche Auszeichnung erhielt. Nachdem dies erreicht war, konnte er guten Muths seiner Neigung folgen, die ihn jetzt zu den großen deutschen Dichtern führte. Schiller und Goethe warfen

ihren Glanz bis nach Kopenhagen herüber, Werther war hier wie bei uns der gewaltige Magnet für junge Herzen. Von den vielen bekannten Beispielen von Schwärmereien, zu denen das tragische Schicksal von Lottens Geliebten verleitete, erzählt Oehlenschläger ein neues. Eines Tages kommt ein Freund zu ihm, zieht eine Pistole, Pulver und Blei aus der Tasche und erklärt, daß er von da auf den Assistenzkirchhof gehe und sich erschieße, da er sich verliebt habe und seine Geliebte ihn nicht wieder liebe; dies würde er nun zwar ertragen haben, aber daß seine Geliebte ihn verachte, das könne er nicht ertragen. Oehlenschläger versucht vergebens ihm zu zeigen, wie sein Fall gar nicht der Werthers sei, der sich erschossen, weil er Lotten, die ihn geliebt, nicht habe bekommen können, während er gar nicht geliebt sei. Der Freund bleibt bei seiner Erklärung, daß er Verachtung nicht überleben könne, willigt aber doch ein, daß Oehlenschläger zu der Dame gehe, um ihm ihre Achtung zu holen. Oehlenschläger steckt vorsorglich die Pistole zu sich und eilt zu der Dame, die ihm wildfremd ist. Ohne alle Vorrede zieht er die Waffe hervor und sagt: „Mit dieser Pistole wollte sich mein Freund eben erschießen, weil er glaubt, daß Sie ihn verachten.“ Die Dame fällt fast in Ohnmacht, Oehlenschläger beruhigt sie, und sie erklärt nun, daß sie jenen keineswegs verachte, wenn sie ihn auch nicht lieben könne. „Das ist schon gut, mehr verlange ich nicht,“ antwortet Oehlenschläger, eilt zurück und bringt seinem Freunde, der noch viele Jahre gelebt hat, die Achtung seiner Schönen. In dieser Zeit starb Oehlenschlägers Mutter, die in der letzten Zeit zu den Pietisten hingeneigt und über das Theaterspiel ihres Sohnes schweren Kummer empfunden hatte. Die Thränen des Sohnes würden lange geflossen sein, wenn er nicht bald darauf seine nachherige Frau kennen gelernt und ihre Liebe erworben hätte. Christiane Heger war ein sehr hübsches Mädchen von siebenzehn Jahren, gesund und kräftig mit großen blauen Augen, schneeweißer Hand und einer Haarfülle, daß, wenn sie ihre langen blonden Haare herabfallen ließ, sie sich ganz in sie einhüllen konnte. Der Vater war ein merkwürdiger Mann; obgleich Assessor an einem Gericht, betrieb er doch ein Brauereigeschäft, war ein guter Schmied, Tischler und Drechsler, wetteiferte in der Gärtnerei mit dem Gärtner des botanischen Gartens, malte Landschaften und Dekorationen, komponirte hübsche Melodien und schliff Gläser zu großen Fernröhren, machte die besten Papparbeiten in der Stadt und verstand sich gründlich auf die Feuerwerkerei. Als Oehlenschläger, der in zwei Jahren Advokat zu sein hoffte, um seine Tochter schüchtern anhielt, ließ der Vater die Tochter kommen, sagte ihr mit wenigen Worten, wovon die Rede sei, legte die Hände der beiden Liebenden in einander und begann darauf gleich von andern Dingen zu reden.

Die juristischen Studien Oehlenschlägers wurden noch immer durch kleine Streifereien in das Gebiet der schönen Literatur unterbrochen. Eine Preisschrift der Hochschule für das Jahr 1800: „Wäre es nützlich für die schöne Literatur des Nordens, wenn die alte nordische Mythologie eingeführt und statt der griechischen allgemein angenommen würde?“ sprach ihn so an, daß er mit einer Abhandlung sich um den Preis bewarb. Nicht den ersten Preis erhielt er, wohl aber das erste Accessit, was später für ihn wichtig wurde, da er jetzt als akademischer Bürger das Recht besaß, ein Amt zu suchen, wodurch ihm der Weg zu seiner spätern Professur geöffnet wurde. In jenem Jahre reiste Baggesen nach Deutschland und übergab beim Abschiedsfeste seine „dänische Lyra“ an Oehlenschläger, diesem so den literarischen Ritterschlag ertheilend. Im nächsten Jahre erfolgte der englische Angriff auf Kopenhagen, Oehlenschläger sah auf einem Standpunkte, der für einen Zuschauer wie gemacht war, jedoch im Feuer der feindlichen Mörser lag, die Schlacht, in der sich die Seeleute seiner Nation so auszeichneten. In patriotischem Drange griff er zu den Waffen, zu deren ernstlichem Gebrauch er jedoch nicht kam, und wurde Fahnenjunker im ersten Studentenbataillon. Das Einüben in den kalten Frühmorgenstunden war die schlimmste Prüfung, die er zu

bestehen hatte, und auch diese fiel weg, als er in einem Winkel des Exercirhauses einen Strohhaufen entdeckte, in den er sich, wenn die Namen verlesen waren, verkriechen und den versäumten Schlummer nachholen konnte. Der Friede kehrte wieder, Oehlenschläger studirte die Rechtswissenschaft und Latein, machte sich mit der nordischen Mythologie bekannt, spielte auf einem Privattheater und suchte die Bekanntschaften dänischer Gelehrten und Künstler. Unter denen waren merkwürdige Gesellen, so die beiden Dichter Pram und Thaarup, die sich darin begegneten, daß sie Schiller und Göthe nicht ausstehen konnten. „Höre," sprach Pram eines Tages zu Oehlenschläger, „wenn ich einem deutschen Unteroffizier sage: Du sollst mir so ein Stück schreiben, wie Wallenstein, und der Schlingel es nicht in vierundzwanzig Stunden thut, so hat er siebenundzwanzig Stockprügel verdient." Von anderm Schlage waren die beiden Mynster, der Professor und der spätere Bischof, die ihm vielfach nützten. Ueber die nordische Heldenzeit belehrte ihn am besten ein sonderbares Original, ein gewisser Arndt, der immer unterwegs war, alle Runensteine abzeichnete, bei Schullehrern und Pfarrern übernachtete und die genossene Gastfreundschaft mit Grobheit und Unverschämtheit vergalt. Er hatte keinen Freund, keine Heimath, selten blieb er länger als eine Nacht, weil er am nächsten Morgen gewöhnlich aus der Thür geworfen wurde. Alle seine Manuskripte trug er in der Tasche, bis sie ihm zu schwer wurden, dann verbarg er sie in einem Steinhaufen oder in einer Ruine. Dieser seltsame Mann half Oehlenschläger in dem Studium der isländischen Sagen, die er wie ein Heiligthum verehrte. Einiger dieser Sagen übersetzte Oehlenschläger, ebenso eine Erzählung Wieland's und Goethe's Götz von Berlichingen. Eigenes gab er wenig und dieses war verfehlt; wegen der steifen Form, die seine Gedichte hatten, stellte sich Steffens ihn unter dem Bilde eines alten abgelebten Mannes mit Zopf und Perrücke vor. Der Verfasser der „vier Norweger" hielt naturphilosophische Vorlesungen und erklärte den Dänen Goethe's Werke. Er traute sich die Kraft zu, gleich einem neuen Ansgarius die Schöngeister und Philosophen des Nordens vom Irrglauben abzuwenden, und machte mit Oehlenschläger den Anfang. War dieser durch die Brüder Mynster mit Jean Paul bekannt geworden, so wurde er nun durch Steffens der romantischen Schule zugeführt, lernte Tieck und Novalis lieben und begann für die „blaue Blume" zu schwärmen. Sein bedeutendstes Werk dieser Periode ist Aladdin, und durch diesen wurde er mit dem Grafen Schimmelmann bekannt, dem eifrigsten Freunde deutscher Dichter in Dänemark, der sich manchem Dichter, auch Steffens, hülfreich erwiesen hatte. Von diesem Gönner entwirft Oehlenschläger folgendes Bild: „Er war klein, mager und häßlich, er schielte mit einem der kleinen dreieckigen Augen, war pockennarbig und schnupfte stark Tabak, und das mit einer Nachlässigkeit, die unangenehme Spuren an Kleidern und Händen zurückließ. So trat er wankend ein, mit blauem moirirten Ritterbande und zwei großen Sternen auf der Brust, die dünnen Haare frisirt und gepudert und mit einem kleinen Zopf in dem Nacken. Ich stutzte fast über diese Häßlichkeit, aber kaum hatte er einige Worte gesprochen, als sich das schönste freundlichste Wesen über dem pockennarbigen Gesichte ausbreitete, als das eine Auge, das nicht schielte, mit einer so ausnehmenden, tiefen, ehrlichen Menschenliebe in mein Herz lächelte, daß ich glaubte Sokrates zu schauen; doch lag keine Ironie in diesem Lächeln, es war bescheiden, mädchenhaft, schüchtern, gefühlvoll. Das Ritterband verschwand vor dem Bande der Natur, mit dem ich mich gleich an diese edle Seele geknüpft fühlte, und die Sterne auf der Brust wurden Flitterstaat gegen das himmlische Sternenfeuer, das in seinem geistvollen Auge funkelte." Auf des Grafen Rath bat Oehlenschläger beim König um ein Reisestipendium, und gab seinem Gesuche eine solche Fassung, daß sein Gönner meinte, eine abschlägliche Antwort sei unmöglich. Oehlenschläger betrachtete die Sache nun als abgemacht, aber um nicht Zeit zu verlieren und um die Brücke hinter sich abzubrechen, reiste er gleich nach Deutschland mit hundert Thalern Reisegeld, die ihm sein Vater

gegeben hatte. Seiner Braut sagte er, daß es sich um eine Lustreise von der Dauer eines Monats handle, von Hamburg schrieb er ihr die Wahrheit. Sein Zielpunkt war zunächst Halle, wohin ihn Steffens eingeladen hatte, wo er noch Schleiermacher, Achim von Arnim, Wolff und den Komponisten Reinhardt fand. Auch mit dem Lieblingsschriftsteller seiner Jugend, mit Lafontaine, wurde er hier persönlich bekannt, fühlte sich indessen an dem dicken, lustigen Manne nicht sonderlich erbaut. In den trüben Herbsttagen schrieb er den „Hakon Jarl" und schickte das Stück an das Kopenhagener Theater, von dem es mit einigen Abänderungen angenommen wurde. Schleiermacher beredete ihn, auch Deutsch zu schreiben, Wolff widerrieth, weil ein Schriftsteller unmöglich in zwei Sprachen zur Meisterschaft gelangen könne. Der ausgezeichnete Philolog vergaß, daß das Deutsche und das Dänische Schwestersprachen sind, und Oehlenschläger that deshalb recht daran, daß er bei seinem Entschluß beharrte, wodurch er sich ein Publikum von vierzig Millionen Menschen verschaffte. Nachdem sein Reisestipendium angekommen war, brach er nach Berlin auf. Dort war Fichte sein hauptsächlichster Umgang. Der Entdecker der Wissenschaftslehre wollte ihn durchaus bekehren, eine Schwäche, die er bei allen Gelegenheiten verrieth. Oehlenschläger erzählt von dieser Bekehrungswuth ein ergötzliches Beispiel. Fichte kommt später nach Friedrichsberg, sucht Oehlenschlägers Vater auf, läßt sich gegen den Alten, der keine Idee von Philosophie hat, weitläuftig über seinen Streit mit Schelling aus und leiht ihm schließlich eines seiner Werke. Andern Tags kommt eine Verwandte und will nach dem Buche greifen. Aber der Alte wehrt sie ab und sagt mit einem gewissen Stolz: „Laß liegen, Kind, es ist Fichte. Er war gestern Abend bei mir, wir sprachen bis in die späte Nacht zusammen; Du kannst glauben, da ging es auf die Systeme los." Die freundliche Dichterstadt an der Ilm war das nächste Ziel des dänischen Reisenden. Herder und Schiller fand er nicht mehr, Wieland war alt, vor Goethe hatte Oehlenschläger eine Scheu, weil man ihm dessen zurückhaltendes hochmüthiges Wesen dargestellt, doch hatte Schleiermacher hinzugesetzt: „Der Goethe ist doch im Grunde eine gute Haut." Der Empfang war indessen ein väterlicher, und der junge Dichter mußte den ganzen Aladin und Hakon Jarl deutsch vorlesen. Er erzählt: „Da machte ich mich nun vieler Danismen schuldig, aber er verwarf sie nicht alle; er meinte, daß beide verwandten Sprachen, einer Wurzel entsprungen, einander geschwisterliche Geschenke machen dürften. „Hm! das ist hübsch!" sagte er zuweilen, wenn ich einen gewagten fremden Ausdruck gebrauchte. „Sagt man das auf Deutsch?" fragte ich. „Nein, man sagt es nicht, aber man könnte es sagen." — „Soll ich es wieder ausstreichen?" — „Nein, keineswegs." — Reichhardt, der nach Weimar kam, wurde von Goethe gefragt: „Kennen Sie etwas von Oehlenschlägers Gedichten?" — „Nein", entgegnete dieser, „aufrichtig gesprochen, es amüsirt mich nicht, die deutsche Sprache radebrechen zu hören." — „Und mich", antwortete Goethe mit imposantem Feuer, „amüsirt es sehr, die deutsche Sprache in einem poetischen Geiste entstehen zu sehen." Um mit Goethe noch einige Tage allein zu sein, folgte er ihm nach Jena, wo dem Dichterfürsten bekanntlich das alte Schloß eingeräumt worden war. Goethe reiste bald nach Karlsbad, Oehlenschläger nach Dresden. Das Franz-Sternbaldisiren, wie Goethe sich ausdrückte, oder die Sucht, nur das Altdeutsche und Italienische in der Kunst schön zu finden, war in Dresden eben im vollsten Schwunge. Oehlenschläger bekam sogleich einen Vorgeschmack davon, als er mit einer Dame die Galerie besuchte. Die Dame verweilte weinend und fast kniend vor Raphaels Madonna, Oehlenschläger erklärte kalt, daß er das Bild sehr hübsch finde. „Gott im Himmel!" rief die Verklärte seufzend, „Sie nennen Raphaels Madonna hübsch?" — „Liebe Freundin", entgegnete er, „sagen Sie mir nur Eins: Glauben Sie, daß Raphael im Stande gewesen wäre, solch' ein Bild zu malen, wenn er so da gestanden und geweint hätte?" Von Tieck theilt Oehlenschläger mit, daß er die modernen Uebertreibungen nicht gebilligt, und daß das dumm

andächtige Wesen ihn geärgert habe. Nun sollte er eigentlich nach Paris, aber es zog ihn mächtiger nach Weimar, um Goethe noch einmal zu sehen. „Nun seid Ihr, wo Ihr billig nicht sein solltet," sagte dieser, den er in seiner Loge im Schauspielhause aufgesucht hatte, „weil Ihr aber hier seid, so seid willkommen." Die Straßen waren voll hübsch gewachsener preußischer Offiziere, die Wichtiges mit einander zu verhandeln schienen und in Schriften hineinblickten. Oehlenschläger, der keine Zeitungen zu lesen pflegte, sah diese Gäste etwas verwundert an, aber der Kanonendonner des 14. Oktober 1806 klärte ihn auf. Bald fingen die Franzosen an mit Kanonen in die Stadt zu schießen, und bei dem ersten Schuß stand er auf, um vorsichtiger Weise das Fenster zu schließen. Später ging er auf die Kellertreppe hinab, wo sich zwei mit ihm reisende Landsleute bei ihm einfanden, denen er bittere Vorwürfe machte, daß sie, die doch die Zeitungen läsen, ihm nicht von der Reise nach Weimar abgerathen hätten. Persönliche Gefahr gab es nicht, nur Unbequemlichkeit, da der Dichter, nachdem Augereau und ein anderer General das ganze Haus eingenommen hatten, in der Bodenkammer wohnen und den langen Tag mit einer Brodrinde und einem Glase Wein vorlieb nehmen mußte. Während des Kanonendonners der Schlacht machte Goethe mit Fräulein Vulpius Hochzeit, der Schwester des Rinaldo Rinaldini Mannes. Nach diesem Ablenken von der eigentlichen Reiserichtung, das sehr bedenkliche Folgen hätte haben können, kam erst die Reihe an Paris. In Weimar und Dresden war Baldur der Gute entstanden, ein Stück, in dem alte griechische Formen gebraucht werden, in Paris entstanden mehrere neue Werke. Der Dichter ging noch einmal ernstlich mit sich zu Rathe, ob er der nordischen Mythe huldigen solle, und entschied abermals für dieselbe. Suhms Geschichte von Dänemark, die er in Paris erhielt, lieferte den Stoff zu „Pantanoke", einen Stoff den Oehlenschläger um so lieber wählte, als er sich einem Zeitalter anschloß, das er in Halle gründlich studirt hatte. In Hakon Jarl hatte er den Streit zwischen dem Heidenthum und dem Christenthum, mit dem Uebergewichte der tugendhaften Kraft auf der Seite des Christenthums geschildert, weshalb jenes trotz seines größern poetischen und politischen Lebens untergehen mußte. In Palnatoke wollte er einen Gegensatz schildern. Hier ist Pflicht und Tugend auf der Seite des Heiden Palnatoke, im Kampf mit dem falschen Mönchswesen, dem verbrecherischen Mönchskönig. Deshalb siegt das Heidenthum und blüht noch einmal in dem kräftigen Jomsburger Bunde auf. Den Palnatoke, den Hakon Jarl und mehreres andere übersetzte er ins Deutsche, gleich deutsch wurde das Gedicht: der irrende Ritter, geschrieben. Im nächsten Winter entstand noch Axel- und Walborg, worin die Treue der Liebe verherrlicht wird, wie in dem zwei Jahr später entstandenen Hogbart und Signe die Leidenschaft des ersten Ausbruchs der Liebe den Vorwurf bildet. Dort ist das Liebespaar christlich, hier heidnisch, aber beide heroisch und mit nordischem Gefühl. „Mit der sinnlich glühenden Liebe in Romeo und Julie wollte ich nicht wetteifern," sagt der Dichter, „aber der milde Septembermond über dem nordischen Buchenhaine kann auch seine Wirkung thun, obgleich er sehr verschieden von der italienischen Sommernacht ist." Das französische Theater wurde von ihm mit großer Aufmerksamkeit studirt. Talma war in seiner Blüthezeit, dieser große Schauspieler zwang ihn, Theilnahme für die französische Tragödie zu gewinnen, die er sonst monoton, ohne Stoff und Charakter und zu steif konventionell fand. Etwas war jedoch bei Talma, was ihm nicht gefiel. Wenn er nämlich eine Szene vortrefflich gespielt hatte, erhob er zum Schluß bei den Abgangsrepliken die Stimme auf eine affektirte, übertriebene Weise, streckte die Hände in die Luft, zitterte mit ihnen und bekam dann einen furchtbaren Applaus. Oehlenschläger begriff nicht, wie Talma diese Unnatur beibehalten könne, bis er ein Wort Talma's hörte, der gesagt hatte: „Das ist ein Fehler, ich weiß es, aber ich habe meine Landsleute schon an so viel Natur gewöhnt; in etwas muß ich mich nach ihren Gebräuchen und Vorurtheilen richten, sonst verliere ich ihre Hingebung und

Begeisterung, und ohne die kann ich meine Kunst nicht ausüben." In Paris sagte Oehlenschläger sich innerlich von der romantischen Schule los, die ihn ganz zu den Ihrigen zählte, und emancipirte sich namentlich von den Schlegels, die er in Frankreich traf; Friedrich in Paris, August Wilhelm in der Nähe von Paris in Auberge en Ville, wo die Stael in Verbannung lebte. Er schrieb zwei Epigramme gegen sie, die vorläufig Manuskript blieben, das eine, „alte und neue Zeit", eine Parallele zwischen Lessing und den Schlegels:

Verschiedene Zeit, verschiedene Richtung,
So alles, so die deutsche Dichtung.
Lessings Aesthetik wollte Wahrheit,
Natur in voller kräft'ger Klarheit.
Die beiden Schlegel wollen Wehmuth
In mönchischer und stolzer Demuth.
Man liebte alles Schöne weiland,
Jetzt ruft man affektirt den Heiland.
Aus Wildniß stieg ein edles Bildniß,
Das Bild verfliegt, wird wieder Wildniß.
Ach hätten wir statt Schlegeln Lessing,
Nur ein Stück Gold für zwei Stück Messing!

Kürzer und schlagender ist das zweite Epigramm, „Unterschied zwischen den beiden Schlegeln", das der bekannten Eitelkeit der Brüder gilt:

Der August sagt: „mein Bruder und ich!"
„Ich und mein Bruder!" sagt Friederich.

Friedrich schrieb in sein Stammbuch:

Nur der Sehnsucht fließt der Sehnsucht Quell,
Nur der Demuth scheint die Wahrheit hell.

Oehlenschläger bemerkt dazu: „Auf diese Weise wäre der gute Friederich niemals zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen, denn Demuth drückte ihn, wie bekannt, nicht sehr." In Paris stellte sich eines Morgens der wunderliche Alterthumsforscher Arndt ein. Er wäre schon früher gekommen, denn er hatte bereits vor ein paar Monaten die Barrieren der Weltstadt erreicht, als ihm plötzlich einfiel, daß er ein Manuskript in einem alten Steinhaufen, eine Viertelmeile von Lübeck, vergessen habe, und das mußte doch geholt werden. Nun war er da, in dem groben blauen Flaus, die langen blonden Haare unter den Kragen gekämmt, alle Taschen voll Papier, und sagte allen Gelehrten, die ihm freundlich entgegen kamen, Grobheiten. Oehlenschläger blieb von einer gleichen Behandlung nicht verschont, antwortete in gleicher Weise, und Arndt ging, nachdem er sein Frühstück zuvor beendet, den Milchtopf mit einer Brodrinde ausgewischt hatte. Arndt ist Strauß in dem Drama von Oehlenschläger: Die italienischen Räuber. Sein Stipendium blieb lange aus, den Grund erfuhr er, als er in den Zeitungen von dem Angriff der Engländer auf Kopenhagen las. Als das Geld endlich gekommen, verließ er Frankreich und ging durch Süddeutschland in die Schweiz, nach Coppet, wo die Stael eben an ihrem berühmten Buche über Deutschland arbeitete. Da Oehlenschläger dieses Werk entstehen sah, so ist sein Zeugniß von Gewicht gegen die allgemein geglaubten Behauptungen, die man von der Entstehung des Buchs verbreitet hat. Er sagt: „Sie schrieb gerade damals ihr Buch über die deutsche Literatur und las täglich einen Band Deutsch. Man hat sie beschuldigt, die Bücher nicht selbst gelesen, sondern ihr Urtheil darüber von Schlegel erhalten zu haben; dies ist durchaus unwahr. Sie las selbst Deutsch mit der größten Leichtigkeit, nur die Aussprache fiel ihr schwer, und deshalb übersetzte sie, wenn sie mir etwas aus einem deutschen Buche vorlesen wollte, es lieber gleich ins Französische. Schlegel hat gewiß sehr vielen Einfluß auf sie gehabt, sie lernte durch ihn zuerst die deutsche Literatur kennen, aber ihre Ansichten wichen doch in manchen Dingen bedeutend von den seinigen ab. Sie konnte selbst denken; sie stritt häufig mit ihm und neckte ihn, wenn er ihr zu parteiisch war. „Vous êtes une tête lente," sagte sie einmal über Tisch zu ihm,

„moi, je suis une tête vile." In ihrem Urtheile über die französische Tragödie wich sie vollständig von Schlegel ab." Oehlenschläger war einige Wochen in Coppet gewesen, als eines Tages Zacharias Werner mit einer großen Schnupftabacksdose in der engen Westentasche, die Nase voller Taback und mit tiefen Verbeugungen in die Halle trat. Er sprach auch schlecht französisch, aber das genirte ihn nicht. In seinem Patois theilte er täglich über Tisch der Gesellschaft in einer Art von Vorlesungen seine mystische Aesthetik mit. Man hörte ihm sehr andächtig zu, und es fehlte nicht viel, so hätte er Proselyten gemacht. Selbst die Stael bewunderte ihn und schalt Oehlenschläger, daß er sich seine Ansichten nicht aufmerksamer zu Herzen nahm. In der Stael Hause, in Coppet wie in Genf, wohin man im Winter übersiedelte, herrschte eine ewige Lustigkeit, fast jeden Tag waren da prächtige Diners und am Abend Soupers. Mit dem Frühling nahm Oehlenschläger Abschied, um nach Italien zu gehen. Unter der Kuppel Corregio's in Parma befestigte sich in Oehlenschläger der Gedanke, ein Drama Correggio zu schreiben. Nach Rom kam er in dem Augenblicke, als der Papst Pius VII. abgeführt wurde und die große Staatsumwälzung stattfand. Auf dem spanischen Platze hörte er einen Offizier in einem Kreise französischer Soldaten verlesen, daß Rom von nun an eine französische Provinz sei. Die Römer standen eng im Kreise umher und hörten es an, blaß wie die Leichen, mit glühenden Augen. Uebrigens war alles ruhig in Rom, sogar ruhiger und sicherer als gewöhnlich, weil die Franzosen eine bessere Polizei hielten als die römischen Behörden. Sobald es am Abend dunkel wurde, mußte man mit einer Laterne gehen, sonst wurde man arretirt. Der Verfall Italiens stellte sich ihm in den sprechendsten Zügen dar. Ueberall war es die Kunstwerke ausgenommen, eine Seltenheit im Kirchenstaate, etwas Neuverfertigtes zu finden. Alles war da wenigstens ein paar hundert Jahre alt, es schien, als ob die Italiener seitdem im Schlummer gelegen hätten, als ob sie nur Somnambülen wären. Oehlenschläger war so wenig daran gewöhnt, in Italien neue Gegenstände zu sehen, daß es ordentlich sein Auge erquickte, als er zum ersten Male in der Schweiz wieder ein hübsches, neues, weiß angestrichenes Stacket erblickte. Das römische Volk gefiel ihm, zum wenigsten in den untern Klassen; „viele kalte Ultramontanen sind bedeutend falscher", sagt er. Mit Thorwaldsen, dessen Freundschaft er rasch gewann, wohnte er in Rom bei den Brüdern Riepenhausen und verkehrte sonst noch viel mit deutschen Malern. Wie er nach Florenz kommt, steht an einer Straßenecke ein schlecht gekleideter, kleiner Mann mit angeschwellten Taschen und streckt den Kopf mit der spitzen Nase, wie ein Huhn das trinkt, in die Höhe, um ein Plakat zu lesen. „Das ist Arndt!" flüstert Oehlenschläger und schleicht leise davon. Er hat ihn nie wieder gesehen; das Original hat noch mehrere Jahre seine Wanderungen von Nord nach Süd, von Süd nach Nord, fortgesetzt, dann hat man ihn einmal in einem Graben gefunden, vom Schlage getroffen, todt, die Taschen voll von unbrauchbaren Manuskripten. In Italien war Correggio fertig geworden, der alte Voß war der erste, dem der nach Deutschland zurückgekehrte Dichter sein Werk vorlas, und das Urtheil des Veteranen war ein durchaus wohlgefälliges. „Ich wollte wünschen, daß Lessing heute Abend hier gewesen wäre", sagte er. Bei Göthe, auf dessen Wiedersehen Oehlenschläger sich sehr gefreut hatte, war die Aufnahme eine kalte und förmliche, so daß der Dichter sich bei Riemer beklagte. „Du hast wohl recht", antwortete dieser, „aber wir andern sind so daran gewöhnt, uns alles von ihm gefallen zu lassen, daß es uns nie einfällt, darüber böse zu werden oder zu zürnen." Oehlenschläger schreibt diese Kälte einem Motiv zu, das in den spätern Jahren allerdings eine Rolle gespielt haben mag, indem er sagt: „Auch war er (Goethe) eifersüchtig auf alles, was sich ihm zu nähern wagte. Er wollte wohl protegiren und das Unbedeutende unterstützen, hatte z. B. große Aufmerksamkeiten für jede dramatische Kleinigkeit in Italien, aber den Norden, Dänemark, Skandinavien ignorirte er als Neben-

buhler des deutschen Ruhms, als Theilnehmer an germanischen Vorzügen, und er bewahrte über uns stets eine arge Unwissenheit, welche sich unter Anderm darin zeigte, daß er, als er später von mir sprach, sagte: „Wenn diese Nordländer ihre Bären auf den Hinterbeinen tanzen lassen können, glauben sie, was Rechtes zu sein.“

Bei seiner Rückkehr nach Kopenhagen fand Oehlenschläger das Haus seines Schwiegervaters durch die englische Beschießung in Asche gelegt, diesen selbst aber bei bestem Humor. Der alte gute König, der nur auf das Nützliche achtete, empfing ihn mit der demüthigen Anrede: „So, so, Sie sind Oehlenschlägers Sohn?“ fügte aber doch ein Lob auf Axel und Walborg hinzu. Durch des Grafen Schimmelmann Einfluß wurde er als Professor der Aesthetik angestellt, ohne daß er darum nachsuchte. Als er dem König dankte, fügte er hinzu; „Ich muß die Gnade Ew. Majestät als einen Dichterlohn betrachten, aber dann muß ich auch glauben, Sie wollen, daß ich Dichter bleiben solle. Die Dichter gehören zu den Vögeln, welche in einem Bauer schlecht singen; ich glaube wohl, daß ich im Winter Professor sein könne, wenn ich im Sommer Poet sein darf, das heißt, wenn ich von den Sommervorlesungen entbunden werde.“ Der König fand dies billig, und Oehlenschläger hielt zweiundzwanzig Jahr lang keine Sommervorlesung. Correggio fing jetzt an auf den deutschen Bühnen die Runde zu machen und wurde lange Zeit mit außerordentlichem Beifall gegeben, aber lobende Stimmen hörte sein Verfasser wenig, denn Goethe hatte sich gegen ihn ausgesprochen und die romantische Schule war lau geworden. In Dänemark war ihm ein gewisser historischer Eifer entgegen, der die Poesie mit dem Untergange bedrohte. Durch Dichterwerke angeregt, hatte man gelernt, die alten Heldensagen zu schätzen, und sich gründlich auf dieses Studium gelegt, aber nun fand man, daß die Dichter die Geschichte allzu oberflächlich behandelt hätten, und meinte viel weiter in der Kunst zu kommen, wenn man sich nur an das Strenghistorische halte. Die Dichter sollten treue Bilder des Alterthums zeichnen, durchaus ihre eigene Natur, die eigene Zeit, ihre Denkungsart verleugnen und sich in eine barbarische Zeit versetzen, erst dann erhielten ihre Werke tiefere Bedeutung, Wahrheit und Schönheit. Diese historische Schule tadelte Oehlenschläger, und ihr schloß sich eine neue Abzweigung mit streng orthodoxer Tendenz an, deren Wortführer der bekannte Grundvig war. Eine neue Tragödie Stärkedder wurde von dem Publikum noch mit Beifall aufgenommen, bei den nächsten Stücken „Der Kanarienvogel“ und „Ehrlich währt am längsten“, hieß es, diese verunglückten Bagatellen zeigten deutlich, daß Oehlenschläger nicht mehr der sei, der er gewesen. Mehr Wirkung machte die Tragödie Hugo von Rheinberg, in der der Dichter, wie er selbst gesteht, durch die vorhergegangenen schlechten Erfolge gewarnt, es auf Effekt abgesehen hatte. Die „Räuberburg“, „Ludlams Höhle“, „Hagbart und Signe“, „der Fischer“, „Helge“ fallen in die nächste Zeit, begleitet von Angriffen Baggesen's, wobei sich eine literarische Fehde entspann, die den ältern Dichter in Nachtheil brachte. Inzwischen war die große politische Katastrophe eingetreten, durch die der dänische Staat aufs empfindlichste berührt wurde, aber wir finden in den Aufzeichnungen des Dichters nichts, was darauf hindeutet, daß die unheilbare Schwächung seines Vaterlandes ihm sonderlichen Kummer bereitet hätte. Ausführlich erfahren wir in den Lebenserinnerungen, was sich bei dem Krönungsfeste des neuen Königs begab. Die Gelehrten und Dichter hatten besondere Rücksichten erwartet, täuschten sich hierin aber so gänzlich, daß mehrere der namhaftesten sich von dem Festessen ausschlossen und für sich in einem benachbarten Bauernhause tafelten. Oehlenschläger wurde für die gelieferten Krönungsgedichte mit dem Ritterkreuz des Dannebrogs begnadigt. Ein vortheilhaftes Anerbieten, einen jungen Mann ins Ausland zu begleiten, entführte ihn im nächsten Winter dem Vaterlande, obwohl er sich von Frau und Kindern schwer trennte. Bei einer strengen Kälte wurde aufgebrochen, aber wie hatte sich auch der Dichter gegen das Wetter geschützt! „Ein paar dicke

mit Leder besetzte Reithosen gingen hoch bis auf die Brust hinauf. Dann ein paar Seehundsstiefeln, die bis über die Knie reichten. Ueber dem Rock, dem Ueberzieher und dem Mantel einen großen dicken Bärenpelz. Auf dem Kopfe eine Mütze von Bärenfell, die unter dem Kinn zugeknöpft werden konnte und den Nacken bedeckte." Wie im Fluge wurde Deutschland durchreist, und erst auf der Rückkehr länger verweilt. Uhland, den er vor zehn Jahren als halbes Kind gesehen hatte, war jetzt berühmt und anerkannt, damals freilich nur im Süden (1817). Oehlenschläger schrieb über ihn in sein Tagebuch: „Man macht viel aus ihm und er verdient es auch gewiß, aber wie bei Rückert zu viel Blühendes ist, so findet sich bei Uhland etwas Steriles; er ist männlich, ehrlich, zuweilen tieffühlend, aber oft trocken und gleich dem Ton seiner Gedichte zu sehr Goethe." In Wien sah er seinen Axel und Valborg, aber mit den Verstümmelungen, welche die österreichische Theatercensur liebte. Statt einer Kirche wurde eine Vorhalle als Dekoration aufgestellt, der Erzbischof verwandelte sich in einen Kanzler, der Klosterbruder in einen Kirchenvoigt. In Berlin gerieth er mitten in die Romantiker hinein, von denen er sich früher getrennt hatte, Achim von Arnim und Bettina, Brentano, Fouqué, Hofmann waren seine tägliche Gesellschaft. Daß der Verfasser der Elixire des Teufels in seinem Gefallen am Grausen auch kindisch sein konnte, erfahren wir hier. Mitten in einer Gespenstergeschichte, die Jemand sehr gut erzählte, ließ Hofmann eine Puppe, einen Teufel mit großen Hörnern und langer rother Zunge, über Oehlenschlägers Schulter blicken. Von solchen Puppen hatte er einen ganzen Schrank voll. Bettina's Wohlwollen erwarb sich Oehlenschläger durch eine beißende Antwort. Er hatte die Damen von Kopenhagen sehr gelobt, namentlich wegen ihrer Artigkeit und Höflichkeit. „Aber", sagte sie, „wenn sie alle so höflich und artig sind, wer sagt ihnen dann das Nothwendige derb und grob?" „O", antwortete er, „wenn ich das der Veränderung halber einmal von Damen hören will, so reise ich ins Ausland."

Oehlenschläger hatte sich durch einen freiwilligen Ostracismus verbannt, um den Haß seiner Feinde zu dämpfen, fand aber bald, daß er zu früh zurückgekehrt sei. Weil Baggesen mit einem neuen Stücke kurz zuvor ausgepfiffen worden war, bereitete man ihm dasselbe Schicksal. „Die Blutbrüder", „der kleine Hirtenknabe", „Robinson in England" wurden kalt aufgenommen. Die „Götter des Nordens", die 1819 entstanden, hält der Dichter für eines seiner Hauptwerke. Er wandte wie in Helge verschiedene Versarten zu diesen zwar zusammenhängenden, aber im Charakter und Wesen sehr abweichenden Fabeln an. Ein Singspiel „Tordenskiold" wurde vom Theater angenommen, aber nie zur Aufführung gebracht. Es trat darin der König Friedrich IV. auf, und die Hofetikette gestattete nicht, daß Könige, die nach der Einführung der absoluten Monarchie gelebt hatten, dargestellt würden. Christian IV. durfte über die Bretter schreiten, aber Friederich IV. nicht. Und Oehlenschläger wollte diesen Monarchen sogar singen lassen! Das ist wie bei uns, daß aber der Dichter zur Entschädigung, weil sein Stück nicht aufgeführt wurde, 400 Thaler ausgezahlt erhielt, daß ist nicht so bei uns. „Erik und Abel", 1821 auf die Bühne gebracht, hatte Glück, da der Dichter hier dem alten Thema: feindlichen Haß zwischen Brüdern, eine neue Seite abzugewinnen verstand. Bei einer neuen Aufführung des Correggio auf einem Privattheater, wobei der Dichter selbst mitspielte, wäre er um ein Haar ums Leben gekommen, indem er nach dem Schlusse des dritten Aktes beim Hinausgehen durch eine Fallthür stürzte. Zwölf Jahre früher war er in Italien zwischen dem vierten und fünften Akte desselben Stücks, das er damals schrieb, bei der Kaskade in Tivoli ins Wasser gestürzt. Mynster, dem er diese beiden Unglücksfälle erzählte, sagte: „Nun ja, das nächste Mal kommt es zwischen den zweiten und dritten Akt." Längere Zeit hatte er nichts gleich in deutscher Srache geschrieben, jetzt kam ihn die Lust an, das deutsche Publikum mit dem großen Holberg bekannt zu machen. Die Uebersetzung ist in Leipzig bei Brockhaus herausgekommen. Ebenfalls gleich in deutscher Sprache wurden

„die Inseln im Südmeer" geschrieben, ein Cyklus von Erzählungen, die in einem innern poetischen Zusammenhange stehen nnd einen Vereinigungspunkt von gemeinsamem Interesse haben. Oehlenschläger übersetzte sein Werk selbst ins Dänische und gab es auf Subskription heraus, allein es fanden sich wenig Subskribenten, das Buch kostete zu viel, und die dänischen Literaturfreunde meinten, es sei für sie auf einmal zu viel zu lesen. Walter Scott wollte die Inseln im Südmeer ins Englische übersetzen lassen, das mußte unterbleiben, weil sich kein Verleger fand, der Buchhändler Cadel erklärte, noch habe kein deutsches Werk die Kosten des Uebersetzens eingebracht. Nach den Inseln im Südmeer sammelte Oehlenschläger seine dänischen Gedichte, die eine stattliche Sammlung von drei Bänden ausmachten, und schrieb dann einige Singspiele. Er wollte sich damit eine leichtere Arbeit gönnen und meinte, daß seine Freunde ihm dieses Spiel gestatten würden. „Aber diese Freiheit versagte man mir", klagt er. „Ich durfte nicht komisch und lustig sein. Ich sei nicht komisch, sagten meine Tadler. Aber sie sagten es zu derselben Zeit, als sie behaupteten, daß ich auch nicht recht lyrisch, oder episch, oder tragisch, oder überhaupt echt dramatisch sei, daß alle meine Werke, bis auf die Romanzen, mehr oder weniger mißglückte Versuche seien, denen es an Charakter, Komposition, Gedankenreichthum und Witz fehle. Aber — mirabile dictu — doch sei ich ein großes Genie und ein wahrer Dichter! Also nur die Phatasie und das Gefühl sollten zuweilen unbewußt und wie im Traume über mich kommen und mich den Parnaß, wie einen Nachtwandler das Dach, im Mondenscheine ersteigen machen. Uebrigens war es merkwürdig, daß größtentheils Poeten, oder Leute, die selbst Verse machten, mich so streng tadelten." Womit er nach seinem eigenen Geständniß gänzlich durchfiel, war „die Flucht aus dem Kloster", einer der vielen mißlungenen Versuche, der reizenden Musik von Mozarts Cosi fan tutte einen passenden Text unterzuschieben. Auch die Drillingsbrüder von Damask ließen das Publikum kalt. Die nächsten Arbeiten waren „die Wäringer in Konstantinopel", „Karl der Große" und „die Longobarden", letzteres einaktig, endlich „Hrolf Krake", ein episches, an die Tragödie streifendes Gedicht, eine Wiedererweckung des alten Heldenlebens in epischer Vollständigkeit, wobei das Charakteristische, das innere Menschliche die Hauptsache ist. Mit diesem Gedicht gewann Oehlenschläger einen Preis von 400 Thalern, den die Gesellschaft der schönen Wissenschaften ausgesetzt hatte. In dem Jahre, in dem dieses Gedicht erschien, starb Baggesen, mit dem Oehlenschläger erst durch den Tod versöhnt wurde, im folgenden Jahre (1827) verlor er seinen eigenen Vater. Dieser Greis zeichnete sich noch in seinem 79. Jahre durch Kraft und Munterkeit aus. Seine blauen Augen strahlten, seine rothen Wangen glühten wie bei einem Jüngling, er hieß in der Familie nur der Alte vom Berge. 1828 erschien die deutsche Gesammtausgabe von Oehlenschlägers Werken bei Max in Breslau, nachdem er bereits die Hoffnung aufgegeben hatte, in Deutschland noch ferner als Schriftsteller aufzutreten. Cotta hatte nie etwas gethan, seinen Werken Absatz zu verschaffen; er druckte sie auf Löschpapier und ließ sie auf dem Boden liegen, um sie dann in seinen eigenen Blättern herunterzureißen. Das Manuskript zum Palnatoke war ihm abhanden gekommen und er fand es erst nach Jahren wieder, Correggio blieb mehrere Jahre im Pult liegen, fern von der Druckerschwärze. Das Erscheinen einer Gesammtausgabe bewies dem Dichter, daß er in Deutschland keineswegs vergessen sei, und unmittelbar darauf, auf einer Reise, hatte er das Vergnügen, die Huldigungen der Schweden zu empfangen. Karl Johann ließ ihn sich vorstellen, die Studentenschaft von Lund dankte ihm für den Genuß, den er den Schweden durch seine Schriften bereitet habe. Zu den interessanten Schweden, die uns Oehlenschläger in seinen Denkwürdigkeiten vorführt, gehört auch ein Name schwarzen Andenkens: der Graf Frederik Classon Horn, der als Theilnehmer an dem Königsmorde Gustavs III. nach Dänemark floh, wo er unter dem Namen Classon mehrere Jahre ein armes kummervolles Leben führte. Er war gebeugt, seine Reue über

das Verbrechen wollte er nie recht eingestehen, und wenn man von Gustav III. sprach, sagte er: „Das war, hol' mich der Teufel, ein sakermentischer Ränkemacher." Als er einst hingerichtete Verbrecher sah, stand er lange still da und betrachtete die leblosen Köpfe, darauf sagte er leise, indem er fortging und den Zeigefinger in den Mund steckte; „Ich bin, hol' mich der Teufel, auch nicht weit davon gewesen." Mit dem Bischof Mynter wurde Oehlenschläger in seinen spätern Jahren bekannt und war oft Zeuge jener Zerstreutheit, mit der der berühmte Gelehrte Stoff zu tausend Anekdoten geliefert hat. Eines Tages wurde Oehlenschläger, der mit ihm ein Haus bewohnte, eilig heraufgeholt, um Rath zu geben, wie eine der Töchter Mynters von einer Fischgräte befreit werden könnte, die ihr im Halse stecken geblieben war und gefährliche Zufälle veranlaßte. Mynter hatte den Umfall schon wieder rein vergessen und trat dem Freunde mit einer Korrektur entgegen. „Oehlenschläger," sagte er in einem Tone, der bewies, wie tief er in seiner Arbeit stecke, „muß hier ein Komma stehen oder nicht?" „Euer Hochehrwürden," antwortete der Dichter ernst, „wir wollen uns doch erst nach dem Komma umsehen, das im Halse ihrer Tochter steckt." „O, das wird sich geben," sagte der Bischof, und es gab sich wirklich.

Von politischen Beziehungen des Dichters hören wir nach 1830. Prinz Christian zog den Dichter nun an sich heran, und Oehlenschläger brachte mehrmals einige Tage in dem Odensee'r Schlösse zu. Einmal begleitete er den Prinzen auch zu einem Besuche nach Alsen bei dem Herzoge von Augustenburg. Die Parallele, die Oehlenschläger zwischen den beiden Prinzen zieht, fällt für den Augustenburger unvortheilhaft aus, doch dürfen wir nicht vergessen, daß hier der Däne spricht. „Ich war der Gast des Herzogs von Augustenburg", sagt er; „obgleich er etwas Kaltes und Stolzes hatte, das die Herzen nicht gewann, so war er doch sehr artig und zuvorkommend. Schön war er auch und von der Natur reich begabt. Obgleich man stets merkte, daß er sich als eine fürstliche Person fühlte, war doch etwas Burschikoses in seinem Wesen. Er war durchaus der Gegensatz des Prinzen Christian. Dieser hatte, ohne Stolz zu zeigen, einen Takt, durch den der richtige Ton zwischen ihm und seiner Umgebung stets auf eine natürliche Weise aufrecht erhalten wurde. Prinz Christian war ein fleißiger Beobachter alles dessen, was geschah, er hörte gern Andere sprechen, das Geistreiche interessirte, das Schöne rührte ihn, heiterer Humor konnte ihn herzlich lachen machen. Der Herzog hatte diese Aufmerksamkeit für Andere nicht, er war stets eifrig mit seinen eigenen Ideen beschäftigt, und seine Konversation bestand eigentlich darin, daß er diese mit einem festen Glauben an ihre Richtigkeit mittheilte. Prinz Christian konnte den Tabak nicht ausstehen, der Herzog hatte eine Tabagie à la Friedrich Wilhelm I., wo er seine Vorlesungen hielt." Der Beifall, den Oehlenschläger in hohen und höchsten Kreisen fand, konnte ihn nicht dafür entschädigen, daß die Theilnahme des Publikums mehr und mehr von ihm sich zurückzog. Dieses Schicksal alternder Dichter sollte ihm nicht erspart werden, den Grund suchte er, nach Art des Alters, nicht in sich, sondern in der Geschmacksrichtung des Publikums, die eine fehlerhafte geworden sei. Max, der Verleger der Gesammtausgabe, schickte ihm seine neuesten Produktionen, als seiner nicht würdig, zurück, Campe in Hamburg verlegte sie endlich und machte schlechte Geschäfte damit. In Dänemark, wo Oehlenschläger als eigener Verleger seiner Werke auftrat, erging es ihm noch schlechter. Die Einnahmen vom Theater fielen weg, da die Stücke nur ein paarmal gegeben wurden, die gedruckten Werke fanden wenig Käufer, und so gerieth Oehlenschläger in Schulden, die ihm um so drückender waren, da er keine Möglichkeit sah, sie zu bezahlen. Um nun einiges Geld zu bekommen, übersetzte er durch einander all' die Stücke für das Theater, die der Direktor Collin ihm verschaffte. Es tröstete ihn, daß einige davon doch von Bedeutung waren; so legte er dem Text in den Partituren zur italienischen Norma, dem deutschen Freischütz und dem Oberon dänische Worte unter. Eine

Bearbeitung seines Aladdin für das Theater von Bournonville verschaffte ihm durch reichliche Einnahmen ein Glück, das er lange hatte entbehren müssen, das Glück, mit seiner Familie einen ganzen Sommer auf dem Lande zubringen zu können. Und der Mann, der sich so dürftig behelfen mußte, war nicht blos ein bedeutender Dichter, sondern auch, was in manchen Augen viel mehr sagen will, dänischer Etatsrath, Kommandeur des Dannebrogs und Großkreuz des schwedischen Nordsternordens! Der Verkauf des Verlagsrechts seiner Werke auf zehn Jahre verschaffte ihm die Mittel, noch einmal Deutschland und Frankreich zu besuchen. Es war im Jahr 1844, der Dichter war alt geworden, um so wohler thaten ihm die Huldigungen, die ihm von allen Seiten dargebracht wurden. In Potsdam las er dem König eine neuere Produktion „Dina" vor. Es war eine große Gesellschaft geladen, als Oehlenschläger ging, rief der König ganz laut: „Baron Humboldt! Sorgen Sie als Ordenskanzler dafür, daß der Orden pour le merite, den Thorwaldsen getragen hat, Oehlenschläger gegeben werde. Es wird mich freuen, wenn er gerade diesen trägt." Zuvorkommend war der Empfang des Dichters in Baden bei Wien bei dem Erzherzog Karl, in Wien bei dem Fürsten Metternich, bei dem Grafen Dietrichstein, die Literaten und Künstler der Kaiserstadt gaben ein Fest, wobei Gedichte vorgetragen und Kränze dargebracht wurden. Aehnliche Huldigungen wurden ihm in Paris bereitet. Der König unterhielt sich mehrmals mit ihm und erzählte von seinem Aufenthalte in Dänemark, in der Revolutionszeit, namentlich davon, wie als er einst keinen Paß vorzeigen konnte, der Beamte ihm gesagt habe: „Sie sind gewiß ein junger Mensch, der dumme Streiche gemacht hat." Durch diesen Empfang ganz zutraulich gemacht, wollte Oehlenschläger am nächsten Neujahrstage auch seine Glückwünsche im Schlosse darbringen. Aber im Vorzimmer wurde er angehalten, weil er keine Uniform trug, und es half nichts, daß ein Begleiter ihn als den Corneille de Danemarc vorstellte. Die Lakaien hatten keinen Befehl, den dänischen Corneille einzulassen.

Der Sonnenschein, der auf dieser Reise in das Leben des Geistes fiel, begleitete ihn auf der kurzen Spanne seines übrigen Lebensweges. Als hätten die Dänen der Anerkennung des Auslandes bedurft, um ihren Dichter wieder schätzen zu lernen, schenkten sie ihm jetzt mehr Aufmerksamkeit als früher. Ein Beifall, wie den besten Stücken seiner Jugendzeit wurde Amleth zu Theil, einer Tragödie, die mit jener des großen Britten nicht viel mehr als den Namen gemein hat. Eine letzte Freude wurde ihm zu Theil durch die Feier seines 70. Geburtstags, die man in Kopenhagen mit großer Festlichkeit beging. Selbst Gegner und Feinde fanden sich dabei ein, denn nicht blos der Tod, auch das Alter ist ein mächtiger Versöhner. Er kränkelte damals schon, bald darauf stellte sich eine Gelbsucht ein, und das Leberleiden, worauf diese deutete, machte seinen Tagen am 20. Januar 1850 ein Ende. — Das Urtheil über seine Werke steht seit so langem fest, daß wir nichts Neues zu sagen wüßten. Zwei Werke haben in Deutschland Oehlenschlägers Ruhm begründet: Aladdin und Correggio. Aladdin, das bekannte Mährchen aus Tausend und einer Nacht, ist reich an komischen Menschen und Szenen, an zarten romantischen Dichtungen, verschwimmt indessen zuweilen in Weitschweifigkeit. Correggio ist der Vater jener zahlreichen Künstlerdramen, deren Zeit in Deutschland noch immer nicht vorüber zu sein scheint. Schlecht, weil genreartig, ist der Schluß, der den Dichter an Geld (einen Sack mit Kupfermünze) sterben läßt. Daß die altnordischen Dichtungen Oehlenschlägers nicht gefallen haben, ist begreiflich, denn wie konnte ein Gericht schmecken, wobei, um mit den eigenen Worten des Dichters zu reden, die rohe Wallnuß des Heidenthums in den Zucker der Humanität eingemacht und dazu die Kochkunst der Poesie benutzt wurde! Tegner's Frithiof hat gefallen, weil er lyrisch sentimental war, die epische Kraft Oehlenschlägers erschien des Gegenstandes wegen rauh.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. G. Gato in Meißen.

Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf), unter den Volksschriftstellern der Gegenwart einer der vorzüglichsten, und zugleich derjenige, dem es am wenigsten auf künstlerische Vollendung, am meisten auf ein praktisches kräftiges Einwirken auf die Volksmoral ankommt, ist am 4. Oktober 1797 zu Murten geboren. Seine Kindheit verfloß fern von der Stadt, unter ländlichen Szenen, im Anblick der großartigen Schauspiele, welche die Alpennatur darbietet. Im Alter von sechszehn Jahren kam er nach Bern, um sich dort zu den theologischen Studien vorzubereiten, die er dann in Göttingen machte. Mit der deutschen schönen Literatur innig vertraut geworden, mit den Schätzen der deutschen Wissenschaft bereichert, kehrte er 1820 nach seinem Vaterlande zurück, wo er zwölf Jahre lang die mühseligen, nur in geistiger Beziehung lohnenden Funktionen eines Pfarrvikars zu besorgen hatte. 1832 endlich wurde er zum Pfarrer in Lützelflue ernannt. Sein Leben und seine Wirksamkeit hatten ihn bereits mit dem Sinne des Volks bekannt gemacht, darum konnte er sich mit großem Erfolge der Fortbildung der Erwachsenen widmen, worin der Landpfarrer so unendlich viel zu leisten vermag. Die damaligen politischen Verhältnisse der Schweiz waren für sein Streben und für die Richtung, in der er thätig sein wollte, im ganzen günstig. Das Jahr 1830 hatte die Liberalen ans Ruder gebracht, der Eifer für fruchtbringende Reformen war erwacht, der besonnene, vielleicht etwas langsame Gang, den die Verbesserungen nahmen, versprach den neuen Werken Dauer. Bald trennte sich aber die liberale Partei, wie dies nach jedem Siege einer Partei zu geschehen pflegt, und einmal geöffnet spaltete sich die Kluft mit jedem Jahre weiter, wie das auch so gebräuchlich ist. Die radikale Partei, durch die deutschen Flüchtlinge verstärkt, ging mit ihren Forderungen über das Nächstliegende weit hinaus, die Liberalen machten Halt, weil sie eine feste Stellung nehmen zu müssen glaubten, wenn sie nicht fortgerissen werden wollten. Im Kanton Bern vollzog sich dieser Scheidungsprozeß wohl am vollständigsten, hier drohte die liberale Partei sogar in eine Bauernaristokratie auszuarten. In dieser Zeit schrieb Bitzius sein erstes Buch, das er, selbst ein Mitglied der liberal-konservativen Partei, gegen die Aristokratie derselben, die Dorfmagnaten und Batzenmänner richtete. An dem Volksleben der Schweiz frißt der Krebs der Heimathlosigkeit, ein Uebel, das man erst seit der neuesten Regeneration des Bundes ernstlich bekämpft. Tausende von Heimathlosen ziehen von einem Kanton zum andern, ewig gehetzt von Justiz und Polizei, ohne Erziehung, ohne Begriff von Recht und Unrecht, Laster und Krankheiten mit sich schleppend, von zweideutigem Erwerb sich nährend, bald in größern bald in kleinern Banden vereinigt, immer ein Schrecken des Landmannes, da sie jeden Schlupfwinkel des Gebirgs, die Gelegenheit jedes Hauses kennen. Gegen diese unsittlichen und gefährlichen Verhältnisse schrieb Bitzius seinen „Bauernspiegel, oder Geschichte des Jeremias Gotthelf." (Burgdorf, 1836.) Jeremias Gotthelf, dessen Geschichte er erzählt, ist ein solcher Heimathloser, ein etwas wüster, aber innerlich gesunder Mensch, den die Liebe seiner Aenneli ganz zur Gesittung führen würde, wenn das herzlose Gesetz, Richter und Pfarrer, die Liebenden nicht trennten, Aenneli in das Grab, Gotthelf in die Verbannung schleuderten. Er ist in die französische Schweizergarde getreten, nach der Julirevolution kehrt er zurück, nicht um sich zu rächen, wie er lange gewollt hat, sondern um als Schullehrer an der Bildung des Volks, an dem Siege der Ideen zu helfen, deren Verkennen ihn so unglücklich gemacht hat. Bitzius schrieb dieses Buch nicht ohne Besorgniß, dßa sein Publikum, die gehäbigen stolzen Bauern des Berner Oberlandes seine eindringlichen Ermahnungen, Christen zu sein, übel aufnehmen würden. Er gesteht dies in der Vorrede zur zweiten Auflage seinen Lesern selbst. „Als dieses Buch gedruckt wurde" sagt er, „hegten meine Freunde große Befürchtungen für

mich. Sie glaubten, daß ihr mir zum mindesten den Kopf einschlagen würdet; aber nein, ich gehe unter Euch umher. Ihr heißt mich willkommen, Ihr seid stets freundlich gegen mich, und Aennelis Schatten umschwebt mich." Bitzius war seinen Landsleuten unter dem Namen Jeremias Gotthelf lieb geworden, darum behielt er diesen Namen für seine ferneren Schriften bei. Die „Bilder und Sagen aus der Schweiz" (sechs Bände, Solothurn 1842—1846) befestigten den Ruf, den der Bauernspiegel gegründet hatte. Den kleinern Theil machen Sagen aus, deren verborgenen Sinn der Verfasser seinen Lesern enträthselt, den größten Platz nehmen Sittenschilderungen ein, die mit Breite, aber mit großer Kenntniß des menschlichen Herzens und der schweizerischen Sitten erzählt werden. In dem nächsten Werke: „Dürsli, der Branntweinsäufer" (Burgdorf, 1846) verstand Bitzius seinem abstoßenden Gegenstande, den er des moralischen Zwecks wegen so derb und nackt als möglich behandeln mußte, einen poetischen Gegensatz zu geben. Die Schweiz hat die Sage von den sieben Bürglenherren, wilden Jägern, die zur Sühne für ihre Thaten und für die Menschen, denen ihre Leidenschaft den Tod brachte, so lange keine Ruhe finden, bis sie in dem Walde von Bürglen, wo sie in jeder Weihnachtsnacht mit Rossen und Hunden jagen müssen, acht verhärtete Sünder bekehrt haben. Der Branntweinsäufer begegnet den Bürglenherren und wird bekehrt; er ist der siebente gebesserte Sünder. Derselbe Fehler, der diesem Buche anheftet, daß die Wirklichkeit zu nackt geschildert wird, gewisse Szenen und Lagen allzu deutlich hervortreten, die Einzelheiten mit übersorgfältiger Ausmalung einen zu großen Raum einnehmen, findet sich wieder in den beiden folgenden Schriften: „Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz" und „Leiden und Freuden eines Schulmeisters." Allgemeiner bekannt war Bitzius durch alle diese Arbeiten noch nicht geworden, sein Ruhm verbreitete sich aber mit den Werken, in denen sein Talent den größten Aufschwung nahm, mit: „Uli der Knecht" und „Uli der Pächter" (Berlin, 1847 und 1849). In Uli hat sich Bitzius den Typus eines Geschlechts gewählt, das ein weit verbreitetes ist, dem vielleicht die Hälfte aller in Abhängigkeit lebenden Arbeiter angehören dürfte, einen Knecht, der nicht gut und nicht bös ist, der arbeitet, weil er nicht anders kann, keine Lust an seiner Existenz, keinen ihn der Zukunft zutreibenden Ehrgeiz empfindet, von Tag zu Tag schlaff hinlebt in der Ueberzeugung, daß er immer für einen andern arbeiten wird, und sein Geld in sinnlichen Genüssen vergeudet, weil er es doch zu nichts ordentlichem bringen kann. Diesen Knecht bessert sein Herr, indem er ihm die Nothwendigkeit und den wohlthätigen Einfluß harter Arbeit darstellt, und ihm zeigt, daß Arbeitsamkeit, Nüchternheit und Sparsamkeit ihn eines Tags unabhängig machen werden. Uli der Pächter schildert die mannigfachen Gefahren, denen ein junger Anfänger ausgesetzt ist, die Fehler, die selbst das Streben nach dem Bessern ihn begehen läßt, die Klippen, die überall auf dem Wege dessen ausgestreuet sind, den die blinde Masse als einen Glücklichen beneidet. Diese Fortsetzung hat nicht das gewöhnliche Schicksal gehabt, schwächer zu sein als der Anfang, Uli der Pächter ist vielmehr eine ebenso meisterhafte Darstellung als Uli der Knecht, obgleich das letztere das volksbeliebteste der beiden Bücher geblieben ist. Es ist von einem Ende der deutschen Schweiz bis zum andern verbreitet, man findet es in jedem Bauernhause. Nicht minder einfach und kräftig als die genannten Bücher ist „Hans Joggeli" (Berlin, 1848). In den „Erzählungen aus dem Volksleben der Schweiz" hat Bitzius die Fülle von Beobachtungen, die ihm zu Gebot steht, gesondert und in einen kleinern Rahmen gefaßt. Es sind Charakterbilder, Skizzen, oft nur unterhaltende Anekdoten, frisch auf das Papier geworfen, die bekannten Figuren aus dem Bernerbiet, Bauern und Bäuerinnen, Knechte und Mägde, Tabuletkrämer, Schulmeister, Wirthe u. s. w., dazwischen aber auch Träume und Visionen in Jean Pauls Manier, in der der Verfasser Uli's minder glücklich ist. In den letzten Produktionen Jeremias Gotthelfs schlägt die satyrische Richtung vor. „Die Käserei auf der Vehfreude" ist eine jener seit 1848

häufig gewordenen boshaften Darstellungen, worin der Kommunismus seine Grundsätze zur Wirklichkeit werden lassend geschildert wird. Die guten Käsemacher der Vehfreude haben sich von der neuen Doktrin verleiten lassen, gemeinschaftlich zu arbeiten, eine Industriekaserne zu errichten. Es versteht sich, daß lauter Tollheiten zum Vorschein kommen, und daß die Brüderlichkeit zu einem Kriege Aller gegen Alle wird. Auch das letzte Werk Gotthelfs: „Doktor Dorbach der Wühler und die Bürglenherren in der heiligen Weihnachtsnacht 1847" (Leipzig, 1850) ist ein karrikirendes Zeitbild. Doktor Dorbach ist ein deutscher Literat und demagogischer Wanderprediger, der den Kanton Solothurn Straße auf Straße ab durchwandert, um Proselyten zu machen und fette Bissen zu erhaschen. Auch ihm erscheinen die Bürglenherren, denen Dürsli der Branntweinsäufer sein Heil zu verdanken, und geben sich mit seiner Bekehrung die unsäglichste Mühe, weil sie dann die Zahl gebesserter Sünder voll haben und schlafen gehen können. Aber es gelingt ihnen nicht, denn, sagt Bitzius, wie könnte man einen Literaten bekehren, der außerdem noch Wühler ist? In diesem Urtheil hat ihn seine Menschenkenntniß total verlassen; viele Beispiele neuester Zeit beweisen, daß zur Bekehrung wühlerischer Literaten materielle Mittel ausreichen.

Jeremias Gotthelf ist nicht Volksdichter in dem Sinne wie Berthold Auerbach und Joseph Rank es sind, er ist Tendenzschriftsteller, aber ein ausgezeichneter. Jeder seiner Erzählungen liegt eine sittliche Lehre zum Grunde, die er verkörpert und so zu Fleisch und Blut werden läßt, daß die Absicht nicht hervortreten und verstimmen kann. Nicht blos die Sprache, auch die Denkart und die Gefühlsweise des Volks giebt er in der glücklichsten Reproduktion wieder, seine Mittel sind so einfache, daß man seine Darstellung nicht unglücklich eine homerische genannt hat. Gewisse Längen in den Gesprächen sind kein eigentlicher Fehler, der Bauer liebt sich mit Weitschweifigkeit und so verständlich als möglich auszudrücken, diesen Zug durfte Jeremias Gotthelf nicht weglassen. Aber in seinen größern Erzählungen herrscht eine gewisse Monotonie, und die Entwicklung ist durchgängig dieselbe. Es herrscht Eintracht in der Familie, dann entstehen Störungen, zuletzt, nachdem die Fehler erkannt worden sind, kehrt die anfängliche Harmonie zurück — das ist der gewöhnliche Gang in seinen Volksromanen. Störend sind die hyperromantischen Charaktere und Figuren, zu denen er hin und wieder greift. Die gespenstischen Bürglenherren lassen wir uns gefallen, da sie dem volksthümlichen Ideenkreise angehören, was wir tadeln, sind jene die Rolle des deus ex machina spielenden räthselhaften Menschen, wie z. B. der alte Hagelgans in Uli dem Pächter, die sich in einem dunkeln Hintergrunde halten, bis an den Hals zugeknöpft, und in der Katastrophe plötzlich die Maske fallen lassen, um sich als Menschenretter zu legitimiren. Leider dokumentiren die letzten Arbeiten Jeremias Gotthelfs eine Verirrung. Hatte er schon bei seinen frühern Arbeiten den Nebengedanken, den Krebs demagogischer Glücklichmachungstheorien von dem gesunden Kern des Volks fern zu halten, so ist daran nichts zu tadeln. Im Gegentheil gewinnen wir, und zwar alle sittlichen Parteien ohne Ausnahme, um so mehr, je gründlicher der unselige Wahn zerstört wird, daß eine Verwirklichung politischer Pläne zur Begründung des Menschenwohles ausreiche, je allgemeiner die Wahrheit anerkannt wird, daß ein im Sturm genommenes Glück keinen Werth hat, und nur das Gut wirklich unser ist, das wir nach langen und harten Kämpfen gewonnen haben. Wir können uns nur freuen, daß Jeremias Gotthelf den falschen Aposteln den Weg versperrt, indem er dem Volk zuruft, den alten Lebensregeln treu zu bleiben, und wir erkennen gern an, daß jede der kernigen Gestalten, die er schafft, ein Kämpfer gegen die Zerstörung ist. Die Wirksamkeit des Romandichters soll und kann aber nur eine indirekte sein, er muß sich damit begnügen, die Lust an der Tugend durch die Freude an den gesunden Menschen, die er darstellt, zu wecken. Von diesem richtigen Pfade entfernt sich Jeremias Gotthelf neuerdings, er schreibt Satire und dichtet Karrikatur. Für den Volks-

schriftsteller ist das nicht der richtige Weg, die Karrikatur erweckt kein reines sittliches Behagen, sie befördert vielmehr ein Gefühl höhnischer Schadenfreude, und ihre Lehre: Sei nicht wie jener, verkehrt sich gar leicht in das pharisäische: Ich danke Dir, Herr, daß ich nicht bin wie jener Sünder. Die „Käserei auf der Vehfreude“ und „Doktor Dorbach der Wühler“ mögen in künstlerischer Hinsicht ein Fortschritt sein, als ein dem sittlichen Prinzip dienender Volksschriftsteller hat Bitzius mit diesen Büchern einen Rückschritt gethan. Es ist sehr zu befürchten, daß der laute Beifall, den politische Parteien ihm gerufen, ihn auf diesem Irrwege festhalten wird, wir hören wenigstens, daß den Vorwurf seines nächsten Romans der allerneueste Kampf zwischen dem Liberalismus und Radikalismus in dem Kanton Bern bilden wird, so daß wir statt der Idylle und des ländlichen Epos ein als Roman szenirtes politisches Pamphlet erhalten werden, lebendiger Menschen Marionetten, die der Parteihaß an Faden tanzen läßt, statt eines Werks voll ewiger Wahrheit und von langer Wirkung, eine Tagesschrift mit Parteiparolen und ephemerem Erfolg.

Die Londoner Industrie-Ausstellung. I. Nachdem alle größern Staaten kürzere oder längere Zeit Ausstellungen für die einheimische Industrie gehabt haben, war eine Ausstellung für alle Nationen ein natürlicher Gedanke, ein Fortschritt, zu dem der Gang der industriellen Entwicklung gleichsam von selbst hindrängte, eine höhere Stufe, auf die sich die Gewerbthätigkeit der einzelnen Staaten seit Jahren hatte vorbereiten können. In materieller wie in geistiger Beziehung versprach eine solche Ausdehnung des längst als fruchtbar anerkannten Gedankens beträchtliche Vortheile. Der Aussteller konnte in seinem Fache Beobachtungen und Erfahrungen sammeln, neue Hülfsmittel, neue Absatzwege kennen lernen, die Wissenschaft gewann in Parallelen, die sich ihr ungesucht darboten, den reichsten Stoff für nationalökonomische Studien, in kulturgeschichtlicher Beziehung ließ sich eben so werthvolle Ausbeute erlangen. Alle die verschiedenen Phasen, welche die Geschichte unsers Geschlechts durchlaufen hat, die das Gewimmel der Völker der Jetztzeit in Raum und Zeit neben einander gestellt uns vorführt, würden sich in Erzeugnissen des menschlichen Fleißes studiren lassen, der Naturzustand, die Anfänge des Völkerlebens, die Kultur der despotischen Weltreiche, die Zustände eines gebildeten Volks- und Staatslebens auf den mannigfaltigsten Stufen der Ausbildung, legten sich dem forschenden Blicke in faßlichen Zeugnissen blos. Der Einfluß, den Klima, Bodenbildung und Naturprodukte, Abstammung der Bevölkerung, Sitten und Religion, Verwaltung und Verfassung auf ein Volk üben, mußte hier in zahlreichen Proben seiner Arbeit sich offenbaren. Und wie im Ganzen und Großen, so im Kleinen und Einzelnen; wie ein Stoff durch Handarbeit oder Maschinen sich darstellen läßt, wie die Erfindung und der ausgedehnte Gebrauch eines Werkzeugs wirkt, wie eine anscheinend geringe Verbesserung oft hinreicht, einem Fabrikat die höchste Vollendung zu geben, dies und tausend Anderes ließ sich hier erkennen. Nach einer kaum mehr phantastisch zu nennenden Hoffnung sollte diese Industrieausstellung einen großen Fortschritt der Welt ausdrücken: die Verdrängung des Kriegs durch die Konkurrenz, die Verwirklichung von Cicero's Wort: cedant arma togæ! In diesem Sinne sprach man von einer Brüderschaft der Völker, und der Verein der Friedensfreunde beeilte sich, seinen nächsten Kongreß nach London auszuschreiben, damit der stummen Beweisführung der Ausstellung für die Segnungen des Friedens das lebendige Wort nicht fehle. Dann meldete sich ein zweiter Gedanke, der durch die Ausstellung Propaganda zu machen gedachte: das Prinzip des Freihandels. Wenn die Völker sich nicht scheuten, in der freien Kampfsbahn des Industriepalastes mit einander um die Palme zu ringen, so durften sie auch kein Bedenken ferner tragen, auf dem freien Markte des Verkehrs, ungedeckt durch Zölle und Verbote, den gegenseitigen Wettstreit zu bestehen. Empfahl diese Rücksicht den Plan den Freihandelsmännern, so waren auch die Politiker nicht ohne eine Nebenabsicht. Aehnlich wie die erste aller

Industrieausstellungen zur Verherrlichung der Stellung bestimmt war, welche Frankreich nach dem Frieden von Campo Formio durch die Siege Napoleons sich errungen hatte, so sollte die Industrieausstellung aller Nationen eine Darlegung der ruhigen Machtentwicklung sein, deren England während der kontinentalen Wirren sich erfreut hatte. Diese der Nationaleitelkeit dargebotene Befriedigung diente dann nebenbei, die Gedanken der eigenen Nation von der Unthätigkeit der stabil gewordenen Regierung abzulenken, den kirchlichen Hader, das Nopoperygeschrei mit sammt dem mißtönenden Wiederhall aus Irland vergessen zu machen und die Protektionisten von der Vortrefflichkeit der Freihandelstheorie zu überzeugen. Eröffneten sich endlich englischen Fabrikaten bei dieser Gelegenheit neue Absatzwege im Auslande, befestigte sich die Ueberzeugung, daß englische Arbeit in den meisten Artikeln den Vorzug vor der fremden behaupte, und erwuchsen durch das Zuströmen von tausend Fremden Einnahmen, so waren diese Nebenvortheile durch den großen Zweck gerechtfertigt.

Die Anregung zu dem Plane hat der Prinz Albert gegeben. Als am 15. Juni 1849 in der Gesellschaft der Künste die jährliche Preisvertheilung stattfand, sprach er den Gedanken aus, eine Ausstellung zu veranstalten, wobei die Gewerbthätigkeit aller Völker vertreten sei. Die günstige Aufnahme dieser Idee ermuthigte den Prinzen dergestalt, daß er bereits am 30. Juni desselben Jahres einen Plan vorlegte, der in seinen Grundzügen beibehalten worden ist. Die ersten Berathungen, die von Prinz Albert mit dem Vorstande der eben genannten Gesellschaft und mit dem Handelsminister Labouchere gepflogen wurden, betrafen den Schutz und die Förderung, welche die Regierung dem Unternehmen angedeihen lassen könne. Der Vorstand wollte die Ermächtigung haben, Preise bis zum Betrage von 20,000 Pfund austheilen zu dürfen, da aber das Geld noch gar nicht vorhanden war, so erklärte der Handelsminister, daß die Regierung sich nicht als ein Werkzeug um Unterzeichnungen zu gewinnen gebrauchen lassen könne. Das Nächste mußte nun sein, daß man das erforderliche Kapital erlange, allein die Idee flößte den Kapitalisten so geringes Vertrauen ein, daß sich erst im September zwei Unternehmer, die beiden Munday fanden, welche sich bereit zeigten, ein Gebäude mit einem Kostenaufwande von mindestens 50,000 Pf. St. zu errichten, 20,000 Pf. zu Preisen auszusetzen und einige tausend Pfund für Nebenausgaben in Bereitschaft zu halten. Welche Entschädigung die Unternehmer selbst beanspruchen dürften, sollte der Entscheidung von Sachverständigen überlassen bleiben. Der Vorstand oder Ausschuß vervollständigte sich nun durch Notabilitäten verschiedener Fächer, der Ingenieur Robert Stephenson, Scott Russel, Feller, Cole und Wentworth Dilke traten ein, und am 3. Januar 1850 wurde auch eine Kommission zur Förderung der Industrieausstellung aller Nationen ernannt. Prinz Albert als Vorsitzender, der Herzog von Buccleuch und Queensberry, die Grafen von Rosse, Granville und Ellesmere, die Staatsräthe John Russel, Lord Stanley, Sir Robert Peel, Labouchere und Gladstone, Sir Charles Lyell, Vorsitzender der Londoner geologischen Gesellschaft, William Cubitt, Vorstand des Instituts der Civilingenieurs, Richard Cobden u. a. m. Der Vertrag mit den Munday's wurde gekündigt, man wollte das Unternehmen auf die freiwillige Theilnahme der Nation stützen. An dieser Aenderung wäre der ganze Plan beinahe gescheitert, die erwartete Theilnahme zeigte sich nicht, es kamen Einwürfe, die man nicht erwartet hatte. Die Geistlichkeit opponirte gegen ein Unternehmen, das der Königin des Tags, der Industrie, auf Unkosten der stillen Frömmigkeit huldigte, London und das Land für Monate zu verweltlichen drohte, der Handelsstand und der kleine Fabrikstand der Provinz klagten, daß die fremde Konkurrenz ihre gewöhnlichen Kunden in Beschlag nehmen werde, die Londoner sprachen von übermäßiger Theuerung und Hungersnoth als unausbleiblichen Folgen eines so starken Zuströmens von Fremden. Die beiden verbündeten Parteien der Tories

und Protektionisten sprachen am lautesten gegen das Werk, die letztern machten die Klagen der Produzenten der Provinz zu den ihrigen, die Tories unterstützten die Geistlichkeit und fügten aus eigenem Vermögen das Bedenken hinzu, die Demokratie aller Länder könne sich in London Stelldichein geben und Thron und Altar umstürzen. Alle diese Bedenken, obgleich von der Presse bekämpft, hatten den Erfolg, daß die Unterzeichnungen langsam gingen. Man erreichte nicht einmal die Summe von 70,000 Pfund, bis das Unterhausmitglied Samuel Morson Peto den Anfang damit machte, sich für eine größere Summe (50,000 Pfund) zu verbürgen, worauf andere nachfolgten, so daß die erforderlichen 200,000 Pf. St. gedeckt wurden, die Bankiers mithin kein Bedenken mehr tragen konnten, Geld herzuschießen. Nachdem die Geldverlegenheit beseitigt war, trat die Schwierigkeit, einen angemessenen Bau aufzuführen, in den Vordergrund. Der von einem Ausschusse von Architekten und Ingenieurs ausgearbeitete Plan, ein Ziegelbau mit einer eisernen Kuppel, war unausführbar, wenn man das Jahr 1851 als Eröffnungstermin beibehalten wollte. Da schickte Joseph Paxton, als Gärtner des Herzogs von Devonshire, aber auch als Erbauer der herrlichen Gewächshäuser von Chatsworth bekannt, zu rechter Zeit einen Plan zu einem Palast ein, der nur aus Eisen und Glas bestehen sollte, dessen Plan, weil ein so kolossales, achtzehn Acker bedeckendes Gebäude aus solchem Material bis dahin unerhört war, anfangs Bedenken erregte, endlich aber, namentlich weil Robert Stephenson ihn vertheidigte, über alle Einwürfe triumphirte. Fox und Henderson haben den Bau nach Paxton's Zeichnungen ausgeführt, und ihre Arbeit hat sich als so solid erwiesen, daß jetzt die Rede davon sein kann, das großartige Gebäude für alle Zeiten zu erhalten. In der Zwischenzeit war man auch dafür thätig gewesen, sich der Theilnahme der Industriellen aller Länder zu versichern, zu welchem Behuf sowohl die diplomatischen Agenten Englands, als besondere Bevollmächtigte, für Deutschland Scott Russell, thätig waren. Die Theilnahme erstreckte sich bis auf die fernsten Staaten, nur wenige, Neapel an der Spitze, schlossen sich aus, in der Besorgniß, daß Aussteller und Besucher ein politisches Kontagium zurückbringen möchten. Viele von denen, die am eifrigsten sich betheiligten, haben sich freilich in der Hoffnung eines unfehlbaren Absatzes ihrer Erzeugnisse getäuscht gesehen, und dies konnte nicht anders sein, denn einmal lag der Ausstellung nie die Absicht zu Grunde, in London eine Stätte des allgemeinen Tauschhandels einzurichten, sondern England hatte es immer nur darauf abgesehen, sich und die Welt mit den neuesten, nützlichsten und großartigsten Erzeugnissen der ganzen Menschheit bekannt zu machen, und überdies war während der Ausstellungszeit eine solche Masse von gleichartigen Gegenständen in dem gewaltigen Gebäude aufgehäuft, daß die Leistungen einzelner Aussteller, wenn sie nicht eine außergewöhnliche, außerordentliche Erscheinung in sich trugen, nicht beachtet werden konnten. Nicht mit dem Gedanken augenblickliche materielle Vortheile zu ziehen durfte man nach London gehen, sondern um aus wohlverstandener Rücksicht für kommende Zeiten mit momentanen Opfern dem Rufe der Weltindustrie zu folgen, um durch Vergleichung am Sammelplatze der Produkte und Erzeugnisse der Welt Erfahrungen und Kenntnisse zu sammeln, deren praktischer Werth für alle Nationen zumal in der Neuzeit von gleicher Wichtigkeit ist. In diesem Sinne wurde von vielen deutschen Regierungen die Anordnung getroffen, während der Dauer der Ausstellung auf ihre Kosten Sachverständige und praktisch gebildete Männer nach England abzusenden, die von den ausgestellten Gegenständen Einsicht nehmen und nachher über die gemachten Erfahrungen berichten sollten.

Die zähe Opposition der kirchlichen und politischen Ultras begleitete den Bau Schritt für Schritt; noch in den letzten Wochen sprach Oberst Sibthorp im Hause der Gemeinen den Wunsch aus, „daß ein Donnerwetter lieber das Ausstellungsgebäude vernichten möge, als daß ein Verderbniß der englischen Sitten und Gebräuche durch die zuströmenden Fremden herbeigeführt werde," und die

Bibelgesellschaft beeilte sich, noch einige Dutzend Kirchen und Kapellen für die Fremden herzurichten, auf daß das Aergerniß vermindert werde. Aber auch die politischen Befürchtungen der Regierungen hatten sich noch nicht vermindert. Vom Kontinent trafen außer den Agenten, welche die Interessen der Aussteller wahrnehmen sollten, Polizeibeamte ein, um etwaigen Verschwörungen auf die Spur zu kommen, mit ihnen eine nützlichere Klasse von Wächtern, deren Bestimmung die Auskundschaftung gefährlicher Gauner war, von denen vermuthet werden durfte, daß sie die Gelegenheit der Ausstellung benutzen würden. Selbst die englische Regierung traf geräuschlos ihre Vorkehrungen. Außerdem, daß die treffliche Londoner Polizei um ein Drittel vermehrt wurde, erhielt der Tower, wo der Kronschatz aufbewahrt wird, eine Verstärkung von 400 Mann, nach Windsor, welches durch die Eisenbahn sehr nahe gerückt ist, kam das 17. Lanciersregiment, nach Woolwich an der Themse, zwei Meilen unterhalb London, wo das große Arsenal ist, wurde eine Jägerbrigade verlegt, die Wachen verstärkt, der Besuch des Arsenals beschränkt. Ueberhaupt wurde das Militär in aller Stille so gut gerüstet, wie es im April 1848 bei den Chartistenunruhen es gewesen war. Mit näherem Bezug auf die Ausstellung erfolgte die Ernennung einer gemischten internationalen Jury, welche den Rath des Präsidenten bilden und namentlich über die Vertheilung der Preismedaillen entscheiden sollte. Diese Jury, der sich einzelne Kommissionen von Preisrichtern unterordneten, bestand aus funfzehn Engländern und eben so vielen Ausländern, nämlich vier Franzosen, zwei Deutschen aus dem Zollverein (von Viebahn und von Hermann), zwei Deutschen aus Oesterreich (Graf von Harrach, Ritter von Burg), zwei Belgiern, einem Schweizer, einem Russen, einem Italiener, einem Spanier und einem Nordamerikaner.

Nach sechsmonatlichen Arbeiten, die mit einer bewunderungswürdigen Ordnung vor sich gingen, war der Kristallpalast mit einem Kostenaufwand von 250,000 Pf. St. hergestellt. Dieser Bau bezeugt, was die englische Eisenindustrie vermag, die Fülle von Mitteln, worüber sie verfügt, und die große Wohlfeilheit, wozu hier die Verarbeitung dieses für alle Gewerbe nothwendigsten Materials gebracht ist. Das Gußeisen, ganz façonnirt, kam nicht höher als 33 Thaler die Tonne zu stehen, ein Preis, zu dem man 1825 nicht das gröbste Eisen erhalten haben würde, das einer zweiten Bearbeitung bedarf, ehe es auch nur zu den gemeinsten Zwecken brauchbar ist. Alle Verhältnisse wurden mit ungemeiner Kunst und mathematischer Genauigkeit in Uebereinstimmung gebracht. Als durchgehendes Maß für alle Stücke Guß- und Schmiedeeisen nahm man eine normale Länge von 24 Fuß englisch an. Wo man größere Längen nöthig hatte, fügte man zwei, drei Stücke von 24 Fuß an einander, die Stücken aus Gußeisen wurden alle nach demselben Muster gegossen und mit einander durch einfache Bolzen verbunden, so daß sich das Gebäude Stück für Stück abnehmen läßt. Es besteht aus einem ungeheuren Schiffe, welches von einem quer durchgehenden kürzern Schiffe in zwei gleiche Hälften getheilt wird. Dieses Querschiff (Transept) ist von solcher Höhe, daß es zweihundertjährige Bäume vollkommen unverkürzt einschließt. Eine erhöhte Galerie, zu der man auf zahlreichen und bequemen Treppen gelangt, läuft an der ganzen Länge des Gebäudes hin, Eingangsthüren giebt es drei, Ausgangsthüren dreizehn. Der architektonische Charakter ist ein großartiger: der gewaltige und doch so leichte Bau, die dünnen durchbrochenen Säulen, welche wie kunstvolles Spinngewebe erscheinen, die ungeheure Glasmasse, die gleich den Wellen eines Stroms die Sonnenstrahlen wiederspiegelt, bilden ein bewunderungswürdiges Ganzes. Die Farben, welche man zur äußern Dekoration gewählt hat, Weiß und Blau, stehen mit dem Charakter des Gebäudes in Harmonie, und dieselben Farben herrschen im Innern vor. Ein Nachtheil, der nicht besiegt werden konnte, ist die Undichtheit der Glasdecke, die an gewissen Stellen dem Regen den Durchgang verstattete. Für die Aussteller hatte man das Gebäude getheilt, den Engländern

die eine Hälfte, den Ausländern die andere, jedoch nicht mit gerechter Berücksichtigung der jeder einzelnen Nation gebührend Beachtung, zugetheilt.

In den letzten Tagen mußten mehrere tausend Arbeiter Tag und Nacht thätig sein, damit die Eröffnung der Ausstellung zu dem vorher bestimmten Termin, 1. Mai 1851, stattfinden könne. Nach dem mäßigsten Anschlage waren an diesem Tage eine halbe Million Menschen zugegen, deren viele aus weiten Fernen sich eingestellt hatten, um die Eröffnungsfeier mit anzusehen. Ein dichtes Menschenspalier faßte die Straßen ein von Buckinghampalast bis zum Hydepark, der Glaspalast war mit heitern Fahnen geziert, welche die verschiedenen Nationen der Welt bezeichneten, auf dem Serpentine, dem künstlichen Fluß oder vielmehr See in Hydepark, schwamm eine Miniaturfregatte, mit glänzenden Farben aufgeputzt, und erhöhte den Glanz des Schauspiels. Im Palast angekommen, hörte die Königin den Bericht ihres Gemahls über die beendigten Arbeiten, und es bildete sich dann der königliche Zug zur Durchschreitung des Gebäudes, wobei das in England bei solchen Gelegenheiten übliche mittelalterliche Gepränge beobachtet wurde. Im Gefolge befanden sich auch die fremden Industriekommissarien: Oesterreich Buschek und v. Burg, Baiern Dr. Schafhäutl, Böhm und Haindl, Belgien Taylits und de Brouckeu, Dänemark Westenholz, Frankreich Sallendrouze de Lamornaix, Großherzogthum Hessen Rößler, Griechenland Rallis, Hansestädte Piglheim, Holland Gorthens und Dudek van Hal, Norddeutschland Noback, Portugal Vanzeller und Valdez, Preußen Baron Hebeler, Rom Carlo Tribbi, Rußland Gabriel Kamensky, Sardinien Lencisa, Sachsen Dr. Seyffarth und Dörsting, Spanien Manuel de Ysasi, Ramon de la Sagra und R. de Echevarria, Schweden und Norwegen Tottie, Schweiz Dr. Boley und Eichholzer, Tunis Hamda Elmkaddem und Santillana, Türkei Eduard Zohrab, Toskana Dr. Corridi, Vereinigte Staaten von Nordamerika E. Riddle und N. S. Dodge, Würtemberg Brand, deutscher Zollverein Steinbeis. Bei der Eröffnung hatten 6146 Inländer ausgestellt, von den englischen Kolonien und aus Ostindien waren gegen 2000, vom Auslande gegen 13,000 Artikel eingesandt, von Frankreich 3329, Oesterreich 688, Preußen 1072, Würtemberg 137, Sachsen 144, Baiern 83, Hannover 11, Hamburg 125, Baden 2, Frankfurt 38, Belgien 1050, Holland 226, Dänemark 63, Rußland 251, Italien zusammen etwas über 200, worunter denn doch 3 Stücke aus Neapel und 27 aus Rom, Portugal 109, Spanien 233, Schweden und Norwegen 29, Schweiz 153, Vereinigte Staaten 907, Türkei gegen 4000, Aegypten 49, Persien 1, Tunis 203, Westafrika 9, China 238, Brasilien 1, Peru 4, Mexiko 4, Neugranada 1, Hayti 2, Gesellschaftsinseln 1. Ostindien hatte 446, Ceylon 9, Hongkong 9, St. Helena 4, das Kap der guten Hoffnung 34, Kanada 345, die australischen Kolonien 150 Artikel geschickt. Unter den Erzeugnissen, womit die Presse das Ereigniß feierte, befand sich auch eine Hymn for all Nations von Tupper, mit Uebersetzung in nicht weniger als 30 Sprachen, worunter Hebräisch, Arabisch, Sanskrit, Hindostanisch, Chinesisch, Persisch, Gaelisch u. s. w. Den Besuch hatte man, wie der ungeheure Zudrang erforderte, nach Kräften geregelt, theils durch die Anlegung von drei Eingangsthüren und dreizehn Ausgangsthüren, welche letztern in verschiedenen Entfernungen angebracht waren, um den Strom zu theilen, theils durch Aufstellung von Konstablern, die sich in der gewohnten musterhaften Weise benahmen, theils durch die Anordnung verschiedener Preise, für die ersten Wochen höhere, für die spätern Wochen niedrigere, und später nach den Wochentagen verschieden. Für die Billets auf die ganze Dauer der Ausstellung (für einen Herrn 3 Pf. 3 Sh., für eine Dame 2 Pf. 2 Sh.), war die Beschränkung eingeführt, daß sie nicht auf andere Personen übertragen werden konnten. Am ersten Tage galten nur solche Billets, am zweiten und dritten Tage kostete der Eintritt ein Pfund, vom vierten bis zum 21. Tage fünf Shilling, vom 22. an 1 Shilling am Montag, Dinstag, Mittwoch und

Donnerstag, 2 Sh. 6 Pence am Freitag und am Sonnabend 5 Sh. Nach diesen Vorbemerkungen wenden wir uns zu der Ausstellung selbst. Die Kunst stellen wir wie billig voran. Unser fernerer Gang wird der sein, daß wir nach den Abstufungen der Kultur die Urproduktion vorausschicken, die despotischen, stabil oder rückschreitend gewordenen Länder folgen lassen, von diesen zu den weniger entwickelten, aber doch das Gesetz des Fortschritts anerkennenden Ländern übergehen und so nach und nach zu den großen Kultur- und Industriestaaten gelangen, deren Wetteifer das anziehendste Schauspiel der Londoner Weltausstellung bildet. Eine tief ins Einzelne gehende technische Schilderung, die außerdem Bände füllen würde, müssen wir vermeiden; mit Hervorhebung der bedeutendsten Spezialitäten namentlich in solchen Zweigen, die einen auszeichnenden Charakterzug gewisser Länder bilden, wird die Aufgabe die sein, Parallelen zu ziehen, die uns ein Urtheil über die Vorzüge und Mängel der größern Industrien in den einzelnen Gebieten gewinnen lassen.

Kunst. Es war ursprünglich die Absicht der königlichen Kommission gewesen, alle Erzeugnisse der Kunst auszuschließen, um den Charakter einer reinen Industrieausstellung zu wahren, und man hatte von dieser Bestimmung an die fremden Regierungen Anzeige gemacht. Später entschloß man sich indessen, von diesem Verbote zu Gunsten der Skulptur abzugehen, weil man wohl fühlen mochte, daß die Ausstellung monoton und dürftig erscheinen würde, wenn ihr der Schmuck der Kunst ganz fehle. Dadurch hat sich für die ganze Ausstellung eine neue Regel, ein Prinzip künstlerischer Anordnung gewinnen lassen. Die unscheinbarsten, dem nackten Nutzen dienenden Gegenstände hat man in die äußersten Abtheilungen verlegt, von da nach dem Innern und der Mitte des Gebäudes zu steigert sich das Interesse durch allmäligen Hinzutritt von Schmuck und Zierrath, bis endlich in den mittleren Räumen die Kunst mit ihren Schöpfungen als die edelste Blüthe menschlicher Arbeit hervortritt. Außer England sind hier vertreten Frankreich, Belgien, Deutschland, Italien, Dänemark, die Vereinigten Staaten und Schweden. Diese Vertretung ist indessen eine sehr unvollständige, namentlich was Frankreich betrifft, woran Schuld sein mag, daß viele Bildhauer glaubten, die ursprüngliche Absicht der Kommission bestehe noch, blos solchen Bildwerken den Zutritt zu gestatten, die als Proben von Erzguß oder von neuen Verfahrungsarten betrachtet werden konnten. Die ausgestellten Statuen und Gruppen legen im allgemeinen kein günstiges Zeugniß ab von dem jetzigen Stande der Bildhauerkunst. Obgleich in Marmor, Sandstein, Bronze, Zink unaufhörlich gearbeitet wird, obgleich die öffentlichen Gebäude und die Plätze überall mit Bildsäulen berühmter Männer sich füllen, haben unsere Künstler doch, um zu griechischer Vollendung zu gelangen, noch einen weiten Weg zurückzulegen. Nicht als ob die Manier, die Plattheit, die Mittelmäßigkeit, die technische Unschicklichkeit, die Unwissenheit gewisser Künstler die Regel bildete, im Gegentheil: man findet als durchgängige Eigenschaften aller Schulen und der besten Meister Eleganz der Komposition, Kraft und Geschick in der Ausführung, aber es fehlt die Erhabenheit, es fehlt der feste unerschütterliche Glaube an sich selbst und an die Kunst, es fehlt die Hingebung, es fehlt der sichere Geschmack, Ungewißheit, Zweifel, Schwanken, Wankelmuth treten überall hervor. Alle Style werden versucht, griechische, römische, byzantinische Formen begegnen uns nicht selten bei demselben Meister, das Romantische drängt sich in diese fremde Welt, die biblische Einfachheit konkurrirt damit, neuerdings giebt man den Statuen gar den Ausdruck des Humors, der unglücklichste Gedanke von allen, da jener Wechsel der Stimmungen, jene Sprünge vom Erhabenen zum Niedrigen, vom tiefsten Ernst zum ausgelassensten Scherz, worin das Wesen des Humors zu suchen ist, von der Skulptur, die nur einen einzigen Moment festzuhalten befähigt ist, nun und nimmer wiedergegeben werden können. Es ist augenscheinlich, daß die Bildhauerkunst noch im Suchen nach dem rechten Wege, nach dem wahren Ausdruck ihres Ideals in der Zeit begriffen ist, und daß dieses

Suchen ihr durch die neuen Materialien, welche sich ihr darbieten, erschwert wird. Marmor und Erz büßen jetzt ihre Alleinherrschaft auf dem plastischen Gebiet ein, namentlich macht sich das Zink geltend, woraus Güsse gewonnen werden, die vor den Bronzegüssen in mehrfacher Beziehung den Vorzug verdienen. Eine große Schwierigkeit für den Bildhauer liegt dann noch in dem Geschmack des Publikums, der kein ausgebildeter ist, wovon die Londoner Ausstellung neue Beispiele geliefert hat. Nicht vor den besten Werken drängte sich dort die Masse der Beschauer, sondern vor Arbeiten von zweifelhaftem Verdienst, und die Konstabler fanden nirgends mehr zu thun als an solchen Orten, wo verfehlte Skulpturen sich breit machten.

Nordamerika, das jüngste der Länder, wo die Kunst eine Heimath gefunden, hat sich in einer eigenthümlichen Weise betheiligt. Die Wände der nordamerikanischen Abtheilung waren ganz behängt mit Daguerrotypbildern, und nur mit solchen. Nicht allein die Bildnisse berühmter Personen, nicht blos Nachbildungen von Oelgemälden fanden sich darunter, sondern auch historische Bilder nach dem Leben, z. B. das Vater Unser in zehn Daguerrotypen nach dem Leben. Der nordamerikanische Künstler stellt seine Gruppen, das übrige übernimmt das Licht, das Chlorjod oder Bromjod und der Quecksilberdampf. Damit ist in den Vereinigten Staaten der ganze Aufwand für Phantasie und schöpferischen Formsinn gemacht, wer andere Kunstwerke haben will als diese Daguerrotypen, bezieht seinen Bedarf aus der alten Welt. Eine rühmliche Ausnahme von dieser Dürftigkeit machen zwei Bildhauer, Stephenson und Hiram Power. Der erste hat einen von einem vergifteten Pfeil verwundeten Indianer ausgestellt, der große Hoffnungen für die Zukunft des Künstlers erweckt, aber Hiram Power übertrifft ihn mit einer griechischen Sklavin. Einen Schluß auf Amerika läßt dieses letzte Werk nicht ziehen, denn Power ist eine vereinzelte Erscheinung und steht zu merkbar und ausschließlich unter dem Einflusse Italiens, wo er seit längerer Zeit lebt. Seine Statue erregte vor sechs Jahren in London die allgemeinste Aufmerksamkeit und wurde den besten Werken des Alterthums gleich gestellt. Sie befindet sich in der Sammlung des Lords Ward, die Statue der Ausstellung ist ein zweites minder schönes Exemplar. Der Marmor ist von einer außerordentlichen Reinheit, die Komposition einfach und korrekt, die Details sind mit einer in unserer Zeit seltenen Sorgfalt studirt, einzelne Theile der Figur kommen der Vollendung so nahe, daß sie, wenn sie vereinzelt gefunden würden, für Fragmente eines griechischen Meisterwerks gelten könnten. Man vermißt aber eine über das Ganze verbreitete Harmonie, Leben und Bewegung, die einzelnen Glieder, so fein und zart sie sind, verbinden sich schlecht mit einander, der Kopf ist im Verhältniß zum Körper viel zu stark, das rechte Bein trägt sich in der Kniekehle auf eine Weise, als wäre es etwas verdreht, dem Leibe mangelt die jungfräuliche Spannkraft, die ein nie fehlendes Attribut der antiken Venus ist. Tadellos ist der Ausdruck von Keuschheit, der sich über diese völlig nackte Figur verbreitet. Die Bezeichnung „Sklavin" ist willkürlich, die Ketten an den Händen genügen nicht zur Motivirung eines Charakters, der sich in dem Gesichtsausdruck, in der ganzen Haltung ausdrücken müßte.

Die deutschen Bildwerke sind durchschnittlich solche, welche uns bereits bekannt sind. Im Glaspalast hat die Amazone von Kiß den Sieg davongetragen und zugleich den Zinkguß warm empfohlen. Abgesehen von den kolossalen Verhältnissen, deren Einwirkung auf die Masse eine fast sichere ist, empfiehlt sich diese Gruppe durch lebendige Bewegung und Kühnheit des Gedankens, Kenntniß der Natur und Fähigkeit, alle Formen derselben mit Treue und Freiheit wiederzugeben. Klarheit der Anordnung, Gleichgewicht der Maßen, Schönheit und Harmonie der Linien und der Bewegung im allgemeinen, Entwicklung der Form durch die Bewegung darf man aber nicht fordern. Es giebt für diese Gruppe keinen Standpunkt, von dem man einen Gesammteindruck in sich aufnehmen könnte.

Rietschel hatte mehrere Arbeiten geschickt, eine Klage der Maria um den todten Christus (Pietà), ein sprechendes Zeugniß für den Genius des Künstlers, dem es gelungen ist, eine tausendfach wiederholte Darstellung mit einem ganz neuen ursprünglichen Gefühl zu durchdringen, ferner eine kleine Nachbildung seiner unübertrefflichen Lessingstatue, ein Relief von einem Amor, mit welchem der Panther davon rennt, auf dem er reitet, eine geistreich erfundene und feinmotivirte Anspielung auf die Liebe in der Gewalt sinnlicher Leidenschaft, endlich eine verfehlte, dem Gebiet der Plastik wegen ihrer Sentimentalität entzogene Darstellung: die Geburt Christi in der Auffassung, daß ein Engel das heilige Kind zur Erde trägt. Die arabischen Rosse von Hofer in Stuttgart, der große Löwe vom Siegesthor in München, der in seinen Hauptmassen eine große Wirkung macht, obgleich der sehr gestreckte Schritt als der Natur und Würde des Thiers widersprechend auffällt, die bekannten anmuthvollen Viktorien aus der Walhalla von Rauch, von Fischer gegossen, das Postament von Drake's Denkmal Friedrich Wilhelms III., ein Werk voll großen, aus der Natur abgeleiteten Schönheitsgefühls und reich an ansprechenden Motiven aus der Wirklichkeit — das waren etwa die Arbeiten, welche das Ausland mit unsern neuesten Fortschritten in der Monumentalskulptur bekannt machen konnten. Weshalb fehlte aber das Modell der Bavaria, des Denkmals Friedrichs des Großen? Der große Löwe vom Siegesthor, 15 Fuß Länge und 9 Fuß Höhe, der in einem einzigen Gusse vollendet worden ist, wurde als Beleg der Leistungen der Münchener Erzgießerei eingesandt, und demselben Motiv entsprang die fernere Vertretung Schwanthaler's durch die Libussa, für deren graziöses Heldenthum die Besucher der Ausstellung sich vielfach begeisterten, und die Statue Podiebrads, diesen schönsten Ausdruck der eigenthümlichen Romantik ihres Meisters. Von früher bekannt sind die anmuthige Wasserträgerin von Wichmann und Arminius als Geisel in Rom von Karl Cauer. Das schönste Kabinetsstück lieferte Johannes Leeb in München, einen Amor als Pfeilschleifer, in halbruhender Stellung, mit dem Zeigefinger der linken Hand am Kinn, den Blick nach einem lieblichen Opfer richtend, während er den Pfeil schleift. Diese Statuette gehört zu den vielen Gegenständen, welche durch rohe Behandlung beim Auspacken zu leiden hatten; es wurden ihr beide Arme abgebrochen. Von Fernkorn in Wien waren Statuen von Helden aus dem Nibelungenliede da, in zwei Drittel Lebensgröße gebildet und in Erz gegossen, zu Seitenstatuen für ein größeres Werk bestimmt, von vortrefflicher Arbeit, dem düstern Charakter des altdeutschen Heldengedichts völlig entsprechend.

Die Abtheilung: Oesterreich, des Ausstellungsgebäudes enthält größtentheils italienische Skulpturen, und diese Abtheilung hat die Bewunderung der Menge am meisten erregt. Das Talent vollkommener Ausführung ist unverkennbar, eine größere Weichheit, Zartheit, Durchsichtigkeit und Glätte des Marmors findet sich nirgends, die Behandlung der Formen ist die feinste, und doch wird mit diesen Mitteln durchgängig keine eigentliche Kunstwirkung erreicht, dazu läßt es die Schwäche, selbst Unwahrhaftigkeit der Empfindung nicht kommen. Nester mit Liebesgöttern, von Weinranken umschlungene Kinder, Balletgruppen wie Rinaldo, die umsinkende Armida tragend, Amor die Psyche küssend, sind Spielereien für Nipptische, keine Bildwerke. Bei den besseren Bildhauern begegnen wir einer weichlichen Idealität, von der die Euridice des Mailänders Marchesi, die Leda von Croff, die Betende von Puttinati Belege sind. Einzelne Bildhauer haben der Idealität entsagt, um sich auf Nachahmung von Modellen zu beschränken, oder der Wirklichkeit bis zur Häßlichkeit zu huldigen. Zu dieser Klasse gehört der Mailänder Fraccaroli mit seinem Hirtenknaben David, mit seinem von Paris in der Ferse verwundeten Achilles, der mit den unschönen, scharfwinkeligen Bewegungen seines Schmerzes das Auge des Beschauers beleidigt. Der nackten Häßlichkeit huldigt Strazza, ebenfalls aus Mailand, mit seinem durstenden Ismael, in dessen ausgetrocknetem und verschmachteten Körper in keiner Linie oder

Bewegung die leiseste Andeutung von Schönheit aufgefunden werden kann. Mazeppa, auf ein wildes Pferd gebunden, von einem dritten Mailänder, Giuseppe Pierrotti, unterliegt derselben Anklage. Eine ehrenvolle Ausnahme machen zwei Künstler aus Mailand, Galli und Raffaelle Monti. Galli's Susanne im Bade ist bei tadelloser Ausführung ein geistvolles und ernstes Bild. Es ist der Moment gewählt, welcher der Ueberraschung der badenden Frau durch die Alten vorangeht; sie blickt auf, aber der Stolz ihrer weiblichen Würde, der sich in jedem Zuge ausspricht, läßt es zu keinem Aufschrei der Angst kommen. Monti gab eine Gruppe von zwei fischenden Mädchen, die sowohl in der Zusammenstellung als in den einzelnen Linien feinen Sinn für Harmonie verräth, ohne den besondern Ausdruck sowohl der Angelfischerei als des jugendlichen Mädchenalters außer Acht zu lassen. Von gleicher Schönheit in Bewegung und Form ist die Gestalt mit der Bezeichnung „Unschuld" desselben Künstlers, und eine cirkassische Sklavin. Monti hat aber zugleich die ärgste Geschmacksverirrung unter allen italienischen Künstlern sich zu Schulden kommen lassen durch seine Vestalin, über deren Haupt ein marmorner durchsichtiger Schleier ruht. Wie die Umrisse des Gesichts unter diesem Schleier sich zeigen, mag von täuschender Wahrheit sein, um so mehr ist zu beklagen, daß ein Künstler von solchem Talent dem nichtigen Spiel des Virtuosenthums sich hingiebt. In seiner Eva nach dem Fall hat sich Monti eine schwere Aufgabe gesetzt und nach Möglichkeit gelöst. Abgesehen von diesen Ausnahmen hat sich auf der Ausstellung das Urtheil ausgebildet, daß von allen Bildhauerschulen, die an dem großen Wettkampfe theilgenommen haben, keine von den Gesetzen und Regeln der Kunst weiter sich entfernt, keine in den Abgrund des Verfalls tiefer gesunken ist, als die italienische Schule mit ihren drei Unterabtheilungen der mailändischen, florentinischen und römischen Schule.

Belgien hat in seinem kleinen Erdenwinkel die Erinnerungen seiner großen Kunstepoche bewahrt und auch die Fehler seiner alten Meister nicht verlernt. Das größte der belgischen Kunstwerke ist Gottfried von Bouillon von Simonis, ein Gipsabguß der Reiterstatue, welche seit 1848 in Brüssel auf dem königlichen Platze vor der Jakobskirche steht. Die Muskulatur des Rosses ist meisterhaft dargestellt, die Formen des Reiters, nur zu sehr vom Harnisch verdeckt, tadellos und kräftig, das ganze Kunstwerk ist mit unverkennbarer Begeisterung empfangen und geboren. Die Formen sind indessen zu schwer und kräftig, sie nähern sich sehr der Natur, die man unter uns flämisch zu bezeichnen pflegt, unwillkürlich kommt der Gedanke, daß nie ein Kreuzritter in einem Zustande blühenderer Gesundheit unter den Mauern der heiligen Stadt angelangt sein kann. Die Statue steht aber wie gesagt auf einem öffentlichen Platze, und hier muß dieser kräftige Reiter auf hohem gewaltigen Roß, mit erhobener Fahne und freudig aufschauendem Haupt eine außerordentliche Wirkung machen. Die Wahrheit und zwei Statuen von Kindern, das eine mit einem Hampelmann spielend, das andere über ein Loch in seiner Trommel betrübt, sämmtlich von Simonis, verrathen denselben Geschmack am Festen und Feisten. Das Mädchen mit dem Löwen von Geefs ist eine reizende Allegorie, die allerdings dadurch verliert, daß sie an die bekannte Kamee erinnert, Amor auf dem Löwen reitend, welche denselben Gedanken ausspricht. Das Mädchen, eine venusähnliche Gestalt, sitzt auf dem Rücken des Löwen, der sich geduldig von ihr die Klauen beschneiden läßt. Die Schöne ist mit dem Thiere in der glücklichsten Weise gruppirt, Beine, Arme, Rücken und Kopf der menschlichen Gestalt sind dem reinsten Modell entnommen und zeichnen sich in feinen und geschmeidigen Linien ab. Geefs hat sorgfältige Studien der Venus von Milo (Melos) im Louvre gemacht, deren Formen in allen seinen Werken wiederkehren. Eine hübsche Komposition ist der gefangene Amor von Praiken: eine Nymphe entführt auf ihren Schultern den kleinen Gott, indem sie seine Hände gegen ihre Lippen drückt. Das Verdienst dieser Gruppe liegt in der leichten wie über den Boden hinschwebenden Bewegung der Nymphe. Jehotte

hat eine Madonna ausgestellt, im Styl der Meister des sechszehnten Jahrhunderts; die Jungfrau und das Jesuskind drücken eine rührende Milde aus, der untere Theil ist etwas vernachläßt, weil die Gruppe für eine bestimmte Kirche gearbeitet ist, und der Künstler wußte, daß dieser Theil seines Werks von dem Altar verdeckt werden würde. Giotto von Thurlink, seine erste Zeichnung entwerfend, während er seine Schafe hütet, ist eine hübsche, naturwahre, aber weichliche Figur. Statuetten von Kindern, unter andern ein Moses, auf den Fluthen des Nils schwimmend, waren von Belgien zahlreich gekommen.

Die französische Schule, von der die belgische ein Nebenzweig ist, verfällt häufig in zwei Fehler: bald ist sie kalt und leblos, bald theatralisch und übertrieben. Dieser letzte Fehler prägt sich am stärksten aus in der kolossalen Gruppe von Jean Duseigneur: der Erzengel Michael den Bösen besiegend. Unübertrefflich ist die französische Kunst, wenn sie die Wirklichkeit erfaßt, das in Leid und Lust, in Genuß und Gesundheit pulsirende Leben der Schöpfung, nur darf sie dann nicht in gemeine Sinnenlust versinken, oder ihre Inspirationen in dem Schlamm menschlichen Elends suchen. Von dieser gesunden Richtung wie von den Abirrungen hat die Industrieausstellung Proben geliefert. Ganz Natur sind die Arbeiten von A. Lechesne, darunter eine Gruppe über Lebensgröße: ein Adler, der ein Kind der Mutter entführt. Mutter und Kind ruhen nach einem Bade unter breitblätterigen Callapflanzen, der Adler benutzt ihren Schlaf, um das Kind zu entführen. Die überraschendste Wahrheit der Form ist durch dieses ganze Bild durchgeführt, von der gewaltigen Bewegung des furchtbaren Thiers, von den üppig schönen und gesunden Formen des Weibes an bis zu den Pflanzenstengeln und Blüthen, unter denen sie ruht. Zusammengehörig sind die beiden andern Gruppen desselben Künstlers, ein Neufundländer Hund ein Kind beschützend. Die erste Gruppe stellt den Augenblick unmittelbar vor dem Kampfe des Hundes mit der Schlange dar, die zweite den nächsten Moment nach dem Siege. Der Schrecken des Kindes, als die Schlange drohend den Kopf erhebt, seine Freude und Dankbarkeit, als sein Vertheidiger den furchtbaren Feind getödtet hat, der Zorn des Hundes vor dem Kampfe, die ruhige Genugthuung, womit er nach seinem Siege die Liebkosungen seines Schützlings in Empfang nimmt, sind in wunderbarer Vollendung dargestellt. Der Gegensatz dieser beiden Gruppen ist so bestimmt und doch so fein motivirt, Schreck und Angst so richtig durch den Kampf feindlicher Kräfte aufgehoben, wie auf der andern Seite Dankbarkeit und anspruchslose Pflichttreue so eng verbunden, daß der poetische Eindruck unter der vollen Natürlichkeit der Formen nicht leidet, um so weniger als alle kleinliche Nachahmung ferngehalten ist. Das grobsinnliche Element der französischen Kunst repräsentirt Clesinger mit einer Bachantin, die mit zurückgeworfenem Kopf, mit hochaufwogenden üppigen Formen wie erschöpft am Boden liegt. Hier zeigt sich der Paroxysmus des Rausches und der Wollust ohne Maß und Zügel, es ist das emanzipirte zuckende Fleisch, das in Marmor verewigt wird. Diese Statue ist zu einem sehr hohen Preise verkauft worden, der Käufer hat die Fehler übersehen, die strickartig hervortretenden Bänder des Halses, die zu dünnen Unterarme, die Ohren, die so dürr behandelt sind, daß sie wie Pappe aussehen. Die nackte Häßlichkeit zu feiern hat A. Etep übernommen. Seine in einem kolossalen Maßstab mit einer erschreckenden Natürlichkeit ausgeführten Gruppen, die ersten Kunstdenkmäler der sozialen Revolution, repräsentiren die erste ein Weib mit einem verschmachtenden Alten und einem Knaben in demselben Zustande, die zweite einen Mann in seinem kräftigsten Alter im Moment des Hungertodes, neben sich ein erwachsenes Kind, das vergebens nach Brod schreit, und eine Mutter, die dem verdurstenden Säugling die trockene Brust verwehrt. Pradier, der seit einiger Zeit Gefahr läuft in einem weichlichen Materialismus unterzugehen, gab eine Phryne, die sich vor der Heliläa enthüllt, um die strengen Richter durch ihre Reize zu bestechen; die Behandlung des Gewandes, die Schönheit in Form,

Verhältniß und Bewegung haben dieser Statue viele Freunde gewonnen. Ein tanzender Faun von Eck und Durand in der kühnsten Stellung, voll von Leben und Bewegung, ein am Boden kauerndes junges Mädchen von Lemaire, das mit anmuthigen Geberden einen Schmetterling zwischen den halb offenen Händen vom Entfliegen zurückhält, eine Alma von demselben Künstler, eine Thirza von Debay, die Kinder Kains auf ihren Knien haltend, ein Amor sich die Flügel abschneidend von Bonassieux sind die schönsten Produktionen, durch die sich die französische Bildhauerkunst im Glaspalast hat vertreten lassen.

Der üble Ruf, in dem die englische Skulptur im Auslande steht, würde durch die Ausstellung gerechtfertigt erscheinen, wenn sie für den Glaspalast nichts weiter geliefert hätte als die beiden Kolossalstatuen der Königin und des Prinzen Albert von Wyat und Thomicroff. Diese Bildwerke zeigen in einzelnen Theilen technische Uebung und Geschick in der Ausführung, aber Kunstsinn verräth sich in ihnen nicht, es sieht aus, als ob unter den Prachtgewändern keine menschlichen Körper wären, die Modepuppen, die der Schneider in seinem Glasfenster ausstellt, sind der Typus für diese Kunst. Ganz konnte das Vorurtheil gegen die englische Kunst nicht widerlegt werden, um so weniger, als die einheimischen Künstler von der dargebotenen Gelegenheit den ausgedehntesten Gebrauch gemacht hatten, so daß die englischen Skulpturwerke die Mehrzahl waren, wo dann manches unbedeutende und schlechte Werk mit in den Kauf genommen werden mußte. Die Mode macht in England auch an die Skulptur Anforderungen, die Prüderie will Regeln vorschreiben, von denen das Gesetz der Schönheit nichts weiß und zuletzt kommt noch die pedantische Gelehrsamkeit, die jeden Verstoß gegen die geschichtliche Treue rügt. Die Kirche nimmt viele Kräfte in Beschlag, aber es wird nicht gefragt, ob der Künstler aus innerm Drange arbeite, und so entstehen reflektirte und darum uninteressante Darstellungen, die entweder weichlich, oder kühl, oder übertrieben sind. Zweifelhafteren Verdienstes noch ist die Unterstützung, welche die englische Aristokratie, in den meisten ihrer Glieder durch das Gegentheil von Schönheitssinn ausgezeichnet, der Bildhauerei zu Theil werden läßt. Man bestellt bei den armen Künstlern Bildnisse, Büsten und Bildnißstatuen von berühmten und unberühmten Ahnen, von unbedeutenden oder häßlichen Familienangehörigen, und weil hier vieles zu beschönigen ist, bildet sich eine förmliche Richtung, die durch Unbestimmtheit und Verblasenheit der Formen, gleichsam durch eine Verschleierung der Natur sich kennzeichnet. Bei den englischen Künstlern finden wir jenen Abweg, von dem schon die Rede war, den tollen Knaben Humor in Marmorfesseln legen zu wollen. Lough hat vier Figuren nach Shakspeare gezeichnet, Ariel, Titania, Oberon und Puck. Ariel, bis jetzt nur in Gips ausgeführt, ist die gelungenste und anmuthigste dieser Figuren, mit Titania beginnt schon die Sonderbarkeit. Titania tanzt, unter einen Lilienstengel gebeugt, mit geschlossenen Augen, was wahrscheinlich ihre Verzauberung andeuten soll, worauf uns auch das zu ihren Füßen liegende bekränzte Eselshaupt 'hinweist, welches dem ehrlichen Zettel angehört. Oberon ist als eine Art von bösem Geist aufgefaßt, in seinem Gesicht malt sich der Zorn der Eifersucht, wodurch der kleine König komisch wird. Puck, mit dem Irrwischflämmchen auf dem Kopf, in derber trotziger Haltung, das Gewand vorn zusammengerafft, mit gespreizten Beinen, zwischen denen ein auf dem Bauche liegendes Teufelchen vorsieht, ist am sorgfältigsten ausgeführt, ohne darum mit der barocken Idee des Künstlers versöhnen zu können. Wo die englische Kunst auf den Wegen, die Thorwaldsen ihr zur Antike geöffnet hat, idealer Schönheit und Anmuth nachstrebt, ohne in Unnatürlichkeit und Koketterie zu verfallen, gewinnt sie ihre schönsten Kränze. Der erste Schmerz, ein Mädchen mit einem todten Vogel in der Hand, von M'Dowell, ein Narcissus von Theed, ein Cupido von Jennings, eine Badende von Lawlor, ganz zusammengekauert, so daß alle Reize dem Auge ganz entzogen sind, aber fesselnd durch die höchst natürliche Anmuth der Bewegung und die edle

Behandlung der Form, ein Knabe, der nach einem Schmetterling hascht, und die Erethusa, beide von Thrupp, die Bildnißstatue einer Dame in Gestalt einer Muse von Campbell, antik in Haltung und Anordnung, in Zügen und Bewegung, und doch nicht kalt und abstrakt, eine stehende Nymphe von Benes, die sich mit lieblicher Aengstlichkeit nach einer Eidechse umsieht, die neugierig herbeigekrochen kommt, von demselben Meister die Gruppe eines Knaben mit einem auf einer Ziege reitenden Kinde, Ino mit dem kleinen Bacchus spielend, der am Boden liegend mit beiden Händchen nach einer halb dargebotenen, halb versagten Traube langt, von Folley — gehören alle der besten Richtung der englischen Kunst an, die frei von Ziererei oder schmachtender Süßigkeit die Formen mit freier Bestimmtheit und Reinheit ausführt. In dem Jäger von Gibson, bemüht seinen Hund zurück zu halten, welcher Witterung hat, ist eine schwere Aufgabe gelöst, da die gebückte Stellung des Jägers für eine von allen Seiten befriedigende Darstellung hinderlich ist, und Gibson es doch möglich gemacht hat, das Motiv in jeder Ansicht sichtbar zu machen und die Linien immer geschlossen zu halten. Gleich vorzüglich, obgleich vom verschiedensten Charakter, sind ein Amor von M'Dowell und ein Virginius. Der Amor ist eine liebliche Gestalt, von einer Durchsichtigkeit und Zartheit des Fleisches, wie sie nur den vorzüglichsten Künstlern erreichbar ist, die andere Gruppe: Virginius, seine zusammenbrechende Tochter haltend und dem Volk das blutige Messer zeigend, womit er seine Schmach gesühnt hat, ist mit einer großen Energie ausgeführt. Gute historische Figuren sind Flachsmann von Watson und John Hampden von Folley, mit denen die offizielle Darstellung der königlichen Kinder in phantastischer Kleidung von Francis auf eine traurige Weise kontrastirt. Unter den von Dänemark eingesandten Skulpturen befand sich eine Gruppe von Adam und Eva nach dem Sündenfall von Jerichau, womit dieser seinen Ruf, einer der bedeutendsten Künstler der Gegenwart zu sein, nicht gerechtfertigt hat. Die großartige breite Behandlung der Formen in dieser Gruppe hebt nicht über den üblen Eindruck hinweg, den der Ausdruck gründlich verstimmender Abspannung in Haltung und Gesichtszügen der Eltern aller Menschen macht.

Der Silberschild des Königs von Preußen für den Prinzen von Wales bildet den Uebergang zu den Skulpturen, die nicht als Kunstwerke an und für sich gelten wollen, sondern irgend einen Nebenzweck ausdrücken, sich unterordnende Ornamentik sein wollen, oder als zugleich der Nützlichkeit dienende Gegenstände unter den Begriff der Kunstindustrie fallen. Die Zeichnung des Schildes, namentlich der historischen Gestalten und Reliefs ist von Cornelius, die der Ornamente von Stüler, modellirt sind die Reliefs von Fischer, ciselirt von Mertens, die Onyxkameen hat Calandrelli ausgeführt, alle Goldschmied- und Emailarbeit ist von Hossauer. Dieser Schild sollte nach seinem Charakter und seinen Verzierungen der Wichtigkeit des Zwecks, eine Erinnerung an die Taufe des Prinzen zu sein, entsprechen und zugleich des gegenwärtigen Standes der deutschen Kunst würdig sein. Dies letztere ist er ganz vorzüglich, der Glaspalast enthielt kein herrlicheres Zeugniß für die Höhe, welche die deutsche Kunst in unsern Tagen behauptet. Mag man nun die höchst geistreiche und geschmackvolle Anwendung klassischer Ornamente ins Auge fassen, oder ihre Verbindung mit Reliefs, die in einem zwar neuen, aber der Vollendung nach gleich klassischem Styl gezeichnet sind, oder die wohlgefällige Vertheilung von Gold, Silber, Email und Steinen, in jeder Beziehung gewinnt man die Ueberzeugung, daß keine der im Glaspalast vertretenen Nationen etwas ähnliches aufzuweisen hatte. Diese Ueberzeugung ist ein gewisser Trost für die Inferiorität, welche die deutsche Kunstindustrie bemerken ließ. Die Buntscheckigkeit und Charakterlosigkeit, worin ihr Hauptfehler liegt, hat ein holländischer Goldschmied, van Kampen von Utrecht, der freilich nicht ironisiren, sondern nur die eigene Vielseitigkeit leuchten lassen wollte, treffend charakterisirt. Dieser Künstler stellte in einem Schranke neunzehn Gegenstände in Gold und

Silber aus: eine Schale in antikem, eine Monstranz und zwei andere kirchliche Gegenstände in mittelalterlichem Geschmack, fünf Gefäße im Styl der Renaissance, zehn in Rokoko, davon die Hälfte der Zeit Ludwigs XIV., die Hälfte der Ludwigs XV. angehört. Wie dieser Künstler greift unsere einheimische Kunstindustrie nach allem und hält nichts fest, sie ist so rathlos, daß sie ihre edlen Kräfte nicht kennt und nicht achtet. Italien, in der selbständigen Skulptur von uns überwunden, behauptet in dieser Beziehung den Vorzug. Dort sind noch, wenn schon geschwächt, die Kräfte vorhanden, welche die Halbinsel des Apennins einst groß gemacht haben, dort lebt noch im Volke selbst das eingeborene Gefühl für ideale Schönheit, und die alten Traditionen werden treu bewahrt. Dort sind für Gefäße und Möbel die pompejanischen Formen vorherrschend, oder solche, welche in der Zeit Rafaels nach antiken Mustern entstanden, die eingelegten Arbeiten von Holz stellen nicht selten antike Vasengemälde vor, oder Arabesken in der Art derer im Vatikan, und selbst an Schreinerarbeit kehren altrömische Motive wieder. Mehr als jede andere zeigte die französische Kunstindustrie der Ausstellung eine glückliche und erfolgreiche Verbindung von Kunst und Handwerk, so daß über dem Kunstwerth ganz vergessen werden konnte, daß man Industriegegenstände vor sich habe. Grazie und eine täuschende Nachahmung der Wirklichkeit vereinigten sich zu entzückender Wirkung, und zu diesen Eigenschaften trat noch an geeigneter Stelle ein lebendiger, mit der feinsten Fühlkraft begabter Farbensinn, den keine andere Nation annäherungsweise erreicht. Die gothischen Schnitzwerke, in denen Belgien sonst sich auszeichnet, machten auf der Ausstellung nicht den gewohnten Eindruck. England schätzt an seiner Kunstindustrie das Solide, das Material überwiegt vor der Form. Silberne Präsentirteller von vier Fuß Durchmesser, Tafelaufsätze mit großen Jagd- oder Schlachtgruppen in Gold und Silber sind sehr beliebt, außerdem erklärt sich die Mode für kalte Farbentöne und für starke Farbenkontraste. Wenn trotzdem eine Richtung der englischen Kunstindustrie Einheit der Geschmacksäußerung, Ernst der Formen und eine gewisse Gefühlswärme bewahrt, so liegt dies in ihrer Verbindung mit den kirchlichen Bedürfnissen, für welche man die Formen der gothischen oder altenglischen Architektur beibehalten hat. Spanien bewahrt, nach den Proben der Ausstellung zu schließen, theils seine alte Verbindung mit Italien, theils seine Erinnerungen an das christliche und mahomedanische Mittelalter. Eine prächtige Holzmosaik von **Perez** aus Barcelona war in Zeichnung und Farbenzusammenstellung ganz Rafaelisch, Anklänge maurischer Ornamentik fühlte man heraus an vielen Wand- und Fußbodenverzierungen, dasselbe Gemisch mittelalterlicher Architektur mit Rokokoornament, das man an den spanischen Kathedralen sieht, zeigte eine große vergoldete Monstranz von **Moratilla** in Madrid. Griechenland, die Wiege der Kunst, hatte außer rohen Marmorblöcken nur einige byzantinische Stylübungen mit mühseliger Arbeit geschickt, als eigentlicher Repräsentant byzantinischen Geschmacks trat Rußland auf, wo dieser Styl verknöchert und durch das einheimische oder vom Tartarenthum aufgeimpfte Zwiebelgewächs der moskowitischen Kuppel bereichert worden ist. Die von Rußland ausgestellten Goldgefäße trugen das Gepräge byzantinischer Herkunft und stellten sich dadurch mit dem Anschein der Eigenthümlichkeit neben die kunstindustriellen Produkte anderer Nationen. Ob aber diese Produktionen für eine schöpferische Kraft in der Nation zeigen, bleibt zweifelhaft, da die Formen sehr lebhaft an die deutschen Goldschmiedearbeiten vom Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts erinnern, und wohl, wenn auch in Rußland entstanden, von deutschen Meistern herrühren.

Unter der Verantwortlichkeit des **Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche)** in Meißen.
Redakteur Dr. **Fr. Steger.** — Druck von **A. C. Sato** in Meißen.

Der Triestiner Karst. Das Gebirge, das in dem nordöstlichen Winkel des adriatischen Meeres in der Richtung von Südosten nach Nordwesten streicht, heißt bei uns Deutschen seit alten Zeiten der Karst. Der Name scheint aus dem Keltischen zu stammen, von dem Worte Kar, das ein wildes und felsiges Land bedeutet, welches Wort in den früher von Kelten bewohnten Alpengegenden in den Bezeichnungen Karr oder Karrfelder für unfruchtbare Alpen sich erhalten hat, das auch in den Namen Kärnthen, Krain, karnische Alpen erkennbar ist. Dasselbe Wurzelwort finden wir in dem römischen Karstnamen Carusalius Mons, vielleicht auch in der bei Strabo vorkommenden Benennung Okra, in dem italienischen Carso, in dem slawischen Krast, welches letztere aber slawische Schriftsteller, die überall etwas eigenes haben müssen, von den slawischen Wörtern Kur und Hrast, Steineiche und Eiche, herleiten. Auch der quarnerische Meerbusen, der mit Felseninseln und Riffen gefüllt ist, scheint von dem Worte Kar seinen Namen empfangen zu haben. Mit dem Namen Karst belegt man, je nachdem die weitere, engere oder engste Bedeutung angenommen wird, ein größeres oder kleineres Gebirgssystem. In weitester Bedeutung werden Karst genannt alle die Gebirge, die von Italien bis zur Save und auf der andern Seite weiter nach Dalmatien hinab reichen. Alle diese Gebirge, die julischen Alpen, der Birnbaumer Wald, der Tschitschenboden, die Hochebene des Schneeberges u. s. w., haben denselben mineralogischen Charakter und bestehen aus einer merkwürdig höhlenreichen und der Auswaschung und Zerklüftung sehr ausgesetzten Kalkmasse, die einen Boden von Sandstein bedeckt. Im engern Sinn, der bei unsern Geographen der gebräuchlichste ist, nennt man Karst den Gebirgszug zwischen dem quarnerischen Meerbusen und dem Isonzo, der zwölf Meilen lang ist, südlich von Fiume, nördlich von Görz und Gradiska begrenzt wird. Im engsten Sinne und mit der nähern Bezeichnung als Triestiner Karst, heißt Karst diejenige Abtheilung des ganzen Gebiets, die von den Thälern des Wippach und der Njeka, der Ebene des Isonzo und dem Golf von Triest umgeben wird. Dieser Karst heißt bei den Slawen Gabrek, und es entspricht dieser Abtheilung eine südliche, der Tschitschenboden oder die Tschitscherei. Dieser Theil beginnt im Nordwesten an der Grenze der italienischen Ebene bei den Städten Gradiska, Görz und Aquileja, folgt etwa vier Meilen weit dem Ufer des Meerbusens von Triest, grenzt im Norden und Nordosten an das Wippachthal und fällt im Südosten mit vielfach zerrissenen Mauern gegen das Njekathal ab. Mit der südlichen Abtheilung, der sogenannten Tschitscherei, wird dieser nördliche Theil durch mehrere Arme in Verbindung gesetzt. Es bildet derselbe einen breiten Gebirgsrücken, eine von vielen Erhebungen unterbrochene Hochebene, deren mittlere Höhe tausend Fuß beträgt, der Nanos, der höchste Berg des nördlichen oder Triestiner Karstes, ist viertausend Fuß hoch. Um tausend Fuß höher ist der Schneeberg, der Snesnik der Slawen, auf dem Tschitschenboden, der fast das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt ist. Das ganze Karstgebirge in der oben angegebenen weitesten Bedeutung ist so höhlen- und klüftereich, wie kein anderes Gebirge, und wird daher häufig einer versteinerten Schwammmasse verglichen. Große und unterirdische Höhlen, die sich zum Theil meilenweit unter der Oberfläche ausdehnen, breite Trichter, die sich von oben herabsenken, schmale brunnenartige Löcher von einer senkrechten unergründlichen Tiefe, Spalten, Zerklüftungen im größten und kleinsten Maßstabe kommen in diesem Gebirg überall vor. Eine leicht begreifliche Wirkung dieser Bodenbildung ist, daß das Wasser auf der Oberfläche sich nicht halten kann und in die Tiefe sinkt. Längere Flüsse sind nur möglich in den Thälern von Sandstein, die hier und da die Kalkmasse durchsetzen, z. B. in den Becken der Wippach und der Njeka. Wo sich sonst an günstigeren Stellen, wo der Boden dichter ist, Bäche bilden, verschwinden sie weiterhin bald im Boden,

und der größte Theil des Triestiner Karstes hat keine Quellen oder Brunnen, so daß der Wasserbedarf der Menschen in Cisternen gesammelt werden muß. Die Oberfläche des Gebirgs ist der Vegetation und selbst der Erde fast ganz bar, so äußert sich die Wirkung der Wasserlosigkeit und des furchtbaren Nordostwindes, Bora genannt, der oft Tage lang mit solcher Gewalt weht, daß Menschen und Thiere sich verkriechen. Die Bewohner des Karstes halten diese Bora für eine besondere Gattung von Wind und behaupten, daß sie auf der kalten und wilden Hochebene des Birnbaumer Waldes entstehe, an der scharfen Bergecke des Nanos eine besondere Heftigkeit erreiche und mit der Regelmäßigkeit eines Stromes in den Winkel von Triest ströme. Der Pflanzenwuchs verdorrt unter ihrem Hauche, selbst wo ihre Wirkung etwas gebrochen ist, verkrüppeln die Bäume und haben nur auf der Südseite einige belaubte Zweige. Die Alten erwähnen diesen Wind nicht, man schließt daraus, daß der Karst einst bewaldet gewesen sei, und daß erst die Abnahme des Pflanzenwuchses die Bora schlimmer und schlimmer gemacht habe. Die baumlosesten Theile finden sich immer an den Küsten und enden landeinwärts in einer Entfernung von 5 bis 10 Meilen.

In der Oberflächengestaltung des Karstes treten verschiedene Formen auf, die wichtigsten sind trichterförmige Vertiefungen, sogenannte Dollinas, welche überaus häufig vorkommen. Es giebt deren von riesenhaften und von winzigen Verhältnissen, entstanden sind diese Erscheinungen durch Erdstürze, die wieder durch die Arbeit der unterirdischen Gewässer veranlaßt wurden, indem durch Auswaschung leere Räume entstanden, deren Wände endlich nachgaben, worauf das aufliegende Erdreich nachschoß. Viele dieser Trichter stehen noch durch Spalten und Löcher mit tiefer liegenden Höhlen in Verbindung, wie sich bei Nachgrabungen gezeigt hat. Durch diese Spalten fließt das von oben in den Trichter tretende Wasser ab, welches, indem es verwittertes Gestein, Pflanzenreste und Erde in die Tiefe mit sich nimmt, den Boden der Versenkungen mit Dammerde bekleidet und dadurch fruchtbar macht. Diese Trichter sind gegen die Bora geschützt und enthalten so ziemlich die ganze auf dem Karst vorkommende Vegetation. Die kleinsten haben unten wenigsten ein paar Bäume, von den größern hat der Mensch Besitz genommen und bauet sie mit Getreide, Gemüsen und Wein an. Der berühmte Wein von Prosecco wächst in einem solchen Trichter. Sind die Wände nicht hoch genug, so zieht man oben Steinmauern, um den Schutz gegen die Bora zu vermehren. Sind die nach unten führenden Löcher und Spalten verstopft, so bilden sich unten Seen, die sich, wenn die Verbindung mit den tiefer liegenden Höhlengängen hergestellt wird, in Sümpfe verwandeln oder ganz austrocknen. Das bekannteste Beispiel solcher bald erscheinenden bald verschwindenden Gewässer ist der See von Cirknitz. Große Trichter vergrößern und verbreiten sich wohl, wodurch ordentliche Thäler entstehen, wie wenige Stunden oberhalb Triest das bekannte Thal von Lipazza, wo sich ein berühmtes Pferdegestüt befindet. Auf der andern Seite verengern sich auch die Trichter zu langen Brunnen oder Felsenlöchern, die für den Anbau nicht zu benutzen sind. Die senkrechten Brunnen mögen entstanden sein durch die Austrocknung der erhärtenden Gebirgsmasse und Gewässer werden zu ihrer Ausweitung beigetragen haben. Sie gehen mehrere hundert Fuß tief hinab, oben weiter und in Absätzen, weiter nach der Tiefe in einer engen Röhre, die man in den wenigen dieser Höhlenbrunnen, die man untersucht hat, oft mit einer Höhle, auf der sie wie ein Schornstein aufsitzt, in Verbindung gefunden hat. v. Morlot: „Abhandlung über die geologischen Verhältnisse von Istrien", giebt eine Beschreibung der Höhle von Trebich, die sich in weiten, überwölbten Räumen in einer Tiefe von tausend Fuß unter dem Boden hinzieht und zwölf senkrechte Gänge, unter einander wieder durch Seitengänge verbunden, nach oben sendet. Diese Schachte, welche italienisch Bocche (Mäuler), slawisch Okruglizas oder Rundlöcher heißen, sind an ihrer Ausmündung gewöhnlich von einer geneigten Rasenfläche umgeben, die sie für den sorglosen Wanderer äußerst gefährlich macht,

und nähren in ihrem obern Theile, so weit das Lichte herabreicht, eine üppige Vegetation verschiedener Gebüscharten. Die wilden Tauben nisten in diesen senkrechten Löchern zu Tausenden. Die horizontalen Höhlen, als deren Luftlöcher die senkrechten Schachte gelten können, gehen meilenweit unter dem Boden fort, bald trocken, bald und häufiger von Bächen und Flüssen durchzogen, welche unterirdische Seen bilden. Zu den größtentheils trockenen Höhlen gehört die berühmteste von allen, die Adelsberger, eine Stalaktyten-Höhle, die horizontal ins Gebirge hineingeht und ohne Beschwerde weit verfolgt werden kann. Mit ihr wetteifert die Höhle von Corniale auf der Höhe des Triestiner Karstes. Man hat zwischen vielen Höhlen Verbindungen entdeckt, und es läßt sich mit großer Gewißheit vermuthen, daß unter dem ganzen Karst ein breites Labyrinth vielfach verzweigter horizontaler Höhlen weggeht. Am interessantesten für den Besucher sind die von Wasser durchströmten Höhlen. „In ihnen bieten sich, wie es scheint, fast eben so mannigfaltige Zustände und Bewegungen des flüssigen Wasserstoffs dar, wie auf der Oberfläche. Da findet man hohe Katarakte mit pitoresker Umgebung, daß ihnen nichts als Sonnenschein fehlt, um von den Dichtern wie der Rhein- und Traunfall gepriesen zu werden. Da theilen und spalten sich die Flüsse, wie oben: der eine fließt rechts, der andere links. Sie vereinigen sich wieder und bilden unterirdische Inseln. Dann laufen die Nixen zuweilen wieder in einen ruhigen Hafen ein. Ein kleiner Kessel füllt sich mit Wasser und bildet einen klaren See, in dem sich der Nachen und das Antlitz des Reisenden ruhig abspiegeln. Zuweilen fließt der Fluß in einem Bette, das er sich endlich nach zahllosen Mühen gemächlich zubereitete, ganze Strecken weit ruhig fort und macht eine mehr oder weniger lange Schifffahrt möglich, die um so stiller ist, als hier nicht der leiseste Lufthauch die Welle schaukelt. Indessen fehlt es doch auch zuweilen an diesem Lufthauche nicht, da mitunter die Luftströmungen in diesen Gewässern sehr heftig aus- und einziehen, und man könnte dann, wie auf der Oberfläche, so auch selbst hier unten segeln." (J. G. Kohl, Reisen in Deutschland.) Gegenwärtig geschieht sehr viel für die Erforschung dieser Höhlen, die man theilweise selbst für Kanäle und Eisenbahntunnels benutzen zu können hofft. Man ist mit leichten Höhlenbooten und indem man die Hülfsmittel der Mechanik und der Feuerwerkskunst zu Hülfe nahm, auf förmlichen Reisen tief in diese unterirdische Welt eingedrungen, die von der österreichischen Regierung ausgehenden Arbeiten leitet der Naturforscher Dr. Schmiedl.

Es wurde gesagt, daß die feuchten Luftniederschläge, die sich auf der Oberfläche des Karstes absetzen, durch Höhlen, Spalten und Risse in das Innere eindringen, wo man sie in den horizontalen Höhlen wiederfindet. Aber auch ganze Flüsse verlieren sich, wenn sie den zerklüfteten Boden erreichen, in die Felsen und haben auf Meilen hin einen unterirdischen Lauf. In der Beschreibung Krain's von Valvassor sind außer den bekannten Flüssen noch zwölf andere aufgeführt, welche sich bald auf der Oberfläche zeigen, bald unter der Erde verschwinden. Istrien hat ebenfalls mehrere solcher Höhlenflüsse, die nicht minder in Dalmatien, wo die meisten Bäche aus Höhlen entspringen, Koratien, Montenegro und weiter südlich vorkommen, in Albanien, Epirus und Griechenland, wo sich die karstähnliche Beschaffenheit der Gebirge fortsetzt. Einzelne Flüsse verschwinden mehrmals, so der Fluß, der bei Adelsberg Poik, bei Planina Unz, bei Oberlaibach Laibach heißt und hauptsächlich von Bächen gespeist wird, die vom Nanos herabstürzen, sich in den Felsen verlieren und unterirdisch mit ihm vereinigen. Dasselbe ist der Fall mit der Temenitz, die bei dreimaligem Verschwinden dreimal ihren Namen ändert, mit der Lokwa, mit dem Timavo u. a. m. Einige haben einen fast ganz unterirdischen Lauf, so ein Bach in Krain, der aus einer Höhle tritt, sechs Klafter weit auf der Oberfläche fließt und sich abermals in eine Höhle verliert, ohne je wieder zum Vorschein zu kommen. Der Mensch folgt mit seinen Bedürfnissen diesen Höhlenflüssen an gewissen Stellen, tief in Klüften findet man Mühlenanlagen,

und auch der Fischer wagt sich eine Strecke weit hinein, da sich außer dem Proteus anguineus, dem diesen Flüssen eigenthümlichen Höhlenthier, auch Aale und andere nutzbare Fische finden. So gering diese Vortheile der Höhlenflüsse für die Bewohner sind, so groß sind die Nachtheile, welche durch sie entstehen. Verstopft sich eine Höhle mit Baumstämmen, Gezweigen und Wurzelwerk, woran sich bald Blätter, Schlamm u. s. w. ansetzen, so kann das Wasser nicht ablaufen, und es entstehen verderbliche Ueberschwemmungen. Deßhalb richtet sich das Augenmerk darauf, solche Höhlenverstopfungen zu verhindern, und man legt zu diesem Zweck starke Rechen von Balken und Gitterwerk vor den Eingängen an. Das gute Instandhalten der Rechen ist fast das einzige Mittel, das sich darbietet, denn nur wenige Höhlen ermöglichen das Hineinkriechen von Menschen, um den Wasserlauf zu reinigen. Wo dies geschehen kann, spricht man von einem Fegen der Höhlen, wie anderswo von einem Fegen der Schornsteine. Verschieden, doch immer interessant ist die Art, wie die Flüsse zu verschwinden pflegen. Einige Flüsse strömen ruhig dahin, bis sich ihnen ein Schlund eröffnet, in den sie brausend hinabstürzen, oder ein Höhlenmund, unter dem sie wie zwischen einem Brückenbogen verschwinden. Gewöhnlich geht aber ein längeres Vorspiel dem Verschwinden voran. Das Bett des Flusses wird enger, die Flußwände erheben sich steiler, mit Stromschnellen und Wasserfällen eilt der Fluß einem oder mehreren auf einander folgenden Felsenthoren zu, die ihn aufnehmen und wieder herausgeben, bis er endlich im letzten Thor gänzlich verschwindet. Auch einzelne der oben beschriebenen Trichter werden von Flüssen durchströmt, die unter der einen Wand hervortreten, um in die entgegengesetzte wieder zu verschwinden. Die Landschaftsszenerie pflegt bei den meisten Flüssen, da wo sie in die Erde eintreten, romantischer und wilder zu sein als an ihrem Ausgangspunkte. Der Austritt ist in der Regel ein geräuschloser, indem der Fluß unter einer Felsenwand hervortritt, die bis an seinen Spiegel herabreicht. Aber es giebt auch Flüsse, welche in einem Wasserfall aus der Höhle stürzen, die in der Mitte einer hohlen Felswand liegt, oder aus mächtigen Felsbogen mit Gewalt hervoreilen. Solche Flußausgänge liegen dann im weniger zugänglichen Gebirg, und man findet in ihren Thoren Wachtthürme oder selbst Schlösser, z. B. das berühmte Schloß Lueg, welche der Leichtigkeit der Vertheidigung wegen hier angelegt wurden. Wie die Rjeka zu den merkwürdigsten Flüssen des Karstes gehört, so bildet auch ihr Eintritt in die Unterwelt die pittoreskeste Szene von allen. Nachdem sie eine halbe Stunde weit in einem schmalen Kanal geflossen ist, dessen Wände sich höher und höher erheben, bis sie bei Naklas, da wo die Ruine eines alten Schlosses liegt, am mächtigsten emporstreben, erreicht die Rjeka ein Felsenthor, das unten in eine 500 Fuß aufsteigende Felswand einbricht. In dieses Thor selbst kann man nicht eindringen, aber seitwärts führt ein weiter Schlund, wahrscheinlich das ältere Bett des Flusses, in die Tiefe, wo der Fluß strömt, erhellt durch das Licht, das aus seinem Eingange, aus jener Seitenschlucht und endlich durch einen Schacht fällt, der sich ganz von der Erdoberfläche herabsenkt. Diese Stelle ist ein bloßer Durchbruch des Flusses, 500 bis 600 Klafter lang, weiterhin tritt er wieder zu Tage und bahnt sich seinen Weg durch zwei Trichter, deren zweiter von oben her zugänglich ist und eine kolossale Arena bildet. In diesen letztern springt die Rjeka mit einem schäumenden Wasserfalle hinab, durchströmt den ebenen Boden ruhigen Laufs und tritt auf der andern Seite durch ein prächtiges Felsenthor abermals in die Unterwelt. In der Mitte zwischen beiden Trichtern giebt es noch eine Stelle, wo man durch einen nicht zu abschüssigen Schacht an den unterirdischen Fluß gelangen kann, der hier in einer domähnlichen Höhle, deren Höhe an 200 Fuß betragen soll, einen dreißig Fuß hohen Wasserfall bildet, der von einem Gewölbe überbrückt ist. Auch diesem unterirdischen Schauspiel fehlt nicht die Beleuchtung, die theils durch einen fensterähnlichen Spalt gegeben wird, der sich von der Mitte des ersten Trichters herabzieht, theils durch eine kleinere Oeffnung hinter dem Gewölbe des Wasserfalls, welche ein Dämmerlicht

verbreitet. Nachdem die Rjeka in das Felsenthor des zweiten Trichters eingetreten ist, verschwindet sie anscheinend für immer. Aber fünf Meilen weiter, bei Duino, nordwestlich von Triest, kommt ein Fluß zum Vorschein, der Timavo, der dort in das Meer strömt, wenn seine Gewässer angeschwollen sind, mit einer Breite von 200 Klaftern. Es läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß dieser Fluß die Fortsetzung der Rjeka ist, weshalb man ihn auch die untere Rjeka zu nennen anfängt. Daß die Rjeka sich ganz in Spalten und Höhlen verliere, wie man früher wohl gesagt hat, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Ein so mächtiger Fluß würde im Laufe der Jahrhunderte das ausgedehnteste Höhlensystem ausfüllen, namentlich des Karstes, dessen Höhlenbildungen auf einer Basis von Sandstein stehen, die kein Wasser durchläßt. Muß nun die Rjeka irgendwo hervorkommen, so ist der Timavo ihr sicherster Abfluß. Allerdings würde die kürzeste Richtung der Rjeka auf Triest führen, aber hier liegt zwischen dem Meere und dem Karst eine dichte Sandsteinmauer, die erst in der Nähe von Duino der durchlöcherten Kalkmasse weicht, so daß ein unterirdischer Fluß gezwungen ist, diese Mauer zu begleiten, und nicht früher als bei Duino zu Tage treten kann. Der Lauf, den die Rjeka unter der Erde einschlägt, läßt sich aus Anzeichen auf der Erdoberfläche vermuthen, aus längeren Thalvertiefungen, Trichtern und senkrechten Schachten, die von Canziano an, wo die Rjeka verschwindet, bis nach Duino sich verfolgen lassen. Ueberall, wo im Karst solche Einsenkungen stattfinden, fließen tief unten Gewässer, die sich ein Bett gegraben, ein theilweises Einstürzen der untersten Höhlungen und dadurch ein Nachrutschen der obern Erdmassen veranlaßt haben. Ein fernerer Beweis für die Identität der Rjeka mit dem Timavo ist die Größe beider Flüsse. Die Timavo fließt so stark, daß er unmöglich der Nebenarm eines Höhlenflusses sein kann, er muß von einem mächtigen Flusse gespeist werden, und dies kann nur die Rjeka sein, die bei ihrem Verschwinden in der Nähe von Canziano etwa die Größe hat, in der der Timavo bei Duino zum Vorschein kommt. Die Rjeka ernährt den Timavo indessen nicht allein, vielmehr erhält derselbe auch Zuflüsse von dem Isonzosystem, namentlich von dem Vippach. Dafür spricht wieder eine Reihe von Vertiefungen, die auf einen Abfluß des Vippach hindeuten, was durch besondere Umstände bis zur Evidenz erwiesen wird. Unter jenen Einsenkungen befinden sich nämlich mehrere Trichter, unten mit Seen ausgefüllt, von denen man längst vermuthete, daß der Vippach sie durchströme. Als die Einwohner einmal bei Dürre die Abflüsse der Seen verstopften, staute sich auch der obere Lauf des Vippach auf, und man hatte nun den Beweis, daß der Fluß wirklich durch die Seen fließe. Dieselben Seen enthalten Schilfmassen, die nicht in ihnen, sondern im Vippach wachsen, dort losgerissen und in die Seen geschwemmt werden. Wie der Timavo immer am stärksten strömt, wenn die Rjeka bei Canziano mit hohen Wogen treibt, so vermehrt sich seine Wassermasse auch dann, wenn der Vippach von Regenmassen angeschwellt wird. Fließt der Vippach trübe, so geschieht dasselbe mit dem Timavo, Sand und Schlamm des zuletzt genannten Flusses sind genau so, wie in einigen Quellen des Vippach und wie bei den Höhlen von Canziano. Somit dürfte wohl die Existenz einer unterirdischen Verzweigung von zwei Flüssen, welche vielleicht einzig dasteht, erwiesen sein.

Die große Straße über den Karst, worauf die österreichische Regierung viele Sorgfalt verwendet, führt von Triest nach Präwald, wo der kahle Triestiner Karst endet und der Weg in zwei Hauptrichtungen sich trennt. Die eine Richtung geht nordöstlich ins Poikthal und weiter nach Laibach, die zweite führt südwestlich zum Isonzo. In dieser letzten Richtung lief die alte Römerstraße nach Aquileja, der mittelalterliche Weg nach Venedig, der von Präwald nach Triest führende Zweig ist neuen Datums und nicht älter als das Aufblühen der modernen Hafenstadt. Die Massen von Waaren, welche sich auf dieser Straße von dem Meere bis zur Eisenbahn bewegen, werden auf kleinen Wagen verführt, die man deshalb gewählt zu haben scheint, weil sie das beste Transportmittel für das Holz

bilden, in dem der Fuhrmann seine sicherste Rückfracht findet. Die Fuhrleute, Slawen aus den Dörfern Präwald, Sennosetsch, Sessana u. s. w., stehen im Dienst größerer Unternehmer und fahren nur von Station zu Station; ihre Zahl soll sich auf 10,000 belaufen. Zwei große Schwierigkeiten finden sich auf dieser Karststraße: die Bora und der Wassermangel. Wenn die Bora heftig weht, ist der Verkehr auf Tage unterbrochen, und man sieht dann auf dem ganzen Wege Wagen, die vom Winde umgeworfen sind. Die Posten, die sich durch solche Hindernisse nicht abhalten lassen dürfen, werden in solchen Zeiten von zehn bis zwölf Menschen begleitet, die den Wagen auf beiden Seiten mit Stricken halten. Der Wassermangel, bei dem starken Transport doppelt empfindlich, nöthigt zur Anlage und sorgfältigen Unterhaltung von Cisternen, die sich, in den Felsen eingesprengt, längs der ganzen Straße bei den Stationen, Posthaltereien und Wirthshäusern befinden. Die außerordentliche Wichtigkeit dieser Straße hat das bekannte, seit Jahren in Ausführung begriffene Projekt der Wien-Triestereisenbahn hervorgerufen. Bei dem Semmeringbau (s. d.), der dem Laien wegen der hohen Erhebung des steirischen Alpensattels als der schwierigere erscheint, sind sämmtliche Schwierigkeiten überwunden, der Karst, der in Wahrheit am meisten problematische Theil der Bahnstrecke, ist noch unberührt. Die Höhe des Gebirgs, der steile Abfall desselben nach dem Meere zu, der Mangel an Raum unten am Ufer sind nicht die eigentlichen Hindernisse; diese lassen sich überwinden, und die letztgenannte Schwierigkeit ist bereits besiegt worden, indem man einen Theil des Meeres ausgefüllt hat. Die größten Probleme bietet die ganze Beschaffenheit des Karstes dar, diese schwammartige Natur der Kalkmasse, die im großen und kleinen aufs höchste ausgebildet ist, in den Trichtern und Schachten sich äußert wie in kleinem Gestein, das ein Mensch mit der Hand bewegen kann, das aber oft von hundert kleinen Gängen durchbohrt ist. Wie auf einem solchen Material einen soliden Grund gewinnen für eine Eisenbahn, wie die schroffen Wände, die bedenklichen Einsenkungen, die überall zerstreuten Trichter und Schachte umgehen? Vorgezeichnet ist von dieser ganzen Bahn bis jetzt nur die Strecke von Triest bis auf die Karsthochebenen von Nabresina in einer Länge von 8345 Klaftern. Wenn erst der ganze Plan vorliegt, werden wir Gelegenheit haben, auf diesen interessantesten aller Eisenbahnbaue zurückzukommen.

Friedrich Kalkbrenner. Dieser ausgezeichnete Pianofort-Virtuos und Komponist starb am 10. Juni 1849 in dem nahe an Paris gelegenen Lustorte Enghien an der damals herrschenden Seuche, der Cholera, die auch ihn erreichte, für die Kunst, für welche er durch treffliche Lehre und Ausübung bis zu seinem Tode thätig fortwirkte, ein empfindlicher Verlust. Nicht in Kassel, wie man oft berichtet hat, sondern auf einer Reise nach Berlin, wohin im Jahre 1788 sein Vater „Christian" als Kapellmeister der Königin von Preußen einen Ruf erhalten, in der Nähe der letztgenannten Stadt war er geboren. Von seinem Vater erhielt er den ersten Musikunterricht, von seiner vielseitig und hochgebildeten Mutter, Tochter des Kasseler Hofraths v. Weber, eine treffliche Erziehung, und vom Jahre 1799 an, da nach dem Tode des Prinzen von Preußen sein Vater*) wieder nach Paris zurück ging und die Stellung als Chordirektor und Singlehrer bei der großen Oper annahm, im dortigen Konservatorium seine fernere künstlerische Bildung. Nikodami und Adam waren seine Lehrer im Pianofortespiel, und Catel in der Harmonie. Der Knabe zeigte ein ganz ausgezeichnetes Talent und große Beharrlichkeit, besonders für diese Kunst, so daß er im Jahr 1802, als er sonach kaum vierzehn Jahr alt war, bei der öffentlichen Prüfung der Zöglinge des Konservatoriums den ersten Preis des Klavierspiels und zugleich den ersten in der Komposition für dieses Instrument erhielt. Nachdem der Ehrgeiz des jungen Virtuosen einen so mächtigen Antrieb erhalten hatte, warf er sich nur noch mit

*) Er starb am 10. August 1806.

desto größerer Beharrlichkeit auf seine fernere Ausbildung, und übte sich namentlich mit dem sogenannten Handleiter, eine Erfindung, um den Fingern selbständige Stärke zu verschaffen, auf welche wir später, wenn von Kalkbremers Klavierschule die Rede sein wird, zurückkommen wollen. Später in Wien, 1803, genoß er auf Haydn's Empfehlung, der den jungen Künstler väterlich aufnahm, im Contrapunkt den Unterricht Albrechtsberger's, und faßte hier im traulichen Umgange mit Clementi und Hummel den Vorsatz, eine Verschmelzung der großen, breiten Spielweise der Clementischen Schule mit der leichten anmuthig glänzenden der Wiener herzustellen, aus welcher Vereinigung sein eigener trefflicher Vortrag hervorging. Der Beifall, den er in Paris fand, bewog ihn, eine Reise durch Deutschland zu machen, wo indessen die damaligen Kriegszeiten theils der Musik nicht sehr günstig waren, theils auch noch die Erinnerung an ältere große Spieler, wie z. B. Dussek, sich sehr lebendig erhalten hatte, so daß der jüngere Virtuos wenige Spuren dieser Reise zurück gelassen hat. Er ging hierauf nach London, wo er sich durch die Spieler aus Clementis Schule, unter denen vorzüglich Cramer genannt werden muß, noch weiter ausbildete, und hier im Zeitraum von wenigen Jahren einen großen Ruf und ein großes Vermögen gewann. Durch Beides gehörig unterstützt, kehrte er nach Paris zurück, und machte von dort aus im Jahre 1823 und 1824 eine große Kunstreise durch Deutschland, durch welche er seinen Ruf als Klavierspieler auf dem ganzen Kontinente ausbreitete. Er ließ sich zu Frankfurt, Leipzig, Dresden, Berlin, Prag, Wien und vielen andern Städten hören und erntete überall den außerordentlichsten Beifall ein. Ein Harfenist, Namens Dizy, der sich in seiner Begleitung befand; hatte sein eigenes Talent dadurch völlig in Schatten gestellt und wurde kaum bemerkt. In Wien war zu jener Zeit gerade die Sonntag im Aufblühen begriffen, und die Verwandtschaft beider ausgezeichneten Talente brachte eine Verbindung derselben für das Leben sehr nahe; indeß mochten Beide wohl noch eine Zeitlang der Annehmlichkeiten in voller Freiheit genießen wollen, welche der Besitz eines so glänzenden Talents in so reichem Maße gewährt, und so gingen denn Beide wieder den eigenen Lebensweg, bis andere Verhältnisse ihre Laufbahn gänzlich trennten. Kalkbrenner kehrte nach Paris zurück, wo er ohne Nebenbuhlerschaft der erste Virtuose auf seinem Instrumente war: ein Ruhm, den ihm zu jener Zeit in Europa nur zwei Männer streitig machten, Hummel und Moscheles, von welchen jedoch den ersten das Alter vom Schauplatze entfernt hatte, der zweite, wie es uns scheinen will in seiner Ausbildung damals gegen Kalkbrenner nicht nur still, sondern auch zurück stand. Etwa im Jahre 1830 hatte Kalkbrenner schon die ersten Klavierspieler Europas überragt. Seine künstlerische Bedeutung hat ein bekannter Kunstrichter kurz vor der Chopin-Lisztschen Periode mit folgenden kurzen Worten erschöpfend bezeichnet: „Nicht leicht würde sich ein Name auffinden lassen, der so an die rapiden Entwickelungen und Fortschritte jeder Art der Leistungen erinnerte, welche unsere Zeit charakterisiren, als der dieses berühmten Pianofortespielers. Kalkbrenner ist derjenige unserer Virtuosen, welche an der Spitze der, bis auf einen kaum noch zu erhöhenden Grad ausgebildeten, Mechanik des Pianofortespiels steht, und damit zugleich den feinsten, geistreichsten und elegantesten Vortrag verbindet."

Als Komponist ist Kalkbrenner nur für sein Instrument bedeutend geworden. Er hat nahe an 200 Werke geschrieben; die vorzüglichsten derselben sind folgende: 4 große Klavier-Konzerte: op. 61, D-Moll; op. 85, E-Moll; op. 107, C-Dur; und op. 127, A-Dur. Unter diesen ist das berühmteste das Konzert in D-Moll, welches, wie kein einziges sonst in neuerer Zeit nach dem A-Moll-Konzert von Hummel, ein Lieblingsstück der Virtuosen und des Konzert-Publikums geworden ist. Es verdient den ihm gegebenen Vorzug mit vollem Rechte, sowohl durch die brillanten, eigenthümlichen Passagen, als durch den schönen Gesang und die geschmackvolle Orchesterbehandlung. Am nächsten schließt sich demselben das neueste

Konzert an, welches Kalkbrenner auf seinen letzten Reisen überall zu spielen pflegte. Außer diesen vier Konzerten existiren von ihm mehrere andere große Klavierstücke mit Orchesterbegleitung, die für den öffentlichen Vortrag berechnet sind. Wir machen von denselben nur folgende namhaft: Fant. et Var., op. 72, F-Dur; Variationen auf: „God save the King", op. 99, D-Dur; Adagio und Allegro, op. 102, As-Dur; Le Rêve, große Fantasie, op. 113, Fis-Moll. Fast alle diese Stücke sind auch anders arrangirt herausgekommen, als z. B. für kleines Orchester, für Streichquartett, für 2 Pianofortes zu 4 Händen ꝛc. Auch für Kammermusik, jedoch mit Hinzuziehung des Pianofortes hat Kalkbrenner mancherlei Werthvolles geschrieben, als Quatuor op. 2, D-Dur; Quintuor op. 30; Var. brill. mit Streichquartett op. 112, Es-Dur; ein Trio op. 14, As-Dur; eine Sonate mit Flöte oder Violine und Violoncelle ad libitum, op. 39, B-Dur; gr. Trio op. 84, D-Dur. Die Kompositionen für das Pianoforte allein, welche dieser Meister geliefert hat, sind äußerst zahlreich, ungerechnet diejenigen, welche, ursprünglich mit Orchester oder sonstiger Begleitung komponirt, für dasselbe arrangirt sind, unter welchen letzteren besonders die Sachen zu vier Händen sich befinden. In diese Form sind auch einige Duos für Pianoforte und Violine (oder Flöte), die er mit Lafont gemeinschaftlich herausgegeben hat, gegossen, wie man dies ausführlicher in den musikalischen Verlags-Katalogen nachsehen kann. In Beziehung auf die Werke für das Pianoforte allein muß man einen Hauptunterschied machen; sie zerfallen nämlich in solche, welche er blos der Mode und dem modernen Publikum zu Gefallen schrieb, und in solche, wobei ihn ein höherer Kunstberuf leitete, etwas Ausgezeichnetes und Eigenthümliches für sein Instrument zu liefern. Was die ersten anlangt, so bestehen sie meistentheils in Rondos, Capriccios, sogenannten Fantasien, Divertissements, Variationen und dergleichen galanten Formen mehr; sie sind eine artige Modewaare, werden aber auch mit der Mode verschwinden. Höhern Werth haben die meisten Sonaten, wovon wir vor allen op. 4, op. 13, op. 35 und op. 42 namhaft machen. Besonders zeigt eine derselben, welche Cherubini dedicirt ist, daß Kalkbrenner auch im ernsteren und größeren Style Werthvolles zu schreiben im Stande ist, und daß ihn nur, wie so Viele, die Lockungen der Welt und ihre Vortheile so häufig auf andere Pfade führten, die weniger zum Tempel des Nachruhms als zu dem Ruhme der Gegenwart leiten. Das wichtigste seiner Werke, deren Zahl, wie wir schon erwähnten, fast 200 erreicht, ist seine Klavierschule, nebst den dazu gehörigen Etuden. Auf dieses Werk hat er den größten Fleiß verwendet, und ihm die Erfahrungen seines ganzen Lebens zum Grunde gelegt. Es geht besonders darauf hinaus, den Weg der Uebung allgemein zu machen, welchen Kalkbrenner selbst gegangen ist. Die Vorübungen bestehen mithin ganz besonders darin, daß man rein aus dem Fingergelenk spielen muß. Zu dem Ende ruht das Handgelenk auf der etwas über der Höhe der Unter- und etwas unter der der Obertastatur angeschraubten schon oben erwähnten Handleiste*), wodurch verhindert wird, daß der Arm den Druck der Finger verstärkt, weshalb alle Kraft des Anschlags rein aus der elastischen Stärke des letzteren hervorgeht. In dieser Stellung der Hand

*) Kalkbrenner vereinfachte die von Stöpel gemachte Erfindung eines solchen Handbildners (Handleiters) und beschränkte die ganze Maschine, weil sie kein Ueber- und Unterschlagen der Finger zuließ, insofern dieselben in den Gabeln steckten, und sich so auch nicht zur Seite zu bewegen vermochten, nur auf die eine Vorder- (vor der Klaviatur liegende) Stange von Holz, die mittelst Schrauben und Backen zwischen die Seitenwände der Klaviatur gespannt wird, und unter welcher, oder je nach dem Bedürfniß auch über welcher die Hände beim Spielen liegen, um ein falsches, zu tief oder zu hoch Halten der Hände ꝛc. des Zöglings zu verhüten und es abzugewöhnen. Mit Anwendung und Beibehaltung seines Handleiters lassen sich natürlich auch größere tonreichere Musikstücke aufführen, ja er wollte sogar, daß selbst geübte Spieler zuweilen mit Anwendung desselben ihre häuslichen Studien pflegen sollten, was auch von ihm geschah.

sind überdies Uebungen vorgeschrieben, wobei 4 Finger die Tasten ruhend festhalten, der 5te (abwechselnd Daum, 2ter, 3ter, 4ter und kleiner Finger) den Ton schnell hinter einander anzuschlagen hat. Dieses System wird konsequent durchgeführt und mit allen sonst in Klavierschulen vorkommenden praktischen Uebungen wie theoretischen Belehrungen verbunden. In letzterer Beziehung hat das Werk viel Eigenthümliches (z. B. die Definition der Tonleiter), worauf wir indessen nicht näher eingehen können. Die der Schule angefügten Etuden sind interessante Kompositionen an sich, und Meisterstücke in Beziehung auf den mechanischen Zweck. Wir machen dabei nur auf eine Fuge für die linke Hand allein, welche Kalkbrenner mit einer unglaublichen Kraft und sicheren Hervorhebung der einzelnen Stimmen spielte, aufmerksam.

Im Jahr 1834 zog Kalkbrenner sich mit seinem bedeutenden Vermögen in das Privatleben zurück und begründete in Gemeinschaft mit Pleyel die bekannte Fabrik, aus welcher so treffliche Flügel hervorgingen und die dem Instrumentenbau in Paris einen so großen Aufschwung gab. Er konnte sich nunmehr nach Herzenslust seiner Liebhaberei für Gemälde hingeben, deren er eine werthvolle Sammlung besaß, und in den höhern Kreisen der Gesellschaft, vorzüglich im Hause der Fürstin v. Vaudemont, des Fürsten Talleyrand, der Gräfin Appony, des Marquis v. Radepont und des Grafen de la Bouillerie, mit denen er viel verkehrte, den anregendsten und angenehmsten Umgang genießen. Später auf Anregung seiner Freunde, entschloß er sich zur Fortpflanzung seiner Schule durch dreijährigen cursorischen Unterricht für talentvolle Schüler. Als seine ausgezeichnetsten und begabtesten Zöglinge nennen wir Mad. Pleyel, Kathinka von Dietz, Mad. Polmartie und den Böhmen Ramaty. Auch ward ihm als Lehrer die Auszeichnung der Herzogin von Orleans zu Theil, deren musikalische Studien er leitete. Er führte ein fürstliches Haus, dem er mit großer Eitelkeit zwar, aber auch mit noch größerer Liebenswürdigkeit vorstand, und besaß, bei angeborener edler Form und Haltung, im Umgange die Leichtigkeit und Gewandheit, die sich nur im häufigen Verkehr mit der gebildeteren höheren Welt erwerben lassen. Man bewegte sich bei ihm in anziehender Umgebung. Männer aller politischen Farben, alte berühmte Krieger aus der Kaiserzeit, Staatsmänner, ausgezeichnete Gelehrte, Künstler stellten sich in seinen glänzenden Soiréen zu musikalischen Genüssen und anziehender Unterhaltung ein; so Graf Molé, General Athalin, Salvandy, Graf Sparre und dessen geniale Gattin, mit denen er vorzüglich befreundet; ein Kreis, der leider durch die Februarereignisse aus einander gesprengt wurde.

Gedenken wir der letzten Reise, die er im Jahr 1824 nach Deutschland machte, wo er sich nochmals an verschiedenen Orten, wie in Berlin, Hamburg u. s. w. hören ließ, so stand er zu der Zeit wohl auf der höchsten Stufe seiner Ausbildung als Virtuos, die in der That schon oben als eine außerordentliche bezeichnet werden mußte. Man fand, daß er sich zu einer Vollendung ausgebildet hatte, die als regelrechte zur Norm für Jeden dienen kann. Er hatte die gleichmäßigste Stärke der Finger und dadurch den vollendetsten, tonvollsten Anschlag erreicht, dazu eine solche Sicherheit in der Ueberwindung aller Schwierigkeiten, daß sich wohl schwerlich eine geregelte mechanische Aufgabe hätte finden dürfen, die er nicht so ruhig, so beherrschend gelöst hätte, daß man glauben mußte, er habe das Leichteste unter den Händen; und seine Kunst bestand eben in der Hinsicht darin, so zu spielen, daß es schwer wird, ihm das Leichteste nachzuspielen: ein Resultat, welches nicht eher erfolgt, als bis man es dahin gebracht hat, daß einem das Schwerste leicht geworden ist. Man fand ferner damals seine Kunst, den Ton aus dem Instrumente zu ziehen, unnachahmlich, und konnte nicht vergessen, wie er alle gesangvolle Stellen so ausgezeichnet schön und seelenvoll vorzutragen wußte.

Der Charakter dieses ebenmäßig ausgebildeten, dabei aber doch alle Schattirungen des Vortrags von der zartesten Grazie bis zum energischen Feuer entwickelten Spieles zeigt sich auch in seinen Kompositionen für das Instrument. Alle

Schwierigkeiten, die er darin gebracht, liegen, so brillant sie sind, bequem in der Hand; er hat schwer geschrieben, aber niemals unangenehm für den Spieler, sondern so, daß Jeder, der seine Vorstudien gehörig gemacht hat, mit Tonleitern, gebrochenen Accorden, Oktavengängen, Staccato auf einem Ton, Doppelgriffen u. s. w. Bescheid weiß, die Kalkbrennerschen Kompositionen fast sämmtlich vom Blatte spielen kann; nur auf den Grad der Vollendung, mit dem es geschieht, kommt es alsdann dabei an, und da erst zeigt sich die Schwierigkeit der so leicht scheinenden Leistung. Man hat hie und da als Schattenseite seines Spiels bemerken wollen, als mangele ihm die eigentliche Tiefe des Gefühls oder ein genialer, großartiger Vortrag, so zart und graziös man auch seine melodische Auffassung, so rapid und energisch man auch seine Passagen finden müßte. Indeß nur wenige Stimmen bestätigen dies, kurz er dürfte bis jetzt nur von wenigen, wie z. B. von Chopin, Henselt, Liszt, Dreischock übertroffen sein.

Kalkbrenner hatte Feinde und Neider, und zum Theil wohl nicht ohne Verschulden. Man warf ihm Hochmuth und Anmaßung vor, und er war allgemein, namentlich unter seinen Kunstgenossen, wenig beliebt. So viel aber ist gewiß, — und aus vollem dankbaren Herzen ist es geschrieben, worin auch Jeder, der Aehnliches von ihm erfuhr, von Herzen einstimmen wird: — mit oder ohne Empfehlung war, wer vertrauensvoll zu ihm ging, gütig aufgenommen, ein Fremder mit um so größerer Freundlichkeit, ein Deutscher vollends mit Freude und Liebe. Wer ihn länger kannte und mit ihm vertraulichen Umgang hatte, der vergaß ob seiner guten Eigenschaften diese Schwächen, schätzte in ihm die ausgezeichnete Begabung und gewann ihn lieb. Für solche Freunde ist sein Verlust ein schmerzlicher. Schon seit einiger Zeit war er leidend gewesen und hatte sich endlich wieder erholt; von den Bädern von Ischia hoffte er gänzliche Wiederherstellung seiner Gesundheit, und man glaubte ihn allgemein schon daselbst, als plötzlich die unerwartete Nachricht seines raschen Todes erscholl, den er sich durch unvorsichtige Selbstbehandlung des Choleraanfalls zugezogen haben soll. Er starb im 62. Jahre seines Alters, noch kräftig und bei großer Regsamkeit des Geistes. Seine Wittwe, Tochter des Generals d'Estaing und Großnichte des berühmten Admirals dieses Namens, der mit Lafayette in Amerika diente, bleibt mit einem Sohne „Arthur" zurück, auf den das Talent des Vaters überging. Die Leichenfeier ward in der Nähe der Wohnung des Verstorbenen begangen, in der Kirche Notre Dame de Lorette. Auf dem Sarge lagen die drei Orden, die seine Brust geschmückt: der französische, der belgische und der preußische. Er ruht, wie er gewünscht hat, neben seinem Vater auf dem Kirchhofe Montmartre. Sein voller Name war Friedrich Wilhelm Michael Kalkbrenner. Aus seinem Nachlasse erschien noch vor Kurzem ein sehr schätzbares Werk, die Harmonielehre, zunächst für Pianofortespieler, als Anleitung zum Fantasiren und Improvisiren.

Narciso Lopez, der Anführer der letzten verunglückten Expedition gegen Cuba, wurde im Jahre 1798 in dem damals noch spanischen Venezuela auf dem Lande geboren und gehörte einer Familie an, die in den Llanos mit reichem Grundbesitz angesessen war. Der Bürgerkrieg, dessen Ausbruch in die Jahre seiner Kindheit fällt, machte dem Reichthum seines Vaters plötzlich ein Ende. Dieser, der außer seinem Sohn noch vierzehn Töchter zu erhalten hatte, suchte sich nun durch einen kleinen Handel zu ernähren, den er in Caracas errichtete, und schickte den Sohn nach Valencia, damit er dort für das Geschäft thätig sei. Valencia befand sich in der Gewalt der Patrioten, bald darauf verlor Bolivar die Schlacht von La Puerta, und ein Theil seiner Truppen warf sich nach Valencia mit dem Entschlusse, sich bis auf den letzten Mann zu halten. Die Stadt belagerte Boves, der furchtbarste aller spanischen Anführer mit seiner Abtheilung von Schwarzen und Farbigen, die wegen ihrer Grausamkeit von den Spaniern selbst den Namen der höllischen Division erhalten hatte. Als die Stadt erobert wurde, mußte alles über die Klinge springen, und Lopez, der sich gleichwohl bei der

Vertheidigung ausgezeichnet hatte, entging dem Tode nur durch sein jugendliches Aussehen, in Folge dessen er sich als ein Knabe, der noch in der Erziehung sei, unter die Sklaven des Hauses mischen konnte. Der Krieg war jetzt fast beendet, Bolivar selbst hatte das Land verlassen, von ganz Venezuela gehörten den Patrioten nur noch zwei Gebietstheile, die Insel Margarita und die Steppen am Orinoko, in denen Paez (s. d.) mit seinen wilden Reitern sich tummelte. Die Familie des Jünglings war jetzt total zu Grunde gerichtet, die Noth zwang ihn sich den Spaniern anzubieten, die ihn anfangs wegen seiner Jugend zurückwiesen, dann aber in ihr Heer aufnahmen. Er blieb dieser Fahne treu, als die Patrioten ihre Anstrengungen erneuerten, und kämpfte gegen sein Vaterland mit solcher Tapferkeit, daß er schon mit 19 Jahren die Führung einer Schwadron erhielt. Das San Fernando Kreuz höherer Ordnung wurde ihm dafür zu Theil, daß er mit nur 38 Reitern einen Angriff der feindlichen Reiterei aufhielt, durch den Paez, von Morillo geschlagen und verfolgt, seinen Rückzug durch die Llanos decken wollte. Für diese Waffenthat wurde er zum Oberst ernannt und nahm als solcher an dem Kriegsrath Theil, der nach der unglücklichen Schlacht von Carabobo berathschlagte, ob Venezuela noch länger gehalten werden könne. Die Stimme des dreiundzwanzigjährigen Obersten soll für die Räumung des Landes den Ausschlag gegeben haben. Die Stelle mit gleichem Rang in ihrem Heere, welche die Patrioten ihm antrugen, schlug er aus und folgte den spanischen Truppen 1823 nach Cuba. In den aktiven Dienst trat er nicht zurück, weil die Besiegung der liberalen Sache in Spanien durch die Franzosen ihm Ferdinand VII. verhaßt gemacht hatte, und seine Verheirathung mit einer reichen Havaneserin ihm die Mittel gab im Privatstande zu leben. Diese Dame hat sich später, nachdem sie durch ihn den größten Theil ihres Vermögens verloren hat, vom ihm getrennt und lebt gegenwärtig in Paris. Bei dem Tode Ferdinands VII. befand sich Lopez zufällig in Madrid, um einen Prozeß zu betreiben, bot der Königin Christine seine Dienste an und half bei der Entwaffnung der Karlisten mit solchem Muth, daß er zum ersten Adjutanten des Generals Valdez ernannt wurde. In dem darauf folgenden Bürgerkriege bethätigte er bei mehreren Gelegenheiten kriegerische Eigenschaften, die ihn in der Achtung von Freund und Feind hoben. Er rückte zum Oberst, dann zum General auf, nachdem er das bei Durango eingeschlossene Korps unter General Valdez dadurch gerettet hatte, daß er sich durch die umzingelnden Karlisten durchschlug und Unterstützung herbei holte. Der Sieg eben der Partei, welcher er angehörte, stürzte ihn persönlich ins Unglück. Eine beispiellose Verwirrung riß ein, die Soldaten hielten sich, wenn sie nur Exaltados seien, zu allem berechtigt, und wollten dem Bürgerkriege, den nur die Verräther so in die Länge gezogen hätten, rasch ein Ende machen. Auch Lopez wurde von seinen Soldaten, die den größten Theil ihrer Offiziere verjagt hatten, gezwungen eine Schlacht zu liefern, obgleich die Umstände die ungünstigsten waren. Dieses Treffen fand bei Jadraque statt, gegen den auf Madrid vordringenden Gomez, und endete damit, daß die Christinos gesprengt wurden, Lopez mit 600 Mann in Gefangenschaft gerieth. Aus diesem Gefecht, zu dem Lopez sehr gegen seinen Willen gezwungen wurde, macht eine Biographie in der „Weser-Zeitung", deren Verfasser als ein in Cuba lebender Deutscher bezeichnet wird, Lopez den schwersten Vorwurf und behauptet, „daß er sich mit 8000 Mann in der Nähe von Madrid gefangen nehmen ließ, während er selbst am Spieltische saß." Aus der Zeit seiner Gefangenschaft wird ein Zug erzählt, der ihm zur höchsten Ehre gereicht. General San Miguel belagerte die Bergfeste Cantavieja, wo er gefangen saß, und der Kommandant der Festung entsandte ihn, nachdem er sein Ehrenwort zurückkehren zu wollen gegeben hatte, an die Belagerer mit der Botschaft, daß alle Gefangenen über die Klinge springen müßten, falls die Belagerung fortgesetzt werde. Lopez entledigte sich dieser Botschaft, indem er zugleich den Rath hinzufügte, San Miguel möge seine Angriffe kräftig fortsetzen, da Cantavieja bald fallen müsse, dann kehrte er

in die Festung zurück. San Miguel griff nun mit verdoppelter Energie an und nahm die Festung, ohne daß die Karlisten Zeit hatten ihre Drohung auszuführen. Seine kriegerische Laufbahn konnte er, durch Wunden und die Entbehrungen der Gefangenschaft geschwächt, nicht fortsetzen, er bewarb sich daher in Sevilla um eine Abgeordnetenstelle und wurde in die Kortes gewählt. Seine parlamentarische Thätigkeit gab ihm Gelegenheit, den Kolonialdespotismus, nachdem er ihn früher von unten her gesehen hatte, nun auch von oben kennen zu lernen. Seine Liebe für Cuba, die sich in einem Toast aussprach, verwickelte ihn in eine Untersuchung, die Vertreibung der cubanischen Abgeordneten legte den ersten Keim zu seinem Bruch mit der Regierung. Eine Zeitlang fungirte er als Oberbefehlshaber der Nationalgarde von Madrid, dann auch als Gouverneur der Hauptstadt, welchen letztern Posten er bald gegen Espartero's Wunsch wieder niederlegte. Beide blieben dennoch Freunde, und dieser Freundschaft, vielleicht auch einer großmüthigen Anwandlung zu Gunsten Cubas verdankte Lopez 1839 seine Ernennung zu einem hohen Posten auf der ihm zur zweiten Heimath gewordenen Insel. Während General Valdez die Statthalterschaft über die Insel antrat, wurde er zum Statthalter von Trinidad (Ciudad maritima de Trinidad) ernannt und mit dem Oberbefehl der militärischen Streitkräfte des Mitteldepartements betraut. Der Sturz Espartero's und der Progressisten hatte nach spanischem System auch seine Absetzung zur Folge, und er mußte sich nun, da er seit der Trennung von seiner Frau ohne Vermögen war, der Privatspekulation zuwenden. Mehreres mißlang, zuletzt trieb er das Geschäft eines Minero, das bei dem Raubbau, der fast allgemein in den Bergwerken des spanischen Amerikas Sitte ist, einen eben so unsichern Gewinn als das Spiel bietet. Er mischte sich dabei unter das Landvolk, das ein gutes Material zu einer brauchbaren Reiterei bietet, und erwarb sich Zutrauen und Geneigtheit. Die Geldsummen, welche er zu diesem Zweck spendete, wie die im ganzen nicht günstigen Erfolge seines Bergwerksbetriebs sollen ihn in Schulden gestürzt haben. Im Jahre 1848 wurde die spanische Regierung, die ihn seit längerer Zeit aufmerksam beobachtet hatte, mit seinen Plänen so weit bekannt, daß er vor Gericht gestellt werden konnte, aber Lopez war gewarnt und entfloh. Er ging nach Rhode Island, in seiner Abwesenheit nahm sein Prozeß seinen Fortgang und endete mit einem Todesurtheil in contumaciam. In dem Artikel: Die Insel Cuba (B. 6. S. 1 fgg.) wurde bereits erzählt, wie die Agitation für Erwerbung Cubas durch Lopez, der als der geeignetste Anführer eines kriegerischen Unternehmens erkannt wurde, neue Nahrung erhielt. Die Maßregeln der nordamerikanischen Regierung gegen die Expedition sind als der hauptsächlichste Grund von deren Mißlingen anzusehen. Da die Schiffe mit den Mannschaften einzeln und verstohlen abgehen mußten, so konnte keine imposante Macht auf einem Punkt vereinigt werden, und die getrennt landenden Abtheilungen erlagen nach einander. Lopez selbst, der am 19. Mai 1850 mit 600 Mann zu Cardenas ans Land gestiegen war, eroberte zwar den Ort, fand aber bei den Kreolen nicht die erwartete Unterstützung und mußte seinen Versuch aufgeben. Das Dampfboot Kreole, das ihn gebracht hatte, nahm ihn wieder auf, hart verfolgt von dem spanischen Kriegsdampfer Pizarro, war jedoch so glücklich, Key-West zu erreichen. In Savanah wegen Verletzung der Neutralitätsakte von 1818 verhaftet, wurde er nach kurzer Zeit in Freiheit gesetzt, da die Anklage nicht bewiesen werden konnte. Eine zweite Anklage in New-Orleans, welche die große Jury bereits bewilligt hatte, führte ebenfalls zu keinem Resultate, da die Regierung selbst davon abstand. Er nahm seinen Plan aufs neue auf und fand von den verschiedensten Seiten Unterstützung, theils durch die Demokraten, die eine Ausbreitung ihrer radikalen Ansichten erstrebten, theils durch die Sklavenhalter, denen der Eintritt eines Sklavenstaats in die Union höchst erwünscht ist, theils durch die vielen kriegslustigen Abenteurer im Süden, endlich auch durch das mächtige Geschlecht der Börsen-

spekulanten. Die Sympathien dieser letztern hatte die in Newyork bestehende Junta promovedera de los intereses politicos de Cuba, die den Zweck der Befreiung der Insel verfolgt, durch ein Werthpapier gewonnen, das im Betrage von 50, wie andere wollen gar von 100 Millionen Dollars auf den Markt gebracht und zu 10 und mehr Prozent verkauft wurde. Hätte das Unternehmen Erfolg gehabt, so würde Cuba zum Lohn der Befreiung mit einer Staatsschuld von 50 oder 100 Millionen Dollars belastet gewesen sein, und die Geldbarleiher hätten das glänzendste Geschäft von der Welt gemacht. Die Firma Legur, Cuchins und Kompagnie waren die Agenten für die Expedition, Lopez versprach jedem, der sich ihm anschließen werde, freie Verpflegung und acht Dollars monatlich, nach der Eroberung von Cuba aber und nach einjährigem Dienst 1000 Dollar baar oder 200 Acker Land. Diese Anerbieten genügten, um eine Masse solcher Leute anzulocken, welche in dem Kriege gegen Mexiko durch leichten Dienst als Freiwillige, dessen Mühen durch wechselnde Abenteuer reichlich aufgewogen wurden, werthvolle Ländereien erworben hatten. Im Süden der Union giebt es mehr als 20,000 solcher Leute, welche zu jedem kriegerischen Unternehmen bereit sind. Die Anwerbungen gingen ziemlich offen vor sich, ein Schiff, der Pampero, wurde um 75,000 Dollars gekauft, welche die oben genannte Firma vorschoß, für Kleider, Waffen, Munition gesorgt. Die Anlage dieser zweiten Expedition war großartiger als jener von 1850, und wären die Gelder rascher herbeigeflossen, so hätten sich 5000 Mann eingeschifft. Nach allem zu schließen wurde die nordamerikanische Regierung gerade durch die Offenheit getäuscht, womit das Unternehmen angekündigt wurde. Die Presse hatte seit der Landung von Cardenas so oft Lärm geschlagen, es war so oft von einem großen Aufstande in Cuba, von der nahe bevorstehenden Abreise der Befreier von Neworleans die Rede gewesen, daß die neuen Prahlereien ebenfalls für Wind gehalten wurden. Der Präsident Fillmore begnügte sich damit, an den Erlaß seines Vorgängers Taylor zu erinnern, der die Freibeuter, die einen Angriff auf Cuba machen würden, außer dem Gesetz (outlaws) erklärt und sie von allem Schutz ausgeschlossen hatte. Auch die spanische Regierung ließ durch ihren Konsul in Neworleans warnen, daß ein Seeräubertod die Folge eines Angriffs sein werde, aber das fand in Nordamerika kein Gehör. Am 3. August 1851 war alles bereit, doch die 5000 Mann, welche in Bereitschaft standen, konnten aus dem eben genannten Grunde nicht eingeschifft werden, sondern nur 600 Mann, von denen 120 wegen Ueberfüllung des Schiffs ans Land zurückgebracht werden mußten. Narciso Lopez hatte die Oberleitung, unter ihm befehligten als Obersten der Amerikaner Crittenden und der Ungar Pragay. Die Landung sollte in dem mittlern Theil von Cuba, am nördlichsten Ufer der Insel erfolgen, aber in Key-West erhielt Lopez die Nachricht, daß Pinar del Rey sich erhoben habe, die ganze Vuelta Abajo sich im Aufstande befinde und vierzehn Städte die Fahne der Revolution erhoben hätten. Diese Gerüchte waren im höchsten Grade übertrieben, denn nur zwei kleine Aufstände hatten stattgefunden, einer in Puerto Principe, ein zweiter an einem nicht genannten Orte, wobei einer der eifrigsten Agitatoren, Aguero, seinen Untergang gefunden hatte. Die von den spanischen Behörden bei der Unterdrückung dieser Aufstände geübte Strenge hatte die Neigung der Cubaner, sich einem Unternehmen zur Befreiung ihrer Insel anzuschließen, bedeutend verringert, auf der andern Seite waren die katholischen Priester thätig gewesen, denen der Anschluß an ein wesentlich protestantisches Land nicht gleichgültig sein konnte, und die Aussichten der Expedition hatten sich demnach sehr verschlechtert. Jene Nachrichten von Aufständen ließen Lopez seinen Landungsplan ändern, und er wählte nunmehr Orbigosa. Ein Irrthum des Lootsen führte ihn statt nach diesem Ort nach Matanzas, acht deutsche Meilen östlich von der Havana, als er dann nach Orbigosa steuerte, lag dort die spanische Kriegsfregatte Esperanza, und die Landung mußte an der Küste von

Morilla stattfinden. Um zwei Uhr Morgens (13. August) wurden die ersten Truppen ausgeschifft und man verfuhr so schnell und geregelt, daß bis Sonnenaufgang alles vorüber war und der Pampero schon wieder auf dem Rückwege sich befand. Die spanische Regierung war inzwischen unterrichtet worden und hatte zu Wasser und zu Lande Truppen abgeschickt. Schon am 14. fand ein erster Zusammenstoß statt. Lopez hatte seine Streitmacht getheilt, mit 400 Mann hielt er die kleine Stadt Las Posas besetzt, 100 Mann unter Oberst Crittenden standen verschanzt auf einem Hügel an der Küste, um die Verbindung mit dem Meere zu unterhalten und einen etwaigen Rückzug ihrer Gefährten zu decken. Auch der spanische General Enna theilte seine Truppen, um die beiden nordamerikanischen Abtheilungen zu gleicher Zeit angreifen zu können. Auf beiden Punkten wurde er zurückgeschlagen und erlitt einen sehr empfindlichen Verlust an Verwundeten und Todten. Die Amerikaner scheinen durch diesen Vortheil sich zur Tollkühnheit haben fortreißen lassen. Sie zogen auf San Diego de Nunez und Cubanas, an welchem letztern Ort eine kleine Feste liegt, welche überrumpelt werden sollte. Diese Aufgabe übernahm Oberst Crittenden, der sich mit 52 Mann auf Kähnen einschiffte, bald aber auf den spanischen Kriegsdampfer Habanero stieß und gefangen genommen wurde, ohne daß er oder einer der Seinigen einen Versuch zum Widerstande gemacht hätte. Am 16. Morgens trafen diese Unglücklichen in Havana ein, verurtheilt durch die bloße Thatsache, daß sie als ein Theil von Lopez Korps und alle in Waffen in spanischem Gewässer sich hatten betreten lassen. Da keiner seine Schuld verhehlte oder Gnade beanspruchte, wurde das Urtheil sogleich gesprochen und vollzogen. Die Hinrichtung erfolgte auf dem Platze vor dem Kastell Atares, mehr als 20,000 Menschen sahen das traurige Schauspiel mit an und riefen Lebehoch für die Königin und Spanien, die Truppen hatten ein Viereck gebildet, die Reiterei und die Bürgergarde standen an den Seiten. Der Oberst wurde allein erschossen. die fünf Offiziere zusammen, die übrigen je zehn auf einmal. Die Leichen wurden dann auf zehn große Särge gelegt und von schwarzgekleideten Trägern anständig zur Erde bestattet. Die Truppen zogen nach der Hinrichtung um den Platz und dann in ihre Kasernen zurück, keine einzige Leiche blieb liegen, und erst nach dem Abmarsche des Militärs durfte das Volk die Stelle betreten, wo die Exekution stattgefunden hatte. 40 der Unglücklichen waren Amerikaner, 4 Irländer, 2 Deutsche, 2 Havanesen, 1 Schotte, 1 Italiener, 1 Ungar, 1 Insulaner von den Philippinen. Die übrigen Expeditionstruppen hielten inzwischen noch immer Las Posas besetzt, ihnen gegenüber stand General Enna, auf Verstärkung, namentlich durch Artillerie, wartend. Die Erfahrung, welche die Spanier bei ihrem ersten Angriffe gemacht hatten, muß eine sehr bittere gewesen sein, daß sie nicht wagten, die Handvoll Fremdlinge zu vertreiben. Lopez ging sogar selbst zum Angriff über, konnte aber begreiflicher Weise gegen die verschanzte und überlegene spanische Macht nichts ausrichten. Am 15. Morgens erhielt Enna die erwartete Verstärkung: vier Kompagnien mit 150 Pferden, fünf Kompagnien mit zwei Gebirgskanonen, das ganze unter dem Befehl des Generals Don Martin Rosales. Trotz dieser Verstärkung fühlte Enna sich nicht stark genug, den Rückzug seiner Gegner zu beunruhigen, die am 17. Las Posas räumten und auf Pinar del Rio marschirten. Die Spanier folgten, und am 17. fand ein Gefecht statt, worin Rosales geschlagen, Enna getödtet wurde. Ein zweites Gefecht auf den Höhen von Candelaria mit dem Oberst Elizalde nahm ebenfalls einen für die Spanier ungünstigen Ausgang, aber jetzt wimmelte es rings um Lopez von feindlichen Truppen. Vor sich hatte er einen Theil der Besatzung von Havana, drei Kolonnen standen in seinen Flanken, alle Küstenpunkte waren so besetzt, daß die Landung von Verstärkungen unmöglich gemacht war. Ueberdies hatte Lopez sich verirrt und war statt nach Pinar del Rio nach den Kaffeepflanzungen von Frias gelangt.

Hier erfocht er noch einmal einen Sieg, der indessen wie der frühere fast alle Folgen einer Niederlage hatte, da die im Gefecht entstandenen Verluste durch frische Truppen nie ersetzt werden konnten. Die erwarteten Zuzüge von Einheimischen blieben aus, die Landleute zeigten sich eher feindlich, als daß sie Unterstützung geleistet hätten. Nach dem Gefecht bei Frias war die Schaar des Generals auf 220 Mann geschmolzen, welche er auf den Weg nach Bahia Honda führte. Am 21. Morgens erreichte er, nachdem er die Nacht im Burjo geblieben war, Maritorena in den Gebirgen von Rosario. Hier wurde der letzte Rest der Expedition, als man eben im Abkochen begriffen war, vom Oberstlieutenant Sanchez mit dem Regiment Coruna überfallen und mit dem Bajonnet aus einander gesprengt. Von diesem Augenblicke an hörte jede Leitung und Ordnung auf, die Expedition zerstob, die einzelnen Trupps wurden theils getödtet, theils gefangen genommen, theils ergaben sie sich freiwillig. Lopez mit der kleinen Schaar, welche ihn umgab, irrte noch einige Tage umher, mit seinen Begleitern von Wurzeln und Kräutern lebend, nachdem sein Pferd verzehrt worden war. Von allen Seiten verfolgt, bis auf den Tod erschöpft, wurde er endlich von einem Haufen Landleute überfallen und gefangen genommen, ohne daß er und seine sechs Begleiter Widerstand versucht hätten. Dies geschah am 29. August in der Nähe von Los Pinos del Rangel. Die Truppen, denen er übergeben wurde, führten ihn auf Seitenwegen, um dem Andrange der herbeieilenden Neugierigen zu entgehen, nach der Hauptstadt, die man am 31. August erreichte. Um sieben Uhr des folgenden Morgens wurde Lopez am Fuße des Forts de la Punta durch die Garrotte hingerichtet. 3000 Mann Fußvolk und 2000 Reiter waren aufgestellt, von Zuschauern sollten sich 8000 eingefunden haben. Mit ruhigem und gemessenem Schritt bestieg der Verurtheilte das verhängnißvolle Gerüst und sprach noch zu der Menge mit klarer, ungebrochener Stimme. Seine letzten Worte waren: „Ich sterbe für mein geliebtes Cuba.“ Obgleich am Abend vorher zahlreiche Strohpuppen in Generalsuniform mit einem Spiel Karten in der einen und einem Kampfhahn in der andern Hand, als Zeichen der bei Lopez vorherrschenden Leidenschaften, in den Straßen von Havana dem Volk als Scheiben gedient hatten, verhielt sich dasselbe bei der Hinrichtung doch ruhig und still, nur einzelnes Zischen wurde vernommen. Von den Gefährten des Unglücklichen scheint nach dem 24. August keiner mehr getödtet worden zu sein, die 140 Gefangenen der Expedition sollen nach einer Bestimmung des Generalkapitains Concha nach Spanien gebracht werden, um zehn Jahre lang in den Bergwerken zu arbeiten. Die Mitglieder der ungarisch-polnischen Emigration, die sich dem Zuge angeschlossen haben, figuriren alle, so weit ihre Namen bekannt sind, auf der Liste der Todten. Es sind Joseph Pragai, ehemaliger Adjutant Klapka's, Stephan Ellis, Honvedmajor, Viktor Körr, Adjutant Dembinski's, Martin Szellesky, in Ungarn Guerillaführer, und Stephan Borowsky, früher Adjutant Bems. Alle haben bei der Expedition Offiziersstellen bekleidet. Man mag ihren Ueberfall von Cuba in sittlicher Beziehung noch so sehr verdammen, so wird man ihnen doch Energie und eine wahrhaft ritterliche Tapferkeit nicht absprechen können. Lopez selbst war gewiß ein sehr tapferer Soldat, ob er ausgezeichnete Geistesfähigkeiten besessen habe, möchte zu bezweifeln sein, ein reiner Charakter, wie wir uns befreiende Helden am liebsten denken, war er bestimmt nicht. Nach allem zu schließen, erhob er sich nicht über das Niveau der gegenwärtigen sittlichen Zustände in Spanien und den Kreolenländern, und theilte namentlich die Leidenschaften, die wir mit geringen Ausnahmen bei allen christinischen und karlistischen Generalen des Bürgerkriegs antreffen. Alle diese Glückssoldaten, die Espartero, Narvaez, Seoane, Zurbano sind Spieler, selbst die bessern tragen kein Bedenken, die Zukunft eines Volks auf eine Karte zu setzen und das Glück entscheiden zu lassen.

Seit der Expedition des Generals Lopez ist das zweite Unternehmen der

Nordamerikaner auf Cuba gescheitert, der Anschluß der reichen Insel vertagt. Einige Zeitlang hatte es den Anschein, als ob die gewaltige Aufregung des Volkes über die Niedermetzelung der Gefangenen in Havana einen Rachezug zur Folge haben würde, diese Gefahr ist aber beseitigt, die Erbitterung hat abgenommen, seitdem sich herausgestellt hat, daß die Erzählungen nordamerikanischer Blätter von scheußlichen Mißhandlungen der Gefangenen, von gemeinen Beschimpfungen ihrer Leichen auf Erfindung beruhten. Der Bericht des Kommodore Platt und des Lieutenants Taylor von der nordamerikanischen Kriegsmarine, die beide in der Havana gegenwärtig waren, bezeugt ausdrücklich, daß keine Mißhandlungen vorgekommen sind, und dasselbe bestätigen die Erzählungen mehrerer Gefangenen, die der Generalkapitain unter der Bedingung freiließ, daß sie in Nordamerika die Wahrheit sagten. Da nun die spanische Regierung das Schießen eines ihrer Schiffe auf den nordamerikanischen Dampfer Falcon als Irrthum bezeichnet hat, womit man in Washington laut amtlicher Erklärung zufrieden gestellt ist, so ist jede äußere Veranlaßung beseitigt, welche irgend einen Bruch in den bezüglichen Verhältnissen herbeiführen könnte. Der Gedanke, Cuba an die Union heranzuziehen, wird deshalb nicht aufgegeben werden, weder innerhalb der Union, noch auf der betheiligten Insel selbst. Der Mangel an Unterstützung bei Lopez Unternehmen ist kein Beweis, daß die Gesinnung der Cubaner sich geändert habe. Es waren unzeitig ausgebrochene Aufstände unterdrückt worden, Lopez trat mit zu schwachen Kräften auf, die spanischen Truppen waren sogleich in Masse da, unter solchen Umständen konnten die Bewohner sich nicht aufgefordert fühlen, einen im Keime hoffnungslosen Unternehmen sich anzuschließen. Ueberdies gelang es Lopez nicht, zu den Gegenden durchzudringen, wo er Sympathie zu finden erwartete. Eine sehr schlimme Vorbedeutung für die spanische Herrschaft enthalten die Siege, welche Lopez mit seiner kleinen Mannschaft über die spanischen Truppen erfochten hat. Wenn 500 Mann so viel vermocht haben, was würde dann den 5000 Büchsenschützen möglich geworden sein, die in Bereitschaft standen und nur, weil die Mittel nicht zeitig zur Hand waren, sich nicht einschiffen konnten? Spanien hofft auf fremde Unterstützung, um Cuba behaupten zu können, und England und Frankreich haben ihre Hülfe zugesagt, wie dies ihr Interesse erheischt, die thatkräftigen Amerikaner von den reichen Ueberresten europäischer Kolonisation abzuhalten, die in Westindien noch vorhanden sind. Will aber Spanien seine Insel, die ihm jährlich den vierten Theil seiner Staatseinkünfte liefert, wirklich erhalten, so muß es sein System ändern. Cuba, rings von Ländern mit republikanischen oder konstitutionellen Verfassungen umgeben, steht unter absoluter Herrschaft, unter der Willkür eines Generals, den seine Gönner nach Cuba schicken, damit er sich dort bereichere. Ein starkes Heer, eine Masse von Spionen sollen den Gehorsam sichern, und diese Menschen muß die Insel mitsammt den Abenteurern ernähren, die in der Verwaltung, der schwerfälligsten der Welt, Anstellung finden. Spanien zieht jährlich 6 bis 7 Millionen Thaler Reinertrag, 18 bis 20 Millionen kostet die Verwaltung, die sich bei besserer Einrichtung mit 8 Millionen leicht bestreiten ließe, und für alles leistet Spanien bis jetzt nicht den geringsten Ersatz. Der größte Schutz der spanischen Herrschaft liegt noch in dem Bewußtsein der Cubaner, daß sie zu schwach sind, um ein selbständiges Reich zu bilden, und in der Antipathie eines großen Theils gegen das germanische, protestantische Nordamerika.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. G. Gato in Meißen.

Die große Oper. (Bis zu und mit Meyerbeer.) Gehen wir um ein ganzes Jahrhundert zurück, so finden wir die Oper fast noch in ihren ersten Anfängen. Liebe, Zärtlichkeit und Eifersucht in ihrer oberflächlichsten Bedeutung bildeten das beschränkte Reich der Empfindungen, innerhalb dessen sie sich fast einzig bewegte. Hierzu kam noch die aus der Harlekinade und der volksthümlichen Posse sich entwickelnde Opera buffa, die es natürlich allein auf die Lachmuskeln ihrer Zuhörer abgesehen hatte. So wie man die Kirchenmusik zu den höchsten Leistungen berufen glaubte, so war es herkömmlich, die weltliche Musik jedes tiefern Ausdrucks für unfähig zu halten und ihre Aufgabe allein darin zu suchen, daß sie unterhalte und amüsire. Dabei blieb man nicht einmal beim Nächstliegenden und Volksthümlichen stehn. Mythologische Namen mußten meist der Schaalheit einen Anstrich von Bedeutung und Wahrheit verleihen. Man hätte es sonderbar gefunden, wenn eine Oper nicht Venus und Adonis oder Amor und Psyche geheißen hätte, wenn nicht tanzende Nymphen, Schäfer und Liebesgötter darin aufgetreten wären. Die Prunksucht und Frivolität der damaligen Zeit verlangte dieselbe Unnatur, die wir in dem geschmacklos überladenen Styl ihrer Paläste schauen, auf der Bühne wiederzufinden. Die Kunstformen, in denen sich dabei die Musik bewegte, hatten stets ein und denselben Zuschnitt und eine gewisse Routine in diesen engen Grenzen ersetzte häufig den Mangel an jeder Erfindung. Natürlich hatte man von künstlerischer Einheit, geschweige denn von einer musikalischen Charakterzeichnung noch gar keinen Begriff, und deshalb erklärt es sich, daß oft zwei oder drei Componisten sich in die Vollendung ein und derselben Oper in der Weise theilten, daß jedem ein Akt zur Bearbeitung übertragen ward.

Einem einzigen Manne war es vorbehalten diesem Unwesen ein Ende zu machen und die Oper mit einemmale zu einer Bedeutung emporzuheben, von der man sich früher nichts träumen ließ, und dieser unsterbliche Mann war Gluck. Merkwürdiger Weise sehen wir Gluck noch durch die ganze erste und größere Hälfte seines Lebens dem herrschenden Geschmacke fröhnen. Sein gefeierter Name flog bereits von einem Ende der musikalischen Welt zum andern, als ihn plötzlich eine tiefe Unzufriedenheit mit sich selbst und seinen künstlerischen Leistungen ergriff. Er fühlte, daß er sein Talent auf die undankbarste Weise verschwendet habe, daß seine Opern mit ihrer Zeit untergehn und das Bessere was sie enthielten unter der Fluth des Gewöhnlichen verschwinden würde. Er wollte nun nicht länger ein Diener der geistlosesten Convenienz bleiben und schmachtete nach würdigerer Beschäftigung seines Talents. Durch das Studium der klassischen Literatur seiner Zeit ward er auf die Alten hingeleitet. Obgleich ihm hier in den Werken eines Corneille und Racine, antike Größe meist nur geschminkt und parfümirt entgegentrat, so drang sein gesunder Sinn doch bald zum Kerne ihres Wesens durch. Da dämmerte der Gedanke in ihm auf, daß es vielleicht nicht unmöglich sein würde die mächtigsten Empfindungen, deren das menschliche Herz fähig zu sein vermag, in Tönen eben so tief und wahr wie der Dichter in seiner Sprache wiederzugeben. Es ward ihm klar und klarer, daß die Oper zu etwas Höherem berufen sei, als durch den bunten Sinneszauber der Ballets und leichtfaßliche, jedem beliebigen Texte unterzulegende Melodien zu wirken, daß sie nicht des Sängers wegen, sondern dieser ihrethalben existire und die Tonkunst auch außerhalb der Kirche bildend und erhebend zu wirken im Stande sein werde. Er empfand, daß Wort und Ton in ihrem Ausdrucke zu einem untrennbaren Ganzen verschmolzen werden müßten, daß auch Charaktere und Situationen musikalisch festzuhalten seien, daß hergebrachte, bereits tausendmal wiederholte Kunstformen, als Geist und Gemüth beengende Fesseln abzustreifen und auch diese erst durch den auszusprechenden musikalischen Gedanken zu gestalten seien. Nun begann er

seinen Orpheus. Von Takt zu Takt überzeugte er sich mehr und mehr, sich nicht getäuscht zu haben. Es war ihm wirklich gelungen, eine würdige Aufgabe für sein Talent gefunden und ein neues Feld für die Oper geschaffen zu haben. Gluck war eben nicht allein einseitig Musiker, sondern auch ein großer Denker. Zur Vollendung des Orpheus brauchte er zwar ein Jahr, während er sonst von sechs zu sechs Wochen eine neue Oper lieferte, aber wie ward er auch für seine Ausdauer belohnt. Mehr und mehr sah er seine Ideale sich verwirklichen. Alceste, Iphigenie in Aulis, Armide und Iphigenie in Tauris folgten einander, eine immer höhere Entwicklung darstellend, und diese hellleuchtenden Sterne am Kunsthimmel sind es allein, die ihren Schöpfer in unvergänglicher Schöne überdauerten, während die lange Reihe seiner frühern Opern fast spurlos unterging.

Mit Glucks Tode sehen wir die Oper, wenn auch nicht zu der frühern Armuth und Gedankenlosigkeit, doch so bedeutend von der ihr durch den hingegangenen Meister verliehenen Höhe herabsinken. Stereotype Formen traten wieder an die Stelle der freien Gedankenentwicklung, in Deutschland näherte man sich allzusehr dem Singspiel, indem die einzelnen Musikstücke durch Dialoge unterbrochen wurden und in der Wahl der Stoffe stieg man wieder zum Trivialen herab. Selbst Mozart, obgleich an Genie gewiß nicht hinter Gluck zurückstehend, reichte doch keineswegs in Bezug auf richtiges künstlerisches Gefühl und im Bewußtsein dessen, was die Oper soll und vermag, an den unsterblichen Vorgänger. Nur hier und da hat er sich zu seiner Größe aufgeschwungen, und zwar zumeist im Idomeneo und Don Juan, und es ist merkwürdig, daß wir gerade dann, wenn z. B. der Charakter der Donna Anna sich musikalisch am ergreifendsten entwickelt, stets an Gluck erinnert werden. So gleich im ersten Recitativ nach dem Introduktions-Quartett, dann in der Erzählung des nächtlichen Ueberfalls und der darauf folgenden herrlichen Arie: „Du kennst den Verräther", in der die heroische Größe einer Armide sich verkündet. Der Gesang des Komthurs in der Kirchhofsszene erinnert sogar in auffallender Weise an die göttliche Stelle der Orakelverkündigung in der Alceste. Eben so sind das unsterbliche Introduktionsquartett zwischen Komthur, Donna Anna, Don Juan u. Leporello, die D-Dur-Arie der Elvira und der Sturm im Idomeneo vom Gluck'schen Geiste durchdrungen und so wäre noch vieles anzuführen. Im Allgemeinen aber dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die tausendmal wiederkehrenden kleinen Formen, in denen sich Mozart wie alle seine Zeitgenossen so häufig bewegt, einem unterbrochenen organischen Zusammenhange im Großen und Ganzen, freier Entwickelung und individuellem Ausdrucke wieder hemmend entgegentraten. Denn jene kleinen, in sich selbst abgeschlossenen und durch den Dialog geschiedenen Stücke ließen die Oper vollständig in ihren einzelnen Theilen aus einander fallen und dies ist wieder ein Beweis dafür, daß ein solcher die Musik unterbrechender Dialog höchstens bei der komischen Oper zu gestatten sei und selbst dort das Parlando-Recitativ der Italiener bei weitem vorzuziehen wäre. In der ernsten Oper aber können wir dabei weder zur Illusion noch zur künstlerischen Einheit gelangen. Wir müssen es Unnatur nennen, wie wir es im Leben Unnatur nennen würden, wenn eine Person bei erhöhtem Gefühl plötzlich zu reden aufhören und zu singen anfangen würde. Bei unterbrochenem musikalischen Fortgang aber wird die Musik zum einzigen Ausdrucksmittel und deshalb zur andern Sprache der auftretenden Personen und nun erscheint uns alles natürlich. Was übrigens Mozart bei Glucks umfassender Bildung geworden wäre, beweist schon allein sein Don Juan, in dem er, nur durch die Divinationsgabe des Genius geleitet, das Unsterbliche leistete. Denn abgesehen davon, daß hier ein unterbrochenes Recitativ die einzelnen Nummern mit einander verknüpft, wäre es auch nicht möglich, Arien und Ensembles ausfallen zu lassen und durch beliebige Stücke ähnlichen Styls zu ersetzen, was bei Mozarts andern Opern, ohne dem Charakter

des Ganzen zu schaden, zuweilen wohl angehen dürfte. Auch jene den freien Gedankenzug lähmenden Formeln streift er in dem göttlichen Finale des ersten und dem unsterblichen Sextett des zweiten Aktes vollständig ab, indem wir hier schon umfangreichern und in einander greifenden Sätzen begegnen, wobei uns eine Charakterschilderung der einzelnen Träger des Werks, des Don Juan, Ottavio, Masetto, Leporello, der Donna Anna, Elvira, Zerline entgegentritt, die sowohl in ihrer detaillirten Ausführung wie in ihrer genialen Größe einzig dasteht. Mit einem Wort, Don Juan giebt uns die Ueberzeugung, daß Mozart, wenn ihn die Welt nicht so früh verloren hätte, unwillkürlich auf den von Gluck eingeschlagenen Weg gerathen sein würde. Eine ihm noch besonders eigenthümliche, Gluck, den er überhaupt an Vielseitigkeit übertrifft, mangelnde Anlage ist sein Talent für das Humoristische. Wir nennen nur Figaro, die Entführung und die Zauberflöte. Aber die Entwicklungsgeschichte der Opera buffa sowohl, wie die der romantischen Oper, in welchen beiden ein Gretry, Cimarosa und später ein Boyldieu und Weber so herrliches leisteten, müssen wir ganz bei Seite lassen, da unsere Aufgabe vorzugsweise darin besteht, das erhabenste Genre dramatischer Musik, das der ernsten Oper, allseitig ins Auge zu fassen.

Hierbei bemerken wir nun nächst Mozart zuerst den großen Cherubini, der sich unter allen seinen Opern in der Medea Gluck am meisten nähert. Mit dem Bewußtsein dessen aber was er wollte, sehen wir erst Spontini die seit Gluck verlassene Bahn wieder betreten. In ähnlicher Weise wie jener dereinst, war er in seiner ersten Lebenshälfte gänzlich dem Zeitgeschmacke hingegeben; aber von dem Momente an, der ihn mit Gluck'scher Opernmusik bekannt machte, ging die große Umwandlung in ihm vor, die ihn zur Erkenntniß seiner Aufgabe gelangen ließ. Er sah nämlich bald ein, daß ihm zu einer erhöhten Darstellung des Ausdrucks, durch die seit Gluck in ihrer Entwicklung so weit fortgeschrittene Instrumentation, neue Mittel in die Hände gegeben seien. Die Verschiedenheit der Klangfarben der Orchesterinstrumente und deren hundertfältige Mischungen führten ihn in dieser Beziehung zu überraschenden Resultaten und Cortez und Vestalin waren die endlichen herrlichen Früchte seiner Bemühungen. Mit Cortez betrat er sogar ein ganz neues Feld, nämlich das der historischen Oper. Denn, wenn Gluck auch in seiner Iphigenia in Tauris bereits den Kontrast verschiedener Nationalitäten, der Griechen und Scythen, meisterhaft zu schildern verstand, so bleiben seine Opern, wie die Tragödien der Alten doch mehr Familienstücke, obwohl dieselben, bei dem Rang und der idealistischen Anschauungsweise der darin auftretenden Personen, an deren Schicksal sich überdies meist das ihrer Völker knüpft, himmelhoch über das, was man gewöhnlich Familienstücke zu nennen pflegt, hinweggehoben werden. Eine Oper aber wie Cortez knüpft an die Geschichte, wie sie sich im Völkerleben gestaltet, an, und es ist Spontini darin in bewundernswerther Weise gelungen, die Kontraste von Civilisation und Barbarei, Heidenthum und Christenthum, Spaniern und Mexikanern, nicht allein in den Massen, sondern auch in den auf diesem Hintergrunde hervortretenden Gestalten eines Cortez, der gefangenen drei Spanier, des Oberpriesters, des Montezuma, des Telasco und der Amazily darzustellen.

Von Spontini ab gerieth die Oper wieder in grenzenlosesten Verfall. Rossini, vom Himmel mit seltenem Genie begabt, hatte nicht die Ausdauer, das aus sich herauszubilden, was er aus sich herauszubilden vermochte, und beim Beifall der großen Menge immer tiefer sinkend, rief er eine der trivialsten Perioden ins Leben, die die Opernliteratur kennt. Dies ist um so trauriger, als der Barbier und Tell, diejenigen beiden Opern, in denen es ihm einmal darauf ankam, etwas Tüchtiges zu leisten, beweisen, was er hätte werden können. Der Geschmack des großen Publikums an Rossinischen Opern nahm bald so sehr

überhand, daß man nichts anders mehr zu hören verlangte und das Beste, was früher geleistet worden war, in den Hintergrund treten mußte. Vergaß doch das Wiener Publikum seinen Beethoven über Rossini. Man wollte fortan nichts mehr hören, als jene gefällig rhythmisirten Gassenhauer mit Marschtempo, oder jene sentimentalen Jeremiaden, die sich später, bei Bellini und Donizetti, erst zu der rechten Höhe des Unsinns und zu einer wahrhaft kränkelnden Süßlichkeit fortbildeten. Was ging es das Publikum an, ob man bei Tanzrhythmen die Leute zum Tode führte, oder bei Jammerlauten auf der Bühne sich freute, konnte es doch zu allem den Takt schlagen, behielt man doch die Melodien leicht und vermochte sie sich beim Nachhausegehen vorzupfeifen, brauchte man doch seine Fassungskraft nicht fortwährend anzustrengen, denn natürlich hörte man nur noch auf die Triaden des primo uomo oder der prima donna und konnte, ohne irgend etwas zu verlieren, in der übrigen Zeit plaudern und lorgnettiren nach Herzenslust!

In die Periode einer solchen unglaublichen Geschmacklosigkeit und Barbarei fällt nun die Zeit, in der sich der junge Meyerbeer zuerst der Oper zu widmen begann. Doch datirt seine eigentliche musikalische Bildung noch von früher her und wir wagen zu behaupten, daß es allein jene in frühster Jugend durchgemachte tüchtige deutsche Schule ist, die ihn später davor bewahrte, im Strome des herrschenden Zeitgeschmackes unterzugehen. Er sowohl wie Karl Weber waren nämlich bekanntermaßen mehrere Jahre lang die Schüler des berühmten Abbé Vogler, bei dem sie die strengsten Studien durchmachten. Wer hätte damals in dem jungen Manne, der sich ganz auf kirchliches Gebiet begeben und Fugen und geistliche Kandaten schrieb, den künftigen Heros der modernen Oper gesucht? Daß er sich dem Dramatischen zuwandte, geschah anfänglich wohl nur in der Absicht, möglichst bald in weiten Kreisen anerkannt zu werden. Ehrbegierig, wie jedes junge Talent, verlockte ihn der Beifall, den die große Menge seinem Zeigenossen Rossini zollte, sich um denselben in ähnlicher Weise zu bewerben. Es ist eigenthümlich und bedeutsam, daß den Weg, den die Geschichte der Oper im Ganzen nahm, Meyerbeer, als Einzelner, in seinem Bildungsgange zum dramatischen Komponisten wiederholte. So wie die Oper ursprünglich nur die Sinne zu ergötzen trachtete, so sehen wir auch ihn anfänglich den Italienern und ihrer sinnlich oberflächlichen Geschmacksrichtung folgen; jedoch verdankte er ihnen seine große Kenntniß in Behandlung der Solostimmen, so wie er später bei den Franzosen Bühneneffekte und moderne Instrumentation studirte und auf diese Weise Erfahrungen machte, die ihm auch noch später sehr zu statten kamen und bei denen er ein Hochbegünstigter vor so vielen zu nennen ist, denen nur nach einer Seite hin und bei einer Nation das Theater kennen zu lernen vergönnt war.

Meyerbeer war bereits ein Mann von europäischem Ruf, als der Zeitpunkt für ihn herannahte, der den ganzen Menschen und Künstler in ihm umgestaltete. Wie hätte auch bei ihm jene innere Erleuchtung ausbleiben sollen, wie sie jedem auf Abwegen irrenden großen Genie einmal zu Theil ward, wenn ihm das künstlerisch Vollendete begegnete und es die eigene Schwäche erkennen ließ. Gluck und Spontini, ja selbst Rossini, da er einen Tell schrieb, erlebten, wie wir gesehen haben, eine solche. Bei Meyerbeer ging sie unmittelbar der Schöpfung seines Robert voraus. Wie alles, was Gluck und Spontini vor dieser Durchgangsperiode schrieben, der Vergessenheit anheim fiel, so ist auch bereits alles, was Meyerbeer vor seinem Robert geschaffen, mit dem Zeitstrome hinweggefluthet worden. Erst von dem Momente an, da er erkannte, daß deutsche Kunst der Boden sei, in welchem seine Kraft wurzle und auf dem sie sich weiter entwickeln müsse, war er zur wahren Erkenntniß seiner selbst durchgedrungen. Von nun an sehen wir, wie er sich von Oper zu Oper eine immer höhere Aufgabe stellt. Es bleibt sich gleich, ob er sich derselben bewußt war oder

nicht, genug, daß sich in seinen Werken erkennen läßt, wie sich die Anforderungen, die er an sich selbst stellte, von Jahr zu Jahr steigerten. Ein immer klarer werdendes Bild eines Ideals, welches die moderne Oper, gestützt auf das Beste aller Zeiten, zu verwirklichen habe, malte sich in seiner Seele. So schrieb er seinen Robert, in dem wir zuerst wieder auf kerndeutsches Element treffen, wenn dasselbe auch noch nicht das allein vorwaltende ist. Denn der Franzose und Italiener machen darin noch ihre Rechte an ihn geltend, und daher kommt es, daß wir so häufig aus dem Himmel auf die Erde herabfallen und es so manchmal bedauern müssen, neben dem Erhabensten das Trivialste stehen zu sehen. Bei alle dem bildet er sich in dieser Oper bereits seinen eignen Styl, der als Grundton die ihm fremden Stoffe dennoch zu einem Ganzen verbindet. Auch geben sich, in Bezug auf organisch-musikalischen Zusammenhang und feinere Durchführung, große Fortschritte im Vergleich mit der früheren Periode kund. Vorzugsweise ist es die Gewandtheit in thematischen Behandlungen, die uns, wie überhaupt bei Meyerbeer, hier im Robert zuerst begegnet. Bald wird ein Thema reizend eingeleitet, bald überrascht uns sein Wiedererscheinen zu neuer harmonischer Unterlage, dann wieder entwickelt sich aus einer einzelnen Themaphrase der ganze Fortgang eines Stücks; Verkürzungen, Erweiterungen, Nachklänge, Anklänge, figurirte Bässe und vielgestaltige Mittelstimmen, führen ein und denselben musikalischen Grundgedanken in stets neuer und interessanter Folge an uns vorüber. Wir müssen auch noch des seltenen Melodiereichthums im Robert und der durch ihn bekundeten Fülle musikalischer Anlage, so wie der gewählten und charaktervollen Instrumentation gedenken, in der wir bereits neuen, von Meyerbeer auf diesem Gebiete später so reichlich gemachten Entdeckungen begegnen. Robert wird nicht untergehen, dafür birgt schon allein die bereits in der Ouverture zum Grundthema genommene Auferstehungsscene; doch waren von ihm aus noch große Fortschritte möglich. Dies fühlte auch Meyerbeer, der nun, da einmal die erste Sprosse der Himmelsleiter erstiegen war, nicht mehr ruhen konnte. Nach Höherem strebend, sowohl in Bezug auf konkreteren und reichhaltigeren Stoff, als auf tiefern musikalischen Ausdruck, fand er in Gluck und Spontini die Vorgänger, die ihm sagten, auf welchem Wege er fortzuschreiten habe. Nur bei Schilderung der Gefühlswelt außergewöhnlicher, erhabener Naturen, oder bei musikalischer Darstellung der Geschicke ganzer Völker und der sie bewegenden Zeitströmungen waren die Mittel an die Hand gegeben, die ganze Gewalt und Mannigfaltigkeit musikalisch-dramatischen Ausdrucks, deren die ernste Oper fähig ist, zur Entwicklung gelangen zu lassen. Solche Elemente bot aber vorzugsweise die historische Oper dar und die Bereicherung und Erweiterung ihres Gebietes, das war die Aufgabe, die Meyerbeer mit richtigem Blick als die des modernen dramatischen Komponisten erkannte, als er seine Hugenotten schrieb.

So wie Spontini auf der von Gluck zuerst eröffneten Bahn, durch Benutzung der reicheren Ausdrucksmittel, die das Orchester bot und seine, Gluck mangelnde rhythmische Mannigfaltigkeit, weiter fortschritt, so sehen wir in den Hugenotten auch Meyerbeer in beiden Beziehungen vorwärts gehen, ohne daß seine wahrhaft geistreiche Instrumentation an einer bei Spontini häufig vorkommenden Ueberladung leidet. Im Vergleich mit Robert, liegt der große durch die Hugenotten gethane Fortschritt vorzugsweise in der fast durchgehenden Charaktereinheit dieser Oper. Schon daß der Komponist den Choral: „Eine feste Burg" als mächtigen Grundpfeiler hinstellte, der den ganzen schönen Bau zu tragen bestimmt war, beweist, wie sehr er nach geschlossenem Zusammenhang strebte. Auch das durch die Kunst gebotene Gesetz der Steigerung geht in weiser Berechnung, vom ersten bis zum fünften Akte durch die ganze Oper; der Meister ist am rechten Orte haushälterisch mit seinen Mitteln, um spätere Momente um so stärker hervortreten zu lassen, überall die schönste Vertheilung von Schatten

und Licht, die mächtigsten Wirkungen auf einander berechneter Kontraste und ein unvergleichlich gelungenes Festhalten des historischen Kolorits. Wir empfinden, daß wir es hier durchweg mit dem echten Künstler, der es sich selbst recht machen will, zu thun haben. Einen kühnen Griff that Meyerbeer, indem er seinen Stoff aus einer Periode der neuern Geschichte wählte, die in unserm heutigen Leben gewissermaßen noch fortspielt; und wie sehr ist ihm dabei die Schilderung der fanatischen Menschen gelungen, in der er fast noch Spontinis Schilderung seiner Mexikaner und Spanier übertrifft. Auch hat er es vermocht, die auf dem historischen Hintergrunde hervortretenden Helden und Heldinnen der Oper: Raoul, Marcell, Valentine, Königin, in einer Weise zu individualisiren, die wir in gleicher Vollendung nur in Mozarts Don Juan und bei Vater Gluck wiederfinden. Das große Publikum stellt jedoch den Robert über die Hugenotten und würde diese sicherlich wieder dem Propheten vorziehen, wenn es bei letzterem nicht so viel zu sehen gäbe. So geht es aber jedem großen Talente, das fortschreitend erfahren muß, daß die große Menge mit ihm nicht gleichen Schritt zu halten und ihm erst viele Jahre später mit dem Verständniß zu folgen vermöge.

Beim Propheten stellte sich Meyerbeer, die Bahn weiter verfolgend, auf der er bereits so reiche Lorbeeren errungen, eine noch kühnere Aufgabe. Wir sehen ihn auf derselben zu einer Höhe fortschreiten, zu der sich vor ihm noch Niemand hinauf gewagt hatte und damit denn auch das letzte Ziel, das auf diesem Wege in Aussicht stand, glücklich erreichen. Und doch wie unzulänglich und oberflächlich sprach man darüber, in einer Oberflächlichkeit, die sowohl im Lob, wie im Tadel sich kund gab. Denn entweder hörten wir nur echauffirte Begeisterung, die sich in einer endlosen Phraseologie Luft machte, oder wir mußten den großen Meister von Chikanen und Schwätzern in unwürdigster Weise schmähen sehen. Schweigen wir davon. Das aber bleibt allemal untastbar stehen, daß es ihm nämlich, indem er alle andern Künste mit der Musik vereint nach demselben Mittelpunkte hinwirken ließ, gelungen ist, ein künstlerisches Ganzes von so untrennbarem und organischem Zusammenhang ins Leben zu rufen, wie noch kein ähnliches dagewesen. Hier ist weder Dekoration noch Gruppirung, weder Kostüm noch Ballet, weder Sonnenaufgang noch Krönungszug ein bloßes szenisches Beiwerk oder vom Ueberfluß, wie dergleichen in den meisten Opern, sondern alles trägt, im innigsten Verein mit Musik und Dichtung, dazu bei, den Rahmen des historischen Bildes zu vollenden. Die Grundbedingung eines vollendeten Kunstwerks, jene Einheit, die jedes Theilchen als ein lebendiges Glied des Ganzen erscheinen läßt, ist dergestalt in einem Grade erreicht, wie dieselbe auf keinem andern Wege in gleicher Weise denkbar wäre und so müssen wir bekennen, daß gerade das, was Meyerbeer von kurzsichtigen Tadlern im Propheten vorgeworfen wurde, sein höchstes Verdienst ist. Wie hätte uns z. B. der Meister Johann von Leydens Verzückung besser malen und dieselbe naturgemäßer herbeiführen können, als indem er nach jener Nacht, mit ihren Schrecken der Empörung, die Sonne glänzend über dem fernen Münster aufgehen läßt, bei deren ersten verklärenden Strahlen, der durch die vorhergehenden Stürme so mächtig Erregte plötzlich den im Morgengolde schimmernden Himmel sich öffnen zu sehen und die Chöre der Seraphim zu hören glaubt. Wie wirkt hier die Orchestermalerei meisterhaft mit dem anbrechenden Tage zusammen, wie viel würde der dadurch hervorgebrachte Eindruck verlieren, wenn man das Eine vom Andern trennen wollte. Doppelt erklärbar erscheint uns beim belebenden Hauch der Morgenlüfte die Lust der Krieger, gegen Münster zum Sturm geführt zu werden; doppelt verheißungsvoll die am Horizonte erglühenden Thürme der Stadt.

Im Propheten tritt uns überhaupt alles in großen und zusammenhängenden musikalischen Bildern entgegen; wir nennen nur die Wiedertäuferpredigt, die Aufruhrszene, die Domszene und die Kerkerszene, in denen sich alles in so enger Verkettung durchdringt, daß wir eine ideale Welt von Menschen, die in Tönen

reden und empfinden, aber keine Sänger mehr, die in konventionelle Kunstformen eingeschnürt, etwas Musikalisches vortragen, zu hören glauben. So gewaltig wie die Zeichnung im großen Ganzen ist, so bewunderungswerth ist auf der andern Seite die Ausfeilung im Detail. Den kleinsten Aufwallungen, den zartesten Nuancirungen der Empfindung, verleihen die Töne Ausdruck; das Orchester ist zum unmittelbaren Organ der Seele geworden und malt ebensowohl Szenen von großartigster Leidenschaft, wie den kleinsten Vorfall in der Handlung. Von der Schilderung der ganzen Zeit in ihrer individuellsten Färbung bis zur Malerei des niederländischen Volkscharakters, dem Heransprengen der Bertha verfolgenden Reiter, dem Feueranschlagen des Jonas, dem pfeilschnellen Dahingleiten der Schlittschuhläufer, wird alles von demselben Elemente, dem Orchester mit seinen tausend Ausdrucksmitteln getragen. So fällt denn nichts mehr, als nicht dazu gehörig, aus dem großen Gemälde heraus und alles wird Bestandtheil des Ganzen. Dieses Streben nach dem Allumfassen des gegebenen Stoffs spricht sich auch noch in anderer Weise aus. Meyerbeer, der bei allen Nationen seine Lehrjahre durchmachte und auf der Höhe aller Literaturen steht, hat nämlich in überraschender Weise jeder Schule und jedem Meister das ihnen besonders gelungene und Eigenthümliche abzulauschen und wiederzugeben verstanden. Daher kommt es, daß, obgleich er alles mit eigenem Styl und Geiste durchdringt, wir bei dieser oder jener Stelle an andere uns bekannte Meister erinnert werden; jedoch stoßen wir dabei nicht etwa auf wirkliche Reminiscenzen, sondern empfinden nur Charakterähnlichkeit. Dies ist kein Vorwurf, sondern ein Lob, denn wer von andern das Beste sich anzueignen und demohngeachtet selbst treu zu bleiben weiß, ist eben der echte Künstler. Haben sich nicht Beethoven, Mozart, Spontini an Hunderten ihrer Vorgänger gebildet; sagt nicht Goethe: „Wer wollte Rechenschaft darüber ablegen, wie vielen er seine Bildung verdankt?" — So erinnert uns z. B. das Recitativ Johanns: „Meine Mutter ist das einzige Gut, was mir bleibt", in der Wahrheit seines Ausdrucks lebhaft an Gluck, eben so wie das letzte Duett Berthas mit Johann im vierten Akt. — Der ersterbende Schluß des Bauerntanzes ist eine von Weber entlehnte Idee, warum sollte sie aber nicht hier in einer Weise zur Anwendung kommen? Die große Menge behauptet übrigens vom Propheten, daß Meyerbeer sich selbst darin am häufigsten kopirt habe und spricht dadurch aus: wie sehr sich bei ihm eigenthümlicher Charakter und Styl festgestellt haben.

Der Prophet ist die deutscheste aller Opern Meyerbeer's und mit einziger Ausnahme einiger Schlußtriaden in Donizettischer Weise finden wir keine Anklänge an Italien mehr, während das französische Element nur noch da hinein spielt, wo es hingehört, nämlich in den Schlittschuhszenen und Ballets. Mit dem Propheten hat Meyerbeer auf dem von Gluck eingeschlagenen, von Spontini mit Erfolg fortgesetztem Wege den letzten Schritt gethan. Wir, die wir überhaupt Feinde des Klassificirens und einer Rangordnung des Genies sind, wollen nicht darüber entscheiden, in wie weit Meyerbeer seiner Anlage nach mit jenen Vorgängern, oder einem Mozart, einem Cherubini in Vergleich zu stellen sei; das aber ist gewiß, daß er in dem Erkennen der Aufgabe der Oper am weitesten fortgeschritten ist und daß ein einziger Akt seiner letzten drei großen Opern eine solche Fülle von Originalität, Melodie, überraschender Modulation und ungesuchten Effekts in sich schließt, daß daran mancher andere gefeierte Stoff genug für mehr als eine Oper haben würde. Eine größere Vollendung der Meyerbeerschen Opern ist trotzdem allerdings noch denkbar. So würden wir im Allgemeinen eine noch strengere Durchbildung der musikalischen Formen und eine gewandtere Führung der Chorstimmen wünschen. Denn so sehr wir jene engherzigen Formen, von denen häufig die Rede war, entfernt wünschen, so sehr müssen wir doch auf ungezwungene Gliederung derjenigen Formen dringen, die in der Oper zur Geltung kommen sollen. Hier fehlt es manchmal unserm sonst so großen Meister an der Abrundung,

wie wir sie bei Mozart und Cherubini finden. Ein Hauptsatz, der einen Mittelsatz einschließt, ist eine gar zu lose und zu häufig wiederkehrende Gliederung und auch diese ist nicht immer ganz tadellos. So wie man von einer Figur auf einem Bilde sagt, ein Arm sei zu kurz oder zu lang, so kann bei dem ähnlich naturgemäßen Zusammenhang der Glieder musikalischer Formen, auch hier von Verzeichnungen die Rede sein. In dieser Beziehung müssen wir z. B. an dem sonst so hinreißend schönen letzten Duette zwischen Bertha und Johann rügen, daß der plötzliche Uebergang zu der Stelle: „Ein Schwert war nur dein Scepter", etwas Unorganisches habe, was sich bei längerem Verweilen auf dem vorhergehenden Gis-Moll, verlieren würde. Doch abgesehen von diesen kleinen Mängeln, leistet der Meister so Großes und steht so hoch erhaben über allen seinen Zeitgenossen auf dramatischem Felde da, daß wir nur bewundernd zu ihm hinauf zu schauen vermögen.

Die ungarischen Konservativen. Die Aufhebung der österreichischen oktroyirten Verfassung, welcher die Ernennung des Erzherzogs Albrecht zum Civil- und Militärgouverneur Ungarns auf dem Fuße gefolgt ist, schließt in der neuesten Geschichte Ungarns einen Abschnitt ab. Läßt sich die Geschichte dieses Abschnitts zur Zeit noch nicht schreiben, weil noch zu vieles im Dunkel liegt, so haben wir in ihm doch ein geschichtliches Element, dessen Thätigkeit, seit der Katastrophe von Vilagos die einzige öffentliche Aeußerung des ungarischen Lebens, um so mehr zu näherer Beachtung auffordert, als diese Thätigkeit in Folge ihrer Rückwirkung auf den gesammten Kaiserstaat von großer Wichtigkeit ist. Dieses Element wird von den ungarischen Konservativen gebildet. Diese Partei hat fast von dem Augenblicke der Unterwerfung Ungarns Opposition gemacht, sie hat eben so in ihrem Haß gegen die centralisirende Märzverfassung die Bestrebungen der Staatsmänner unterstützt, welche Oesterreich mit gewissen Veränderungen zu dem absoluten Regierungssystem zurückführen wollen. Diese Mitwirkung der Ungarn hat den Sturz der Verfassung sehr gefördert, die Belohnung dafür dürfte nicht ausbleiben, aber sie wird sich gewiß nicht bis zu einer Vernichtung der Früchte des österreichischen Waffenerfolgs ausdehnen. Die Ungarn hofften auf nationale Selbständigkeit, die Bedeutung der Regierungserlasse scheint die zu sein, daß die Centralisation aufrecht erhalten, aber die bureaukratische Verwaltung durch eine aristokratische ersetzt wird. Man würde damit von dem System Josephs II., das von 1849—1851 vorgeherrscht hat, zu der milderen Weise Maria Theresias zurückkehren. Joseph II. wollte mit bureaukratischen Formen und unter Germanisirungsversuchen, dabei gegen den Adel reformirend, die Selbständigkeit Ungarns vernichten, Maria Theresia verfolgte denselben Zweck, indem sie dem Adel liebkoste, ihn durch Heirathsverbindungen mit dem österreichischen Adel, durch Heranziehung der reichen Magnaten an den Wiener Hof, durch Auszeichnung mit hohen Civil- und Militärämtern, durch Errichtung der ungarischen Leibwache u. s. w. gewann.

Die ungarische Aristokratie knüpfte ihr Bündniß mit der österreichischen Regierung, als es galt, den Liberalismus, den sogenannten französischen Geist zu bekämpfen. Sie nannte sich die konservative und nationale Partei, und war beides wirklich, in sofern sie gegen jeden Versuch, die Verfassung und die Ungarn eigenthümlichen Institutionen anzutasten, in die Schranken trat. Die Municipalverfassung galt ihr für ein heiliges Palladium, in welcher Ueberzeugung sie sich mit der Opposition begegnete, allein in einzelnen und wichtigen Fällen gab sie doch den versteckten Angriffen der Regierung gegen die Verfassung ihre Hülfe. So in der Administratorenfrage, wobei es sich darum handelte, die Komitate und damit den Reichstag von der Regierung abhängig zu machen. Antinational und antikonservativ wurde die aristokratische Partei jedesmal, so oft dem Adel ein Opfer für das Wohl des Vaterlandes zugemuthet wurde. Auf funfzehn Reichstagen forderte die liberale Partei die Organisation des Unterrichts, und immer

vereitelten die Aristokraten durch ihren Widerstand die nöthige Reform. Den Kriminalkodex, der 1839 vorgelegt wurde, der dem heillosen Zustande der Justiz endlich ein Ende gemacht haben würde, verwarfen sie, weil derselbe die Abschaffung der Stockprügel enthielt, ohne welche ihrer Ansicht nach der Bauer nicht zu regieren sei. Den heilsamsten Verbesserungen im Städtewesen begegnete ein leider erfolgreicher Widerstand der Konservativen, die Bauernfrage scheiterte an ihrem Nein. Sie gestanden zwar die Billigkeit der Forderungen, welche die Städte erhoben, äußerten aber Bedenken, ob mit der Schwächung des ungarischen Adels durch Aufnahme von Volkselementen die theure Nationalität nicht gefährdet werden dürfte. Von dem Bauer hieß es, er sei noch nicht reif zur Freiheit, er würde ohne Robot faul und arm werden. Bekannt ist die Hartnäckigkeit, womit die Partei für die Erhaltung der Steuerfreiheit des Adels kämpfte. „Belastet nicht die jungfräulichen Schultern des ungarischen Edelmanns!" rief ein Tablabiro in einer Kongregation des Graner Komitats, auf mehreren Versammlungen floß Blut bei der Erörterung dieser Frage. Das Bündniß der Konservativen mit der Regierung wurde mit dem größern Erstarken der Opposition ein sehr inniges, wie wir aus einem Programm von 1847 ersehen, das die hervorragendsten Mitglieder der Partei berathen und unterschrieben haben. „Die Freunde des Bestehenden", sagt das genannte Aktenstück, „durchaus identisch mit der Regierung, erklären, daß sie dieselbe so lange unterstützen wollen, als sie den jetzt eingeschlagenen Weg verfolgt, und durch die gegenwärtigen Persönlichkeiten vertreten wird. Eben so erwarten sie, daß die Regierung ihre Partei als den natürlichen Bundesgenossen ansehen, ihrer stets eingedenk bleiben, und die nöthigen Reformen nur durch sie ins Werk setzen wird, denn die Regierung ist viel zu mächtig, viel zu gerecht, als daß sie sich zur Annahme von Propositionen sollte gezwungen glauben, die von unten ausgingen."

In Folge der Märzereignisse löste sich die konservative Partei vollständig auf. Die reichsten Mitglieder zogen sich ganz von den Geschäften zurück und gingen nach Oesterreich, einzelne traten zur liberalen Partei über, andere stellten sich insgeheim zur Verfügung der Reaktion. Diese Feldflüchtigkeit im Augenblicke der Gefahr, die bekanntermaßen keine vereinzelte Erscheinung ist, läßt sich nicht entschuldigen. Die Konservativen mußten, wenn sie ihren Grundsätzen treu bleiben wollten, eine parlamentarische Opposition bilden, deren erste Elemente in dem Centrum des Pesther Reichstags, das sich ohne die Konservativen gebildet hatte, bereits vorhanden waren. Im Pesther Reichstage war der Ort, wo die Konservativen für die Forderungen der Regierung in Betreff der Ministerien, der Staatsschuld, der Gleichstellung, der Nationalitäten eintreten mußten. Ob sie die Majorität erlangten oder nicht, immer bildeten sie eine vermöge ihrer historischen Namen und ihres Reichthums mächtige Partei, der im schlimmsten Fall das Amt der Vermittlung nicht entgehen konnte. Diese Stellung haben die Konservativen aufgegeben und tragen so die Mitschuld, daß die Regierung, da sich keine parlamentarische Partei für sie vorfand, ihre Helfer unter Raitzen, Wallachen und Serben suchte. Die erste größere Vereinigung der zersprengten Partei fand Statt, als der Kriegszug gegen Ungarn in Wien beschlossen worden war. Wir finden nun eine Anzahl von Magnaten bei Fürst Windisch-Grätz, Rathschläge ertheilend und Aufschlüsse gebend, die wohl das meiste zu jener Verblendung beigetragen haben, welche den unglücklichen Feldherrn bis zu dem Moment seiner traurigen Niederlagen nicht los ließ. An dem Feldzuge selbst haben die Konservativen keinen Antheil genommen, doch ist hierin kein Patriotismus zu suchen, da sie den Versuch gemacht haben, gleich den französischen Ausgewanderten ein Freikorps zu bilden. Dies geschah im Mai 1849, in welcher Zeit 64 Magnaten und sonstige namhafte Mitglieder der Partei von Preßburg aus in Gemeinschaft mit dem dortigen Gemeinderathe einen Aufruf an die Patrioten erließen, sich zu waffnen und gegen das Rebellenheer zu ziehen, wobei jedem, der sich stellen werde, ein Handgeld

von 30 Gulden Münze zugesagt wurde. Als einzige Folge dieses Versuchs kann ein kleiner Haufen Slowaken gelten, der sich unter Anführung eines Magnaten in den Karpathen sammelte, aber auf die Nachricht vom Ausrücken der Magyaren aus einander stob. Neben dieser kriegerischen Thätigkeit begegnen wir einer nicht minder verfehlten staatsmännischen Wirksamkeit, worüber ein Mitglied der Partei, Zsedenyi, in einer Flugschrift: „Ungarns Gegenwart" (Wien, bei Jaspar, Hügel und Manz) nähere Aufschlüsse ertheilt. Zur Zeit, als die Verfassung vom 4. März 1849 vorbereitet wurde, ernannte Graf Stadion zugleich eine Kommission von ungarischen Vertrauensmännern, die in Uebereinstimmung mit jener Charte ein Statut für Ungarn ausarbeiten sollten. Die Männer dieses Ausschusses waren Apponyi, Zarka, Emil Dessewffy, Uermenyi, Barboczy, Szentivanyi und Jozsika für das magyarische, Vaghi und Jary für das deutsche, Halvats, Hanrich, Kollar und Kuzmanyi für das slawische Element. Allein diese Männer „hatten den Entwurf noch nicht ausgearbeitet, als zu ihrer größten Ueberraschung am Morgen des 7. März 1849 die neue Verfassung vom 4. März an den Straßenecken Wiens angeheftet erschien." (Ungarns Gegenwart, S. 4.) Die Vertrauensmänner vergaßen diese persönliche Kränkung, weil es für sie darauf ankam, von den Elementen des ungarischen Staatslebens dasjenige zu retten, was mit der politischen Verfassung, die für ganz Oesterreich gelten sollte, vereinbar und unumgänglich nothwendig war, um Ungarn mit dieser Verfassung zu versöhnen. Auf Verlangen der Minister traten also die Vertrauensmänner wieder zusammen, und gingen rasch ans Werk, um auf den Trümmern ihrer getäuschten Hoffnungen — wir folgen getreu Zsedenyi's Worten — eine wenigstens mögliche Zukunft für die Verfassung vom 4. März zu begründen. Bei diesen Berathungen fanden die aufgestellten Grundsätze selbst bei Minister Bach Anklang, und man war gewillt, die historischen Institutionen Ungarns, in sofern sie den Bestimmungen der Reichsverfassung nicht widersprächen, ihrem Wesen nach beizubehalten, und das Prinzip der Gleichberechtigung, ohne Theilung des Landes nach Nationalitäten, auf eine für Ungarn mögliche Weise und ohne Kränkung der nur auf ihr richtiges Maß zurückgebrachten ungarisch-nationalen Wünsche durchzuführen. Allein auch jetzt wurden die Vertrauensmänner in ihrem Vertrauen getäuscht, denn schon hatten sie den Entwurf eines Provisoriums ausgearbeitet und dem Ministerium vorgelegt, als Windisch-Grätz vom Armeekommando zurückberufen, und einige Zeit darauf zu ihrer nicht geringen Ueberraschung nach dreimonatlicher Berathung im Juni 1849 Baron Gehringer zum bevollmächtigten Civilkommissär für Ungarn ernannt, und mit einer ohne Mitwirkung der ungarischen Vertrauensmänner ausgearbeiteten Instruktion für die Civiladministration nach Pesth gesendet wurde.

Die nächste Lebensäußerung der ungarischen Konservativen ließ fast ein Jahr auf sich warten. Im April 1850 überreichten 24 Magnaten — drei Grafen Zichy, zwei Ambrozy, Graf Apponyi, Freiherr Jozsika, Graf Franz Esterhazy, Anton Babarczy, Uermenyi u. a. m. — dem Kaiser eine Bittschrift, worin die Wünsche der Partei ihre Aussprache fanden. Die entschieden vorwaltende dynastisch-monarchische Gesinnung der Völker Ungarns sei durch die Empörung nicht vertilgt, versicherten die Bittsteller, die Ehrfurcht vor der königlichen Macht und Würde nicht erstorben, der Werth konstitutioneller Staatseinrichtungen und geregelter Municipalfreiheiten habe sich in den Augen des Volks nicht gemindert, das lebhafte Verlangen, die Integrität des Königreichs sicher gestellt zu sehen, die alte Anhänglichkeit an die Ueberlieferungen und Satzungen der Vergangenheit bestehe unversehrt in bewährter Kraft. Der gerechte Wunsch, den Landesfürsten von Söhnen des Landes berathen, seine Verwaltung durch diese geführt, seine Zukunft mit dem Einflusse derselben geregelt zu sehen, sei ein in alten verfassungsmäßigen Satzungen und Gewohnheiten tief wurzelnder und allen konstitutionellen Völkern gemeinsamer. Die Erinnerung an ein mehr als

achthundertjähriges staatliches Bestehen sei den Gemüthern des lebenden Geschlechts tief eingeprägt, und werde sich auch auf die kommenden vererben. Das Bewußtsein der uralten Autonomie der ungarischen Gesetzgebung mit Bezug auf den ganzen Umfang innerer Landesangelegenheiten werde fortwährend als die historisch berechtigte Errungenschaft der Vergangenheit betrachtet. Die geschichtlichen Grundlagen, auf denen in Ungarn der Thron und die Verfassung seit so langer Zeit geruht, seien nur verrückt, und wo solche Grundlagen noch beständen, gebe es selbst bei einem nothwendig gewordenen Neubau außerhalb dieses Bodens für Throne und Völker keine sichere Pfade. Auf diesem für die Staatsgewalt günstigsten Boden des Rechts und der Zweckdienlichkeit werde die Regierung in Ungarn auf allgemeine und freiwillige Unterstützung stoßen, die aus den Wirren der jüngsten Zeit hervorgegangene innere Unruhe der Gemüther, die ängstlichen Besorgnisse für die theuersten Güter des konstitutionellen Lebens würden schwinden, die noch offenen Wunden vernarben, der innere Friede zurückkehren, und der Kaiser werde sich in die Lage versetzt sehen, die Vertreter seiner ungarischen Völker ohne Gefährde berufen, ihre Wünsche und Begehren vernehmen, die durch beklagenswerthe Reibungen unterbrochene frühere Eintracht der verschiedenen Volksstämme wieder herstellen und sich die Mitwirkung einer innerlich befriedeten und über ihre Zukunft beruhigten Nation bei dem großen Werke allseitiger Einigung sichern zu können. Aus diesen Betrachtungen der Bittsteller ergaben sich drei Bitten: die Gewähr der Aufrechthaltung des Königreichs Ungarn, die Sicherstellung seiner staatsrechtlichen Grenzen, endlich die Einsetzung einer nationalen Verwaltung im Mittelpunkte des Landes, welche das Organ der dem Kaiser verfassungsmäßig zustehenden Exekutivgewalt bilde und bei welcher allen gerechten Ansprüchen die gebührende Berücksichtigung zu Theil werden können. Einen Tadel der bisher getroffenen Maßregeln sprachen die Magnaten in den Worten aus: „Viele der im Gange begriffenen Maßregeln verstoßen zu sehr gegen alles Hergebrachte, gegen vieles selbst im Sinne der Zusicherungen Euer Majestät zu Recht Bestehende, sie verletzen zu tief das Nationalgefühl, um von diesen Maßnahmen eine beruhigende Einwirkung auf die Gemüther gewärtigen zu können. Die Umgestaltung der innern politischen Verwaltung zu einem bureaukratischen Formenwesen, die große Vermehrung der Beamten und Richter widerstreben dem öffentlichen Gefühl und stellen sehr beträchtliche, obwohl durch die Nothwendigkeit nicht gebotene Ausgaben in Aussicht. Sie bedrohen zugleich die Municipaleinrichtungen des Landes, die im Volk im ungeschwächten Ansehn stehen, und die man im Interesse der Ordnung geregelt, von Mißbräuchen befreit, allen Klassen der Staatsbürger zugänglich gemacht, nicht aber zerstört zu sehen wünscht, mit gänzlichem Untergang. Die im Gang befindlichen Maßregeln in Bezug auf das Gerichtswesen gefährden in vielen Beziehungen den Komplex der ungarischen Rechtsinstitutionen. Alle diese Maßregeln tragen das Gepräge fremdartiger Formen und Empfindungen an sich, deren Einführung durch die Einheit der Monarchie keineswegs als geboten erscheint. Andererseits sind die ungarischen Verhältnisse zu eigenthümlich und von den österreichischen zu sehr verschieden, um günstige Resultate erwarten zu können, wenn zur Führung und Ueberwachung der Verwaltung Männer verwendet werden, denen die Kenntniß der Zustände und Menschen fehlt, das öffentliche Vertrauen nicht entgegen kommen kann, und welchen vor allem dasjenige jedenfalls mangeln muß, was nach überstandenen Erschütterungen und bei den vielen Wunden, die der Heilung harren, doppelt unerläßlich ist: die Liebe zu dem Lande, auf welches sie wirken sollen.“ Daß tiefgreifende Veränderungen erfordert würden, gaben die ungarischen Optimaten zu, aber sie machten selbst keinen Vorschlag, „weil zu tief begründet sei das Verlangen der Nation, bei der Gestaltung ihrer Zukunft mitzuwirken und ihre Wünsche und Ansichten dem Thron gegenüber frei zu äußern, als daß man dieser Mitwirkung, der sichersten Bürgschaft für ein gedeihliches, nachhaltiges Ergebniß,

rücksichtslos vorgreifen könnte. Eine Berufung auf die Verfassung vom 4. März hat das wichtige Dokument gar nicht, die Centralisation wird obenhin erwähnt, aber nicht im jetzigen, sondern im historischen Sinn der pragmatischen Union. Dagegen kommt an mehreren Stellen eine ausdrückliche Verwahrung vor, daß es sich nicht von Sonderinteressen einzelner Stände oder einzelner Volksstämme handle, sondern daß es gelte, den allgemeinen Landesinteressen, dem billigen Selbstgefühl der Gesammtheit der Ungarn gerecht zu werden. In einer Stelle beruhigten die Magnaten das Volk, dem sie sagten: „Kein Vernünftiger wird verkennen, daß das Aufhören der frühern ausschließlichen politischen Berechtigung des Adels und seiner Steuerfreiheit, die mit königlicher Einwilligung erfolgte Aufhebung gesetzlich bestandener Urbariallasten vollendete Thatsachen sind, deren rechtlicher Bestand nicht mehr in Frage gestellt werden darf, so wie die Verpflichtung aller Klassen der Staatsbürger zur gleichen Theilnahme an den öffentlichen Staatslasten bei allen Verfügungen künftiger Gesetzgebungen als Ausgangspunkt betrachtet werden muß."

Sehen wir von den außerordentlichen Wirkungen dieser Eingabe vorläufig ab, um nach dem Standpunkte zu fragen, den ihre Unterzeichner einnehmen, so zeigt sich uns mit voller Deutlichkeit nur ein Ziel, das von ihnen erstrebt wird, die Autonomie Ungarns. Die übrigen Gedanken verstecken sich hinter flüssigen, verschwimmenden Ausdrücken, es ist ein Kokettiren nach allen Seiten hin merklich, gegen die Regierung, der man verspricht die Nation in Treue zu erhalten, gegen die Nation, der man eine Art Garantie ihrer Errungenschaften giebt. Aber Hauptsachen werden umgangen, auf der einen Seite sagen die Optimaten nicht, was sie von der Aufhebung der Zwischenzolllinie halten, auf der andern Seite verschweigen sie ihre Meinung von der Aufhebung des Aviticitätsnexus. Dies letztere ist der Hauptpunkt. Die Aufhebung dieses Nexus knüpft den Erwerb unbeweglicher Güter nicht mehr an persönliche Eigenschaften, sondern einzig an die Formen des modernen Rechts. An jenem Nexus fand das Kapital gegen seinen Drang einen unwiderstehlichen Damm und konnte sich nie eine eigene politische Macht begründen, die nur zufällig, nicht mehr nothwendig mit persönlichem Titel und Rang erscheint. An die Aviticitätsfrage knüpfte sich daher die größere Frage, ob Ungarn ein dem Adel dienender Lehnsstaat bleiben solle, der dem Bürgerlichen wohl gewisse politische Rechte, aber nicht die zur Ausübung derselben erforderliche Macht einräume. Die hohe Aristokratie, zu denen die 24 Bittsteller (21 Magnaten und 3 reiche Edelleute) gehören, ist natürlich für die Erhaltung der Aviticität, so daß sich annehmen läßt, daß die 24, die jene Frage nicht berührten, ihre begünstigte Stellung aufzugeben nicht gemeint waren. Was ihre Bittschrift, so weit sie als eine Aussprache des Nationalgefühls betrachtet werden konnte, nur andeutete, das führte eine bald darauf erscheinende Flugschrift: „Das legitime Recht Ungarns und seines Königs", von Paul Somsich mit schärferer Begründung aus. Auch auf diese Schrift müssen wir näher eingehen, da sie wie jene Eingabe der 24 ein Parteiprogramm ist, und wir außer solchen Preßerzeugnissen keine Thatäußerungen haben, an denen sich der Zustand des öffentlichen Geistes in Ungarn mit Sicherheit erkennen ließe. Der Verfasser ist eines der talentvollsten Mitglieder der vormärzlich-konservativen Partei in Ungarn, und auf dem letzten Preßburger Reichstage war er der einzige, welcher Kossuth namentlich in der Adreßdebatte mit ebenbürtigen Kräften gegenüber stand. Auch er zog sich im März 1848 ganz vom politischen Schauplatz zurück, ohne nur den Versuch der Bildung einer neuen konservativen Partei zu machen, aber eben so wenig wollte er nach der Niederlage der Revolution vortreten und schlug beharrlich die Stellen aus, welche die Regierung ihm antrug. Sein Programm ist ein anderes, als das der aristokratisch-konservativen 24, es ist das Glaubensbekenntniß einer Partei, die sich als die neukonservative einführt. Vor allen Dingen stützt sich Somsich auf das legitime Recht, auf

Ungarns Verfassung und alle Institutionen, die weder durch den letzten Preßburger Landtag von 184$^7/_8$ noch durch die Revolution vernichtet sind. Jener Landtag hat nie die Absicht gehabt, die Verfassung aufzuheben oder die tausendjährigen Institutionen Ungarns zu verwischen, vielmehr hat er trotz den forcirten und übereilt improvisirten Reformen zum Ausgangspunkt seiner Beschlüsse und späterhin sanktionirten Gesetze immer die Constitutio avita und deren Grundsätze angenommen. So wurde der Landtag, seit Jahrhunderten bestehend, nicht vernichtet und ganz neu konstituirt, die zwei Tafeln wurden beibehalten, die Magnaten zu der ersten einberufen, die zweite Tafel aber nur dadurch reformirt, daß zu der Wahl der Deputirten nicht nur die privilegirten Klassen, sondern alle Bewohner des Landes nach bestimmten Qualifikationen eingeladen worden sind. Das Komitatsleben, diese alte theure Institution der Ungarn, ist gleichfalls nicht vernichtet, sondern vielmehr erweitert worden. Die privilegirte Klasse, bevorzugt wie sie in vormärzlichen Zeiten war, wurde durch den Landtag von 1848 keines ihrer politischen Rechte für verlustig erklärt, vielmehr zufolge der bestehenden Gesetze auch nach der neuen Wahlordnung, selbst im Falle mangelnder Qualifikation, als berechtigt anerkannt. Hat nun der Landtag die Verfassung, die er, auf sie selbst gestützt, nur reformiren wollte, nicht vernichtet, so ist dies eben so wenig durch die Revolution geschehen. Eine Revolution ist ein ungesetzlicher, ungültiger Zustand, und sie kann nie aufheben, was zu Recht besteht. Aber, fügt Somsich mit einer leicht verständlichen Andeutung auf die Verfassung vom 4. März hinzu, auch eine jede andere mit friedlicher Neugestaltung des gesellschaftlichen Lebens sich befassende Macht kann und darf, zumal in erblich-monarchischen Staaten, dieses Recht nie und in keinem Falle beseitigen und die geschichtliche Basis umgehen, noch sich darüber hinwegsetzen, vielmehr muß ihr diese Basis, zum Ausgangspunkt gewählt, jene Kraft leihen, welche die Zukunft der neuen Gestaltung allein zu garantiren im Stande ist. So klar hier die Stellung der Konservativen zur Regierung angedeutet ist, so unumwunden spricht sich Somsich über ihre Stellung zur Nation aus. Es darf von keiner Wiedererwerbung alter Privilegien die Rede sein, eine Knospe kann nicht wieder in ihren Kelch zurückgedrängt werden, wenn ihre Blätter auch gewaltsam aufgerissen sind. „Wem sollte noch einfallen, die in der noch unstreitig legalen Zeit des Landtags von 1848 schon im Prinzip abgeschaffte Steuerfreiheit des privilegirten Standes wieder herstellen zu wollen? Wer könnte noch wünschen, die Urbarialpflichtigkeiten, die bereits über zwei Jahre aufgehört haben, und deren gerechte Vergütung durch das gegebene Ehrenwort der Nation garantirt ist, wieder eingeführt zu sehen? Wer könnte, bei der größten Sympathie für das Municipalleben, die Komitate wieder nur aus altadeligen Elementen zusammensetzen, und nicht allen Kapacitäten der Nation nach zu bestimmenden Qualifikationen diesen Hort der ungarischen Freiheit zugänglich machen wollen? Diese und ähnliche Fragen, bereits durch den Machtspruch der Verhältnisse gelöst, können nimmer bestritten werden, und eine Reaktion in dieser Hinsicht könnte nur ein wahnsinniger Versuch sein." Die Konservativen sollen keine Partei mehr sein, „heute", ruft Somsich aus, „giebt es in Ungarn nur noch eine Partei, und diese ist die nationale, sie ist die gesammte Nation selbst."

Wir haben jetzt die Programme der beiden Hauptparteien, welche seit dem Tage von Vilagos in Ungarn bestehen, mitgetheilt. Was sich außer ihnen in Ungarn konservativ nennt, verdient mit wenigen Ausnahmen diesen Namen nicht. Es sind eine Masse ultra loyaler Werke, Flugschriften und Blätter erschienen, von einer servilen Gesinnung eingegeben, die der Regierung selbst unangenehm sein muß, Machwerke, welche die gutgesinnte österreichische Presse gleichwohl druckt und verbreitet, um sich auf „Stimmen aus Ungarn" berufen zu können. In eine reinere Region gelangen wir bei den Konservativen, welche die Verfassung vom 4. März als eine Wahrheit hinnahmen, die für Ungarn fruchtbringend gemacht werden könnte. Aus diesem Lager hat die Regierung die inländischen Beamten

genommen, die ihr haben dienen wollen; es sind ehrenwerthe Namen darunter, aber die Zahl ist eine kleine. So bleiben nur jene beiden Gruppen da die ehemalige Opposition, durch den Krieg und die Verbannung gelichtet, von Kriegsgesetz und Belagerungszustand umgeben, zur Zeit nicht existirt. Von beiden Gruppen hat noch kein ihnen Zugehöriger ein Regierungsamt annehmen wollen, die aristokratischen Konservativen, mit denen die Regierung vielfach in Unterhandlung getreten ist, haben auf ihr Programm verwiesen, das ihnen unmöglich mache, das System des Ministeriums zu unterstützen. Dieses Programm hat einen ganz außerordentlichen Erfolg gehabt, es ist der Ausgangspunkt der wiedererwachten Opposition, die sich den Umständen nach freilich nur als passiver Widerstand äußern kann. Die Zustimmung war eine allgemeine, die 24 fanden, was sie kaum vermuthet haben mochten, daß die ganze Nation sie unterstütze. Die Billigung dehnte sich selbst auf die ehemalige Opposition aus, die liberale wie die radikale, die ihre Führer eingebüßt hatte, in der ungewohnten Luft des Belagerungszustandes mühsam athmete, und wo sie es kaum gehofft hatte eine Fahne sah, der sie sich anschließen konnte. Die nationale Bedeutung, welche diese Gruppe der Altkonservativen für sich erweckte, konnte nicht verfehlen den Unwillen der Regierung in hohem Grade auf sich zu ziehen. Eifrige Diener machten sich die Verdächtigung der Altkonservativen und ihres Wirkens zum stehenden Thema, und nach der rücksichtslosen Verbreitung von bösen Gerüchten über ihre Personen zu schließen, stellte man sie mit den Revolutionärs ärgsten Kalibers auf gleiche Linie. Die stärksten Anklagen wurden gegen sie erhoben, man bedrohte sie mit Landesverweisung, da die polizeiliche Invigilation ermittelt haben wollte, daß sie sich mit Verdächtigung und Entstellung von Regierungsmaßnahmen, mit schamloser Verbreitung von bösen Gerüchten und mit ähnlichen Agitationen gemeinsten Schlags planmäßig beschäftigten. Zur Aufklärung dieses sonderbaren Verhältnisses zwischen einer Regierung und Männern, die unter den Kaisern Franz und Ferdinand ungarische Staatsmänner verwaltet und damals als Anhänger des Metternichschen Systems den Haß ihres Volks auf sich geladen haben, hat besonders ein Erlaß des Pesther Obergespan v. Auguß beigetragen, worin den Komitatschefs der Befehl des Kaisers mitgetheilt wird, den verderblichen Agitationen der altkonservativen Partei ein Ende zu machen und diese gefährlichen Aufreizungen durch energische Mittel für immer zu beseitigen. Als dieser Erlaß (der auf einem Umwege, wie ihn die Wahrheit zuweilen machen muß, nämlich aus preußischen in österreichische Zeitungen, bekannt wurde) erschien, hatte der aristokratische Bruchtheil der Konservativen sein Ansehen größtentheils eingebüßt und an die Neukonservativen abtreten müssen. Es war nicht anders zu erwarten, als daß die Esterhazy, Apponyi u. s. w. ihre Popularität nicht behaupten würden, sobald sich andere Sprecher für die Nation fänden. Daß sie überhaupt beliebt werden konnten, ist ein untrüglicher Beweis für die intensive Stärke des ungarischen Nationalgefühls, das sich nicht minder stark in dem nachmärzlichen Volkssprichwort ausspricht: „Lieber ein kosackisches Ungarn als gar keines.“ Mit allen strengen Maßnahmen, mit allen Lockungen an ungarische Staatsmänner hat die österreichische Regierung es von 1849 bis 1851 doch nicht weiter gebracht, als daß die Ungarn in kompakter Masse gegen Gesammtösterreich Stellung nehmen, daß ihr Refrain immer derselbe bleibt: Autonomie Ungarns.

Die Aufhebung der Verfassung vom 4. März 1849 hatte, abgesehen, daß die Regierung einer lästigen Fessel sich entledigte, den Nebenzweck die Ungarn zu gewinnen. Dies ist soweit erreicht worden, daß die Ungarn ihre vollste Zustimmung zu der Entfernung eines Gesetzes gegeben haben, das eine centralisirende Tendenz hatte. In wie weit die Regierung Ursache hat, dieser Zustimmung, die ganz das Ansehen einer Opposition gegen das viribus unitis hat, sich zu freuen, braucht nicht erörtert zu werden. Die Ungarn fühlten sich außerdem durch die Ernennung eines Prinzen aus dem Kaiserhause zum ungarischen Statthalter ge-

schmeichelt, sie sehen darin das Unterpfand einer neuen vielversprechenden Zeit. Die Magyaren sind, wie das „Magyar Hirlap" bei dieser Gelegenheit an ein Wort Kölcsey's erinnernd sagt, eine betreßte Nation und huldigen gern den Vorzügen des Ranges und der Geburt. Weitere Hoffnungen sind erwacht dadurch, daß in den kaiserlichen Erlassen die Bezeichnung „Königreich" an die Stelle des Wortes „Kronland" getreten ist. Ein Wendepunkt ist jedenfalls eingetreten, dessen Wirkungen aber noch nicht übersehen werden können, weshalb wir uns mit einer Andeutung der gegenwärtigen Situation zu begnügen haben. Hier ist eine Aenderung eingetreten, indem die aristokratische Fraktion der Konservativen sich nach langem Schmollen der Regierung nähert. Diese Partei nimmt an, daß die demokratische Grundlage der österreichischen Verwaltung nunmehr beseitigt sei, mit andern Worten, daß das bureaukratische System verlassen werde. Die erblichen Rechte des Adels auf die Verwaltung seien eben so begründet, als die erblichen Rechte der Dynastie auf die Krone, führt diese Partei im „Lloyd" aus und beruft sich auf den aristokratischen Instinkt des gemeinen Mannes in Ungarn. Bereitet sich hier ein Uebergang vor, so behauptet dagegen die neukonservative Partei ihre Stellung; sie geht nicht zur Regierung, sie erwartet, daß diese zu ihr komme. Sie nimmt nicht ein Wort von dem zurück, was sie 1850 durch einen ihrer Wortführer („die Konservativen in Ungarn und die Centralisation") sagen ließ: „Die äußere Centralisation werden wir mit aller uns zu Gebote stehenden Kraft, während des Belagerungszustandes durch den passiven Widerstand, nach dessen Aufhebung im Parlamente, in der Presse und durch alle gesetzliche Mittel bekämpfen; weil wir unmöglich den Mord eines Volkes zugeben können, das eine glorreiche 800jährige Vergangenheit, und eine Kraft in sich birgt, die im Interesse der Civilisation und der europäischen Völker, deren Vormauer sie im Osten bildet, gewahrt und gefördert werden muß; weil wir ferner überzeugt sind, daß das ungarische Volk, welches sich dieser Kraft bewußt ist, nie seine Autonomie mit gutem Willen hingeben wird, und also die alten Kämpfe zwischen der Gesammtmonarchie und Ungarn nur noch heftiger fortgesetzt würden, und weil wir endlich überzeugt sind, daß die Personalunion keine Chimäre, und nur durch eine festgesetzte Norm zwischen Ungarn und der Gesammtmonarchie vor Angriffen von außen geschützt zu werden braucht, um zum Heile, zum Gedeihen beider Länder zu führen. Unsere Municipalverfassung ist sowohl mit der Freiheit überhaupt, als mit dem Leben des ungarischen Volkes insbesondere so identisch, daß sie nur mit Gefährdung dieses Lebens, und gegen den allgemeinen Willen des ungarischen Volkes, also nur im Belagerungszustande angegriffen werden kann. Unsere Nationalität ist ein gesunder Kern, der in Ungarn seinen einzigen Boden hat, und also hier seine höchste Entwickelung erreichen, seine sorgsamste Pflege erhalten muß. Die anderen Nationalitäten werden bei ruhiger Ueberlegung der Nothwendigkeit und der Majorität gerne die Konzession machen als Regierungsorgan zu gelten, da ihnen unsere Municipien den höchstmöglichen Ersatz bieten werden. Möge die Regierung und besonders die Dynastie weder auf Jene hören, die königlicher als der König, noch auf Andere, die volksfreundlicher als das Volk sein wollen, sondern unser und ihr Interesse in Wahrheit erkennen. Möge sie bedenken, daß Oesterreich viele Feinde nach außen hat, und daß im Innern viele seiner Stämme von einer unwiderstehlichen Kraft, nach dem Gesetze der Schwere, gegen größere Körper gezogen werden, und nur das einzige ungarische Volk als ein Ganzes dasteht, welches außer Ungarn keine Zukunft hat, und daß selbst die Nichtmagyaren durch die natürlichen Grenzen des Landes und die Segnungen seines Bodens an diesen heiligen Herd gefesselt sind. Die Dynastie, welche Ungarn durch Recht und Milde gewonnen hat, kann der Zukunft mit Zuversicht entgegen sehen."

Austin Henry Layard, der Entdecker von Ninive, stammt aus einer seit vielen Jahren in England ansässigen Familie protestantischen Glaubens und wurde

am 5. März 1817 in Paris geboren, wo seine Eltern damals zeitweilig sich aufhielten. Sein Vater war kunstliebend und ein Mann von vieler Gelehrsamkeit; nachdem er von 1820—1830 in höhern Beamtenstellen in Ceylon gelebt hatte, verbrachte er später mit seinem Sohn mehrere Jahre in Italien, namentlich in Florenz, wo der jüngere Layard tüchtig zeichnen und malen lernte und sich in alten und neuen Sprachen vervollkommnete. Von 1833 an studirte der Sohn in England die Rechte, erwarb das Doktordiplom und begann seine Laufbahn als praktischer Jurist. Aber die trockene Wissenschaft behagte ihm nicht lange, schon im Sommer 1839 brach er seine Laufbahn ab und ging auf Reisen. Er besuchte Dänemark, Schweden und einen Theil von Rußland, in Deutschland, Ungarn und den Donauländern verweilte er längere Zeit und erlernte sowohl die deutsche Sprache als verschiedene slawische Dialekte. Von Montenegro, wo er bei dem Vladika in hohem Ansehn stand, reiste er unter mannigfachen Abenteuern durch Albanien und Rumelien und kam zu Anfang 1840 nach Konstantinopel. Kleinasien durchreiste er theils allein, theils mit seinem Freunde W. F. Ainsworth und eignete sich, mit den Eingeborenen nach ihrer Weise lebend, Sitten und Sprachen an. Im Jahre 1841 bereiste er Persien, um Susa und andere interessante Gegenden in den baktyarischen Gebirgen zu untersuchen. Ein baktyarischer Häuptling, Schiffir Khan, führte ihn über die hohen Gebirge von Mungascht, die Layard deshalb überstieg, um die Ruinen von Mandschanik und Mel Emir zu erforschen. In diesen gefährlichen Gegenden traf ihn nur ein einziger Unfall: er wurde in der Nähe Susas von einem räuberischen Stamm ausgeplündert, erhielt indessen später alles zurück. In den Jahren 1842 und 1843 verweilte er in der Provinz Khusistan, von der er der königlichen geographischen Gesellschaft in London eine ausführliche Beschreibung geliefert hat, und durchzog dann Syrien und Kleinasien in allen Richtungen. Diese ausdehnten Reisen waren nur die Vorbereitungen zu dem Zwecke, den er sich seit seiner Ankunft im Orient gesetzt hatte, die Euphratländer archäologisch zu untersuchen und das über Assyrien und Babylonien schwebende geheimnißvolle Dunkel aufzuhellen. Endlich erreichte er das Ufer des Tigris und begann mit geringen Hülfsmitteln die Nachgrabungen, welche bereits so bedeutende Resultate geliefert haben. Zu dem Zweck, sich die Unterstützung der Regierung zu sichern, begab er sich nach Konstantinopel und unterrichtete den englischen Gesandten Sir Stratford Canning von seinen Plänen. Dieser, dem seine Kenntnisse und Talente nicht entgingen, behielt ihn einige Zeit bei der Gesandschaft und brauchte ihn zu wichtigen Geschäften. Nach deren Beendigung ging Layard nach England, vollendete, obgleich an einem heftigen Fieber leidend, die Herausgabe seines Werkes: Ninive and its remains, und stellte einen Band voll Inschriften in Keilschrift für das brittische Museum zusammen. 1849 war er wieder in Mossul und setzte seine Nachgrabungen mit dem besten Erfolge fort. Dies beschäftigte ihn bis zum Ende des Jahres 1850, dann begab er sich wieder nach England, um diese neuesten Resultate seiner verdienstlichen Forschungen der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von T. C. Cato in Meißen.

Kabul. Afghanistan, dessen Landschaften fast alle dem Herrscher von Kabul gehorchen, ist der über 12,000 Geviertmeilen und wohl 14 Millionen Einwohner fassende nordöstliche Theil des persischen Hochlandes, der zwischen dem 29° und 36° nördlicher Breite und dem 79° und 90° östlicher Länge liegt. Die Grenzen sind im Norden die zu Turkestan gehörenden Khanate Balkh und Badakschan, im Osten Peschawer (Pischauer) und das Land der Seikhs nebst einem Theile des Landes Sind, südlich Beludschistan, im Westen Persien. Eine Hochebene, die sich nach dem Westen zu neigt, ist Afghanistan ein Land des Durchzugs, wozu es die Höhenverhältnisse Westasiens machen. Wirft man einen Blick auf die Karte, so sieht man, daß der riesige Himalaya, der die natürliche Deckung Indiens im Norden ist, sich in der Kette des Hindukhu westlich fortsetzt, worauf immer in westlicher Richtung bis zum kaspischen Meere die Höhenzüge folgen, welche wir noch immer unter dem Namen des Paropamisus begreifen. Von dieser westlich laufenden Gebirgsmasse zweigt sich in beinahe rechtem Winkel, und zwar in der Gegend des Hindukhu, westlich vom Indus, eine Gebirgskette ab, die in südlicher Richtung geht und in mehren Ketten, deren nördlichere die Soliman-Gebirge, deren südlichere die Brahu-Gebirge sind, bis zum arabischen Meer hinabreicht. Diese nördlich und westlich, dann südlich gehenden Gebirgssysteme sind die natürlichen Grenzen Indiens, und Afghanistan ist der Punkt, wo die Verbindung zwischen dem Norden und Süden, zwischen den Flußgebieten des Oxus und des Indus sich vermittelt. Nach dem Norden führt ein Paß oberhalb Kabul, der Hindu-Kusch, mit dem Süden kommuniziren zwei Thore, das tief eingeschnittene, in Stufen absteigende Thal des Kabulflusses, worin Dschellalabad und Peschawer unweit der Kheiberpässe liegen, das bei Attock in das Industhal mündet, und weit unten im Süden der Bolanpaß des Brahugebirgs. Diese Pässe sind von den ältesten Zeiten her von den Völkerzügen benutzt worden, die Griechen kannten sie genau, Strabo spricht von dem Dreiwege, der sich in Kabul nach Westen, Osten und Norden öffne. Königsstraße heißen bei den Orientalen die Wege, die über Peschawer, Kabul, Ghizni, Kandahar und Herat nach Persien, über Kabul, Balkh, Bokhara und Khiwa nach dem kaspischen Meere führen, die erste die Pforte von Iran, dem persischen Kulturlande, die letzte das Thor zu Turan, dem Steppengebiet der Nomadenvölker. Dieses wichtige Zwischenreich ist ein Hochland, von dem wir aber noch so wenig sicheres wissen, daß die Angaben über seine Erhebung zwischen 3900 bis 6600 Fuß schwanken. Flüsse sind hier wenige vorhanden; der Indus fließt an der östlichen Grenze vorbei, Kabul selbst hat den Fluß gleichen Namens, der sich in den Indus ergießt, und der einzige größere Wasserfaden ist, der eine Mündung in einen andern Strom und eine Verbindung mit dem Meere hat. Der Farrah-Rud und der Hermend oder Hirmend, der größte Fluß des Landes, ergießen sich in den Zerrahsee, von den Eingeborenen auch Luch genannt, der keinen Abfluß in das Meer hat, andere Flüsse verlieren sich im Sande. Je nachdem man im Süden oder Norden, auf Hochflächen oder auf Tiefflächen ist, begegnet man in Kabul sehr verschiedenen Klimaten. Auf den Oasen der südwestlichen Sandwüste wiegt sich die Dattelpalme in der Luft, Zuckerrohr und Baumwollenstaude, von den Einwohnern gepflegt, gehen weit in die geschützten Thäler nach Osten und Norden hinauf. Aber die über 8000 Fuß hohen Bergterrassen von Kabul und Ghizni, so heiß die Sonne im Sommer auf ihnen brennt, haben im Winter ein wahrhaft furchtbares Klima, dessen Schneestürme mit allen Schrecken nordischer Breiten wetteifern. Der Rückzug der Engländer war wie ein Bild der napoleonischen Katastrophe in Rußland. Auch im Sommer erinnern plötzliche Temperaturwechsel an die ungünstigen Einflüsse, welche hier herrschen, doch bleibt die mittlere

Jahrestemperatur immer noch + 7° R., und in den Thälern leidet man zu allen Jahreszeiten wenig. Bei den Orientalen genießt Kabul wegen seines Klimas eines ähnlichen Rufs wie Kaschmir; der Sultan Baber, der in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts von Samarkand nach Kabul kam und seine Reise beschrieben hat, ist eitel Entzücken, wo er von den Reizen des Landes spricht. „Die kalten und die heißen Länder grenzen hier sehr nahe an einander," sagt er. „Eine Tagereise von Kabul findet ihr eine Stelle, wo kein Schnee jemals fällt, zwei Stunden weiter eine andere, wo der Schnee niemals schmilzt. Die Luft ist köstlich. Im Sommer kann man Nachts ohne einen Mantel von Schaffell niemals schlafen, aber im Winter, so viel Schnee auch fällt, ist die Kälte nicht übermäßig. Ich glaube nicht, daß es einen zweiten Ort wie Kabul in der Welt giebt. Samarkand und Tauris sind wegen ihres Klimas berühmt, sie sind mit Kabul nicht zu vergleichen. Die Früchte der kühlen Zone sind hier im Ueberfluß: Trauben, Pomeranzen, Aprikosen, Aepfel, Quitten, Pfirsichen, Birnen, Pflaumen, Mandeln und Wallnüsse. Ich pflanzte einen Kirschbaum in Kabul, er war im besten Gedeihen, als ich die Stadt verließ. Orangen und Citronen kommen in Menge von Lagman." Wir fügen den Produkten, die der Sultan aufzählt, noch den sehr weit verbreiteten Taback hinzu, aromatische Kräuter, Asafötida und Rhabarber. Das Thierreich liefert vortreffliche Pferde, Rinder und Schafe, die hier ausgedehnte und gesunde Weiden finden, im Süden auch Kamele. In Kabul begegnen sich die wilden Thiere des Nordens und des Südens, in den Schluchten des Hindukhu lebt der Bär, der Wolf und der Fuchs, im Süden kommen Löwen, Tiger, Leoparden, Schakale und Hyänen vor. Die Beschäftigung der Bewohner ist eine mannigfaltige, einzelne Stämme sind noch Nomadenvölker, andere leben vom Karawanenhandel, der auch den Städten ihren Glanz verleiht, Ackerbau und Gewerbe zählen zu den untergeordneten Beschäftigungen. Land und Volk ist der Charakter eines Zwischenreichs in unverkennbaren Zügen aufgeprägt. „Die luftigen Grenzhöhen von Kabul", sagt Ritter, „sind die indifferenten Zuglinien für die Völker, die nicht fesseln, auf denen die Idee des Vaterlandes und der Heimath keine Gewalt über den Menschen ausübte, fast kein Monument eine lokale Dauer von Bürger-, Staats- und Kulturverhältnissen verkündete. Nicht fern von hier beginnt der allgemeine Zug des Interesses der Menschen und Völker nach dem Westen, nach dem Occident, der in Indien nie zur Sprache kam, ein Wechsel der Dinge, eine Unruhe, ein Suchen nach einem unbekannten Gleichgewicht, nach einer Ausgleichung des Mangels und des Ueberflusses. — Zusammenfluß fremder und Spaltung einheimischer Völker hat hier von den Zarangern Herodots bis auf den heutigen Tag ein Völkergewühl, eine Beweglichkeit, Auswanderungen, Kolonisationen, Wechsel aller Art bewirkt, wogegen der tiefe Friede und das Festgewurzelte des Völkerlebens in den Ländern des benachbarten Hindostans im höchsten Kontraste steht." Wir kennen Kabul nicht genau genug, um über Abstammung und Stammesangehörigkeit der dasselbe bewohnenden verschiedenen Völkerschaften aburtheilen zu können. Wir wissen nicht einmal, ob die Tadschiks im Osten und die Hindkis im Westen die Ureinwohner sind, oder ob wir dafür die räthselhaften Kafirs (Ungläubige) halten sollen, die auf den Gebirgen an der Ostgrenze wohnen. Von zwei Seiten hat eine fremde Kultur eingewirkt, von Persien ist der Islam, von Indien die Brahmalehre gekommen, auch Stämme und Völkerschaften haben sich von beiden Seiten eingefunden, und so ist das Gemisch von Nationen und Sitten entstanden, das dem Forscher jetzt so viele Verlegenheiten bereitet.

Der Völkerstamm der Afghanen, der herrschende in Kabul und in dem ganzen nach ihm benannten Hochlande, zerfällt in eine Menge von Stämme, unter denen die Jusoffi, Kaker, Gildschi und Durani die mächtigsten sind. Die Verfassung dieser Stämme ist höchst merkwürdig und erinnert, wie Elphinstone und Wilken bis ins Einzelne nachgewiesen haben, auffallend an die Zustände,

welche die Römer bei unsern Ahnen fanden. Man darf indessen daraus nicht auf eine germanische Abstammung der Afghanen schließen, denn die Einrichtungen unserer Vorfahren waren ihnen nicht eigenthümlich; es sind dies blos die gewöhnlichen Erscheinungen, die staatlichen und bürgerlichen Grundnormen einer gewissen Uebergangsstufe der Kultur, welche wir zwar geschichtlich nicht mehr bei allen Völkern nachweisen können, die aber im wesentlichen allenthalben auf Erden stattgefunden haben. Ueberall haben sich aus Verwandten und Nachbarn Marken und Gaugenossenschaften gebildet, aus deren Vereinigung dann im Laufe der Zeit Stämme und Völker hervorgingen, welche von dem allgemeinen Bande der Verwandtschaft zusammen gehalten wurden. Ein jeder Stamm der Afghanen, zu dessen Bezeichnung sie sich sonderbar genug des mongolischen Wortes Uluß bedienen, zerfällt in eine Anzahl Chail oder Klans, und diese in Gaugenossenschaften, welche ihrerseits wiederum nach Gemeinden und Zehnten abgetheilt werden. Bei einigen Stämmen findet man überdies noch geschworene Vereine, die sich gegenseitig ausdrücklich zu Schutz und Abwehr verpflichten und aus einer beliebigen Anzahl von Personen bestehen. Die zu einem Stamme gehörigen Gemeinden und Menschen leiten ihren gemeinsamen Ursprung auf einen gemeinsamen Urahn zurück, und diejenige Markgenossenschaft, welche ihren Stammbaum in gerader Linie bis auf jenen Stammvater zurückführen kann, genießt der vorzüglichsten Achtung des ganzen Stammes und wird nicht selten für heilig und unverletzlich gehalten, so z. B. die Beri bei den Jusoffi und die Suddosi bei den Durani. Aus diesen heiligen Stämmen wählt man in Kriegen die Herzöge, einzelne Stämme, doch nicht alle, haben auch lebenslängliche Fürsten, die dann ebenfalls diesen Familien angehören. Die großen und mächtigen Stämme der Jusoffi und der Kaker regieren sich noch jetzt in demokratischer und patriarchalischer Weise. Es wird über die allgemeinen Angelegenheiten auf Landtagen des Stammes, der Chail und Gaue Raths gepflogen, wo dann die Beschlüsse bald nach Stimmenmehrheit, bald nach Einhelligkeit der Stimmen gefaßt werden. Diese Landtage werden in der Sprache der Afghanen, dem Puschtu, worin man viele hebräische Wurzelworte hat finden wollen, Dschirgah genannt. Die Dschirgah der Gemeinde besteht aus allen ebenbürtigen Gliedern oder Freien, die Tadschik und andere Hintersassen sind davon ausgeschlossen, freie einem andern Stamm zugehörige Fremde können aber leicht Aufnahme erlangen. Solche Auswanderer werden nach dem heiligen Gastrecht des Volks mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen, es wird ihnen Land zu ihrem Unterhalt angewiesen, sie genießen gleicher Befugnisse und werden in jeder andern Beziehung als Ebenbürtige betrachtet und behandelt. Aus den Dschirgahs der Gemeinden wird eine Anzahl Abgeordneter gewählt, welche zusammen den Chail repräsentiren, eben so werden aus diesen Dschirgahs der Chail wiederum Abgeordnete zu einem allgemeinen Landtage des Stammes gewählt, in dem dann die Souveränetät der ganzen Genossenschaft beruht. Was diese Abgeordneten der Chail beschließen, dem müssen sich von Rechtswegen alle Stammgenossen fügen; die Ueberwachung des Vollzuges dieser Beschlüsse wird einem eigends hiezu gewählten Ausschuß oder auch dem durch Geschlecht und Besitzthum hervorragendsten Freien übertragen. Nur demjenigen wird diese Ehre zu Theil, der nach der Meinung aller Freien es vermag, seinen Adel bis zum Urvater des Stammes hinaufzuführen, welcher ihm den Namen gegeben hat. Diesem Häuptling wird auch der Befehl in Kriegen und bei Raubzügen übertragen. Bei gefährlichen Gelegenheiten wird nicht selten ein Dschehelmendschi oder Diktator mit unumschränkter Gewalt ernannt, welcher, sobald die Ruhe hergestellt ist, abtritt und den gewöhnlichen Behörden die Verwaltung überläßt. Auch werden natürlich manche innere Zwistigkeiten durch das Ansehen dieses Häuptlings oder der gewählten Vertreter der Chail geschlichtet. Dies geschieht aber allein durch persönlichen Einfluß und ist in keiner Weise durch ein rechtliches Verhältniß bedingt. Die Jusoffi hängen am festesten an dieser persönlichen Regierungsweise, die andern

Stämme wählen bald eine mehr aristokratische oder monarchische Form. Sie gehorchen gewöhnlich einem Chan, der immer aus einer bestimmten Familie gewählt wird. Den Marken und Dörfern stehen Grafen oder Aeltermänner vor, von den Afghanen Muschir oder Gebieter und Spihn Seras oder Weißbärte genannt. Auch diese lebenslänglichen Beamten werden blos aus den durch alte Gewohnheit dazu berechtigten adeligen Familien gewählt. Diese Vorsteher der Chail und Gemeinden werden durchgängig vom Volke durch Stimmenmehrheit gewählt und bedürfen keiner weitern höhern Bestätigung, die Chane der Ulusse werden aber, wenn ein König des ganzen Volks vorhanden und von den Stämmen anerkannt ist, von diesem eingesetzt. Diese Fürsten haben aber in gewöhnlichen Zeiten nur eine sehr geringe Gewalt. Der Afghane ehrt seinen Chan als das Haupt seines Stammes, seine Liebe und Hingebung ist aber, wie sich von einem gesunden Volke erwarten läßt, nicht ihm, sondern dem Stamme und der Nation gewidmet. Von dem Gefolgwesen der deutschen Stämme ist hier keine Spur, und dies ist der Grund, weshalb die Macht der Fürsten und Könige innerhalb der gesetzlichen Schranken sich halten ließ und nicht in maßlose unvernünftige Despotie ausarten konnte. Es wurden zwar auch von diesen Fürsten im Laufe der Jahrhunderte vielfache Versuche gemacht, ihre beschränkte Gewalt in eine despotische zu verwandeln, diese Versuche sind aber durchgängig, mit wenigen Ausnahmen, durch die rege Freiheitsliebe und den lebendigen Patriotismus der Stämme vereitelt worden. In der Entrichtung der Abgaben und in der Anordnung des Heerbanns herrscht unter den Stämmen selbst wiederum große Verschiedenheit. In manchen Stämmen reicht man noch gar keine bestimmten Abgaben; es werden blos von Zeit zu Zeit allerlei Geschenke an den Chan und an den König gesandt. Es wird bald von mehreren Hufen Landes nur ein Mann einberufen, bald wird verlangt, daß jeder Landbesitzer oder auch jeder Freie ins Feld ziehe. Von einem Sold ist natürlich bei einem Stammesaufgebot keine Rede, nur der Werth der Pferde wird hie und da ersetzt. Außer dem Heerbann giebt es noch Söldnertruppen, die der König oder irgend ein Mächtiger anwirbt und besoldet. Zu dem Heerbann für den Dienst im Lande selbst gehört jeder, der die Waffen zu führen vermag. Sobald die Trommel gerührt wird, erscheinen die Freien mit vollständiger Rüstung in der Hudschra oder öffentlichen Halle, welche im voraus zum Versammlungsorte bestimmt ist, sie ziehen dann, jede Abtheilung unter ihrem eigenen Banner oder Muschir, wohin die Gefahr sie ruft. Wie bei allen mohamedanischen Völkerschaften, so gilt auch bei den Afghanen der Koran nicht blos als religiöses, sondern auch als bürgerliches Gesetzbuch. Neben der Schrift ist aber eine Sammlung der Gewohnheiten des Puschtuvolkes vorhanden, welche füglich mit unsern Volksgesetzen aus dem sechsten und siebenten Jahrhundert verglichen werden kann; die Bestimmungen über das Wehrgeld umfassen ebenfalls den wesentlichsten Inhalt der afghanischen Satzungen. Die Dschirgah bildet das öffentliche Schöppengericht, dessen Aussprüche verbindlich sind, falls nämlich die Parteien sich entschließen, ihre Streitsache der Dschirgah vorzulegen. Geschicht dies, so erfolgt die Verhandlung in der Art, daß der Mullah ein Gebet spricht, worauf der Chan einen Vers in der Puschtusprache sagt, der auf deutsch lautet: Gott gehört die That, Menschen nur der Rath. Jetzt beginnen die Verhandlungen mit dem Nothgeschrei des Klägers, ihm und seiner Familie zu helfen. Der Beklagte bekennt sich gewöhnlich zu der That, es ist dies eine Ehrensache. Die Versammlung bestimmt nun aus eigener Machtvollkommenheit das Wehrgeld, oder findet, diese oder jene Satzung des Rechtsbuchs sei auf den Fall anwendbar. Hierauf wird einer alten Sitte gemäß der Beleidiger in die Hände des Beleidigten gegeben, nicht um ihn zu beschädigen, sondern um sich mit ihm in herzlicher Weise auszusöhnen. Sind es schwere Verbrechen, welche auf diese Weise gesühnt werden, so werden gewöhnlich eine Anzahl junger Mädchen von der Familie des Verbrechers an die trauernden Verwandten verheirathet, theils mit, theils ohne

Mitgift. Da man in gewöhnlichen Fällen seine Frau kaufen muß, so werden die Bräute als eine Art Sühnegeld betrachtet. Unter den westlichen Afghanen wird ein Mord durch ein Geschenk von zwölf Jungfrauen gesühnt, wovon sechs mit und sechs ohne Mitgift, eine Hand, ein Ohr und die Nase werden mit sechs und ein Zahn mit drei Jungfrauen gesühnt. So sehr ist aber das Gefühl barbarischer Selbständigkeit und Fehdesucht noch vorherrschend, daß es im Durchschnitt im ganzen Afghanenlande für schwach und ehrenrührig gilt, die Dschirgah als Richterin aufzurufen und anzuerkennen. In der Regel suchen die Verwandten zu vermitteln, gelingt dies nicht, dann beginnt die rechtmäßige Fehde zwischen dem Beleidigten, seiner Familie und nicht selten auch der ganzen Mark gegen den Thäter, dessen Familie und Chail. Die Fehden dauern nicht selten Jahre lang und endigen nur dann, wenn eine Partei vollkommen befriedigt oder unterlegen ist. Nach dem alten, jetzt außer Gebrauch gekommenen Gewohnheitsrechte des Puschtuvolks konnte man selbst in allen bürgerlichen Anforderungen und Streitigkeiten sich selbst Recht nehmen. (Staaten- und Kulturgeschichte Asiens, von Professor Neumann, Band 1.) Diese Fehden lassen es zu keiner Ruhe unter ihnen kommen, wie sie erzählen, ist das der Fluch und der Segen, den ein frommer Mann unter den Jusoffis ihnen zurückgelassen habe, daß sie niemals einig, aber immer frei sein würden. Mit andern Worten hörte Elphinstone dasselbe von einem alten Afghanen, der ihm sagte: „Wir wollen gern die Zwietracht haben, gern die Unruhe, gern das Blutvergießen: aber wir wollen keinen Herrn!“ Mit ihren kriegerischen Eigenschaften verbinden die Afghanen Nüchternheit, Thätigkeit und einen scharfen natürlichen Verstand. Gegen ihre Sklaven sind sie menschlich, die Vorschrift des Korans, nie einen Gläubigen zur Sklaverei zu erniedrigen, wird von ihnen streng beobachtet. Ehrlichkeit ist indessen ihre Eigenschaft nicht, sie belügen und betrügen, sobald ihr Interesse ins Spiel kommt. In dieser Beziehung sind sie noch immer besser, als ihre Nachbarn rechts und links, die Perser und Indier, denen die Unwahrheit so zur zweiten Natur geworden ist, daß sie lügen, wenn sie auch durchaus keinen Vortheil dabei haben. Die Treulosigkeit, die sie gegen die Engländer ausgeübt haben, ist in ihrer Ansicht begründet, daß so lange eine Beleidigung nicht gesühnt ist, kein Vertrag Gültigkeit hat.

Die Eroberer Indiens, bis auf die Engländer, haben alle den Weg über Afghanistan genommen. Alexander dem Großen folgte dreizehn Jahrhunderte später der Ghaznewide Mahmud der Große, der aus Kabul, das schon im 44. Jahre der Hedschra dem Islam zugefallen war, das erste mohamedanische Heer über den Indus führte. Durch ihn, der auch die neuerdings durch Lord Ellenborough berühmt gewordenen Sandelthore des Tempels von Somnath nach dem Afghanenlande führte, hat Kabul Grenzen erhalten, die an den Jaxartes, an den persischen Meerbusen, an den Tigris und an den Ganges reichten. Nach ihm haben bis zum sechszehnten Jahrhundert noch fünf Dynastieen, darunter drei vom Afghanenstamme, die Länder am Indus erobert. Auch mongolische Horden, die Nachfolger Dschingischans und Timurs, haben zweimal, 1241 und 1398, ihren Weg nach den Gangesländern über Kabul genommen. Eine dauernde Herrschaft gründete Sultan Baber von Samarkand, dessen Lob auf Kabul wir oben mitgetheilt haben. Im Jahre 1504 eroberte er Kabul, 1519 ging er von da nach dem Osten und gründete bis 1526 sein indisches Reich, dessen Herrlichkeit aber den Lieblingssitz im Hochlande in seinem Gedächtnisse nicht verwischen konnte. In Kabul ist auch sein Grab, von Blumen umgeben, die ein klarer Bach durchströmt, und mit einer kleinen Marmormoschee, in der die Muselmänner ihre Gebete darbringen. Seine Nachfolger behaupteten sich nicht lange, die Schnellkraft des Volks warf die fremde Herrschaft ab, und man erwehrte sich sowohl der Perser als des Großmoguls in Delhi. In diesen Kämpfen erstarkten die Afghanen, so daß sie sowohl das geschwächte Hindostan

als Persien angreifen und in beiden Ländern festen Fuß fassen konnten. In Persien herrschten nach einander drei Afghanen vom Gildschistamme, während zugleich die russischen Pläne gegen dieses Reich ihren Anfang nahmen. Abdallah Chan aus der Familie der Suddosi benutzte diese Wirren, um Herat und die fruchtbaren Gefilde zu erobern (1716). Dieser Kriegsheld, nach dem sich sein ganzer Stamm die Abdalli nannte, konnte doch den Freiheitsstolz seines Volks nicht beugen und wurde wegen seines anmaßlichen Benehmens abgesetzt. Ihm folgte Seman, der Sohn des Daulet Chan. Die Abdalli konnten sich aber in ihrer Eroberung nicht behaupten, sie mußten sich zuerst den Fürsten der Gildschi und dann mit diesen zusammen an Nadir Schah ergeben. Nachdem sie in fünf Schlachten von ihm geschagen waren, schlossen sie sich ihm an (1731) und dienten ihm gegen die Türken. Die Ermordung Nadir Schahs soll ihr Motiv in der Eifersucht haben, welche die Bevorzugung der Afghanen den Persern eingeflößt hätte. Als der Mord in Kabul bekannt wurde, beschlossen die Afghanen die herrenlose Zeit zu Raub und Plünderung zu benutzen. Die Abgaben aus Indien für Nadir Schah wurden in Kandahar weggenommen und sollten eben unter die Häuptlinge vertheilt werden, als Achmed, der Sohn des Seman Chan, seinen Einzug in die Stadt hielt. Die ganze Bevölkerung jauchzte ihm Beifall zu, als er erklärte, er wolle sich die Krone Afghanistans auf das Haupt setzen. Noch im Herbste desselben Jahres 1747 erschienen aus allen Gauen des Landes Abgeordnete zu Kandahar, und Achmed wurde förmlich auf einem großen Landtag aller oder doch der meisten Stämme des Puschtuvolks als unabhängiger Fürst aller östlichen Lande Persiens und Afghanistans ausgerufen und gekrönt. Auch von Nassir, dem mächtigen Chan von Beludschistan, wurde er als oberster Lehnsherr anerkannt. Die Winterszeit, in der alle Pässe des Landes wegen des hohen Schnees ungangbar sind, wurde zur Errichtung des neuen Königreichs verwendet. Das Vorbild des Herrschers war Persien und Nadir Schah, aber die Sitten seines Volks erlaubten ihm nicht, dieses Vorbild von fern zu erreichen. Weil man ihn zur Anerkennung der bestehenden Rechte gezwungen haben würde, erkannte er dieselben von vorn herein an, und entsagte jeder Ausdehnung seiner Gewalt in Friedenszeiten. Den Adel suchte er durch Ehren an sich zu fesseln, damit er sich ihm und der Familie Suddosi, deren Glieder von nun an unverletzlich sein sollten, unterordne. Er belehnte alle hervorragenden Familien seines Stammes mit hohen Stellen an seinem Hofe und in seinem Reiche in erblicher Weise; gleich wie ihm selbst und seinen Nachkommen die Krone gebühre, so sollten ihnen und ihren Nachkommen gewisse Stellen und Rechte auf immer verbleiben. Der Liebe seines Stammes versicherte er sich dadurch, daß er ihm alles Land ließ, das er unter Nadir Schah besessen hatte, und geringere Dienste forderte. Mehrere Stämme kündigten ihm trotz seiner klugen Mäßigung den Gehorsam auf, gegen diese unternahm er nie etwas. Was er thue, pflegte er zu sagen, unternehme er nur für sein Volk; es thue ihm leid, daß man dies nicht allgemein anerkenne, daß gewisse Stämme sogar von dem gemeinsamen Ruhm der Afghanen sich ausschlössen; ihn kümmere das wenig, er verliere dabei nichts, nur die widerspenstigen büßten ein. In Kriegszeiten herrschte er unbedingt, wie Gesetze und Sitten ihm gestatteten, dann galt sein Wort allein. Darum hat er wohl auch während der ganzen Zeit seiner langen Regierung, von 1747—1773, sein Schwert selten in der Scheide ruhen lassen. Nach Osten und Westen siegreich, nahm er Herat, Nischapur in Khorassan, zog in Delhi ein, schlug bei Pannipat die Maratten und machte seinen Namen in Asien so bekannt, daß der Kaiser von China eine afghanische Gesandschaft annahm. Ein richtiger Instinkt, daß er sich in Hindostan nicht behaupten könne, führte ihn aber nach allen Siegen über den Indus zurück, das westliche Gebiet behauptete er bis Bokhara und auf der andern Seite bis ans Weltmeer. Auch seine Eroberung Kaschmir blieb bei dem Reiche. Als er starb (Juni 1773) hatte sein Reich das Ansehn einer wohlgefügten, in

sich ruhenden Macht, deren Charakter — ein kriegerischer Thron auf den Schultern eines halb aristokratischen, halb demokratischen Volks voll Unabhängigkeitsgefühl und Freiheitslust — freilich ein so eigenthümlicher war, daß nur ein begabter, sich selbst mehr als seine Untergebenen im Zügel haltender Monarch ihn zu behaupten vermochte. Sein Sohn Timur verkannte die Bedingungen seiner Herrschaft so sehr, daß er nach dem Muster der benachbarten Despotenreiche regieren wollte. Er beseitigte den Stamm der Durani, umgab sich mit schmeichlerischen Persern und unterwürfigen Hindu, besetzte alle Stellen mit seinen Kreaturen, entschädigte aber für dieses alles nicht durch Kriegsruhm, der seiner Regierung gänzlich fehlte. Mühsam deckte er die Grenzen des Reichs, aus Bokhara ließ er sich durch schlau angelegte Ränke verdrängen. Als er starb, (1793) übersandte seine Wittwe dem Großwesir Schirafraz Chan ihren Schleier, wodurch sie ihn nach afghanischer Sitte auch wider seinen Willen unwiderruflich an ihr Interesse band, und bewirkte dadurch die Erhebung ihres Sohnes Siman auf den Thron. Die Aufstände, die schon unter seinem Vater ausgebrochen waren, wiederholten sich unter seiner Regierung in bedenklicherer Weise, doch gelang es ihm einige Zeit, die Schwäche seines Reichs unter hochfliegenden Entwürfen zu verdecken. Er wollte sich zum Herrn von ganz Indien machen, die mohamedanische Bevölkerung der brittischen Gebiete erwartete ihn mit Ungeduld, und diese Verschwörung nahm einen so bedenklichen Charakter an, daß Sir John Malcolm nach Persien geschickt wurde, um für den Fall eines Kriegs einen Verbündeten zu gewinnen, der die Afghanen im Rücken angreifen könne. Die Furcht war voreilig gewesen, der Afghanenherrscher bekam in seinem eignen Lande so viel zu thun, daß er an keinen auswärtigen Krieg dachte. In der Reihe seiner Fehler steht obenan die Ernennung eines Suddosi, Wuffadar Chan, zum Großwesir. Man erinnert sich, daß Achmed alle Mitglieder der Familie für heilig und unverletzlich erklärt hatte, so daß die Afghanen einen allmächtigen Minister hatten, der nie zur Rechenschaft gezogen werden konnte, obgleich er durch Geldgier und Herrschsucht Veranlassung genug dazu gab. Als seine Erpressungen das Volk erbittert, als fortgesetzte Beleidigungen den Stamm der Duranis mehr und mehr dem Herrscher entfremdet hatten, machte Mahmud, der Bruder des Königs, einen Aufstand und riß im ersten Augenblicke Herat an sich. Geschlagen und vertrieben, flüchtete er zu den Persern, wo er die beste Aufnahme fand. Bei dem zweiten Aufstandsversuche, den die Duranis machten, wird der Name Schubscha's, des unglücklichen Schützlings der Engländer, zum ersten Male erwähnt. Der Plan wurde entdeckt, die Verschwörer wurden hingerichtet, auch Schirafras, dem Siman seine Thronerhebung zu verdanken hatte. Nun waren die Baruksis, denen der Ermordete angehörte, zur Blutrache verpflichtet, zumal der älteste Sohn Schirafras Chans, Fatteh, ein Bruder des später vielfach genannten Dost Mohamed. Wie dieser Mann durch List und auf den krummsten Umwegen sein Ziel erreichte, ist ein Stück orientalischer Intrigue. Nachdem er den Statthalter von Kandahar bewogen hatte, dem geflüchteten Rebellen Mahmud die Thore zu öffnen, verhetzte er die Anhänger des Königs so unter einander, wußte so geschickt Mißtrauen, Haß, Verwirrung zu säen, daß ein Häuptling nach dem andern den Thron verließ. Der König warf sich den Gildschi in die Arme, dadurch wurde der Aufstand allgemein, und Siman, durch das Gastrecht nicht geschützt, hatte seine Fehler grausam zu büßen. Er wurde an seine Feinde ausgeliefert, geblendet und zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt, sein Großwesir Wuffadar, der heilige und unverletzliche Suddosi, litt den Tod durch Henkershand. Mahmud kam fast ohne sein Zuthun auf den Thron, und that nichts sich darauf zu erhalten, wohl aber vieles, was erbitterte. Das große Schisma des Islams hat in diesen Gegenden einen seiner Brennpunkte: die Afghanen sind Sunniten, die Perser Schiiten, daher der politische Haß zwischen beiden noch durch einen religiösen Gegensatz geschärft wird. Indem nun Mahmud

die Perser bevorzugte, sogar seine Leibwache aus ihnen bildete, machte er sich noch verhaßter, als er durch seine Unthätigkeit, Charakterlosigkeit und Feigheit bereits war. Die ersten Aufstände waren noch kraftlos; Schudscha, der sich die Mittel zur Empörung durch eine Art von ehrlichem Diebstahl verschaffte, indem er eine Karawane plünderte und Ersatz versprach, sobald er König sein werde, die Gildschis, die zweimal für einen Kronprätendenten ihres Stammes kämpften, wurden besiegt, von den Schädeln der letztern in Kabul eine Pyramide errichtet. Inzwischen vollendeten die Perser die Eroberung von Khorassan. Der furchtbarste Feind Mahmuds kam aus der Wüste und war eine Art Heiliger, der sich durch Eifer im Glauben wie durch Pilgerfahrten einen großen Ruf erworben hatte und dem Ketzer Mahmud doppelt furchtbar war, weil er eine Blutrache zu vollziehen hatte. Mokhtar-u-Dowlach, der Sohn des hingerichteten Wuffadar, erhob in seiner Wüste das Feldgeschrei der Sunniten und rief Schudscha zum König aus. Er erfocht den Sieg, Mahmud wurde entthront und in den Kerker geworfen, aber nicht geblendet, Siman in Freiheit gesetzt. Schudscha war nicht zum Herrscher geboren; es ist noch ein mildes Urtheil, welches Henry Prinsep (Origin of the Sikh power in the Punjab) über ihn fällt, wenn er sagt: „Der Fluch des Schicksals beruht auf allen Unternehmungen Schudschas. Sein Charakter, obgleich ganz tadellos und in vielen Beziehungen sogar liebenswürdig, ist nicht geeignet weder den Gegnern durch Kraft Furcht einzuflößen, noch durch liebevolles Benehmen sie zu gewinnen. Sein Stolz muß selbst die Freunde entfernen und kann in keinem Falle Vertrauen oder gar Zuneigung erregen.“ Wie hätte ein solcher Fürst unter einem solchen Volke, dem die Kraft der Persönlichkeit alles ist, das Reich Achmeds zusammenhalten können! Mokhtar-u-Dowlach fiel nach kurzer Zeit ab und starb, während er für einen Kronprätendenten aus dem Geschlecht der Suddosi kämpfte, Mahmud entsprang, um wieder König zu sein, noch andere Häuptlinge strebten nach dem Thron, und zwischen diesen verschiedenen Parteien bewegte sich der Barukssi Fatteh Chan, der schon einmal über das Schicksal des Reichs entschieden und sich jetzt unterworfen hatte, mit solchem Geschick, daß jeder auf ihn zählte, am meisten Schudscha, den er gleichwohl aus Kabul verdrängte und auf Peschawer beschränkte. Diesen ungünstigen Zeitpunkt wählte England, um mit den Afghanen ein Bündniß zu suchen. Wie man früher Persien gegen Kabul hatte benutzen wollen, so galt es jetzt Kabul gegen Persien zu verwenden und so der Allianz entgegenzutreten, die Napoleon durch seinen Gesandten General Gardanne in Teheran betrieb. Elphinstone hat über diese Gesandschaft einen Bericht erstattet, der noch jetzt, auch nach Burnes, das Beste ist, was wir über Kabul besitzen. Die Gesandschaft kehrte, nachdem sie den Zustand der Dinge gesehen hatte, nach Indien zurück, und unmittelbar darauf machte Fatteh Chan, der die Maske ganz abgeworfen hatte, in der Schlacht von Nimla der Herrschaft Schudschas ein Ende. (Juni 1809.) Mahmud bestieg wiederum den Thron, an dessen Stufen Fatteh mit einer Macht stand, die den Herrscher zu einem Schattenkönig machte. In seinem Haß gegen die Suddosi, deren einer, ein Sohn Mokhtars, sich in Kaschmir behauptete, schloß er ein Bündniß mit dem Herrscher des Pendschabs, Rundschit Singh, und versprach selbst Subsidien, um zum Zweck zu gelangen. Mit Hülfe der Seikhs eroberte er 1811 Kaschmir, verweigerte dann aber die versprochenen neun Lack Rupien, worauf Rundschit Singh Attock und die übrigen afghanischen Plätze am östlichen Indusufer wegnahm. Kaschmir wurde vorläufig noch von Fattehs Bruder Kasim behauptet. Fatteh selbst erfüllte sein Geschick, als er nach Herat zog, für das die Perser Tribut verlangt hatten. Dort überfiel ihn Kamran, ein Sohn des Königs, ließ ihn blenden und einige Monate später unter den entsetzlichsten Martern tödten. Das ganze, schwer gekränkte Geschlecht der Barukssi erhob sich zur Rache, Asim eilte aus Kaschmir herbei, auch Schudschah tauchte einen Augenblick auf, benahm sich aber gleich anfangs so taktlos, daß seine Beschützer ihn aufgaben. Statt seiner wurde einer

seiner Brüder zum König gemacht, Eidschub, der flehentlich gebeten hatte, ihm Brod und den Königstitel, blos den Titel, zu geben. Während Asim die Herrschaft seiner Familie befestigte, hatte Rundschit Singh Kaschmir, dann Peschawer genommen (1823). Endlich zog Kasim mit ganzer Macht gegen ihn und wurde geschlagen. Diese Niederlage durch Ungläubige konnte der stolze Mohamedaner nicht verschmerzen, nicht lange darauf starb er vor Scham. Mit seinem Tode verschwand auch Eidschub von dem Thron, der nicht wieder besetzt wurde. Die Afghanen hatten vorläufig genug an Königen, denen sie nach Achmeds Tode fast nur Verwirrung zu danken hatten, und die Barukßis waren nun mächtig genug, um als Häuptlinge unter eigenem Stamm zu herrschen. Sie nahmen die vier Provinzen, aus denen Afghanistan noch bestand, nachdem Rundschit Singh Kaschmir davon abgetrennt und die Emirs von Sind sich unabhängig gemacht hatten. Von diesen vier Provinzen waren aber nur noch zwei abhängig, Kabul mit Ghizni und Kandahar. In Kabul herrschte der mächtigste aller Brüder Fattehs, Dost Mohammed, durch Gerechtigkeit und unermüdete Sorgfalt in Erfüllung seiner Regentenpflichten das Muster eines orientalischen Herrschers. Unter ihm war Kabul wieder zur alten Pracht und Blüthe gelangt, der große Handelsweg, der über die Stadt geht, hatte seine frühere und selbst eine erhöhte Bedeutung gewonnen. Die Einkünfte, welche Dost Mohammed bezog, machten ihm möglich eine Streitmacht von 9000 Reitern und 2000 Fußtruppen mit 14 Geschützen zu unterhalten. Mit dieser materiellen Macht verband er einen geistigen Einfluß, den er hauptsächlich seiner Orthodoxie, seinem Eifer in der Wiederherstellung der strengen Sitten zu verdanken hatte. Ghizni hatte er einem Bruder anvertraut, der nach seiner Leitung regierte. In Kandahar herrschte der Barukßi Kohen Dhil, doch nicht so rühmlich als Dost Mohammed, den Handel bedrückend, um die Mittel zum Unterhalt seiner Soldtruppen, 9000 Reiter mit 6 Geschützen, zu gewinnen. In Herat, wo der vertriebene Mahmud eine Zufluchtsstätte gefunden und bis 1829 gelebt hatte, herrschte dessen Sohn Kamran, aber in Abhängigkeit von Persien und stets besorgt, durch das Nachbarland um den letzten Rest seiner politischen Existenz gebracht zu werden. Peschawer endlich, dem auch ein Barukßi und Bruder Dost Mohammeds, Serdar Sultan Mahomed, vorstand, stand in Tributpflichtigkeit gegen Rundschit Singh. Alle Provinzen waren isolirt, wenn nicht feindlich gegen einander. Kamran in Herat, der einzige noch mächtige Subdosi des Afghanenlandes, durfte sich von den Barukßi des schlimmsten versehen, aber auch diese selbst traueten sich nicht, und Peschawer hatte die Duranis, Kandahar die Ghildschis aufgenommen, um gegen Dost Mohammed ein Gegengewicht zu haben. Der unglückliche Schudscha spielte noch immer den Kronprätendenten. Anfangs lebte er bei Rundschit Singh, von dem er aber auf das schlechteste behandelt, durch Drohungen, Mißhandlungen, endlich gar durch Hungersqual zur Auslieferung seiner Schätze gezwungen wurde. Um noch Aergerem zu entgehen, entfloh er arm und nackt durch eine Kloake von Lahore und erreichte das Gebiet der ostindischen Gesellschaft, die ihm Ludiana als Wohnort und einen Jahresgehalt von 48,000 Rupien, etwa eben so viel Gulden C. M. gleich, anwies.

Dies war die Lage der Dinge in Afghanistan, als das Hochland des Puschtuvolks durch England und Rußland in die verschlungenen Kreise europäischer Politik hineingezogen wurde. Ruft sich der Leser ins Gedächtniß zurück, was wir absichtlich mit einer gewissen Ausführlichkeit von der Lage des Landes, von der Eigenthümlichkeit seiner Bewohner, von der geschichtlichen Stellung seiner Könige gesagt haben, so wird ihm klar werden, welchen Gebrauch eine auf Ostindien zielende Macht von Kabul machen konnte. Drei große Bollwerke liegen zwischen dem Norden und dem Süden von Asien: Tscherkessien, Persien und Afghanistan. Das erste Bollwerk läßt sich östlich umgehen von einer Macht, die auf dem kaspischen Meere eine Flotte hat und auf dem Süduser, in Ghilan und Masenderan

Stützpunkte besitzt. Persien war für Rußland gewonnen, nun kam es darauf an, auch im letzten Bollwerke sich Einverständnisse zu verschaffen. Die englische Politik erleichterte diese Aufgabe. England stand nach dem Zurücktreten der afghanischen Macht in ihre natürlichen Grenzen in engem Bündniß mit Rundschit Singh, dem Todfeind der Afghanen, und es läßt sich wohl vermuthen, daß es ein Befehl der indischen Gesellschaft war, der Schah Schudscha bestimmte, 1833 mit demselben Singh, der ihn geplündert und nahezu ausgehungert hatte, ein Bündniß zu schließen. Schudscha rückte darauf ins Feld, erzwang von den Emirn von Sind den Durchmarsch, brach ins Afghanenland ein und eroberte Kandahar. Hier hatten seine Erfolge ein Ende; von Dost Mohammed geschlagen, eilte er in sein altes Asyl zurück, wo er von den Engländern wieder wie früher unterhalten wurde. Die offenkundige Unterstützung, welche die Engländer diesem Unternehmen hatten angedeihen lassen, rief auf Seiten der Afghanen eine augenfällige Demonstration hervor. Die Häuptlinge von Kabul und Kandahar, beide Todfeinde der Perser, verstanden sich plötzlich zur Entrichtung eines Tributs von 50,000 Tomahs jährlich an den Schah dieses Volks. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß in Teheran jemals irgend ein Bruchtheil dieser Summe angekommen ist. Dost Mohammed machte eben eine Demonstration, und er hatte dabei einen sehr speziellen Zweck im Auge. Er wollte die an Rundschit Sing verlorenen Gebietstheile, Kaschmir, mindestens Peschawer, zurück haben, wobei er, wie die Erfahrung der letzten Kriege bewiesen hatte, fremde Hülfe nicht entbehren konnte. Am wirksamsten konnte ihm diese von den Engländern geleistet werden, deshalb wandte er sich an diese mit Anfragen, Anträgen, Erbietungen, auf die aber jedesmal die Antwort gegeben wurde: „Rundschit Singh ist unser Verbündeter.“ Erst jetzt erfolgte eine entschiedenere Hinneigung der Afghanen zu Persien und Rußland, von der es doch noch zweifelhaft bleibt, ob sie mehr als eine Drohung gegen England sein sollte, die indessen von der indischen Gesellschaft sehr ernsthaft genommen wurde. Das Bündniß mit Rundschit Singh wurde fester denn je, auf die englische Hülfe vertrauend, griff der Herrscher des Pendschabs den Kheiberpaß an, der den Zugang auf Kabul eröffnet, wurde aber geschlagen und mußte sich auf Peschawer zurückziehen. Als Dost Mohammed sich beklagte und eine bestimmte Erklärung in Bezug auf Peschawer verlangte, antwortete Lord Auckland, „der Maharadscha habe versprochen, daß der Kampf aufhören und die Ruhe gefördert werden solle, falls Dost Mohammed sich weniger vorurtheilsvoll (in a less mistaken manner) gegen ihn benehme; die Idee, die Herrschaft über Peschawer zu erlangen, müsse Dost Mohammed aber ganz aufgeben.“ In derselben Zeit befand sich ein russischer Agent am Hofe von Kabul, ein Kapitän Witkewitsch, der dort den englischen Gesandten Sir Alexander Burnes bereits vorfand. Dost Mohammed machte aus dieser russischen Mission nicht etwa ein Geheimniß, im Gegentheil verfuhr er bei der Aufnahme des russischen Gesandten so ostensibel als möglich, und wenn seine Absicht noch unklar gewesen wäre, so hätte Alexander Burnes durch die Depesche eines sunnitischen Diplomaten aus Kandahar aufgeklärt werden müssen, die ihm auf eine unverdächtige Art in die Hände gespielt wurde. Diese Depesche ertheilte Dost Mohammed den Rath, den russischen Eldschi achtungsvoll zu behandeln; das werde den englischen Gesandten aufmerksam machen und ihm ein Stachel sein, die Geschäfte zu fördern. In unsern englischen Quellen (s. Qualerly Review. Nr. 127) sind die Daten so durch einander geworfen, daß es unklar wird, ob ein angeblich unter russischer Vermittlung zwischen Dost Mohammed und dem persischen Schah abgeschlossener Vertrag aus dieser Zeit oder von etwas früher her datirt. Dieser Vertrag betraf Herat und ging ursprünglich von Kohendhil aus, der Persien seine Unterstützung gegen den Suddosi Kamran versprach, unter der Bedingung, daß er dafür mit Herat belehnt würde. Dost Mohammed trat diesem Vertrage bei, wofür er die Zusage erhielt, daß Persien nach dem Falle von Herat Geld und Truppen senden und Rundschit Singh mit

einer eigenen Armee bedrohen werde, bis er die afghanischen Provinzen herausgebe. Wir müssen auf sich beruhen lassen, ob die englischen Staatsmänner den russischen Einfluß, der sich in diesem allen manifestirte, nicht überschätzt haben, ob die Gefahr wirklich so nahe gerückt war, um den Entschluß zu rechtfertigen, durch einen Einfall in Afghanistan das Prävenire zu spielen. Graf Nesselrode hat seinen Agenten bald darauf desavouirt, und Kapitän Witkewitsch hat sich deshalb eine Kugel durch den Kopf geschossen. Dies beweist allerdings nichts gegen russische Pläne, aber die nordische Politik geht langsam Schritt vor Schritt, und diesem Charakter widerspricht das sprungweise Vordringen an die Indusgrenze, das die Engländer beabsichtigt glaubten und durch Besetzung derselben Position, nach der Rußland strebte, zurückwerfen wollten. Rundschit Singh, dem jede Schwächung der afghanischen Macht willkommen sein mußte, schürte den Eifer durch Erzählungen von russischen Intriguen. Das Resultat war ein Vertrag, worin Rundschit Singh seine Mitwirkung zusagte, Schah Schudscha auf den Thron von Afghanistan zu setzen. Am 13. September 1838 wurde der Schattenkönig zum Herrscher von Kabul ausgerufen, am 1. Oktober erschien ein Manifest, daß die Zusammenziehung einer englischen Heeresmacht zum Dienst jenseits des Indus rechtfertigen sollte. Zwei Beschwerden werden darin hervorgehoben, einmal, daß die Häuptlinge der Afghanen den Maharadscha angegriffen, dann, daß sie sich der persischen (?) Politik angeschlossen hätten, „wenngleich sie vollkommen wußten, daß dieselbe gegen die Rechte und Interessen der brittischen Politik in Indien gerichtet sei.“ Die Gesellschaft zog ihre Truppen in zwei Abtheilungen zusammen, die nach Bengalen und Bombay benannt wurden. Die eine dieser Abtheilungen sammelte sich am Sutledsch, von wo man auf dem kürzesten Wege, durch Rundschit Singh gedeckt, gegen den Kheiberpaß und die Hochebene von Kabul hätte ziehen können. Aber der Maharadscha, dessen Interessen bei diesem Kriege und dem vorhergehenden Vertrage auf das sorgfältigste berücksichtigt wurden, litt keinen Durchmarsch englischer Truppen durch sein Gebiet und die gesammte englische Macht mußte den Indus hinab ziehen, von den Häuptlingen von Sind freien Weg sich erkämpfen und dann den Weg nach dem südlich gelegenen Bolanpasse einschlagen. Dieser Paß gleicht nach Conollys Beschreibung einem Seeufer, mit Sand und losen Steinen bedeckt, über die sich scharfe Felsklippen erheben. Ein Weg für Fuhrwerk war hier nicht vorhanden, die Ingenieure mußten erst einen Weg bahnen, und inzwischen litt das Heer fürchterlich durch Hitze und Wassermangel. Menschen und Thiere verschmachteten, die Leichen versperrten mehrmals den engen Paß. Eine Vertheidigung wurde von den Afghanen nicht versucht, überhaupt fand der einzige ernstliche Kampf dieses Feldzugs um den Besitz von Ghizni statt, wo die Afghanen mit einer Wuth kämpften, die gegen ihr sonstiges Verhalten in diesem Kriege den auffallendsten Kontrast bildet. Die 12,000 Mann, die sich vor Kandahar aufgestellt hatten, die 13,000 Mann, mit denen Dost Mohammed den Weg nach Kabul verlegte, verschwanden, sowie die Engländer sich zeigten. Die brittischen Generale u. Staatsmänner sahen darin nur einen Beweis von dem Gefühl der Ueberlegenheit englischer Waffen, das die Afghanen drücke, die Bestätigung eines frühern Ausspruches Dost Mohammeds gegen Alexander Burnes, „er sei sich bewußt, daß er gegen eine englische Macht keinen Monat sich halten könne.“

Die Sicherheit, die sich der Sieger nach ihrem raschen Erfolge bemächtigte, ist bei der genauen Kenntniß des Puschtuvolkes, die alle ihre Schriftsteller verrathen, kaum begreiflich. Die stolzen Stämme mußten im höchsten Grade empört sein, daß die ungläubigen Frenki einen elenden Fürsten über sie setzten und ihn selbst zu schrankenloser Willkürherrschaft über das freie Volk anreizten. Es drangen Stimmen und Warnungen zu den Ohren der Fremden, die aber nicht beachtet wurden. „Der Schudscha,“ so sprach ein edler Puschtana zu einem englischen Offizier, „ein Mensch, welcher in das Land kam, indem er sich an den Saum

eures Kleides anklammert, solch ein Mensch führt eine Hofceremonie ein, als wenn er Nadir Schah selbst wäre! Läßt er doch Leute, die viel besser sind als er, mit gefalteten Armen in der Sonne stehen, während er lang und breit unter der Veranda sitzt! Es ist der König blos der erste der Freien; in dem Durbar des Dost Mohammed saßen die Häuptlinge neben dem Fürsten." Herat, der Vorwand oder Zweck der Expedition, wurde über dem glänzenden Erfolg der englischen Waffen nicht aus den Augen gelassen. Der oft angekündigte Angriff des persischen Schahs war wirklich erfolgt, mit jener Langsamkeit und Schwerfälligkeit, welche alle Bewegungen orientalischer Heermassen charakterisirt. Am 23. Juli 1837 war der Schah mit dem gebräuchlichen Pomp von Teheran aufgebrochen, am 14. Oktober stand er noch bei Nischapur, nicht viel mehr als halbwegs zur Grenze, im November fiel Schorsdan, die Grenzfeste von Herat, Anfang Dezember langte man endlich vor der Hauptstadt an. Die Vertheidigung derselben leitete ein junger englischer Offizier, Pottinger, die Belagerungsarbeiten sollen von dem russischen Gesandten Graf Simonitsch und einem russischen Stabsoffizier beaufsichtigt worden sein. Die Anwesenheit des russischen Gesandten im Heerlager des Schahs ist eine Thatsache, auch der englische Gesandte M'Neill befand sich dort; diplomatische Agenten pflegen bei solchen Gelegenheiten dem Fürsten zu folgen, bei dem sie beglaubigt sind. Der Schah hatte 40,000 Mann bei sich, über die Streitkräfte der Belagerten erfahren wir nichts. „Die Afghanen entwickelten Eigenschaften, die dem Heldenmuthe der alten Griechen und Römer mehr gleichen, als dem militärischen Charakter moderner Asiaten, auch die Perser zeigten einen bedeutenden Grad von Muth, Ausdauer und Intelligenz." (Qualerly Review, Nr. 127.) Mehrere Stürme mißlangen, und da nun der Schah Kunde erhielt von dem Bündniß Englands mit dem Maharadscha und mit dem Schah Schudscha, wie davon, daß fünf englische Kriegsschiffe mit 2200 Mann Truppen im persischen Meerbusen erschienen wären, die Insel Karek und die Hafenstadt Buschir besetzt hätten, wurde am 9. September 1838 die Belagerung von Herat aufgehoben. Nachdem die Perser abgezogen waren, schickten die Engländer einen Major Todd nach Herat, zahlten, um Kamran zu gewinnen, eine monatliche Steuer von 25,000 Rupien, und verwendeten noch überdies eine bedeutende Summe, um die Stadt in vertheidigungsfähigen Stand zu setzen. Gerade diese Bemühungen erregten die Besorgniß, daß England sich selbst der Stadt bemächtigen wolle, Kamran knüpfte mit den Persern Unterhandlungen an und behandelte den Major Todd so, daß dieser um seiner Sicherheit willen endlich abziehen mußte. Der Plan, Herat von Afghanistan aus zu erobern, scheint wirklich bestanden zu haben, mußte aber seiner Schwierigkeit wegen aufgehoben werden. Der Feldzug gegen Kabul hatte gegen 50,000 Kameele gekostet, ein Zug nach Herat hätte abermals 20 bis 30,000 Lastthiere in Anspruch genommen, und diese wären kaum mehr zusammenzubringen gewesen.

An einem andern Orte (s. den Art.: Ostindien B. 6. S. 465 fgg.) ist ein kurzer Abriß der Geschichte der beiden englischen Feldzüge in Afghanistan gegeben. Für die Afghanenhäuptlinge war es keine geringe Aufgabe, nach dem Abzuge der Engländer die Ordnung herzustellen. Es hatte sich eine persische Partei gebildet, unter den Afghanen selbst herrschte Zwietracht, indem eine Partei die andere beschuldigte, es mit den Engländern gehalten zu haben. Nicht ohne große Gefahr und Kämpfe, zuletzt aber mit Erfolg, löste Dost Mohammed diese Aufgabe.*) Während er noch damit beschäftigt war, bildete sich im Norden ein Usbekenbund, der die Zeit der Unruhen benutzen wollte, um Afghanistan zu erobern. Es

*) In dem Artikel: Ostindien, ist nach einer ausführlichen Erzählung in den Indian News gesagt, daß Dost Mohammed bei seinen Versuchen der Ruhestiftung durch die Hand eines Meuchelmörders gefallen sei. Wir bitten um Berichtigung dieses Irrthums.

Die Red.

herrscht ein alter Haß zwischen den Usbeken Mittelasiens und den Afghanen, welcher beide Völker, obgleich sie gleichen (sunnitischen) Glaubens sind, zu fortwährendem Streit und Kampf aufreizt. Der Stammesunterschied, die grundverschiedenen Sitten und Gewohnheiten mögen Antheil daran haben. Die Usbeken sind Türken, welche im Laufe der Zeit eine starke Mischung mit mongolischen Horden erfuhren, die Afghanen sind reinen medo-persischen Bluts. Alle Usbekenhäuptlinge verbanden sich gegen Afghanistan. Der wilde Fürst der Gläubigen, Nasr Allah von Bochara, Murad Bey von Khondaz, der Wali oder Statthalter von Chulm und eine Anzahl Häuptlinge der vielen unabhängigen Stämme bildeten eine große Usbekenkonföderation. Die unruhige und unzufriedene Bevölkerung des Balkh und Bhannan trat dem Bunde bei und eröffnete die Feindseligkeiten. Mehrere im Juni und Juli 1844 gelieferte Gefechte brachten keine Entscheidung, im August desselben Jahres wurde eine mehr entscheidende Schlacht in der Nähe des Steinkastels von Balkh geliefert, worin Akbar Chan, ein Sohn Dost Mohammeds, den Sieg davon trug. Der Usbekenführer Abdalsamad gerieth mit andern Häuptlingen in Gefangenschaft, 5000 Usbeken blieben todt auf dem Platze, aber auch Akbar verlor 3000 seiner besten Truppen. Im Angesicht dieser Gefahr erneuerte Dost Mohammed die Anträge, welche er bald nach seiner Entlassung aus englischem Gewahrsam dem Statthalter von Indien gemacht hatte. Das Offensiv- und Defensivbündniß, welches er in Vorschlag brachte, hatte etwas Lockendes, insofern es den Engländern eine Aussicht gewährte, die schwere Schmach zu rächen, die der Chan von Bochara ihnen durch die Ermordung von Stoddart und Conolly zugefügt hatte. Dennoch that Lord Ellenborough Recht, diese Eröffnungen zurück zu weisen, denn ein Zug nach Bochara war doch zu abenteuerlich, selbst mit Hülfe der Afghanen, die zu derselben Zeit dem Herrscher des Pendschab ihr Bündniß angetragen hatten. Weniger die fortdauernde Feindschaft der Usbeken als die freundliche Annäherung seines persischen Nachbars scheint der Grund gewesen zu sein, daß Dost Mohammed bei dem ersten Kriege der Engländer am Sutledsch streng neutral blieb. Als jene Katastrophe sich vorbereitete, erschien nämlich am Hofe von Kabul eine persische Gesandtschaft mit der Zumuthung, England den Krieg zu erklären. In diesem Falle werde der Schah von Persien nicht allein mit einem Heere kommen, sondern auch alle Kriegskosten allein tragen. Die Antwort des Königs von Kabul war ausweichend, daß die Engländer viele Freunde in Afghanistan hätten, daß er sie nicht angreifen könne, auf die Vertheidigung bedacht sein müsse u. s. w. Diese Defensivstellung hatte er wirklich angenommen, die Pässe befestigt und mit schwerem Geschütz, das mit großen Kosten hergeschafft werden mußte, fast uneinnehmbar gemacht. Da die englisch-indischen Zeitungen von dieser Gesandtschaft, über die sie mit Ausführlichkeit berichten, keinen Anlaß hernehmen, Rußland neuer Intriguen anzuklagen, so muß in Indien wohl der Glaube geherrscht haben, daß der Schah von Persien keinen Krieg gewollt, sondern nur einen Vorwand gesucht habe, mit seinen Anhängern in Afghanistan an der Spitze eines Heeres in Verbindung zu treten. An dem zweiten Kriege im Pendschab hat sich Dost Mohammed dagegen betheiligt, jedoch, wie aus den englischen Heerberichten hervorgeht, nur mit 1500 Reitern, die unter dem Oberbefehl eines seiner Söhne standen. Als der Sieg der Engländer entschieden war, flohen die Afghanen so rasch durch den Kheiberpaß, daß sie nicht eingeholt werden konnten. In und über jenen Paß mochte und konnte ihnen der englische Oberbefehlshaber nicht folgen.

Seit der Bewältigung des Pendschab stehen die Engländer wiederum wie 1837 vor den Thoren Afghanistans, und ganz wie damals entsteht die Frage, ob sie dem russischen Einfluß, der sich über die ganze centralasiatische Niederung bis über Bochara hinaus erstreckt, entgegen gehen oder sich innerhalb der Grenzen Altindiens halten wollen. Das erstere wird seit längerer Zeit von einer starken

Partei in England gefordert, während die Gegner des Kriegs auf die Tausende von Menschen und auf die zwanzig Millionen Pfund Sterling verweisen, welche die Kämpfe von 1838 bis 1842 gekostet haben. Neuerdings tritt nun eine neue Verwicklung ein, und wieder ist der Gegenstand derselben wie 1838: Herat. Zur Erklärung der Lage diene folgendes. Nach dem kinderlosen Tode Kamrans folgte als Herrscher von Herat Jar Mahomed Chan, der 1838 als Wesir die Stadt gegen die Perser vertheidigt hatte. Dieser ist im Laufe des Sommers 1851 gestorben, mit Hinterlassung eines blödsinnigen Sohnes, den Niemand anerkennt. Herat wird von allen Nachbarn als eine herrenlose Sache betrachtet, alle streben nach seinem Besitz. Einmal erheben die Perser Ansprüche, worin sie von den Hazarastämmen des umliegenden Gebiets, welche ebenfalls Schiiten sind, unterstützt werden. Ferner meldet sich der Chan von Bochara, dessen Truppen bereits im Anmarsch sein sollen. Ein dritter Bewerber ist der afghanische Häuptling von Kandahar, der Herat als seine Dependenz ansieht, als vierter tritt Dost Mohammed in die Schranken. Aus abgerissenen Nachrichten der englischen Zeitungen ist zu entnehmen, daß die Kämpfe des Königs von Kabul mit den Usbeken nicht geruht haben, daß er fortwährend beflissen gewesen ist, sein Reich nach Norden und Westen zu vergrößern. Es scheint dabei eine Konnivenz der englischen Behörden in Indien stattgefunden zu haben, in ähnlicher Weise, wie früher Rundschit Singh ermuntert wurde, sein Reich in der von Indien abführenden Richtung zu vergrößern. In der That ist die Politik eine richtige, die das afghanische Reich nördlich und westlich an Ausdehnung gewinnen und so eine Vormauer entstehen läßt, die im eigenen Interesse der Ausdehnung russischen Einflusses entgegen wirken muß. Im Jahre 1850 hat Dost Mohammed abermals den Hindukusch überschritten und das Land bis an den Oxus überzogen, um sich dasselbe definitiv zu unterwerfen. Im Frühjahr von 1851 hat er den dortigen Turkomanenhäuptlingen ein großes Treffen geliefert, dessen Erfolg ein den afghanischen Waffen günstiger gewesen ist. Etwa seit derselben Zeit hat er angefangen, sich in die innern Angelegenheiten Herats einzumischen. So verwickelt die Verhältnisse durch die Mitbewerbung von Persien, Bochara und zwei Afghanenhäuptlingen an sich sind, so ist die Sachlage doch damit noch nicht erschöpft. Auch Rußland zeigt sich wieder auf dem Platze. Dieses Reich hat seinen kleinen Streithandel. Vor einiger Zeit besetzte es eine kleine Insel des kaspischen Meers an der Küste von Masenderan unfern von Asterabad, und errichtete daselbst ein Depot. Der Vorwand war, einen Hafen und Erholungsplatz für seine zum Schutze des Handels verwendeten Schiffe zu haben, und um den Menschenhandel zu unterdrücken, den die Turkomanen der Nachbarschaft betrieben. Dieser Hafen wurde sowohl von den Turkomanen als von den Persern mit eifersüchtigen Augen betrachtet, und die letztern remonstrirten oft dagegen, aber ohne Erfolg. Endlich schwamm ein Haufen Turkomanen vom Festland nach der Insel hinüber und zerstörte das Depot, indem er die Besatzung überwältigte. Die Turkomanen mußten bei diesem Angriff über persisches Gebiet gehen, und Rußland hatte noch sonst Grund zu der Vermuthung, daß die Perser das Unternehmen geduldet, wenn nicht unterstützt hätten. In Folge dessen forderte der russische Gesandte die Absetzung des persischen Statthalters von Masenderan, und die Perser gaben nach anfänglicher Weigerung nach. Nicht zufrieden damit, hat der Kaiser 5000 Mann auf jenem Punkte des kaspischen Meeres an das Land setzen lassen, um die Turkomanen zu züchtigen. Dieses Armeekorps hat Asterabad mit Gewalt besetzt und operirt um den Atrakfluß aufwärts, auf der direkten Linie nach Medsched und Herat. Die Perser betrachteten bisher diese Streitmacht und deren Operationen mit großer Eifersucht, im Stillen setzten sie aber ihre Hoffnungen auf sie, daß sie zur Eroberung von Herat mitwirken werde. Man sieht, die Verwirrung kann kaum größer sein, der Knoten schürzt sich aber noch mehr, wenn England Partei ergreift. Herat ist ein schöner Kampfpreis, es ist der Stapelplatz des Handels zwischen Westpersien, Transoxana und Indien.

Anton Schosser, vielleicht der gemüthlichste und herzlichste Volksdichter aus den österreichischen Alpen, wurde am 7. Juni 1801 in der mit Losenstein zusammenhängenden Ortschaft Stiedelsbach an der Ens, etwa eine Poststation von der Stadt Steyr entfernt, geboren. Auf die Empfehlung des Pfarrers bestimmte ihn der Vater, der sich als Schmiedegesell ernährte, zum Studium, ließ ihn in der Musik unterrichten und brachte ihn auf das Gymnasium von Mölk. Dort verbrachte er vier Jahre und eignete sich namentlich eine größere Fertigkeit im Zeichnen an. Auf sein eigenes Bitten durfte er zur Fortsetzung seiner Studien nach Klagenfurt gehen, aber nach zwei Monaten war er wieder zu Hause, „weil er kein Kosthaus habe finden können." Wohl oder übel mußte die Entschuldigung gelten, und die Studien hatten ein Ende. Durch einen Pfarrer, der aus Liebhaberei Astronomie trieb, wurde er noch in der Geometrie und im Situationszeichnen unterrichtet, da sich aber keine Gelegenheit fand, diese Kenntnisse zu verwerthen, betrat Schosser die dornenvolle Laufbahn des Landschullehrers. In Leonstein im Steyerthale, später zu Kleinreifling an der Ens weihte er die Jugend in die Geheimnisse des Wissens, die zu verbreiten einer österreichischen Mittelschule erlaubt sind. Das dauerte einige Zeit, dann aber kam ein Tag, an dem sich die Schüler nach ihrem Führer vergebens umsahen: der hatte den Lockungen von Waldesgrün und Höhenduft nicht länger widerstehen können und war fort über alle Berge. Seine nächste Zuflucht war das väterliche Anwesen, „im Holz ober der Kirche", doch die wohlgemeinten Vorwürfe von Freunden und Verwandten ließen ihm keine Ruhe, und so war er eines Tags wieder fort und gleich auf sechs Jahre verschwunden. Nach langer Zeit hörte man von ihm, daß er bei der Grundvermessung im Innviertel sein Auskommen gefunden habe. Von dieser Zeit an ist er fortwährend im Lande herumgezogen, als Privatingenieur im ganzen Traunkreise und weiter noch bekannt und beliebt, seine ewigen Wanderungen nur durch kurze Rasten in dem geliebten Losenstein unterbrechend. Immer heiter und froh, verlebte er gute und böse Tage, sorglos wie ein echter Sohn der Gebirge. Ein Lied, das er für das Liebhabertheater von Schärding dichtete, eine jener überschwenglichen Ovationen des guten Kaisers Franz, die man aus früherer Zeit kennt, machte die Runde durch die Alpen. Wandernde Sänger verbreiteten es, der Dichter, selbst ein Zugvogel, begegnete dem Liede aller Orten, und durch diesen Erfolg ermuthigt, wurde er der Sänger der steierischen Alpen. Gewöhnlich nahm er bekannte Volksweisen, denen er Texte unterlegte, die so ganz zu den Melodien passen, daß Musik und Wort von allem Anfang an zusammen gewesen zu sein scheinen. Hin und wieder sind aber Lied und Melodie neu und mit einander entstanden. In Gmunden, „beim Holzinger in der Traungasse" saß Schosser manchen Tag mit einem krummen Zitherschläger und einem blinden Geiger zusammen, und das Zusammenarbeiten der Drei hat die schönsten Sachen erzeugt. In Gmunden war es auch, wo eine Bekanntschaft, die Schosser machte, Veranlassung zur Herausgabe seiner Gedichte wurde. Der Herzog Max in Baiern hörte die Lieder von einem Quartett singen und forderte den Dichter auf das dringendste zur Veröffentlichung auf. Das Buch ist 1849 in Linz erschienen, dem Herzog zugeeignet und führt den Titel: „Naturbilder aus dem Leben der Gebirgsbewohner in den Grenzalpen zwischen Steiermark und dem Traunkreise." Die Freude über die Anerkennung, die ihm nach dem Erscheinen seiner Gedichtsammlung zu Theil wurde, war dazu bestimmt, die letzten Tage des Dichters zu verschönern. Schon bei dem Knaben hatte man ein Lungenleiden bemerkt, das immer wiederkehrte und endlich zu einem fortdauernden Siechthum sich gestaltete. Das Hinschwinden des Dichters hat etwas poetisch wehmüthiges. Oberhalb Losenstein ist im Felsen ein Bad ausgehauen, daneben steht eine Klause von Baumrinden, nach Schossers geschmackvoller Zeichnung aufgeführt. Diese Klause mit ihrem weichen Bett war im Winter von 1848 zu 1849 die Zuflucht des Dichters, der in dem Hause einer armen Schwester die Pflege nicht finden konnte,

welche sein kranker Körper erforderte. Seinen Freunden verschwieg er seine Entbehrungen, als ein Zufall sie damit bekannt machte, fand er treue und warme Hülfe. So kam der Sommer von 1849 heran, und Schosser machte sich auf, um Arbeit und Nahrung zu suchen. Leidend kam er in Steyr an, schon am folgenden Tage (26. Juli 1849) machte das Berslen eines Lungengeschwürs seinem Leben ein Ende.

Ein Freund, Alexander Julius Schindler, hat seinen Nachlaß gesammelt und herausgegeben: Anton Schosser's nachgelassene Gedichte in der Volksmundart des Traunkreises, Steyr 1850. Diese Sammlung ist leider nicht vollständig, es fehlen viele Lieder, die Schosser einem Landsmann gegeben hat, einem tüchtigen Sänger, für den er eine große Vorliebe hegte. Dieser Freund wurde zum Soldaten ausgehoben, und in seinem Tornister wanderten die Lieder nach Ungarn zum Heer des Bans Jellachich. Der arme Steyrer ist verschollen, wahrscheinlich ruht er in den blutgetränkten Feldern unter den Wällen von Peterwardein, die Lieder ruhen vielleicht neben ihm, wenn nicht Kameraden sie gefunden und aufbewahrt haben. Schossers Lieder werden weit und breit in den Alpen gesungen, und groß ist sein Verdienst, den volksthümlichen Singweisen statt der ganz schalen, oft mit schlimmern Eigenschaften behafteten Reimereien Texte untergelegt zu haben, die schöne sittlich-reine Empfindungen athmen. Das Lob der Heimath und die sinnigen Gebräuche der Alpenwelt feiert er vorzugsweise gern, die alte Einfachheit und Treue klingt in allen seinen Liedern. Nie geht er aus dem Gefühls- und Gesichtskreise des Volks heraus, er spricht keine andern Gedanken aus, als welche die Menschen, in deren Dialekt er dichtet, wirklich besitzen. Die politischen Anklänge seiner letzten Lieder verlassen diesen Kreis eben so wenig als die Naturklänge der frühern. Die Reaktion preßt ihm nur die Klage aus, daß „Stolz und Hoffart schon wieder d' Ueberhand hant, koan Mensch traut nit, lauter Unfried, voller Unruh in ä jedn Land." Im Mai 1849 singt er von seiner Klaus'n beim Bach, wo er nichts Falsches oder Hoffärtiges sieht, weil „zwo Bergerl sand für", wo er nicht schimpfen hört, wo ihm die Vögel im Busch singen. Und:

Die Vögerl im Staudnan
Sand g'scheidter wie d' Leut,
So gemüthli und z'fried'n
Voller Lust, voller Freud'.

Geht's drauß'n wie da wöll zue,
Wer fragt denn danach;
Am Schönst'n is schon
In der Klaus'n beim Bach.

Die erste Sammlung enthält das berühmteste Lied Schossers, „das Heimweh", das mit den steierischen Alpensängern den Umzug durch Europa gehalten hat. Diese Sammlung ist nach den Thälern eingetheilt, in denen die Lieder selbst entstanden sind. In die erste Abtheilung: Das Ensthal, hat Schosser seine ältesten Lieder aufgenommen, die zweite Abtheilung: Steyer und Kremsthal bringt neue Bilder aus dem Jäger- und Hirtenleben, die dritte Abtheilung ist nach dem Almthale, die vierte nach dem Traunthale benannt. Viele Lieder wechseln mit Solo und Chor, das Solo wird dann entweder gesungen oder noch häufiger deklamirt. In der letzten Weise trug Schosser seine Lieder selbst gern vor, aber nicht in Konzertsälen vor einem hohen und höchsten Publikum, sondern in der Schenke vor den Söhnen und Töchtern des Gebirgs, die jodelnd den Chor bildeten.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (D. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. C. Gato in Meißen.

Heinrich von Arnim, stammt aus der Familie Arnheim, deren ursprünglicher Besitz in Geldern sich befindet, und ist am 13. Februar 1798 als das jüngste von elf Geschwistern geboren. Seit 1809 dem Pädagogium zu Halle und später dem Pensionat des französischen Predigers Theremin übergeben, hatte er seine Ausbildung noch nicht vollendet, als der König sein Volk zu den Waffen rief. v. Arnim trat in die Landwehrreiterei der Ukermark und focht in den Feldzügen von 1813 — 1815 mit Auszeichnung. Bei Leipzig erhielt er zwei Orden, bei Ligny, wo er schwer verwundet auf dem Schlachtfelde liegen blieb, wurde er mit dem eisernen Kreuz dekorirt. Nach dem Kriege nahm er in Heidelberg seine unterbrochenen Studien wieder auf und bestimmte sich nun für die diplomatische Laufbahn, da die in Folge seiner Verwundungen eingetretene Lähmung des einen Fußes jede Fortsetzung seines Kriegsdienstes ausschloß. Zwei Jahr arbeitete er als Attaché des preußischen Gesandten in der Schweiz, 1822 begleitete er den König nach Verona zum Kongreß und fungirte später als Gesandschaftssekretär an den Höfen von München, Neapel und Kopenhagen. 1828 kehrte er nach Berlin zurück und studirte zwei Jahre lang Geschichte und Nationalökonomie, um die Lücken auszufüllen, die er in seinem Wissen entdeckt hatte. Nach Erfüllung dieser Pflicht der Gewissenhaftigkeit, die nur wenige Diplomaten anerkennen dürften, trat er in seine frühere Laufbahn zurück, jetzt in der höhern Stelle eines Geschäftsträgers, die er bei den Höfen von Karlsruhe, Darmstadt und Bieberich fünf Jahre lang versah. Von 1838 bis 1840 beschäftigte ihn die Regierung als vortragenden Rath der politischen Abtheilung im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, 1840 ernannte sie ihn zu ihrem Gesandten beim Könige der Belgier. Seine Thätigkeit am Hofe von Brüssel hatte hauptsächlich den Handelsvertrag vom 1. September 1844 zum Gegenstande; hiedurch angeregt, legte er seine nationalökonomischen Ansichten in einer Schrift: „Ein handelspolitisches Testament", nieder, die großes Aufsehn erregte, und zwar um so mehr, als man bisher kein Beispiel kannte, daß preußische Gesandte beim Abschluß von Handelsverträgen auch die Handelsinteressen ihres Landes gekannt und berücksichtigt hätten. Im Mai 1846 trat v. Arnim durch Ernennung zum Gesandten in Paris in die höchste diplomatische Region ein. In die Zeit seines Pariser Aufenthalts fällt die Verwickelung in der Schweiz, wodurch die Diplomatie gewöhnlichen Schlags so in Athem gehalten wurde, daß sie für die Dinge, die sich in Frankreich bereiteten, keine Aufmerksamkeit und kein Verständniß hatte. Arnim verfolgte den von unten auf gegen den Thron Ludwig Philipps aufrückenden Wellenschlag der politischen Stimmung mit kundigem Blick, seine Berichte enthielten Warnungen der eindringlichsten Art und erregten — Befremden, daß ein preußischer Gesandter die althergebrachte Politik für eine irrthümliche ansehen könne. Die Februarrevolution bestätigte seine Prophezeiungen vollkommen, und da er nun hoffen konnte, daß seine Stimme Gehör finden werde, entwarf er seine: „Politische Denkschrift vom 17. März 1848 über die französische Februarrevolution und ihre Folgen für Deutschland", worin er nach einem Rückblick auf die Ursachen, aus denen die Katastrophe hervorgegangen war, die Aufgabe der praktischen Politik in Deutschland erläuterte. „Es wäre ein großer Mißgriff", sagt er in dieser Denkschrift, „wenn man von vorn herein das allerdings gewagte, aber nicht weniger als undenkbare, vielmehr dem Geiste dieser Zeit vielfach entsprechende Experiment einer großen, nach innen und außen friedlichen Republik für völlig unmöglich und unstatthaft ansehen wollte. Die praktische Politik muß daher von dem Faktum der Existenz einer solchen Republik, und nicht blos von deren Existenz, sondern von der Annahme ihrer Dauer ausgehen. Ja, sie muß noch mehr thun, sie muß, wenn sie die auswärtigen Kabinette vor Gefahren hüten und zu mal Deutschland vor Krieg und gänzlicher Umwälzung

sicher stellen will, ohne Zeitverlust die Mittel und Wege in ernstliche Erwägung ziehen, wie sie mit der neuen Republik in Eintracht leben, mit andern Worten, wie sie mit den Lehren der letztern sich am geeignetsten abfinden und verständigen möge, damit die Regierung und die Nation im heutigen Frankreich nicht die excentrische Bahn betreten und zum Angriff des Auslandes sich wenden." Preußen, schloß der Verfasser der Denkschrift, könne als Ziel seiner Politik kein anderes haben, als „die Einheit Deutschlands mit, durch und in Preußen, oder mit andern Worten, die Erweiterung und Erhebung Preußens zu Deutschland." v. Arnim war unmittelbar vor dem Ausbruch der Märzbewegung nach Berlin zurückgekehrt. Am 21. März ging er auf das Schloß, mit der Beredsamkeit der Ueberzeugung auffordernd, daß der König als der berufenste Führer sich des edleren nationalen Elements der Bewegung bemächtigen und durch Ableitung in diese stärkere Strömung den drohenden revolutionären Strom läutern und absorbiren möge. Auf diese Weise werde die nothwendige Einheit errungen und gesetzliche Freiheit gesichert werden, aber vor allem müsse man rasch handeln, denn nicht bald genug könne nationales Selbstbewußtsein an die Stelle der niederdrückenden dumpfen Gefühle treten, die der lange Kampf der vergangenen Tage zurückgelassen habe. Er drang mit diesen Vorstellungen durch, der bekannte Ritt des Königs durch Berlin mit den deutschen Farben war die Folge seiner Beredtsamkeit. Er hatte den König auf diesem Umritt begleitet, nach der Rückkehr ins Schloß dankte der Monarch ihm persönlich, und damit war die Einleitung zur Ernennung v. Arnim's zum Minister gemacht. Er sollte als Ministerpräsident eintreten, worauf namentlich der Graf v. Arnim-Boitzenburg (s. d.) bestand, aber dagegen sträubte sich seine Bescheidenheit und er nahm nur den Posten eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten an. In seiner Flugschrift: „Zur Politik der Epigonen in Preußen, zwei Reden, in der ersten Kammer zu Berlin gehalten und nicht gehalten von Alexander Heinrich v. Arnim", erzählt er die Geschichte seines Ministeriums. v. Arnim und die Männer, welche mit ihm in gefahrvoller Zeit das Ruder des Staats ergriffen, wollten mit einer „rettenden That" beginnen. Das Heer sollte zurückberufen werden, der Prinz von Preußen wiederkommen, dann konnte die Regierung mit Freiheit und Sicherheit zur Erfüllung der Verheißungen des 18. und 19. März schreiten, dann würde der am 2. April zusammentretende preußische Landtag sich zum deutschen Parlament erweitert und erfüllt haben. Es kann hier nicht erörtert werden, ob diese Politik, wenn sie wirklich befolgt worden wäre, Erfolg gehabt haben würde, denn nicht auf Erwägungen des wenn und des aber kommt es uns an, sondern auf eine Würdigung dessen, was v. Arnim gewollt und erstrebt hat. Preußen zuvörderst auf eine feste Basis und sodann als Kern der deutschen Einheitsbewegung hinstellen, war sein Gedanke, dem man gewiß eine einfache Größe nicht absprechen wird, dessen praktischer Werth ohne Zweifel bei Jedem auf Anerkennung rechnen darf, der von den Ereignissen der letzten Jahre gelernt hat. Dieser gute Gedanke mußte aber ausdauernd durchgeführt werden, eine bloße Demonstration wie der Umritt vom 21. März und dessen einzige Frucht, die königliche Proklamation: „An Mein Volk und an die deutsche Nation", that es freilich nicht, weil eine einzelne politische That noch keine Politik ist. Zu einer solchen Politik ließ es die Partei nicht kommen, die sich selbst die neupreußische nennt. v. Arnim charakterisirt sie mit kurzen und treffenden Worten, wenn er sagt: „Diese Partei ist weder neu noch preußisch. Ich kenne sie schon lange. Sie ist bereits 150 Jahre alt, sie hat nur den Namen gewechselt, aber sie ist noch immer dieselbe. Sie ist noch eben so unpatriotisch und eben so beschränkt wie unter dem Kurfürsten Friedrich III. Damals hieß sie die kurmärkische Partei, und ihr Streben ging dahin, den Kurfürsten zu verhindern, seinen Staat zum Königreich zu erheben, gerade so wie diese Partei heute eine weitere und höhere Erhebung des Vaterlandes zu hintertreiben sucht." Die heterogenen Bestandtheile des Ministeriums, an dem v. Arnim Antheil nahm,

erleichterten der sogenannten neupreußischen Partei ihre Machinationen, die demokratische Partei half zum Sturze mit. v. Arnims Austritt erfolgte bald nachher, als er bei Gelegenheit der Berathung des Berend'schen Antrags auf Anerkennung der Revolution auf öffentlicher Straße Mißhandlungen ausgesetzt gewesen war. (9. Juni 1848.) Im Juli begab er sich nach Bonn und von da nach Frankfurt, welchen Aufenthalt er im Oktober mit Neuwied vertauschte, um dort fast ein Jahr lang zu bleiben. Diese Zeit der Zurückgezogenheit widmete er literarischer Thätigkeit und veröffentlichte mehrere Flugschriften, die theils eine Verständigung herbeiführen sollten, theils kritischen Inhalts waren. Der ersten Kategorie fällt die Flugschrift „Frankfurt und Berlin“ anheim, der letztern die schon erwähnten Reden: „Zur Politik der Epigonen in Preußen.“ Diese Reden sind zu Anfang 1850 geschrieben und enthalten den Beweis, daß die Märzpolitik auch die Politik des Ministeriums Manteuffel sei, allerdings nur als ein blasser Nachdruck und ein verbleichtes Abbild derselben. v. Arnim giebt in kurzen, neben einander gestellten Sätzen eine Parallele, die eine beißende Kritik ist. Er sagt: „Am 22. März 1848 sollten unsere braven Truppen in die Hauptstadt zurückgeführt werden. Im November, nach acht Monaten der Anarchie und Schwäche, ist diese Maßregel ausgeführt worden. Im März 1848 ergriff Preußen das gesunkene Reichsbanner und stellte sich kühn an die Spitze von ganz Deutschland. Seit dem September 1849 theilt Preußen interimistisch mit Oesterreich die Wahrnehmung einiger Rechte des alten Bundestags und die Verwaltung des Bundeseigenthums. Im März vorigen Jahres luden wir die Fürsten und Stände Deutschlands zur Bildung eines deutschen Reichsparlaments in Berlin ein. Seit dem Mai d. J. begnügt man sich mit Hülfe der patriotischen deutschen Kleinstaaten, ein Vereinsparlament in Erfurt zusammenzubringen. Im Frühling 1848 sollte ein Bundesheer zur Erhaltung des innern und äußern Friedens aufgestellt werden. Im Sommer 1849 hat unser tapferes Heer den in einem Theile Deutschlands ausgebrochenen und erstarkten Aufstand, freilich nicht ohne Ströme des eigenen Bluts, darniederwerfen müssen. Im März 1849 zog Preußen sein gutes Schwert als Vorkämpfer Deutschlands für ein verletztes deutsches Recht und ein verletztes deutsches Land. Im Julius 1849 erhielt man nur auf Kosten des aufgegebenen Rechtes die Unverletzlichkeit des deutschen Bundesgebiets. Im März 1848 sprach der König vertrauensvoll zu seinem Volk und zur deutschen Nation. Im Oktober 1849 wendet sich die Regierung hülfsbedürftig an das Publikum, indem sie die Protokolle des Verwaltungsraths veröffentlichen läßt. Man sieht, es ist im Prinzip und in der Tendenz dieselbe deutsche Politik, nur freilich bis zur Unkenntlichkeit abgeschwächt. Das Novemberministerium hat sich dasselbe Ziel gesteckt wie das Märzministerium — nur viel niedriger, es strebt auch nach diesem Ziel, aber mit schwachen Mitteln; es geht wohl vorwärts, aber hintennach; es kann auch an seinem Ziel ankommen, aber spät, vielleicht zu spät. So hat das Novemberkabinet auch eine deutsche Politik, wenn auch eine schwache, wenn auch keine einer deutschen Großmacht angemessene, keine preußische Politik in Deutschland.“ Die Flugschrift schließt mit dem Wunsche, daß nicht auf Deutschland Anwendung finde die Offenbarung Johannis, Kap. 6, Vers 4: „Und es ging heraus ein anderes Pferd, das war roth, und dem der darauf saß ward gegeben den Frieden zu nehmen von der Erde, und daß sie sich unter einander erwürgeten, und ihm ward ein großes Schwert gegeben.“

Am 18. August 1849 wurde v. Arnim von den Wählern zu Schweidnitz zum Abgeordneten in der ersten Kammer gewählt, und nahm im September seinen Sitz ein. Die zweite Kammer wählte ihn für das Staatenhaus in Erfurt, und auch diese Sendung nahm er an, obwohl er sich von parlamentarischer Thätigkeit keine Wirkung mehr versprechen konnte. Seine redlichen Bemühungen konnten begreiflicher Weise keinen Erfolg haben, die Regierung löste ihr eigenes künstliches Gewebe Faden für Faden auf, die Olmützer Reise und Punktation krönte diese

starke, weil rückwärts schreitende Politik, und v. Arnim, der vormärzliche Diplomat und ehemalige Staatsminister, wurde durch diese Vorgänge mehr und mehr in die Opposition gedrängt. Im Februar von 1851 stellte er den letzten Antrag für die gute Sache Schleswig-Holsteins, und bei dieser Gelegenheit geschah es, daß der Ministerpräsident v. Manteuffel sein elegantes Bild von der „lahmen Ziege" auf die Rednerbühne brachte. Hätte man nicht schon früher die Schwäche der Kammern in Preußen gekannt, so würde das Schicksal des Arnim'schen Antrags das Geheimniß enthüllt haben. Sein Urheber legte Berufung ein an das höhere Tribunal der öffentlichen Meinung, indem er Preußens Verfahren in der Flugschrift: „Die Politik der Contrerevolution in Preußen" beleuchtete. Die Regierung antwortete auf diese Anklage nicht, sie legte auf das Buch Beschlag und ließ sich von der ersten Kammer zur gerichtlichen Verfolgung des Verfassers ermächtigen. Die Schrift sollte Beleidigungen in Bezug auf die Reise des Ministerpräsidenten nach Olmütz enthalten, ferner andere Verletzungen der Staatsgewalt, die indessen nicht näher angegeben wurden, „weil dies nur in geheimer Sitzung geschehen könne." Die Verhandlung des Preßprozesses hat zur Zeit noch nicht stattgefunden; ein neuer Termin, den man auf den 20. Oktober 1851 angesetzt hatte, ist wiederum aufgehoben worden. Auf das Resultat, mag nun eine Verurtheilung oder eine Freisprechung erfolgen, kommt nichts an, das Faktum der Verfolgung ist das allein erhebliche. Wie weit man in Preußen von einer konstitutionellen Regierungsweise noch entfernt ist, wie wenig die freie Parteibewegung auf Anerkennung rechnen darf, erhellt aus dieser Verfolgungswuth, die in jeder selbständigen Meinung eine Auflehnung gegen das jeweilige Ministerium erblickt, die jede Opposition als ein Verbrechen zu bestrafen trachtet. v. Arnim hat als Minister eine bestimmte Politik befolgt, und von dem Standpunkte dieser Politik aus beurtheilt er die Handlungen seiner Nachfolger im Amt, der jetzigen Minister. Nichts kann einfacher und berechtigter sein. Außerdem hat er dieselbe konservative Gesinnungsbasis, wie Herr v. Manteuffel, mit dem Unterschiede freilich, daß er die Verfassung höher achtet als jener. Aber er ist nicht mehr Minister, das heißt nach der Interpretation seiner Gegner nicht mehr „Ausdruck des höchsten Willens", und daraus wird gefolgert, daß er seine Ueberzeugung, die zur Zeit seines Ministeriums im höchsten Recht war, aufgeben oder doch zum Schweigen verurtheilen, sich den jetzigen Ministern, dem momentanen Ausdruck des höchsten Willens, treugehorsamst unterordnen muß. Die „kleine aber mächtige Partei", der zur Zeit die Geschicke Preußens anvertraut sind, hat diese Grundsätze sich in dem Grade zu eigen gemacht, daß sie in deren konsequenter Handhabung sich immer mehr isolirt. Sie hat die Konstitutionellen von sich gestoßen, die Altpreußen, die Bureaukraten, von ihr als Mandarinen mit dem rothen Knopf bezeichnet, und jetzt ist ihr Mißfallen über v. Arnim hinweg bei v. Bethmann-Hollweg, einem Anhänger des ständischen Prinzips, angekommen. Die Verfolgung v. Arnims ist der eklatanteste der Fälle, von denen dieser fortgehende Scheidungsprozeß, diese Läuterung des reinen Goldes von den Schlacken, begleitet gewesen ist. In seiner Person wird ein ehemaliger Gesandter und Minister auf die Anklagebank geschickt, und es wird gewiß erbaulich zu hören sein, wenn ein solcher Mann, dessen Persönlichkeit zu den achtbarsten und reinsten gehört, der Erregung von Mißvergnügen, der Aufreizung zum Ungehorsam, der Majestätsbeleidigung und überhaupt subversiver Tendenzen beschuldigt wird.

Flachs und Flachsbaumwolle. Die Flachsfrage, seit langen Jahren ein Gegenstand eifriger Erörterung für Landwirthe und Nationalökonomen, tritt in neuester Zeit in einer Art und Weise in den Vordergrund, daß sie die allgemeinste Theilnahme in Anspruch nimmt. Die Interessen, welche dabei in Frage kommen, fallen schwer ins Gewicht. Eine naturwüchsige, gewinnbringende Kultur, seit Jahrhunderten mit den Sitten und Gewohnheiten der ländlichen Bevölkerung auf das innigste verwachsen, siecht seit Jahren und droht gänzlich zu verkümmern,

der Flachs wird fast ganz von der Baumwolle verdrängt, und es entgehen dadurch der einheimischen Produktion die bedeutendsten Summen. Amerika bezieht für seine Baumwolle von Europa einen jährlichen Tribut von Millionen, und es kann sich zum Gegendienste nicht einmal zu festen Lieferungen bereit erklären, ja es scheint sogar (Porter, Statistik des Baumwollenhandels), daß wir jetzt und in den jüngst verflossenen Jahren das Maximum der Zufuhr von Baumwolle aus den Vereinigten Staaten erhalten haben — eine Thatsache, die, deren Richtigkeit angenommen, es für uns zu einer absoluten Nothwendigkeit machen würde, entweder andere Quellen dieses Materials aufzusuchen, oder ein gutes Surrogat dafür zu finden. 1850 war der Mangel an Baumwolle in den Vereinigten Staaten so groß, daß die Preise im Vergleich zu jenen von 1849 um hundert Prozent stiegen, und vergebens strengten die englischen Fabrikanten jeden Nerv an, um sich anderweite Zufuhr von Baumwolle zu verschaffen und die Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten in Bezug auf diesen Hauptartikel zu verringern. Diese Versuche haben fehlschlagen müssen, da Ostindien (s. d.) in der Methode des Feldbaues und namentlich in seinem Straßenwesen noch zu weit zurück ist, um mit Nordamerika in die Schranken treten zu können. Aber der Flachs kann zu einem Surrogat der Baumwolle gemacht werden, bewährte neue Erfindungen befähigen ihn dazu. Bis auf die neueste Zeit sind alle Versuche gescheitert, diesen wichtigen Zweig landwirthschaftlicher Produktion zu heben. Die Baumwolle wurde wohlfeiler, die Einführung und Vervollkommnung des mechanischen Spinn- und Webeprozesses verminderte die Kosten der Bearbeitung, auf der andern Seite gelang es nicht, die Kultur des Flachses zu vereinfachen und produktiver zu machen, und die Verspinnung dieses Materials auf Maschinen blieb lange ein ungelöstes Problem. Vergebens versprach Napoleon dem Erfinder einer brauchbaren Maschine zum Flachsspinnen eine Million Franken, vergebens gab die österreichische Regierung dem Franzosen Girard, der sich mit dieser Erfindung beschäftigte, großartige Unterstützungen. Nicht früher als gegen 1830 stellte England die erste Flachsspinnmaschine her, und die Folge für Deutschland war, das sich die Flachskultur abermals verminderte. Zuerst kannte man das Geheimniß nicht, später wollte man die Flachsspinnmaschine nicht einführen, um den Handspinnern den Lebensunterhalt nicht zu nehmen. Dieser Grund war indessen nicht stichhaltig, denn abgesehen davon, daß die englische Konkurrenz unsere ganze Manufaktur mit dem Untergange bedrohte, welchenfalls das Handspinnen von selbst aufgehört haben würde, konnte die feine Garnspinnerei mit lohnendem Ertrag fortgesetzt werden, denn nur das gewöhnliche Gespinnst wurde von der Maschinenspinnerei verdrängt und für dieses wurden so geringe Arbeitslöhne gegeben, daß man nicht beklagen durfte, wenn die damit beschäftigten Lohnspinner durch Aufhören des bisherigen Verdienstes gezwungen wurden, sich einen bessern Verdienst zu suchen. Noch gegenwärtig bezahlt man in der preußischen Provinz Sachsen für einen Strang (Strähn) zu dreißig Gebind von vierzig Faden jedes 3 Sgr. 6 Pf. Landwirthe, die ihr Gesinde in Freistunden nicht anders beschäftigen können, werden von solchen Preisen und von der Konkurrenz der Maschinen natürlich nicht berührt. Außer den Maschinen schadete der deutschen Manufaktur besonders die Unzuverlässigkeit vieler Fabrikanten, die entweder Baumwolle einmischten oder das Ellenmaß kürzten. Diesem Unfuge begegnete man in Hannover wirksam durch sogenannte Legganstalten, wohin das Leinen geschafft, geprüft und mit einem Stempel versehen wurde, so daß der Käufer jede gewünschte Garantie erhielt. In Hannover blieb die Leinenindustrie die einzige, welche einen bedeutsamen Einfluß auf den auswärtigen Verkehr übte, und gab über ein Drittel des gewöhnlichen Werthbetrags in der jährlichen Ausfuhr. Denn wenn in den Jahren 1831—1836 zwischen 13 und 17 Million Ellen Leinwand zu einem Werthe von 1,200,000—2,000,000 Thlrn. verfertigt wurden, so gingen allein 1833 durch Versendung über 114,015 Stück für 626,400 Thaler und 1834 über 111,019 Stück für 775,326 Thaler ins

Ausland, und eine nicht viel geringere Masse trat auf dem Wege des Landhandels in den auswärtigen Verkehr über. In Preußen behielten die Leinenwaaren und Garngespinnste, nach ihrem bewährten Rufe die ältesten des Staats, ihren Hauptsitz in Westfalen und Schlesien, und befriedigten nicht nur den größten Theil des innern Bedarfs, sondern gewährten auch einen Gegenstand der Ausfuhr, der sich nach seinem Geldwerthe bis zum siebenten Theile der Gesammtausfuhr erhob. Die Zahl der gewerbsweise beschäftigten Webstühle betrug 1837 noch 35,877 — darunter Schlesien $^1/_3$, Brandenburg über $^1/_5$, Preußen, Pommern und Posen noch nicht $^1/_8$, eben so viel die Rheinprovinzen — und der als Nebenbeschäftigung gebrauchten 246,294, wovon sich 232,482 in Flecken und Dörfern, und 13,812 in Städten vorfanden; von diesen hatte die Provinz Preußen allein $^2/_5$. Die jährliche Ausfuhr an gebleichter Leinwand überstieg bis 1840 jährlich 75,000 Centner zum Werthe von 7,500,000 Thalern, und dazu kam an roher, Packleinwand und Segeltuch 35,000 Centner zum Werthe von 1,400,000 Thalern, an rohem und gebleichtem Garn gegen 40,000 Centner zum Werthe von 1,200,000 Thalern, also zusammen aus diesem Zweige eine Ausfuhr von 10,100,000 Thalern. Oesterreich führte bis zu demselben Termin an Leinwand, Zwirn und andern Waaren aus Flachs jährlich für 6,400,000 Gulden aus; der im Kaiserstaate im Flachsbau Verwendung findende Boden vertheilt sich auf Mähren, Böhmen, Oberösterreich (alle vier vormaligen Kreise und zwar das Mühlviertel vorzugsweise), Steiermark (Umkreis von Voraus), Kärnthen (Umkreis von Mosburg und Feldkirchen), Krain, Ostgalizien und Oberungarn. Das Verhältniß des mit Flachs bebauten Bodens zum ganzen Ackerlande ist in Oberösterreich zwei Prozent. Diese anscheinend günstigen Zahlen dürfen nicht etwa zu der Annahme eines blühenden Zustandes der Leinenindustrie verleiten. Dieser war im Gegentheil ein gedrückter, die Uebermacht der Baumwolle machte sich fortwährend geltend, und in neuester Zeit kam noch eine gefährliche Konkurrenz der irischen Leinen hinzu. Den größten Anstrengungen der Fabrikanten gelang es nicht, die alten Verhältnisse des vorigen Jahrhunderts zurückzuführen oder ihren Arbeitern eine behaglichere Existenz zu verschaffen, und die Anstrengungen der Regierungen mit Errichtung von Spinnschulen und andern Maßregeln führten dem angestrebten Ziel auch nicht viel näher.

England hat sich im Laufe dieses Jahrhunderts am eifrigsten für die Leinenindustrie bemüht und dort ist auch das meiste erreicht worden. Schon im Jahre 1809 wurde eine Summe von 20,000 Pf. St. zur Aufmunterung des Flachsbaues in Irland ausgesetzt. Es traten Gesellschaften zusammen, eine eigene Behörde (Linnen board) unterstützte die Privaten, und die Folge war, daß die grüne Insel, die 1757 noch für ungefähr 140,000 Pf. St. Leinen eingeführt hatte, 1816 nicht blos den gesammten Eigenbedarf deckte, sondern noch für 72,500 Pf. ausführte. Die Erfindung der Spinnmaschine gab den Spinnern den stärksten Aufschwung. Im Jahre 1841 existirten allein in Irland 41 Fabriken mit 260,000 Spindeln, die mit Leinenmanufaktur sich beschäftigten. Zu Anfang 1851 waren 73 Fabriken mit 339,000 Spindeln thätig, mehrere Fabriken waren im Bau begriffen, so daß man zu Ende 1851 auf 400,000 Spindeln rechnen konnte. Der Flachsbau selbst hatte dagegen abgenommen. Vergleicht man die Zahl der Acker, auf welchen Flachs gebaut wird, mit der Zahl der Spindeln, die im Gange sind, so ergiebt sich, daß im Jahre 1841 die Zahl der Spindeln 3,1 mal größer war, als die der mit Flachs bestandenen Acker, im Jahr 1849 aber 5,6 mal größer. Die Flachskultur hat in Irland seit 1841 um 23,000 Acker abgenommen; 1841 waren dort 83,000 Acker in Kultur, 1849 nur noch 60,000. Diese Abnahme ist theils dem Vorurtheil gegen den Flachsbau, theils den jetzt aufgehobenen Korngesetzen zuzuschreiben, während deren Geltung Weizen den besten Ertrag versprach und deshalb vorgezogen wurde, weil die Landwirthe glaubten, es existire für sie ein gewisses moralisches Hinderniß, Artikel von nicht gleicher

Nothwendigkeit im Inlande zu erbauen. Die Leinenmanufakturen waren daher gezwungen, ihren Bedarf an Rohmaterial aus dem Auslande zu vervollständigen, und diese Einfuhr stieg gleichzeitig mit der Ausfuhr englischer und irischer Leinen. Der Totalwerth des Flachses, der zur Fabrikation von Leinwand, Segeltuch, Persennings (tarpawlings), Decken und Sacktuch verwendet wird, übersteigt fünf Millionen Pfund Sterling jährlich. Die Verbesserungen im Maschinenwesen haben die Ausfuhr von Leinenwaaren in den letzten zwanzig Jahren von 50 Millionen auf 105 Mill. engl. Ellen gehoben, den deklarirten Werth von 1,700,000 Pf. St. auf drei Millionen. Die Einfuhr ausländischen Flachses hat sich von 936,000 Ctrn. im Jahre 1831 auf 1,800,300 Centner im Jahr 1842 vermehrt, und der Werth der vermehrten Zufuhr repräsentirt die Summe von $2^1/_2$ Millionen Pf. Außerdem führt England viel Hanf, Leinsamen und Leinkuchen ein, welche Artikel von Rußland (besonders der sogenannte Rigaer Leinsamen, auch in Deutschland allgemein bekannt), Ostindien (namentlich Leinkuchen), Deutschland, Belgien und Frankreich kommen. Diese Gesammteinfuhr läßt sich in runder Summe durch folgende Ziffern für den Jahresbedarf ausdrücken:

Flachs	5,000,000	Pf. St.
Leinsamen zur Oelfabrikation . .	1,800,000	" "
Leinsamen zur Aussaat	200,000	" "
Leinkuchen	600,000	" "
Hanf . . . , ...	1,500,000	" "
	9,000,000	" "

Die königlichen Ackerbaugesellschaften in den Vereinigten Königreichen widmen dem Flachsbau seit Jahren eine besondere Aufmerksamkeit. Noch spezieller widmet sich dieser Aufgabe die irländische Flachsbaugesellschaft, die im Jahre 1841 gestiftet wurde, zu deren Mitgliedern Angehörige des hohen und niedern Landadels, fast alle inländischen Fabrikanten, die mit Garnspinnereien und Leinenmanufaktur beschäftigt sind, und viele der reichsten englischen und schottischen Garnspinner gehören. Von 1848 an wird diese Gesellschaft durch Bewilligungen von Staatsgeldern unterstützt. Sie stellt Untersuchungen und Erörterungen an, veröffentlicht Jahresberichte und veranlaßt die Herausgabe von Werken zur Belehrung der Flachsbauer. Die jetzigen Erfindungen, die eine gänzliche Revolution in der mit Kleiderstoffen beschäftigten Fabrikation in Aussicht stellen, sind zum Theil von dieser Gesellschaft angeregt, zum Theil unabhängig von ihr gemacht worden. Wir schicken unserer Darstellung des jetzigen Standpunkts die Angabe der neuern Literatur voraus. Die hier einschlagenden Schriften sind: The Flax-Grower, by G. Nickolls. — Flax-Cultivation and Management, by E. F. Deman. — Flax, its Manufacture on Schenk's system, by A. Bernard and Koch. — The flax-movement, its national importance and advantages, with Directions for the præparation of the cultivation of Flax, by Claussen. (London, zweite Auflage, 1851.) Die letztere Schrift ist das Hauptwerk.

Die neuen Verbesserungen sind sowohl für die Landwirthschaft als für die Fabrikation von Nutzen. Die bisher mit dem Bau und der Verarbeitung des Flachses verbunden gewesenen Nachtheile bestehen darin, daß die Pflanze den Boden zu sehr aussaugt, daß die verschiedenen Methoden des Röstens die Qualität des Gespinnstes beeinträchtigen, daß die Faser vermöge der ihr eigenen Textur sich nicht so gut wie Baumwolle verspinnen läßt. Alle diese Nachtheile entfernt das neue Verfahren. Was zunächst die schädliche Einwirkung der Pflanze auf den Boden betrifft, so rührt diese daher, daß man dem Acker nicht die Flachstheile zurückgiebt, die für die Leinenmanufaktur unbrauchbar sind, sondern diese Theile durch das Rösten zerstört. Wenn man den Bau der Flachspflanze genauer untersucht, so findet man, daß diejenigen Theile derselben, welche die Alkalien und die nährenden Bestandtheile des Bodens in sich aufnehmen, für die Leinenmanufaktur keinen Nutzen haben; es sind die holzigen Theile der Pflanze, die

harzigen Bestandtheile und der Samen. Die Samenkapseln, die Hülsen der Samenkapseln und der Samen selbst enthalten eine große Quantität Stickstoff und Phosphorsäure und können deswegen mit Vortheil als Dünger oder als Viehfutter benutzt werden. Die Fasern der Pflanze, der einzige Theil derselben, welcher bei der Leinenmanufaktur gebraucht wird, bestehen aus ungefähr 47 Theilen Kohlenstoff auf 100 Theile, vereinigt mit den Bestandtheilen des Wassers. Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff, sind ihre Hauptbestandtheile, und diese nimmt die Pflanze nicht aus der Erde, sondern aus der Atmosphäre. Neuere Forschungen haben ergeben, daß 100 Pfund Flachsfasern im Durchschnitt nicht mehr als 2 Pfund mineralische Bestandtheile enthalten, nämlich Kalk, Magnesia, Eisenoxyd, Kohlenphosphor, Schwefelsäure und Kieselerde. Giebt man den von dem Samen erhaltenen Dünger und die bei der Verarbeitung sich ergebenden Abfälle dem Boden wieder und entzieht man demselben nur die Fasern, so ist der Flachs die den Boden am wenigsten erschöpfende Feldfrucht, die man bauen kann. Diesen Vortheil verschafft das neue Verfahren den Landwirthen. Das bisher übliche Rösten (Rotten) des Flachses erfolgte in Gruben oder kleinen Teichen. Diese im höchsten Grade widerliche Procedur verbreitet rings umher die unerträglichsten Gerüche und ist der Gesundheit der Menschen schädlich. Bei diesem Verfahren müssen so viele günstige Umstände vorwalten, so viele ungünstige Einwirkungen bei Auswahl des Ortes (weder Thon-, noch Sand-, noch Alluvial-, noch Torfboden) und des Wassers (weder Quellwasser, noch bloßes Regenwasser) vermieden werden, daß eine gute und allen Anforderungen entsprechende Röstegrube schwer aufzufinden ist. Zu allen diesen Schwierigkeiten kommt aber noch, daß der Flachsbauer mit der Ungewißheit und dem Risiko zu kämpfen hat, seinen Flachs entweder zu wenig oder zu viel zu rösten. Eine einzige schwüle Nacht ist hinreichend, wenn der Flachs in der Röste und beinahe gar ist, die Gährung über den Punkt hinauszuführen, bis zu welchem sie nur gehen sollte. So sehr fürchtet der Landwirth dieses letztere, daß meistens der Flachs nicht hinreichend gewässert wird, und obgleich man ihn später noch auf dem Rasen nachröstet, so wird doch der größte Theil zu Markte gebracht, so daß noch einzelne Stengeltheile an der Faser festhängen. Eine andere Methode ist das Thaurösten, wobei der Flachs auf mit Rasen bewachsenem Lande eine längere Reihe von Tagen hindurch dem Einflusse des Regens, des Thaues und der Atmosphäre ausgesetzt ist. Das beste Verfahren ist das in Belgien bei Courtrais übliche Rösten in fließendem Wasser. Dazu gehören aber die guten Eigenschaften, die das Wasser des Flusses Lys besitzt, und der Fluß in dem man rösten will, muß ein sehr ruhig fließendes Wasser haben. Die vierte Methode, die im Rösten des Flachses in heißem Wasser besteht, ist von Schenck erfunden und wird neuerdings angelegentlich empfohlen. Eine vollständige Trennung der Fasern von den holzigen Theilen ist auch bei diesem Verfahren nicht zu erzielen. Alle diese Methoden des Röstens sind nicht allein unbequem, sondern auch nachtheilig, indem sie der Faser eine schädliche Farbe mittheilen und ihr eine ungleiche Festigkeit geben, die bei der spätern Manufaktur und beim Bleichen sehr schwer wieder herauszubringen ist.

Wir kommen nun zu dem neuen Verfahren. Dasselbe beginnt mit einer theilweisen Trennung der Faser von dem Stengel der Flachspflanze ohne Röstungsprozeß und durch ein ganz einfaches und wohlfeiles mechanisches Verfahren. Man braucht nur den Stengel zwischen zwei Walzen durchzuziehen, oder ihn durch die gewöhnlichen Brechmaschinen zu brechen, worauf sich die Faser durch eine schwingende Bewegung mit großer Leichtigkeit abtrennen läßt. Der so zubereitete Flachs ist ganz besonders gut geeignet zu der Verfertigung von Segeltuch, Säcken und andern gröberen Artikeln, er ist aber eben so gut geeignet für den spätern Prozeß, dem er unterzogen werden muß, um entweder allein oder in Verbindung mit Baumwolle, Seide oder Wolle auf den gewöhnlichen Spinnmaschinen verarbeitet werden zu können. Eine solche Behandlung bietet in

Vergleich mit dem bisherigen Rösten desselben im Stroh zwei große Vortheile: man gewinnt an Zeit und kann größere Quantitäten auf einmal in die Röstefässer bringen. Ferner wird dem Landwirth dadurch möglich gemacht, dem Boden, worauf er den Flachs erzeugt, unter der Form von Dünger einen großen Theil derjenigen Bestandtheile zurückzugeben, die außerdem für ihn verloren sein würden. So wird z. B. ein Flachsbauer, der vier Tonnen Flachs in Stroh erzeugt hat, durch Trennung des holzigen Stengels vermittelst dieses mechanischen Prozesses 2—3 Tonnen eines Stoffs erhalten, der von gleichem, wenn nicht von größerem Werth ist als Weizenstroh. Soll der Flachs zu den jetzt üblichen Zwecken verwendet werden, so muß er nach der Trennung der Holztheile durch eine geeignete Maschine in Stücken von der erforderlichen Länge zerschnitten und dann durch Einweichung einem chemischen Prozeß unterworfen werden, der geringe Kosten verursacht und dabei so einfach ist, daß ein gewöhnlicher Arbeiter sich in vierundzwanzig Stunden damit vertraut machen kann. Dieser Prozeß zerstört die cylindrische oder röhrenförmige Struktur der Faser, und es werden die Röhrchen dadurch in eine Anzahl bandartiger Fäserchen zertheilt, die solid und leichter als Baumwolle sind, so daß der Flachs geeignet gemacht wird, ohne besondere Flachsspinnereivorrichtung auf Baumwollen-, Wollen- und Seidenwebstühlen verarbeitet zu werden. Dies ist das Prinzip der Erfindung. Um den Prozeß zu erklären, wodurch diese Veränderung bewirkt wird, müssen wir die Struktur der Pflanze erläutern. Der Stengel der Pflanze besteht aus drei verschiedenen Theilen, dem holzigen Theile, der reinen Faser und dem Gummiharz oder dem leimigen Stoffe, der die Fasern unter einander verbindet. Der holzige Theil kann wie schon bemerkt durch rein mechanische Mittel entfernt werden. Um jedoch die leimige Substanz von den Fasern zu trennen, muß man entweder die Gährung wie im Röstungsprozesse, oder ein anderes chemisches Mittel anwenden. Das bisherige System des Röstens reicht zu diesem Zwecke nicht aus, da ein Theil der leimigen Substanzen, welche der Faser ankleben, unlöslich im Wasser ist. Die vollständige Auflösung, die zur Bereitung der Flachsbaumwolle erforderlich ist, erfolgt, indem man die von den holzigen Theilen getrennte Faser etwa drei Stunden lang in einem Wasser kochen läßt, welches ungefähr ein halbes Prozent kaustisches Natron enthält. Nachdem dies geschehen, wird der Flachs in Wasser gesteckt, das schwach mit Schwefelsäure eingesäuert ist, in Verhältniß von 1 Theil Säure zu 500 Theilen Wasser. Jeder Bedenklichkeit gegen die Anwendung von Säure, selbst in dieser ganz geringen Quantität, wird durch die Thatsache begegnet, daß das in dem Flachsstengel von dem ersten Prozesse her vorhandene Natron sogleich die sämmtliche Säure neutralisirt und ein neutrales Salz bildet, das unter dem Namen schwefelsaures Natron bekannt ist. Die Wirkung dieses Verfahrens ist folgende. Das Natron (gewöhnliche Soda) theilt sich der Faser mit und durchdringt durch Capillar-Anziehungskraft jeden Theil der kleinen Röhrchen. Die Schwefelsäure befreit die Kohlensäure, die das kohlensaure Natron in den Röhrchen enthält; das Gas (die Kohlensäure) dehnt sich aus, verursacht das Zerreißen der Fasern und bringt so den oben beschriebenen Erfolg hervor. Die Wirkung ist eine so rasche, daß der erste öffentliche Versuch, den Professor Way in Gegenwart des Vorstandes der königlichen Ackerbaugesellschaft zu London machte, den Zuschauern wie Taschenspielerei erschien. Die in eine Auflösung von ätzender Soda eingeweichten Flachsfasern waren kaum in das mit Säure gemischte Wasser getaucht, als ihr Ansehn sich auf einmal veränderte. Aus einem feuchten spröden Haufen gewöhnlichen Flachses wurde eine leichte dehnbare Masse von einem Ansehn wie Baumwolle, die wie gährender Brodteig oder ein sich dehnender Schwamm an Umfang zunahm. Der Wechsel war nicht weniger überraschend, als diese veränderte Masse darauf in ein anderes Gefäß gebracht wurde, welches das Hydrochlorit von Magnesia enthielt, und dadurch plötzlich gebleicht wurde, indem sie, wie vorher die Textur, so jetzt die Farbe annahm. Ist die Faser aus dem chemischen Prozeß

hervorgegangen, so wird sie gebleicht, getrocknet und gekrämpelt wie Baumwolle, und ist nun fertig, um auf der gewöhnlichen Baumwollen- oder Wollenmaschine versponnen zu werden. Der Preis dieser Flachsbaumwolle berechnet sich gegenwärtig auf vier Pence (3 Sgr. 2 Pf. preußisch) auf das Pfund. An Qualität steht dieser Artikel völlig dem sogenannten fair bowed cotton gleich, wovon das Pfund jetzt 8 Pence oder 6 Sgr. 4 Pf. kostet. Nach einer in der Ackerbaugesellschaft angestellten Berechnung würde der Landwirth vom englischen Acker 8 Pf. 6 Shill. Nettogewinn haben, der Fabrikant auf die Tonne 21 Pf. St. verdienen.

Die irländische Flachsbaugesellschaft, die mit der Flachsbaumwolle viele Versuche angestellt hat, ist mit den Ergebnissen in einem hohen Grade zufrieden. Ihr Bericht lautet im Auszuge: Der Flachs, auf diese neue Art zubereitet, kann ganz oder theilweise auf jeder Spinnmaschine, so wie sie jetzt ist, gesponnen werden. Die Flachsfaser, mag sie mit Baumwolle gemengt, oder allein auf der Baumwollen-Spinnmaschine verarbeitet werden, ist so vollständig der Baumwollenfaser gleich, daß sie geeignet ist, dieselbe reiche dunkle Farbe anzunehmen, die gefärbte Baumwolle auszeichnet, und es kann deswegen jedes Gewebe, das aus Flachsbaumwolle besteht, eben so leicht und in derselben Weise bedruckt, gefärbt und gebleicht werden, als Baumwolle. Die Flachsfaser kann, mit Vortheil für den einheimischen Produzenten, zu einem niedrigeren Preise hergestellt werden, als Baumwolle in dieses Land, mit Vortheil für den fremden Produzenten, eingeführt werden kann. Der inländische Fabrikant wird aus diesem Grunde weniger von den Schwankungen der Baumwollenernte in Betreff seines Rohmaterials abhängig sein. Eine stätigere Beschäftigung kann deshalb der arbeitenden Bevölkerung gegeben und die Armensteuern deshalb sehr verringert werden. Der englische Flachsbauer wird nothwendigerweise durch diese sich ihm eröffnenden großen Absatzwege bedeutenden Vortheil haben. Die Vortheile, daß man Flachs in Verbindung mit Wolle auf den gegenwärtigen Wollenspinnmaschinen verarbeiten kann, sind folgende: Erstens, daß der Flachs geschrubbelt, gesponnen, gewoben und gewalkt werden kann, in allen Beziehungen eben so, als wenn es durchaus Wolle wäre, während Baumwolle durchaus zu letzterem nicht geeignet ist. Die Flachsfaser dagegen kann sogar zu Filzhüten mit oder ohne Beimischung von Wolle verarbeitet werden. Die Fähigkeit des Flachses, diese Eigenschaften der Wolle anzunehmen, ist, wie sich erwiesen hat, so groß, daß ein Stück Gewebe, das 54 Zoll breit gewoben war, bis zu 28 Zoll Breite zusammengewalkt werden konnte. Die Flachsfaser, wenn sie zur Verarbeitung mit Wolle zubereitet ist, kommt unter allen Umständen nicht höher als zwischen 6 bis 8 Pence das Pfund (5—6½ Sgr. preuß.) zu stehen, während die Wolle, mit der sie gemischt werden mag, zwischen 2 bis 4 Sh. (20—40 Sgr. preuß.) per Pfund kostet, wodurch der Preis des aus dieser Mischung gefertigten Gewebes 25—30 Prozent niedriger als der Preis des allein aus Wolle verfertigten zu stehen kommt, während es von gleicher, wenn nicht größerer Haltbarkeit ist. Die kurzen Wollabfälle, die sich nicht wieder ohne Zusatz in einen Faden spinnen lassen, können durch Zusatz von Flachs zum Spinnen und Weben geeignet gemacht werden. Durch diese Zubereitung wird der Flachs endlich auch geeignet, in jedem möglichen Verhältnisse mit Seide gemischt, auf den gegenwärtigen Seidenspinn- und Webemaschinen verarbeitet zu werden, und der so verarbeitete Flachs ist geeignet, eine außerordentlich glänzende Appretur anzunehmen. Die Faser kann für diese Verarbeitungsart ebenfalls zu dem Preise von 6—8 Pence das Pfund hergestellt werden, und da sie in jeder Proportion mit Seide vermischt gesponnen werden kann, so ist es ganz natürlich, daß der Preis der so produzirten Garne im Verhältniß der Proportionen, in denen die Materialien verwendet worden sind, ermäßigt werden kann. Dadurch wird der Absatz vergrößert und der arbeitenden Klasse mehr Beschäftigung gegeben. Durch Claußens-Bleichmethode kann jeder nutzlose Flachs in ein ausgezeichnetes Material für Papiermüller verwandelt werden und zwar zu einem geringeren

Preise als der Papiermüller gegenwärtig für weiße Lumpen bezahlt. Dieser Flachs ist geeignet zur Fabrikation der besten Papiersorten. In einigen großen Fabriken, Guizow, Schlesinger u. Comp. zu Apperley-Bridge bei Bradford, Dargan zu Kildinan bei Cork, Bright zu Rochdale, haben Versuche mit der Flachsbaumwolle in großem Maßstabe stattgefunden, und diese bestätigen in jeder Beziehung das Lob, welches der Bericht der Flachsbaugesellschaft der Erfindung ertheilt. Auch von einem in Deutschland mit Erfolg gemachten Versuche können wir berichten. Derselbe rührt von Karl Schmutz her, Sekretär der oberösterreichischen Landwirthschafts-Gesellschaft. Herr Schmutz hat die oben genannte Flugschrift Claußen's ins Deutsche übertragen (eine andere Uebersetzung erschien bei Vieweg in Braunschweig) und erzählt in einer dem Vorwort angehängten Nachricht Folgendes: „Während des Drucks dieser Schrift habe ich Versuche mit diesjährigem Flachs, vom Felde weg, nach Chevalier Claußen's Methode, unterstützt durch Herrn Pharmaceuten Janach zu Linz, durchgeführt, und kann als selbsterfahrene Thatsache anführen, daß uns, wie wir durch Beispiele beweisen können, die Versuche vollkommen bestätigen, was Claußen in Bezug auf Flachsbereitung angeführt hat: nämlich wir haben den grünen, folglich weder durch den Thau- noch durch die Flußröste gerösteten Flachs, in wenigen Stunden, in schönerer Farbe, in größerer Menge und gleicher, wenn nicht stärkerer Faserfestigkeit, als dieses durch die gewöhnliche langwierige Röste der Fall ist, brechbar (brechelbar) hergestellt; wir haben denselben in seidenen und wollenartigen Stoff verwandelt, wir haben selben vollkommen weiß gebleicht, beides in wenigen Minuten erzielt; wir haben aber auch mehrere in der Claußen'schen Broschüre nicht genau angedeutete Vortheile errungen. Wir können noch nicht die Berechnungen des Kostenaufwandes mit Genauigkeit angeben, aber so viel steht fest, daß selbe in Bezug auf die dabei nöthigen Chemikalien gegenüber des Erfolgs nur unbedeutend, im kleinen und im großen Maßstabe ausführbar sind, und der Erfolg gewinnbringend sein werde."

Man spricht in England von einer förmlichen Flachsbewegung, so eifrig arbeitet man am Ausbeuten der neuen Erfindung, so erregt sind die Hoffnungen, welche sich daran knüpfen. Aktiengesellschaften und Lokalvereine sind in der Bildung begriffen, das Kapital strömt herbei, der für den Landbau wie für die Gewerbe gleich wichtige Umschwung ist ein Gegenstand der Erörterung von einem Ende des Königreichs bis zum andern. Die englische Energie wird sicherlich ihre Früchte tragen, wenn auch die sanguinische Erwartung, daß man von dem amerikanischen Markte in Beziehung auf Baumwolle ganz unabhängig werde, schwerlich in Erfüllung gehen dürfte. Die deutsche Produktion wird sich beeilen müssen, die Erfindung auf unsere Verhältnisse anzuwenden und auszubilden, wenn nicht wieder, wie in den dreißiger Jahren mit den Spinnmaschinen, England einen Vorsprung erhalten soll, der dann auf Jahre hinaus sich fühlbar machen würde. Die zu erzielenden Vortheile sind für uns dieselben wie für England, selbst in der Beziehung, daß wir wie in Irland viele unbenutzte Moorgründe haben, die durch Drainage zum Flachsbau tauglich gemacht werden können. Der Landwirth kann, nachdem er die holzigen Theile der Pflanze durch die Brechmaschine getrennt und so den seinem Acker entzogenen Stoff zum größten Theile wiedergewonnen hat, seinen Flachs auf den Markt bringen, dem Fabrikanten die weitere Bearbeitung überlassend, es können sich aber auch Aktiengesellschaften bilden, um in den verschiedenen Gegenden durch Zeichnungen der Landwirthe Fabriken zu errichten, in welchen die Zubereitung des Materials bewirkt wird. Dieses System ist unter den Zuckerpflanzungenbesitzern in Westindien eingeführt, wo es sich bewährt hat, und wird jetzt in England für die Flachsbaumwolle in Vorschlag gebracht. Man erreicht dadurch eine innige Verbindung zwischen der Landwirthschaft und der Industrie, und der große Fabrikant kann bei diesem Systeme weder auf die eine noch auf die andere drücken.

Eduard Blösch, Regierungspräsident von Bern, ist am 1. Februar 1807 zu Biel geboren, wo sein Vater als ein geachteter Arzt lebte, verheirathet mit einer Tochter des letzten Bürgermeisters des zugewandten Ortes Biel. Bei der Geburt des Knaben war Biel mit Frankreich vereinigt, bei dem es bis 1813 blieb, dann trat ein für die Stadt nachtheiliges Provisorium ein, welches erst im November 1815 durch Einverleibung in den Kanton Bern seine Endschaft erreichte. Hatten die Franzosen der Stadt ihre von den Vätern vererbte, Jahrhunderte alte Selbständigkeit geraubt, so herrschte doch der Geist der Ordnung unter ihrer Herrschaft; seit ihrem Sturze kam Zerrüttung und Verwilderung in das sich selbst überlassene Gemeinwesen, das erst als bernische Munizipalstadt wieder zum Genusse geregelter Zustände gelangte. Unter den politischen Verhältnissen hatte natürlich das Schulwesen leiden müssen, die Schulen waren eine Zeit lang geschlossen, die öffentliche Verwilderung wirkte mächtig auf die Jugend zurück. Eine eiserne Disciplin suchte nun den ungebundenen Geist zu zähmen, und die Hausordnung des Pensionats wurde auf militärischen Fuß eingerichtet und vom vorgesetzten Aufseher mit konsequenter Energie gehandhabt. Der Einfluß dieser militärischen Zucht auf den jungen Blösch äußerte sich in einem für dieses Alter nicht gewöhnlichen Ernst, aber sein Wesen wurde auch im höchsten Grade verschlossen und schüchtern, so daß er beim Austritt aus der Schule kaum einen erwachsenen Menschen anzureden wagte. Als sechszehnjähriger Jüngling verließ er 1823 die heimische Bildungsstätte, um in Bern unter der Leitung des Professors Samuel Schnell die Rechte zu studiren. Nach dreijähriger Abwesenheit kehrte er nach Biel zurück und sollte nun seine Studium in Heidelberg fortsetzen. Aber der schüchterne, nur im Schooße der Familie sich glücklich fühlende Sohn konnte sich zu so langer Trennung von den Seinen noch nicht entschließen und brachte daher den Winter von 1826—1827 im elterlichen Hause zu. Er fand eine zusagende Beschäftigung in der Ordnung der Archive Biels, die ihm übertragen wurde. 1827 wanderte er nach Heidelberg, wo er drei Semester zubrachte, in jeder Ferienzeit nach der Heimath eilend und doch von der kurzen Trennung so gedrückt, daß er auf seinen einsamen Wanderungen immer die Höhen suchte, welche die Aussicht nach der Schweiz gewährten. An diesem Herzensdrang scheiterte auch der Wunsch der verständigen Mutter, ihn Paris besuchen zu lassen, damit er sich mit dem französischen Recht vertrauter mache. Er vollendete dieses Studium in Bern unter der Leitung seines alten Lehrers, der ihm auch die Stelle eines Sekretärs beim Centralverhörsrichteramt verschaffte, worin Blösch indessen nicht lange verharrte, da ein neben ihm angestellter unleidlicher Beamte ihm seine Stellung verbitterte. 1830 trat er in die Schreibstube des Stadtschreibers und Fürsprechers Ludwig Schnell in Burgdorf, der noch in demselben Jahre mit seinen Brüdern Hans und Karl an die Spitze der Kämpfer für eine Verfassungsrevision sich stellte, wodurch Blösch mit in die Politik gezogen wurde, 1832 erhielt er in Folge einer mit Auszeichnung bestandenen Prüfung den Charakter eines Anwalts ersten Ranges und trat mit Schnell in eine Berufsassociation, die in Folge seiner Verheirathung mit Schnells Tochter ein innigeres Verhältniß wurde. In den glücklichsten Familienverhältnissen lebte er nun in Burgdorf als vielbeschäftigter Fürsprech, nur vorübergehend in öffentlicher Wirksamkeit. So 1832 als Inquirent in der sogenannten Reaktionsuntersuchung, so 1836 als Regierungskommissar im Jura, wo aus Anlaß der Badener Konferenzbeschlüsse Unruhen ausgebrochen waren. Dauernd betrat er die öffentliche Buhne 1838, in welchem Jahre er eine neuerdings auf ihn gefallene Wahl in den großen Rath annahm. Sein erstes Auftreten war gegen die Trennungsversuche im Jura gerichtet, und es entspann sich bei dieser Gelegenheit die Feindschaft, die Stockmar, ein moderner politischer Proteus, seinem politischen Gegner stets bewiesen hat. In eigentliche Oppositionsstellung gegen die Regierung kam er aus Anlaß der Walliser Wirren im Jahr 1839. Er befand sich als Chef des Generalstabs in Kantonallager zu Thun, als im

großen Rathe die Instruktionsertheilung für die Tagsatzung zur Behandlung vorlag. Dem Drange seines Gewissens folgend, verfügte er sich eiligst nach Bern und trat mit Entschiedenheit und Wärme der Ansicht entgegen, die zur Beendigung der Zerwürfnisse sich auf das Prinzip des absoluten Kopfzahlregiments stützen zu sollen glaubte, und somit zu Gunsten der Unterwalliser sich aussprach, welche die vom Bunde garantirte Kantonsverfassung eigenmächtig umgestoßen hatten. Der Redner stand zu sehr im Gegensatze zu den herrschenden Begriffen, als daß er durchzudringen vermochte. Diese von der Mehrheit des großen Raths abweichende Meinung that aber ihrem Vertrauen zu Blösch nicht den mindesten Eintrag, denn im Dezember desselben Jahres ernannte sie ihn zum zweiten Vorsitzenden des großen Raths und ein Jahr später zum Landammann. In diese Zeit fällt die Beilegung des sogenannten Dotationsstreits zwischen dem Kanton und der Stadt Bern. Der Streit hatte bereits neun Jahr gedauert und unendlichen Hader angefacht, der große Rath schien jetzt nicht ungeneigt zu sein, einen Gewaltspruch zu thun, als es Blösch durch seine Vermittlung noch gelang, einen Vergleich zu Stande zu bringen. Diese Thätigkeit wird ihm stark zum Vorwurf gemacht, seine Gegner kommen immer wieder darauf zurück, daß er bei seiner Vermittlung einem Privatinteresse gefolgt sei. Als zweiter Tagsatzungsgesandter von Bern erstattete er in der Frage der aargauischen Klöster einen Bericht, der so wenig der Tagsatzung als der öffentlichen Meinung gefiel. Daß Luzern ihn dann als eidgenössischen Vermittler nach Wallis senden wollte, zog ihm neue Angriffe zu, obgleich er das Amt ablehnte. Einflüsterungen blinder Parteimenschen störten geflissentlich freundschaftliche Beziehungen und kränkten ihn tief, an diesen unerfreulichen Verhältnissen scheiterte auch seine Berufung an die Professur des vaterländischen Rechts als Nachfolger Samuel Schnells. Die Bewegungspartei gewann inzwischen die Oberhand, Blösch wurde nicht wieder zum Landammann erwählt. Ende März brach der Sturm los, der ihn wieder in eine Art von Wirksamkeit versetzen sollte. Der Freischaarenzug nach Luzern war mißlungen, tausende von Gefangenen befanden sich in der Gewalt eines unbarmherzigen Siegers. Die Familie des gefangenen Obersten Rothpletz ersuchte den stets hülfebereiten Mann, diesen Anführer, der als solcher stark bedroht war, zu retten. Er entsprach dem Wunsche und zeigte sein Vorhaben dem Regierungsrath an, indem er sich zugleich zu Diensten für die gefangenen Berner anbot. Man ordnete ihm nun den Regierungsrath Aubry bei, mit dem er gemeinschaftlich für den Loskauf der Gefangenen thätig war. Wesentlich seinen Bemühungen gelang es auch, daß Rothpletz in den allgemeinen Loskauf eingeschlossen werden konnte. Als er sich für ihn bei Leu von Ebersol verwandte, legte er auch für Dr. Steiger Fürsprache ein, fand aber kein Gehör. Dennoch versuchte er es später ein zweites Mal schriftlich, erhielt jedoch keine Antwort. Im großen Rath blieb seine Stellung die alte; nicht allein trat er dem Antrage auf eine allgemeine Amnestie entgegen, sondern beantragte auch eine Untersuchung des Benehmens der Regierung während des Freischaarenzugs, beides ohne Erfolg. Sein Bedürfniß zur Versöhnung der Gegensätze sprach er bei der Berathung der Tagsatzungsinstruktion in der Jesuitenfrage (1845) aus, wo er die Worte sagte: „Wir machen gleichsam einen chemischen Prozeß durch, nur daß statt physischer geistige Grundsätze dabei wirksam sind, und jeder von uns trägt zu diesem Prozesse das Seinige bei, je nach Charakter und Gesinnung. Die Einen legen in das Gefäß, in welchem der Stoff liegt, nur Gift und Galle und Haß, erlauben Sie, daß Andere auch etwas Liebe und Milde und Mäßigung einfließen lassen.“ Damals tauchte der Gedanke einer Verfassungsrevision auf, den die Regierung zu dem ihrigen machte, weil auf andere Weise einer Krisis nicht vorgebeugt werden konnte. Blösch und seine Freunde, mit welchen man in den letzten Monaten von oben herab Verhandlungen angeknüpft hatte, aus welchem Umstande sich auch seine Wahl zum Vicepräsidenten des großen Raths im Dezember 1845 erklären läßt, unterstützten die Regierung. Der Revisionssturm

nahm an Heftigkeit zu; die zu Neujahr 1846 auf Anregung von Blösch und Hans Schnell gegründete „bernische Volkszeitung" trat für Gesetz und verfassungsmäßige Erledigung der politischen Fragen mit Nachdruck in die Schranken, aber die Bewegungspartei eroberte eine Position nach der andern. Die Wahlen in den Verfassungsrath fielen meist in ihrem Sinn aus, Blösch wurde die Ehre einer Doppelwahl zu Theil. Er verhielt sich meist sehr passiv, da er die Erfolglosigkeit einer opponirenden Stellung kannte, nur in drei Fragen von der höchsten Wichtigkeit für das Landeswohl ergriff er das Wort. Einmal zur Wahrung der Selbständigkeit der Gemeinden und der Integrität der Gemeindegüter, worin die Mehrheit des Verfassungsrathes gleicher Meinung war, ferner zur Unterstützung des Antrags auf Aufhebung des Grundsatzes der obligatorischen Armenunterstützung, auch darin mit der radikalen Mehrheit einverstanden, von welcher er nur in dem Punkte abwich, daß er vergeblich vor plötzlicher Aufhebung der Pflicht der Gemeinen warnte. Endlich stritt er in einer ausgezeichneten, tief einschneidenden Rede gegen die beabsichtigte und gegen seine gründliche Einrede durchgesetzte Finanzreform, die er später im großen Rathe, ohne daß Jemand zu widersprechen wagte, als eine kolossale Bestechung des Volks bezeichnete, welche Ansicht auch bei solchen Zustimmung fand, die sich sonst nicht zu seinen politischen Ansichten bekennen. Mitten in dieser für Blösch so schwülen Zeit wurde ihm eine Anerkennung zu Theil, die ein schöner Erfolg für so manche bittre Unbill war. Die Stadt Burgdorf schenkte dem seit 15 Jahren in ihrer Mitte wohnenden Manne ihr Bürgerrecht, nachdem er Jahre lang schon das Sekretariat der Bürgergemeinen bekleidet hatte. Im gleichen Jahre wurde er auch zum Präsidenten des Gemeinraths und der Einwohnergemeine gewählt. In den neuen großen Rath wählte ihn abermals Burgdorf, und selbst eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Radikalen gab ihm ihre Stimmen. In den nächsten Jahren schwieg er fast immer, wider den Strom schwimmen hätte doch zu nichts geholfen. Nur einmal, als die Berufung des Dr. Zeller zur Sprache kam, brach er sein Schweigen durch einen umfassenden Vortrag, der gedruckt und in vielen tausend Exemplaren im Volk verbreitet wurde. Als im Herbst 1847 die Tagsatzung zur Auflösung des Sonderbundes schritt, machte auch Blösch, der 1841 einstimmig zum eidgenössischen Oberauditor erwählt und 1845 ungeachtet seiner entschiedenen Haltung fast einstimmig bestätigt worden war, in dieser Stellung den Feldzug mit und stand fünf Monate in aktivem Dienst. Es war ein ehrenvolles Zeugniß für seine Person, daß er trotz der damaligen so gespannten Verhältnisse von der Tagsatzung neuerdings fast einstimmig in jener Eigenschaft bestätigt wurde. Die Stimmung, in welcher er an der gewaltsamen Lösung der schweizerischen Verhältnisse Theil nahm, war die aller Konservativen: Eid und Pflicht riefen, abweichende Ansichten mußten verstummen. Ein Mann, dessen innerstem Wesen es Bedürfniß ist, noch Vermittlung und Verständigung zu versuchen, wo die Möglichkeit einer solchen verschwunden zu sein scheint, mußte die eingetretene Wendung der Dinge schwer empfinden. Aus dem Sonderbundskriege ging die neue schweizerische Bundesverfassung hervor, die von der großen Mehrzahl der Schweizer mit Jubel begrüßt wurde. Blösch hatte einer Reform seit Jahren das Wort geredet und in diesem Sinne wirksame Schritte gethan. Durch die steten Kämpfe auf kantonalem wie auf eidgenössischem Boden von der Unhaltbarkeit der Bundesverhältnisse von 1815 überzeugt, glaubte Blösch, eine allmälige totale Auflösung lasse sich nur dadurch hindern, daß man größere schweizerische Interessen schaffe, so die Gemüther von den unfruchtbaren, endlosen Zänkereien abziehe und zugleich die Grundlage zu einem festen politischen Verbande gewinne. In diesem Sinne äußerte er sich schon 1843, da es sich im großen Rathe um ein Zollkonkordat mit mehreren Kantonen handelte, und noch eindringlicher 1845 bei der Jesuitendebatte. „Alle Fugen krachen", sagte er bei dieser Verhandlung, welche die Gefahr einer gewaltsamen Auflösung näher rückte; „das ganze Gebälk weicht aus einander und das Haus ist schon jetzt kaum mehr

brauchbar; das ist unsere Lage, und es bleibt, man mag es einsehen wollen oder nicht, nur die Wahl zwischen Reform und Revolution." Die Zerrissenheit der Schweiz und die zu große Verschiedenheit der Interesse sei das Hauptübel, sagte er bei dieser wie bei vielen andern Gelegenheiten, und stellte den Antrag, dahin zu wirken, daß die Interessen durch Centralisation einiger der bedeutenderen Verwaltungszweige, wie der Zölle, der Posten, der Münzen, auf zweckmäßige Art verschmolzen würden. „Lasset unterdeß den übrigen Haushalt der Kantone unberührt", schloß er; „seid versichert, die Bundesreform kommt dann von selbst." Um die Einheit vorläufig auf der Grundlage allgemeiner Zollvereinigung anzubahnen, stiftete er 1842 den schweizerischen Gewerbsverein, der sich über die ganz Schweiz ausbreitete und mit 1200—1300 Mitgliedern eine der zahlreichsten Gesellschaften derselben bildete. Kurz vor dem Ausbruch des Bürgerkriegs machte dieser Verein noch einen vergeblichen Versuch, zum Frieden zu mahnen, und schrieb für das nächste Jahr eine allgemeine Industrieausstellung aus. In Kantonsangelegenheiten verhielt er sich nach 1848 schweigsam, mit Ruhe abwartend, bis das radikale Regiment sich abgenutzt haben würde. Dies trat 1850 ein, und seit dieser Zeit ist Eduard Blösch der erste Mann des Kantons Bern. — Wir schließen mit einer von Freundeshand entworfenen Charakteristik*) „Eine lange hagere Gestalt, ein kleiner Kopf, den weder eine hohe Stirn, noch ein schmucker Bart ziert und dem keine Römernase oder andere ästhetische Formen einen besondern Ausdruck verleihen, wie man ihn bei bedeutenden Männern so natürlich voraussetzt, — lassen nur die tiefliegenden, klugen, dunkelgrauen Augen mit scharfem Blick unter dunkeln Braunen hervor auf die innere Begabung schließen. Der Ton seiner Stimme ist angenehm, weich, wohlklingend, aber im Feuer der Beredsamkeit anschwellend, stark, durchdringend. So wenig seine äußere Erscheinung an sich ihm Popularität, besonders unter den vierschrötigen, breitgeschulterten Landleuten, verschaffen mag, so sehr erwirbt er sie im persönlichen Verkehr. Freundlich, mild, einfach, theilnehmend, erweckt sein ganzes Wesen und Benehmen Vertrauen und Zuneigung; seine Ueberlegenheit drückt den tiefer Stehenden nicht. Jeder fühlt sich behaglich in seinem Umgange. Verstand und Gemüth sind in schöner Harmonie vereinigt; so scharf jener ausgebildet ist, so leidet dieses nicht darunter; stürmischer Art sind die Regungen desselben nicht, aber die Empfindungen verlieren doch nicht an ihrer Wärme, wovon das Heimweh des Jünglings uns Kunde gab. Darum ist Blösch ein zärtlicher Hausvater, ein treuer, zuverlässiger Freund, ein wohlwollender Rathgeber. Bescheidenheit und Adel der Gesinnung besitzt er in so hohem Grade, wie wir sie bei so ausgezeichneten geistigen Naturen selten antreffen; er scheut alles Hervortreten, denn Eitelkeit kennt er nicht, wohl aber ist er reizbar und empfindlich, besonders wenn seine redlichen und guten Absichten nicht Anerkennung finden; erlittene Beleidigungen aber läßt ihn seine Gutmüthigkeit leicht vergessen. So konnte er z. B. einen seiner erbittertsten Gegner, der ihn oft in der Presse im Koth herumzog, durch Veröffentlichung eines schriftlichen Aktenstückes moralisch vernichten; er that es nicht. Von Haus aus nicht sehr energisch, haben die wichtigen Erfahrungen und die natürliche Rückwirkung der Ereignisse die Kraft seines Willens gestärkt und ihm dasjenige Maß von Energie und Entschlossenheit geschenkt, deren er in seiner Stellung bedarf. Sein ernstes, aus der Jugendzeit herstammendes nachdenkendes Wesen und die stete geistige Thätigkeit, früher in Folge seiner ausgedehnten Rechtspraxis, nun seiner hohen Stellung, sind nicht geeignet, ihn zu einem jovialen Gesellschafter zu machen, sein geselliges Bedürfniß genügt sich im trauten Familienkreis oder beschränkten Freundeszirkel; von rauschenden Festen und Gelagen, wo es hoch hergeht, hält er sich ferne, kennt die Genüsse des Tabaks und Rebensaftes nicht, doch liebt er vor Allem, was der Schweizer „„heimelig"" nennt. Seine religiösen Ueberzeugungen sind fest, bestimmt, positiv;

*) Eduard Blösch, Regierungspräsident von Bern. St. Gallen, 1851.

er verwirft jede Herabwürdigung der Religion zu Zwecken der Politik und verabscheut Heuchelei, wie Frivolität der Gesinnung. Wie tief und fest seine Ueberzeugung und wie ungetrübt sein reines Selbstbewußtsein ist, erhellt namentlich aus der großen Ruhe, mit welcher er die wüthendsten Angriffe und die schmerzlichsten Kränkungen über sich ergehen ließ, ohne zu antworten. Sie wissen wohl, daß sie lügen; was soll ich die Wahrheit bezeugen, die man nicht hören will, — darum schweige ich; ein Anderer richtet! So lehnte er die Zumuthung der Freunde ab, welche ihn zur Selbstvertheidigung aufforderten. Das stete Schweigen selbst da, wo ein einziges Wort, eine kurze Erläuterung eine Anklage zu nichte machen könnte, ist grundsätzlich und wurzelt in christlicher Selbstachtung, die nicht den Vortheil sucht, sondern an einem reinen Gewissen und an innerem Frieden ihr Genüge findet. So ist der Mensch Eduard Blösch. Betrachten wir ihn als Redner, so sehen wir an ihm Vorzüge entwickelt, die selten in so bedeutendem Maße vereinigt sind. Freund und Feind gehen darin einig, ihm den Preis des Rednertalentes zuzuerkennen; mögen Einzelne in dieser oder jener Beziehung mit ihm in die Schranken treten, vielleicht ihn übertreffen, so überragt er alle in der Summe vorzüglicher Eigenschaften. Schon der Umstand, daß er bei aller Begabung nicht gerne und daher selten redet, ist seinem Auftreten günstig; er ergreift nicht jeden Augenblick das Wort, wie es bei beschränkten oder eiteln Staatsmännern so oft der Fall ist, die sich gerne schwatzen hören; nur bei Hauptfragen oder verwickelten Fällen betheiligt er sich an der Diskussion; erst in neuerer Zeit hat ihn seine amtliche Stellung zu einem häufigeren Auftreten veranlaßt. Die Hauptkraft seiner Beredsamkeit liegt theils in der Ruhe, die er auch bei den heftigsten Angriffen zu behaupten weiß, wodurch seine Entgegnung so sicher und wirksam wird, theils in der Klarheit, welche in die dunkelsten Partieen einer Frage Licht wirft und die schwierigsten Verhältnisse auch für die ungeübte Fassungskraft deutlich und faßlich zu machen vermag, da er seinen Stoff beherrscht und mit einer dialektischen Gewandtheit und Leichtigkeit behandelt, die sogleich dem Zuhörer Vertrauen zu ihm einflößt. Seine Sprache ist einfach und prunklos, aber edel; dabei handhabt er sie so meisterhaft, daß seine Darstellung in Wahrheit ein Redefluß ist. Die gleiche Gewandheit besitzt er auch in der Gruppirung der Thatsachen und in der Benutzung der Erscheinungen aus dem täglichen Leben; weder zu viel, noch zu wenig, sondern nur was davon gerade nöthig ist zur Beleuchtung der Materie, bringt er an und benutzt dieselben, um durch Folgerichtigkeit und gewandte Disposition den Gegner ad absurdum zu führen, wobei er gewöhnlich die ihm zusagenden Partieen seines Vortrages anerkennt, beifällig hervorhebt, aber dann desto kräftigere Schläge auf die andern richtet und so leicht Zweifel in dem mit Schonung behandelten Gegner an seiner eigenen Meinung hervorzurufen vermag. Die eigenthümliche oratorische Kunst, welche die Gründe des Gegners sogar noch besser motivirt, in dessen Anschauung theilnehmend eintritt, so daß es scheinen könnte, als befände man sich auf gleichem Terrain, — dann aber plötzlich ganze Wendung macht und mit voller Gewalt die eigenen Batterien der Logik und der Thatsachen spielen läßt, — diese rednerische Taktik trägt wesentlich dazu bei, die Spannung der Zuhörer zu erhöhen. Seine Reden verletzen nicht, sie fassen nur die Sache ins Auge; als Berichterstatter ist er loyal und ohne Rechthaberei, aber angegriffen, läßt er es in der Replik bisweilen nicht an schneidender Schärfe und Ironie ermangeln. Blösch begeistert den Hörer nicht durch eine glänzende Sprache oder stürmischen Vortrag, noch durch den Schwung der Phantasie oder durch die Appellation an die menschliche Empfindung, aber er reißt ihn mit sich fort und fesselt, wie Wenige, durch die überzeugende Klarheit seiner Darstellung, die Wärme seiner Ueberzeugung, die leicht strömende Rede, die würdige, den loyalen Gegner stets ehrende Haltung und die Gewalt seiner Dialektik.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von K. G. Gaso in Meißen.

Die ungarische Emigration in der Türkei. Die Entlassung Kossuths aus seiner halben Gefangenschaft in der Türkei ist ein Ereigniß, das nicht blos an und für sich, auch nicht blos wegen der grosartigen Theilnahme, welche dem ungarischen Verbannten in England erwiesen wird, sondern auch in seinen tiefern politischen Beziehungen unserer Aufmerksamkeit würdig ist. Es war mit Kossuths Internirung in einem Winkel Kleinasiens ein ähnliches Verhältniß wie vordem mit Napoleons Haft auf St. Helena. Gleich dem großen Kaiser der Franzosen wurde der ungarische Agitator im Interesse der europäischen Staatenordnung gefangen gehalten, und der Türkei muthete man zu, die frühere Rolle Englands zu übernehmen, das Pfand zu bewachen, welches sich in ihren Händen befand. Die Pforte hat diese Verpflichtung von sich gewiesen, und jetzt ist sie in Folge eines kühnen Entschlusses der fortdauernden diplomatischen Reklamationen mit einem Male ledig geworden: Kossuth ist frei, und die mächtigen Hände, welche bei der Lösung seiner Fesseln thätig gewesen sind, geben dem Diwan die Garantie, daß die Verwicklungen, welche der Freilassung noch folgen dürften, keine allzu ernstliche Natur annehmen werden. Die nächste Folge ist nun die, daß die Politik der Türkei eine Rücksicht und eine Last weniger hat. Die freiere Bewegung der Pforte tritt aber in einem Augenblicke ein, in dem der Streit um Herat (s. den Artikel: Kabul), der bereits englischer Seits zu der Besetzung des afghanischen Thales Dour geführt hat, eine neue Krisis der orientalischen Angelegenheiten herbeizuführen droht. Sollte die drohende Wolke wie schon so oft am Horizont versinken, so hat doch England, gegen das die Großstaaten des Kontinents als solidarisch verbundene Gruppe sich einigen zu wollen scheinen, in Kossuths Person ein neues Mittel, der östlichen Politik Schach zu bieten. Mazzini und Kossuth sind zwei Persönlichkeiten, deren jede eine Macht ist, deren Vereinigung in London vorläufig eine Demonstration ist, aber erforderlichen Falls England in den Stand setzt, Oesterreich an den empfindlichsten Stellen zu treffen. Der gefangene Kossuth war eine Verlegenheit für einen englischen Verbündeten, der freie Kossuth ist eine Waffe in Englands eigener Hand.

Der General Moritz Perczel war nach der Katastrophe von Vilagos der erste Ungar von Bedeutung, welcher an der türkischen Grenze anlangte. Bei ihm waren sein Bruder Oberst Nikolaus Perczel, seine Adjutanten Somsich und Halasz, der frühere Obergespan von Krasso, Alexander Makai und mehrere Andere; sie lagerten bei Orsova auf dem sogenannten neutralen Gebiet. Am 15. August 1849 erreichten Dembinski und Messaros das neutrale Gebiet und überschritten ohne Säumen die türkische Grenze. Beide begaben sich als Kaufleute in Civiltracht nach der Walachei; sie saßen in einem Wagen, und ihnen folgten theils auf vier Wagen, theils zu Pferde Offiziere ihres Generalstabs, die letztern als Pferdehändler verkleidet, alle mit Pässen versehen. Am folgenden Tage betrat Perczel das türkische Gebiet, wo man ihn feierlich empfing, aber keine Verbindung mit den andern Ungarn gestattete. Kossuth, der sich in Arad von seiner Gattin trennte, damit diese die seit längerer Zeit von den Eltern abwesenden Kinder hole, ging von da nach Lugos und weiter nach Tergava und Orsova, um den Uebergang in die Walachei für Alle zu sichern, welche durch freiwillige Verbannung der sichern Gefangenschaft entgehen wollten. Als er diese Pflicht erfüllt hatte, überschritt er am 10. August die Grenze. „Ich konnte nichts Anderes wählen", sagt er in seinem berühmten Briefe aus Widdin, „als die Ruhe des Todes oder die peinlichen Qualen eines Heimathlosen. Zum erstern machte mich der Ueberdruß eines unglücklichen, freudeleeren Lebens geneigt; bei dem letztern gebot mir die Pflicht des Patrioten, Christen und Familienvaters zu bedenken, daß wir uns selbst im höchsten Unglück bestreben müssen, dem Vaterlande

wenigstens auf diplomatischem Wege zu nützen, damit einige Lebenselemente für die Zukunft erhalten werden. Für diesen Wirkungskreis bietet England das einzige Terrain. Ich entschloß mich daher auszuwandern und überschritt die türkische Grenze, mit dem Vornehmen nach England zu gehen." Er wollte die Türkei unerkannt durchreisen und hatte zu diesem Zwecke sein Aeußeres verändert. Sein schöner großer Bart war ganz abrasirt, sein Schnurbart gestutzt, sein Haar, welches er früher um den kahlen Scheitel zu decken, nach vorn glättete, trug er jetzt nach hinten gekämmt. Er soll mit einem Passe versehen gewesen sein, der auf den Namen eines in ungarischen Diensten stehenden Engländers gelautet habe. Obgleich seine Gefährten ihn nicht nannten, gelang es ihm doch nicht unerkannt zu bleiben, vielmehr sah er sich von den türkischen Behörden mit einem Schwall von Freundschaftsbezeugungen begrüßt. Die Kontumaz hielt er mit seinen Begleitern im Freien ab, weil dies bequemer war und er so unter türkischer Aufsicht stand, während in der geschlossenen Kontumazanstalt russische und walachische Behörden mitgewirkt haben würden. Mit diesen Häuptern waren schon viele Ungarn gekommen, andere folgten einzeln oder truppweise nach, der große Haufen flüchtete in zwei Richtungen. Durch Serbien, dessen Fürst die beste Aufnahme zugesagt hatte, gingen nur die polnische Legion unter Wisocky und die italienische unter Graf Monti, erstere 800, letztere 300 Mann stark. Der Mannschaft wurden die Waffen abgenommen, den Offizieren ließ man sie, an Verpflegung mangelte es sehr, da die Flüchtlinge kein anderes Geld als ungarische Banknoten hatten, die von den Serben nicht angenommen wurden. Die Feindschaft der Bevölkerung machte eine bewaffnete Begleitung nöthig, trotzdem empfing man die Züge mit Schimpfworten und feuerte mehrmals aus Schlupfwinkeln auf sie. Auf Nebenwegen erreichte diese Abtheilung endlich die mehr befreundete Türkei. Die zweite größere Abtheilung bestand aus den Trümmern der Heerhaufen unter Bem, Guyon und Kmety; der letzte deckte den Rückzug. Bem rettete sich auf unwegsamen Pfaden, die sonst nur von Salzschmugglern betreten zu werden pflegen, in deren Abgründen er 20 Mann verlor. Als er die Walachei bei dem Grenzorte Merul erreichte, kam er eben recht, den tapfern Kmety zu befreien, den die Gebirgswalachen gefangen genommen und in einen Stall gesperrt hatten, wo sie ihn mit seinen Begleitern dem Feuertode überliefern wollten. Am 24. August war die diesseitige Grenze völlig geräumt; die kaiserlichen Kuirassiere, die an diesem Tage bei Orsova sich zeigten, fanden keine Ungarn mehr, wohl aber eine in Schlachtordnung aufgestellte türkische Brigade, welche den Uebergang auf das jenseitige Gebiet versperrte.

Allen ungarischen Flüchtlingen wurde erklärt, sie könnten sich als Gäste des Sultans betrachten, der ein Freund der Ungarn sei. Lebensmittel wurden geliefert, als Gegenleistung erwarteten und erhielten die türkischen Offiziere die werthvollsten Waffen, Sättel und Pferde der Flüchtlinge. Gegen Bems Abtheilung artete dieses System in eine förmliche Plünderung aus; ein österreichischer Agent reklamirte später das Genommene als Eigenthum seiner Regierung und erhielt wirklich 500 Pferde zurück, aber nicht die der ungarischen Husaren, sondern eingetauschte kleine walachische Mähren. Die Flüchtlinge wurden von Turnul-Severin nach Kalafat und von dort nach Widdin dirigirt, wo anfangs September alle vereinigt waren. Sieben Flüchtlinge, unter ihnen Szemere und Hajnik, wußten sich der türkischen Aufsicht zu entziehen, da sie sich in Belgrad unausgefüllte Pässe zu verschaffen verstanden, mit deren Hülfe sie donauabwärts nach dem schwarzen Meer und über Konstantinopel nach Frankreich entkamen. In Widdin befanden sich zwischen 5000 und 6000 Flüchtlinge, unter ihnen waren der Statthalter Kossuth und der Minister des Aeußern Kasimir Batthyanyi, die drei Feldmarschallieutenants Bem, Dembinski und Messaros, die Generale Guyon, Kmety, Stein, Moritz Perczel, Wysocki und Bulharin, gegen 500 ungarische, deutsche, polnische und italienische Stabs- und Subalternoffiziere,

3400 ungarische Honved und Husaren, die Unteroffiziere mit eingerechnet, 800 Mann von der polnischen, 380 Mann von der italienischen Legion, 40 Civilpersonen, darunter die Reichstagsabgeordneten Johann Balogh, Stephan Bathyanyi, Berzenczey, Gorove, Hazman, mehrere Regierungskommissare und Redakteure, 60 Frauen, 10 aus höherm, 50 aus niederm Stande, letztere größtentheils Marketenderinnen. Außerdem hatten die Polen einen Feldpater, die Italiener eine vollständige Regimentsmusik und die Ungarn eine Zigeunerbande bei sich. Diese zahlreiche Emigration wäre in Widdin nicht unterzubringen gewesen, und in der Stadt fanden nur die Regierungs- und Militärhäupter und wer Geld oder Geldeswerth bei sich hatte Aufnahme. Die übrigen lagerten draußen im Freien, auf dem rechten Donauufer, vor einem neuangelegten Fort in einem Lager, dessen grüne Zeltreihen einen weiten Raum bedeckten. Die drei Nationalitäten der Ungarn, Polen und Italiener lagerten abgesondert, Oberst Katona war Lagerkommandant, Bem als Oberbefehlshaber der ganzen Emigration bildete mit dem Türken Sia Pascha die höhere Instanz. Die Verpflegung wurde in Materialien geleistet, mit Schaffleisch, Brot, Reis, Schmalz, Salz und Zwiebeln nebst Holz zum Kochen und Heu für Pferde. Der Soldat vom Feldwebel abwärts erhielt eine, der Lieutenant zwei, der Hauptmann drei, der Major fünf, der Obristlieutenant sieben, der Oberst neun, der General funfzehn Rationen. Betten, Decken und sonstiges Geräth gab es im Lager nicht, selbst die Führer in der Stadt hatten meistens nur eine schlechte Matte und ein Feldbett. Die schlechte Lebensweise, die mit Hitze und Kälte abwechselnde Temperatur, die üble Beschaffenheit des Donauwassers, die geistige Niedergedrücktheit ließen Krankheiten ausbrechen, denen in Widdin 400 Ungarn erlegen sind. So eifrig Kossuth den Muth seiner Landsleute zu erhalten suchte, so konnte er doch nicht verhindern, daß die Muthlosigkeit zunahm, je mehr durch die Nachrichten aus Ungarn gewiß wurde, wie sehr man sich getäuscht habe in den anfänglichen Hoffnungen, daß der Kaiser von Rußland Ungarn für den Herzog von Leuchtenberg fordern, oder daß Peterwardein und Komorn die Brennpunkte eines neuen Aufstandes würden, oder daß man nächstens im Verein mit einer türkischen Armee nach Ungarn zurückkehren werde. Das Benehmen der Pforte, weit entfernt den gerechtesten Erwartungen zu entsprechen, wurde räthselhaft. In der ersten Zeit gab man in Konstantinopel kein anderes Lebenszeichen, als daß man einen Tataren schickte, der Nachfrage hielt, ob es den Flüchtlingen an etwas fehle. Dann wurde unter den Flüchtlingen das beunruhigende Gerücht laut, daß Oesterreich und Rußland mit der Pforte wegen ihrer Auslieferung unterhandelten. Gleichzeitig wurde die türkische Bewachung des Lagers eine schärfere, der Ausgang jedem streng verboten, jede Uebertretung dieser Vorschrift streng bestraft, an 150 Szecklern, die von Heimweh getrieben desertiren wollten, sogar mit Stockschlägen. Ueber die Verhandlungen in der Flüchtlingsfrage haben wir schon berichtet in dem Artikel: Die Türkei, B. 5. S. 352 fgg. Den Flüchtlingen wurde der angebliche Beschluß des Divans, daß eine Auslieferung stattfinden werde, zugleich mit zwei Schreiben ihrer Agenten Andrassy und Csajkovszky in Konstantinopel mitgetheilt, welche den dringenden Rath enthielten, zum Islam überzutreten, weil dann die Bestimmung des zweiten Artikels des Friedensvertrags von Rustschuk Kainarschi Platz greife, welche die Auslieferung von Hochverräthern und Majestätsverbrechern mit den Worten beschränke: „Ausgenommen sind nur Jene, die in Rußland zum Christenthume, oder in der Türkei zur mohamedanischen Religion übertreten sollten.“ Der türkischen Diplomatie angemessen, drängte der Großwesir Redschid Pascha sowohl die ungarischen Agenten als die Flüchtlinge selbst, denen er mehrere Adjutanten schickte, sich diese Ausnahmeklausel zu Nutzen zu machen. Erfolgte wirklich ein Uebertritt in Masse, so war der Knoten durchgehauen, die österreichische und russische Diplomatie verlor in diesem Falle jeden Anhaltpunkt. Kossuth wurde durch einen besondern Boten benachrichtigt, daß er, Graf Kasimir Batthyanyi und die Generale Perczel und

Messaros ausgeliefert werden würden, wenn sie nicht zum Islam überträten. Seine Antwort ist in seinem Schreiben an Lord Palmerston d. d. Widdin 30. September enthalten, worin er die englische Dazwischenkunft anruft: „Zwischen Tod und Schande kann die Wahl weder zweifelhaft noch schwer sein. Statthalter von Ungarn und zu jenem hohen Posten durch das Vertrauen von 13 Millionen meiner Landsleute berufen, weiß ich vollkommen, was ich der Ehre meines Vaterlandes selbst in der Verbannung schuldig bin. Auch noch als Privatmann habe ich einen ehrenhaften Pfad zu verfolgen. Ich war einst Statthalter eines edlen Volkes. Ein Erbtheil hinterlasse ich meinen Kindern nicht, so sollen sie wenigstens einen unbefleckten Namen tragen. Gottes Wille geschehe! Ich bin zu sterben bereit.“ Auf andere Flüchtlinge machte die Drohung stärkeren Eindruck, und nicht blos die Furcht vor der Auslieferung wirkte, sondern auch die glänzenden Versprechungen der Türken, verbunden mit der Hoffnung, die besonders bei den Generalen mächtig war, daß Krieg zwischen der Türkei und Rußland ausbrechen und den Renegaten dann hohe Befehlshaberstellen zugetheilt werden würden. Bem, der erste von allen Generalen der Emigration, machte den Anfang, seinem Beispiel folgten Kmety und Stein. Verhältnißmäßig traten viel mehr Offiziere über als Gemeine, von den Ungarn ungefähr 250 Personen, unter welchen 2 General, 10 Stabsoffiziere, 52 Hauptleute und Lieutenants und 40 Unteroffiziere waren. Der Renegaten aus der polnischen und italienischen Legion waren über 200, Civilisten traten wenige über, als die nahmhaftesten Balogh und Vincenz Grün. Die Aufnahmeformel bestand darin, daß der Uebertretende vor dem Mufti in der Moschee das bekannte Glaubensbekenntniß ablegen mußte: „Gott ist Gott und Mohamed ist sein Prophet!“ Sodann wurde ihm ein Feß aufgesetzt und ein Name gegeben: Bem hieß fortan Murad Pascha, Kmety Kiamil Pascha und Stein Fehrad Pascha. Alle erhielten Anstellungen, Bem wurde am meisten geehrt; man gab ihm ein glänzendes Gefolge und 30,000 Gulden Jahresgehalt.

Der Lärm über die Auslieferungsverhandlungen dauerte noch fort, als der österreichische General Hauslab in Widdin erschien. Er sollte nicht etwa die Auslieferungen betreiben, sein Zweck war vielmehr, die unter den Flüchtlingen herrschende Stimmung, von der die österreichische Regierung durch ihre Konsularagenten Dobroszlavics, Jasmagyi und Kovacs genaue Kunde hatte, zu benutzen, und die weniger kompromittirten Flüchtlinge zur Rückkehr zu bewegen. Am 12. Oktober kam er in Widdin an, wo anfänglich die Meinung herrschte, daß er die Auslieferung betreibe. Dieser Irrthum wurde erkannt, aber die Stimmung gegen Hauslab blieb dieselbe, so daß er seine Wohnung auf dem Lande verlassen und sich in ein Dampfboot auf dem Flusse einquartieren mußte. Er verkündete allen Manschaften vom Feldwebel abwärts eine vollkommene Amnestie, an der nicht minder solche Offiziere theilnehmen sollten, die vor der Revolution als Kadetten, Unteroffiziere oder Gemeine in der österreichischen Armee gedient hatten, ehemalige Offiziere müßten sich dagegen der betreffenden Kriegskommission stellen und sich deren Untersuchung und Urtheil unterwerfen. Mehrere der Führer fingen sogleich an zu agitiren und die zur Heimkehr geneigten theils durch Versprechungen, theils durch Drohungen, selbst durch Thätlichkeiten von ihrem Vorhaben abzubringen. Bem machte seinen Polen die glänzendsten Versprechungen, wenn sie bleiben und zum Islam übergehen wollten, Guyon erregte eine kleine Revolution, in Folge deren die türkischen Behörden ihn veranlaßten, sich von Widdin unter Begleitung einer Schutzwache zu entfernen. Kossuth blieb dieser Agitation fremd, seine Thätigkeit beschränkte sich darauf, die türkischen Behörden um ihre Verwendung anzugehen, daß den Rückkehrenden auch volle Amnestie zu Theil werde. 3500 Mann, meistens Honved und Husaren, 90 Italiener, 40 Polen und etwa 20 Offiziere, meldeten sich zur Rückkehr; zu ihrem Transport wurden die Dampfer „Magyar“ und „Ludwig“ mit sechs Schleppschiffen verwendet. Die Einschiffung dauerte mehrere Stunden, die Zurückbleibenden, nicht mehr

2000 Menschen, versammelten sich während derselben am Ufer und brachten den Scheidenden noch eine großartige Katzenmusik. Am 23. Oktober kamen die letztern in Kladosnicza an, wo sie sich ausschifften; von dort zog die Truppe in Begleitung von 140 bewaffneten Serben nach Teki und Orsova, wo sie ein Grenzmajor übernahm und nach Temeswar führte. 200 waren krank, 12 starben unterwegs. Die österreichische Regierung hielt ihre Versprechen pünktlich. Die Mannschaft vom Feldwebel abwärts ging straffrei aus, die Kriegstüchtigen reihte man in die Armee ein, die Offiziere wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und theils freigesprochen, theils mit Gefängnißstrafen belegt.

In den diplomatischen Verhandlungen war man dahin gediehen, daß die Mächte nicht mehr die Auslieferung der Ungarn forderten, sondern daß die Pforte dieselben streng bewache und unschädlich mache. Hiezu verstand sich der Divan, indem er die Flüchtlinge nach Schumla zu führen und dort zu interniren versprach. Am 30. Oktober setzte sich die erste Karavane von Widdin nach Schumla in Bewegung. Sie bestand aus einigen hundert Mann, meistens Polen unter Bems Anführung, von Ungarn gingen Messaros und Vay mit derselben, denen sich Dembinski, der unzertrennliche Freund des ehemaligen ungarischen Kriegsministers, angeschlossen hatte. Am 31. zog die italienische Legion unter Graf Monti ab. Am 1. November folgte ihnen die Kolonne der Renegaten mit Kiamil Pascha und Fehrad Pascha. Endlich am 3. November wurde der Zug durch die christlichen Ungarn geschlossen, die ungefähr 300 an der Zahl waren. Die Anführer ritten oder saßen in Wagen, die Mannschaft mußte bis zum Knie im Koth waten. Die Pforte vergütete an Reisegeld dem Stabsoffizier 154, dem Hauptmann 128, dem Lieutenant 108, jedem Mann vom Feldwebel abwärts 30 Piaster.*) In Schmula quartierte man die Renegaten in die Kaserne für Reiterei, die Christen in jene für Fußvolk, Kossuth bekam eines der besten Häuser der Stadt zur Wohnung angewiesen. Sämmtliche Flüchtlinge wurden von jetzt ab nach dem für türkische Beamten und Soldaten geltenden Maßstabe besoldet. Kossuth erhielt 4000, Graf Kasimir Batthyanyi 3000, die Generale 2 — 3000, die Obersten 900, die Oberstlieutenants 700, die Majore 400, die Hauptleute 75, die Lieutenants 30 Piaster monatlichen Gehalt. Die Nichtmilitärs wurden nach einem ähnlichen Maßstabe besoldet, eben so die Frauen der Emigration, diese jedoch unter der nationalen Eigenthümlichkeit, daß kein Rangunterschied gemacht wurde, die Ministersfrau gleich der Marketenderin 36 Piaster monatlich erhielt. Die Subalternoffiziere hätten von ihrem Sold nicht leben können; deshalb berief Kossuth eine allgemeine Versammlung der höhern Offiziere, forderte auf die Rangunterschiede durch freiwillige Beiträge auszugleichen, und gab dazu das Beispiel, indem er die volle Hälfte seiner Einnahme opferte. Alle folgten nach, und so wurde es möglich gemacht, ein Speisehaus zu errichten, in dem die ärmern Flüchtlinge eine gesunde und ausreichende Nahrung fanden. Die Streitigkeiten, die bisher unter den Ausgewanderten geherrscht hatten (die Eifersucht Perczels gegen Kossuth war mehrmals die Veranlassung), hörten auf, seitdem Kossuth aus sieben Männern, welche das Vertrauen der Flüchtlinge besaßen, einen höchsten Gerichtshof gebildet hatte. In verhältnißmäßig heiterer Stimmung feierte man das Neujahr 1850, ein zweites Fest fand statt, als Frau Therese Kossuth bei ihrem Gatten eintraf. Die edle Frau hatte vergebens versucht, zu ihren Kindern zu gelangen, und oft ihren Zufluchtsort gewechselt. Als sie die Gefangensetzung der Kinder erfuhr (die österreichischei Regierung hat sie später entlassen), mußte sie ihren Reisezweck als verfehlt erkennen, und es gelang ihr nun, sich mit einer Frau **Wagner** zu vereinigen, die von der Türkei abgeschickt war um sie aufzusuchen. Beide Damen gelangten nach Belgrad, von wo der Engländer **Bridham** —

*) Ein türkischer Piaster war Ende 1849 etwa $1\frac{1}{2}$ Neugröschen oder zwei englische Pence werth.

Korrespondent der „Times", die ihm für seinen Ritterdienst die Verbindung kündigten — das fernere Geleit übernahm. Etwa um dieselbe Zeit, als Frau Kossuth in Schumla ankam, trat ein Ereigniß ein, das von den Ungarn als ein Attentat auf ihren ehemaligen Statthalter ausgelegt wurde. Der österreichische Konsul Rößler hatte seine Agentur von Rustschuk nach Schumla verlegt, jedenfalls zur nähern Bewachung der Flüchtlinge. Man entdeckte Verbindungen zwischen ihm und mehreren Emigranten, ein Offizier wurde des Spionirens überwiesen, und gleichzeitig entdeckte man eine gewisse Zahl Dalmatiner und Kroaten, die in der Umgegend umherstreiften und sich in verdächtiger Weise nach Kossuths Lebensgewohnheiten, Wohnung u. s. w. erkundigten. Die Ungarn sahen in diesen Menschen gedungene Mörder, nach der offiziellen Erklärung waren es Diener der Agentur, welche Geschäfte in der Umgegend zu besorgen hatten. Nach einer zweiten derselben Quelle entstammenden Erklärung, welche einer gewissen Wahrscheinlichkeit nicht entbehrt, hätten die türkischen Behörden die Anklagen der Ungarn deshalb so bereitwillig entgegen genommen, und die Gefahr für Kossuth noch übertrieben, um Vorwände für eine strengere Bewachung zu erhalten. In der That waren die diplomatischen Verhandlungen wieder aufgenommen worden, u. die Pforte hatte sich nicht länger weigern können, gewisse Verpflichtungen einzugehen. Mit Rußland glich man sich zuerst aus (Protokoll vom 28. Dezember 1849). Die Pforte nahm drei Punkte an: 1) Alle jene Polen aus der Türkei zu entfernen und ihnen die Rückkehr für immer zu verbieten, welche als russische Unterthanen an der Revolution in Ungarn theilgenommen hätten und welche die russische Gesandschaft mit Namen anführen werde; 2) die zum Islam übergetretenen Polen nach Aleppo oder Konieh zu verweisen; 3) alle Polen zu entfernen, welche mit fremden Pässen nach der Türkei kämen, sobald es sich herausstelle, daß sie an Intriguen gegen Rußland Antheil nähmen. Mit dem österreichischen Gesandten verständigte sich der Divan weiterhin über folgende Punkte: 1) Die Pforte wird alle jene Flüchtlinge in das Innere der Türkei absenden, welche der österreichische Gesandte bezeichnen wird. Als Aufenthaltsort wird ihnen Kiutahia in Kleinasien angewiesen; 2) die Pforte wird die Bewachung der Flüchtlinge in dem Maße verringern, als in Ungarn die Ordnung wieder hergestellt sein wird, und mit dem gänzlichen Verschwinden der revolutionären Aufregung in Oesterreich die Flüchtlinge entlassen; 3) Bem wird nach Aleppo gebracht, die übrigen zum Islam Uebergegangenen nach Aleppo, Konieh oder Cypern, und dürfen diese nur an solchen Orten in türkische Dienste aufgenommen werden, welche von der Grenze weit entfernt liegen, wo sie also für Oesterreich nicht gefährlich werden können. Eine völlige Ausgleichung wurde mit diesen Punkten nicht erzielt, denn der österreichische Gesandte bestand darauf, daß die Pforte sich zur Internirung der Flüchtlinge auf mindestens fünf Jahre verbindlich mache, während der Divan von keiner, oder höchstens von einer neunmonatlichen Frist, vom 1. Januar 1850 gerechnet, wissen wollte. Die Flüchtlinge wurden von der theilweisen diplomatischen Einigung durch Achmed Effendi unterrichtet, der am 5. Februar 1850 in Schumla als türkischer Bevollmächtigter eintraf. Zur Internirung nach Kiutahia bestimmt waren Kossuth, Kasimir Batthyanyi, Messaros, Dembinski, Moritz Perczel, Wisocki, Bulharin, 5 Obersten, 3 Obristlieutenants, 6 Majore, 7 Hauptleute, 8 Lieutenants, 2 Priester, 2 Civilbeamte, die Ministerialbeamten Hazman und Lorody, der Reichstagsabgeordnete Berzenczey, der Redakteur Gyurman, nach Aleppo sollten gehen Bem, Kmety, Stein, 2 Obersten, 2 Obristlieutenants, 6 Majore und noch drei andere Personen. Am 15. Februar 1850 setzte sich der nach Kiutahia bestimmte Zug in Bewegung, langsamen Schrittes, begleitet von allen Zurückbleibenden. Kossuth sprach die Abschiedsworte: er folge seinem Geschick, er fühle seine Kräfte mit jedem Tage schwinden, er werde das Vaterland nicht wiedersehen; sie aber seien jung und kräftig, sie könnten den theuern heimathlichen Boden wiedersehen, und wenn dies geschehen, dann möchten sie sich seiner erinnern, nicht dulden, daß seine Gebeine

in fremder Erde, im Barbarenlande ruhten. „Nein," antwortete Graf Nikolaus Vay für Alle, „Du mußt leben! Nicht Deine Gebeine, Dich selbst bringen wir ins Vaterland zurück, das schwören wir bei Gott dem Allmächtigen!" Alle entblößten die Häupter und sprachen nach: „Das schwören wir!"

Am 24. Februar wurden die Renegaten nach Aleppo abgeführt, von einer Reiterabtheilung begleitet. Die Zahl der in Schumla Zurückbleibenden verminderte sich noch stärker durch die Abführung von 120 russischen Polen (12. März), die in Gemäßheit des Vertrags mit Rußland die Türkei zu verlassen hatten. Sie gingen über Konstantinopel nach Malta, dort miethete ihr Landsmann Graf Zamoyiski ein Schiff für sie, welches an der Küste von Afrika zu Grunde ging, wenige Augenblicke später, nachdem die Schiffbrüchigen auf einem Fahrzeuge unter tunesischer Flagge Aufnahme gefunden hatten. Dieses Schiff führte sie nach Malta zurück und erst vier Monate nach ihrer Abreise von Schumla betraten sie den gastlichen Boden Großbrittanniens. Eine zweite stärkere Abtheilung verließ Schumla, als der Aufstand von Bosnien (s. d.) eine solche Ausdehnung erlangte, daß die türkische Regierung die größten Anstrengungen machen mußte. 60 Offiziere und etwa 200 Unteroffiziere und Gemeine ließen sich in das gegen Bosnien bestimmte Heer einreihen. (17. April.) Die noch in Schumla befindlichen Emigranten wurden wie Gefangene behandelt, „wer zu entwischen versuche, der würde gebunden zurückgebracht werden", so lautete ein Tagesbefehl. Unter den Gefangenen hörte das freundliche Zusammenleben mit dem Augenblicke von Kossuths Entfernung auf. Von diesem Moment begannen Zänkereien, die in Schroffheit und Parteihaß übergingen, die Versuche des österreichischen Konsuls, die Zahl der die Amnestie annehmenden Ungarn zu vermehren, säeten Mißtrauen unter die Flüchtlinge, Noth und Mangel erbitterten die Gemüther. Der von Petersburg zurückkehrende Fuad Effendi verbesserte vorläufig die materielle Lage, von deren traurigem Zustande ein persönlicher Besuch in Schumla ihn überzeugte, und nach seiner Ankunft in Konstantinopel sorgte dieser in Paris gebildete Türke auch für Erleichterung der Auswanderung. Am 7. Juni wurden den Flüchtlingen mehrere sie betreffende Beschlüsse der hohen Pforte bekannt gemacht. Jedem, welcher im Lande zu bleiben gedenke, wurde freigestellt, sich wo immer niederzulassen und auf jede erlaubte Art seinen Erwerb zu suchen. Zum Fortkommen aus Schumla wurden jedem Flüchtling 250 Piaster bewilligt, die Offiziere, welchen beim Ueberschreiten der Grenze die Pferde genommen waren, erhielten jeder 1000 Piaster Entschädigung, wer sich zum Auswandern bereit erklärte, außerdem ein Reisegeld von 500 Piastern. Jeder Flüchtling bekam noch einen vollständigen Sommeranzug, damit hörte jede Verpflegung auf, und die bisher eingeräumt gewesenen Gebäude mußten verlassen werden. Die Emigration in Schumla löste sich nach und nach auf, der eine Theil kehrte nach Ungarn zurück, die kleinste Zahl zerstreute sich im Lande, ein anderer zahlreichster Theil ging nach England oder Nordamerika. Der Entschluß, nach dem fernen Welttheil auszuwandern, war schon früher entstanden und es hatte sich eine Auswanderungsgesellschaft mit einer Direktion gebildet, welche letztere bei der türkischen Regierung und bei der nordamerikanischen Gesandschaft in Konstantinopel um Mittel zu gemeinschaftlicher Auswanderung nachsuchte. Solche konnten aber außer der von der Pforte gewährten Unterstützung nicht gestellt werden, und namentlich befand sich der nordamerikanische Gesandte ohne Instruktion, die Masse der Flüchtlinge auf Schiffe zu bringen und nach Amerika überzuführen. Die Verzweiflung an der Zukunft des Vaterlandes, die den Entschluß der Auswanderung übers Meer eingab, machte einen Augenblick einem freudigeren Gefühl Raum, als die Flüchtlinge von dem drohenden Zerwürfniß zwischen Preußen und Oesterreich hörten. Kossuth erfaßte diese politische Konjunktur mit neuer Hoffnung und beauftragte den Major Bock, einen geborenen Preußen, der in der siebenbürgischen Insurrektionsarmee gedient hatte, dem preußischen Gesandten in Konstantinopel, Grafen Portales, Eröffnungen zu machen und

Preußen für den Fall eines Kriegs die Hülfe der Ungarn anzubieten. Wir geben das Folgende als einen unverbürgten Beitrag zur Zeitgeschichte, den wir um deßwillen nicht übergehen wollen, weil alles, was uns über Ernst und Schein in den preußischen Kriegsrüstungen von 1850 einigermaßen ins Klare zu bringen vermag, unsere Beachtung verdient. Unsere Quelle ist: Ph. Korn (ehemals Hauptmann der Kaschauer Abtheilung der deutschen Legion in Ungarn), neueste Chronik der Magyaren. B. 1., S. 295 fgg. Nach dieser Quelle hätte Kossuth dem Major Bock den Auftrag ertheilt, dem preußischen Gesandten die Mitwirkung der Ungarn zuzusagen, ihm aber bei Vollziehung seiner Sendung die Vorsicht angerathen, sich gleichzeitig unter den Schutz der nordamerikanischen Gesandschaft zu stellen. Korn erzählt weiter: „Bock ging nach seinem Eintreffen in Konstantinopel zum General Portales und freute sich, als Preuße ihm den Beistand der Ungarn für den Fall des Krieges mit Oesterreich anbieten zu können. „„Habsburg möge zittern““ sprach Bock begeistert für die Preußensache, „„denn diesmal werden wir ganz Deutschland und Ungarn für uns haben, der Sieg ist gar nicht mehr in Zweifel zu ziehen.““ „„Womit können Sie uns den Beistand der Ungarn versichern?““ fragte Portales. „„Hier Kossuths Schreiben, das bürgt für alle Ungarn, was er will, wollen alle.““ „„Gut,““ sprach Portales zufrieden gestellt, „„kommen Sie morgen um zehn Uhr wieder, ich werde Sie Ihrer Bestimmung gemäß dahin senden, wo Sie für die gute Sache am besten wirken können.““ Bock empfahl sich und war ganz vergnügt darüber, daß er noch zu rechter Zeit nach Konstantinopel gekommen war. Eingedenk der Kossuth'schen Warnung, verfügte er sich indessen in das Konsulat der Vereinigten Staaten und that, wie Kossuth ihm empfohlen. Den andern Tag ging er zum preußischen Gesandten in Pera, dieser sandte ihm zur Polizei nach Stambul, wo er seinen Paß nach Berlin in Empfang nehmen sollte. Als er dort angab, vom preußischen Gesandten geschickt zu sein, wurde er von zehn türkischen Soldaten in die Mitte genommen, nach einem Gefängniß gebracht und dort drei Tage gefangen gehalten. Nach Verlauf von drei Tagen wurde ihm eröffnet, daß er an Oesterreich ausgeliefert werde! Mit Noth konnte er das amerikanische Konsulat davon benachrichtigen, welches sich seiner energisch annahm und gegen die Auslieferung protestirte. Nach zwanzigtägiger Haft bewirkte Herr Dannise, Konsul von Nordamerika, Bocks Befreiung von der preußischen Protektion."

Die außerhalb der Türkei lebenden Flüchtlinge hatten keinen Augenblick die Pflicht verabsäumt, bei den Regierungen für das Schicksal ihrer Genossen thätig zu sein, und sie widmeten sich dieser Sorge mit verdoppeltem Eifer, seit jene nach der Internirung in Asien für sich nichts mehr thun konnten. Ungarische Agenten befanden sich noch von der Revolution her an den Höfen, bei denen man guten Willen für die Sache der Ungarn voraussetzte. In England vertrat Franz Pulszky seine Nation, in Paris Graf Ladislaus Teleki. Nach der Katastrophe von Vilagos verbreiteten sich flüchtige Ungarn von hohem Ruf nach allen Ländern, wo man sie überhaupt litt, und vereinigten ihre Anstrengungen mit denen ihrer ehemaligen Agenten. In Brüssel lebten Nikolaus Josika (der Dichter), der Abgeordnete Daniel Iranyi, die Obersten Somsich und Nedbal, nach Paris gingen die Generale Klapka und Czecz, die Minister Szemere, Horvath und Vukovics, die Abgeordneten Almasy und Imredy, die Obersten Paul Esterhazy und Alexander Teleki, die ehemaligen Agenten Andrasy und Szarvady, in England fanden ein Asyl der Feldmarschallieutenant Vetter, Splenyi, früher Gesandter in Sardinien, Edmund Beöthy, A. Beöthy, Janko, Schiller, früher Rabbiner der israelitischen Gemeinde zu Eperies, während des Kriegs Pionir, Diosy, Kaloczy u. A. m. England betrachteten die Flüchtlinge mit vollem Recht als die ihnen am meisten befreundete Macht, hier war außerdem ihre Station auf dem Wege nach den Vereinigten Staaten. Dorthin ging der sechszigjährige Ladislaus Ujhazy,

zunächst als Agent einer Auswanderungsgesellschaft, die sich während der Belagerung von Komorn in dieser Festung gebildet hatte, später auch von der ganzen Emigration beauftragt. Wenige Wochen nach seiner Ankunft in Neuyork stellte im Kongreß der Senator Seward den Antrag, „daß das Komité für die öffentlichen Ländereien angewiesen werde, zu untersuchen und darüber zu berichten, ob es geeignet sei, einen Theil des öffentlichen Landes zu bestimmen, der, frei von allen Lasten, den bereits angekommenen ungarischen Flüchtlingen, denen, die nach ihnen kommen sollen, so wie allen Verbannten, die aus andern Ländern Europas aus der Unterdrückung flöhen, überwiesen werde." Der Kongreß erhob diesen Antrag zum Beschlusse, indem er zugleich die Regierung beauftragte, bei der Pforte für die Freilassung Kossuths und seiner Gefährten zu wirken. Bei der längern Debatte waren mehrere Anträge gestellt worden, z. B. von Caß, die diplomatische Verbindung mit Oesterreich bis zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit Ungarns abzubrechen, und Aeußerungen gethan, wovon der österreichische Bevollmächtigte v. Hülsemann Veranlassung nahm, einen Notenwechsel hervorzurufen, und mit dem Ultimatum zu schließen, daß Oesterreich seinen Gesandten von Washington abrufen müsse, wenn die Regierung der Vereinigten Staaten Kossuth und seine Genossen in ihrem Gebiete aufnehmen und durch ihre Sympathiebezeugungen das Feuer der Revolution noch ferner schüren sollte. So energisch dies klang, so ließ von Hülsemann „die ärgerliche Sache" doch fallen, nachdem Webster, Minister des Aeußern geantwortet hatte, daß Nordamerika stets als ein solches Land bekannt gewesen wäre, in welchem die politischen Flüchtlinge eine sichere Zufluchtsstätte gefunden hätten, und daß, wenn unter Verhältnissen, die mit dem Geiste der Verfassung der Vereinigten Staaten in genauer Verbindung ständen, der Gesandte Oesterreichs seinen Paß verlangen sollte, dieser ihm unter keinen Verhältnissen vorenthalten werden würde. Der Groll der österreichischen Diplomatie galt besonders einem frühern, jetzt zur Ausführung gelangten Beschlusse des Kabinets von Washington, nach Konstantinopel, wo bisher noch kein nordamerikanischer Diplomat höhern Ranges beglaubigt gewesen war, in der Person des Herrn Marsh einen Gesandten zu schicken. Die Pforte ernannte nun ebenfalls einen Gesandten, Arnim Bei, der im September 1850 in Nordamerika ankam, wo er von dem Präsidenten mit einem Glückwunsche empfangen wurde, daß der Sultan sich die Achtung des amerikanischen Volks errungen habe durch sein Benehmen gegen die unglücklichen Ungarn, deren Lage einen Anspruch auf die Sympathie aller gebildeten Völker habe. Die bereits in Amerika anwesenden Ungarn hatten inzwischen das Geschenk der Regierung benutzt und sich in zwei Abtheilungen zur Ansiedlung angeschickt. Die eine ging unter Ujhazy nach Jowa und legte dort an dem Flusse Thomson eine Kolonie an, welche sie Uj Buda (Neu-Ofen) nannte. Der Boden ist reich, die Gegend gesund, und die Kolonie soll sich eines vielversprechenden Aufschwungs erfreuen. Eine zweite Abtheilung wandte sich unter Oberst Pragay (später in Kuba gefallen) nach Texas, um dort eine Kolonie Kossuth zu gründen.

Im Laufe des Jahres 1850 und im Frühjahr 1851 kamen noch viele in der Türkei internirt gewesene Flüchtlinge, die sich in die Provinzen zerstreut hatten, oder nach Griechenland gegangen waren, in England an. Die türkische Regierung ließ die meisten auf ihre Kosten nach Liverpool schaffen, wo jedem auf Verwendung von Lord Dudley Stuart acht Pfund zur Auswanderung nach Amerika ausgezahlt wurden. In der Türkei blieben, wenige Ausnahmen abgerechnet, nur noch die beiden Gruppen, der christlichen Flüchtlinge in Kiutahia und der Renegaten in Aleppo und Konieh. Die letztern erreichten ihr Asyl im März 1850. Der Statthalter, Kermin Pascha behandelte sie anfangs schlecht, bis vom Seriasker die strengsten Befehle kamen, denen er sich unterwerfen mußte. Im Herbst (16., 17., 18. Oktober) 1850 brach ein furchtbarer Aufstand der Türken von Aleppo gegen die Christen aus, wobei sich die Renegaten, Kmety, Stein,

Woroninczky große Verdienste in der Rettung ihrer ehemaligen Glaubensgenossen erwarben. Guyon, jetzt Koschid Pascha und der einzige, der als Christ eine hohe Befehlshaberstelle bekleiden durfte, und Bem, halfen der Regierung Aleppo unterwerfen. Bem hatte seit seinem Uebertritt zum Islam sein ganzes Streben dahin gerichtet, seinem neuen Vaterlande und dem Sultan durch sein Wissen und seine Erfahrungen nützlich zu werden. Er bezweckte die Anlage einer großartigen Gewehrfabrik, den Grund zu einer Salpeterfabrik hatte er bereits gelegt und Proben seiner Erzeugnisse nach Konstantinopel geschickt, worauf er den Befehl erhielt, die Arbeiten im größten Maßstabe fortzuführen. Das alles unterbrach sein Tod, die Unterwerfung der Fanatiker von Aleppo sollte seine letzte Waffenthat sein. Seine Krankheit war weder lang noch schmerzlich, auch gefährlich würde sie nicht gewesen sein, wenn er die ersten Fieberanfälle beachtet und namentlich hätte vermocht werden können, seine Wohnung zu verlassen, die tief zwischen Gärten am Ufer eines Flusses lag. Polen umstanden sein Sterbebette, am 10. Dezbr. 1850 schloß der greise Held die Augen für immer. Mollah's haben über seinem Grabe gebetet, das schändet sein Andenken nicht; seine Religion war die Vaterlandsliebe, und der ist er bis zum letzten Athemzuge treu geblieben. Die Denkwürdigkeiten, die er seinen Freunden in der Verbannung versprach, hat er nicht geschrieben. Sein Vermächtniß enthalten zwei Briefe an Kossuth und Wisocki, der eine beschäftigt sich mit der Zukunft Ungarns, der andere ist der Abschied des Patrioten von Polen, sein letzter Seufzer, nicht auf heimathlicher Erde zu sterben.

Die nach Kiutahia bestimmten Flüchtlinge gingen über Varna und Brussa. Ein Befreiungsversuch, den Guyon und Boek während der Reise machten, mißlang durch ein Zusammentreffen ungünstiger Umstände und hatte die Folge, daß die Türken die Aufsicht verschärften. Schlechtes Wetter verzögerte die Abreise von Brussa längere Zeit, Dembinski blieb in dieser Wiege der türkischen Macht, um den Erfolg der Schritte abzuwarten, die er in Frankreich gethan hatte, um als französischer Bürger anerkannt und reklamirt zu werden. Die darüber angestellte Untersuchung entschied zu seinen Gunsten, er wurde im März 1851 entlassen und kam zu Anfang Aprils in Paris an. Um dieselbe Zeit erreichten die andern Flüchtlinge Kiutahia, eine der bedeutendsten Städte Kleinasiens und Hauptstadt der Statthalterschaft von Anatolien. Sie ist der Sitz eines Beglerbegs und zählt 50,000 Einwohner in 10,000 Häusern mit mehreren Bädern, Karavansereien und Moscheen. Die Bevölkerung besteht außer 5000 Armeniern und 1000 Griechen blos aus Türken. Die Verbannten wurden hier wie überall mit der herzlichsten Freundschaft und Zuvorkommenheit aufgenommen und in reinliche, nach der Landessitte wohl eingerichtete Wohnungen einquartirt. Kossuth erhielt 16,000, jeder der andern Anführer 2000—4000 Piaster monatlich, von dieser Summe mußten sie aber diejenigen unterhalten, welche ihnen freiwillig nach Kiutahia gefolgt waren. Die türkischen Behörden erleichterten den Aufenthalt in jeder Weise, ihre Gefälligkeit ging sogar so weit, daß sie den österreichischen Agenten Jasmagyi auswiesen, der zu keinem andern Zwecke nach Kiutahia gekommen war, als um die unbedeutenderen Flüchtlinge zu überreden, die dargebotene Amnestie anzunehmen. Die gewöhnliche Beschäftigung der Internirten bestand im Lesen und Schreiben der türkischen und englischen Sprache, in welch letzterer namentlich Kossuth, die Studien seiner frühern Gefangenschaft fortsetzend, es so weit brachte, daß er sich mit größter Geläufigkeit ausdrücken konnte. Die Abende wurden in gesellschaftlichen Zusammenkünften verbracht, bei Whist, Kaffee und Pfeife. Zeitungen erhielten sie selten, denn die Posten gehen in Kleinasien sehr unregelmäßig, englische Freunde schickten ihnen von Zeit zu Zeit deutsche, englische und französische Bücher. Allen war gestattet, in Begleitung eines türkischen Offiziers Ausflüge innerhalb eines gewissen Umkreises um die Stadt zu machen, von welcher Erlaubniß namentlich Kossuth häufig Gebrauch machte. Diese Ausflüge scheinen zu dem Gerücht Anlaß gegeben zu haben, als ob er einen

Fluchtversuch gemacht habe, wobei ihm der bekannte Russenfeind Urquhart mit mehreren Engländern und Italienern behülflich gewesen sei.*) Im Juli 1850 trafen bei Kossuth seine Kinder Franz, Ludwig und Julia ein, welche die österreichische Regierung frei gegeben hatte, begleitet von Kossuths Schwester, und der ehemalige Statthalter Ungarns war nun wieder mit seiner ganzen Familie vereinigt.

In den diplomatischen Bezügen, deren unfreiwilligen Mittelpunkt die Flüchtlinge bildeten, war zur Zeit der Internirung nach Kiutahia eine gewisse Verständigung eingetreten. Wenige Tage nach einer Depesche des Fürsten Schwarzenberg vom 19. März 1850, des Inhalts: da die Pforte sich weigere, für die Internirung einen Termin über Jahresfrist festzusetzen, sehe der kaiserliche Hof sich gezwungen, die über die Festsetzung eines Termins stattgefundenen Unterredungen als nicht geschehen anzusehen und einfach seine Stellung auf dem Boden der bestehenden Verträge zu nehmen, mit dem Vorbehalt, nöthigenfalls auf diese Verträge in deren strengem Wortsinn zu rekurriren, gab eine Note der hohen Pforte vom 23. Gemasil Evvel 1266 (6. April 1850) die Erklärung: „daß die Pforte nach Wiederherstellung der Ordnung in Ungarn sich freundschaftlich mit dem kaiserlichen Hofe verständigen wolle, bevor sie die fraglichen Personen in Freiheit setze, und daß sie dem kaiserlichen Hofe in dieser Sache ihre Absichten kundgeben und seine Zustimmung zu erlangen suchen werde.“ Der Sinn dieser Worte wurde von der kaiserlichen Internuntiatur so ausgelegt, daß die Freilassung der Ungarn nicht anders erfolgen solle, als mit Bewilligung der österreichischen Regierung. Im Mai 1851 wurden abermals Flüchtlinge entlassen, 49 Offiziere und 40 Soldaten, die Mehrzahl den in Kiutahia Internirten angehörend, ferner eine Anzahl solcher, die in Konstantinopel sich niedergelassen hatten. Von Führern befand sich Messaros darunter. Die österreichischen Agenten wirkten bei dieser Maßregel mit, die Freilassung selbst hatte mehr den Charakter einer Ausweisung, etwa 40 der Auswandernden weigerten sich und verschanzten sich am Ausschiffungsorte Gemlek im Arsenal, von wo sie sich nur mit großer Mühe entfernen ließen. Als ihr Widerstand besiegt war, bestiegen sie mit ihren willigeren Gefährten das englische Schiff „Sultan“ — ein ebenfalls zur Verfügung gestelltes französisches Schiff wollte Niemand benutzen — und betraten nach glücklicher Fahrt in Southampton den englischen Boden. Dort wurden sie von der Regierung angemessen verpflegt und mit Mitteln zur Ueberfahrt nach Amerika versehen. Die nun noch in Kiutahia Zurückbleibenden, Kossuth, Kasimir Batthyanyi, die Brüder Perczel, Wisocky und Asboth (Obristlieutenant und Adjutant Kossuths) betrachtete die österreichische Regierung als solche, deren Internirung im Interesse Ungarns und der Monarchie fortzudauern habe. Der österreichische Geschäftsträger Eduard Klezl forderte in dieser Beziehung eine formelle Verpflichtung, zu demselben Zwecke kam Graf Rechberg nach Konstantinopel. Statt dessen machte der

---

*) Die Wiener Zeitungen, „Ostdeutsche Post“ und andere haben den angeblichen Fluchtversuch mit allen, zum Theil sonderbaren Details erzählt. Ein geschickter Künstler habe zwei Kossuthsmasken nach Kiutahia mitgenommen; zwei andere, mit Kossuth völlig gleichförmig ausstaffirte Personen, hätten diese Masken anlegen sollen, um gleichzeitig mit ihm auf den zwei gebräuchlichsten Wegen nach der Küste aufzubrechen und so jede wahrscheinliche Verfolgung irre zu leiten, während er selbst auf unwegsamen Pfaden einen Küstenpunkt erreiche, wo Urquharts Jacht ihn erwarte, um ihn sofort auf einen nahe kreuzenden, eigends für diese Unternehmung gemietheten Schraubendampfer zu bringen. Jazmagvi, schließen diese Berichte, habe in Konstantinopel den Fluchtversuch entdeckt und vereitelt. Die entgegen gesetzte Partei hat nicht minder eine romanhafte Erzählung über Kossuth. Hier handelt es sich um einen Vergiftungsversuch, der Kossuth solche Besorgnisse eingeflößt habe, daß für Wochen nur gekochte Eier auf seinen Tisch gekommen seien. Dieses Gerücht soll dadurch entstanden sein, daß ein Krämer in Kiutahia auf seiner Wagschale erst Arsenik, dann andere Waaren gewogen habe, wodurch zwei Türken um das Leben gekommen seien.

türkische Minister des Aeußern, Ali Pascha die Anzeige, daß Kossuth nebst den andern Flüchtlingen am 1. September 1851 werde entlassen werden. Dies konnte nicht geschehen, ohne daß in dieser Angelegenheit, welche die Gesandten bereits so oft in Athem gesetzt hatte, noch einmal ein Austausch diplomatischer Ansichten und Beweisgründe stattgefunden hätte. Nicht mehr als zwei der gewechselten Noten haben eine solche Wichtigkeit, daß wir den Inhalt berücksichtigen müssen, die Note des österreichischen Geschäftsführers Klezl d. d. 29. Juli 1851 und das Antwortschreiben des osmanischen Ministers des Aeußern vom 16. Aug. desselben Jahres. Das österreichische Dokument beruft sich auf die türkische Note vom 28. Gemasil Evvel 1266, ferner auf die Zusicherung Reschid Paschas, daß es nicht in der Absicht der hohen Pforte liege, die Internirten in Kiutahia ohne Zustimmung des kaiserlichen Kabinets in Freiheit zu setzen. Der kaiserliche Hof halte sich allein berechtigt, über den innern Zustand seiner Provinzen zu urtheilen, und er erkläre, daß die Ordnung in Ungarn noch nicht in dem Grade befestigt sei, um Kossuth ohne Gefahr für die Ruhe des Königreichs in Freiheit setzen zu können. Inzwischen wolle die hohe Pforte unter allerlei Vorwänden, und gestützt auf eine von dem kaiserlichen Kabinet verworfene Entscheidung, den feierlichen Verpflichtungen, die sie eingegangen, keine Rechnung mehr tragen, noch den so gerechten und begründeten Einwänden, welche man ihr entgegen halte. Dann folgt ein „förmlicher Protest" und die starke Erklärung, „daß die Abreise irgend eines Internirten von Kiutahia ohne die vorläufige Zustimmung der kaiserlich österreichischen Regierung von dieser angesehen würde als ein Bruch des über die Internirung beschlossenen Uebereinkommens, als ein Ereigniß, welches die schwerste Verletzung des zwischen beiden Ländern bestehenden Einvernehmens nach sich ziehen würde." „Die hohe Pforte, wird es sich nicht verhehlen können," ist endlich gesagt, „daß sie durch ein solches Verkennen ihrer Verpflichtungen wie aller Grundsätze einer weisen und vorschauenden Politik, durch einen solchen thatsächlichen Widerspruch gegen ihre Versicherungen, durch ein so völliges Vergessen aller der Proben aufrichtiger Freundschaft, die ihr von dem kaiserlichen Hof zu Theil würden, und zahlreiche Blätter in den Jahrbüchern ihrer Geschichte füllen, diesem Hofe peinliche Nöthigungen auferlegen würde, welche aus den Zweifeln an der Lauterkeit ihrer Absichten entsprängen, während schließlich ein solches Verfahren den kaiserlichen Hof vollständig ermächtigen würde, bei dem obschwebenden Fall lediglich seine eigenen Interessen in den Beziehungen zu dem türkischen Reich in Betracht zu ziehen." Die Antwort der Pforte hebt hervor, daß sie die Verträge beobachtet und die sorgfältigsten Maßnahmen getroffen habe, daß durch die Flüchtlinge keine Ruhestörung in den kaiserlichen Staaten möglich gewesen sei. Weiter sei ihre Verpflichtung nicht gegangen, und durch die Note vom 23. Gemasil Evvel habe sie nichts weiter als das Versprechen gegeben, die österreichische Regierung, bevor sie die Entlassung der Flüchtlinge verfüge, zuvor von diesem Entschlusse in Kenntniß zu setzen. Sie fährt fort: „Nun ist die Ruhe in Ungarn längst hergestellt, und wenn auch einige Köpfe sich noch mit Umsturzplänen tragen, so sind sie nach den eigenen bezüglichen Mittheilungen der Internunciatur doch nicht im Stande einen Aufstand zu erregen. Uebrigens würde man vergeblich warten, bis in Ungarn gar keine Leute Umsturzpläne hegten, da es solche überall, zu jeder Zeit und in gewisser Zahl giebt." Schon längst habe die Pforte sich überzeugt, daß sie die Flüchtlinge ohne Gefahr für Oesterreich entlassen könne, und doch aus freundnachbarlichen Rücksichten noch eine kleine Verzögerung eintreten lassen. Eine so peinliche Lage, woraus der Pforte nichts als Verlegenheiten und bedenkliche Mißhelligkeiten entspringen, könne nicht ins endlose ausgedehnt werden, man wolle jetzt endlich aus den fortwährenden Widerwärtigkeiten herausgelangen, dieser Entschluß sei gefaßt, und die österreichische Regierung werde gewiß zu der Ueberzeugung gelangen, daß der Sultan davon nicht mehr abgehen könne.

Die Pforte, keine in glänzenden Finanzumständen befindliche Macht, hatte

für die Flüchtlinge im ganzen 60 Millionen Piaster ausgegeben, sie hatte außerdem zwei Jahre lang ein unaufhörliches diplomatisches Hin- und Herzerren mit sich vornehmen lassen, ehe sie den Befehl zur Entlassung Kossuths nach Kiutahia abgehen ließ. Die österreichische Regierung hatte als Folge dieses Entschlusses höchstens den moralischen Eindruck zu fürchten, den die Nachricht von der Befreiung des gefeierten Diktators in Ungarn machen konnte. Diesem Eindrucke im voraus zu begegnen, ließ sie das Kontumazialverfahren ihrer Kriegsgerichte gegen die Flüchtlinge wieder aufnehmen und bis zum Urtheil fortführen. Am 22. September 1851 wurde hinter dem Neugebäude von Pesth die Sentenz verkündet gegen 36 Flüchtlinge, deren größerer Theil die Türkei vor Kossuth verlassen hatte, gegen Almasy, Andrasy, Johann Balogh, Kasimir Batthyanyi, Eugen Beöthy, Cseh, Stephan Gorove, Guyon, Hajnik, Hazman, Horvath, Iranyi, Josika, Kmety, Korins, Ludwig Kossuth, Ludwig, Madaraß, Majtheni, Merei, Messaros, Szabo, Moritz und Nikolaus Perczel, Puky, Rakoczy, Sarosy, Somogyi, Splenyi, Stein, Szemere, Sonntagh, Stansics, Teleki, Vetter und Vukovich. Wir heben das Urtheil gegen Kossuth heraus, dasselbe lautet: „Ludwig Kossuth, aus Monok, Zempliner Komitats in Ungarn gebürtig, 47 Jahre alt, evangelisch, verheirathet, Vater von drei Kindern, Advokat und Zeitungsredakteur, im Jahr 1848 ungarischer Finanzminister und Deputirter der Stadt Pesth am ungarischen Landtage, hat vom Beginn der ungarischen Revolution bis zu deren Beendigung durch Waffengewalt in Förderung und Leitung die hervorragendste Rolle gespielt, ins besondere an derselben sich dadurch betheiligt, daß er den Reichstag zur Nichtanerkennung des allerhöchsten Manifestes vom 3. Oktober 1848, womit derselbe aufgelöst wurde, und zum Beisammenbleiben verleitete; das Präsidium der unter den Namen Landesvertheidigungs - Ausschuß errichteten provisorischen Regierung übernahm; durch Emittirung von Geldnoten sich die Mittel verschaffte, den bewaffneten Widerstand gegen die rechtmäßige Regierungsgewalt zu unterhalten, welchen er durch Recrutirung, Mobilisirung der Nationalgarden und Aufbietung des Landsturmes in gefährlichster Weise entwickelte, daß er selbst mit der Armee den Einfall in das Erzherzogthum Oesterreich mitmachte; die Thronfolge seiner Majestät Kaiser Franz Joseph I für Usurpation erklärte, bei dem Anrücken der k. k. Truppen unter Feldmarschall Fürsten Windisch-Grätz den Sitz der Regierung und des Landtags nach Debreczin verlegte, durch Aufrufe und Proklamationen, durch Belohnungen und Standgerichte das Volk und die Armee zur Ausdauer im begonnenen Revolutionswerke antrieb, und durch Agenten die Sympathien des Auslandes für dasselbe zu gewinnen trachtete; daß er endlich in den geheimen Konferenzen vom 13. April und in der öffentlichen Sitzung vom 14. April 1849 die gänzliche Losreißung Ungarns vom Gesammtstaate, die Entthronung und Verbannung der allerhöchsten Dynastie beantragte und durchsetzte, als proklamirter Gouverneur Ungarns sich ein Ministerium wählte, mit demselben am 14. Mai den Eid auf die Unabhängigkeitsakte ablegte, am 18. Mai und 27. Juni 1849 zum Kreuzzuge gegen die alliirte österreichisch-russische Kriegsmacht aufforderte und mit diktatorischer Gewalt Ungarn beherrschte, bis die Kriegsereignisse ihn am 11. August 1849 in Arad zum Abtreten von der Regierung und bald darauf zur Flucht in die Türkei genöthigt haben." Alle 36 wurden verurtheilt zur Konfiskation ihres Vermögens und zur Todesstrafe, welche letztere Strafe dadurch Vollzug erhielt, daß man die Namen auf schwarze Tafeln schrieb und durch Henkershand an den Galgen schlagen ließ.

Die Dampffregatte Mississippi der Vereinigten Staaten war im Jahre 1850 bestimmt gewesen, Kossuth aufzunehmen, und diente jetzt wieder demselben Zwecke, zu dem ein besonderer Beschluß des Senats in Washington die Ermächtigung ertheilt hatte. Der berühmte Mann kam am 1. September mit 48 Begleitern, deren sich in der Hauptstadt noch mehrere anschlossen, nach Konstantinopel und fand dort den glänzendsten Empfang. Nicht blos die Türken gaben ihm Beweise

ihrer Hochachtung, auch die Bevölkerungstheile, welche die russische Politik als ihrer Propaganda anheim gefallen zu betrachten pflegt, Griechen und Armenier wetteiferten in lärmenden Beifallsbezeugungen. Die Fregatte war auf das prächtigste eingerichtet, Blumengewinde schmückten das Deck, die Kanonen donnerten den für Souveräne und deren Vertreter üblichen Willkommsgruß, als die Boote mit Kossuth und seinem Gefolge anfuhren. Türkische Bevollmächtigte begleiteten ihn, eine ungarische Fahne, die er bei sich führte, durfte nicht entfaltet werden. Am 7. September betrat er das Verdeck des Mississippi, am 16. war dieser in Syra, am 23. in La Spezia, wo das Schiff sich verproviantiren sollte. Dieser unerwartete Besuch lockte die benachbarte Bevölkerung herbei, Deputationen kamen mit Adressen, Boote umschwammen fortwährend das Schiff, vom Ufer aus grüßten Raketen, Lichterglanz, Freudenschüsse aus kleinem und großem Geschütz, die ungarischen und piemontischen Fahnen flatterten lustig in der Luft. Kossuth betrat das Land nicht, am 25. lichtete der Mississippi wieder seine Anker, nachdem das Kriegsschiff Governolo an seinen Gast das Ersuchen gestellt hatte, die sardinische Regierung nicht in Verlegenheiten zu stürzen. Am 23. berührte der Mississippi den Hafen von Marseille, Kossuth wollte hier an das Land steigen und sich den Weg nach England durch eine Landreise bis Calais verkürzen. Die französische Regierung versagte ihre Bewilligung, ohne Zweifel aus dem doppelten Motiv, das Verhältniß mit den östlichen Großmächten nicht zu stören und der französischen Demokratie nicht eine Gelegenheit zu geben, sich um einen großen Namen schaaren und so für die Wahlen von 1852 in der öffentlichen Meinung gewinnen zu können. Am 1. Oktober mußte der Mississippi den Hafen von Marseille verlassen, am Tage zuvor hatte Kossuth durch eine Zuschrift den Bewohnern von Marseille für ihre Sympathie gedankt, in Worten, die unter seinem bekannten Rednertalent stehen und von den Gegnern begierig ausgebeutet wurden, weil einige in französischem Geschmack gehaltene Phrasen sich so deuten ließen, als bekenne sich ihr Urheber zu dem Dogma der Brüderlichkeit aller Völker, um der demokratischen Republik zum endlichen Siege zu verhelfen. Gibraltar und Lissabon waren die letzten Halte des Mississippi.

Wochen und Monate vorher hatte man in England Vorbereitungen getroffen, den Mann würdig zu empfangen, den eine Adresse des Gemeinraths von London den ersten Bürger der Welt nannte. Kossuth hatte in Gibraltar den Mississippi verlassen, der mit den andern Flüchtlingen nach Newyork weiter fuhr und sich mit wenigen Begleitern auf das Dampfschiff „Madrid" begaben, das am 15. Oktober Anker lichtete. Die Spannung der Erwartung war endlich in die Besorgniß umgeschlagen, daß dem Schiffe ein Unglück begegnet sein könne, doch am 23. Oktober wurde die Ankunft des Madrid signalisirt. Der Mayor in seiner goldenen Amtskette fuhr sogleich dem Schiffe entgegen, das rasch dem Ufer näher kam. Am Ufer drängte sich die männliche Bevölkerung, gewischt mit einem guten Theile der weiblichen Einwohnerschaft, das Gewühl, als das Schiff am Ufer anlegte, wurde so ungeheuer (tremendous), daß die Leute einander fast in das Wasser stießen. Kossuth war auf dem Verdeck allen sichtbar.*) Wiederholte Lebehochrufe erhoben sich, und das englische Hurrah mischte sich mit dem ungarischen „Eljen

*) Die Berichterstatter der englischen Zeitungen sind bekannt als die sorgsamsten Bildnißzeichner unter den Schriftstellern, und wir werden daher entschuldigt sein, wenn wir, zugleich als Ergänzung unserer Lebensbeschreibung von Kossuth (s. d.), das Bild mittheilen, das die „Times", eine Feindin Kossuths, ihren Lesern giebt. Kossuth ist ungefähr 5 Fuß 8 Zoll groß, von hagerm und wie es scheint nicht kräftig gebautem Körper, doch ziemlich breitschulterig. Sein Kopf ist oval; ein Paar blaugraue Augen, deren Blick mich halbwegs an O'Connel erinnerte, unter vollen und geschwungenen Braunen, giebt seinem Gesicht einen belebten und verständigen Ausdruck. Seine Stirn, hoch und breit, ist von tiefen Furchen durchzogen, und die Zeit hat eben angefangen, sein straffes dunkles Haar grau zu färben, während der Scheitel eine Glatze zeigt. Die Nase, wiewohl nicht von dem ächt ungarischen Schnitt, ist wohlgebildet — die Personalbeschreibung eines französischen Reisepasses würde sie als „moyen" aufführen;

Kossuth!" Schnupftücher, weiße, rothe und von allen Farben, wurden geschwenkt, und es schien als wollte die Schaar seiner Landsleute ihn auf den Armen davontragen. Nach einigem Verzug legte sich das Schiff an den Kai, die Familie Kossuth sagte dem Schiffsmaster Herrn Weekes Lebewohl, und wurde beim Aussteigen von ihren Freunden stürmisch bewillkommt. Dann stieg sie in den mit den ungarischen Farben geschmückten Wagen des Mayors, und fuhr, unter Vorantritt einer Musikbande und unter Vortragen einer englischen und einer amerikanischen Fahne, in die Stadt. Der Zug bewegte sich längs dem Strande, durch die High-Street nach dem Hause des Mayors. Die Fenster waren dicht mit Menschen besetzt, von denen viele Vivat riefen oder Tücher schwenkten; Glockenspiele erklangen von allen Kirchthürmen, und indem Kossuth entblößten Hauptes sich verneigend im Wagen stand, ergriffen seine Landsleute wiederholt seine Hände und drückten sie, welches Beispiel viele Engländer nachahmten. Später erschien Kossuth auf dem Balcon des bürgermeisterlichen Hause und wurde mit Wärme empfangen. Die Ovationen setzten sich in den nächsten Tagen mit Steigerungen fort. Der „große Magyar" wurde die Mode des Tags, die Begeisterung des Tags ergriff Alt und Jung und beide Geschlechter. Die Geläufigkeit, womit er in englischer Sprache sich ausdrückte, gestattete ihm sein eminentes Redetalent im vollstem Glanze zu zeigen; die englischen Berichte vergleichen ihn mit O'Connell. Dabei war er taktvoll genug, seinen Gegnern, unter denen die Times den ersten Rang einnimmt, den Anklagestoff, den seine Adresse an die Marseiller geliefert hatte, zu entziehen. Die Huldigungen der Charlisten lehnte er ab, die Theilnahme an einem großen Arbeiterfestmahle verweigerte er. Die Altstadt London, deren Bankiers und Kaufleute bei dieser Gelegenheit einen unerhörten Enthusiasmus an den Tag legten, hatte ihm den glänzendsten Empfang bereitet. Am 30. Oktober fand die feierliche Ueberreichung der City-Adresse statt. Kossuth brach um 11 Uhr Vormittags von seiner Wohnung auf Eaton Place nach Guildhall auf; er befand sich in einem offenen Wagen und legte den langen Weg stehend zurück, mit entblößtem Haupte, nach allen Seiten grüßend, so daß er zuletzt ganz erschöpft war. Der Zudrang war ein ungeheurer, erst gegen 2 Uhr gelangte Kossuth nach der Guildhall, so groß war das Gedränge. Im Rathszimmer erwartete der Lordmayor mit den städtischen Würdeträgern den Gefeierten. Betäubendes Hurrahgeschrei von draußen verkündigte endlich Kossuths Anfahrt, und der Gemeinderath, der Bürgermeister an der Spitze, begrüßte ihn mit lauter Akklamation. Dann erfolgte die Ueberreichung der Adresse und der übliche Austausch von Reden.

Die Begeisterung für Kossuth äußert sich seit seiner Befreiung in allen Ländern, wo es noch eine freie Presse giebt. Es ist dies eine der Kundgebungen der öffentlichen Meinung, die man von oben her zu ignoriren pflegt, eines der Symptome, deren Nichtbeachtung früher oder später sich rächt. Der „Kossuthschwindel" ist mehr als ein gedankenloser Lärm, womit man sich für die Langeweile einer politisch leeren Zeit zu entschädigen sucht, es ist ein Protest gegen ein System, das fast auf dem ganzen Kontinent herrscht und seinen Triumphen noch kein Ziel stecken zu wollen scheint. Die englische Politik kennt diese allgemeine

---

ein dicker Schnauz- und Kinnbart bedeckt den Mund, der nur sichtbar wird, wenn er spricht oder lächelt. Die gewöhnlichen Porträte des Manns sind sehr unähnlich. Er sieht etwas müd und abgespannt aus, wozu die Strapazen der Seereise beigetragen haben mögen. Die ganze Erscheinung giebt das Bild mehr eines Mannes der Gedanken als der Thatkraft, in seinem Auge liegt ein Ausdruck der Spekulation, vermischt mit Schwermuth, die mehr auf einen Träumer oder theoretischen Schwärmer schließen läßt, als auf einen großen Parteiführer oder Soldaten. Seine Kleidung war sehr einfach: ein dunkelgrüner knapper Ueberrock mit etwas Seidenstickerei, und ein gewöhnlicher niedriger Filzhut. Frau Kossuth, die von zarter Gesundheit zu sein schien, stand bei ihren Kindern, Franz, Ludwig und Wilhelmine, von denen das älteste ungefähr 11, das jüngste 7 Jahr alt, und war ebenfalls sehr einfach gekleidet.

Stimmung, sie will in der öffentlichen Meinung für mögliche Fälle einen Verbündeten gewinnen, die ministeriellen Journale drohen bereits mit einer solchen Allianz. Der Globe, das Organ Palmerstons, warnt die Kontinentalmächte, nicht eine Macht wie England zu erbittern, die eine so furchtbare Waffe in den Händen habe, und sagt Oesterreich und den italienischen Mächten wörtlich: „Eine einzige Depesche Lord Palmerston's würde in Italien einen Brand entzünden, den zu ersticken alle ihre Kriegsheere schwer finden dürften." In ganz ähnlicher Weise hat Canning, als die europäische Revolution, damals der heilige Bund genannt, ihre höchste Macht erreicht hatte, am 11. Dezbr. 1829 im Parlament gesagt, daß England in dem Mißvergnügen des Kontinents eine Macht zur Verfügung habe, die unter seiner Führung vielleicht furchtbarer werden könne, als irgend eine andere, die je in der Weltgeschichte hervorgetreten sei. Eine wichtige Thatsache steht mit der jetzigen Stellung Englands in Verbindung, Nordamerika ist seines neutralen Verhaltens in den europäischen Angelegenheiten müde. Der Konsul der Vereinigten Staaten in Southampton Croskey hat eines der Kossuthmeetings benutzt, um die Erklärung abzugeben, „die Zeit, wo Nordamerika an dem Grundsatz der Nichteinmischung festgehalten, gehe zu Ende."

Dr. August Schilling. Unter den jetzigen Be- und Anwohnern des Wiener Parnasses ist S. eines der regsamsten und beweglichsten Talente, das nach welcher Seite es sich hinwenden und welchen Ton es anschlagen mag, immer richtig zielt und trifft. Die Kaiserstadt zählt diesen fantasiereichen Belletristen, welcher vorzugsweise eine dem Orte u. den Verhältnissen entsprechende heitere Eleganz festzuhalten versteht, mit Recht zu ihren Lieblingen, und diese Aufmunterung hat ihn erklärlicher Weise zu einer respektablen Fruchtbarkeit befeuert. Schilling ist 1815 zu Wien geboren und der Sohn eines dortigen verdienstvollen und bekannten Advokaten. Seine Neigung zur Schriftstellerei entwickelte sich frühzeitig, und vielfältige literarische Versuche verschafften seiner Feder bald jene schöngeistige Gewandheit, welche sich angenehm erheiternd lesen läßt, ohne Ansprüche auf Classicität zu machen.

Von Schilling sind bis jetzt erschienen: „Sinngedichte und poetische Kleinigkeiten" (Wien 1833); „Faunenkränze" (ebend. 1835); „Satirische Anklänge" (2. Aufl., ebend. 1842), „Reifperlen", Novellen (2. Aufl. ebend. 1840); „Lieder und Balladen" (ebend. 1841); „Satirisch-komische Wiener Skizzen" (Wien und Leipzig 1841); „Dramatische Contouren" (Prag und Teplitz 1842); „Spaziergänge eines Wiener Humoristen" (Wien 1842); „Neue Liederflur" (Wien und Leipzig 1843); „Humoristische Wiener Lichtbilder" (Wien 1845; „Guckkästner Grebecke" (Pesth 1846); „Vogelperspectiven eines Wanderlustigen" (Wien 1847); „Großmütterchens neuestes Mährchenbuch" (unter dem Autornamen: Musäus der Jüngere; Wien und Leipzig 1848); „Feldsträußchen", Lieder aus dem Kriegs- und Soldatenleben (3. Aufl., Wien 1851.) Mit den zuletzt genannten, sehr gelungenen Liedern, hat der Autor, weil sie für die Zeit ihres ersten Erscheinens paßten, einen besonders glücklichen Wurf gethan; es erschienen davon in kurzer Zeit drei Auflagen. — Von Schillings dramatischen, meist einaktigen und versificirten Versuchen wurde „die Eisenbahn" 1841 im Wiener Hofburgtheater, ferner „die Nebenbuhlerin", „die junge Müllerin" und mehre andere Kleinigkeiten in fließenden Alexandrinern, auf verschiedenen Bühnen mit Beifall zur Darstellung gebracht. Ein Werk ernsterer Gattung ist seine verdienstvolle „Geschichte des souveränen Johanniterordens" (2. Aufl., Wien 1846). Ihr und seinem anerkennenswerthen Wirken als k. k. Hofbeamter verdankt S. mehrere Ritterorden.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. C. Gato in Meißen.

Henry John Palmerston, Viscount, englischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ist ein Sproß der alten Familie Temple und ein Nachkomme des berühmten Staatsmannes Sir William Temple, der zur Zeit Karls II. eine so hervorragende und ehrenvolle Rolle spielte. Die Familie ist in Irland begütert und Palmerston gehört zu den 52 irischen Viscounts, die allerdings zum Hochadel der drei vereinigten Königreiche gezählt werden, allein nach altem Herkommen in der feudalen Rangliste einen niedrigeren Platz einnehmen, als ihre Genossen in England und Schottland. Am 20. Oktober 1784 geboren, studirte Palmerston in Cambridge und betrat 1805 als Mitglied des Unterhauses die öffentliche Laufbahn. Er sprach und stimmte für das Ministerium, Einfluß und Beredsamkeit machten den jungen Mann so bedeutend, daß er 1809 zum Staatssekretär im Kriegsministerium ernannt wurde, in welchem Amte er neunzehn Jahre blieb. Unter den schwierigsten Umständen legte er in der Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten eine Gewandheit und eine Kenntniß der politischen Verhältnisse auf dem Festlande an den Tag, die selbst seinen Gegnern Anerkennung abnöthigten, und dieser außerordentlichen Befähigung ist auch sein langes Verbleiben im Amt zuzuschreiben. Die verschiedenen Ministerpräsidenten, unter denen er von 1809 bis 1828 arbeitete, Perceval, Castlereagh, Liverpool, Canning, Goderich, waren Repräsentanten von Grundsätzen, die vom starren Torythum bis zum gemäßigten Liberalismus reichten, und Palmerston blieb trotz dieser großen politischen Unterschiede doch stets Staatssekretär. Brougham hat davon Veranlassung genommen, ihn in einer frühern Periode als das erbliche Mitglied aller Ministerien zu bezeichnen, die es gegeben habe, gebe und geben werde. Aber dieser und alle andern Gegner haben anerkennen müssen, daß Palmerston ein redlicher und aufrichtiger Staatsmann sei. Der Vorwurf des Meinungswechsels hat überhaupt in England nicht viel zu bedeuten, der Fanatismus der Theorie erfreut sich in dem praktischen Lande der Erbweisheit keines sonderlichen Gedeihens. So streng man im allgemeinen an Parteipolitik und Parteitaktik festhält, so machen doch die leitenden Staatsmänner bei herannahenden Krisen sich zur Pflicht, dem Stoß der öffentlichen Meinung durch Konzessionen auszuweichen, die nach den Umständen so weit gehen können, daß sie einem völligen Systemwechsel gleichen. Castlereagh ist unter allen englischen Premiers der neuesten Zeit der einzige, der eine unfehlbare Theorie im Kopfe hatte, und dieser einzige hat sich dadurch in eine Lage versetzt, der er nicht mehr auszuweichen wußte, als indem er sich ein Federmesser durch die Kehle zog. Alle andern Staatsmänner der Torypartei haben „inkonsequent“ gehandelt, Canning, der alte Kollege Castlereaghs und als leitender Minister der gerade Gegensatz von diesem, Wellington, der Gegner der Katholiken und dann der Vater der Emancipationsbill, Peel, von den Protektionisten ans Ruder gebracht und sofort seine Macht gegen sie kehrend. Was Palmerston speziell betrifft, so bekannte er sich von je zu gemäßigten Grundsätzen und kam dadurch mit seinen Amtsgenossen in manchen Widerspruch, dem jedoch keine Folge gegeben wurde, weil die Fragen damals noch für offen galten. Noch ehe der Antrag auf Emancipation eingebracht worden war, empfahl er dem Parlament mit dringenden Worten, daß man auf die Entfernung des größten Uebels, der auf den Katholiken lastenden Rechtsungleichheit, bedacht sein möge. Während der Vorbereitungen zur Emancipation trat er mit Huskisson aus dem Ministerium, gedrängt zu diesem Schritte durch die Rücksichtslosigkeit, die Wellington gegen ihn und seinen Freund bewies. Es waren Meinungsverschiedenheiten entstanden, Huskisson und Palmerston hatten eventuell ihre Entlassung angeboten, Wellington war rasch mit der Annahme bereit gewesen. Vermittler traten dazwischen und sprachen von einem Mißverständniß, der Premier gab die Antwort: „Es ist kein Mißverständniß, es kann kein

Mißverständniß sein, es soll kein Mißverständniß sein." Die Debatten über die Emancipation fanden Palmerston auf der Seite der glühendsten Vertheidiger der Religionsfreiheit, seine Rede für die Katholiken gehört zu den ausgezeichnetsten, die bei diesen denkwürdigen Verhandlungen gehalten wurden. In die nächste Zeit fällt das, was man als seinen Abfall bezeichnen könnte: er trat in das erste Whigministerium von Lord Grey als Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Für die Whigs war diese Erwerbung von außerordentlichem Werth, eine Partei, die in dem ganzen Jahrhundert mit Ausnahme des kurzen Ministeriums von Fox (1806) nie am Ruder gewesen war, durfte sich Glück wünschen einen Mann von Palmerstons Geschäftskenntniß für den Posten zu gewinnen, auf dem diese Eigenschaft am meisten erfordert wurde. Wie er früher für die Emancipation der Katholiken gewesen war, so sprach er jetzt für die Emancipation des Bürgerstandes durch die Reformbill. Den Vorwürfen der Torypartei, die sich auf ihn als einen Abtrünnigen mit größter Wuth warf, entgegnete er: „Ich habe stets für eine gemäßigte Reform gesprochen, weil mir klar geworden war, daß die Verweigerung derselben zu größern Zugeständnissen führen werde, aber man hat meine Vorhersagung nicht beachtet. Man beschuldigt mich, von den großen Grundsätzen Cannings abzuweichen. Ich hätte geglaubt, Diejenigen, die solche Vorwürfe machen, würden endlich zu der Einsicht gekommen sein, daß Staatsmänner nicht gerechtfertigt werden können, wenn sie der kindischen Eitelkeit des Festhaltens an ihren Meinungen sich überlassen, wofern sie dadurch die großen Interessen ihres Vaterlandes gefährden. Man faßt Cannings Ansichten schlecht auf, wenn man blos auf die besondern Meinungen achtet, die dieser Staatsmann unter besondern Zeitumständen geäußert hat, und nicht die Grundsätze betrachtet, von welchen sein politisches Leben geleitet worden ist. Canning hat die Angelegenheiten der Menschheit mit einem so umfassenden Blicke betrachtet, daß er gewiß unter den gegenwärtigen Umständen von der Nothwendigkeit sich überzeugt haben würde, von welcher die Regierung sich leiten läßt." Die Parteistellung Palmerstons ist seit seinem Eintritt in das Ministerium Grey dieselbe geblieben, er hat die Aemter mit den Whigs verlassen und ist mit ihnen zur Gewalt zurückgekehrt, als ständiger Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wie Lord Aberdeen dasselbe für die Tories ist. Gleich seine erste Verwaltung des auswärtigen Amts brachte ihn in Verwickelungen mit der Politik der nordischen Großmächte. Rußland, Oesterreich und Preußen wollten eine solche Schlichtung des holländisch-belgischen Streits, die wenn nicht eine völlige Beilegung der Differenzen, so doch eine Wiedervereinigung beider Länder für die Zukunft möglich gemacht haben würde. Die englischen Tories neigten nach dieser Seite, sie nannten Belgien eine kleine Experimentalmonarchie und sagten voraus, das Experiment werde nicht gelingen; Palmerston lege nur den Grund zu andern Veränderungen, seine Lösung sei nur eine Uebergangsform, es gebe unter den Belgiern kein Nationalgefühl und sie würden sich bei der ersten Gelegenheit dem nächsten Nachbar in die Arme werfen. Palmerston war dagegen der Meinung, daß die Unabhängigkeit Belgiens für jetzt und in Zukunft dem Frieden Europas nützlich sein würde, und er führte seine Lösung trotz aller Schwierigkeiten, die ihm nicht nur in andern Ländern, sondern auch daheim gemacht wurden, nach langen Negotiationen zu einem glücklichen Ende. In einer spätern Debatte des Parlaments hat er sich mit Stolz und Genugthuung darauf berufen können, daß wenn es je ein Experiment gegeben habe, das voll und vollständig gelungen sei, die Errichtung Belgiens zu einem unabhängigen Staat ein solches Experiment darstelle, daß das Volk die bewundernswertheste Hingebung und Anhänglichkeit an seinen König zeige, der König das größte Vertrauen, die größte Liebe zu seinem Volke, daß die Nation in Industrie und Künsten, in allem, was einen civilisirten Staat auszeichne, die schnellsten Fortschritte mache, daß sich überdies ein nationales Bewußtsein zeige, welches Belgien die Achtung jedes andern Landes abdringe. Die Toryopposition hatte sich bei dem belgischen Streite eine gewisse Beschränkung auferlegen müssen,

denn wenn sie sich auch auf den Nationalhaß gegen Frankreich stützen konnte, gegen Frankreich, dem Palmerston in Belgien die Wege für eine künftige Eroberung zu ebnen schien, so hatte sie auf der andern Seite Rücksicht zu nehmen gegen die Erbitterung, welche unter dem Handelsstand und in der industriellen Welt Englands gegen Holland wegen dessen Kolonialpolitik herrschte. Freier bewegte sich die Partei in der spanischen und portugiesischen Frage. Offen machte sie Don Carlos und Don Miguel zu ihren Schützlingen, ihre Sympathie für die Sache des Absolutismus geschickt mit der Staatsweisheit bemäntelnd, daß in Dingen der auswärtigen Macht das Nationalinteresse allein entscheide, die Parteistellung indifferent sei. Wenn Palmerston es nicht über sich gewinnen könne, die legitimen Throne der Halbinsel zu stützen, sagten seine Widersacher, so müsse er sich mindestens neutral halten. Die unschuldige Isabella und Donna Maria da Gloria seien Puppen, welche die französische Politik früh genug gängeln werde, unterstütze man diese Figurantinnen, so diene man dem französischen Interesse und habe den fernern Nachtheil, sich mit den Großmächten des Nordens nutzlos zu verfeinden. Palmerston hat diese Einwürfe im Parlament wie in der Presse oft hören müssen, und seine Antwort ist immer ein einfaches Argument gewesen. Diese lautet: „In Europa ist jetzt die Frage zwischen willkürlicher und konstitutioneller, parlamentarischer Regierung. Die Interessen Englands werden in kommerzieller wie in politischer Beziehung am besten gewahrt sein in Ländern mit parlamentarischer Regierung, und deshalb müssen wir die konstitutionelle Partei unterstützen. Wir verlieren dadurch den gewöhnlichen diplomatischen Einfluß, denn es ist klar, daß Gesandte bei einem Kabinet und an einem Hofe sich leichter einschmeicheln werden, als bei einer an eine Volksvertretung gebundenen Regierung, aber an dieser eigenthümlichen Art von Einfluß ist nichts gelegen, wir gewinnen unendlich mehr als wir verlieren, wenn wir das Recht unterstützen und die Männer, welche den Kräften ihrer Länder die freieste Entwicklung verschaffen wollen." Der Quadrupelvertrag von 1834 und die Additionalartikel von 1835 hatten die Wirkung, welche die Tories befürchteten und gern vermieden hätten. Europa trennte sich in zwei feindliche Gruppen, Frankreich, England, Spanien, Portugal und Belgien bildeten die eine, Oesterreich, Rußland und Preußen mit ihren Trabanten die andere. Diese Verträge äußerten ihre Wirkung bis 1840, dann trat mit einem Male eine veränderte Konstellation ein, die den verhaßten Viscount Palmerston, so lange sie dauerte, zum Schooßkinde der nordischen Diplomatie machte. Die orientalische Frage zerriß das französisch-englische Bündniß, und kaum war dies g-schehen, so wurde Palmerston als Führer im diplomatischen Kampfe gegen Frankreich allgemein anerkannt. Die ihn kurz zuvor gern mit Füßen getreten hätten, trugen ihn jetzt auf den Schultern im Triumph einher. Ein neuer Quadrupelvertrag, abermals unter Lord Palmerstons Mitwirkung abgeschlossen, dieses mal aber zwischen England, Rußland, Oesterreich und Preußen, und so geheim gehalten, daß seine Veröffentlichung gleich einem Donnerschlage aus heiterer Luft wirkte, schloß Frankreich von der europäischen Politik ganz aus. Bei dieser Gelegenheit klagte die Diplomatie nicht über Schroffheit, obgleich dem Anschein nach ein plötzlicher und unmotivirter Bruch eines frühern Bündnisses vorlag. Nur dem Anschein nach, denn in Wahrheit war die Untreue gegen das englisch-französische Bündniß schon früher durch Ludwig Philipp begangen, und es hatten unter englisch-französischer Firma im Orient Intriguen gespielt, die ganz allein dem französischen Verbündeten Vortheil gebracht haben würden, wenn England seinen Namen nicht zur rechten Zeit zurückgezogen hätte. Der Enthüllung dieses Geheimnisses folgte eine zweite; Palmerston und seine Agenten theilten Dinge über die wahren Machtverhältnisse in der Levante mit, die sich auf das überraschendste in der schmachvollen Niederlage Mehemed Alis bewahrheiteten.

Auf den Sturz des Whigministeriums, der im August 1841 erfolgte, hatte die Behandlung der auswärtigen Fragen durch Lord Palmerston keinen Einfluß.

Er trat mit seinen Amtsgenossen zurück, sein Nachfolger war Graf Aberdeen, ein den Großmächten genehmer Mann. Er benutzte seine Muße zu Reisen auf dem Festlande und besuchte in drei Jahren alle die Punkte, welche bei seinem Rücktritt ins Amt für ihn von Wichtigkeit werden mußten. Ueberall empfing man ihn mit größter Zuvorkommenheit, namentlich in Paris fand ein förmlicher Wetteifer statt, den gefürchteten Diplomaten durch Artigkeiten zu gewinnen. Thiers und Guizot suchten sich in seiner Hochachtung den Rang abzugewinnen, Marschall Sebastiani, der Vertrauteste des Hofs, gab ihm glänzende Feste, Ludwig Philipp entfaltete gegen ihn die vertrauliche Gutmüthigkeit, die er anzunehmen verstand, wenn er auf Täuschung ausging. Der „vollkommenste Gentlemann der drei Königreiche" erwiderte diese Komplimente mit dem besten Aufwande seiner Grazie und reiste nach London zurück, um Graf Aberdeen aufzufordern, nach der Seite von Paris scharf zu beobachten. Der torystische Staatsmann ließ den Wink nicht fallen; bei den spanischen Heirathen, die damals im Werke waren, begnügte Graf Aberdeen sich nicht mit Versprechungen von Minister zu Minister, sondern erhielt Zusicherungen von höherer Stelle, Zusicherungen, von denen Viscount Palmerston später sagte, „seinem Wissen nach seien solche in Europa noch niemals mit solcher Feierlichkeit gemacht, und gleichwohl habe man sie gebrochen." Zwei oder drei Anträge, die von Palmerston in Bezug auf die französische Politik gestellt wurden, während er zu Ihrer Majestät Opposition gehörte, fielen im Unterhause durch, und bei einer dieser Gelegenheiten wiederfuhr dem Antragsteller eine Beleidigung, die nur bei jungen, oder wenig beliebten Parlamentsrednern vorzukommen pflegt. Der Sprecher zählte das Haus hinaus, d. h. es fand sich, daß nicht die zu einer Verhandlung erforderliche Mitgliederzahl im Hause geblieben war. Seine eigene Partei zeigte ihm ein gewisses Mißtrauen, die Bildung eines Whighministeriums scheiterte im Dezember 1845 hauptsächlich daran, daß Lord Henry Grey (der frühere Lord Howick) sich weigerte in ein Ministerium zu treten, in dem Lord Palmerston das auswärtige Amt übernehme. Dieser Streit mußte im Interesse der Partei ausgeglichen werden, als im nächsten Jahre das Whigministerium definitiv zu Stande kam, traten beide Gegner in dasselbe ein. Beide sind diejenigen Minister, gegen welche die meisten Anklagen gezielt haben, gegen Lord Grey wegen seiner Verwaltung der Kolonien, insbesondere wegen Ceylon, gegen Lord Palmerston wegen seiner Führung der auswärtigen Angelegenheiten. Der letztere hatte offenbar Unglück. Die Verwaltung seines Vorgängers Aberdeen fiel in eine verhältnißmäßig ruhige Zeit, die größte diplomatische Schwierigkeit, die Kontroverse mit den Vereinigten Staaten wegen des Oregongebiets (s. d.), war leicht beizulegen, weil alle Parteien in England eine friedliche Lösung wollten. Lord Palmerston trat dagegen in einer Zeit ins Amt zurück, wo die nach dem Sturm von 1840 eingetretene Windstille einer neuen Luftströmung wich, die drohenden Wolken bereits hoch über dem Horizont heraufzogen. Die spanischen Heirathen entzweiten ihn mit der Gruppe des Quadrupelvertrags von 1834, die Einverleibung Krakaus überwarf ihn mit der Gruppe des Quadrupelvertrags von 1840. In beiden Fällen handelte er nicht nach Eingebungen einer persönlichen Laune, sondern in wohlverstandenem brittischen Interesse, wenn er hier der Erneuerung des bourbonischen Familienvertrags, dort der Auferstehung der heiligen Allianz seine Noten und was er sonst an diplomatischen Mitteln zur Hand hatte entgegensetzte. In Krakau wie in Spanien standen wichtige politische und kommerzielle Interessen Englands auf dem Spiele, und er that alles was geschehen konnte diese Interessen zu wahren. Die viel verschlungenen Pfade spanischer Intrigue hat er bei dieser Gelegenheit alle betreten, seine Noten in der Sache Krakaus sind diplomatische Meisterstücke. Mit seltener Voraussicht würdigte er das Danaergeschenk Rußlands nach seinem wahren Werthe, als erstes Pfand, von Oesterreich begeben, daß es fortan Petersburger Lehren als gelehriger Schüler hinnehmen werde. So entschiedene Tüchtigkeit Lord Palmerston bewies, so konnte

er doch nicht verhindern, daß der nördliche wie der südliche Staatenkomplex ihre Absichten erreichten und dann in der Schweizer Frage sich die Hand reichten. Dieses doppelte Unterliegen wurde von der Parteipolitik benutzt, alte und neue Feinde vereinigten sich gegen Lord Palmerston. Der älteste dieser Gegner ist David Urquhart, der ihn nie zur Ruhe kommen läßt, jeden seiner Schritte kreuzt, in fast täglichen Angriffen sich erschöpft, heute mit Keulen schlägt, morgen mit Nadeln sticht, und durch die Geschicklichkeit, die ihm in dieser letzten Art von Angriffen eigen ist, sich den Namen der Parlaments-Bremse Lord Palmerstons erworben hat. Seit Palmerston nicht eingewilligt hat, wegen der Wegnahme des Schiffes Vixen, das den Tscherkessen unter Urquharts Beihülfe Kriegsbedarf zuführen wollte, an Rußland den Krieg zu erklären, wird Urquhart von der fixen Idee besessen, daß Se. Lordschaft unbeschadet ihrer trotzigen Mienen gegen die nordische Großmacht an dieselbe verkauft sei. Diese Meinung treibt den heißblütigen Freund der Türken zu heftigen Anklagen, und 1847 war er dahin gediehen, Lord Palmerston durch einen Verbündeten, das Parlamentsmitglied Anstley, des Landesverraths anklagen zu lassen.

In der Angelegenheit der Schweiz nahm Lord Palmerston seine Rache für Spanien und Krakau. Die künstlichen Hindernisse, die er den diplomatischen Heerbewegungen in den Weg legte, erreichten so wohl ihren Zweck, daß der liberale Theil der Kantone Zeit erhielt, den illiberalen Theil zu Boden zu werfen. An persönlichen Triumphen war die Zeit der europäischen Revolution für Palmerston reich, seine Voraussicht rechtfertigte sich aller Orten in der glänzendsten Weise. Er hatte den Sturm in Frankreich ahnend die englischen Küsten befestigt, und noch wurde an diesen Werken geschanzt, als die Februarrevolution eintrat, er hatte den mitteleuropäischen Höfen politische Reformen angerathen, und die Nichtbeachtung seines Raths hatte eine allgemeine Feuersbrunst zur Folge. Nun glaubte er die Zeit gekommen, in der seiner staatsmännischen Weisheit die Anerkennung nicht fehlen könne, setzte die Rolle des Rathgebers fort und that darin vielleicht zu viel. Er wurde unbequem, man ließ ihn das fühlen, er antwortete gereizt, und im Nu waren die diplomatischen Verwickelungen fertig, die für England seit dem Siege der Reaktion auf dem Festlande nicht aufgehört haben. Es ist kaum möglich, in den gegen Lord Palmerston erhobenen Beschuldigungen zwischen dem zu unterscheiden, was ihn persönlich angeht und was der englischen Politik angehört, einer Politik, die unter einem Tory- wie unter einem Whigministerium in ihren Grundzügen dieselbe bleiben wird. Dies hat er selbst in der berühmten Parlamentsdebatte vom 25. Juni 1850 hervorgehoben, indem er seinen Gegnern sagte: „So lange England England ist, so lange das englische Volk das Bewußtsein und die Ueberzeugung trägt, die es jetzt hat, mögt ihr zwanzig Minister des Auswärtigen nach einander stürzen, und könnt versichert sein, daß keiner die Stelle behalten wird, der nicht dieselben Grundsätze befolgt, die ich befolge." Anklage und Vertheidigung sind in dem Artikel: Großbrittannien seit 1848 (B. 7. S. 1 fgg.) einander gegenüber gestellt. Hier wo es sich um Lord Palmerstons Person handelt, haben wir hinzuzufügen, daß der Grundsatz der Einmischung, den zur Richtschnur zu nehmen man ihn anklagt, nicht von seiner Erfindung, vielmehr so alt ist, als der an sich gar nicht unglückliche Gedanke des europäischen Gleichgewichts. Nicht England hat diesen Grundsatz auf seine Spitze hinaufgetrieben, im Gegentheil ist dies auf dem Festlande durch das System der heiligen Allianz geschehen, durch ein System, welches alle Staaten solidarisch verbindlich macht für Aufrechthaltung einer Staatsordnung, die gewiß ihre Vorzüge besitzt, mit der sich aber der englische Grundsatz der Selbstregierung nicht verträgt. Will England sich vom Kontinent nicht geradezu ausschließen lassen, so muß es sich einmischen, zunächst zu Gunsten der kleinern Staaten, denen die heilige Allianz ihre Gesetze diktiren möchte, dann aber auch in einem mehr beschränkten Sinn zu Gunsten freisinniger Regierungsmaximen. Die erste Art der Einmischung basirt ganz und gar auf den Grundsätzen,

denen das System des europäischen Gleichgewichts seine Entstehung verdankt, und die ältesten diplomatischen Gewohnheiten sind nicht dagegen, daß Lord Palmerston schwächern Staaten, der Schweiz, Sardinien, der Türkei helfend zur Seite tritt. Die Einmischung in die innern Angelegenheiten der Staaten ist bedenklicherer Natur, um diese zu erklären müssen wir auf Palmerston's, richtiger Canning's, Grundgedanken zurückkommen. Palmerston sieht Rußlands Einfluß in erschreckenden Verhältnissen anwachsen, er ist ein besorgter Augenzeuge, wie das nordische Reich einen riesigen Schatten über Europa wirft. Dieser Einfluß wird sich mindern und endlich aufhören, wenn die Reiche Mitteleuropas durch freisinnige Institutionen und ehrliche Handhabung eines volksthümlichen Systems Frieden mit ihren Völkern schließen, jede neu aufgerichtete Konstitution ist eine Schranke, vor der Rußland, den Kontakt fürchtend, scheu zurückweicht. Von dieser Wahrheit durchdrungen mischt Palmerston sich in die innern Verhältnisse ein, d. h. er ertheilt Rathschläge, er warnt, er bietet alles auf, die Regierungen von extremen Maßregeln und Systemen abzuhalten. Das ist der Aerger derer, die in diesen Maßregeln und Systemen ihr Heil suchen, und in ihrer Leidenschaft übersehen sie ganz, daß sie selbst das Beispiel zu dieser und schlimmerer Intervention gegeben haben. Sollte es so selten sein, daß Gesandte absolutistischer Staaten im Auslande ihren Rath und mehr noch spenden, um subversive Ideen zu beseitigen, gefährliche Verfassungen umzustürzen? Haben die heilige Allianz und deren Nachfolger nicht förmliche Kriege geführt gegen Ideen, in Italien, Spanien, Ungarn? Was war die Schlacht von Navarin, als eine Einmischung in die Angelegenheiten der Türkei zu Gunsten von Rebellen? So weit ist die Einmischung Palmerstons nur auf der pyrenäischen Halbinsel vorgeschritten, die Staaten, deren Klagen gegen ihn die lautesten sind, haben über nichts Beschwerde zu führen, als über die moralische Unterstützung, die er den von ihnen verfolgten Menschen, Ideen und Institutionen zu Theil werden läßt. Ganz besonders herrisch und zudringlich soll Lord Palmerston in den italienischen Angelegenheiten zu Werke gehen, und nicht undeutlich wird zu verstehen gegeben, er und seine diplomatischen Helfershelfer, die Lords Minto und Abercronby, seien die wahren Urheber der Revolution von 1848. Neulich sagte ein Redner im Parlament: „Durch ganz Italien herrscht nur ein Gefühl vor: daß alles Elend, das über das Land hereingebrochen ist, eine Folge der englischen Einmischung sei." Eine solche Behauptung ist auffallend, nachdem der Angeklagte in der schon erwähnten Parlamentsdebatte sich so glänzend gerechtfertigt hat, daß seine Ankläger verstummt sind. Den neuen Stoff, der seitdem sich angesammelt, haben Toskana und Neapel geliefert. An Toskana erhebt England Ansprüche wegen Beschädigungen, die seine Unterthanen in Livorno erlitten haben, diese Beschwerde gehört zu der Zahl derer, welche diplomatische Reserven sind, eine Zeit lang ruhen, dann plötzlich in den Vordergrund geschoben werden. Palmerston folgt nur einem allgemeinen Brauch, wenn er diesen kleinen Streithandel offen erhält, sich ein glimmendes Feuerchen reservirt, das bei Gelegenheit zu heller Flamme angeblasen werden kann. An Neapel hat er Noten gerichtet, um für die politischen Gefangenen des Landes die anständige Behandlung zu fordern, die in allen andern Ländern ohne diplomatische Dazwischenkunft gewährt wird. Diese Verwendung, deren Ton (the style of ribaldry an invective nach der Times) das Maß überschreiten mag, erinnert an ähnliche Schritte, welche die Gesandten von Oesterreich, Frankreich und Preußen nach dem Aufstande der Romagna beim heiligen Stuhl gethan haben, mit demselben schlechten Erfolge wie Palmerston in Neapel.

In der griechischen Streitsache, welche die schwächste Seite der äußern englischen Politik bildet, waren die Schläge Palmerstons gegen einen Größern gerichtet, der das kleine Griechenland zum Widerstand ermuntert hatte. Die Herausforderung blieb unbeantwortet, vielleicht wird die Antwort in diesem Augenblicke am Südufer des kaspischen Meeres gegeben. Man ignorirt diesen Sachverhalt, man stellt mit

Entrüstung vor, daß der Lord wegen eines „spekulativen Schotten" und eines „Juden" gegen ein schwächeres Königreich eine Flotte geschickt habe. Darauf läßt sich nichts antworten, als daß wir uns glücklich preisen würden, wenn einmal ein deutscher Minister in einem deutschen Parlament, ohne Phrase und ohne befürchten zu müssen durch seine eigenen Handlungen widerlegt zu werden, sagen könnte, was Lord Palmerston im englischen Parlament sagte: „Wenn englische Unterthanen im Auslande Ursache haben, sich über ein Individuum oder über die Regierung eines fremden Landes zu beschweren, und in der Gerichtsbarkeit jenes Landes die gesuchte Hülfe nicht finden können, so vernachlässigt die englische Regierung eine Pflicht, wenn sie nicht intervenirt." Die traurige Vernachlässigung deutscher Interessen in der Levante läßt uns milder urtheilen, wenn wir einen Eifer sehen, der keine Beleidigung unbestraft hinnimmt, obgleich wir zugestehen, daß dieser Eifer auch zuweilen schaden kann. Dies war namentlich der Fall in der Türkei, wo die Konsuln ihren Instruktionen, keine Kontravention gegen den abgeschlossenen Handelsvertrag, möge sie nun direkt oder indirekt englische Interessen berühren, hingehen zu lassen, so strikt befolgten, daß die Pforte argwöhnisch wurde, als beabsichtige England Eingriffe in ihre Hoheitsrechte, wodurch England manche Handelsvortheile entgingen.

Viscount Palmerston steht in Fragen der einheimischen Politik der torystischen Anschauung näher, als der Ueberzeugung seiner jetzigen whiggistischen Genossen. Seine Verbindungen mit den Tories sind nie abgebrochen worden, bei jedem Ministerwechsel hat er noch den Versuch gemacht, ein Koalitionsministerium zu Stande zu bringen. Abgesehen von kurzen Unterbrechungen ist er jetzt 42 Jahre im Amt, eine Dauer der Geschäftsführung, der sich kein anderer jetzt lebender Minister rühmen kann. Seit langen Jahren vertritt er im Parlament den Wahlflecken Tiverton, dessen Unbedeutenheit nicht verhindert, daß der große Staatsmann von Zeit zu Zeit kommt, um seinen Wählern von der Art, wie er sie im Parlament vertritt, Rechenschaft abzulegen. Diese Reden sind natürlich nicht blos für seine Wähler bestimmt und werden von der politischen Welt mit Spannung erwartet, von der Presse kommentirt, in diplomatischen Depeschen zergliedert. Das Thema seiner letzten Rede (1. September 1851) war die Industrieausstellung, der Eindruck, den sie auf das Land und auf die Fremden gemacht habe. Bei dem letzten Punkte verweilte er länger und sagte unter anderm: „Endlich sind die Fremden hinweggegangen voll Dankbarkeit für das freundliche Begegnen, welches sie gefunden, und mit dem tiefen Eindruck von Achtung und Begeisterung für dieses Land. Aber nicht die mannigfaltige Pracht menschlicher Arbeit, nicht das Gebäude selbst (vielleicht das merkwürdigste Stück der ganzen Ausstellung), sondern der geordnete Zustand unseres Landes hat am meisten ihre Bewunderung gefesselt. Sie haben mir gesagt: „„Was wir am meisten in England bewundern ist die Ordnung, und wir sehen keine Soldaten, keine Gendarmen mit Gewehren, Bajonnetten und Säbeln, sondern nur einen höflichen Polizeimann mit einem Stückchen Stab in der Hand, der sich beeilt uns den Weg zu zeigen — wahrlich wir müssen gestehen, es ist wunderbar dieses Land zu sehen, wo das Volk so musterhaft auf Ordnung hält."" Zuerst, habe ich ihnen geantwortet, verdanken wir dies dem schlichten Verstand, der Gutmüthigkeit und den hohen Eigenschaften des brittischen Volks. Dann wissen wir, daß unsere Gesetze ohne Gunst oder Ungunst für alle gleich gehandhabt werden, und wir vertrauen auf die Gesetzlichkeit, weil wir wissen, daß das Gesetz in zuverlässigen Händen ist. Nächstdem dürfen wir unsere Meinungen ohne Rückhalt aussprechen, Irrthümer werden von der Wahrheit verjagt, und die Wahrheit überzeugt zuletzt auch den Befangenen. Der Kampf der Meinungen ist unsere Wohlfahrt, denn er führt immer zu glücklichen Ergebnissen. Endlich ist seit einer langen Reihe von Jahren das brittische Parlament bemüht gewesen Verbesserungen einzuführen. Sehen Sie, sagte ich den fremden Gentlemen, das

ist das Wunder, welches in dem kleinen Stab des Polizeimanns steckt, der uns Roth- und Blauröcke entbehrlich macht." — Viscount Palmerston ist in seiner Jugend auch als Dichter aufgetreten, mit Satyren gegen die Whigs, an die er von der Presse häufig erinnert wird.

Island. Die Wunderinsel, auf der zwischen Eis und Schnee Feuer und heiße Quellen hervordringen, liegt im nördlichen Ocean unter 13° 20′ und 24° 31′ westlicher Länge von Greenwich und 60° 23′ und 66° 33′ nördlicher Breite, mit ihrem nordöstlichsten Punkte Refsnes den Polarkreis kaum berührend. Die ganze Länge der Insel beträgt vielleicht 120, die größte Breite 60 Stunden, der kleinste Theil des Flächeninhalts ist des Anbaues fähig. Die Bergketten, aus wagerechten Trappformationen bestehend, mit denen Trachytgestein und Lava wechselt, streichen von Südwesten nach Nordosten, zwischen ihnen befindet sich eine große Wüste. Viele der Berge sind Gletscher (Jökull), über 6000 Fuß Höhe hat keiner. Die auch in Schweden und Norwegen vorkommende Küstenbildung der Föhrden — zwischen Bergketten tief in das Land eindringende Buchten, welche enge Thäler bilden — erscheint auf Island in starker Ausprägung. Die vulkanische Thätigkeit, der die Insel durch Erhebung aus dem Meer ihre Entstehung verdankt, dauert dort bis auf den heutigen Tag fort. Man zählt 27 — 29 Vulkane, von deren Ausbrüchen gewisse Kunde vorhanden ist, Krabla und Hekla sind darunter die bekanntesten. Der Hekla hat die Bewohner so oft und so gewaltig geschreckt, daß der Volksglaube ihn zu einer Hölle gemacht hat, in deren ewig kochender Gluth den Seelen der Bösen ihr Wohnsitz angewiesen ist. Die ersten geschichtlich bekannten Ausbrüche des Berges erfolgten im zwölften Jahrhundert, bei einer Eruption im dreizehnten riß der Berg in der Mitte aus einander. Die häufig wiederkehrende vulkanische Thätigkeit hat die Umgegend in einem Umkreis von fünf Stunden so mit Lava, Sand und Asche bedeckt, daß keine Pflanze, kein noch so dürftiges Gras gedeiht. Gerade diese Gegend von Island soll früher die fruchtbarste gewesen sein, daß sie einst bewohnt war, bezeugen die Trümmer von Wohnungen. 1766 tobte der Berg in einer Weise, die mit der Katastrophe im dreizehnten Jahrhundert verglichen werden kann, wobei die große Schlucht entstand, die auf der Westseite vom Fuß bis zur Spitze aufklafft. „Einige Erderschütterungen gingen voraus, dann brach plötzlich eine schwarze, mit Feuer gemischte Sandsäule aus dem Krater hervor, und warf unter furchtbarem Getöse glühende Massen Bimstein und magnetische Steine acht bis neun Stunden weit ins Land hinein. Der nach Nordwesten geschleuderte Sand bedeckte den Boden auf eine Strecke von funfzig Stunden vier Zoll hoch und verfinsterte die Luft dermaßen, daß man in dem siebenzig Stunden weit entfernten Thingvre nicht zu unterscheiden vermochte, ob ein Blatt Papier weiß oder schwarz war. In dem gleichfalls siebenzig Stunden weit nach Norden hinliegenden Holum glaubte man Sterne durch die Sandwolken schimmern zu sehen. Am 9. April, fünf Tage nach dem Erdbeben, brach die erste Lava heraus, und am 23. Mai eine mächtige Wassersäule. Nach einigen Unterbrechungen schleuderte der Berg eine so ungeheure Menge von Steinen empor, daß man sie mit Bienenschwärmen verglich; man hörte das Getöse auf zwanzig Stunden Entfernung, und weit und breit bebte der Boden. Bis zu den Orkney-Inseln trieb der Wind die Asche und erschreckte die Bewohner, welche plötzlich „schwarzen Schnee" fallen sahen, dessen Ursache sie sich nicht erklären konnten." (Andree, Amerika.) In diesem Jahrhundert hat besonders 1845 ein starker Ausbruch stattgefunden, oder vielmehr eine Reihe von Eruptionen, die im Sommer dieses Jahres begannen und sich bis zum nächsten Sommer fortsetzten. Der Berg hatte schon längere Zeit gewüthet, als sich ein Einwohner in die Nähe der furchtbaren Szene wagte. Die äußere Rinde des eine Fläche von zwei Meilen überfluthenden Lavastroms war bereits abgekühlt, aber die Masse im Innern blieb noch immer flüssig und breitete sich mit ungeheurer Kraft nach allen Seiten aus. Die schon verhärtete Lava wurde dabei zerbrochen und stürzte

beständig in ungeheure Massen zusammen. Bei jedem Zusammensturz sah man in der Mitte die fließende Lava. Wo sich dem Strom Land- oder Erdhügel in den Weg stellten, trieb er sie vor sich auf, an Felsen arbeitete er sich empor bis die Masse mit furchtbarem Gekrach wieder zurück stürzte. Als wir uns am Fuße des Berges befanden, erzählt der Berichterstatter, da wo der steile Aufgang beginnt, wurden wir von einem starken Regenschauer überfallen, wogegen wir Schutz hinter einem hohen Felsen suchten. Nun waren wir zwar mit dem fürchterlichen Donner, der aus dem Innern des Berges erscholl, gänzlich vertraut geworden, doch erfolgten, während wir hinter dem Felsen saßen, zwei so starke Ausbrüche, daß kaum der eine des andern Rede vernehmen konnte, und die Erde bebte so unter uns, das wir glaubten, der Felsen werde sich losreißen und uns unter seinen Trümmern begraben, ja der Boden unter unsern Füßen werde versinken. Unter diesen Umständen verloren wir allen Muth weiter zu steigen. In drei Stunden war die Lava etwa 4 Faden vorwärts geschritten und nicht mehr weit vom Hofe Näfursholt, dessen Bewohner sich schon entfernt hatten. Die aufsteigende Rauchmasse bot einen schönen Anblick dar, 7 bis 8 Rauchsäulen erhoben sich neben einander, und um die Spitze jeder Säulen bildeten sich 8 bis 9 längliche Kugeln, welche der weißesten Baumwolle ähnlich sich in ziemlich kompakter Masse um sich selbst aufrollten und vom Winde fortbewegt wurden. Zwei dieser Säulen, die wahrscheinlich einem kleinen Krater entstiegen und deren Rauch mit Asche vermischt war, glichen vollkommen den reinsten grauen Eiderdunen. Nach einer kurzen Dauer erneuerte sich der Ausbruch im Oktober mit noch größerer Gewalt. Nach einer Messung, welche der Mathematiker Gunlögsen von seiner Wohnung Sridholt auf dem Alptonnes, etwas südlich von Reikiavik vornahm, erreichte die Rauchsäule eine Höhe von 1200 Klaftern. An dem Berge selbst zeigten sich mehrere große Risse, der Aschenregen wurde in die Nähe von Reikiavik getrieben, in der Umgegend des Hekla hatten die Schafe beträchtlich gelitten und die Kühe mußten in den Stallungen gehalten werden. Im Frühjahr 1846 bildeten sich drei neue Schlünde, die Feuersäulen, welche sich daraus erhoben, stiegen bis zu einer Höhe von 14,400 englischen Fuß und waren breiter als der größte Fluß der Insel, der Picersen; die Lava bildete jetzt mehrere hohe Berge. Einzelne Stücke, Bimstein oder Schlacken, bis zu einer halben Schiffstonne Gewicht, wurden anderthalb Stunden weit weggeschleudert. Das Eis und der Schnee, welche den Berg seit Jahrhunderten bedeckten, schmolzen gänzlich, und der Fluß Rangen trat in Folge dessen wiederholt aus seinen Ufern.

Neben den Vulkanen zeugen die heißen Quellen von der unterirdischen Thätigkeit. Sie sind über die ganze Insel verbreitet, manche sprudeln mitten aus dem Gletschereise empor, andere, die auf dem Grunde des Meeres entspringen, verrathen ihr Dasein durch die erhöhte Temperatur gewisser Buchten. Die bekanntesten dieser Quellen, die Geiser, welche in der Nähe von Skalholt liegen, wetteifern an Berühmtheit mit dem Hekla. Es sind etwa funfzig heiße Quellen, die sich auf einer kleinen Fläche befinden, die beiden bedeutendsten, großer und kleiner Geiser genannt, treiben Wassersäulen empor, deren Höhe man früher auf 220—360 Fuß angab, während glaubwürdige Augenzeugen aus neuerer Zeit nur von einer Erhebung von 80—90, in seltenen Fällen von 150 Fuß wissen. Die Quellen setzen in ihren Sprudeln aus; in frühern Zeiten erschien der Wasserstrahl des großen Geisers in regelmäßigen Zwischenräumen von vierundzwanzig Stunden, jetzt treibt er bald in kurzen Intervallen von sechs, acht, zehn Stunden empor, bald läßt er anderthalb Tage auf sich warten. Die beste Beschreibung der Geiser ist die von Krug von Nidda: Die Thalebene, worin sie liegen, ist etwa eine halbe Stunde breit, der Grund ist ein marschiger Wiesenboden, im Norden erhebt sich der Gletscher Bald, im Süden eine Hügelkette von 600 Fuß Höhe. Die Quellen sind zum Theil mit ganz klarem Wasser gefüllt, zum Theil entsteigen ihnen schmutzige Dämpfe. Der große Geiser liegt auf einem dreißig Fuß hohen

Hügel, dessen Durchmesser zweihundert Fuß beträgt. Das Quellenbecken ist sechszig Fuß breit, die Tiefe beträgt nicht über sieben Fuß, wenn der Wasserstrahl verschwunden ist, bemerkt man unten eine Röhre von siebenzig Fuß Tiefe. Das Aufwallen der Geiser gewährt einen großartigen Anblick, dessen Genuß nicht durch das unbehagliche Gefühl getrübt wird, das man unwillkürlich bei den vielen Schwefelgruben des Landes empfindet, wenn der Schwefel flüssig umherspritzt, der Schlamm wallt und siedet, die unterirdischen Wasser ihr Zischen und Brodeln bis auf die Oberfläche der Erde bemerkbar machen. Diese Schwefelgruben erzeugen die schönsten Kristallisationen, ein fossiles, leicht verkohltes Holz, der sogenannte Surturbrand, das mit Flamme brennt, findet sich in ihnen so häufig, daß die Einwohner davon einen erheblichen Nutzen ziehen.

Wo die vulkanischen Flammen und die siedenden Wasser nicht sind, herrscht der Polarwinter in seiner ganzen Furchtbarkeit. Das Klima ist noch strenger, als die hohe Breite bedingt, und es hat dies seinen Grund in den ungeheuren Massen von Treibeis, welche von den Stürmen an die Küste getrieben werden, wo sie oft Monate lagern. Ist dies der Fall, so treiben mit den Stürmen Eistheilchen, in Säulen zusammen gewirbelt, über das Land und richten die Ernte zu Grunde. Einen kleinen Ersatz für die Nachtheile dieses Treibeises giebt das Treibholz, das ebenfalls in ungeheuren Massen an die Ufer geworfen wird. So traurig sind die klimatischen Verhältnisse, daß die Sommerwinde, so kalt und dem Pflanzenwuchs nachtheilig sie sind, halb als eine Wohlthat betrachtet werden können, da sie wenigstens den dicken Nebel zerstreuen. Nebel, Wind und Fröste haben Island im sechszehnten Jahrhundert dreiundvierzig schlechte Jahre, darunter vierzehn Hungerjahre, geschickt. Dante's Bild von den Verdammten, die bald furchtbarer Hitze, bald entsetzlicher Kälte ausgesetzt sind, paßt auf die armen Bewohner von Island. Das Thermometer ist im Winter schon auf 26° F. gefallen, dagegen im Sommer auf + 82° und in der Sonne auf + 104° gestiegen. Im Juni sind die Buchten oft noch dick mit Eis belegt, selbst an günstiger gelegenen Orten' fällt dann bisweilen noch Schnee, aber die nun rasch steigende Hitze reift die Ernten. Die mittlere Jahrestemperatur erhebt sich im Norden wenig über den Gefrierpunkt, in der Mitte der Insel ist sie 36°, an den südlichen Küsten 39° F. Die Vegetation ist natürlich eine dürftige; Island hat 32 Arten von Bäumen und Sträuchern, Waldungen können sich nicht bilden, Dickichte von Weiden und Birken treten an deren Stelle. In frühern Jahrhunderten gab es noch Zwergbäume, die bis zu einer Höhe von zwölf Fuß wuchsen, diese sind verschwunden und werden nicht wieder ersetzt. Es ist vortheilhafter, das Holz jung zu hauen, den Mangel einheimischer Bäume ersetzt man durch das Treibholz, aus dem selbst Schiffe gezimmert werden. Unter den 870 Pflanzenarten (472 Phanerogamen) von Island ist ein einträglicher Handelsartikel, das allbekannte isländische Moos (Cetraria islandica). Die Thierwelt hat hier wenige Vertreter. Die für einheimisch geltenden Vierfüßer, zwei Arten Füchse, der Polarbär und eine Mäuseart, sind wahrscheinlich auf dem Eise oder mit treibenden Schollen von Grönland gekommen. Das Meer hegt Kabeljaue, Stockfische, Dorsche, Seehunde, deren Fleisch gegessen wird, Walrosse und Narwale. Unzählbare Schaaren von Möven und Sturmvögeln beleben das Meer, auf dem Strande leben mehrere Gattungen von Strandvögeln, auch der wilde Schwan, der die Töne, welche die Sage vom Schwanengesang haben entstehen lassen, bei nahem Tauwetter hören läßt. Die Eidergans ist dem Isländer der werthvollste Vogel; auf der Insel wird allgemein geglaubt, die Dänen dürften in den Gewässern von Island keinen Kanonenschuß abfeuern, um die Eidervögel nicht im Brüten zu stören. Im Mittelalter wurde der isländische Falke, ein kluges und schönes Thier, durch ganz Europa verführt, mit dem Aufhören der Falkenbeize ist dieser Handelsartikel in Wegfall gekommen. Mit den Europäern sind die gewöhnlichen Nutzthiere gekommen, Rennthiere hat man nicht früher als 1770

von Norwegen eingeführt und gewinnt jetzt viel durch diese Thiere, welche sich stark vermehren.

Die Bewohner haben etwa den neunten Theil des Bodens inne, und mehr dürfte sich zum Anbau schwerlich eignen. Die Wohnsitze liegen hauptsächlich in den Föhrden, jenen tief ins Land gehenden Buchten, von denen wir bereits sprachen; die Menschen sind dort gegen Stürme geschützt und haben leichte Verbindung mit dem Meer, auf den Strandwiesen findet das Vieh Nahrung. Die Bevölkerung ist dünn gesäet, mehr als 50,000 Menschen dürfte Island in seiner blühendsten Zeit nicht getragen haben. Die See liefert mehr Nahrungsmittel als das Land, besonders früher, als der Walfischfang, der jetzt ganz aufgehört hat, noch im Schwunge war. Die Fischerei und die Viehzucht sind die Grundlagen isländischen Wohlstandes, von höherm Gewerbfleiß findet sich auf der Insel nichts, die 200,000 Thaler, welche die Ausfuhr liefert, kommen aus Rohartikeln. Ein wichtiger Artikel ist Wolle, die man nicht durch Schur, sondern durch Auszupfen gewinnt. Seit 1816 ist der Handel mit Island Jedem gestattet, Ausländern mit einigen Beschränkungen. Früher, bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, war der Handel Monopol einer dänischen Gesellschaft, 1776 nahm ihn die Krone an sich und ließ ihn in ihrem Namen verwalten, 1786 hörte auch dies auf, und alle Unterthanen durften Antheil nehmen. Alle diese Veränderungen haben nicht so viel bewirkt, daß der Verkehr seine älteste und roheste Form des Tauschhandels aufgebe; diese herrscht noch jetzt vor, bares Geld giebt es auf der Insel fast gar nicht. Die Ortschaften sind klein und unbedeutend, die größten Städte auf Island können mit blühenden deutschen Dörfern keinen Vergleich aushalten. Reikiavik, Hauptort der Insel, hat 700 Einwohner, Eyafiord, der zweite Handelsplatz, enthält zwanzig Häuser. Im Südwesten, wo das Klima verhältnißmäßig milde ist, liegen die meisten Ortschaften, der Norden hat fruchtbarere Felder und ergiebigeren Fischfang, aber die Kälte führt hier eine zu strenge Herrschaft und die Verbindung mit dem Süden hat wegen der breiten Wüste, die zwischen den beiden Bergketten der Insel liegt, ihre großen Schwierigkeiten. Reikiavik oder das rauchende Dorf vereinigt die höchsten Behörden der Insel, den Statthalter, den Bischof und das Höchstgericht. Außerdem hat hier die im Jahre 1784 gestiftete königliche isländische Gesellschaft ihren Sitz, und es besteht eine 8000 Bände starke Büchersammlung nebst einer 1774 gegründeten Sternwarte. Nur die Häuser des Statthalters und des Bischofs sind von Stein, die übrigen Gebäude sind Hütten und stehen auf einer öden, mit Felstrümmern bedeckten Moorgegend. Der gute, gegen Winde geschützte Hafen hat die Bewohner diese unwirthbare Gegend wählen lassen, auf der sich nur von Ende Juni bis Ende Juli ein regeres Leben entwickelt, wenn die Landleute zu der großen Messe strömen, um Thran, Fische, Talg, Butter, Fuchsbalge, Schwanhäute und Wolle gegen Eisen, Mehl, Leinen, Baumwolle, Tabak, Branntwein und Kaffee auszutauschen. Historisch merkwürdige Orte sind Skaltholt, der alte Bischofssitz, einst das nordische Athen genannt, weil hier die größte wissenschaftliche Regsamkeit herrschte, Saurboer, wo die erste christliche Kirche erbaut wurde, Reikholt, der Wohnort Snorro Sturlesons, Thingvalla, wo von 928—1690 die allgemeine Volksversammlung unter freiem Himmel gehalten wurde. Seitdem versammelte sich das Althing in einem geräumigen Hause, bis es 1800 nach Reikiavik verlegt wurde. Durch Naturschönheit ausgezeichnet ist namentlich Stappen, ein kleiner Handelsplatz an der Küste, in dessen Nähe die Stappenfelsen, zwei von der Natur geformte Obelisken von 240 Fuß Höhe aus dem Meere emporsteigen. Die Basaltformationen dieser Gegend, mit ihren bald wagerecht geschichteten, theils senkrecht stehenden, in phantastische Gestalten zerklüfteten Pfeilern erinnern lebhaft an Staffa.

Den Charakter der Einwohner können wir nicht besser schildern, als mit den Worten Andree's in dessen vortrefflichem, nicht genug anzuempfehlenden Buche

über Amerika: „Die heutigen Isländer, Nachkommen der streitbaren Wikinger sind blond, haben blaues Auge, mittlere Größe und wegen Mangels an guter und reichlicher Nahrung einen schwächlichen Körper. Der melancholische Charakter ihrer Insel spiegelt sich in ihrem Gemüth und in ihrer Lebensweise ab. Sie hausen zwischen dem brausenden Meere und den tosenden Vulkanen, in einem wild zerrissenen Lande, haben Mühe und Noth ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, und sind daher ernsthaft, sinnend, ruhig, aber doch nicht ohne heftige Leidenschaften. Sie ertragen die größten Entbehrungen mit gefaßtem Muthe, sind nicht leicht zu großen Anstrengungen zu bewegen, aber doch ausdauernd. Sie beobachten scharf, haben viel Urtheil und halten zäh an alten Sitten und Bräuchen. An ihrer Heimath hängen sie mit treuester Liebe, und oft beschleicht sie in fernen, von der Natur hochbegünstigten Ländern das Heimweh. In den sogenannten Städten wohnen Manche in norwegisch eingerichteten Häusern; aber die Wohnungen der Uebrigen zeugen von der großen Armuth der Insel. Die Hütten bestehen bis zu einer Höhe von etwa vier Fuß aus unbehauenen Steinen. Zwischen denselben sind Schichten ausgestochenen Rasens regelmäßig eingefügt, sie halten die Zugluft ab. Das auf den Wänden ruhende Dach besteht aus Brettern und ist mit Rasen bedeckt. Fenster hat die Hütte nicht; höchstens vertritt eine düstere Scheibe die Stelle derselben, und auch diese findet man nicht allenthalben. Ein Faß, welchem man den Boden ausgeschlagen, dient statt des Schornsteins; oft entweicht aber auch der Rauch nur aus einer im Dache gelassenen Oeffnung. Die Küche nimmt einen eigenen Raum im Innern ein, ist aber manchmal auch neben das Wohnhaus gebaut, und mit demselben durch einen langen Gang verbunden. Gedielte Fußböden fehlen; das Hausgeräth ist im höchsten Grade einfach; Sinn für Nettigkeit und Zierlichkeit ist nicht vorhanden, wohl aber widerwärtige Unreinlichkeit. In Folge des häufigen Genusses von Fischen, der ärmlichen Lebensweise, der dumpfen Luft in den Wohnungen und des Mangels an körperlicher Bewegung ist ein lästiger Aussatz häufig, welcher der Elephantiasis gleicht. Unter so ungünstigen Umständen bleibt es zu verwundern, daß doch ein Sinn für geistige Ausbildung ziemlich verbreitet ist. Die Schilderungen der Reisenden mögen in dieser Beziehung manchmal übertrieben sein; gewiß bleibt, daß die Isländer mit geistigen Anlagen reich ausgestattet sind. Fast Alle können lesen und schreiben, und kein Mädchen darf heirathen, wenn es nicht lesen kann*). Das Leben verfließt ihnen schlicht und einfach; sie fischen und besorgen ihr Vieh; in den Mußestunden spielen sie Schach, oder lesen, und erzählen einander die Geschichte ihrer Vorfahren. Die Geistlichen, obwohl Hauptträger der Gesittung auf Island, leben in den allerdürftigsten Verhältnissen. Manche haben nur zwanzig bis vierzig Thaler jährliche Einkünfte, und der Schotte Hock traf einen Prediger, der sehr kränklich war, und dessen Familie die Köpfe und Eingeweide der Fische aufas, welche die Dienerschaft dieses Reisenden bei Zubereitung der Speisen weggeworfen hatte. Mackenzie fand den Probst eines Bezirkes so arm, daß dieser geistliche Würdenträger, der aber doch eine beträchtliche Sammlung von Büchern hatte, in seiner Kleidung und äußern Erscheinung ein so armseliges Bild darbot, daß der Reisende gar es nicht schildern mochte. Wenn frühere Berichterstatter auf dem Felde arbeitende, Heu mähende Bauern angetroffen haben wollen, die

*) Der Missionär Henderson sprach 1814 auf Island mit einem Manne über Persien und erwähnte einer im Jahre 1229 erlassenen Verfügung des Schahs. Ein Knabe meinte, das sei eine alte Verordnung, aber ein neben ihm stehender Bauer fiel berichtigend ein, daß die Mohamedaner nach der Flucht des Propheten, nach der Hedschra rechneten. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts befanden sich die Isländer offenbar auf einer sehr niedrigen Stufe. Der hamburgische Bürgermeister Anderson, der vor nun hundert Jahren seine „Nachrichten von Island" schrieb, entwirft eine sehr düstere Schilderung: „Die Meisten sind abergläubisch und leichtsinnig im Schwören: so daß Mancher sich kein Gewissen macht, für ein paar Mark

ein elegantes Latein schreiben — eine Angabe, deren Richtigkeit wir dahin gestellt sein lassen, — so ist es doch gewiß, daß jetzt auf Island viele Geistliche sehr anstrengende Hausarbeiten verrichten, Torf graben, und um nothdürftig ihr Leben zu fristen, neben dem Pfarramte das Handwerk eines Grobschmieds betreiben. Die meisten Kirchen befinden sich im allertraurigsten Zustande."

Naddodd, ein Seeräuber, der auf einer Fahrt nach den Faröern weit nach Norden verschlagen wurde, ist der Entdecker von Island. (861.) Wenige Jahre später wurde der schwedische Seefahrer Gardar von Stürmen zu der Insel geführt, auf der er ein Haus erbaute (864). Seine Rückkehr fiel in eine Zeit, in der die freien Wikinger Norwegens der Macht der Könige zu erliegen anfingen und sich nach einem Lande sehnten, „wo die Männer vom Druck der Könige und Tyrannen frei wären." Die Auswanderung begann und dauerte sechszig Jahre lang so stark und ununterbrochen fort, daß Harald jedem verbot, Norwegen ohne seine Erlaubniß zu verlassen. Als die ersten Auswanderer in die Nähe des Landes kamen, ließen sie Raben fliegen, daß sie ihnen die Lage des Landes andeuteten, und nannten die Insel Island wegen der Massen von Treibeis. Hundert Jahre später war Island so stark bevölkert, wie die natürlichen Bedingungen überhaupt gestatten. Die Verfassung, welche sich die Ansiedler gaben, war eine republikanische, von einer den Verhältnissen angemessenen Einfachheit. Oberster Beamter der Insel war der Lagmann, anfangs auf Lebens lang, dann auf kürzere Zeit gewählt, jeder der vier Abtheilungen des Landes standen Richter vor, ursprünglich vom Volk gewählt, dann aber mit erblichem Amt, was in der Verbindung der richterlichen mit der priesterlichen Würde seinen Grund hatte. Bei dem Lagmann, dessen Rechte mehr umfassender Natur waren, blieb man bei der Volkswahl. Die einzelnen Abtheilungen hatten jede ihre Volksversammlung, in der die gemeinsamen Geschäfte geordnet wurden, in Angelegenheiten der ganzen Insel entschied die allgemeine Volksversammlung, das Althing. Jährlich im Mai versammelte man sich am Thingvalla-See und blieb vierzehn Tage beisammen, jeder freie Mann hatte Zutritt und Stimmrecht. Das Gesetzbuch Islands, so lebendig im Volke, daß man es erst nach zwei Jahrhunderten niederschrieb, war der Ausfluß der Volksgewohnheiten, gerecht und streng. Unverschuldete Armuth wurde von der Gemeinde erleichtert, verschuldete unerbittlich bestraft. „Bettler sollen entmannt werden", sagt das Gesetz, „und sollte auch ihr Tod darauf folgen. Sie leben als Feinde der Gesellschaft und sollen sich nicht in ähnlichen Kindern fortpflanzen." Diese armen Republikaner waren, so lange sie im Heidenthum beharrten, wegen ihrer Poesie, ihres Witzes, im nördlichen Europa bekannt und geachtet. Die Sagensammlung, die hier Snorro Sturleson niedergeschrieben hat, ist die reinste Quelle nordischer Poesie und Mythologie. Das Christenthum, dessen Einführung lange Zeit und schwere Kämpfe erforderte, schwächte die Eigenthümlichkeit der Isländer ab und erzeugte eine Aristokratie, deren Anmaßungen und Fehden die Insel ohnmächtig machten. 1261 unterwarf sich Island den norwegischen Königen. Es ist erwiesen, daß ein Isländer, Leif, der Sohn Eriks des Rothen, um das Jahr 1000 Amerika entdeckt hat. Das gute Winland, das Leif entdeckte und dem ein Deutscher Tyrker diesen Namen gab, begreift die Küste zwischen Boston und Neuyork. Auch die östliche Küste

---

wider seinen nächsten Blutsverwandten einen falschen Eid zu thun, sind zänkisch und boshaftig, rachgierig, hämisch und tückisch: unmäßig, geil und unzüchtig, betrüglich und diebisch." Er tadelt an ihnen die Völlerei. „Durchgängig ist ihr liebstes Getränk Branntwein, worin sich jung und alt, Mann und Weib aufs schändlichste besülen oder besaufen." S. 121 und 136. Der Geistlichkeit gebührt, wie Mackenzie an mehreren Stellen seines Werkes über Island nachweist (z. B. S. 395 fgg. der deutschen Ausgabe), das Verdienst, die Zustände zum Besten gekehrt zu haben.

der Baffinsbai, der Lancastersund und ein Theil der Barrowstraße wurden besucht. In den alten Nachrichten geschieht schon Erwähnung des angeschwemmten Treibholzes, der vielen Walfische, Phoken, Walrosse und Seebären. Nach 1357 ging ein Schiff von Grönland nach Markland (Neuschottland), um Bauholz und andere Bedürfnisse einzusammeln. Dies ist die letzte Nachricht von dem normännischen Amerika, welche uns die alten Quellenschriften aufbewahrt haben. Diese Entdeckungen haben keine Folge gehabt, wenn man nicht annehmen will, daß Kolumbus, der 1477 Island besuchte, hier Nachrichten erhalten habe, die ihn zu seinem großen Unternehmen ermuthigten. Das frische Leben der Insel hörte auf, seit sie norwegische und später dänische Provinz wurde, auch die Reformation konnte die alten Triebe nicht wieder erwecken. Vulkanische Ausbrüche, pestartige Krankheiten schlugen tiefe Wunden, Seeräuber aus Frankreich und England, 1627 sogar Barbaresken aus Algier, plünderten die Küsten und zerstörten noch viel mehr als sie mit sich nahmen. Dänemark trug wenig Sorge für die Insel, die Aufhebung des Althings zu Anfang dieses Jahrhunderts war ein Zeichen von Aufmerksamkeit, das die Inselbewohner mit tiefem Grimm erfüllte. Diese Stimmung ermunterte 1809 einen Dänen, Jörgensen, zu dem tollen Versuche, Island unabhängig zu machen. Wie Oehlenschläger in seinen Denkwürdigkeiten erzählt, gedachte dieser Mann sich zum König aufzuschwingen. Er setzte den Statthalter ab, ein Symbol des neuen Staats, drei weiße Stockfische im blauen Felde, war gefunden. Da aber das unabhängige Island nur durch englische Hülfe bestand, so war sein Dasein dahin, als England nicht mehr nöthig fand, sich seiner Schützlinge im Polarmeere anzunehmen.

Der groteske Versuch Jörgensen's wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht auf der Insel ein neuer Geist sich kundgegeben hätte, der zunächst aus dem wiedererwachten Interesse für altnordische Literatur seine Nahrung zog. Selbst eine politische Bewegung gab sich kund, als bei der Abfassung der dänischen Provinzialverfassung auch Island mit einer theilweisen Restauration seines alterthümlichen Althings bedacht wurde. Der Entwurf der Verfassung rief auf der Insel eine starke, jedoch erfolglose Opposition hervor. Die Lage des Landes und die Stimmung seiner Bewohner lernt man am besten aus der Adresse kennen, welche die Isländer nach Kopenhagen schickten. Sie ist an den Prokurator Christensen, Mitglied der Roeskilder Ständeversammlung, gerichtet und lautet: „Wir haben unlängst erfahren, edler Herr, mit welchem Nachdruck Sie unsere Sache in der Röeskilder Ständeversammlung verfochten haben und finden uns bewogen Ihnen unsern innigsten Dank dafür auszudrücken. Von dem was früher in den seit 1835 berufenen Provinzialständen in Bezug auf Island verhandelt worden, haben wir durchaus keine Kunde erhalten. Erst aus den Verhandlungen von 1840 haben einige unserer Landsleute in Kopenhagen aus Liebe zum Vaterland einen Auszug ins Isländische übersetzt und mit einigen erläuternden Bemerkungen in die Heimath gesandt, und mit Bedauern mußten wir daraus ersehen, daß unsere billigen und wohlgegründeten Petitionen vom Jahr 1838 abgewiesen worden, und daß im Jahr 1840 zwar der eine unserer Deputirten, Herr Etatsrath Finn-Magnussen, einiges zu unserm Vortheil, der andere uns vom König bestellte Sprecher aber wenig vorgebracht hat was uns nicht offenbar zum Nachtheil gereichen mußte. Ueber die letzten Verhandlungen haben wir wieder bis jetzt nichts Offizielles erfahren, und die auch hier vom König niedergesetzte Kommission hat ihre Versammlungen in Reikiavig nicht allein bei verschlossenen Thüren gehalten, sondern auch wie es scheint strengen Befehl nichts zu veröffentlichen bis wir es durch die sogenannte „Zeitung“ aus Kopenhagen erfahren, die dort auf Kosten eines Privatmanns gedruckt wird und zu uns so spät gelangt, daß wir unmöglich die in Dänemark versammelten Stände benachrichtigen können, ob wir mit den Vorschlägen der erwähnten Kommission einverstanden sind oder nicht. Diesmal hat die Nachricht, daß ein Grundbesitz von

10 Hundert Werth von der Kommission als Basis des Wahlrechts und der Wählbarkeit angesetzt worden ist, das größte Mißvergnügen unter uns erregt, und es bleibt uns nur die Hoffnung, daß unsre Deputirten mit Muth und Ausdauer gegen solche Bestimmungen protestiren und unser Wohl wie unsere Rechte vertreten werden. Wenn ein fester Grundbesitz bei uns als Bedingung des Wahlrechts gelten soll, so kann unmöglich (wie es doch des Königs Wille war) ein Althing zu Stande kommen, das heißt eine Versammlung, worin alle Stände und überhaupt alle, Arme und Reiche, ihre gewählten Sprecher haben, worin die Weisesten und Gerechtesten als Freunde des Königs und des Volks zusammen kommen, die sowohl des Herrschers allerhöchsten väterlichen Willen als der ganzen Nation gemeinsames Interesse vor Augen haben und beide zu vereinigen trachten. Durch den von der Kommission gegen ihre bessere Ueberzeugung, nur aus Mangel an Muth vorgeschlagenen Wahlgrundsatz werden dagegen fast alle Eintrachtsbande zerrissen und die wenigen reichen Grundbesitzer werden nichts vertreten als ihre eigenen Interessen. (Das Unzweckmäßige dieser Wahlbeschränkung wird sodann ausführlich nachgewiesen.) In Dänemark lasten die Hauptabgaben auf dem Grundbesitz, daher mag es dort zweckmäßig sein, diesen als Basis des Wahlrechts hinzustellen; aber aus demselben Grund paßt das nicht für uns, da wir nach dem Werth der beweglichen Habe besteuert sind; und es wäre wirklich unbegreiflich, wenn kein Mitglied der Kommission an diesen wesentlichen Unterschied gedacht haben sollte. Dazu kommt noch, daß das Althing ein uraltes Institut unseres Landes ist, und daß die dabei obwaltenden Grundsätze auch nach dessen Abschaffung und Einführung des Land-Obergerichts in Kraft bleiben, so daß uns ein offenbares Unrecht widerführe, wenn nun plötzlich das Wahlrecht an den festen Grundbesitz allein geknüpft werden sollte, während nach unsern uralten Satzungen alle dazu berechtigt sind, welche Thingfarekjöb bezahlen, d. h. eine bestimmte Summe für die Reisen der Deputirten zum Althing und zur Entschädigung für ihren Aufenthalt daselbst, wie auch zur Bezahlung der Männer, die der Deputirte oder Geschäftsführer zu seiner Begleitung zu ernennen befugt ist. Bei uns sollte daher kein Familienvater vom Wahlrecht ausgeschlossen sein. (Folgen verschiedene Rathschläge über den Wahlmodus.) Die von der Kommission vorgeschlagene Anzahl der Abgeordneten zum Althing scheint uns zu gering; es sollten wenigstens 42 sein, nämlich: für den geistlichen Stand 2; für das Schulwesen 1; für die Armen, deren Rechte und Interessen nach der Eigenthümlichkeit unserer Verhältnisse gewiß durch einen eignen Deputirten vertreten werden sollten, den der Amtmann jedesmal im Namen des Königs ernennen könnte, 1; für den Handelsstand 2, für die Reikiavig ebenfalls zwei, für jeden größern Thingbezirk zwei, also zehn für jedes der drei Aemter und außerdem noch vier vom König zu ernennende. Bei einer so großen Anzahl wären dann die Ersatzmänner ganz überflüssig. Was die Sprache betrifft, so ist es kaum zu begreifen wie Jemand auf den Glauben kommen könnte, daß etwas anderes als Isländisch auf dem Althing gesprochen werden sollte, da die Deputirten mit wenigen Ausnahmen nur diese Sprache kennen. Auch der Regierungskommissar müßte natürlich in dieser Sprache bewandert und überdies durch längern Aufenthalt im Lande mit allen Verhältnissen desselben genau bekannt sein, und ein erst neulich angekommener dänischer Stiftsamtmann z. B. wäre dazu in keiner Hinsicht geeignet. Es sind zwar auch die Interessen der dänischen, hier etablirten Kaufleute zu vertreten, allein diesen kann es nicht schwer werden, einen passenden Deputirten unter den Eingeborenen oder solchen Dänen zu finden, die bei längerm Aufenthalt im Lande mit dessen Sprache vertraut sind. Was ferner die Oeffentlichkeit betrifft, so wäre es zu wünschen, daß es bei der altherkömmlichen Weise die Versammlungen unter freiem Himmel oder wenigstens bei offenen Thüren zu halten sein Bewenden habe. Wer den Muth hat vor den höchsten Beamten und den gewählten Abgeordneten seine Meinung zu äußern, der wird sich gewiß auch nicht scheuen, vor andern Landsleuten zu

sprechen; was aber bei verschlossenen Thüren verhandelt wird, reizt nur die Neugier und wird leicht mit Verdrehungen und Entstellungen im Volke verbreitet. Auch sollten die Verhandlungen so rasch wie möglich durch den Druck allgemein bekannt gemacht werden, damit die Deputirten noch während der Verhandlung mit den Ansichten und Wünschen der Wähler bekannt werden. (Schließlich folgen noch Erörterungen über die Kosten dieser Repräsentation und deren zweckmäßige Deckungsart.) Ein so organisirtes Althing würde uns eine theure Institution sein, geeignet Eintracht und Gemeingeist zu fördern und kindliche Liebe zum Landesvater zu nähren, während die von der Kommission in Reikiavig vorgeschlagene und von der Kanzlei gebilligte Organisation bei uns und der ganzen Nation nur Unzufriedenheit und Mißmuth hervorrufen würde. Diese unsere Ansichten, geehrtester Herr, bitten wir Sie vor Sr. Majestät und den höchsten Regierungskollegien zu erörtern und zu vertreten 2c."

Die Unzufriedenheit, die sich in diesem Dokumente ausspricht, hat im Laufe der jüngsten Jahre zugenommen. Die Dänen wollen von keinen begründeten Beschwerden wissen, sie beschuldigen eine Partei, deren Eitelkeit dadurch genährt worden sei, daß Dichter, Geschichtschreiber, Sprachforscher und Alterthumskundige auf Island als auf ein heiliges Ueberbleibsel der Heroenzeit schauten, daß nicht wenige zu neuen Beobachtungen dort hingeeilt seien, daß selbst der jetzige König als junger Prinz einen Besuch abgestattet habe. Seit längerer Zeit, sagt die „Altonaer Zeitung", existire ein Jung-Island, wie vordem ein Jung-Italien, das neu-isländische Schriften herausgebe, deren Wirkung eine eben so aufregende sei, wie die der jung-slavischen Literatur. Die neuesten Ereignisse auf der Insel sollen das Werk dieser isländischen Partei sein. Der Hergang ist dabei folgender gewesen: 1848 und so lange der Kampf mit Schleswig-Holstein dauerte, verfuhr Dänemark mit den Isländern sehr rücksichtsvoll und machte Versprechungen, welche den Ansprüchen der Insel auf eine gewisse Selbständigkeit Befriedigung in nahe Aussicht stellten. Ganz anders wurde der Ton, nachdem Dänemark der Unterstützung der Großmächte sich versichert und durch die Idstedter Schlacht freiere Hand gegen die Herzogthümer bekommen hatte. Im Sommer und Herbst von 1850 hörte man mehrmals von unruhigen Bewegungen, selbst von Aufstandsversuchen, und diese Gerüchte erhielten dadurch eine gewisse Konsistenz, daß zwei Dampfschiffe mit dänischen Truppen am Bord nach Island abgingen. Als königlicher Bevollmächtigter und Stifsamtmann erschien Graf Trampe, der durch seine Schroffheit die Stimmung erbittert zu haben beschuldigt wird. Graf Trampe wird außerdem noch angeklagt, absichtlich Hader hervorgerufen zu haben, vielleicht im Auftrage seiner Regierung, die ihren centralisirenden Gesammtstaat Dänemark auf Island ausdehnen will. Das Althing wurde aufgelöst, seine Mitglieder trennten sich, nachdem sie eine Adresse an das Volk erlassen und eine Deputation nach Kopenhagen geschickt hatten. Die Adresse lehrt uns die Forderungen der Isländer kennen. Island soll als ein eigenes Reich betrachtet werden, dessen Name seinen Platz im Titel des Königreichs finden wird. Es erhält sein eigenes Ministerium, ein geborner Isländer wird als selbständiger Repräsentant der Insel im dänischen Staatsrath einen Platz einnehmen, die Erbfolge bleibt die dänische. Entstehen Differenzen, so soll das norwegische Storthing zwischen Island und Dänemark schiedsrichterlich entscheiden.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. G. Gato in Meißen.

Hans David Ludwig von York, Graf von Wartenburg. I.*) Nach einer Familientradition stammen die Yorks von England, von der Familie, deren Haupt den Titel eines Earls von Hardwicke führt. In den Zeiten Cromwels wanderten sie aus, nach Schweden, von da nach der ostpreußischen Küste. Bei einer Heirath trat der Stammvater Yorks zum protestantischen Glauben über, bei dieser Gelegenheit erwarb er auch das Gut Gussow in Hinterpommern, das noch Yorks Vater besaß. Dieser trat als gefreiter Korporal in das preußische Heer, rückte nach Eröffnung des siebenjährigen Kriegs zum Unterlieutenant auf, und erhielt 1759 eine Grenadierkompagnie. Am 26. September desselben Jahres, in dem der Vater zu einer damals eben so einträglichen als ehrenvollen Stelle gelangte, wurde der Sohn geboren; wo wußte er selbst nicht anzugeben, meinte aber, es sei auf dem pommerschen Gute gewesen. Seine Mutter, Marie Pflugin, war eines Handwerkers Tochter in Potsdam, von ihr und einem zweiten Sohne, den sie gebar, findet sich keine weitere Kunde. Nach beendigtem Kriege kam der Vater in Garnison nach Königsberg und Braunsberg, an beiden Orten die Erziehung mit der Strenge, die ihm vom Exercierplatz her eigen war, selbst leitend. Kenntnisse konnte er dem Sohn nur die nothdürftigsten mittheilen, desto mehr hörte dieser vom Kriegswesen und vom siebenjährigen Kriege, in dem der Vater mitgefochten und vier Brüder auf dem Schlachtfelde gelassen hatte, zwei bei Leuthen, einen in der Prager Schlacht, den letzten in dem Würgen bei Kunersdorf. York fühlte später oft, wie viel er bei diesem Unterricht versäumt hatte. „Die verdammten mirs und michs", pflegte er zu sagen, „beim Schreiben geht es noch, da macht man einen Zug, und jeder kann es lesen wie er will, aber beim Sprechen muß man heraus damit." Körperliche Kraft und Gewandheit eignete er sich unter der Leitung des väterlichen Erziehers vortrefflich an, wie man den Degen zu Hieb und Stoß führen, das wildeste Pferd reiten, tanzen und voltigiren müsse, kannte er genau, als er 1772 als Junker seine kriegerische Laufbahn antrat. 1775 erhielt er das Fähnrichs-, zwei Jahre später das Lieutenantspatent, und hatte nun zehn Thaler monatlich, ohne Zuschuß vom Hause. Da machte es sich denn ganz von selbst, daß er die Lehren seines Regimentschefs befolgte, junge Offiziere dürften keinen andern Ort der Erholung kennen als den Exercierplatz. Sein erster Feldzug war der gegen Joseph II., eine militärische Demonstration, gegen die der Soldatenwitz sich erschöpfte, indem er bald von einem Kartoffelkrieg sprach, bald behauptete, man habe nicht Lorbeern, sondern nur Gras und Heu geerntet. Yorks Regiment hatte das Unglück, in Habelschwerdt überfallen und gesprengt zu werden, York selbst benahm sich dabei ausgezeichnet und schlug sich durch, aber Friedrich II. trug in seinem Alter solche Vorfälle jedem einzelnen Offizier nach, wie der junge Lieutenant bald erfahren

---

*) Der erste General des Freiheitskriegs, in dem Sinne der erste, daß er zuerst in die Bahn hinübersprang, die zu unsterblichem Ruhm, oder zu rettungslosem Untergang führen mußte, ist zugleich der unbekannteste. Das Dunkel, das ihn einhüllte, schien dem Licht unzugänglich zu sein; man wußte, daß er zu Anfang der zwanziger Jahre den größten Theil seiner Papiere verbrannt habe, eine Biographie, woran der General von Valentini lange gearbeitet hatte, war spurlos verschwunden. Jetzt bietet uns Droysen ein Leben Yorks, wobei nicht blos jene wieder aufgefundene Biographie, sondern auch was von Aufzeichnungen, Papieren und Briefen Yorks, was von Notizen und größern Aufsätzen der Freunde über ihn vorhanden war, benutzt wurde. Dieses Droysen'sche Werk ist unsere Quelle. Die Oekonomie der E. B. nöthigt uns, den reichen Stoff in zwei Abtheilungen zu sondern. Dieser erste Theil bricht ab mit der größten Wendung unserer neuesten Geschichte, mit dem Vertrage von Tauroggen, die zweite Abtheilung wird die Thätigkeit Yorks in den Freiheitskriegen und sein ferneres Leben bringen.

sollte. Ein Hauptmann seines Regiments hatte in einem böhmischen Dorf eine Altardecke mitgehen heißen, weshalb die Offiziere, als der Vorfall bekannt wurde, nicht mehr mit ihm dienen wollten. Es wurde eine Demonstration verabredet, York traf zufällig die Reihe, das erste Zeichen zu geben, indem er bei der nächsten Wachparade, als jener Offizier das Kommando übernehmen wollte, das Sponton zur Erde kehrte. Die andern Offiziere, die nach ihm dasselbe hätten thun sollen, traten zurück, die Demonstration war ins Wasser gefallen, York eines Vergehens gegen die Subordination schuldig. Das Kriegsgericht verurtheilte ihn zu Festung und Kassation, Friedrich II. schrieb unter das Urtheil: „Geplündert ist nicht gestohlen, York kann sich zum Teufel scheeren." Die Zeit, die er auf der Citadelle von Königsberg zubrachte, verschaffte ihm einen Theil der Kenntnisse, die man bei seiner Erziehung nicht beachtet hatte. Er eignete sich die französische Sprache an und studirte mit großem Eifer Kriegswissenschaften und Kriegsgeschichte. Ihm diese Muße verschafft zu haben, war die letzte unfreundliche Aufmerksamkeit Friedrichs II., von einer Wiederanstellung wollte der König nichts wissen, „weil solches nicht von guten Folgen sein würde", und York hatte nun im Vaterlande nichts mehr zu hoffen. Mit guten Empfehlungen und schlechten Geldmitteln ging er nach dem theuren Holland, um sich mit Schrecken zu überzeugen, daß er eine sehr ungünstige Zeit gewählt habe. Da half der Zufall. Zu seinen Bekanntschaften gehörte ein Schiffskapitän Kinsberg, und dieser forderte ihn auf, eine Seefahrt mitzumachen, wobei er vielleicht einem Gefecht mit den Engländern beiwohnen könne. York nahm den Vorschlag an, und so geschah, daß das erste große Gefecht, dem der preußische Soldat beiwohnte, eine Seeschlacht war. In dieser Schlacht an der Doggersbank siegten die Holländer, und ihm wurde der ehrenvolle Auftrag zu Theil, die erste Kunde des Siegs dem Erbstatthalter zu überbringen. Er traf diesen im Haag im Theater, das Stück wurde unterbrochen, York verkündete von der Bühne herab unter lautem Jubel seine Botschaft. Die Kompagnie bei der Garde, die man ihm als Dank und Botenlohn gab, verkaufte er sofort, um die Schulden zu decken, in die das Leben bei Hof und das Spiel, dem er sich leidenschaftlich hingab, den mittellosen Mann gestürzt hatten. Sein Thatendurst war bei diesem Entschlusse zur Hälfte betheiligt. Holland war mit England um Nordamerika in einem Kriege, der voraussichtlich nur die Seemacht und die Truppen in den Kolonien beschäftigte. Um Gefechte und Schlachten zu sehen, verschaffte sich York eine Kompagnie in dem nach den Niederlassungen bestimmten Regiment Meuron, bei dessen Bildung er durch Werbungen am Rhein und durch Unterhandlungen in Paris mitwirkend war. Am 2. Septbr. 1782, nach langen Zögerungen, schiffte das Regiment sich ein, am 6. Februar 1783 landete er am Vorgebirge der guten Hoffnung. York wurde auf die Flotte befehligt, sein zweiter Feldzug war mithin wieder ein Seekrieg. Daß er hier mit dem unvergleichlichen Seehelden Suffren in nächste Berührung kam, blieb ihm Gewinn fürs ganze Leben. In der letzten Seeschlacht des Kriegs in der Nähe von Cuddalore wurde York verwundet. Er stürzte vom Vorderdeck, die Ankerspitze, auf die er traf, rettete ihn von dem Tod in den Wellen, zerriß ihm aber die Wade. In Trinkomale auf Ceylon, wo er hergestellt wurde, blieb er in Friedensgarnison, damit beauftragt, den Schmuggelhandel an der Küste und das Einsammeln des Zimmts im Innern zu überwachen. Es war weder ein ruhiger noch ein friedlicher Dienst, die unabhängigen Cingalesen des Innern machten ihm weniger zu schaffen, als die trotzigen verwilderten Kerle, deren Offizier er war, unter die er mehrmals mit Degen und Pistole fahren mußte. Zuletzt bändigte er sie, der chevalier prussien, der petit diable wurde eben so gefürchtet als geliebt. Mit dem Herbst 1783 führte er seine Kompagnie nach dem Kap zurück, wo er ein Mädchen liebte, das ihm mit derselben Zuneigung ergeben war. Die Eltern wußten nichts davon, das Verhältniß kam erst zu Tage, als ein junger reicher Kaufmann als Bewerber auftrat. Nach schweren Kämpfen willigte York in die

Bitte des Freiers, seinen Rechten zu entsagen, und bat sich nur die Gunst aus, der Trauung beiwohnen zu dürfen. Er stand in der Kirche zur Seite, hörte fest und kalt der Rede des Pfarrers zu; als die Braut ihr Ja sprach, stürzte er zur Erde. Er wünschte sich hinweg vom Kap. Er bat um Urlaub nach Europa, verkaufte seine Kompagnie; mit dem nächsten Schiffe kehrte er nach Europa zurück.

In Holland, wohin er in den ersten Tagen des Jahres 1785 — wahrscheinlich in Gesellschaft des berühmten Reisenden Le Vaillant — zurückkehrte, war der Streit zwischen den Patrioten und dem Erbstatthalter zur höchsten Erbitterung gediehen. Ihm wurden die glänzendsten Anerbietungen gemacht, wenn er in den Dienst der Staaten trete, er wies sie alle zurück, aus Haß gegen die „Crapule“, aus Dankbarkeit gegen den Erbstatthalter. Die Pension, die ihm die ostindische Gesellschaft für Dienste und Verwundungen schuldete, verwandelte er in ein Kapital, damit ging er nach Preußen zurück. Vom Haag aus hatte er auf die Empfehlung der Erbstatthalterin, die eine geborene preußische Prinzessin war, sich zweimal an Friedrich II. um neuen Dienst gewandt und beide Male abschlägliche Antwort erhalten. Das zweite Gesuch ließ er abgehen in dem Wahne, daß der König, der die Weigerung mit Yorks Verwendung im Seedienst motivirt, dies nicht als Vorwand brauche, sondern wirklich glaube, daß sein ehemaliger Lieutenant nicht wieder bei den Landtruppen gestanden habe. Er berichtete also den Irrthum in einem zweiten Schreiben, aber der König antwortete wieder: „Ich muß nach seinen letzten Seediensten billig Bedenken tragen, Ihn bei der Infanterie wieder anzustellen, und das würde eben so viel seyn, als wenn ein Koch wollte Tanzmeister werden.“ York kam als Attaché der holländischen Gesandschaft nach Berlin, sechs Monate später starb Friedrich der Große, und York that neue Schritte, wieder Dienst zu bekommen. Zweimal erhielt er zur Antwort, „es sei keine Vakanz in der Armee“, das dritte Bittschreiben hatte endlich Erfolg. Man gab dem noch nicht dreißigjährigen eine Füsilierkompagnie im Saß'schen Regiment. Das Korps gehörte zu der leichten Infanterie, zu deren Schaffung die Ueberlegenheit des österreichischen Fußvolks Veranlassung gegeben hatte, und den Offizieren war die Aufgabe gestellt, die eben neu auftauchende Lehre vom Terrain sich theoretisch und praktisch anzueignen. York paßte mit seiner Jägernatur ganz zu seiner Aufgabe, fast alle andern Offiziere waren schlecht an ihrem Platze, sprachen von dem neuen Wesen mit Wegwerfung und prophezeieten den Verfall der Armee, wenn man die Distanzen und den Paradeschritt vernachlässige. Der gewöhnliche Garnisonsort des Regiments, Breslau, war der Sammelplatz des reichen Adels, es wurde ein hohes Spiel gespielt, und York kam in Schulden. Das gewöhnliche Auskunftsmittel: eine reiche Frau, war die bequemste Rettung, und in der That war York mit einer adeligen Dame, die denselben Verdruß wie Aesop hatte, ziemlich weit gediehen, als ihm die Sorge kam, „ob nicht nach so argem Anfange einst frevelhafte Gedanken in ihm rege werden könnten.“ Statt der Reichen nahm er eine Arme, eine Kaufmannstochter, Johanna Seidel, anmuthig und anspruchslos, von weichem, anschmiegsamen Sinn, voll innigster Liebe für ihn.

Der Krieg gegen Polen rief York ins Feld. Dieser Feldzug war für Preußen unrühmlich, ja er hätte selbst eine üble Wendung nehmen können ohne das rasche Vordringen der Russen und Suwarows Sturm auf Warschau. Eines der wenigen größern Gefechte, zu denen es für Preußen kam, das Treffen von Szekoczyn, wurde durch York gewonnen, indem dieser zwei zersprengte Bataillons sammelte, sich damit auf die Sensenmänner warf und den linken feindlichen Flügel aufrollte. Nachdem der Fall von Warscha alles entschieden hatte, mußte er noch in Wald und Moor einen fast endlosen Krieg gegen Parteigänger führen, worauf er zur Erholung nach Widawa, einem der elendesten polnischen Nester, in Garnison kam. Länger als zwei Jahre blieb er hier, und auch sein neuer

Aufenthaltsort, Johannisburg, wo er endlich wirklicher Major wurde, war nicht viel besser. Danach fragte ein Mann seiner Art nicht viel; jedes Offizierkorps wie einen Orden achtend, kümmerte er sich weder um Umgegend noch Einwohnerschaft, und fand im Umgange mit seiner Familie, in seiner Häuslichkeit, die ihm durch den Bau eines eigenen Hauses noch lieber wurde, Ersatz für das, was die Kameradschaft ihm nicht gewähren konnte. Die etwas gelockerte Disciplin stellte er mit Liebe und Strenge her, ohne eines der damals gebräuchlichen Mittel, und übte sein Bataillon so ein, daß es nach dem Urtheil eines kundigen Beobachters dem Ideal ziemlich gleich kam, das die neuere Erfahrung und die verbesserte Taktik seitdem erreicht hat. Er gewann sich in dieser Hinsicht einen Ruf, der ihn seinem liebgewonnenen Johannisburg entzog. Zu Ende 1799 ernannte ihn der König zum Kommandanten des Jägerregiments, weil dieses, wie die Kabinetsordre sagte, ein für die Armee sehr interessantes Korps sei, und dem König daran liegen müsse, dasselbe in der Verfassung zu wissen, die es um seinem Zweck zu entsprechen haben müsse. Dieses Regiment, von Friedrich II. eingerichtet, jedoch nie zu wirklicher Brauchbarkeit gebracht, hatte seine eigenen Gewohnheiten und Privilegien und repräsentirte das romantische Element des preußischen Heeres. Die Offiziere waren aus vieler Herren Länder zusammengewürfelt, die Soldaten, gelernte Jäger, dienten so lange, bis sich für sie eine Versorgung fand. Soldatischer Anstand, ja nur Exercitium fand sich beim Regiment nicht, sogar bei den großen Manövern und Paraden zogen die Jäger mit schlechter Hornmusik, in einem unordentlichen Haufen vor dem König vorüber, und der große Friedrich wollte dies selbst so, denn als einst ein Oberst die Leute an etwas wie Paradeschritt gewöhnt hatte, drohte der Alte mit dem Krückstock und rief: „Wollt Ihr Schächer aus einander!“ York sah die Nothwendigkeit ein, daß er das ganze Korps im eigentlichen Sinn des Worts umarbeiten müsse. Mit den ersten Elementen des Dienstes wurde angefangen, manche hatten nicht übel Lust, sich den Neuerungen zu widersetzen. Es kostete einige harte Worte, einige energische Auftritte; die Jüngeren, namentlich auch die jüngeren Offiziere fügten sich leicht und gern den verständigen Anordnungen, freuten sich des sichtlich frischern Geistes im Dienst; man kam in kurzer Zeit zu einer völlig andern Haltung der Einzelnen und des Ganzen. Mit den ältern Offizieren hatte er dagegen seine liebe Noth, gegen diese war er unerschöpflich in immer neuen Sarkasmen, gab seinem Tadel die allerempfindlichste Schärfe und ging bis an die äußerste Grenze des Erträglichen. Kam dann einer, um ihn zur Rede zu setzen, so empfing er ihn mit der ihm eigenen vornehmen Höflichkeit, unterhielt ihn sehr angelegentlich und ließ ihn nicht auf den eigentlichen Zweck des Besuchs kommen. Mit besonderm Takt wußte er diejenigen, die er im Dienst mit der größten Härte angelassen hatte, wenn sie Abends mit ihm zusammentrafen, völlig kameradschaftlich und ohne die geringste Erinnerung an die peinlichen Vormittagsstunden zu behandeln. Ohne je mit Nebendingen und Pedanterie zu quälen, wußte er die Jäger in dem ihrer Waffe entsprechenden Felddienst zu üben, und war unerschöpflich in Weisungen und Erfindungen dieser Art. Auf den guten Ton wirkte er in einer Weise ein, daß in diesem Korps, wo die Duelle früher an der Tagesordnung gewesen waren, während seines Kommandos nicht eine einzige Rauferei vorkam. Unfreundlich blieb Yorks Verhältniß zu dem benachbarten Adel, dessen Wildstand seine Jäger, ohne daß er es je hinderte, den empfindlichsten Schaden zufügten, und mit seinem vorgesetzten General, einem grämlichen pedantischen Alten. Diesem letztern wird wohl die Härte zuzuschreiben sein, mit der gegen York verfahren wurde, als der Regimentsquartiermeister sich vergiftete und nun ein Kassendefekt von 15,000 Thlrn. entdeckt wurde. Der untersuchende General begann damit, York den Degen abzufordern und ihn in Arest zu schicken, als habe dieser den Diebstahl begünstigt. Bei der weitern Untersuchung ergab sich der Verdacht als sinnlos, und der König, an den York sich wandte, entschädigte den Gekränkten mit dem Oberstenpatent.

Bei dem nächsten Herbstmanöver in Potsdam (September 1803) feierte York seinen Triumph. Sein Regiment machte unter seiner Führung Sensation, der König äußerte, York scheine das Terrain um Potsdam besser zu kennen, als die Offiziere, welche das ganze Jahr dort wohnten. Den Orden pour le merite, der ihm angetragen wurde, verbat sich York, weil er dieses Ehrenzeichen noch auf dem Schlachtfelde zu erwerben hoffe. Statt des Ordens erhielt er die Einkünfte der Amtshauptmannschaft von Neuenhagen und Freienwalde angewiesen.

Bald nach dem Manöver wurde York in die Kommission für Versuche mit Büchsen und Gewehren berufen, und erhielt so Gelegenheit zu längerm Aufenthalt in Potsdam und Berlin. Er trat in die maßgebenden Kreise ein, ohne sich mit ihnen zu befreunden. Er blieb sowohl denen fremd, welche die taktische Dressur über alles schätzten, als denen, deren Manier es war, praktischen Mängeln auf theoretischem Wege beikommen zu wollen und mit hochfahrendem Sibyllenton alles hinwegzuwerfen, was nicht in den genialen Kreis höchst strategischer Erleuchtungen hineinreichte. Er gefiel sich darin, sich den gelehrten Offizieren gegenüber als den bloßen Praktiker und Autodidakten, als Soldaten nach dem natürlichen, gesunden Menschenverstand zu bezeichnen. Die zur Mode gehörenden Entzückungen für die Königin waren nicht nach seinem Geschmack, selbst daß sie schön sei, bestritt er; ihre Hand sei häßlich, ihr Fuß zu groß. Er fand, daß man den König gegen sie ungebührlich in den Schatten stelle, daß sie den militärischen Charakter des Hofes beeinträchtige. Einst, als man gestritten, ob den Obersten oder den Kammerherrn der Vortritt gebühre, und die Königin für die letztern entschieden hatte, antwortete er: möge in den Kammern der allerhöchsten Herrschaften der Kammerherr vorausgehen, auf dem Schlachtfelde würden Sr. Majestät Obersten nicht zu besorgen haben, daß man ihnen den Rang streitig mache. Die zweite Mode des Tags, der Prinz Louis Ferdinand, gewann ihm eben so wenig Beifall ab; wenn man diesen in seiner Gegenwart lobte, ergoß er sich in Spott über die ästhetischen Offiziere, über ihren Umgang mit Juden und Schauspielern. In den Debatten über die Tagesfragen beobachtete er Schweigen; er liebe es nicht, daß der Soldat politisire. Nur im engsten Kreise äußerte er sich, da aber mit der größten Besorgniß über die Lage des Staats, über dessen Mittel, über die leitenden Kräfte. Bekanntlich hegte auch der König dieselben Befürchtungen. Yorks Ansicht, daß Preußen nur Feinde habe, daß das Heer bereit sein müsse, nach allen Seiten hin Front zu machen, bewahrheitete sich in dem nächsten Feldzuge.

Von dem innern Leben Yorks während der Vorbereitungen zu dem Kriege von 1806 wissen wir nichts. Er that zu seinem Theil, was er konnte, noch eifriger, strenger, rücksichtsloser als sonst übte er seine Jäger, da war kein Kunstgriff, keine Möglichkeit ihres Dienstes, die nicht auf dem Uebungsplatze versucht wurden. An der Unglücksschlacht von Jena nahm er keinen Antheil, bei Langensalza erreichte ihn der regellose Strom der Flucht. York deckte nun den Rückzug gegen den Feind, der in schnellen Märschen näher kam und das fliehende Heer in dem Augenblick erreichte, als der Uebergang über die Elbe gemacht werden mußte. Das Terrain, wo die Kolonnenspitzen auf einander stießen, Altenzaun, dreiviertel Meile oberhalb der Fährstelle von Sandau, war für Jäger wie gemacht und wurde von York meisterlich benutzt. „Wenn man", sagt Valentini bei der Darstellung dieses Gefechts, „diese Aufstellung beobachtet, so möchte man sie als die Norm ansehen, nach welcher sich später unsere vorschriftsmäßige Gefechtsstellung gebildet hat; diejenigen, die Yorks Jägermanöver bei seinen Friedensübungen nicht kannten, hätten glauben können, er habe erst an diesem Tage und in diesem Terrain diese Aufstellung extemporisirt." Der Feind wurde geworfen, ein abgesessenes Dragonerregiment ergriff in vollster Verwirrung die Flucht, die Franzosen wichen weit zurück, so daß York in der Nacht den schwierigsten Theil seiner Aufgabe, den Uebergang über die Elbe, ungestört

ausführen konnte. Es war das erste glückliche Gefecht nach der Schlacht bei Jena, die alte soldatische Kunst und Sicherheit hatte sich in einer neuen glänzenden Probe bewiesen. Dennoch blieb die Entmuthigung so vorherrschend, daß ein alter Soldat zu York sagte: „Wir haben keinen Ausweg mehr, als Unterwerfung unter den allgewaltigen Napoleon, meine Brigade wenigstens wird keinen Schuß mehr aushalten.“ „Herr General“, antwortete York, „wer das im Ernst glaubt, der muß, wenn er noch Ehre im Leibe hat, sich die Kugel durch den Kopf jagen.“ Er konnte nun ahnen, daß jenseits der Elbe Dinge geschehen würden, die den preußischen Namen noch mehr brandmarkten als alles frühere. Ueber seine Leistungen in den Unglückstagen hat ihm Blücher, mit dem er haderte, das glänzendste Zeugniß ausgestellt. Am 31. Oktober durch einen Säbelhieb in den linken Arm verwundet, so daß er nur im Mantel, die Schärpe darüber, reiten konnte, focht er dennoch immer an der Spitze der Nachhut mit Entschlossenheit und Tapferkeit. Den Entschluß Blüchers, auf Lübeck zurückzugehen, tadelte er heftig, wäre es nach ihm gegangen, so hätte man bei Gadebusch in so guter Stellung, „daß einem der Mund wässerte“, eine Schlacht angenommen. In Lübeck ritt York todtmatt ein, den hochaufgeschwollenen Arm in der Binde, sich mit Mühe auf dem Pferde haltend. Er wollte um jeden Preis schlafen, das Schießen des in die Stadt dringenden Feindes weckte ihn aus dem kurzen Schlummer. Er eilt auf die Straße, den Degen in der Linken, sammelt die Jäger, als der erste französische Kartätschenschuß ihn trifft. Seine Leute wollen fliehen, Blücher ruft ihnen zu: „Jäger, wollt ihr euren blutenden Oberst verlassen?“ York war am rechten Schlüsselbein getroffen worden, in Ohnmacht zurücktaumelnd war er auf einen Jäger gefallen, dem dieselbe Kugel die Brust durchbohrt hatte. Des Sterbenden Todeskämpfe wecken ihn aus seiner Ohnmacht, nach dem Degen greifend, fühlt er den rechten Arm kraftlos, aber die Beine sind noch gesund. Mühsam richtet er sich empor, schon haben mehrere Jäger sich um ihn gesammelt, richten ihn auf, erreichen mit ihm eine Nebengasse. Man hofft sich durchzuschleichen, da stürzt eine ganze Kolonne mit gefälltem Bajonnet auf die wenigen Soldaten. York erhält einen Stich in die linke Brust, daß er niederstürzt, seine Leute werden theils niedergestoßen, theils entwaffnet, die Lebenden wie die Todten geplündert. Dabei kniet ein Kerl auf Yorks Unterleib mit solcher Gewalt, daß sofort ein Doppelbruch heraustritt. In so furchtbarem Schmerz ruft er einem französischen Offizier zu, ihn von dem Kannibalen zu befreien. Erst ein scharfer Hieb macht den Wüthenden los. York war nun ein Gefangener, seine Wunden, zum Glück nicht gefährlich, heilten nicht, da sein Quartier ein solches war, daß er durch die dünne Wand den Uebermuth und die rohen Scherze französischer Soldaten hörte. Als er bei einer gebildeten Familie Aufnahme gefunden hatte, genas er. In den ersten Januartagen von 1807 wurde er auf Ehrenwort entlassen, mit der Bestimmung, bis zum Friedensschluß oder der etwaigen Auswechslung in seinem Garnisonsort Mittenwalde zu bleiben. Er vermied auf dem traurigen Heimwege die großen Straßen, er berührte Berlin nicht, wo er Soldaten sah, waren es feindliche. Als er in sein Haus, in das Zimmer trat, wurde er von seiner Frau, seinen Kindern nicht wiedererkannt. Aber der kleine Vogel im Käfig flatterte wie vor Freuden hoch auf und fiel todt hin.

In den Verhandlungen von Osterode zu Ende Februars war auch die Auswechslung Yorks bestimmt worden, aber sie verzögerte sich auf eine unbegreifliche Weise. General Hulin war unerschöpflich in Ausflüchten, als York endlich nach Ostpreußen gehen durfte, hielt man ihn unterwegs aller Orten auf, und er war noch hinter den französischen Linien, als die Schlacht von Friedland den Krieg beendete. In Königsberg fand er seine Ernennung zum Generalmajor, mit dem König vereinigte er sich in Memel und übernahm das Kommando der dortigen Truppen. Fortan führten ihn seine dienstlichen Verhältnisse oft zu seinem Monarchen, dessen Vertrauen den Plan reifte, ihn zum Erzieher des Kronprinzen

zu machen. York lehnte aus Mißtrauen gegen seine Befähigung ab. In dem Briefe, der diese Antwort enthält, sind seine Grundsätze über Fürstenerziehung enthalten, allerdings andere, als die in Fenelon's Telemaque. Würde der weiche, mit weiblicher Empfänglichkeit ausgestattete Zögling ein anderer geworden sein, wenn der Mann mit dem Charakter von Eisen sein Erzieher geworden wäre, ist es anzunehmen, daß die romantische Gemüthsstimmung des Schülers dem altpreußischen Gepräge des Lehrers auf die Dauer sich gefügt hätte? Die Grundsätze, die er in dem erwähnten Briefe entwickelt, geben uns den Schlüssel zur Erklärung seines Verhaltens in der großen Reformzeit. Er, der auf Charakter alles gab, auf Einrichtungen sehr wenig, schrieb das Unglück von 1806 nur der Schwäche der leitenden Persönlichkeiten zu, und wurde erbittert, daß man nicht diese, sondern das altpreußische System verantwortlich machte. Daß man die alten Regimenter auflöste, deren Fahnen die ruhmreichsten Erinnerungen wach riefen, daß man den Adel eine Stufe tiefer neben den Bürgerlichen stellte, kränkte ihn aufs tiefste. Was die politischen Familien für England, das seien die militärischen Familien für Preußen, es sei ein Unglück, daß gewisse Projektmacher in England gewesen seien, und nun die in Jahrhunderten begründeten Institutionen des auf Handel, Seemacht und Fabrikwesen beruhenden reichen Englands auf das arme ackerbautreibende Preußen anwenden wollten. Das Neue war ihm ein Raub am Alten. „Wenn Ew. k. Hoheit mir und meinen Kindern ihr Recht nehmen," sagte er einst zum Prinzen Wilhelm, „worauf beruhen dann die Ihrigen?" Die Wiederhersteller des Staats haßte er grimmig, und diese, namentlich Gneisenau, gaben ihm seinen Haß unversöhnlich zurück. Als Stein entlassen werden mußte, schrieb York: „Unsere äußern Verhältnisse fangen an günstiger zu werden, auch unsere innern nehmen eine vernünftigere Wendung. Ein unsinniger Kopf ist schon zertreten, das andere Natterngeschmeiß wird sich in seinem eigenen Gift selbst auflösen. Ich hoffe, es wird bald wieder besser werden. Kehrt die ruhige Vernunft bei uns ein, und das Geschick führt uns, wie uns die Hoffnung leuchtet, einen günstigeren Zeitpunkt herbei, so hoffe ich, daß der dürrende Stamm, neu belebt, Blüthen und Frucht tragen wird." Darin ging er mit Stein und Gneisenau zusammen, daß er Kampf auf Leben und Tod mit Napoleon wollte, nur das mißbilligte er, daß viele einen Handstreich, eine übereilte Herausforderung anempfahlen. Einen der tollen Kriegspläne hat er glücklich vereitelt. Im Dezember 1808 zeigen sich bei Pillau englische Kauffahrer, ein französischer Kaper verfolgt sie. York erhält den Befehl, auf den Kaper zu schießen, aber er eilt zum König und bewirkt die Zurücknahme der Weisung. Später hat Rapp gegen ihn geäußert, daß er bei der ersten Feindseligkeit gegen jenes Schiff die Nehrung besetzt und Pillau genommen haben würde. Kein Zweifel, daß die Besatzungen der Oderfestungen und im Warschauischen sofort jener Bewegung gefolgt wären. Gegenanstalten waren keine getroffen, und die augenblickliche Vernichtung Preußens hätte, wenigstens nach Yorks Meinung, nicht abgewandt werden können. Dem Entschluß, 1809 den Krieg zu erklären, schenkte er seinen vollen Beifall. Er zog seine westpreußische Brigade zu einer Uebung zusammen, jeder Mann hatte dreißig scharfe Patronen in der Patrontasche, die Munitionskarren strotzten von Kugelladung; es würde Danzig gegolten haben — wenn Befehl gekommen wäre. Woche auf Woche verstrich, das Zaudern wollte kein Ende nehmen, und Napoleon schlug die Schlacht von Wagram. Zu Anfang 1810 stiftete der König zwei weitere Klassen des rothen Adlerordens, und York erschien in Berlin, um als neuer Ritter an dem Ordensfeste Theil zu nehmen. Mit Mühe brachte man ihn dahin, daß er kam und den Orden nicht zurück schickte, es kam ihm wie ein Schimpf vor, daß zugleich mit ihm ein Komödiant (Iffland) dekorirt wurde. Der alte Blücher erzählte von diesem Feste: „York kam leichenblaß zur Ceremonie, und als er bei Sr. Majestät Thron vorbeiging, um seinen pflichtschuldigen Dank abzustatten, sah man ihm an, daß er lieber ein Kreuz-

donnerwetter hätte zum besten geben mögen. Bei Tafel war er so grimmig und bissig, daß mir selbst um meinen braven Freund und Waffengefährten bange wurde." Erbittert verließ er Berlin, seinem Eifer für den König that diese Stimmung keinen Eintrag. Mit wie tiefem Mißmuth er den ganzen, wie ihm, schien, heillosen Gang der Staatslenkung ansah, in wie gereizte und verbitterte Stimmung ihn die stete, und wie ihm schien, erniedrigende Berührung mit den französischen Behörden brachte — höchstens die größere Strenge im Dienst, die schroffere Kälte in allen persönlichen Beziehungen, bei oft geringstem Anlaß plötzliche Heftigkeiten gegen die ihm Nächststehenden bezeugten, wie es unter der eiskalten Hülle dienstlicher Formen und soldatischer Pflicht in ihm glühte und kochte. 1810 wurde er zum Generalinspektor der leichten Truppen ernannt und entwarf Instruktionen, die des Studiums werth sind. In dieser Stellung wurde er recht eigentlich der Lehrmeister der neuen preußischen Armee, indem er die taktischen Körper so ausbildete und belebte, wie sie demnächst der Krieg bewähren sollte. Seit 1810 war er wieder mit seiner Familie vereint, die in den Jahren vorher in der peinlichsten Kümmerniß gelebt hatte. Aus seinem häuslichen Leben in dieser Zeit ist uns ein Zug erhalten, der zu bezeichnend ist, um übergangen zu werden. Er hört eines Tags dem Geschäftsunterricht seiner beiden Knaben zu, es ist von Mucius Scävola die Rede. Nach der Stunde fragt er die Kinder, ob sie das auch wohl ertragen würden, und die Frage wird bejaht. Sogleich wird ein Versuch gemacht, ein Stück Papier den Knaben zusammengeballt auf die Hand gelegt und angezündet. Beide lassen, wenn auch mit Thränen, das Papier bis auf die Hand niederbrennen. „So muß ich es auch", sagt der Vater, ballt einen Bogen Papier zusammen und macht das römische Experiment nach. Am andern Morgen findet ihn der Adjutant mit dickverbundener Hand. „Ich kann nicht schreiben", sagt der Genreal, „das hat man von den Kindereien mit den Jungens."

In der Agonie von 1811 beginnt Yorks Verwendung in höhern rein staatlichen Angelegenheiten. Auf Weisung von Berlin her machte er eine Reise nach Danzig, wo er von Rapp merkwürdige Aeußerungen über die sinkende Kraft des französischen Heeres hörte, machte Vorschläge, wie man sich über die Vorgänge in Polen und Rußland unterrichten könne, und fertigte Sendboten dahin ab. Die Lage Preußens wurde so, daß man den Fall ins Auge fassen mußte: der König werde von den Franzosen gefangen, und die Kommandanten der Provinzen müßten auf eigene Hand verfahren. Für diesen und ähnliche Fälle wurden „Vollmachten für die Befehlshaber einer Provinz in außerordentlichen Fällen" ausgefertigt. Die meisten dieser Vollmachten hielt man in Berlin zurück, York bekam die seinige wirklich. Er gerieth in nicht geringe Verlegenheit, Vollmachten zu erhalten, die, wie er sagte, ihm einen Theil der königlichen Macht und die Entscheidung über Krieg und Frieden übertrugen. Seine aufrichtigen Bitten, eine solche Gewalt einem Andern zu übertragen, entsprangen der genauen Einsicht in das Bedenkliche seiner Stellung. „Meine Lage", schreibt er darüber an Blücher, „ist die unangenehmste, in der ein Soldat nur sein kann. Ohne einen Boden zu haben, an den ich mir mein Raisonnement anknüpfen könnte, stehe ich ohne alle hinlängliche Mittel in der Mitte von zwei Armeekorps, die mich, wenn es ihnen beliebt, aus einander sprengen können." Die Polen, schreibt er weiter, freuten sich auf einen Krieg, weil sie nicht einsähen, daß die Russen beim Rückzuge das Land zwischen Oder und Weichsel zur Wüste machen müßten. Dann folgen die denkwürdigen Worte: „Mich däucht, eine Wüste ist eine herrliche Defensive; ich als Russe würde kein Haus stehen lassen; das wäre nicht christlich, aber rein militärisch, und ganz im Geiste des großen Napoleon. Dabei geht ein Theil unserer Provinz auch zum Teufel, aber der Teufel hat sie doch auf jeden Fall — davon bin ich, obgleich mit blutendem Herzen, ganz überzeugt — und ich will sie lieber verbrennen, als in der Hand von Andern sehen." Der Gedanke des russischen Rückzugs ins Innere, der Gedanke Rostopschin's! Alle

Schreiben Yorks aus dem Jahre 1811 reden von seinen Besorgnissen, von der Verzweiflung, die ihn häufig erfaßte. Der katholische und polnische Theil der Bevölkerung hatte Verbindung mit dem Feinde, die Civilbehörden waren pedantisch oder unzuverlässig, ihm selbst fehlte es an brauchbaren Offizieren, und seine Streitkräfte waren so ungenügend, daß allein die stark vermehrte Besatzung von Danzig genügt haben würde, ihn über den Haufen zu werfen. Im August 1811 schreibt er: „Ich stehe mit vier Bataillons, die jetzt 50 bis 60 Mann Kranke per Kompagnie haben, und mit 8 Eskadrons mit etwa 30 Kombattanten per Escadron nebst einer halben reitenden Batterie an beiden Ufern der Weichsel von Neuenburg bis Dirschau und an der Danziger Grenze zerstreut, mein Repli, die ostpreußische Brigade, 25 bis 30 Meilen rückwärts von mir, die Depots der Brigade in dem offenem Elbing. Rücken die Franzosen mit 6 bis 8000 Mann vor, so müßte ich bis Königsberg davon laufen, alle meine zerstreut liegenden Kavallerie-Kommandos — von Woldenberg in der Neumark bis Schwetz — in Stich lassen und Gott danken, wenn ich noch aus Elbing die Depots und die Fußbatterie retten kann." Lange war seine Hoffnung, daß die Russen, vom heiligen Geist erleuchtet, in einer kühnen Offensive durchbrechen würden, später, als er mit dem Kommando von ganz Preußen betraut und mit v. Schön bekannt geworden war, dachte er an Volksbewaffnung. Die erste Zusammenkunft mit Schön fand in Königsberg statt. Als Schön ins Zimmer trat, empfing ihn York mit den Worten: „Vor allem: sollte unser Plan mißlingen, so überleben wir dies beide nicht." Und in die dargereichte Hand einschlagend, antwortete Schön: „Verstände sich das nicht schon von selbst, so würden andere dafür sorgen." Dann entwickelte York seinen Kriegsplan, Schön seine Ideen über die Bewaffnung des Volks, die so zu formirenden Bataillone, und York ging auf dieselben vollständig ein, gab ihnen mit der ihm eigenen Sachkunde bestimmtere Fassung. Wie weit im Einzelnen die große Maßregel vorbereitet worden, ist nicht zu ersehen; in einer Denkschrift, die wenige Wochen später geschrieben ist, bringt York die so zu gewinnenden Streitkräfte, „ein Aufbieten des Volks en masse, vollständig organisirt", bereits in Anschlag. Es waren die ersten Anfänge der preußischen Landwehr. Die Schwankungen der preußischen Politik nahmen zuletzt ein Ende, in einer ganz andern Weise, als York erwartet hatte. Das preußisch-französische Bündniß wurde geschlossen, und York erhielt nun die Weisung, seine Aufmerksamkeit besonders gegen die russische Grenze zu richten, da nur von daher Gefahr kommen könne; es sei deshalb nöthig, daß er sich sogleich mit dem General Grafen Rapp zu Danzig in Korrespondenz setze, um dessen Unterstützung zu gewärtigen, wenn die Gefahr wirklich einbrechen sollte. Es ist bekannt, welchen schmerzlichen Eindruck dieser Systemwechsel machte, wie die besten Generale, Gneisenau, Clausewitz, Boyen, Chasot den Abschied forderten, dreihundert Offiziere nach Rußland gingen. York verstand seine Pflicht als Soldat anders, jetzt glaubte er sich König und Vaterland doppelt schuldig zu sein. Er gebe dem König, schreibt er diesem, die außerordentlichen Vollmachten mit Resignation zurück. „Mit gleicher Resignation", fährt er fort, „folge ich in eine neue weit untergeordnetere Bestimmung, obgleich mich dieselbe nach langen Dienstjahren der Kränkung aussetzt, hinter jeden französischen Brigadegeneral oder hinter jeden rheinbündnerischen Divisionsgeneral zu treten, wovon mancher der letztern vielleicht früher als Subalterner unter mir gestanden hat. Die Generale v. Massenbach und von Kleist theilen mit mir gleiches Schicksal, der frühere Stolz der Armee muß dahin scheiden. Nach der Lage der Provinz hoffte ich, auch hier Gelegenheit zu haben, gegen die Feinde Ew. Majestät fechten und meine Treue mit Blut und Leben besiegeln zu können. Ew. k. Majestät haben aber anders beschlossen, und ich folge als treuer Unterthan ohne Weigerung, weil eine Weigerung in dem gegenwärtigen Augenblicke ein noch größeres Verbrechen als zu jeder andern Zeit sein würde."

Für den Feldzug in Rußland wurde York unter General v. Grawert zum zweiten Befehlshaber ernannt. Die Truppen, die aktive Hälfte des preußischen Heeres, bildeten unter den Massen Napoleons nur ein schwaches Kontingent. Der erste Theil des Feldzugs war sehr niederdrückend für York, da sein Obergeneral ganz andere und leidenschaftliche Ansichten über die öffentlichen Verhältnisse hatte als er. Als Grawert abtrat, erhielt er freie Hand. Wie immer zeigte er sich von unerschütterlicher Strenge in allem, was den Dienst und die Zucht betraf. Auch unter den Offizieren fehlte es nicht an solchen, denen, wie einer es ausdrückt, seine Nähe niederdrückend, sein Eisherz abschreckend war. In seiner Nähe verstummte alles Besserwissen, aber nach einem gelungenen Angriff, einem glänzenden Gefecht las man seinen Beifall in seinen Blicken. Ueberglücklich war der, mit dem er einmal freundlich sprach. Auch in den Truppen verstand er das Gefühl für Pflicht und Ehre zu entzünden und zu steigern, er buhlte nie um ihre Gunst, suchte nie zu gewinnen oder an sich zu ziehen, selten, daß er ein aufmunterndes, seltener, daß er ein Wort des Lobes gesprochen hätte. Auf die Russen schlug er, als wäre seine politische Ueberzeugung nicht in ihrem Lager gewesen. Die Schlacht bei Bauske (29. September 1812) und die auf sie folgenden Gefechte waren für die preußischen Waffen in jeder Beziehung ehrenvoll. Für ihn waren diese Operationen von der größten Genugthuung; „sie zwangen Napoleon, der mich haßte, zu der Anerkennung, daß ich ein guter Soldat sei," schreibt er darüber. Kurz vor der erwähnten Schlacht bei Bauske machten die Russen den ersten Versuch, Verbindungen mit ihm anzuknüpfen. General Essen bat am 23. September dringend um eine Unterredung, York kam, es war indessen nur von gleichgültigen Dingen die Rede. Das Wesen Yorks imponirte dem Russen dergestalt, daß dieser nicht den Muth hatte, sich näher zu erklären. Erst nach dem Brande von Moskau schrieb Essen wieder an York: die französische Armee habe Moskau verlassen, sei in der Auflösung, sie und Napoleon gehe dem Untergang entgegen; York möge von den Franzosen abfallen, den Marschall Macdonald in Stalgen gefangen nehmen und nach Riga schicken. York antwortete nicht, das Schreiben sandte er an den König, mit der dringenden Bitte, falls eine rückgängige Bewegung der Franzosen stattfinde, auf Graudenz zu achten; schon der Gedanke der Möglichkeit, daß Graudenz durch fremde Truppen überrascht werde, erfülle ihn mit Angst. Acht Tage später richtete Paulucci, Essens Nachfolger in Riga, ein neues Schreiben an York, ebenfalls Schilderungen von der Lage der Franzosen und Aufforderungen zum Uebergange enthaltend. Paulucci war kein Feind Napoleons, sondern ein Soldat, der schon manchem Herrn gedient hatte und nur Befriedigung seines Ehrgeizes suchte. Sein Brief war mit Berechnung geschrieben, York wurde unter anderm an La Romana erinnert, dessen viel bewundertes Beispiel noch im frischesten Andenken stand. York antwortete mit einer diplomatischen Feinheit, die der verschmitzte Italiener nicht erwartet hatte. Er habe die Interessen seines Königs und seines Vaterlandes zu wahren, und dürfe eine so heilige Sache nicht durch eine selbstwillige oder übereilte Handlung aufs Spiel setzen. „Das Beispiel von Romana paßt nicht auf mich," schrieb er weiter. „Romana wußte ausdrücklich, was sein Vaterland von dem Verbündeten zu erwarten hatte, mit dem er sich vereinigte — die Sache war ausgesprochen und entschieden. Aber sein Unternehmen wird immer das vollkommenste Muster der Loyalität, des Geheimnisses und der Vorsicht von beiden Seiten sein." Auch von Wittgenstein kam ein Schreiben, das Fürst Repnin nach Riga brachte und das Paulucci ungern übersandte, weil er selbst und allein das Verdienst haben wollte, York zum Uebertritt bewogen zu haben. Die vorgeschlagene Zusammenkunft mit Repnin lehnte York ab, auf Wittgensteins Brief antwortete er: „Die Sachen stehen noch so, daß ich jetzt mehr denn je gegen meinen König und das Vaterland verpflichtet bin, mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen. Von Kindheit an Militär, habe ich nie Gelegenheit gehabt, die vielfachen Verschlingungen der Politik zu erlernen; allein erlauben Sie mir, Ihnen

zu sagen, daß, wo es auf eine gänzliche Veränderung der Staatsverhältnisse ankommt, die Schritte der Armee vorher erst mit den Maßregeln im Innern des Landes in Uebereinstimmung gesetzt werden müssen." Die Versuchung war so stark, als sie für einen Patrioten sein konnte, York hatte sie bis jetzt zurückgewiesen, und eben jetzt fügten ihm die Franzosen die frechste Beleidigung zu, die einen andern Charakter unter solchen Umständen sogleich in das russische Lager getrieben haben würde. Wie Macdonald, der höflichste und humanste der französischen Marschälle, der gegen die Preußen lauter Zuvorkommenheit war, zu einem solchen Verfahren kam, ist noch heute ein Räthsel. Vermuthlich hatte Macdonald Argwohn gefaßt, wozu die von York befohlene Einstellung der Vorpostengefechte und gewisse im preußischen Lager umlaufende Gerüchte von Unterhandlungen mit den Russen ihm Stoff boten, und wollte nun York entweder zu einer voreiligen Erklärung für die Russen, oder, was mehr Wahrscheinlichkeit hat, zum Rücktritt vom Oberbefehl verleiten. Sein Schreiben an York war eine Antwort auf die Klagen des preußischen Generals über schlechte Verpflegung, und enthielt die maßlosesten Vorwürfe. York, hieß es darin, habe schon lange Erbitterung gegen alles Französische gehegt, sein ganzes Verfahren ziele dahin, Entmuthigung unter den preußischen Truppen zu verbreiten. Der Marschall habe dem lange zugesehen, mehr den Kameraden als den Vorgesetzten gezeigt, jetzt habe seine Herablassung ein Ende und er werde Anzeige machen. Nicht genug mit dem Vorwurfe des Verraths, kam auch noch die Beschuldigung des Betrugs und der Lüge, die Anklage, daß York Vorräthe unterschlage, doppelte Rechnungen aufstelle. Zum Ueberbringer dieses Briefs wurde der Obrist Terrier gewählt, ein widerwärtiger Mensch, den Macdonald selbst den Lästigen nannte. Am 27. November um Mitternacht trat er in Yorks Schlafzimmer und blieb gegenwärtig, während dieser den Brief las. „Und was werden Sie thun?" fragte er, als York gelesen hatte. York antwortete: „Sobald Sie zur Thür hinaus sind, vorläufig ruhig weiter schlafen." Er war nicht in die Schlinge gegangen. In fieberhafter Spannung wartete er auf bestimmte Weisungen aus Berlin, wohin er Depeschen auf Depeschen schickte, auf die sich die Antwort unerträglich verzögerte. Die einzige Mittheilung, die er in den peinlichsten Tagen erhielt, war ein Schreiben des preußischen Gesandten Krusemark aus Wilna, das nach dem Uebergang über die Beresina, Angesichts der gräßlichsten Zerstörung geschrieben, den kühlsten diplomatischen Ton bewahrte, das „unbegreifliche" Zerwürfniß mit Macdonald in den Vordergrund stellte und York nicht den mindesten Anhalt bot. Eine Depesche aus Berlin, die am 14. oder 15. December angekommen zu sein scheint, handelte ebenfalls von dem Streithandel mit Macdonald. Man war in Berlin rathlos, wurde auch daran gedacht, York mit unzweideutigen Befehlen zu versehen, so verschob man doch diese Pflicht von einem Tag auf den andern, immer auf größere Ereignisse wartend, die der tastenden preußischen Diplomatie den Entschluß gleichsam in die Hände drückten. Wie weit man davon entfernt war, das Gottesgericht in Napoleons Niederlage, den Umschwung der europäischen Verhältnisse zu erkennen, erhellt aus der Unterredung des Königs mit Seydlitz vor dessen Abreise zu York. Seydlitz erbat sich für den General definitive Befehle, der König antwortete: „Aber nicht über die Schnur hauen!" Seydlitz bat um bestimmtere Anweisung, die Entgegnung lautete: „Napoleon ist ein großes Genie, weiß immer neue Hülfsmittel zu finden." Zum dritten Male fragte Seydlitz, ob, wenn die Niederlage Napoleons wirklich so vollständig sei, York bei dem französischen Bündniß verharren solle; der General bitte flehentlich um des Königs Befehle, wie er handeln solle. Darauf sagte der König: „Nach den Umständen!" und Seydlitz war entlassen. Was sollte York mit solchen nichtssagenden Weisungen anfangen?

Die Russen hatten inzwischen immer gedrängt, York stets ausweichend geantwortet, und diese Verhältnisse standen nun schon über einen Monat in der Schwebe. Auf der französischen Seite herrschte ein ähnliches Zögern, Macdonald

stand in seiner Stellung wie gebannt, obgleich die Russen ihm in die Flanke, in den Rücken kamen. Als er den Befehl gab, gegen die Memel zu marschiren, fügte es sich so, daß das Gros der Preußen unter York getrennt von ihm marschirte. Die jüngern Offiziere sprachen von nichts, als zu den Russen überzugehen, die ältern waren der Meinung, daß man nicht „desertiren" dürfe. Wie entsetzlich muß die Spannung in den Gemüthern gewesen sein, wenn einer der tapfersten Offiziere, keineswegs ein Mann von der kränkelnden Blässe des Gedankens angehaucht, den Tod suchte, um seinen zerrissenen Gefühlen zu entgehen, und sich in dem letzten Gefecht in das dichteste Handgemenge stürzte und fiel! York, von dem alles abhing, zeigte sich so verschlossen wie je. Laviren konnte er nicht mehr, die Russen drängten ihn auf jede Weise zu einem Entschlusse, die preußischen Offiziere in der russischen Armee gingen hin und her, außerdem war York umstellt, abgeschnitten von Macdonald. Man theilte ihm einen Brief des Kaisers Alexander mit, des Inhalts, daß Rußland die Waffen nicht niederlegen werde, bis Preußen die Grenzen von 1806 wieder erhalten habe. Dennoch durfte er nicht trauen, da er wußte, daß im russichen Heer eine bedeutende Partei sei, welche die preußische Grenze nicht überschreiten wolle, und daß Kutusow an der Spitze dieser Partei stehe. Halb hatte er sich bestimmen lassen, als Diebitsch am Weihnachtsabend die berühmte Unterredung mit ihm hatte, eine bestimmte Erklärung gab er nicht. Er zeigte Neigung zu einem Neutralitätsvertrage solcher Art, daß die Ehre der Waffen auf keine Weise gefährdet werde, aber er glaubte, daß er in diesem Augenblicke als Soldat noch zu wenig gerechtfertigt erscheinen würde. Die Russen trauten ihm noch nicht, selbst Clausewitz warnte vor dem versteckten York, bei einem nächtlichen Alarm glaubte man im Hauptquartier, daß er einen verrätherischen Ueberfall mache. Die Soldaten hielten alles für abgemacht, Kosacken und Preußen mischten sich brüderlich unter einander. Die Dinge hatten sich nach und nach gemacht, scheinbar ohne Yorks Zuthun, der nur gewähren zu lassen brauchte, wenn nicht eine plötzliche Wendung eingetreten wäre, die ihm die ganze Verantwortlichkeit aufbürdete. Seydlitz kam von Berlin an (29. Dezember), seine Depeschen enthielten keine Annahme der russischen Anträge, wohl aber sprach der König von seinen und Napoleons eng verbundenen Interessen. Und eben jetzt traf ein Bote von Macdonald ein mit dem bestimmtesten Befehle, daß York sich mit ihm vereinigen solle. Dies ließ sich ohne große Gefahr ausführen, York trug dann keine Verantwortung, es mochte kommen was da wolle. Ein längeres Zögern war bei dieser Sachlage nicht möglich, York erwog noch einmal alles und entschied für Rußland. „Ihr habt mich," sagte er zu Clausewitz. „Sagt dem General Diebitsch, daß wir uns morgen früh auf der Mühle von Poscherun sprechen wollen, und daß ich jetzt fest entschlossen bin, mich von den Franzosen und ihrer Sache zu trennen." Gegen die Offiziere, die er über die Stimmung ihrer Regimenter befragte, verglich er seine Lage mit jener Wallensteins. Alle waren voll Begeisterung, er sagte: „Ihr habt gut reden, ihr jungen Leute, mir Alten aber wackelt der Kopf auf den Schultern." Nachdem sein Entschluß gefaßt war, berief er die Offiziere seines ganzen Korps und machte sie mit seinen Schritten bekannt. „Meine Herren," sprach er zu ihnen, „das französische Heer ist durch Gottes strafende Hand vernichtet, es ist der Zeitpunkt gekommen, wo wir unsere Selbständigkeit wieder gewinnen können, wenn wir uns jetzt mit dem russischen Heere vereinigen. Wer so denkt, wie ich, sein Leben für das Vaterland und die Freiheit hinzugeben, der schließe sich mir an; wer dies nicht will, der bleibe zurück. Der Ausgang unserer heiligen Sache mag sein wie er will, ich werde auch den stets achten und ehren, der nicht meine Meinung theilt und zurückbleibt. Geht unser Vorhaben gut, so wird der König mir meinen Schritt vielleicht vergeben, geht es mißlich, so ist mein Kopf verloren. In diesem Falle bitte ich meine Freunde, sich meiner Frau und Kinder anzunehmen." Dieser Rede folgte ein wahrhaft begeisterter Jubel, am nächsten Tage war auf der Mühle von Poscherun

der Vertrag von Tauroggen abgeschlossen. Dieser Vertrag ist bekannt, ebenso das weitere, wie auch die bei Macdonald befindlichen Truppentheile von den Franzosen sich los machten. Am letzten Tage des Jahres 1812 erreichten die vereinigten Preußen die Grenze, als sie den Adler ihres Landes erblickten, brach ein tausendstimmiges Hurrah los, das nicht enden zu wollen schien. Bei diesem Abschnitte, dem wichtigsten in Yorks Leben, dem folgenreichsten für Preußens und Deutschlands Zukunft hat unsere Darstellung vorläufig zu schließen.

Gutta-Percha. Dieser schätzbare, zu den verschiedensten künstlerischen und technischen Zwecken brauchbare, darum in steter Zunahme des Verbrauchs begriffene Stoff wird von einem Baume gewonnen, dessen malayischer Name Percha in Verbindung mit dem lateinischen gutta (Tropfen) als Bezeichnung des Produkts beibehalten ist. Nach Hooker's Mittheilung findet sich der Baum auf der Spitze der malayischen Halbinsel und in verschiedenen Gegenden der Insel Singapur, und hat oft einen Durchmesser von 4—6 Fuß englisch bei einer Höhe von 60—70 Fuß. Der Saft war den Malayen längst als nutzbar bekannt, und wurde von ihnen in der rohesten Weise gewommen, indem sie den Baum fällten und von Fuß zu Fuß Einschnitte machten, aus denen der Saft ausfloß. Als die Bestellungen aus England stark zu werden anfingen, sah man ein, daß auf diese Weise die ausgedehnten Wälder bald vernichtet sein würden, und nahm nun die Art der Saftgewinnung an, die im nördlichen Deutschland und in den Ostseeprovinzen bei den Birken üblich ist. Bei dieser zapft man den Baum an und verschließt das Loch, ehe der Baum sich erschöpft hat, mit einem gut passenden Holzkeil. Der Perchabaum, wenn er gesund und stark ist, liefert binnen acht Tagen bis zu 84 Pfund Saft und erholt sich in Verlauf von vier Jahren so vollständig, daß man dieselbe Quantität Gutta-Percha von ihm gewinnen kann.

Die Malayen lassen den milchigen Saft an der Luft gerinnen, kneten ihn in Broten von 4—6 Pfund zusammen und bringen ihn so in den Handel. In dieser ursprünglichen Gestalt hat die Gutta-Percha eine gelblich-weiße, geflammte, bis ins Dunkelbraun spielende Farbe, ist jedoch immer mehr oder weniger mit Erde, Sand, Holz und Blättern verunreinigt, enthält auch stets eine bedeutende Menge Wasser, so daß nach Befreiung dieser mechanisch beigefügten Stoffe und nach dem Schmelzen eine kompakte schwarzbraune Masse mit einem Verluste von 26 bis 29% gewonnen wird. Bei diesem Verluste sind $2\frac{1}{2}$—3% Wasser und ein sehr flüssiges Harzöl einbegriffen. Das Schmelzen der Gutta-Percha muß mit Vorsicht und gewissen Handgriffen vorgenommen werden, indem sonst leicht ein Verbrennen oder Zersetzen derselben erfolgt, wodurch dieselbe ein klebriges Wesen annimmt. Manche schmelzen deshalb die Gutta-Percha gar nicht, sondern erweichen die Blöcke, nachdem sie mit scharfen Messern in dünne Scheiben zerschnitten sind, in heißem Wasser, worauf die Reinigung in Walzwerken mittelst Soda oder Chlorkalk vorgenommen wird. Die ganz gereinigte wasserfreie Gutta-Percha hat eine dunkle, schwarzbraune Farbe, eine große Festigkeit und Elasticität, und zeigt, mit einem scharfen Messer geschnitten, ein speckartiges Aussehen. Sie isolirt die Elektricität ganz vorzüglich. Nach Beobachtungen, die wir dem Chemiker H. Gersheim verdanken, läuft die Gutta-Percha an, gewöhnlich nach Verlauf von mehreren Monaten, auf einer Schnittfläche bedeutend früher, nicht unähnlich den reifen frischen Pflaumen. Es scheint dies ein Hydrat zu sein, und dies Vorkommniß dürfte den Beweis liefern, daß dieser Körper ein beständiges Streben hat, Wasser zu absorbiren, denn Stücke, bei denen die Entwässerung durch Schmelzen nicht auf den möglichst vollkommenen Grad getrieben wird, sind zwar ebenfalls elastisch und kompakt, jedoch von lichtbrauner Farbe, und bei solchen Stücken läßt sich keine Aenderung wahrnehmen, außer wenn dunkle Adern, folglich ganz entwässerte Theile vorkommen. Bei solchen Adern zeigt sich die eben erwähnte Aenderung, und die Isolirung wird merklich schwächer.

Die gereinigte Gutta-Percha besteht aus reiner Gutta-Percha, Pflanzensäure,

säuerlichem Wasser, Casein, einem in Aether löslichen gelblichem Harze und einem in Alkohol löslichen Harze, so wie aus einer beträchtlichen Menge Extraktivstoff. Die von Gersheim mit Aether und Alkohol behandelte, in Schwefelkohlenstoff gelöste, mit Alkohol gewaschene, bei 80° R. getrocknete Gutta-Percha gab bei der Analyse 86.3 Kohlenstoff und 13.5 Wasserstoff. Gutta-Percha zeigt sich also ziemlich gleich zusammengesetzt wie Kautschuck, welcher nach Faraday 87.2 Kohlenstoff und 12.8 Wasserstoff enthält, sie unterscheidet sich aber von letzterm durch ihre geringe Elasticität und durch die Eigenthümlichkeit, bei 80° R. plastisch zu sein, bei gewöhnlicher Temperatur wieder fest zu werden. Die Gutta-Percha läßt sich auf mancherlei Weise auflösen, am reinsten in Chloroform und Schwefelkohlenstoff. Eine entwässerte und gereinigte Gutta-Percha-Auflösung, wobei Chloroform oder besser Schwefelkohlenstoff gewirkt hat, klärt sich nach etwa zwei Tagen auch in dem konzentrirtesten Zustande vollkommen, indem der braune Extraktivstoff zu Boden sinkt und die Auflösung eine durchscheinende, lichtgelbe Farbe erhält. Wird sofort das Lösungsmittel von einer solchen Auflösung entfernt, so bleibt die Gutta-Percha als eine schmutzig-weiße, durchscheinende, sehr elastische, kompakte Masse zurück, welche ein vorzügliches Isolirungsmittel der Elektricität ist. Gewöhnliche, wasserhaltige, ungeschmolzene Gutta-Percha bleibt in den Auflösungen stets dunkelbraun, und klärt sich nicht, ausgenommen in äußerst verdünntem Zustande.

Der Verbrauch von Gutta-Percha ist gegenwärtig schon ein sehr bedeutender und steigt noch fortwährend. In England werden monatlich ungefähr 800 Ctr. eingeführt, und es hat sich dort eine eigene Gesellschaft gebildet, die es sich zur Aufgabe macht, immer neue Anwendungsarten der Gutta-Percha aufzufinden. Die Eigenschaften des Stoffes erleichtern diese Bemühungen ungemein. Für technische Zwecke ist derselbe bei gewöhnlicher Temperatur zu hart, man kann ihn aber durch Mischung mit Kautschuck-Theer oder mit seinem eigenen Theer weicher machen. Wird der letztere mit einem Zusatz von Lampenschwarz angewendet, so vermehrt sich die Bildsamkeit der Gutta-Percha beträchtlich. Diese wichtige Eigenschaft der Bildsamkeit verliert sich nicht bei der Anwendung gewisser Farben. Bleigelb, Schüttgelb, Mennige, Okergelb, Chromgelb, Cochenille lassen sich beimischen, ohne daß die Gutta-Percha hart oder bröcklich wird. Die Anwendungsarten sind sehr mannigfaltiger Natur. In der Chirurgie verdrängt die Gutta-Percha einige der früher gebräuchlichsten Wundpflaster, indem sie, in Chloroform aufgelöst, über Wunden gestrichen wird. Das Chloroform verflüchtigt sich rasch, und die Gutta-Percha bleibt als dünner elastischer Ueberzug zurück, der die verletzte Stelle gegen die Einwirkung der Atmosphäre schützt. Auch als Zahnkitt wird sie empfohlen, ist als solcher vollständig unauflöslich, geruchlos, geschmacklos, und hält sich mehrere Jahre. Der Chemiker benutzt sie, da sie vulkanisirt von den stärksten Säuren nicht angegriffen wird, zu Untersätzen für Gefäße, in denen Salpeter-, Schwefelsäure und andere Flüssigkeiten aufbewahrt werden. Zu Kunstzwecken, als Material zu Abdrücken kann sie benutzt werden, wenn man acht Theile Gutta-Percha mit einem Theile Schwefel, oder auch sechs Theile Gutta-Percha mit drei Theilen Kautschuck verbindet. Büsten und Statuen, Gruppen von Thieren und Menschen werden in Gutta-Percha so schön und vollkommen dargestellt, daß sie Bronzegüssen und den besten Gypsabdrücken gleichkommen. Die Naturwissenschaft zieht von dem Stoffe Nutzen, wenn es gilt, Versteinerungen von Pflanzen und Thieren mit möglichster Treue nachzuahmen. Die Industrie benutzt das bildsame Material zu einer Masse von Zwecken, zu Dosen, Bilderrahmen, Knöpfchen, Schreibzeugen, Cigarrentaschen, Futteralarbeiten u. s. w. Die Treibriemen ohne Nath, welche man in Fabrikgebäuden davon herstellt, verdienen den Vorzug vor allen andern. Bei der Benutzung zu wasserdichter Schutzbekleidung und zu Fußsohlen konkurrirt die Gutta-Percha mit dem Kautschuck. Neuerdings verwendet man sie zum Einbinden von Büchern, indem

man den Band der Blätter am Rücken des erst vorläufig gehefteten Buches rauh macht und dann mit Percha-Auflösung bestreicht. In England wird die Benutzung des Materials zu Sprachröhren häufig, da man bei Röhren und Schläuchen von Gutta-Percha, die zu andern Zwecken bestimmt waren, die Entdeckung machte, daß der Schall mit ungemeiner Leichtigkeit und Deutlichkeit sich fortpflanzte. Man fängt an, die Klingelzüge durch solche Schallröhren zu ersetzen, und die Erfahrung lehrt, daß ein im unterm Stockwerk leise gesprochenes Wort, das die Umstehenden nicht hören, bis in die Dachzimmer verstanden wird. Bindfäden, die von der Feuchtigkeit zu leiden haben, werden mit größtem Nutzen aus Gutta-Percha gefertigt, weshalb man sie auch zur Verfertigung von Netzen und zur Benutzung in Gärten, z. B. um Schlingpflanzen an Spalieren zu ziehen, empfiehlt. Diese letztere Verwendung bedarf noch der Bestätigung durch die Erfahrung.

In vulkanisirtem Zustande benutzt man die Gutta-Percha zum Ueberziehen der Telegraphendrähte, die sie vermöge ihrer Isolirungsfähigkeit schützt. Unter Vulkanisiren versteht man eine Verbindung mit Schwefel, welche die Gutta-Percha übrigens viel schwerer eingeht als Kautschuk, und es ist dabei in Preußen folgendes Verfahren gebräuchlich. Die Gutta-Percha, mit welcher die Drähte umpreßt werden, muß vorzüglich gereinigt und gut bearbeitet, hauptsächlich aber völlig entwässert werden. Nur dadurch wird sie frei von Poren und völlig isolirend. Der Verlust hierbei ist circa 25 pCt. Die Originalblöcke Gutta-Percha werden erst klein geraspelt, dann in heißes Wasser eingeweicht. Dabei setzen sich Sand, Kohlen und fremdartige Beimischungen zu Boden. Die Masse kommt jetzt zwischen Rauhwalzen, und wird klein zerrissen. Die Spähne werden nun zwischen Walzen, welche durch heiße Eisenkerne erwärmt sind, in ganz dünne Zeuge ausgewalzt. Dabei springen alle noch darin befindlichen Unreinigkeiten heraus. Die Zeuge werden jetzt auf heißeren Walzen wieder verarbeitet zur vollständigen Mengung und zur Verdampfung des Wassers. Man läßt die Masse so lange unter beständigem Zusammenschlagen durch die Walzen laufen, bis sie ein chocolade- oder kastanienbraunes, ganz homogenes Ansehen gewinnt. Die Temperatur wird so hoch gehalten, als es ohne Ankleben des Stoffes an den Walzen thunlich ist. Die so bearbeiteten Quantitäten in Zöpfen von 6—8 Pfund werden warm zerschnitten, abgewogen und so vorbereitet zum Beimengen von 3 bis 5 Proc. Schwefelblüthe. Der Schwefel wird während des abermaligen Durchwalzens in abgewogener Menge auf die abgewogene Gutta-Percha-Masse allmälig eingestreut und völlig gleichförmig durch Auswalzen eingemengt. Die so bearbeitete Masse in Form von Zöpfen kommt nun in einen Hochdruckkessel und wird hier einer 8 Atmospärendruck entsprechenden Temperatur ausgesetzt. Dabei geht der Schwefel eine innige Verbindung mit der Gutta-Percha ein, in Folge welcher letztere ihr Ansehen völlig ändert und nun dunkelgrau wird. Zugleich bewirkt die hohe Temperatur, daß die letzte Spur von Feuchtigkeit in Form von Wassergas entfernt wird. Ein besonderes Gebläse (Ventilator) ist angebracht, um die mit den Wasserdämpfen entweichenden schwefligen Gase aus dem Gebäude zu entfernen. Man behauptet aber, daß das Vulkanisiren unnütz sei und daß der Schwefel die Gutta-Percha verschlechtere, ihr die Festigkeit benehme und eine viel schnellere Zersetzung derselben herbeiführe. Diese Meinung hat besonders Gersheim mit Folgendem begründet: Selbst die kleine Beimengung von nur 1—3 Proc. Schwefel entfärbt nicht nur die dunkelste Gutta-Percha, sondern verändert sie in einen sehr wenig elastischen und kompakten lichten, schmutziggelben Körper, welcher zwar auf den Schnittflächen eine Art metallischen Glanz hat, jedoch sehr schnell auf der übrigen Oberfläche mit einem weißlichen Pulver bedeckt wird, welches aus Schwefel und zersetzter Gutta-Percha besteht. Dieses weiße Pulver entsteht schneller und in größerer Menge, je mehr die Gutta-Percha geschwefelt (vulkanisirt) wird. Ist dieses Ausscheiden einmal eingetreten und die Gutta-Percha länger der Feuchtigkeit

ausgesetzt, so verliert sie bedeutend an Isolirungsfähigkeit der Elektricität, und es ist daher zu vermuthen, daß sich in die freien Räume, aus welchen der Schwefel getreten ist, Wasser eindrängt. Bei dem Vulkanisiren entsteht schweflige Säure, welche ohne Zweifel auch das Entfärben der Gutta-Percha bewirkt, und gewiß die schnellere Zersetzung derselben befördert, indem sie durch Aufnahme von Sauerstoff zur Schwefelsäure sich umwandelt. Daß dadurch die Isolirungsfähigkeit beeinträchtigt wird, und, wenn auch nicht schnell, am Ende ganz aufhören muß, ist augenscheinlich. Werden zur Lösung der Gutta-Percha mittelst Schwefelkohlenstoff einige Grane-Schwefel beigemischt, so entfärbt sich, vorzüglich bei Anwendung von Schwefelblüthen, die braunste Lösung. Selbst durch Schwefelkohlenstoff gelöster Schwefel entfärbt dieselbe nicht allein, sondern zeigt nach dem Verdampfen des Lösungsmittels dieselben Eigenschaften, wie die mit einer gleichen Menge Schwefel vulkanisirte Gutta-Percha. Durch Einkneten in erhöhter Temperatur bildet sich nämlich bei circa 5—8 Atmosphären Druck, ein viel weicheres, wenig elastisches, lichtes, und je nach dem Quantum Schwefels ein schneller zersetzbares Produkt. Werden in die Gutta-Percha 4—6 Proc. Schwefel bei einer Temperatur von 70° R. ohne Anwendung von Hochdruck eingeknetet, so bekommt das Gemisch eine schmutziggelbe Farbe, und ist von weicher klebriger Beschaffenheit. In diesem Zustande isolirt dieser Körper die Electricität gut, wird aber schon nach 1—2 Monaten spröde und brüchig, und verliert seine Isolirungsfähigkeit. Merkwürdig ist es, daß wenn der Lösung der Gutta-Percha durch Schwefelkohlenstoff auch nur wenig Schwefel beigemischt wird, derselbe die Scheidung des Extraktivstoffes mit einem Harz, welches sich in Alkohol löst, nebst dem Casein vollkommen herbeiführt. Die obere durchscheinende Schichte nimmt eine schwach gelblich weiße Farbe an, und selbst bei sehr konzentrirten Auflösungen sieht man nach langem, ruhigen Stehen das partienweise Ausscheiden von dunkel gefärbten Massen; ohne Zweifel ein Beweis, daß der Schwefel zersetzend auf die Gutta-Percha einwirkt. Ein Gleiches nimmt man wahr, sobald man in schmelzende Gutta-Percha auch nur die geringste Menge Schwefel, z. B. ¼ Proc. beimengt; denn in demselben Augenblicke zieht sich diese gleich wie bei der obigen Auflösung, in unzählige feste, dunkle, kleine Knoten zusammen, die mit der größten Mühe weder zu vertheilen; noch herauszubringen sind, und auch die beste Gutta-Percha verliert dadurch bedeutend an Güte. Ist der Schwefel nicht früher durch Kneten bei einer Temperatur von circa 70—80° R. möglichst gleichmäßig beigemengt, sondern wird er auf schmelzende Gutta-Percha gegeben, so zersetzt sich die Stelle, wo der Schwefel hinkommt dermaßen, daß dieselbe verbrennt und eine klebrige, theerartige, schwarze Masse bildet, welche, wenn sie nicht sogleich entfernt wird, alle übrige Gutta-Percha verdirbt.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von T. C. Sato in Meißen.

Graf W. Sologub stammt aus einer alten Adelsfamilie Polens, die sich seit langer Zeit in Rußland heimisch gemacht hat. Seine Erziehung hatte wie in den vornehmen russischen Häusern gewöhnlich den französischen Zuschnitt. Als die Zeit zu ernsteren Arbeiten gekommen war, schickte man ihn auf die Hochschule zu Dorpat, wo sich bei ihm eine starke Vorliebe für die Musik gleichzeitig mit einer lebhaften Neigung für literarische Studien entwickelte. Dann stellte sich die Lust zu Reisen ein, von der aus begreiflichen Gründen das ganze russische Volk vom Niedrigsten bis zum Höchsten nicht frei ist. Graf Sologub besuchte nach einander Deutschland, Frankreich und Italien, seine künstlerischen Neigungen fanden in diesen Ländern neue Nahrung, enthusiastischer denn je für Musik und Literatur eingenommen, kehrte er in sein Vaterland zurück. Seine Verhältnisse gestatteten ihm in Kreisen zu leben, wo derselbe Geschmack herrschte. Seinen festen Aufenthalt in Petersburg nehmend, verheirathete er sich mit einer jungen Dame, die gleich ihm polnischen Ursprungs war, mit einer Tochter des Grafen Michael Wilhorwsky. Dieser Mann, eine jener glänzenden aristokratischen Figuren des achtzehnten Jahrhunderts, die mit jedem Jahre seltener werden, war ein leidenschaftlicher Dilettant und der erklärter Mäcenas aller fremden Künstler, die nach Petersburg kamen. Alle fanden in seinem Hause den anmuthigsten gastfreundlichsten Empfang. Graf Sologub fand in der Familie seines Schwiegervaters nur zu viel Gelegenheit, seine künstlerischen Neigungen auf Kosten ernsterer Studien zu befriedigen. Die musikalischen Abendunterhaltungen, welche sich dort fast ohne Unterbrechung folgten, wie die Beziehungen und Pflichten des geselligen Lebens luden ihm eine Menge von Sorgen auf, neben denen eine literarische Beschäftigung kaum bestehen konnte. Neue Verpflichtungen entstanden für ihn in Folge des schönen Gedankens, den er faßte und ausführte, mit den musikalischen Festen einen Wohlthätigkeitszweck zu verbinden. Er gründete nach einem großartigen Maßstabe einen Verein für milde Zwecke, dessen Statuten er selbst entwarf, und der jetzt unter seinen Mitgliedern mehrere Großfürsten und Großfürstinnen, die Häupter des höchsten Adels und die reichsten Familien des russischen Handelsstandes zählt. Fügt man zu allen diesen Beschäftigungen noch die Stunden und Tage, die er seiner Stelle als kaiserlicher Kammerherr widmen muß, so begreift man kaum, wie sich in einer solchen Umgebung, unter diesen mannigfachen Zerstreuungen einer der geistreichsten russischen Schriftsteller hat ausbilden können. Einige Novellen und Skizzen, die er in den Salons seines Schwiegervaters vorlas, erwarben sich den Beifall der Zuhörerschaft, man drang in ihn, dem größern Publikum den Mitgenuß nicht zu entziehen, und so entstanden die beiden Sammlungen von Erzählungen, mit denen er die literarische Laufbahn betrat. Die erste: „Schlafmittel“ (in wörtlicher Uebersetzung lautet der Titel: Um den Schlaf herbeizurufen) erschien 1844 und enthält elf Novellen von ungleichem Werth. Einige (die Frau des Apothekers, der Lohnkutscher, Geschichte von zwei Paar Ueberschuhen) sind kleine Meisterwerke in Anlage und Vortrag, die Mehrzahl besteht in leicht hingeworfenen Skizzen aus dem Leben der vornehmen russischen Welt, in der der Verfasser sich bewegt. Auch diese weniger werthvollen Erzählungen zeichnen sich aus durch adelige Anmuth des Styls, pikante Wahrheit und Treue in den Lokalfarben, Eigenschaften, welche die Vorliebe der Lesewelt mehr auf diese Erzeugnisse hingelenkt haben, als auf die andern, in denen die politische Tiefe des Dichters sich offenbart. Der nachlässig vornehme Ton, in dem Sologub sich häufig gehen läßt, ist in Rußland wie bei uns das Entzücken einer gewissen Klasse von Lesern, die einen angenehmen Kitzel empfinden, daß ein Kavalier die Herablassung hat, ihnen etwas zu erzählen, und dazu den Ton wählt, in dem er in Gesellschaft mit seines Gleichen redet. Die zweite Sammlung: Gestern und heute, ist von

leichterem Gewebe. In ihr spricht fast nur der Dilettant, neben dem Eigenen wird Fremdes gegeben, in Ueberarbeitung oder in ursprünglicher Form, wie die Laune es eingab. Das Beste des Fremden sind einige nachgelassene Fragmente des glänzenden Dichters Lermontoff, der durch einen frühen Tod der Literatur seines Vaterlandes entrissen wurde. Unter dem, was Sologub mittheilt, ist ein kleiner Roman, die Geschichte einer jungen Waise, der mit den gelungensten Erzählungen der „Schlafmittel" wetteifern kann.

Viele Stellen der beiden Sammlungen ließen bereits errathen, daß Graf Sologub mit dem Ruhm, ein angenehmer Erzähler zu sein, sich nicht begnügen, daß er Ernsteres anstreben werde. Man durfte erwarten, daß er die eingestreuten Beobachtungen auf einen Brennpunkt vereinige, als Lehrer und Bildner seines Volks das Wort ergreife. Die Voraussetzung bewahrheitete er in dem Roman: Der Tarantaß, einem Roman in Quartformat. Der Titel läßt sich nicht übersetzen: Tarantaß ist ein Fuhrwerk, dessen Kasten auf zwei langen Querstangen von biegsamem Holz steht, deren Enden auf den Wagenachsen unmittelbar aufliegen. Dieser Roman enthält Enthüllungen über Rußland, deren Wichtigkeit klar hervortreten wird, nachdem wir einige allgemeine Bemerkungen über die geistige Bewegung in Rußland vorausgeschickt haben. Der äußere Schein von Ruhe, ja Leblosigkeit in Rußland, verbirgt zwei Gegensätze, zwei Parteien, eine des Schlendrians, eine der Neuerungssucht, eine, die fest an der Vergangenheit hält, eine, die ungeduldig der Zukunft entgegenstrebt, eine, die der nationalen Tradition die Treue bewahrt, eine, die den europäischen Einflüssen zugänglich ist. Wenn die Partei der Neuerung von dem Westen mehr das entlehnt, was glänzend, als was solid ist, wenn sie mehr die Form als das Wesen sich aneignet, so sündigt die nationale Partei nicht minder in ihrer Vorliebe für das Alte, das sie auf die Gefahr hin restauriren will, in die moskowitische Barbarei zurückzusinken. Seitdem die Adelsverschwörung, die neun Jahre lang, von 1816 bis 1825, durch Rußland schlich, mißlungen ist, braucht die altrussische Partei ihre Argumente mit großer Heftigkeit, und jede neue unruhige Bewegung im Westen verstärkt ihren Ruf, daß Rußland seine Kraft in seinen nationalen Traditionen suchen müsse. Die jungrussischen Stimmen lassen sich aber nicht zum Schweigen verurtheilen, sie wiederholen, daß ein großes Reich keine passive Rolle spielen dürfe, daß Rußland zu schroff mit seiner Vergangenheit gebrochen habe, um an diese seine Entwicklung anknüpfen zu können, daß es denselben Kulturweg gehen müsse, wie die westlichen Staaten, nur schnelleren Schritts, weil es so weit zurückgeblieben sei. Die Gesetze und Maßregeln der Regierung befriedigen beide Parteien nicht, obgleich und vielleicht gerade weil beiden Konzessionen gemacht werden, den Altrussen durch sparsamere Vertheilung der Aemter an eingebürgerte Fremde, den Neurussen durch die Gesetzsammlung, den Swod, in die der von dem Verschwörer Pestel entworfene Gesetzkodex zum großen Theil aufgenommen wurde, und durch die verschiedenen kaiserlichen Ukase gegen die Leibeigenschaft. Sologub versucht zwischen diesen beiden Parteien eine vermittelnde Stellung einzunehmen, er will sie bestimmen, daß sie, statt einen unfruchtbaren Streit fortzusetzen, jede die Rolle übernehmen, welche ihrem Wesen entspricht. Der Kultus der Erinnerung und das Reformstreben lassen sich versöhnen, Jungrußland mag die industrielle Thätigkeit und die materielle Wohlfahrt des Landes entwickeln, Altrußland die Originalität der Sitten und das Feuer der Vaterlandsliebe erhalten. Um seine Landsleute von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß der geistige Einfluß auf die angedeutete Weise getheilt werde, glaubt Sologub nichts weiter nöthig zu haben, als die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Uebelstände und Gefahren des langen Antagonismus zu lenken. In diesem Geiste und zu diesem Zweck hat er Tarantaß geschrieben. Altrußland und Jungrußland sind die Helden des Romans, Altrußland heißt Wassili Iwanowitsch, Jungrußland heißt Iwan Wassiliewitsch. Dieses Spiel mit dem Versetzen derselben Namen deutet schon die Moral der

Fabel an: Altrußland und Jungrußland sind eins. Damit Iwan Wassiliewitsch und Wassili Iwanowitsch sich ungezwungen über alles mögliche aussprechen können, setzt Sologub beide in einen Wagen (Tarantaß) und fährt sie in Rußland umher. Dieser Tendenzroman trifft den Volkston vortrefflich, poetische Schönheiten wird man außer in den wenigen eingestreuten Beschreibungen von Gegenden, Klöstern und Städten vergebens suchen, dazu herrscht die Tendenz zu sehr vor. Der Gang der Erzählung läßt sich aus der Absicht des Verfassers leicht errathen, er ist die nothwendige Folge davon. Der Jungrusse beginnt die Reise mit der Gesinnung, daß man wohl für, aber nicht in Rußland leben könne, und beendigt sie als Patriot. Natürlich geht mit dem Altrussen eine Umwandlung im umgekehrten Sinn vor sich; er, den anfangs nichts störte, sieht zuletzt, was anders und besser werden könnte. Jungrußland schließt sich dem Wunsche nach einer rein nationalen Entwicklung an und fügt sogar hinzu: „Was Rußland vermeiden muß und was Europa tödtet ist jener Geist des Stolzes und der Selbstüberhebung, jene Krankheit des Zweifels und der Gottlosigkeit, jene Unruhe des Geistes, jene Manier des Besserwissens, von der alles andere zerstört wird. Bewahren wir uns vor deutscher Anmaßung, vor englischer Selbstsucht, vor französischer Sittenlosigkeit, vor italienischer Trägheit, dann liegt eine Laufbahn vor uns, wie noch kein Volk sie durchmessen hat. Betrachtet die Ausdehnung dieses Reichs, und ihr werdet erschrecken, aber seht dieses gerechte, fröhliche, geistreiche Volk mit seinem unermüdlichen Verstande, mit seiner riesigen Kraft, und eure Angst wird verschwinden. Das sicherste Pfand der großen Zukunft Rußlands ist der mit Kraft gepaarte Gehorsam seines Volks." Altrußland antwortet darauf: „Wenn ich Dich recht verstehe, so ist das Ausland wegen seiner Vergangenheit merkwürdig, Rußland wegen der Zukunft, die seiner harrt." Das Kapitel der Leibeigenschaft ist dasjenige, welches von Iwan Wassiliewitsch am häufigsten besprochen wird, wobei Altrußland, das übrigens schweigsam auftritt, eine ungewöhnliche Beredsamkeit entfaltet. Der Gegenstand wird auch unter uns stark diskutirt, so weit unsere ungenügenden Kenntnisse vom innern Rußland das gestatten, und wir wollen daher hören, was ein Russe darüber sagt. Graf Sologub steht mit diesem Kapitel vor dem Hauptzwecke, den sein Buch hat, nämlich dem Adel die Pflichten einzuprägen, die er gegen das Vaterland zu erfüllen hat. Rußland hat seine Absentees so gut wie Irland, und die Wirkung ist eine noch schlimmere. Der Adel ist in Rußland der Stand der Intelligenz, wenn nun dieser die andern Stände im Stiche läßt, nur sich selbst und der ausländischen Mode lebt, wie soll dann die vaterländische Aufgabe von der Unbildung gelöst werden können? Nicht, daß die Leibeigenschaft aufgehoben werde, verlangt Graf Sologub, eine solche Maßregel würde er beklagen, was er will, ist, daß der Adel der patriarchalische Führer der Leibeigenen sei, wodurch Rußland in den Stand gesetzt wird, die Eroberungen in seinem Innern zu machen, welche diesem Reiche unendlich nützlicher sind, als alles Hinaustragen seiner Waffen und seines Einflusses über die Grenzen. Ueber dieses Thema hält Wassili Iwanowitsch, der Altrusse, seine längste Rede. „Eine erste Wahrheit", sagt er, „die ich Dir mittheilen will, und die kein Deutscher glauben wird, ist die, daß die Bauern, wenn man ihnen die Wahl zwischen einem bösen Herrn und einem guten Verwalter ließe, keinen Augenblick zaudern und den ersten wählen würden. Sie würden sprechen: „„Er ist freilich etwas launig und ungerecht, er fordert viel von uns, aber er ist doch unser Vater, und wir sind seine Kinder."" Dem ist so, es besteht zwischen der Bauernschaft und dem Adel ein gewisser Bund, der etwas Heiliges hat, den kein Fremder begreift. Wenn sich der Bauer dem Adeligen unterwirft, so ist dies keineswegs die Wirkung der Furcht, die den Sklaven vor seinem Tyrannen erzittern läßt; nein, diese Unterwerfung ist freiwillig und kindlich, sie entspringt einem schönen Gefühl, und ihre Rechtfertigung ist die tiefe Ueberzeugung, bei dem Herrn Schutz und eine Stütze zu finden. Du begreifst nun, daß der Leibeigene

Deiner Gegenwart bedarf und der Ueberzeugung, er arbeite für Dich und Du sehest es; dann arbeitet er mit Muth und Freude. Sein Spruch lautet: „„Das Gesetz befiehlt mir, erst Gott zu dienen, dann dem großen Zaar, dann meinem Herrn."" Wenn sich aber die Leibeigenen Dir hingeben, so schuldest Du Dich ihnen, das ist nur Gerechtigkeit. Sei immer offen gegen sie, sie verabscheuen die Verstellung, die das Vertrauen tödtet. Sorge dafür, daß es ihnen immer wohl gehe, und dulde keine Bettler in Deinen Dörfern. Um sich wohl zu befinden, braucht der Bauer ein gut gedecktes Wohnhaus (isba) und einen Schoppen, in dem Schoppen aber zwei Pferde, eine Kuh, zwei Kälber, zehn Schafe, ein Schwein, ferner zwei Schlitten, einen Karren, eine Egge, zwei Sicheln. Wenn er kein besonderes Handwerk treibt, so braucht er außerdem zwei Morgen Ackerland, um sein Winterkorn auszusäen, und eine Wiese, um sein Vieh zu ernähren. Hat er das, so befindet er sich wohl, besitzt er aber noch ein Pferd mehr, und kann er jedes Jahr einen Sack Korn zur Seite stellen, so ist er reich. Fehlen ihm dagegen die Gegenstände, welche ich zuerst nannte, so ist er arm. — Meine beständige Sorge ist, daß meine Leibeigenen gut genährt und gesund sind, verziehen thue ich sie darum nicht. Sie haben die Pflicht, ihre Giebigkeiten zu entrichten und drei Tage in der Woche für mich zu arbeiten, verrichten sie das, so werden sie von keiner Sorge gedrückt. Mir scheint, als ob es den Bauern in Deinem so gerühmten Auslande nicht so gut gehe. Die Deutschen und die Franzosen bemitleiden unsere Bauern und nennen sie arme Opfer, betrachtet man diese Opfer aber in der Nähe, so findet man, daß sie besser gekleidet, besser genährt und zufriedener sind, als die Mehrzahl der deutschen und französischen Bauern. Ich habe mir sagen lassen, daß gerade in Deutschland und Frankreich der Bauer ein wahrer Sklave sei. Er muß für alles Steuern bezahlen, für das Wasser, das er trinkt, fur den Boden, den er bearbeitet, für das Haus, das er bewohnt, sogar für die Luft, die er einathmet. Kommt eine Mißernte, brennt sein Haus nieder, gleichviel, Steuern muß er bezahlen. Dafür hat er freilich den Trost, daß er sagen kann: Ich bin ein freier Mann!" Von modernen Wohlthätigkeitsanstalten, Armenhäusern, Spitteln, Kleinkinderbewahranstalten, Speichern für Mißjahre, will der Altrusse nichts wissen. Für alles soll der Edelmann sorgen, er ist die sichtbare Vorsehung seiner Leibeigenen. Gar Schulunterricht? „Der Küster zeigt Jedem, der es verlangt, wie man schreibt und liest. Einige lassen sich von ihm unterrichten, aber die Eltern zwingen kein Kind. Sie meinen, da sie selbst nicht lesen und schreiben können, so brauchen ihre Kinder diese Kenntnisse auch nicht." Fabriken sollen nie eingeführt werden, sie sind der Ruin des Adels, der Untergang der Leibeigenen; wer in Fabriken beschäftigt gewesen ist, sagt der Altrusse, wird ein schlechter Arbeiter und ein Trunkenbold. Es ist von Interesse, daß Graf Sologub, der kaiserliche Kammerherr, in seinen Ansichten von der Aufgabe des Adels und von den diesem Stande anheftenden Gebrechen dasselbe ausspricht, was sich als den Kern der Meinung der Verschwörer von 1825 bezeichnen läßt. Hören wir einen von diesen. Turgeneff (La Russie et les Russes, par N. Tourgeneff) sagt: „Nirgends ist die Scheidelinie zwischen den höheren, den mittleren und den unteren Klassen, mag diese nun durch das Gesetz oder durch das Herkommen gezogen sein, so tief und weit als in Rußland. Nicht blos durch seine zahlreichen Vorrechte ist der russische Adel von den andern Klassen getrennt, er unterscheidet sich auch durch sein Aeußeres, durch seine Kleidung, und als ob alles dieses noch nicht genügte, so hat der Adel, wenigstens der hohe, auch die Nationalsprache von sich gestoßen, und selbst im Privat- und Familienleben eine fremde angenommen. So gleicht der russische Adel, der sich von der Masse des Volkes durch Vorrechte, Lebensart und Kleidung scheidet, einem Eroberergeschlecht, das sich durch Gewalt der Nation aufgedrungen und andere Neigungen, andere Bestrebungen, andere Interessen als die Mehrzahl hat. Und dieser Widerspruch hat seinen Grund keineswegs in der Regierungsform Rußlands, er

ist großentheils nur die Folge der Uebereilung, womit Rußland dem civilisirten Europa nachzukommen strebte. — Ehemals zeichneten sich die Mitglieder des hohen Adels, welche historische Familiennamen trugen, durch die wohlwollende Art aus, wie sie ihre Leibeigenen behandelten. Ich fürchte, daß dies jetzt minder der Fall ist, die Kinder gleichen in dieser Beziehung nicht den Vätern. Die Fortschritte der angeblichen Civilisation, welche in Rußland nur allzuoft in äußern Formen besteht, haben den armen Leibeigenen keine guten Früchte getragen. Manchmal stößt selbst diese unvollständige Civilisation dem Herrn eine gewisse Verachtung gegen die unter das Joch der Sklaverei gebeugten Unglücklichen ein. Die alten Adeligen hatten Gewohnheiten und Neigungen, die allerdings minder europäisch waren als die ihrer Söhne, aber ihre mehr patriarchalische Lebensart stimmte besser zu ihrer Stellung als Leibherrn."

Nach Tarantaß hat Graf Sologub noch ein Lustspiel geschrieben, „die Gevattern"; das 1851, also nach der europäischen Revolution, in Druck erschienen ist. Das Thema ist hier abermals dasselbe: Der Adel soll die Entwicklung Rußlands als seine Aufgabe betrachten, seine Bildung befähigt ihn, sowohl den ausländischen Einflüssen als dem volksthümlichen Element die einem jeden gebührende Stelle anzuweisen. Den Altrussen wird in diesem Lustspiel arg mitgespielt, der Verfasser greift die Partei um so schonungsloser an, je höher sie nach der Revolution das Haupt emporhebt. Der Repräsentant des Altrussenthums im Lustspiel ist ein Literat Wetscheslaw Wladimirowitsch Olegowitsch, der seine Vorliebe für das Russische so weit treibt, daß er stets in der Nationaltracht geht, weshalb es ihm häufig begegnet, mit dem Kutscher des Hauses verwechselt zu werden. Ein zweites Lustspiel Sologubs, dessen Namen wir nicht anzugeben vermögen, ist bei Hof zur Aufführung gekommen, aber noch nicht gedruckt.

Triest. Das große Emporium in dem nördlichen Winkel des adriatischen Meeres ist eine moderne Stadt. Triest hat eine ältere Geschichte, aber diese ist unbedeutend, die Wurzeln seines jetzigen Daseins haben nicht früher als im achtzehnten Jahrhundert den Boden gefunden, wo sie gedeihen konnten. Die Triestiner führen die Geschichte ihrer Stadt gern auf den Argonautenzug zurück, auf die hinter Jason dreinjagenden Kolchier, die wahren Gründer von Triest sind Thrazier, deren Schöpfung Tergeste, die noch in Trümmern erkennbar ist, im ganzen eine sehr untergeordnete Rolle spielte. Das blühende Aquileja stellte Tergeste völlig in Schatten, nach dem Verfall von Aquileja war es Ravenna, welches vorherrschte, noch später gingen Macht und Handel auf Venedig über. Die Lagunenstadt beanspruchte die völlige Oberherrschaft, Triest suchte sich dieser Anmaßung zu erwehren, mit eigenen Kräften, und als diese nicht ausreichten mit österreichischer Hülfe. Viermal im vierzehnten Jahrhundert übergab sich die Stadt an Oesterreich, zuletzt (1382) an Herzog Leopold, der den Triestinern das Versprechen gab, daß er ihnen neue Handelswege zu den Donauländern eröffnen werde. Eine förmliche Herrschaft Oesterreichs entstand durch die Uebergabe so wenig, daß die Triestiner nach wie vor fortfuhren, an Venedig Tribut zu zahlen und jedem neuen Dogen eine Gesandschaft zu schicken. Eine wirklich österreichische Stadt wurde Triest im Jahre 1508, in demselben Jahre als Kaiser Maximilian gegen Venedig die Liga von Cambray zu Stande brachte. Die Stadt bekam nun eine städtische Verfassung, Markt- und Meßprivilegien, und mehrmals wurde der Plan gefaßt, sie zu einem großen Stapelplatze zu machen, zu einem Stationsorte für eine Flotte, die stark genug sei, um die Herrschaft über das adriatische Meer zu behaupten. Ernstlicher als die frühern Kaiser beschäftigte sich Joseph I. mit diesen Entwürfen. Der Bericht, den der Magistrat von Triest an diesen Herrscher über die Lage der Stadt erstattete (1706), giebt uns ein Bild, von dem kein Zug mehr paßt. Der Magistrat nennt Triest eine arme niedergedrückte Stadt (povera, depressa città), die ihre Dürftigkeit und ihr Elend (penuria e calamità) kaum trage. Wir erfahren aus dem Bericht, daß der Verkehr in Fiume und den

venetianischen Städten Istriens lebhafter war als in Triest, daß die Stadt nur Küstenschifffahrt hatte und daß diese nicht einmal frei war, indem jede aus Triest auslaufende Barke gezwungen war, nach Capo d'Istria zu segeln und einen Erlaubnißschein zu lösen. Die vortreffliche Lage helfe der Stadt zu nichts, klagt der Magistrat, sie befinde sich in der schlechtesten Verfassung, die Einwohnerschaft belaufe sich nur auf 5000, unter den Kaufleuten finde man wenige, die über tausend Gulden verfügen könnten, der Markt sei schwach versehen, nicht einmal die nächste Umgebung könne sich für ihre täglichen Bedürfnisse in Triest versorgen. Der Tod hinderte Joseph I., für Triest, wie er meinte, zu sorgen, Karl VI. führte das Vorbereitete im größern Maßstabe aus. Prinz Eugen machte den Kaiser auf diese Stadt aufmerksam, „wo man einen Welthandel etabliren müsse", das Mittel dazu sollte die orientalische Gesellschaft werden, deren hochfliegende Entwürfe den Rhein und die Nordsee, die Donau und das schwarze Meer, das adriatische und das mittelländische Becken umfaßten. 1717 wurde die Freiheit der Schifffahrt auf dem adriatischen Meer für alle österreichischen Unterthanen erklärt, 1719 Triest mit Fiume zugleich zum Freihafen gemacht. Das Freihafenrecht ist indessen nicht im jetzigen Sinn zu verstehen, es ging nicht weiter, als die Befugnisse, welche das sogenannte Niederlagen-System ertheilt. Freier Verkehr war den Schiffen blos im Hafen unter einander gestattet, wollten sie am Lande ausladen, so mußten sie bei gewissen Magazinen (Lazareth von St. Carlo) anlegen. Ueberdies konkurrirten die Privilegien der orientalischen Gesellschaft so stark mit dem Freihafenrecht, daß dieses im Grunde für sie allein nutzbar wurde. Neue Behörden entstanden in dem Handelstribunal, in dem Oberapellationsgericht in Handelssachen, in dem Seekonsulat, neben dem alten Triest erstand die Neustadt. Wenn dennoch die wohlüberlegten Pläne des Kaisers, der auch mit dem Bau einer Kriegsflotte begann, so gut wie keinen Erfolg hatten, so finden wir die Erklärung in der alten deutschen Unsitte, nach langem Nichtsthun plötzlich an allen Ecken zugleich handanlegen zu wollen, entweder einen peinlich engen oder einen unpraktisch weiten Gesichtskreis zu haben. Karl VI. bestimmte für Triest einen Wirkungskreis, der Indien und China an Oesterreich heranziehen sollte, er erweckte mit seinen laut verkündeten Zwecken überall Eifersucht, man trat ihm entgegen, die Kriegsflotte mußte wieder aufgegeben werden, die orientalische Gesellschaft gerieth in Zerrüttung, und die Einwohnerschaft von Triest blieb bei der ursprünglichen Zahl von 5000 stehen. Die kluge Selbstbeschränkung, von der Maria Theresia sich leiten ließ, hatte für Triest die beste Wirkung. Seit die Regierung die fernen Meere außerhalb ihrer Berechnungen ließ und dafür die Nähe, das adriatische und mittelländische Meer, Griechenland und die Türkei um so thätiger berücksichtigte, hob sich die Stadt zusehends und stieg auf 13,000 Einwohner. Die alte Stadt, die Karl VI. als selbständig, fast als unmittelbar hatte bestehen lassen (er ließ seine pragmatische Sanktion vom Triestiner Magistrat garantiren), wurde mit der Neustadt vereinigt, die Abgabenfreiheit auf die vereinigten Gemeinen ausgedehnt, das Freihafensrecht erweitert. Die für Triest folgenreichsten Anordnungen und Veranstaltungen Maria Theresias waren: Zusammenstellung eines österreichischen Marine-Kodex, Handelsvertrag mit England, Anstellung von Konsuln in allen wichtigen Häfen des Auslandes, Errichtung einer Handelsintendantur, Verleihung der kaiserlichen Flagge an alle Triestiner Schiffe, Sanitätsgesetze, eine Mäkler-Ordnung, eine Hafenpolizei-Ordnung, ein erneuertes Wahlgesetz, Errichtung der ersten Assekuranz-Kammer, Gründung der sogenannten Börsenkorporation, Stiftung mathematischer und nautischer Schulen, Hafenbauten (Molo, großer Kanal), Bau eines Lazareths, eines Börsengebäudes, Aufnahme einer schweizerischen, einer griechischen und einer armenischen Gemeine, Transit für alle Waaren, die aus Oesterreich über Triest ins Ausland gingen. Joseph II., unter dem Triest wieder um 7000 Einwohner zunahm, verfiel zwar in den frühern Fehler, zu weit auszuschreiten, und unternahm z. B. mit sieben Schiffen eine Handelsreise nach China,

die kläglich verunglückte, behielt aber auch das nahe Erreichbare so fest im Auge, daß unter ihm der griechische Handel wie der Verkehr auf dem schwarzen Meer mit Odessa und Rußland sehr lebhaft wurden. Er machte die Juden börsenfähig, indem er sie aus dem Ghetto entließ, durch ihn kam Triest mit den deutschen Provinzen Oesterreichs in eine festere politische Verbindung. Die Kriege der folgenden Revolutionszeit schadeten Triest anfänglich weniger, als die Erwerbung Dalmatien und Istriens durch Oesterreich Nutzen brachten. Die Stadt hatte kurz vor der französischen Besitznahme 33,000 Einwohner und war einer der lebhaftesten Häfen Europas, wie die Zahl der 1806 in ihren Hafen eingelaufenen Kauffahrer beweist: 721 große Schiffe und 3400 Küstenfahrzeuge, zusammen mit einer Ladung von 220,000 Tonnen. Um so mehr litt Triest unter Napoleon, dessen Zukunftstraum eines illirischen Reichs mit Bosnien, Montenegro und der Herzegowina nicht für die Gegenwart entschädigte, die eine englische Blockirung, die Vernichtung des Freihafenrechts und unerschwingliche Steuern brachte. Der Handel ging beinahe ganz verloren, höchstens 40 Schiffe besuchten jährlich den Hafen, die Zahl der Einwohner ging wieder auf 24,000 zurück.

Die Besitzergreifung durch die österreichischen Truppen im November 1813 ist der Anfang der neuen Geschichte von Triest, in der die Stadt sich fast verwandelt hat. Jetzt konnten die während der Revolutionskriege eingetretenen, für Triest günstigen Verhältnisse ihre volle Wirksamkeit entfalten. In diesen Kriegen waren die mit Triest wetteifernden Hafen des adriatischen Meeres ganz oder zum größten Theil verschwunden, Ancona in tiefen Verfall gerathen, Ragusa und Venedig der Unabhängigkeit beraubt worden. Keine dieser Nebenbuhlerinnen hat die alte Kraft wiedergewonnen, sie sind alle von Triest überflügelt worden. Nachdem die europäischen Verträge von 1814 und 1815 die Besitzverhältnisse der kriegführenden Staaten geordnet hatten, wurde Triest mit Istrien, der Grafschaft Görz und andern Theilen am Meer zu einem österreichischen Küstenlande vereinigt, von dem 1821 einige Theile wieder abgetrennt sind. Der Freihafen wurde wieder hergestellt, und zugleich sorgte die Regierung durch Straßenbauten, wobei kein Opfer gescheut wurde, für eine leichte Verbindung mit dem Innern der Monarchie. Das Aufhören der Seeräuberei machte die Meere frei, und Triest konnte sich nun der großartigsten Thätigkeit hingeben, wobei außer der Regierung besonders dem hier gegründeten österreichischen Lloyd (s. d.) ein großes Verdienst zuzuschreiben ist. Wir haben bereits eine Darstellung dieser Handelsgesellschaft gegeben (B. 3, S. 17 fgg.), auf die wir verweisen, da die neueste Geschichte Triests mit der Geschichte des Lloyd in vielen und wichtigen Punkten zusammenfällt. Als äußere auf Triest günstig wirkende Momente sind noch zu nennen die Konstituirung Griechenlands als unabhängiger Staat und die türkischen Reformen. Momentan benachtheiligt war Triest in neuester Zeit durch die Revolutionskriege von 1848 und 1849, die seinen Verkehr in Italien und Ungarn auf längere Zeit hemmten, doch nicht in dem Maße, als man befürchtet hatte. Diese Wunden sind geheilt, und Triest hat neue Vortheile erlangt durch die elektrischen Telegraphen, die von seinen Kaufleuten seit 1849 benutzt werden, endlich durch die Centralseebehörde, die hier ihren Sitz hat, alle Interessen der österreichischen Küstenhäfen überwacht und der Regierung ihre Bemerkungen über nützliche Verbesserungen macht. Die Bevölkerung ist seit 1815 in einer fortwährenden Zunahme begriffen; sie betrug 1815 noch 24,000 Köpfe, 1820 war der frühere Stand von 33,000 wieder erreicht, bis 1830 wuchs sie auf 44,000, bis 1848 auf 56,000 Seelen. Zu dieser Zahl muß man noch die Bevölkerung des Weichbildes (campagna) rechnen, das etwa 25,000 Einwohner zählt, die ihren Geschäften nach zu den Stadtbewohnern hinzugerechnet werden müssen. Die Zahl der in den Hafen einlaufenden Schiffe, große und kleine zusammengerechnet, war in jährlichem Durchschnitt:

1812—1816 . .	4800 Schiffe mit einem Tonnengehalt von	171,000.
1817—1821 . .	4700 " " " " "	213,000.
1822—1826 . .	5500 " " " " "	270,000.
1827—1831 . .	6800 " " " " "	325,000.
1832—1836 . .	8000 " " " " "	380,000.
1837—1841 . .	10,000 " " " " "	429,000.
1842—1846 . .	8300 " " " " "	470,000.
1847	9400 " " " " "	528,000.
1848	8900 " " " " "	464,000.
1849	10,200 " " " " "	626,000.

1846 gingen von Triest Schiffe nach der Türkei 268, nach England 113, Griechenland 100, Brasilien 101, Aegypten 57, Nordamerika 37, Frankreich 71, Algier 9, Rußland 54, Moldau und Walachei 204, Holland 36, Cuba 46, Jonien 21, Belgien 13, Malta 11, Sardinien 20, nach den Hansestädten 10, nach Spanien 12, Schweden 9, Sumatra 3, Portugal 5, Domingo 3, Venezuela 4, China 1, Ostindien 1, Mexiko 1, Chile 1, nach beiden Sicilien 450, nach dem Kirchenstaat 486, nach österreichischen Häfen 6436. Von österreichischen Häfen kamen 6436 Schiffe von 220,517 Tonnen, von fremden 2175 von 290,035 Tonnen. Den Werth der Einfuhr und der Ausfuhr von 1838—1849 geben die folgenden Zahlen:

1838	85	Millionen Gulden.
1839	102	" "
1840	96	" "
1841	82	" "
1842	93	" "
1843	98	" "
1844	100	" "
1845	145	" "
1846	157	" "
1847	153	" "
1848	85	" "
1849	122	" "

Das Jahr 1850 hat den früher höchsten Stand von Einfuhr und Ausfuhr wieder erreicht, wenn nicht überschritten. 1846 verhielt sich das Verhältniß der Rohprodukte zu den Industrieerzeugnissen bei der Einfuhr wie 521 : 708, bei der Ausfuhr wie 401 : 581. Triest ist nicht blos der Ausfuhrhafen der österreichischen Monarchie, auch die Schweiz bedient sich seiner zur Verführung ihrer Industrieerzeugnisse, die von hier aus sich über die Länder des mittelländischen Meeres zerstreuen. 1845 erreichte die Ausfuhr der schweizerischen Produkte einen Werth von 4,188,388 Gulden.

Seit Ende 1849 ist Triest reichsunmittelbar, was so zu verstehen ist, daß die Stadt, die nicht gut als ein eigenes Kronland proklamirt werden konnte, aber doch besondere Rücksichten erheischte, eine eigene Verwaltung und politische Organisation erhielt. Die Stadt wird durch den Stadtrath vertreten, der aus 54 Personen besteht, von denen 48 in der Stadt selbst, 6 im Stadtgebiet auf drei Jahre gewählt werden. Der Stadtrath hat die Befugnisse eines Landtags, nach der kaiserlichen Genehmigung erlangen seine Beschlüsse die Eigenschaft von Landesgesetzen. Die Freihafenprivilegien von Triest sind im ausgedehntesten Umfange erhalten, alle Gegenstände können frei eingeführt werden, eine Ausnahme machen nur solche, welche Gegenstand eines kaiserlichen Monopols sind, Salz, Taback, Schießpulver, Quecksilber. Der Begriff des Freihafens findet die weite Auslegung, daß auch die Niederlassung, der Handel und Gewerbebetrieb von Fremden unbeschränkt sind. Die neue Verfassung enthält darüber eine Bestimmung, die einzig in ihrer Art dasteht. Diese lautet: „Die Fremden, selbst wenn sie

Ausländer sind, haben in der Stadt Triest Anspruch: 1) Auf Schutz der Person und des Eigenthums; 2) auf Benutzung der Gemeine-Anstalten; 3) auf Theilnahme am aktiven Wahlrechte unter gewissen Beschränkungen; 4) auf ungehinderten gesetzlichen Betrieb von Handel und Gewerben." Triest gehört zum deutschen Bunde, dieses Ausgangsthor zum Mittelmeer ist für uns unentbehrlich, aber zwei andere Nationalitäten bedrohen uns in dessen Besitz, die slawische und die italienische. Die slawischen Schriftsteller (Kollar, Reise durch Oberitalien, Tyrol und Baiern, Pesth, 1843) behaupten, Triest sei eine uralte slawische Stadt, wie schon der römische Name Tergeste beweise, der von dem slawischen torg (Markt) herstamme. Nach einer bekanntlich von Napoleon adoptirten Alluvial-Theorie behaupten sie ferner, daß Triest als eine Anschwemmung seines rein slawischen Hinterlandes den nationalen Verhältnissen desselben zu folgen habe. Triest ist dann weiter von dieser Nationalität zum Handelsemporium eines slawisch-illyrischen Königsreichs bestimmt, desselben Reichs, das in den Entwüfen der Südslawen eine so große Rolle spielt. Die Italiener fußen auf der beglaubigten Geschichte, wenn sie Triest für sich beanspruchen. Triest wurde aus einer ursprünglich römischen Kolonie eine italienische Republik, die von Zeit zu Zeit Machthabern huldigte, welche ebenfalls Italiener waren, den Patriarchen von Aquileja, den Grafen von Istrien, den Venetianern. Wenn sie sich an Oesterreich angeschlossen hat, so ist ihr Charakter einer freien italienischen Stadt darum nicht verloren gegangen. Ein ernstlicher Versuch, die Nationalitätsansprüche durchzusetzen, ist von den Italienern in der Revolutionszeit nicht gemacht worden. Auf der andern Seite ist selbst den mit Schenkungen deutschen Besitzes freigebigsten deutschen Politikern von 1848 nie eingefallen, den wohlbegründeten, durch Geschichte und Recht bestätigten Ansprüchen Deutschlands auf Triest zu entsagen, und die allgemeine Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit der Stadt für deutschen Handel und Verkehr hat ihre guten Früchte getragen. Der festen Haltung Deutschlands und des Frankfurter Parlaments verdankt Triest die Aufhebung der sardinischen Blockirung. Die jetzigen Bevölkerungsverhältnisse von Triest hat Kohl (Reisen im südöstlichen Deutschland, B. 2, S. 111—145) einer genaueren Erörterung unterzogen, und wir können diesem sorgsamen und feinen Beobachter getrost folgen. Die deutsche Einwanderung war bis 1815 unbedeutend, seit dieser Zeit sind viele Ansiedler aus dem österreichischen und nichtösterreichischen Deutschland gekommen, so daß die Zahl der jetzt in Triest ansässigen Deutschen zwischen 7000 und 8000 beträgt. Die deutsche Kolonie ist in beständiger Zunahme begriffen, aber sie verliert auch fortwährend, da viele ihrer Angehörigen zu Italienern werden. Unter diesen Apostaten finden sich die am meisten fanatischen Deutschenhasser. Die Deutschen sind die wahre Seele des Triestiner Handelsstandes, die Blüthe der Stadt verdankt ihnen am meisten, die großartigsten Institute der Neuzeit, Börsendeputation, Lloyd, Tergesteum, Sparkasse, naturhistorisches Museum, sind hauptsächlich durch sie ins Leben gerufen. Die hohen Beamten, die Offiziere der Besatzung sind meistens Deutsche, die Gesetze werden in der deutschen und italienischen Sprache veröffentlicht, in allen Schulen ist das Deutsche Lehrgegenstand. Bis 1848 wurden auch die meisten Vorträge in den Schulen deutsch gehalten, der Grundsatz der Gleichberechtigung hat darin eine Aenderung eintreten lassen. Man hat in den Hauptschulen eine Theilung vorgenommen, so daß Geschichte und Naturwissenschaften deutsch, Lateinisch, Französisch, Mathematik und die nautischen Wissenschaften italienisch vorgetragen werden. Da in dem größten Theile des mit Triest handelnden Festlandes die deutsche Sprache herrscht, so lernen auch die nichtdeutschen Kaufleute von Triest fast alle Deutsch. Ein deutsches Theater hat sich bis jetzt nur auf kürzere Zeit und mit Opfern erhalten lassen. Die Zahl der in Triest und im Stadtgebiet lebenden Italiener wird auf 45,000 angegeben, die Hauptmasse der Italiener besteht aus Kleinbürgern, Kleinhändlern, Küstenfahrern, Krämern, Fischern, Schiffern, Wirthen.

Das Italienische ist die allgemeine Umgangssprache, es ist die Sprache der Börse und des Seehandels, der Gemeineberathungen, der vier Theater. Die auf 10,000 Köpfe geschätzten Slawen stellen die Diener und Mägde, die Taglöhner und Handlanger der Stadt. Die slawischen Kaufleute theilen sich in zwei Koterien der griechischen und der südlichen Slawen, die letztern spalten sich wieder nach der Religion in Griechen und Katholiken. Die drei Gruppen haben wenig Verkehr mit einander, die nichtunirten Slawen halten zu ihren orientalischen Glaubensgenossen, die Katholiken zu den Italienern. Griechen hat Triest gegenwärtig ungefähr 1000, die sich alle dem Handel widmen. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war die griechische Bevölkerung eine so überwiegende, daß Triest eine griechische Stadt werden zu wollen schien, zu jener Zeit war Triest auch, besonders durch Carai, eine Centralbildungsanstalt für alle Griechen überhaupt. Die Zahl der Israeliten, Schweizer, Engländer und Franzosen tritt gegen die andern Nationalitäten sehr zurück. Kohl fand unter den 251 Handelsfirmen 90 italienische, 66 griechische, 44 deutsche, 18 slawische, 13 englische, 10 französische, 10 andere.

Von Handelseinrichtungen und Handelsgesellschaften sind hauptsächlich die Börsendeputation und der Lloyd zu nennen. 1794 vereinigte die Regierung die Triestiner Großhändler in einen Verein, der den Namen „Handelsbörse" erhielt und dessen Zweck sein sollte, die Befehle und Weisungen der Obrigkeit zu empfangen, der Regierung die gewünschten Auskünfte zu übergeben, bei ihr in Handelssachen Bitten oder Beschwerden anzubringen und alle diejenigen Akte zu vollziehen und Papiere auszustellen, deren sorgfältige und schnelle Vollziehung das Landeswohl erfordern. Der allgemeinen Versammlung der Börsenmitglieder wurde das Recht ertheilt, daß jeder Theilnehmer Vorschläge zu Verbesserungen im Handel machen könne, bei deren Annahme mit Stimmenmehrheit eine Vorstellung an die Regierung zu machen sei. Sechs durch geheime Abstimmung ohne Rücksicht auf Nationalität und Religion gewählte Kaufleute bildeten die Börsendeputation, der sehr ausgedehnte Befugnisse beigelegt wurden. Diese Börsendeputation ist bis 1848 gewissermaßen das österreichische Handelsministerium gewesen, da in Wien auch in allgemeinen Handelsangelegenheiten der Monarchie gewöhnlich nach ihrem Rath entschieden wurde. Jetzt bildet die Börsendeputation eine Art von Handelsgericht, leitet die Handelspolizei und ist das oberste statistische Bureau für den Handel. Ist ihr Einfluß auf die Handelsgesetzgebung nicht mehr ganz der alte, so giebt sie doch bei allen von Oesterreich abzuschließenden Handelsverträgen Gutachten ab, die nicht unberücksichtigt bleiben. Die Veröffentlichungen der Börsendeputation über den Seehandel und die Schifffahrt Oesterreichs sind als die zuverlässigsten Quellen bekannt. Hinsichtlich des Lloyd haben wir uns, nachdem alles wesentliche bereits früher mitgetheilt wurde, auf das Neueste zu beschränken. 1850 hat man den beiden ältern Sektionen des Lloyd für Versicherungswesen und für Dampfschifffahrt eine dritte hinzugefügt, eine literarisch-artistische Abtheilung, deren Aufgabe die neuen Statuten dahin bestimmen, „alle die Nachrichten und Kenntnisse zu sammeln und zu verbreiten, welche den Handel, die Schifffahrt, den Gewerbfleiß und die Künste zu fördern geeignet sind, so wie ferner literarische und artistische Werke zu erzeugen und deren Absatz zu ermitteln." Diese dritte Abtheilung hat an jedem Orte am Mittelmeer, am schwarzen Meer und an der Donau ihre besoldeten Korrespondenten und Agenten, welche fortlaufende Berichte über alles einsenden, was den Handel und Verkehr mittelbar oder unmittelbar berührt. Fast alle diese Berichte werden im Tergesteum zu Jedermanns Einsicht ausgelegt. Das „Familienbuch", das diese Abtheilung zunächst für die Bewohner von Triest und die Deutschen in dem südöstlichen Theile der Monarchie herausgiebt, hat sich bereits viele Freunde erworben. Zur Zeit besitzt der Lloyd 34 dienstthuende Dampfschiffe, außerdem sind sechs Schraubendampfer in England bestellt und in Bau begriffen. 1848 machten seine Schiffe

727 Reisen und beförderten 118,000 Reisende, 289,000 Briefe, 30 Millionen baares Geld, und 267,000 Centner Waaren. 1849 betrug die Summe der von den Schiffen durchmessenen Entfernungen 428,000 Seemeilen, die Anzahl der Reisenden vermehrte sich um 24,000, die der Briefe um 52,000, die der baaren Gelder um 6 Millionen, und endlich die der Waaren um 77,000 Centner. Der Lloyd, der keine Magazine und nicht einmal Handwerker vorfand, der für seine großen Etablissements und seine Schiffe sich selbst alles besorgen mußte, hat die Industrie der Stadt vorwärts gebracht. Dennoch steht Trie,. in Gewerben und Fabrikwesen hinter andern Seestädten weit zurück. Eine Seifenfabrik, die in frühern Jahren aus levantiner und italienischem Oel jährlich 6 Millionen Pfund Seife anfertigte, eine große Dampfmühle, die ihr aus ungarischem, russischem und italienischem Korn bereitetes Mehl nach Brasilien verschifft, wodurch die Triestiner Zuckerschiffe eine Rückfracht erhalten, eine Salpeterfabrik, die jährlich 22,000 Centner Rohstoff aus Valparaiso und Indien bezieht und reinigt, eine Möbelfabrik, die Konstantinopel, Athen, Alexandrien und andere Städte des Orients versorgt, sind die bedeutendsten Fabrikanlagen von Triest, haben aber Dimensionen, die anderswo selten vorkommen. Der Hafen ist keineswegs sicher, gerade von der Seite, welche sonst die geschützteste zu sein pflegt, von der Landseite, droht die größte Gefahr. Der Triestiner Karst ist eine Hochebene, rückwärts von höhern Gebirgen überragt, so daß die furchtbare Bora sich in ganzer Kraft entwickeln und vom Abhange in den Hafen niederstürzen kann. Neuerdings hat man zum Schutz der Schiffe Bojen angelegt, die auf dem Grunde des Meeres mit starken Ankern und Ketten befestigt sind und an deren Ringen die Schiffe mit Tauen sich fest machen können. Die ganze Ausdehnung des längs der Küste in der Richtung von Nordnordwest nach Südsüdost streichenden Hafens beträgt etwa zwei italienische Meilen oder 1600 Klafter. Mehre Hafendämme scheiden den Hafen in verschiedene Abtheilungen, der berühmteste ist der etwa 200 Klafter lange Molo, den Maria Theresia erbauen ließ und der nach ihr den Namen trägt. Er hat auf seiner Spitze einen Leuchthurm, die Schiffe werden durch ihn gegen Südwinde und Südwestwinde geschützt. Der größte Molo ist der von S. Carlo, 1737 auf der Stelle gebaut, wo ein Schiff desselben Namens versank und nicht wieder gehoben werden konnte. Da diese Hafendämme nicht pilotirt sind und der Grund des Meeres nicht überall die erforderliche Festigkeit hat, so ist die Existenz von mehreren derselben bedroht. Der Mandrachio (von mandra, Pferch), zur Aufnahme von Küstenfahrern bestimmt, ist der älteste und noch jetzt besuchteste Hafenabschnitt. Eine Fortsetzung des Hafens ist der sogenannte große Kanal, von Maria Theresia an der Stelle gebaut, wo hier ein kleiner Karstbach mündete. Er erstreckt sich mitten in den Haupttheil der neuen Stadt hinein, ist aber nur 300 Klafter lang und deshalb zur Aufnahme vieler Schiffe nicht fähig. Napoleon wollte ihn weiter durch die Stadt, im Bogen und wieder zum Hafen zurück führen, und diese Idee wird wieder aufgenommen werden müssen, wenn Triest in dem bisherigen Verhältnisse zunimmt. Bei ruhigem Wetter ist den Schiffen in Folge der langen Kaientwicklung die bequemste Gelegenheit zum Ausladen geboten, doch hat gerade diese Leichtigkeit eine Nachlässigkeit im Ausschiffen und Verladen begünstigt, wodurch im Triestiner Hafen manche Waaren zu Grunde gehen oder Schaden leiden. (Man vergleiche Dr. Kandler, Geschichte von Triest, Notizie Storiche di Trieste, raccolte da Giovannina Bandelli Triestina.)

Viele nennen Triest eine prosaische, selbst eine langweilige Stadt, weil der Charakter ein anderer wie der des nahen Venedig ist, und weil manche nicht davon lassen können, zwei ganz verschiedene Naturen zu vergleichen und auf diese Basis hin gegen einander abzuwägen. Der amphitheatralische Hintergrund, die halbinselartig hinauslaufenden Vorgebirge, die Bucht von Moja, die Aussicht auf Tirano und Istrien, der freie Blick auf die Alpenkette und über das Meer —

sie geben Triest eine der schönsten Umgebungen, welche eine Stadt nur haben kann. Bei aller Einförmigkeit des modernen Styls der hohen, den Hafen umgebenden Häuser spricht aus ihnen doch eine wohlthuende Opulenz, man empfängt sogleich einen Eindruck von der erfolgreichen Thätigkeit einer mächtigen handeltreibenden Bevölkerung. Triest ist seit länger als einem Menschenalter ein belebter Standort für Naturforscher gewesen. Botaniker haben sich hier am Küstensaum der deutschen Flora oft und gern mit Pflanzensammeln beschäftigt, nicht minder häufig haben die Zoologen und Zootomen sich hier niedergelassen. Auf Anregen des Dr. Biasoletto hat die Stadt einen botanischen Garten angelegt, ein junger Kaufmann, Koch aus der Schweiz, ist der Begründer eines naturhistorischen Museums, das sich zunächst auf Seethiere beschränkt und nur die Amphibien mit aufgenommen hat. Leider ist der anfängliche Eifer der Kaufmannschaft für dieses Institut erkaltet, und es bedarf neuer Anstrengungen, wenn dasselbe nicht zu Grunde gehen soll. Der Freund der Literatur findet in Triest eine interessante Sammlung der sämmtlichen Ausgaben Petrarca's und der Bildnisse, die von dem Dichter und seiner Laura vorhanden sind. Ein Triestiner Gelehrter, Rosetti, hat diese Sammlung angelegt und der Stadt zum Geschenk gemacht. Von diesen wenigen Anlagen abgesehen, erhalten artistische und wissenschaftliche Unternehmungen in Triest geringe Förderung, und der Eifer für Gemeinnütziges beschränkt sich auf milde Stiftungen. Eine Zierde für Triest ist das neue Hospital, das größte Gebäude der Stadt, mit 1000 Betten, worin jährlich etwa 4000 Kranke, 150 arme schwangere Frauen, 350 Findlinge und eine nicht unbedeutende Zahl von Invaliden und Altersschwachen Aufnahme finden. Das Hospital hat seine eigene Kapelle, seine Apotheke und einen besondern anatomischen Saal. Die Stadt verwendet jährlich 100,000 Gulden darauf.

William Ellery Channing, Doctor der Theologie, wurde geboren zu Newport im Staate Rhode-Island den 7. April 1787. Sein Großvater mütterlicher Seite, William Ellery, war einer der Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung und Abgeordneter des Staats Rhode-Island zum Kongreß von 1776—1786, ein hochgeachteter Mann, dessen Geistesklarheit und Energie der Enkel geerbt zu haben scheint. Seinen Vater, der als Rechtsanwalt in Ruf stand, verlor der Knabe im dreizehnten Jahre. Größer als der Einfluß dieses Vaters auf seine Charakterbildung war die Einwirkung der Mutter, die ihm in sittlicher Reinheit und Einfachheit Muster und Vorbild sein konnte. Später von schwacher Gesundheit und oft leidend, war Channing als Knabe kräftig und blühend. Obgleich von kleiner Gestalt und schmächtigem Körperbau hatte er doch Muskelkraft und galt in seiner Jugend für einen starken Knaben und Jüngling. Den ersten Unterricht erhielt er in den Schulen seiner Vaterstadt. Schon hier zeichneten ihn weniger der Glanz und die Fülle geistiger Gaben, als vielmehr alle die Tugenden aus, welche das früheste Lebensalter entfalten kann, ein kindlich frommer Sinn und Gehorsam, freundliche Zuneigung zu seinen Schulgenossen, Lernbegierde und ausdauernder Fleiß. In seinem Charakter verband sich schon früh eine große Weichheit und Milde mit Strenge, Festigkeit und unerschrockenem Muthe. Beleidigungen und Unterdrückungen, welche von ältern und stärkern Knaben gegen schwächere verübt wurden, bestrafte er als Vertheidiger der Schwäche. Bei seinen Spielgenossen hatte er deswegen den Namen des Friedensstifters. Seine Auffassung war weder schnell noch lebhaft, es wurde ihm schwer, sich eines Gegenstandes auf der Stelle zu bemächtigen. Hatte er ihn aber erst im Grunde erfaßt, so waren seine Fortschritte reißend. Auch im spätern Leben waren seine ausgezeichneten Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Erkenntniß weit mehr die Resultate einer strengen Arbeit, als hervorragender geistiger Befähigung. Oft ruhte auf seinem jugendlichen Gemüthe der Schatten der Melancholie, dann fand er seine Erholung auf einsamen Spaziergängen am Ufer

des Meeres, in der Betrachtung der Schönheiten der Natur und in stillem Nachdenken. „Das Glück der Kindheit", sagte er in spätern Jahren, „kenne ich mehr aus der Beobachtung Anderer als aus eigener Erfahrung. Mein frühestes Lebensalter war trübe, die Freundschaft erschien mir kalt, das Leben leer, das Gefühl, daß mir Tugend und Erkenntniß mangele, drückte mich nieder, jedes folgende Jahr dünkte mir erfreulicher als das verflossene." Ein Oheim, der Prediger Channing in Neulondon, bereitete ihn für die höhern Studien vor, und er bezog nun das Harvard-Kollegium zu Cambridge bei Boston, wo er vom vierzehnten bis zum achtzehnten Jahre verweilte. Diese Zeit war der Frühling seines Lebens; mehr als früher gewann er als bleibendes Besitzthum den innern Frieden der Seele, den christlichen Gleichmuth, und bereicherte den Schatz seines Wissens. Die vorgeschriebenen vier Lehrkurse machte er gewissenhaft durch, in den klassischen Sprachen, mehr im Lateinischen als im Griechischen gehörte er zu den vorzüglichsten seiner Genossen. Mathematik und Naturwissenschaften, die er zuerst zu seinen Lieblingen erkoren hatte, mußten später den Wissenschaften weichen, die sich mit der geistigen Natur des Menschen beschäftigen, der Geschichte, der neuern Literatur und besonders der Philosophie. Er studirte Locke, Berkeley, Reid, Hume, Priestley, am eifrigsten Price. Von dem letztgenannten sagte er später: „Price hat mich von der Philosophie Lockes errettet und meiner Philosophie wahrscheinlich die Gestalt gegeben, die sie stets bewahrt hat. Er hat mir die Lehre von den Ideen gegeben, und während meines ganzen Lebens habe ich die Wörter Liebe, Recht u. s. w. mit großen Anfangsbuchstaben geschrieben." Seine schriftlichen und mündlichen Vorträge wurden in den Uebungsgesellschaften von seinen Genossen stets am liebsten gehört, mehrmals stimmte die Klasse einmüthig bei, daß nur ihm der erste Preis in der Rede gebühre. Einer seiner Universitätsfreunde, der berühmte Rechtsgelehrte Story, sagt von dieser Lebensepoche Channings: „Wiewohl er wegen der Zurückhaltung, die er bei aller sonstigen Liebenswürdigkeit in seinem Wesen zeigte, nicht in allgemeinem Verkehr mit seinen Klassengenossen stand, vielmehr nur einen Kreis auserwählter Freunde aus den Besten seiner Klasse um sich versammelte, mit denen er im ungezwungensten und vertraulichsten Umgange lebte und die ihn schätzten und liebten, so war doch sein Leben so vorwurfsfrei, seine Sitten so gewinnend und sein Benehmen so gefällig, daß er sich des seltenen Glücks erfreute, von allen seinen Studiengenossen ohne Ausnahme, sogar von denen, die ihn nur aus dem Hörsaale kannten, hochgeachtet zu werden. Die kleinen Streitigkeiten und Eifersüchteleien des Kollegienlebens erreichten ihn kaum. Seine ausgezeichneten wissenschaftlichen Leistungen wurden von allen bereitwilligst anerkannt. Ich glaube, daß er während dieser ganzen Zeit keinen einzigen persönlichen Feind hatte, und er verdiente auch nicht, einen zu haben. Sein frühzeitiger Ruf wurde von seiner ganzen Klasse als ein gemeinschaftliches Eigenthum werth gehalten. Wir waren stolz auf die Auszeichnungen, die er erhielt, und freuten uns, wenn er gelobt wurde. Wir alle prophezeiten ihm damals, daß er in jedem Berufe, den er wählen würde, eine hervorragende Stelle einnehmen werde. Was mich betrifft, so kann ich in Wahrheit sagen, daß die Eigenschaften des Geistes und Charakters, welche er damals vor mir entfaltete, ganz dieselben waren, welche ihm in seinem spätern Leben eine solche Berühmtheit gaben." Seine Freunde hatten gemeint, daß er sich zum besondern Beruf die Rechtswissenschaft wählen werde, die ihm bei seiner Beredsamkeit die glänzendste Laufbahn gesichert haben würde, er entschied aber für die Theologie. Die äußere Veranlassung, die ihn dabei leitete, hat er angegeben, wenn er später sagte: „Der in meinen Jünglingsjahren aus Frankreich (zur Zeit der Revolution) nach Amerika hinüber gebrachte Unglaube veranlaßte mich, über die Beweise für das Christenthum Forschungen anzustellen, und da fand ich, wozu ich gemacht war. Mein Herz umfaßte die großen Zwecke des Christenthums mit einem Interesse, welches bis zu dieser Stunde im Zunehmen

begriffen ist." Um den Seinigen mit den Sorgen um seine Subsistenz nicht länger beschwerlich zu fallen, nahm er die Stelle eines Hauslehrers in Richmond in Virginien an. Dieser Entschluß hatte für ihn die unglücklichsten Folgen. Das ungewohnte Klima, der Eifer, womit er seine theologischen Studien fortsetzte, endlich die Beschwerden einer gefahrvollen Seereise untergruben seine Gesundheit. Ein anderthalbjähriger Aufenthalt bei den Seinigen war die Zeit eines entscheidenden geistigen Prozesses in seiner innern Entwicklung. Bisher hatte er der starren dogmatischen Theologie, der trüben ascetischen Lebensrichtung halb unbewußt sich hingegeben, in Newport entschied er sich für die freie wissenschaftliche Auffassung und ein gesundes religiöses Leben. In dem Kampfe zwischen den beiden Richtungen errang er sich jene Klarheit und Geistesfreiheit, die ihn so auszeichnete. Zu Ende des Jahres 1801 nahm er die ihm angetragene Stelle eines Regens oder Studienaufsehers an der Harvard-Universität in Cambridge an. Etwa ein Jahr blieb er in dieser Stelle, seine eminente Rednergabe legte ihm die Pflicht auf, sich der Kanzel zu widmen. Zwei Gemeinen baten ihn zu gleicher Zeit, daß er ihr Seelsorger werden möge, er gab der kleinsten den Vorzug, weil er wegen seines Gesundheitszustandes fürchtete, daß er einen ausgedehnteren Wirkungskreis nicht werde ausfüllen können. 1803 wurde er als Pfarrer der Gemeine in der Federal-Street in Boston ordinirt und gehörte ihr ununterbrochen bis zu seinem Tode an, fast vierzig Jahre. Die Kraft und Würde, mit der er die geistigen Rechte des Menschen und die Freiheit der Ueberzeugung und der Aeußerung vertrat, so wie überhaupt die religiöse und sittliche Erhebung förderte, gewannen ihm bald weitere Anerkennung. Seine Gemeine wuchs, an die Stelle der alten Kirche trat ein größeres Gebäude, ein zweiter Prediger mußte als Gehülfe eintreten. Die Gemeine war eine unitarische, doch zeigte sich der Gegensatz zwischen der unitarischen und der orthodoxen (anglikanischen) Kirche noch nicht in der Schroffheit, welche später hervorgetreten ist. Mehrmals geschah es, daß Geistliche der Episkopalkirche auf Channings Kanzel predigten, er selbst war der Sektirerei so abhold, daß er den Sektengeist als den Geist der Hölle bezeichnete. Er rechnete sich zu der allgemeinen Kirche Christi, in diesem Sinne sprach er das Wort: „Ich bin wenig von einem Unitarier." Später riefen zelotische Anglikaner eine strengere Scheidung zwischen den beiden Kirchen hervor, und nun nahmen auch Channings Predigten einen polemischen Charakter an. Seine Berühmtheit in allen Staaten der Union schreibt sich von den Predigten her, die er 1812 zur Zeit des Kriegs mit England herausgab. Sein großer Ruf befestigte sich durch seine spätern theologischen Abhandlungen und Reden, durch seine Beurtheilungen von Milton, Fenelon und Napoleon, durch seine Schriften über die Union und die Sklaverei. In England hatte er sich schon lange einen zahlreichen Kreis von Lesern und Verehrern erworben, als die Kritik ihn noch immer vornehm ignorirte und höchstens mit einem matten Lobe abspeiste. Nur durch seinen eigenen Werth eroberte er sich einen weiten Boden, jetzt ist „der amerikanische Prediger", wie man ihn gewöhnlich nennt, einer der gelesensten Schriftsteller in England, seine Schriften kreisen in Tausenden von Abdrücken, und es haben sich Gesellschaften gebildet, um wohlfeile Abdrücke unter dem Volke zu verbreiten. Lord Morpeth erzählt, daß, als er im Begriff nach Amerika zu reisen von seiner Schwester Abschied genommen, diese ihm gesagt habe: „Um zwei Dinge beneide ich Dich: Du wirst den Niagarafall und Dr. Channing sehen." Sein inneres Leben umfaßte nicht weniger als die ganze geistige Welt und die ganze Menschheit, sein äußeres Leben war ein wenig bewegtes. Er war mit einer Verwandten, Ruth Gibbs, verheirathet, die ihm mehrere Kinder schenkte. Wie hoch er sie achtete, zeigt der Umstand, daß er an sie, da sie noch unverheirathet war, eine Abhandlung über den Beruf der Frauen richtete, worin er diese die Mächte nannte, welche eigentlich die Welt regierten, die, wenn sie stets das Recht, das Gute und die Wahrheit unterstützen wollten und nie

davon abwichen, stets den Sieg des sittlichen Grundsatzes in der Welt sichern würden. In der Union machte er mehrere Reisen und predigte dann so oft, als ihm seine Gesundheit erlaubte, den Bitten seiner in allen Staaten zahlreichen Freunde nachzugeben, außerdem besuchte er Westindien und Europa, wo er besonders in Frankreich, England und Italien verweilte. Auf einer Reise nach Bennington im Vermont erkrankte er an den dort einheimischen Fiebern, die besonders im Herbst sehr bösartig zu sein pflegen. Die Krankheit nahm bald einen gefährlichen Charakter an, nach sechsundzwanzig Tagen starb er am 2. Oktober 1842 — Sein Ruf hat sich nach seinem Tode noch mehr verbreitet, seine vorzüglichsten Schriften erleben in England und Nordamerika jährlich neue Auflagen, sein Leben und Wirken schildert ein Neffe von ihm, W. H. Channing in: Memoir of William Ellery Channing, with extracts from his correspondence and manuscripts, three volumes. London. 1848. Da uns dieses Werk nicht zugänglich war, so entnahmen wir die Grundzüge zu unserer biographischen Skizze wie die folgende Charakteristik der deutschen Uebersetzung von Channings Werken in einer Auswahl, die Stadtrath Schulze und Prediger Sydow in Berlin besorgt haben: (15 Bändchen, Berlin 1850—1851).

Channing war ein einheitsvoller Charakter. Intelligenz und Wille waren bei ihm zu möglichst inniger Harmonie vereinigt. Wie er war, so dachte er auch und sprach er, und was er für wahr erkannte, das strebte er auch zu sein und zu werden, in sich und andern zu verwirklichen. In der Einleitung zu seinen Schriften bemerkt er, daß man diese durch nichts so sehr ausgezeichnet finden werde, als durch die hohe Achtung, die sie vor der menschlichen Natur ausdrücken, und in der Predigt über die Ehre, die allen Menschen gebührt, sagt er: „die große Offenbarung, deren der Mensch jetzt bedarf, ist eine Offenbarung des Menschen für ihn selbst. Der Glaube, der am meisten Noth thut, ist ein Glaube an das, was wir und unsere Mitmenschen werden sollen, ein Glaube an den göttlichen Keim und die göttliche Grundkraft in jeder Seele. Dies Mysterium unserer geistlichen, zurechnungsfähigen, unsterblichen Natur geziemt uns zu erforschen, und glücklich sind diejenigen, welche angefangen haben, in dasselbe einzudringen und in denen es Gefühle der Ehrfurcht vor ihrer Gott verwandten Natur und eines tiefen Interesses und der Ehrerbietung gegen ihre Mitmenschen erweckt hat." Die menschliche Natur erschien ihm sehr groß und war ihm unendlich theuer, weil er als ihr Wesen die geistige Natur und als die Enthüllung, Entfaltung und Wahrheit dieser die spirituelle Natur, die sittliche Natur, die sittliche Vollkommenheit, Wahrheit, Gerechtigkeit und die uneigennützige, sich hingebende, göttliche Liebe erkannte. Der Geist in dieser seiner Reinheit war ihm das höchste Wesen und das Wesen des Höchsten. Gott, der Schöpfer des Weltalls, der Vater der Geister ist ihm dieser Einige, allgemeine Geist in seiner Vollkommenheit, Reinheit und sittlichen Majestät. Alle Geister sind von Einer Famile, weil sie als solche Alle Theil haben an der Einen gleichen geistigen Natur, deren wahre Enthüllung die sittliche Vollkommenheit ist, der tiefe Grund der intellektuellen Vollkommenheit. Diese ist uns vor Augen gestellt durch und in Jesus Christus. Darum und deshalb ist er der Sohn Gottes. Darum ist und muß er nothwendig geliebt und verehrt werden von Allen, die Ihn erkennen, und die wahre Verehrung Gottes und Jesu Christi besteht in dem liebenden Verlangen nach diesem Vollkommenen und dem Streben, zu werden das, was wir verehren. Weil Channing in jedem Menschen durch die äußere Hülle hindurch die Würde und Hoheit seiner Bestimmung, seine geistige und geistliche Natur als sein wahres Sein und Wesen erkannte und anerkannte, so ehrte er ihn über Alles und suchte ihm zu helfen, diese edle Natur, zugleich die Quelle alles seines Glückes, zu entfalten. Er war ein Menschenfreund. Er ehrte und liebte den Menschen ohne Rücksicht auf Vaterland, Geburt, Amt, Reichthum, Stellung, weil er

ein Mensch war. Diese Qualität überstrahlte bei ihm alle übrigen. Er war der Freund und Sachwalter der Armen, der Anwalt der zur Sklaverei verurtheilten afrikanischen Race, und der Vertheidiger der Rechte und der Freiheit der Menschheit in allen ihren Formen. Alle diese Formen der Freiheit galten ihm aber nur in so fern etwas, als sie Manifestationen und Gewährleistungen der wahren persönlichen und geistigen Freiheit waren, die er als das Element alles sittlichen Lebens betrachtete. Dieses religiös-sittliche Leben war ihm der Anfang und das Ende, war die Aufgabe, die er in sich und an seinen Mitmenschen auszuführen, für das Ziel seines Lebens hielt. Vor Allem begann er hierbei mit sich selbst. Selbstbildung oder Selbstveredelung war bei ihm ein Wort von der tiefsten und gewichtvollsten Bedeutung. Sich selbst zu einem vollkommenen Manne zu machen in Christo Jesu, war das Werk, das er in früher Jugend begann und bis zu seinem Ende nie unterbrochen hat. Er war ein durchaus praktischer Mann. Er gab sich weder Spekulationen hin, die mit seinem Berufe in keiner Beziehung standen, noch übte er überhaupt eine schriftstellerische Thätigkeit, die nicht von seiner Wirksamkeit als Prediger ausgegangen wäre. So vortrefflich sein Styl war und so große Sorgfalt und Mühe er auch darauf verwendet haben mag, seine Gedanken in eine schöne Form zu kleiden, so sehr war ihm dies nur Mittel, nie Zweck. Um von den Wahrheiten, die er predigte, zu überzeugen, deshalb wünschte er beredt zu sein, und um die Grundsätze, die er in dem engen Raume seiner Kirche lehrte, in einem weitern Kreise bekannt zu machen, deshalb schrieb er. Auf Erörterung politischer Fragen, die in einem Freistaate, wie Nordamerika, so verführerisch und so schwer zu meiden sind, hat er sich nur eingelassen, in so fern er in ihnen den allgemeinen christlichen und sittlichen Wahrheiten, für die er wirkte, Geltung und Anwendung zu verschaffen wünschte. Daher besteht der größte Theil seiner Schriften aus Predigten, die er in seiner Kirche gehalten und später für den größeren Kreis der Leser umgearbeitet hat. Nur sehr wenige unter ihnen sind dogmatischen Inhalts, wenige sind besondern äußern Gegenständen gewidmet, die meisten haben zum Zweck, die allgemeinen sittlichen Grundsätze, die das Christenthum lehrt, zu erläutern und auf das Leben anzuwenden. Sie haben eine entschieden praktische Richtung. Ihr Charakter und der ganze Ton in ihnen erscheint uns oft eigenthümlich. Nur eingeleitet von einem Bibelspruch, überall an den Verstand der Zuhörer sich wendend, machen sie, wie es uns vorkommt, oft eher den Eindruck von moralischen Abhandlungen als von Predigten. Freilich ist dieser Charakter nicht Channing allein, sondern der ganzen unitarischen Kirche eigen, die mit Hintenansetzung alles Dogmatischen die Sittlichkeit und die Ausbildung des Pflichtgefühls in die erste Reihe stellt. An die Predigten schließen sich zunächst einige theologische Abhandlungen, die ursprünglich für Zeitschriften zur Vertheidigung der unitarischen Lehre, theils gegen die Trinitarier, theils für die positive Tradition des Christenthums geschrieben sind. Auf diese folgen einige politisch-religiöse Aufsätze, wie sie entweder durch Theilnahme erregende Streitigkeiten der Gegenwart oder durch große Persönlichkeiten der Vergangenheit hervorgerufen wurden. Zu jenen gehören seine Aufsätze gegen die Sklaverei in den südlichen Staaten der Union, gegen die Vereinigung von Texas mit den Freistaaten, und einige weniger umfangreiche Schriften, die ebenfalls die Anwendung allgemein sittlicher Grundsätze auf Staatsverhältnisse zum Zweck haben.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (D. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von F. E. Cato in Meißen.

Ernst August, König von Hannover, ein Sohn König Georgs III. von Großbrittannien, wurde am 5. Juni 1771 im Buckinghampalast in London, dem sogenannten Hause der Königin, geboren. Seine Mutter, Sophie Charlotte, eine geborene Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, hatte ihrem königlichen Gatten eine zahlreiche Familie geschenkt, Ernst August, oder Prinz Ernst Herzog von Cumberland, wie er in England genannt wurde, war das achte Kind und der fünfte Sohn Georgs III. Bei seiner Geburt hätte sich Niemand träumen lassen, daß dieser Prinz einst der Thronfolge sehr nahe treten und dazu bestimmt sein könne, die seit länger als einem Jahrhundert in England ruhende Krone Hannovers über den Kanal nach Deutschland zurück zu tragen. Die Tage der Kindheit und des Knabenalters verlebte er mit seinen jüngern Brüdern, den Herzogen von Sussex und von Cambridge, auf dem Schlosse Kew bei London. Das patriarchalische Wohlwollen, welches einen charakteristischen Zug in dem Familienleben Georgs III. bezeichnete, trat auch bei der Erziehung der Kinder hervor, deren natürliche Eigenschaften und Anlagen, durch keine strenge Disziplin geregelt, mit einer gewissen üppigen Kraft und Eigenthümlichkeit sich entfalten konnten. Am 6. Juli 1786 bezog der junge Prinz mit seinen beiden schon genannten Brüdern die Göttinger Hochschule. Jeder war von einem Hofmeister, einem Privatlehrer, einem Gesellschaftskavalier und der gewöhnlichen Dienerschaft begleitet, die drei Brüder wohnten zusammen, für die gemeinschaftliche Haushaltung waren 35,000 Thaler ausgesetzt. Die berühmten Gelehrten Heyne, Pütter, Schlözer, Blumenbach, Eichhorn, Spittler, Gatterer, Kästner verbreiteten über Göttingen einen Glanz, den die Georgia Augusta in diesem Jahrhundert nicht wieder erlangt hat. Ernst August hörte von 1786—1790 bei den meisten dieser Lehrer, vielleicht nicht bei allen mit Nutzen, gewiß aber bei Pütter, dessen „historische Entwicklung der Verfassung des deutschen Reichs" ihm von seiner königlichen Mutter, zu deren Belehrung der große Rechtslehrer sein Werk geschrieben haben soll, empfohlen worden war. 1790 verließ er Göttingen, um in das neunte hannoversche leichte Dragonerregiment zu treten, dessen Kommando als Oberst er drei Jahre später übernahm. Mit dem Ausbruch des Kriegs wurde ihm Gelegenheit, Muth und eine seltene Körperkraft zu bewähren. Wie unbedenklich er seine Person aussetzte, zeigt ein Vorfall in einem kleinern Gefecht in der Nähe von Nymwegen. In diesem Scharmützel wurde er, dessen Säbel im Handgemenge zerbrochen war, von einem französischen Dragoner angegriffen, der einen wüthenden Hieb nach seinem Kopfe führte. Der Prinz parirte den Hieb mit dem Stumpf seines Säbels, schlang die Arme um seinen Gegner, riß ihn vom Pferd und brachte ihn als Gefangenen ins brittische Hauptquartier. In der Schlacht von Famars am 23. Mai 1793, von Valenciennes und in einer Reihe späterer Treffen focht er mit gleicher Auszeichnung, in dem Gefecht von Villers en Couchee wagte er sich trotz einer Kopfwunde so weit vor, daß er beinahe den weit zahlreicheren Feinden in die Hände gefallen wäre. Man machte ihn zum Anführer der ersten Reiterbrigade, die den Vorpostendienst in Walmodens Heer versah, und als solcher wohnte er im Feldzuge von 1794 der Schlacht von Tournay bei, in der er schwer am Arm verwundet wurde und sein linkes Auge verlor. Er mußte nach England zurückgehen, um Heilung zu suchen, aber kaum erlaubten ihm seine Wunden neue Thätigkeit, so war er wieder beim Heere, wo ihm, der inzwischen zum Generalmajor ernannt worden war, die schwierigsten und gefahrvollsten Posten übertragen wurden, so namentlich bei dem Rückzuge der Engländer durch Holland die Führung der Nachhut. Während der Präliminarien zu dem faulen Frieden von Basel befehligte er die Demarkationslinie in Westfalen, als der Friede geschlossen war, begab er sich nach England zurück. 1798 erhielt er den Rang

eines Generallieutenants, 1803 den eines Generals, und diese letzte Ernennung schien das Vorspiel zu einer Erneuerung der kriegerischen Thätigkeit zu sein. Napoleon bedrohte das deutsche Kurfürstenthum Georgs III., bei Nymwegen sammelte sich eine armée d'Hanovre, das Stammland der Welfen machte Rüstungen, als gelte es einen Heldenkampf auf Tod und Leben. Aber wie kläglich sank der Aufschwung zu Boden, als er die Probe des Pulverdampfes bestehen sollte! Napoleons Befehl an seinen Marschall Mortier: „Schlagt die hannoversche Armee und nehmt ihr die Waffen!" war in seiner ersten Hälfte unnöthig. Die hannoversche Armee ließ sich nicht schlagen, sie streckte vorher die Waffen. In den Verträgen von Suhlingen und Artlenburg übergab General Walmoden 500 Kanonen, 200 Packwagen mit vollem Gespann, 40,000 Gewehre, 3 Millionen Kartätschen und 4000 Centner Pulver, einen Gesammtwerth von zehn Millionen Thalern, wozu das Land während der Dauer der französischen Besetzung noch weitere sechsundzwanzig Millionen zu fügen hatte. War es Absicht gewesen, daß Ernst August das welfische Erbe vertheidigen sollte, so wurde dieser Plan vereitelt durch die Schnelligkeit, womit man in Hannover den Entschluß die Waffen von sich zu thun faßte und ausführte. Der Herzog behielt seinen Wohnsitz in England bei; zum Bezirksbefehlshaber ernannt, leitete er die Vorbereitungen und Rüstungen, die der vielbesprochenen Landung der Franzosen in England begegnen sollten. Außerdem empfing er die Ueberreste der hannoverschen Armee und half daraus jene englisch-deutsche Legion bilden, deren ausgezeichnete Haltung in Portugal, Spanien, Sizilien und Kalabrien die Scharte von Artlenburg auswetzte. Am 23. April 1799, im Alter von 28 Jahren, wurde Ernst August Mitglied des Oberhauses, gleichzeitig mit seiner Ernennung zum Herzog von Cumberland und Teviotdale in Großbrittannien und zum Grafen von Armagh in der Pairie von Irland, womit das Parlament eine Apanage von 12,000 Pfund Sterling jährlich verband. Das einzige Civilamt von Wichtigkeit, womit er betraut wurde, war die Kanzlerschaft der Dubliner Dreifaltigkeits-Universität, zu welcher er im Jahr 1805 gewählt wurde. Seine starken Leidenschaften und Vorurtheile, seine Hitze in den politischen Parteifragen, die ihn von einem äußersten Standpunkt nicht loskommen ließ, legten Georg III. die Vorsicht auf, diesen Sohn bei Geschäften von Wichtigkeit so wenig als möglich zu verwenden. Nur bei solchen Unterhandlungen, welche mit der römisch-katholischen Frage Zusammenhang hatten, wurde er hie und da gebraucht und verfolgte dann die Richtung, in der sein Vater ihn zu sehen wünschte, mit Feuereifer und einer gewissen Schlauheit. Wenn er in einer Periode, die seine Partei mit der größten Machtvollkommenheit ausstattete und die Tories in Folge des allgemeinen Hasses gegen Napoleon und der Siege Wellingtons in Portugal und Spanien mit einer Ruhmesglorie umgab, dennoch gründlich verhaßt werden konnte, so muß der Grund dazu wohl in ihm selbst gelegen haben. Man hielt ihn möglichst bei Seite, das ließ sich aber nicht verhindern, daß er im Oberhause in energischer, fast tobender Weise Grundsätze aussprach, die funfzig Jahre später das Urtheil der nichts weniger als liberalen „Times" veranlaßt haben, „der Herzog sei an Körper und Geist kein Engländer gewesen, sondern ein Deutscher, ein deutscher Prinz des vorigen Jahrhunderts (a bad german prince of the last century), der Volk und Volksrechte betrachtet habe, wie etwa ein damaliger Landgraf von Hessen." Bei Gelegenheit der Regentschaftsfrage und bei den Ministerial-Unterhandlungen von 1812 machte sich sein Einfluß sehr bemerkbar. Die Whigpresse bedachte ihn dafür mit Vorwürfen und Angriffen, mit denen sich wohl selbst gehässige Verläumdungen verbanden. In dieser Zeit ereignete sich mit dem Herzog ein Vorfall, der noch viel später gegen ihn ausgebeutet worden ist. Er war seiner Dienerschaft ein sparsamer und strenger Herr, wie es scheint, so daß in seiner Haushaltung eine fortwährende Unzufriedenheit herrschte. In der Nacht vom 31. Mai 1810 wurde Ernst August in seinem Bett von einem Mann

angefallen, der ihm mit den Säbel mehrere Wunden am Kopf versetzte. Außer Stand zu unterscheiden, woher die Angriffe kämen, sprang der Herzog aus seinem Bette und machte Lärm, aber der Mörder folgte ihm in der Dunkelheit und versetzte ihm noch einen Hieb über die Schenkel. Endlich kam Hülfe herbei, man durchsuchte das Haus und fand nun den Kammerdiener Sellis, einen Italiener von schwachem Geistesvermögen, in seinem verschlossenen Zimmer mit abgeschnittenem Hals. Auf dem Fußboden des vom Zimmer des Herzogs nach der Stube des Bedienten führenden Ganges waren Blutflecken zu bemerken. Der Spruch der Todtenbeschauers-Jury lautete: Felo de se (Selbstmörder), und in der That konnten die Anzeichen nicht dringender sein, daß der Kammerdiener, nachdem er den Mordanfall gemacht, sich selbst entleibt habe. Die Wunden des Herzogs waren Säbelhiebe, mit solcher Kraft beigebracht, daß der Schädel blosgelegt war, und sie konnten nur mit dem eigenen Säbel des Herzogs beigebracht sein, der zu Häupten des Bettes stand. Die obere Bettdecke war zerhauen und mit Blut befleckt, so daß die Streiche von oben nach unten geführt sein mußten, und den Selbstmörder fand man in seiner von innen verschlossenen Stube, das Rasirmesser, womit er sich den Tod gegeben hatte, war sein eigenes. Dennoch drehte der Parteihaß das Sachverhältniß um und behauptete, der Herzog habe dem Bedienten, dessen Blut in einer Schüssel auffangend, den Hals abgeschnitten und sich dann selbst, um den Verdacht abzulenken, mehrere Wunden beigebracht. Verläumdungen, die sich gegen einen unbeliebten Mann richten, haben ein so zähes Leben, daß die alberne Mordgeschichte mehr als zwanzig Jahre später, in den durch die Reformbill angeregten Kämpfen, aufs neue auftauchte. Bis dahin hatte der Herzog die Lügen mit Verachtung ignorirt, jetzt stellte er aber gegen ein Zeitungsblatt Klage an und erschien persönlich vor der Kingsbench, wo er die Narben seiner Kopfwunden zeigte. Das Blatt wurde zu schwerer Buße verurtheilt.

1813 ging der Herzog nach dem Kontinent, um die Gefahren und den Ruhm des großen Entscheidungskampfes gegen Napoleon zu theilen. Er folgte dem preußischen Heere und wohnte mehreren Gefechten bei, namentlich der Schlacht von Kulm, wo Vandamme die Waffen streckte. Den Plan, ein Regiment freiwilliger Husaren zu errichten, gab er wieder auf und widmete sich, nachdem Hannover vom Feinde befreit war, dem Geschäft der Restauration, wobei allerdings nicht blos das gute Alte, sondern auch vieles Mißbräuchliche wieder zum Vorschein kam. Er wünschte die Statthalterschaft von Hannover zu erhalten, die ihm eher gebührt hätte, als dem jüngern Herzog von Cambridge, die er aber doch diesem abtreten mußte. Man schreibt dieses Mißlingen seines Wunsches dem bekannten Kabinetsminister Graf Münster zu, den dabei zwei Motive geleitet haben können, entweder die egoistische Berechnung, daß der weichere Cambridge sich von ihm ganz werde leiten lassen, oder die höhere Erwägung, daß der eigenwillige leidenschaftliche Cumberland zur Uebernahme einer Regierung wenig geeignet sei. Bei dem letzten Feldzuge gegen Napoleon, an dem er keinen persönlichen Antheil nahm, traf ihn eine schwere Kränkung: das nach ihm benannte hannoversche Reiterregiment riß in dem Augenblicke, als es gegen den Feind geführt wurde, mit verhängten Zügeln aus und konnte nicht wieder zum Stehen gebracht werden. In demselben Jahre 1815 vermählte sich der Herzog mit einer Schwester des Herzogs Karl von Mecklenburg, den er in Berlin kennen gelernt und als hocharistokratischen Gesinnungsgenossen liebgewonnen hatte. Seine Gemahlin, Friederike Karoline Sophie Alexandrine, war bereits zweimal verheirathet gewesen, in erster Ehe mit dem Prinzen Ludwig Friedrich Karl von Preußen († 1796), in zweiter Ehe mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Solms († 1814). Als der Herzog diese Dame kennen lernte, war sie wieder verlobt, und zwar mit seinem eigenen Bruder, dem Herzog von Cambridge, den sie nun, von den Huldigungen des ältern Bruders eingenommen, verließ. Der Prinz Regent Georg IV. gab zu dieser Vermählung seine Zustimmung, aber die hochbetagte

Mutter der Prinzen, Königin Sophie Charlotte, wollte ihre Schwiegertochter und Nichte nicht bei sich empfangen und blieb gegen alle Vorstellungen, selbst gekrönter Häupter, unerbittlich. Erst unter der Regierung Georgs IV. wurde die Herzogin von Cumberland regelmäßig vorgestellt und fuhr von da ab fort den Hof zu besuchen. In dem Zerwürfniß mit der Königin wurde dem Herzog der Aufenthalt in Berlin lieb, dem er fortan bis zur Thronbesteigung Georgs IV. den Vorzug gab, wenn nicht die öffentlichen Angelegenheiten seine Anwesenheit in London und im Oberhause nöthig machten. 1818 vermählten sich seine drei Brüder Clarence, Kent und Cambridge, weil nach dem Tode der Prinzessin Charlotte von Wales, die mit dem jetzigen König Leopold von Belgien verheirathet war, die Besorgniß entstand, daß die Thronfolge in der direkten Linie eine Aenderung erleiden werde. Das Parlament traf für diese drei Prinzen eine anständige Vorsorge, bei Cumberland, der sich drei Jahre früher verheirathet hatte, war keine Erhöhung der Apanage eingetreten. Einige Freunde des Herzogs fanden angemessen, daß diesem ebenfalls eine Erhöhung seines Jahrgeldes bewilligt werde, und stellten im Parlament einen solchen Antrag, allein das Unterhaus verwarf das Ansinnen mit 143 gegen 136 Stimmen. Der Herzog von Kent und der Herzog von York starben, und die beiden in England lebenden Brüder Clarence und Cumberland wurden wegen der Thronfolgeverhältnisse mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtet. Clarence, der ältere Bruder, lebte in kinderloser Ehe, und Cumberland wurde von ihm und von der Thronfolge nur durch ein für schwächlich geltendes Kind, die Prinzessin Viktoria von Kent, getrennt. Clarence bekannte sich zu Whiggrundsätzen, Cumberland war ein unbeugsamer Tory, beide traten gegen einander in eine Opposition, die selbst zu persönlichen Auftritten führte, und die politischen Parteien betheiligten sich in diesem Streit mit großer Lebhaftigkeit. Wenn die Tories den Herzog von Clarence ihre Macht fühlen ließen, indem sie ihn seiner Stelle als Großadmiral entsetzten, weil er bei seinen Reisen nach den Häfen unverhältnißmäßigen Aufwand gemacht und sonst bei der Verwaltung des Seewesens zu große Ausgaben veranlaßt habe, so vergalten die Whigs diese Feindschaft gegen ihren Liebling mit Klatschereien gegen den Herzog von Cumberland. Geschäftig wurde ein Skandal ausgebeutet, den ein Gardekapitän Grant hervorrief, der Sohn eines mit der Schwester des Herzogs vermählten Offiziers. Diesem Grant wurden die Mittel entzogen, seine Ausschweifungen fortzusetzen, und er drohte nun, einen Briefwechsel bekannt zu machen, der das Geheimniß seiner Geburt enthüllen werde. Von den öffentlichen Blättern wurde diese Andeutung boshaft kommentirt, man untersuchte abermals wie bei jenem Mordanfalle das Privatleben des Herzogs, und das Resultat, das die Parteistimme fand, war das ungünstigste von der Welt. Mit der Katholiken-Emanzipation begannen die großen Veränderungen, welche die englische Gesetzgebung im Laufe der drei letzten Jahrzehnte umgestaltet haben. Ernst August widersetzte sich diesen Veränderungen in einer so schroffen Weise, daß keine Partei sein Benehmen billigte und der Herzog von Clarence gleichsam entschuldigend sagen durfte, sein Bruder habe so lange auf dem Festlande gelebt, daß er die in England übliche Freiheit vergessen habe. Wie die öffentliche Aufregung stieg, vermehrten sich die Beleidigungen gegen den Herzog von Cumberland, der namentlich bei den Debatten über die Parlamentsreform sich nicht öffentlich zeigen konnte, ohne auf die gröblichste Art insulirt zu werden. Daß er in dieser für ihn unangenehmen Zeit in England blieb, war nicht blos ein Beweis von Muth, sondern auch ein Zwang, denn er würde sonst die seinem Sohn ausgesetzte Apanage verloren haben, die das Parlament nur unter der Bedingung bewilligt hatte, daß der Prinz in England und zu englischen Gesinnungen erzogen werde. Die öffentliche Meinung nahm in Beziehung auf ihn das schärffste Gepräge an, die gesammte Nation stieß ihn zurück, einen Bruchtheil ausgenommen, der mit wahrer fanatischer Begeisterung an ihm hing. Die Hochtories, viel weniger die Staatsmänner und Hochgestellten unter ihnen

als der Troß, proklamirten ihn als ihren Helden, in den Brunswick-Klubs und Oranien-Logen glühte alles für ihn. Die Beschuldigungen sehr ernster Natur, die sich an seine Stellung als Großmeister der Oranien-Logen knüpfen, sind ohne Zweifel mit argen Uebertreibungen behaftet, immer bleibt das Unpassende, daß ein dem Thron so nahe stehender Prinz in einer gährenden Zeit den Oberbefehl über Geheimbünde führte, die im dringendsten Verdacht revolutionärer Umtriebe gegen den König wie gegen die Thronfolgerin standen und erwiesener Maßen blutige Konflikte geflissentlich hervorriefen. Von dem ersten Augenblicke an, daß die Gefährlichkeit der Logen erwiesen, würde ein minder leidenschaftlicher Mann als der Herzog die Pflicht erkannt haben, sich von dem Treiben zurückziehen. Es wurde im Parlament bewiesen, daß diese Logen über das ganze Königreich und selbst über die Kolonien sich ausgebreitet hätten, daß die 350 Logen in England 100,000, die 1500 Logen in Irland 150,000 Mitglieder zählten, so daß man die Stärke des Bundes mit Schottland und den Kolonien auf mindestens 300,000 Menschen annehmen durfte. Was ferner von den Einrichtungen des Vereins bekannt wurde, verstärkte den Eindruck, daß derselbe der gefährlichste Geheimbund sei. Zur Aufnahme waren nur Protestanten geeignet, und selbst noch die protestantisch gewordenen Söhne katholischer Eltern schloß der Bund aus. Jedes Mitglied leistete bei seiner Aufnahme einen Eid, der das Versprechen enthielt, die Grundsätze zu erhalten, denen Wilhelm von Oranien den englischen Thron verdankt habe, d. h. Erhaltung, Sicherheit und Herrschaft der protestantischen Religion, Verdrängung und Ausrottung des Katholicismus. Die Brüder hatten geheime Erkennungszeichen und Waffen, mit denen sie sich bei dem ersten Rufe des Großmeisters auf dem von diesem angegebenen Sammelpunkte in England einzufinden verpflichtet waren. Der staatsbürgerliche Gehorsam gegen den König war nach den Grundsätzen der Oranienmänner davon abhängig, daß der Monarch das Uebergewicht der protestantischen Kirche aufrecht erhalte. Geschah dies seitens des Königs nicht, nun so fiel auch die Gehorsamspflicht des Bundes weg, und da die Suprematie der protestantischen Kirche nach tausendfältigen Betheuerungen der Orangemen im Parlament, in der Presse, in öffentlichen Versammlungen durch die Katholiken-Emanzipation und die spätern Gesetze zerstört war, so konnte man ohne Böswilligkeit und ohne Spitzfindigkeit annehmen, daß die Voraussetzungen, unter denen der Verein zu gewaltsamen Maßregeln sich berechtigt glaubte, bereits eingetreten seien, und daß es für die Oranienmänner nur darauf ankomme, für ihre Pläne die erforderliche physische Kraft zu gewinnen und den günstigen Augenblick zu erwarten. Eine solche Annahme, wonach die Logen schon bei den Vorbereitungen zum Aufstande angelangt gewesen sein würden, erhielt durch Einzelumstände ihre Bestätigung. Vom Jahre 1832 an agitirten die Logen mit steigender Heftigkeit, wobei ein Oberst Fairman die Hauptrolle spielte. Dieser maßte sich auf seinen Geschäftsreisen den Titel eines königlichen Agenten an und ermahnte die Logen, eine kühne Haltung anzunehmen, daß ihre Feinde in Furcht und Bangen erzittern müßten. Von einem gewissen Haywood, vormals Großmeister der Loge in Yorkshire, wurde Fairman geradezu beschuldigt, derselbe habe 1833 auf Befehl der Hauptloge, deren Mitglieder zu derselben Zeit in einer Adresse an ihren Großmeister Herzog von Cumberland sich dessen Unterthanen nannten, England und Schottland bereist und überall angefragt, ob die Orangemen geneigt seien; ihren Großmeister zu unterstützen, wenn Wilhelm IV. wegen der Bestätigung der Reformbill entthront werden sollte, wie dies wahrscheinlich geschehen werde. Dieselbe Beschuldigung gegen Fairman sprachen später 37 Logen aus, indem sie ihre Verbindung mit der Hauptloge aufkündigten. Fairman mußte sich einem parlamentarischen Untersuchungsausschuß stellen, sollte hier gewisse Papiere vorlegen, verweigerte dieselben und entzog sich der Verhaftung durch die Flucht. Sein Ankläger Haywood starb so plötzlich, daß man an Vergiftung glaubte, nnd es wurden noch so viele andere Umstände bekannt, daß

sich die Meinung festsetzte, die Oranienmänner beabsichtigten nach dem Tode Wilhelms IV. die Freiheiten des Volks zu beschränken, die Krone ihrem Großmeister zu verschaffen und als Vorwand dieser Revolution die Erhaltung des protestantischen Glaubens in seiner Reinheit zu gebrauchen. Daß der Herzog von Cumberland um einen solchen Plan, der wohl nur bei der äußersten Rechten der Logen wirklich existirte, gewußt habe, war nicht zu beweisen und kaum zu vermuthen, was ihm zur Last fiel, war, daß er als Feldmarschall die Aufnahme von Offizieren und Soldaten in die Orangelogen geduldet und so einen zersetzenden Stoff in das Heer eingelassen hatte, der im entscheidenden Augenblicke alle militärische Einheit aufgehoben, ja zum Theil, wie bei den irischen Regimentern, die Armee in zwei feindliche Haufen getheilt haben würde. Welchen Eindruck die Ableugnung des Herzogs hervorbrachte, um die Verbreitung der Logen im Heer gewußt zu haben, zeigte sich bei der Berathung des Antrags von Hume, „den König in einer Adresse zu bitten, sein königliches Augenmerk auf die Natur und den Umfang der in der Armee bestehenden, den ausdrücklichen Verboten zuwiderlaufenden Orangelogen zu richten, und dabei namentlich den Umstand zu berücksichtigen, daß Seine königliche Hoheit der Herzog von Cumberland, Feldmarschall im Heere Seiner Majestät, als Großmeister der großen Orangenloge in Irland noch im April dieses Jahres (1836) Erlaubnißscheine zur Errichtung solcher Logen unterzeichnet habe.“ Nicht den eifrigsten Bemühungen Sir Robert Peels, nicht der Verwendung Russells gelang es, durch ein Amendement die ausdrückliche Erwähnung des Herzogs von Russel aus dem Antrage zu entfernen, vielmehr wurde derselbe in ursprünglicher Form mit bedeutender Majorität angenommen. Eine Vertheidigung der Verbreitung der Logen im Heer hatte kein Mitglied des Unterhauses, das doch namhafte Orangisten enthielt, versucht. Der König antwortete auf die Adresse in den huldvollsten Ausdrücken, der Herzog erklärte schriftlich seinen Austritt aus dem Verein, Lord Hill als Oberbefehlshaber des Heers verbot jede fernere Betheiligung von Militärs, und die Logen verschwanden von der Oberfläche des öffentlichen Lebens. Daß sie im tiefern Dunkel fortbeständen, konnte man der öffentlichen Meinung nicht ausreden, und so ließ der Argwohn von dem Herzog um so weniger ab, als dieser im Laufe der langen Debatten manches Auffallende gethan hatte. Man vergaß lange nicht, daß er, um der Vernehmung vor dem Untersuchungsausschusse des Unterhauses zu entgehen, plötzlich nach dem Festlande abgereist war, daß er, als schon die Anklage auf eine zu seinen Gunsten beabsichtigte Thronfolgeveränderung laut geworden war, nach seiner Rückkehr von den großen Truppenmusterungen in Kalisch und Teplitz an die große Orangeloge von Longford geschrieben hatte, „er sei auch ferner entschlossen, in den Grundsätzen des großen Bundes zu handeln, den Prinzipien treu zu bleiben, in denen er von seinem Vater bestärkt worden sei, in denen er seinen eigenen Sohn eifrig und pflichtvoll erzogen habe.“

Die erste, England angehörige Periode in dem Leben des Herzogs erhält durch den Prozeß der Orangisten ihren unerfreulichen Abschluß, es beginnt die zweite Epoche, mit der Ernst August in die neueste deutsche Geschichte eintritt. An jener ersten Epoche hatte man in Hannover nicht früher lebhafteren Antheil genommen, als bis zur Gewißheit wurde, daß das salische Gesetz eine definitive Trennung des Stammlandes der Welfen von England herbeiführen werde. Die frühern Schicksale Hannovers unter den englischen Herrschern ließen dieses Ereigniß an sich herbeiwünschen, aus der Persönlichkeit Ernst August's erklärt sich, daß man mit einer unverholenen Bangigkeit den Augenblick herankommen sah, in dem Wilhelms IV. Tod den englischen Thron der Prinzessin Viktoria von Kent, den hannoverschen Thron dem Herzog von Cumberland räumen werde. Mit ängstlicher Berechnung brachte man die Tory-Grundsätze des Herzogs mit seinem Berliner Umgang in Verbindung, daraus den Schluß ziehend, daß das neue Staatsgrundgesetz über die Lebenstage des königlichen Gebers hinaus keine Dauer haben werde.

Man machte sich zum Trost auf die Freundlichkeit aufmerksam, die Ernst August bei einem Besuch im Frühjahr 1836 Jedermann bewiesen hatte, dann erinnerte man sich aber mit Sorge, daß er im nächsten Winter die Hauptstadt in derselben Stunde, als feierlicher Glockenklang den Zusammentritt der Stände verkündete, verlassen und sich nach Derneburg, dem Gute des aristokratischen Grafen Münster, begeben habe. Nun tauchten Gerüchte auf, daß der Geheimrath v. Schele und der Feldzeugmeister v. d. Decken eine revidirte Verfassung in der Tasche hätten, und daß der ganze Restaurationsplan, den Schnitt der neuen Uniformen für das Militär einbegriffen, fertig wäre. Am 20. Juni 1837 starb Wilhelm IV., der Seemannskönig, mit dessen Gedächtniß die Reformbill unzertrennlich verbunden ist, der außerdem eine zweite, nicht minder bedeutungsvolle Erinnerung hinterläßt, die Seeschlacht von Navarin, deren welterschütternde Donner er mit drei kleinen Worten entzündete, die er als Großadmiral mit Bleistift an den Rand einer Depesche schrieb: „Geh' drauf, Eduard!" (Go on, Ned!) Ernst August verweilte nach diesem Todesfall nur so lange in England, als er Zeit bedurfte, um mit den Häuptern der Torypartei eine Besprechung zu halten, und eilte dann nach Hannover, wo er eine Krone in Besitz zu nehmen hatte. Am 28. Juni 1837 hielt er seinen Einzug in die Hauptstadt seines kleinen Königreichs, am 30. Juni vertagte er die Ständeversammlung, die sich mit den zu seiner Begrüßung passendsten Feierlichkeiten in loyalen Erwägungen beschäftigte, am 5. Juli hob er durch ein „Patent" (vervollständigt im Patent vom 1. Novbr.) die bestehende Verfassung auf, als für ihn nicht rechtlich bindend und in manchen Beziehungen demjenigen nicht entsprechend, was er nach den Bedürfnissen des Landes für zweckmäßig halte.

Man wußte im Jahr 1837 viel von getäuschten Erwartungen, von unerfüllt gebliebenen Verheißungen, aber unerhört war ein Rechtsbruch, von der Stelle ausgehend, wo Recht und Gesetz ihre sicherste Stütze finden sollten. Daß eine Verfassung, das Fundament des ganzen Staatslebens, von den Räthen der Krone und den Landständen berathen, von dem König bestätigt und seit mehreren Jahren in unbestrittener Wirksamkeit, von dem Thronfolger willkürlich zurückgenommen werden könne, war eine Erfahrung, die mit der schmerzlichsten Erschütterung hingenommen wurde. In den staatsrechtlichen Ausführungen, die sowohl die verschiedenen Patente und Erlasse der Regierung als die Schriften des hannoverschen Hofpublizisten Zimmermann versuchten, vermochte kein Rechtsfreund eine Beruhigung zu finden. Der Hauptbeweisgrund, daß die Verfassung für den neuen König nicht bindend sei, weil derselbe ihr die agnatische Zustimmung versagt habe, beruhte nicht einmal auf unbestrittener Wahrheit, denn einmal verbürgte Dahlmann mit seinem unbescholtenen Namen, daß der Herzog von Cumberland in einem Handschreiben seine Zustimmung mit der Verfassung ausgesprochen und nur einzelne unbedeutende Ausstellungen gemacht habe, ferner bezeugte das abgetretene Ministerium, daß dem königlichen Hausgesetz, das sich unmittelbar auf die Verfassung von 1833 stützte, die Billigung aller Agnaten, auch des Herzogs von Cumberland, geworden sei. Giebt es aber auch ein Recht des Thronfolgers, sich bei vorgenommenen Verfassungsveränderungen über das bei seinem Antritt Vorgefundene wegzusetzen? Das natürliche Recht sagt Nein, und daß auch das historische Recht denselben Ausspruch fällt, hat Dahlmann gründlich nachgewiesen in seiner: „Vertheidigung des Staatsgrundgesetzes des Königreichs Hannover." Diese und andere unhaltbare Rechtsgründe, die von den Vertheidigern des Staatsstreichs vorgebracht wurden, konnten eine schlechte Sache nicht zu einer guten machen. Es ist außer Frage, daß die Anhänger der Verfassung auf dem theoretisch rechtlichen Gebiete den vollständigsten Sieg davon trugen, wie es ebenfalls außer Frage ist, daß ihnen dies nicht das mindeste half. Der deutsche Bund erklärte sich auf eingelegte Berufung für inkompetent, damit war die Verfassung von 1833 verurtheilt. Trotz dieses Unterliegens der

gerechten Partei hat der hannoversche Verfassungsstreit der Vorwärtsbewegung den mächtigsten Vorschub geleistet, ja von ihm datirt recht eigentlich der neue Aufschwung, den der Liberalismus nach den todten Jahren von 1833 — 1838 genommen hat. Die Presse bewegte sich mit einer Lebendigkeit, die man der gefesselten nicht zugetraut hätte, von einer Ständeversammlung zur andern liefen Proteste, die Unterstützung der vertriebenen sieben Göttinger Professoren wurde zu einer Nationalangelegenheit gemacht. Die Stimmung wurde sogar so gereizt, daß man den Hannoveranern einen Vorwurf daraus machte, ihren hoffnunglosen Streit nicht ins Unendliche fortzusetzen, nicht alles in die Schanze zu schlagen, um nur den Rechtspunkt zu salviren. Bei ruhigerer Betrachtung wird man diesen Vorwurf zurücknehmen, der Wahrheit eingedenk, daß rein theoretische Streitfragen, und wäre ihre Wichtigkeit die größte von der Welt, in einer ganzen Bevölkerung nie die nachtheilige Aufregung hervorrufen werden, ohne die ein langer Kampf gegen die Uebermacht nicht denkbar ist. Eine rein theoretische Frage war aber für Hannover die, ob das Staatsgrundgesetz von 1819 mit den spätern Zusätzen oder das Staatsgrundgesetz von 1833 das rechtsgültige sei, die Interessen des Landes wurden davon nicht berührt, die geistigen so wenig wie die materiellen. Die Verfassung von 1833 hatte allerdings eine neue und bessere Form eingeführt, auf den belebenden liberalen Geist wartete man aber vergebens, ja eine alte Landesbeschwerde schien durch diese Verfassung erst recht verewigt werden zu sollen. Die überwiegende Adelsmacht erhielt in dieser Verfassung eine so feste Schanze, daß es nur von dem guten Willen des Adels abhing, sich in seinen Prärogativen zu erhalten und jeden Fortschritt zu vereiteln. Daß dieser Wille da war, daß die Aristokratie keinerlei Konzessionen machen werde, dafür hatte die kurze Verfassungsperiode von 1833 die unzweideutigsten Belege geliefert. War es da zu verlangen, daß die Hannoveraner für die Garantie des Stillstandes, d. h. für die Verfassung von 1833, Kopf und Kragen wagten? Die Hoffnungen, die man nach bekannten Vorgängen auf den neuen König setzen durfte, daß er den Adel in seine Schranken zurückweisen und innerhalb derselben scharf beaufsichtigen werde, machten Ernst August eine günstige Diversion. Viele freuten sich, einen kräftigen König zu haben, bei dem schlecht angebracht gewesen wäre, was sich der Witz gegen seinen unmittelbaren Vorgänger erlaubte. Jetzt würde die Residenz nicht mehr gelacht haben, wenn sich bei einem Geburtstagsfeste die Waterloosäule mit dem Kopfputz einer riesigen Nachtmütze gezeigt hätte. Endlich ist noch zu rechnen das patriotische Gefühl, das keinem Hannoveraner fremd blieb, daß das Land nach 123 Jahren wieder einen König erhielt, der ihm allein und ausschließlich angehören solle. Nun hörten die England zubringenden Opfer, die von England begünstigten Mißbräuche auf, auch der unnatürlich übertriebene Einfluß des Adels, der ohne die lange Entfernung der Könige von ihrem Lande niemals zu einem an allen Gliedern des Staatskörpers haftenden tief eingewurzelten Uebel geworden sein würde.

Der Abschluß des Verfassungsstreits, die mit den Ständen von 1819 vereinbarte Verfassung von 1840 brachte dem König keinen andern Gewinn, als seinen Willen gegen das Land durchgesetzt zu haben. Eine Erweiterung seiner Prärogativen erlangte er dadurch nicht, zwar die zweite Kammer bewilligte ihm alles, was er in der Verfassung von 1833 vermißt hatte, aber die erste Kammer hielt so fest an den ständischen Rechten der Steuerbewilligung, der Zustimmung zu den Gesetzen u. s. w., daß der König gerade in diesen wesentlichen Punkten nachzugeben für gut hielt und nur die Fassung etwas zu ändern bemüht war. Seine Regierung nahm von diesem Zeitpunkt an einen ruhigeren Gang, und manche Verbesserungen traten ins Leben. Der Nekrolog der „Hannoverschen Zeitung" zählt diese in folgendem auf: „Die Hauptstadt verjüngte sich und erstand in schönerer Gestalt fast zum zweitenmal, Gewerbe, innerer Wohlstand und Handel hoben sich auf eine noch nicht gekannte Höhe, und werden sich für

die Folge noch mehr heben. Das gesammte Militärwesen erlebte durchgreifende Reformen, das Justizwesen ward vorzugsweise durch Erlaß eines neuen Kriminalgesetzbuches verbessert; in der Verwaltung ward durch neue Organisation vieler Behörden, namentlich der Domänenkammer, durch neue Regulirung des ganzen Forstwesens und folgenreiche Reformen im Kirchen- und Schulwesen viel gewonnen, noch mehr aber im allgemeinen dadurch, daß eine genaue Dienstüberwachung der einzelnen Beamten und eine sorgsamere Kontrole des Kassen- und Rechnungswesens eingeführt wurde. Aber noch bei weitem wohlthätiger für Hannover sind die Folgen der Thätigkeit seines Königs geworden, vermöge welcher er stets die sorgfältigste Ausführung seiner Gesetze überwachte, die geringste Beschwerde anzuhören und mit Eifer und Energie abzustellen bereit war, und eine stete, nicht zu ermüdende Arbeitskraft zu jeder Zeit dem Wohl und dem Interesse des Landes und der Unterthanen widmete. Der Geist der Beamten, der dadurch geweckt und gehoben wurde, ist es, der täglich in seinen wohlthätigsten Folgen dem Lande zu gute kommt." Das Privatleben des alten Königs gestaltete sich unglücklich. Am 21. Juni 1841 verlor er nach 26jähriger Ehe seine Gemahlin, die 63 Jahre alt aus dem Leben schied. Sein einziger Sohn verlor fast vollständig das Augenlicht, und eine zweimalige Operation brachte keine Hülfe. An diesen Krankheitszustand knüpfte sich eine politische Sorge, indem alte Gesetze, deren fortdauernde Gültigkeit im deutschen Staatsrecht mit guten Gründen belegt werden kann, zweifelhaft lassen, ob Blinde zur wirklichen Führung einer Regierung berechtigt sind, ob für solche nicht vielmehr ein Regentschaftsrath einzutreten hat. Um diese Frage zu entscheiden, erließ Ernst August das Patent vom 3. Juli 1841, welches mit Bezugnahme auf §. 16 der Verfassung vom 6. August 1840 die Modalitäten feststellte, unter denen der Kronprinz, sei es während der Lebenszeit seines Vaters als Reichsverweser, sei es später als König, die Regierung führen und Verfügungen erlassen werde. Damit der Gebrauch das Gesetz heilige, mußte der Kronprinz, als Ernst August im Jahr 1842 eine Reise nach Berlin machte, die obere Leitung der innern Staatsgeschäfte wirklich in der vorgeschriebenen Weise übernehmen. Mit der neuen Verfassung von 1848 wurde eine Abänderung der Verfügungen von 1841 nöthig, und es gelten jetzt folgende Normen, die eine Verordnung vom 24. November 1850 getroffen hat: „Die Regierungsangelegenheiten, welche der landesherrlichen Entschließung bedürfen, sollen von dem Minister, in dessen Geschäftskreis sie gehören, in Gegenwart der übrigen Minister, ausnahmsweise wenigstens Eines andern Ministers, dem König vorgetragen werden. Die Verfügungen, welche der königlichen Unterschrift bedürfen, sollen ebenfalls in Gegenwart der übrigen Minister, nachdem der Inhalt derselben vollständig vorgetragen worden, in Konzept und Reinschrift vom König unterzeichnet werden. Einer der bei den Ministerien angestellten Generalsekretäre muß gegenwärtig sein und über den Beschluß, sowie über die erfolgte Unterzeichnung, ein Protokoll führen. Unter der vom König unterschriebenen und von dem Minister, zu dessen Geschäftskreis der Gegenstand gehört, gegengezeichneten Verfügung muß von dem Generalsekretär bezeugt werden, daß die Ausfertigung nach erfolgtem Vortrag des Inhalts von dem König in seiner Gegenwart eigenhändig unterzeichnet worden. Die königlichen Ausfertigungen sind außerdem mit dem königlichen Siegel zu versehen. Die verbindliche Kraft königlicher Erlasse in Regierungsangelegenheiten hängt von der Beobachtung dieser Formen ab."

Von den Unterhandlungen über den Beitritt Hannover's zum Zollverein nahm die Presse neue Veranlassung, sich mit Ernst August zu beschäftigen. Der alte Groll gegen ihn wollte ihn allein verantwortlich machen, nicht blos wegen des Scheiterns der Verhandlungen, sondern auch wegen der Leiden, die durch diesen Streit über die Nachbarländer sich verbreiteten. Es wurde auf beiden Seiten stark gesündigt, von der Seite am meisten, die zuerst vexatorische Maßregeln ergriff, um den alten König zu ihrem Willen zu zwingen. Kein

König von Hannover würde geduldet haben, daß Braunschweig die Ammenser Straße, welche sich zwischen Südhannover und Nordhannover wie ein Riegel hineinschiebt, dazu benutzte, um den Verkehr zwischen den beiden Hälften des Königreichs den drückendsten Störungen zu unterwerfen, jeder andere hätte gleich ihm zu Repressalien gegriffen, den Gegnern die Verantwortlichkeit dafür überlassend, daß braunschweigische Enklaven an den Bettelstab geführt wurden. War bei diesem Streit, der ein paar Jahre nach der Einheitsbegeisterung von 1840 einen sonderbaren Eindruck machte, persönliche Gereiztheit im Spiele, so hatte man diese bei denen zu suchen, die über die Verweigerung eines leeren Titels klagten und jedesmal eine zornige Erregung fühlten, so oft sie in hannoverschen Depeschen statt Braunschweig-Lüneburg die verhaßte Bezeichnung Braunschweig-Wolfenbüttel lasen. Seine Hannoveraner hatte der König bei diesem Streite unbedingt auf seiner Seite, die Freihandelstheorien stehen in Hannover in einem Ansehen, das in einem Ackerbau treibenden, an wohlfeilen Wein, Zucker und Kaffee gewöhnten Lande nicht räthselhaft sein wird.

Den 77jährigen König traf noch der Revolutionssturm des Jahres 1848. Vor andern Fürsten schaffte er sich den Vortheil, nicht zu früh und nicht zu spät zu reden. Die Petitionen lagen schon zu Bergen gehäuft, aber noch keine Barrikade sperrte die Straßen, als er seine Ansprache an die Hannoveraner erließ. Was er darin erklärte: „Ich bin ein König, der nie das sagt, was er nicht wirklich meint, und nichts verspricht, was er nicht ehrlich halten wird," hat die folgende Zeit bewahrheitet. Er bot große Zugeständnisse an und nahm sie nicht zurück, als die Zeit eine andere geworden war. In der schlimmsten Zeit sprach er aus, lieber das Land verlassen zu wollen, als in etwas zu willigen, was seine Ehre nicht gestatte. Der nüchterne und ruhige Sinn seines Volks unterstützte ihn in der Politik, die er sich vorgezeichnet hatte; will man ihn jetzt noch partikularistischer und gemäßigter Tendenzen beschuldigen, so haben wir nichts dawider, unter der Voraussetzung jedoch, daß man hinzusetze, er sei in dieser Richtung mit seinem Volke eins gewesen. Nicht ohne Stolz rühmen die Hannoveraner von sich, daß ihr Land in schwerer Sturmzeit eine Insel der Glückseligkeit gewesen sei, verschont von dem zerstörenden Wechsel, der Staatsschiffe von stolzerem Bau heimgesucht hat. Nach Schleswig-Holstein zogen lange Reihen von Kriegern unter Ernst August's Fahnen, die Pazifikations-Armee von Kurhessen hat keine hannoversche Uniform gesehen. Der König war der erste Souverän, zu dem der Kurfürst von Hessen auf seiner Flucht aus Kassel eilte, aber auch der, bei dem der Flüchtling die unzweideutigste Zurückweisung erfuhr. Nicht diese, sondern frühere Vorgänge faßte die hannoversche Adelspartei ins Auge, als sie den anderswo gelungenen Versuch einer Restauration machte. Das entschiedene Nein, das ihren Bitten und Anträgen geworden ist, hat den deutschen Bund in die Lage versetzt, noch einmal bei Gelegenheit eines hannoverschen Streits Erwägungen über seine Kompetenz in innern Angelegenheiten der Einzelstaaten vornehmen zu müssen.

Die Feier seines 60jährigen Eintritts in die Armee und seines 80jährigen Geburtstags, die beide in das Jahr 1850 fielen, erlebte der König mit bereits sehr geschwächten Kräften. Zu der erstern hatte der Adel eine große militärisch-aristokratische Aktion veranstaltet, der am folgenden Tage die Feier der Märztage durch die Bürgerwehr der Residenz folgte, stiller verlief das Geburtstagsfest, dem der Gefeierte selbst fehlte, durch Krankheit fern gehalten. Die ärztliche Kunst vermochte gegen die wiederkehrenden Zufälle nichts, nach und nach stellte sich eine allgemeine Kraftlosigkeit ein, verbunden mit fortwährender Schlafsucht, woraus der König nur auf kürzere Fristen sich aufzuraffen vermochte. Wie es in solchen Krankheitsfällen geht, kam der Tod langsam näher, ohne Schmerzen für den Kranken, dem das Bewußtsein in dem Grade mehr entschwand, als die Auflösung fortschritt. Das Land war auf seinen Verlust längst vorbereitet,

endlich lauteten auch die ärztlichen Bulletins beunruhigend, und man erfuhr aus ihnen, daß der König seit Tagen bewußtlos und regungslos auf seinem Krankenlager liege. Der Kronprinz und die Kronprinzessin verließen ihn in den letzten Tagen nicht mehr, am 18. November 1851, Morgens gegen sieben Uhr, verschied er. Er hinterläßt einen einzigen Sohn, den jetzigen König, Georg Friedrich Alexander Ernst August, geboren am 27. Mai 1819, vermählt 1843 mit der Prinzessin Marie von Sachsen-Altenburg. Ein Stiefsohn, aus der zweiten Ehe der verstorbenen Königin mit dem Prinzen von Solms-Braunfels entsprossen, steht in preußischen Diensten. — Die letzte wichtigste Lebensepoche Ernst August's hat seinem Leben einen versöhnenden Abschluß gegeben. Der Hinblick auf so manche schwankende Gestalten, die durch unsere neueste Geschichte taumeln, mag in unsern Augen den Werth dieses geschlossenen männlichen Charakters erhöhen, der Ruhm wird Ernst August auch bei der Nachwelt bleiben, daß er ein ganzer Mann war, der in jedem Augenblicke seines Lebens wußte, was er wollte. Wie schwer es ihm geworden sein mag, in den Tagen von 1848 mit seiner ganzen Vergangenheit zu brechen, er hat dies Opfer gebracht, und noch höher wollen wir ihm anrechnen, daß er ein Jahr später, als ihm der lockende Rückweg gezeigt wurde, auch diese Versuchung von sich gewiesen hat. Der sittlichen Kraft, von der eine solche Treue und Ehrlichkeit zeugt, begegnen wir in seinem spätern Leben bei allen seinen Handlungen. Von seinem frühern Leben brauchen wir nicht wieder zu reden, nicht lange vor seinem Tode hat er selbst in Göttingen davon gesagt: „Jugend hat keine Tugend!“ Mit seiner Gemahlin lebte er zweiundzwanzig Jahre in der schönsten und glücklichsten Häuslichkeit und noch über das Grab hinaus hielt er das Andenken an die Geschiedene wach durch rührende Beweise von Anhänglichkeit. Sein hoher Sinn für Religiosität trat allenthalben hervor, mehrmals äußerte er gegen einen hochgestellten Geistlichen seines Landes, er habe früher nie geglaubt, daß er den hannoverschen Thron besteigen werde; er erkenne darin eine besondere Fügung Gottes, sei aber auch tief überzeugt von der großen Verantwortlichkeit, die mit seiner königlichen Würde verbunden sei, und empfinde lebhaft das Gewicht der Rechenschaft, die er einst vor Gott, der ihm die Regierung des Landes anvertraut habe, ablegen müsse. Ritter des Hosenbandordens (1786), Ritter des irischen St. Patricius-Ordens (1831), Großkreuz des Bath-Ordens (1815), Großmeister des Guelphen-Ordens (1837), trug er auch eine kleine Medaille, welche ihm von der Gesellschaft für Menschenliebe in London für Rettung eines Kindes aus den Fluthen der Themse mit eigener Lebensgefahr verliehen worden war. Jedes Jahr floß ein Theil der Apanage, die er aus England bezog, in die Taschen brittischer Armen zurück, während der letzten Hungersnoth in Irland steuerte er aus seinem Eigenen 2000 Pf. St. in den Unterstützungsfond. Für Romantik gab es in seiner Seele keinen Platz, auch ein musicirender Regent, wie sein Bruder Cambridge, war er nicht. Ob er die neuere Literatur Deutschlands und Englands gekannt hat, möchten wir als ungewiß unentschieden lassen. Die Engländer machen ihm den Vorwurf, daß er ihre Geschmacksrichtung ignorirt habe, wir können mit größerem Recht sagen, daß er nicht einmal mit dem Fundament des deutschen Geisteslebens, mit der Sprache, vertraut gewesen sei. Das Handwerk seiner Jugend blieb bis in sein höchstes Alter bei ihm in Ansehen, er war noch als Greis Soldat mit Leib und Seele. Die hannoverschen Reiterregimenter, wahrscheinlich die besten in Deutschland, waren sein Stolz, wegen ihrer hat er mit den Ständen seines Königreichs oft gehadert. Das Kamaschenthum förderte er darum nicht, bloße Paradehelden hat er häufig mit den empfindlichsten Worten auf ihre Nichtigkeit hingewiesen. Die Bureaukratie war die Macht, welche er am wenigsten anerkannte, von seinen höchsten Beamten forderte er, daß sie das wirklich seien, was ihr Name andeute: Diener. Bemerkte er bei adeligen Hofchargen Aufgeblasenheit, so ließ er von den Titelträgern die Dienste, worauf

ihr Titel hindeutete, wirklich verrichten, z. B. die Jagdjunker mußten die Treiber führen, die Stalljunker dem königlichen Wagen vorreiten. Auch hielt er streng darauf, daß der Aufwand, wofür die Staatskasse Vergütung bezahlte, thatsächlich gemacht wurde; wer für vier Pferde Futter erhielt, der mußte vier Pferde halten. Er war groß und kräftig von Gestalt, von fester und gerader Haltung. In seinem Greisenalter imponirte er noch durch einen frischen lebendigen Geist, durch seine große Thätigkeit, welche ihm auch des Nachts wenig Stunden Ruhe ließ. Seine der Blindheit nahe kommende Kurzsichtigkeit ist zu unzähligen Anekdoten Veranlassung geworden, es hat indessen Augenblicke gegeben, in denen Ernst August recht gut sehen konnte.

Marie Therese, Herzogin von Angouleme, ist in der dritten Verbannung, die sie während ihrer leidensvollen Laufbahn erdulden mußte, am 19. Oktober 1851 gestorben. Dreiundsiebenzig Jahre früher wurde sie an einem 19. Oktober geboren, in Versailles im Jahre 1778, vier Jahre nachdem ihr unglücklicher Vater Ludwig XVI. und ihre unglücklichere Mutter Marie Antoinette den französischen Thron bestiegen hatten, dessen Thronhimmel bereits eine drohende Gewitterwolke bildete. Die furchtbarsten Szenen der französischen Revolution werden durch das Leben der Herzogin von Angouleme der Erinnerung zurückgerufen. Nachdem die Gewöhnungen ihrer frühesten Jugend ihren Ideenkreis mit den glänzenden Bildern des Versailler Hofs vertraut gemacht hatten, wurde sie diesem Prunk, dessen Nichtigkeit das Kind nicht ahnen konnte, plötzlich entrissen. Die Tage, in denen das Volk von Paris seinen König sich holte (5. und 6. Oktober 1789), zeigten der elfjährigen Prinzessin die Massen, die zum ersten Male in ihren Gesichtskreis traten, unter einer Gestalt, die sich ihrem Gedächtniß fest einprägte. Das Leben der Prinzessin war bedroht, als die Räuber Nachts in das Schloß drangen, die Reise nach Paris machte sie in einem Wagen, den außer den Bajonnetten der Nationalgarde auch Piken der Ohnehosen umgaben und Damen der Halle umtanzten. In einer Juninacht des Jahres 1791 wurde sie geweckt und mußte sich rasch ankleiden; Frau von Tourzel, die Erzieherin der Kinder Frankreichs, führte sie heimlich zu einem Wagen, dessen Führer der unglückliche, später in Schweden greuelvoll ermordete Herr von Fersen war. Marie Therese galt als Tochter der Frau von Tourzel, die Frau von Korff hieß, der König machte den Kammerdiener, aber so ungeschickt, daß er alles verdarb. Es war die bekannte Flucht von Varennes. Marie Therese schlummerte ruhig in dem Unglücksorte, nicht der Lärm des Volks, erst die Stimme ihrer Mutter erweckte sie, ein Blatt Papier fiel auf ihr Bett. Es war der Verhaftsbefehl der Nationalversammlung gegen ihre Eltern, Marie Antoinette hatte es im höchsten Zorne dem Adjutanten Lafayettes entrissen und auf das Bett ihrer Tochter geschleudert, aber gleich wieder mit den Worten entfernt: „Es würde sie beschmutzen.“ Die Reise von Varennes nach Paris war das Seitenstück jener Versailler Reise vom Oktober 1789, und noch peinlicher. Die Hitze und der Staub erstickten die Gefangenen fast, die Begleitung ging langsam wie in Parademarsch und an jedem Kreuzwege stockte der Zug wegen der andrängenden Volksmassen, die Herrn und Madame Veto sehen wollten. Der 20. Juni 1792 zeigte ihr das Volk zum dritten Male, jetzt in den Tuilerien, die die Revolution in feierlichem Zuge durchzog, um sie später zu erstürmen. Marie Therese stand neben ihrer Mutter im Saale des Staatsraths, hinter einem Tische verschanzt, von wenigen Grenadieren geschützt, und sah mit strömenden Thränen die Zehntausende des Volks vorüberziehen. Das war das Vorspiel des 10. August, an welchem Tage die Prinzessin ihren königlichen Eltern vor einem Walde von Piken und an hundert Geschützmündungen vorbei in die Nationalversammlung folgte. Die Berathungen über die provisorische Enthebung ihres Vaters von der Königswürde, denen sie am 10. August 1792 in der Journalistenloge der Nationalversammlung beiwohnte, waren die ersten parlamentarischen Laute, die ihr Ohr trafen. Eine ehemalige Zelle der Feuillants

war ihre nächste Wohnung, in der Nacht des 30. August bezog sie mit ihrer Familie einen Thurm der alten Abtei des Tempels. Vergegenwärtigt man sich die Schrecken, die in diesem Aufenthalte auf die jugendliche Prinzessin einstürmten, so fühlt man die Wahrheit von Bossuet's Wort, daß man staunen müsse über die Menge von Thränen, welche die Augen der Königinnen enthalten können. Bei jedem ungewöhnlichen Geräusch zitterte die königliche Familie, bei jedem Aufruhr, der in Paris tobte, glaubte sie ihre letzte Stunde gekommen. Täglich vernahmen die Gefangenen die grausamsten Schmähreden, auf den Spaziergängen in den Höfen, die wegen der Gesundheit der Kinder nicht ausgesetzt wurden, fand man die Mauern mit Drohschriften bedeckt, und einmal — es war während der Septembermorde — blickte ein bleiches Haupt in die Fenster, der Kopf der ermordeten Prinzessin von Lamballe. Inmitten dieser Schrecken fuhr Marie Antoinette fort, ihre Tochter zu unterrichten, auch in den gewöhnlichsten weiblichen Arbeiten, die aber bald unterbrochen werden mußten, da der argwöhnische Gemeinrath die Scheeren und Nadeln wegnehmen ließ. Marie Therese von Frankreich war dreizehn Jahr alt, als sie den Tempel betrat, um die Gefangenschaft ihres Vaters, ihrer Mutter, ihres Bruders und ihrer Muhme zu theilen. Sie sah nach und nach alles fallen, was sie liebte; ihr Vater wurde guillotinirt am 21. Januar 1793, ihre Mutter am 16. Oktober desselben Jahres, ihre Muhme, Madame Elisabeth am 6. Mai 1794, ihr Bruder, Tag für Tag gemordet, starb in seinem Gefängniß am 8. Juni 1795. Den düstern Trost eines letzten Abschiedes gestattete man ihr nur bei ihrem Vater, ihre übrigen Verwandten wurden von ihr getrennt, ehe ihr Prozeß begann, ihren Bruder, der im Tempel blieb, sah sie nicht mehr, seit er dem verrückten Schuster Simon und dessen Frau übergeben worden war, um eine sansculotische Erziehung zu erhalten.

Die Schreckenszeit ging vorüber, Robespierre fiel unter dem blutigen Messer und noch immer befand sich Marie Therese im Gefängnisse, allein übrig geblieben von dieser Reihe von Opfern, welche sich die Revolution aus ihrer Familie geholt hatte. Zuletzt war es der Haß des Auslandes gegen das revolutionäre Frankreich, der sie gefangen hielt, und es bedurfte der Siege der republikanischen Waffen, um ihr die Thür zur Freiheit zu öffnen. Das Direktorium vereinigte sich endlich mit Oesterreich dahin, die Tochter Ludwigs XVI. herauszugeben unter der Bedingung, daß die von Dumouriez ausgelieferten Deputirten den französischen Vorposten überliefert würden. Am 28. Frimaire 1795 verließ die Prinzessin den Tempel, ein für sie bedeutungsvolles Datum wiederholte sich also auch bei dieser Gelegenheit, denn der 28. Frimaire des republikanischen Kalenders ist der 19. Dezember des gregorianischen Kalenders. Der Minister des Innern holte sie selbst ab und führte sie mit dem rücksichtsvollsten Benehmen in sein Hotel, von welchem aus sie unter Begleitung selbstgewählter Personen abreiste. Die Republik sorgte freigebig für die Bestreitung der Kosten, und so ging sie nach der Grenze ab. Die Royalisten feierten ihre Befreiung mit Gedichten, ein fremder Diplomat, Graf Carletti, Gesandter von Toskana, wurde wegen Theilnahme an diesen Manifestationen aus Frankreich verwiesen. Die Auswechslung folgte in der verabredeten Weise, Quinette, Bancal, Camus, Lamarque, Drouet und Beurnonville kehrten nach Paris zurück, Marie Therese wurde nach Wien geführt. Sie war nicht auf die Gnade der fremden Höfe angewiesen — eine Gnade, die wegen häufigen Mißbrauchs spärlich bewilligt zu werden anfing — sie besaß die Zinsen eines Kapitals von 400,000 Gulden, das ihr die Erzherzogin Christine von Oesterreich, Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen in letztwilliger Verfügung ausgesetzt hatte. Während ihres Aufenthalts in Wien verlobte sie Ludwig XVIII., dem Namen nach König von Frankreich, jedoch nur über die Mitglieder seiner Familie mit souveräner Gewalt verfügend, mit Louis Antoine de Bourbon, Herzog von Angouleme, seinem Neffen und ältesten Sohn des Grafen von Artois, der später als Karl X. den Thron bestieg. Die Vermählung

wurde am 10. Juni 1799 auf russischem Boden in Mitau vollzogen. Sie war jetzt der Gast des Kaisers Paul, es hatte sich erfüllt, was sie diesem gesagt hatte, als er noch Großfürst unter dem Namen eines Grafen du Nord Frankreich bereiste und die vierjährige Prinzessin beim Abschied mit den Worten küßte: „Leben Sie wohl, ich werde Sie nicht wieder sehen." „Herr Graf", hatte sie ihm geantwortet, „ich werde zu Ihnen kommen." Kaiser Paul unterzeichnete selbst den Heirathsvertrag, aber etwa zwei Jahre später untersagte der launenvolle Herrscher den Bourbons den längern Aufenthalt in seinen Staaten, und die Herzogin begab sich nun nach Warschau unter preußischen Schutz. Hier lebte sie bis 1802, kehrte dann mit Bewilligung des Kaisers Alexander nach Mitau zurück, wurde von dort durch den Feldzug von 1806 vertrieben und flüchtete nach England, wo sie die Tage ihrer ersten Verbannung beschloß. In ihrer stillen Zurückgezogenheit zu Hartwell war sie der Gegenstand von Aufmerksamkeiten, die ihrer Familie nicht zu Theil wurden, am 4. Juni 1811, bei der Geburtstagsfeier Georgs III., erschien sie zum ersten Male auf die Einladung des Prinz-Regenten am englischen Hofe. Ludwig XVIII. beurtheilte sie ebenso, wie damals und später Andere sie aufgefaßt haben, und verwendete sie häufig zu Aufträgen, wenn es sich darum handelte, dem englischen Kabinet mehr Energie einzuflößen. Die „Femme de qualité", die sie in Hartwell sah, sagt über sie: „Die Frau Herzogin von Angouleme zeichnete sich durch eine große Einfachheit in ihrem Anzuge aus. Sie bedurfte keines Schmucks und keines Luxus, um als die Tochter Ludwigs XVI. verehrt zu werden. Man erkannte sie an ihren so edlen und schönen Zügen, auf welchen die Hoheit vom Schmerz umflort erschien. So wie sie ihren Kopf trug, war ich überzeugt, daß die Enkelin Maria Theresia's nöthigenfalls diesen Thron, den Maria Antoinette verloren hatte, wieder erobern könnte." Während des Feldzugs von 1814 begab sich ihr Gemahl in das englisch-spanische Hauptquartier von St. Jean de Luz, sie blieb in England und erfuhr im April den Sturz Napoleons. Am 4. Mai hielt sie mit ihrem Oheim Ludwig XVIII. ihren Einzug in Paris. Ihre Schicksale machten sie von allen Gliedern der königlichen Familie den Royalisten am werthsten, wer nicht ganz prosaisch war, konnte sich eines wehmüthigen Eindrucks nicht erwehren, wenn die ernste Gestalt der Herzogin auf den Stätten sichtbar wurde, wo ihre schöne Mutter inmitten eines heitern Hofes gewaltet hatte. Man nannte sie die blasse Ringelblume, eine bezeichnende Benennung, da der französische Name der bescheidenen Blume (souci) zugleich Kummer bedeutet, eine „Romanze von der Ringelblume", die der Herzogin manche Thränen entlockt hatte, war das Lieblingsgedicht der zurückgekehrten Ausgewanderten. Dieses Gedicht ist historisch geworden, es findet sich in allen Denkwürdigkeiten der Zeit (auch Münch hat es in seine Geschichte der neuesten Zeit aufgenommen), junge und alte Royalisten haben ihre Schmerzen mit dem Verse erneuert:

Einst sollten junge Rosen mir
Trianon's heitre Gärten geben:
Doch ach! das schönste Blumenleben
Sah ich erdrückt vom Eise hier.
Nach Florens Gaben ging mein Sehen —
Zerstört hatt' sie des Winters Hand!
Nur Ringelblumen ich noch fand,
Befeuchtet von Aurorens Thränen.

Die liberale und bonapartistische Partei empfand bei dem Anblick des Kultus, womit die Herzogin von Angouleme sich umgeben ließ, eine natürliche Besorgniß. Die kummervollen Züge der Tochter Ludwigs XVI. waren eine ewige Mahnung an die Vergangenheit, man glaubte an keine Versöhnung der Bourbons mit dem Volke, so lange sie am Hofe lebte, so heilig betheuert werden mochte, daß sie von ihrer Vergangenheit nur den Befehl Ludwigs XVI., seinen Feinden zu vergeben, im Gedächtniß behalten habe, man schrieb ihr

nichtsdestoweniger das Bedürfniß der Rache zu. Die erste Restauration dauerte zu kurze Zeit, um die Stellung der Herzogin am Hofe klar zu machen. Ihr königlicher Oheim wurde kälter gegen sie, seit sie St. Cloud, das er als königliches Schloß behandelt wissen wollte, als ehemaliges Eigenthum ihrer Mutter in Anspruch nahm, und es wäre wegen dieser Forderung beinahe ein Zerwürfniß in der Familie entstanden. Als Napoleon landete, befand sie sich nicht in Paris, sondern in Bordeaux, wohin sie mit ihrem Gemahl gereist war, um den Jahrestag seines Einzugs in die Stadt zu feiern. Die von Cannes kommende Hiobspost unterbrach die Feste, der Herzog ging nach Toulouse, um die dortigen Vertheidigungsanstalten zu leiten, die Herzogin übernahm es, Bordeaux in der Treue zu erhalten und Mittel zum Kriege zu schaffen. Sie benahm sich dabei mit einer Energie, welche die Bewunderung Napoleons erregte und dessen bekanntes Wort hervorrief: „Diese Herzogin ist der einzige Mann der Familie Bourbon.“ Mit Ludwigs XVIII. Urtheil stand es anders, statt seine Nichte zu bewundern, wurde er eifersüchtig auf sie, indem er den Argwohn faßte, daß sie seinen Platz in der Achtung und Liebe der anhänglichen Bevölkerung einnehmen wollte. Der arme Ludwig XVIII. konnte freilich nicht zu Pferde steigen, wie die Herzogin zu Bordeaux that, seine Korpulenz untersagte ihm das, und eben so wenig konnte er einer Volksmenge sein Feuer und seine Energie mittheilen, wie sie in Bordeaux that, weil ihm beides mangelte. In der Katastrophe trennten sich die Hauptpersonen der Familie: Ludwig XVIII. ging nach Gent, der Herzog von Angouleme nach Spanien, die Herzogin nach England. Die Folgen der Schlacht von Waterloo vereinigten sie wieder in Paris. Daß Marie Therese sich leidenschaftlich in die Geschäfte gemischt habe, am entschiedensten so lange Ludwig XVIII. lebte, wird von der einen Seite so bestimmt bejaht, wie von der andern Seite verneint. Wägt man die Beweisgründe der beiden Parteien gegen einander ab, so gelangt man zu dem Resultate, daß sie, wenn nicht die Männer, so doch die Ideen der Revolution mit Haß verfolgte. Damit begann sie, sobald Ludwig XVIII. sein versöhnendes Ministerium von 1815 berief und dem Herzog von Otranto, den Königsmörder Fouché, eine Stelle darin anwies. Wir wollen die Tochter Ludwigs XVI. nicht darum tadeln, daß sie ihrem Oheim erklärte, wenn sich Fouché ihren Augen zeige, werde sie, um seine Gegenwart zu vermeiden, bis an die äußersten Grenzen des Königreichs fliehen. Ihre Opposition machte sie zum Haupt der Ultra's, und der Fanatismus für sie verstieg sich bis zu dem Plane, sie und ihren Gemahl auf den Thron eines noch zu schaffenden Königreichs Aquitanien zu erheben. Dieses Königreich würde den ganzen Süden umfaßt haben, oder den Theil Frankreichs, der von dem Ocean, von Poitou, Auvergne, Lyonnais, den Alpen, dem Mittelmeer und den Pyrenäen eingeschlossen wird. In Aquitanien sollte die Monarchie in ihrer Reinheit, mit den Privilegien der alten Stände und einem starken Beigeschmack von Theokratie hergestellt werden. Die Jesuiten und die Verdets, ein Geheimbund von Royalisten, begünstigten den Plan, der Sitz der Verschwörung war in den Städten, wo die Herzogin und ihr Gemahl zu Anfang der hundert Tage die liliengestickte Fahne vertheidigt hatten. Der Tag des Aufstandes war festgesetzt, und der Ausbruch erfolgte in Toulouse wirklich, aber der Blutdurst überwog bei diesen Südländern so sehr vor der politischen Intrigue, daß die Verdets, sobald ihnen das Zeichen gegeben war, das Königreich Aquitanien vergaßen und sich auf die verhaßtesten Liberalen stürzten. Die Ermordung des Generals Ramel erregte einen solchen Lärm, daß man das aquitanische Projekt fallen lassen mußte, und nun machte ein Jesuit dem König Anzeige von dem Ganzen, um für seinen Orden das Ohr und das Vertrauen Ludwigs XVIII. zu gewinnen. Der Prozeß wurde zugleich mit der Untersuchung gegen die Mörder Ramels eingeleitet, jedoch bald von der letztern getrennt und endlich niedergeschlagen. Die Beschuldigungen, daß die Herzogin um den Staats-

verrath der Ultras gewußt habe, sind nicht erwiesen, obgleich sie sogar in der Gegenwart Ludwigs XVIII. erhoben wurden. Nicht so bestimmt läßt sich dies von der Behauptung sagen, daß sie die Umwandlung, welche ihre Partei nach dem Fehlschlagen von Toulouse mit sich vornahm, gebilligt und geleitet habe. Nicht blos liberale Schriftsteller nennen sie und den Grafen Artois als die Lenker der geheimen Regierung (Gouvernement occulte), die während der Regierung Ludwigs XVIII. die verderblichste Thätigkeit bewies. Diese geheime Regierung war ein Theil der energischen Mittel, welche Marie Therese von Bordeaux aus in Vorschlag gebracht hatte, um einen Widerstand zu organisiren, der fähig wäre, jeden Versuch einer Revolution zu vereiteln. Ludwig XVIII. hatte ihre Anträge von der Hand gewiesen, und sonach liegt die Vermuthung nicht sehr weit, daß die Herzogin, die ihren Oheim für verblendet und sogar für angehaucht von der Pest revolutionärer Grundsätze hielt, auf eigene Hand an der „Rettung der Monarchie" gearbeitet habe. Die geheime Regierung, deren Existenz erwiesen ist, war ein gefährliches Werkzeug in der Hand der Ultras. Die unsichtbaren Obern hatten das Königreich in Generalstatthalterschaften getheilt, welche den militärischen Eintheilungen entsprachen, und in jedem Departement eine Oberleitung, in jeder Unterpräfektur Bevollmächtigte, in jedem Kanton eine Centurie eingerichtet. Diese Stellen besetzte man mit Militärs von höherm Range, mit Beamten und reichen Gutsbesitzern, die aber Adelige sein mußten. Jeder Hauptort einer Abtheilung hatte einen Rath von 12 Personen, welche zu zwei Drittheilen aus den drei Ständen des Staats genommen wurden. Ein Intendant als bürgerlicher, ein Oberprevot als militärischer Beamter standen an der Spitze der Oberleitung, der noch einer der höchsten Geistlichen des Departements beigegeben wurde. Ein Bevollmächtigter, ein Kommandant, ein Direktor und sechs Räthe bildeten die Verwaltung der Kreise, jede Centurie hatte drei Obere. Alle Mitglieder waren durch Eide und religiöse Ceremonien gebunden, Paris war der Hauptort, der Pavillon Marsan in den Tuilerien der Sitz der Regierung. Die Jesuiten waren die ersten und eifrigsten Beförderer des verbrecherischen Unternehmens, durch ihren Einfluß erhielt man von den Gläubigen Geld und konnte einen Schatz bilden, um den Pöbel zu begeistern, die Kosten der Korrespondenzen zu decken und die Gesandten zu bezahlen, die man an den auswärtigen Höfen unterhielt. Die vollständigste Rückkehr zu den Mißbräuchen der alten Regierung war der Zweck, in den Mitteln war man nicht wählerisch. Denunciationen kamen am häufigsten zur Anwendung, wenn es sich machen ließ verleitete man die Liberalen zu Verschwörungen (Gesellschaft von der schwarzen Nadel u. a. m.) und erregte Unruhen. Stets hatte die geheime Regierung eine Anzahl verwegener Menschen zu ihrer Verfügung, die zu Duellen und geheimen Unternehmungen benutzt und gegen die Gerichte wirksam geschützt wurden.

Zur Zeit der Julirevolution befand sich die Herzogin in einem Bade von Burgund. Das Paketboot Great Britain führte sie nach England in ihre dritte Verbannung, ihre politische Rolle war ausgespielt. Die Tugenden, welche diese im Leiden starke Frau entfaltete, machten sie wieder des Beinamens der neuen frommen Antigone würdig, den Ludwig XVIII. ihr gegeben hatte. An der Seite ihres Gemahls lebte sie in Görz, wo der Herzog am 3. Juni 1844 in ihren Armen starb, unbeachtet von der Welt, die für sie niemals Freuden gehabt hatte. Ihre letzten Jahre verbrachte sie in Frohsdorf, und dort ist sie am 19. Oktober 1851 gestorben. Ihr Leichnam ruht bei Görz in der Gruft von Castagnavizza, wo auch ihr Gemahl und Karl X. die letzte Stätte gefunden haben.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Boedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. G. Gaño in Meißen.

Frankreich seit dem Jahre 1849.*) In unsern frühern Artikeln beschäftigte uns die Geschichte des Feldzugs, den vollziehende und gesetzgebende Gewalt, Elysée und Nationalversammlung, gegen die republikanische Verfassung führten, erst den Geist, dann den Buchstaben derselben verletzend. Der Zweck, die Demokratie und die hinter ihr stehenden sozialistischen Parteien so zu schwächen, daß das Spiel der monarchischen Intriguen von diesen gefährlichsten Gegnern keine Störung zu befürchten habe, war, so weit sich dies auf dem Wege der Gesetzgebung thun ließ, erreicht worden durch die neuesten Gesetze über Schullehrer, Freiheit des Unterrichts, Deportation, allgemeines Stimmrecht und Preßfreiheit.**) Bei allen diesen Gesetzen hatten die vollziehende und die gesetzgebende Gewalt in Uebereinstimmung gehandelt, und Ludwig Bonaparte war noch ferner beflissen gewesen, den Erwartungen der Nationalversammlung durch strengste Ausübung seiner Befugnisse gegen den gemeinschaftlichen demokratischen Gegner zu entsprechen. Um die Ordnung in den aufgeregtesten Provinzen zu sichern, waren große, mehrere Militärdivisionen umfassende Kommandos geschaffen und erfahrenen Generalen die ausgedehntesten Vollmachten ertheilt worden. In 153 Städten oder Gemeinen hatte die Nationalgarde Auflösung getroffen, 421 Bürgermeister und 183 Adjunkten, zahllose Schullehrer waren abgesetzt, 458 politische Gefangene nach Algier deportirt worden. 348 Gefangene derselben Kategorie harrten in den Gefängnissen der Entscheidung, ob sie ihre Strafzeit in Nukahiva, Mont St. Michel oder Belle-Isle zubringen sollten, politische Prozesse und Verfolgungen der Presse waren aller Orten in dem republikanischen Frankreich an der Tagesordnung. Mit diesen Maßregeln war die große Ordnungspartei bei dem Punkte angekommen, wo sie in ihre einzelnen Bestandtheile zerfallen, wo ihre Wege sich trennen mußten. Nach der Erledigung der Sorge für die Gegenwart stand man vor der Frage der Zukunft, dem, was man Beschäftigung mit dem Staatswohl nannte, folgte die Intrigue, die ihre unsichtbaren Fäden freilich schon seit langen Monaten durch das politische Gewebe gezogen hatte, die Geschäftigkeit für einen der drei Kronprätendenten aus den mit gleichen Ansprüchen vortretenden Häusern Bonaparte, Orleans und Bourbon.

Am 10. August 1850 trat die Nationalversammlung offiziell ihre Ferien an, und die Parteien erhielten Zeit zu ihren außerparlamentarischen Intriguen. So eilig war der Präsident, sich den Rang nicht ablaufen zu lassen, daß er noch die letzten Sitzungstage zu soldatischen Banketten benutzte, deren aufrührerische Rufe: „Es lebe der Kaiser! Laßt uns nach den Tuilerien ziehen!" den abreisenden Repräsentanten schwere Sorgen für die Mußezeit mitgaben. Am 11. August brach er, von seinen Vertrauten begleitet, zu einer Reise in die Provinzen auf, um die öffentliche Meinung in den Departements zu gewinnen, um durch sie auf die

---

*) Vergl. die Artikel: Frankreich seit der Präsidentenwahl I. und II. in Bd. 5, S. 673 fgg. und S. 721 fgg., ferner: Die französische Republik, B. 6, S. 65 fgg.

**) Folgendes ist eine chronologische Uebersicht der bis zur Vertagung der Nationalversammlung im August 1850 erlassenen reaktionären Gesetze: Verbot der Klubs und Beschränkung des Vereinsrechts (19. Juni 1849); die Auflösung der achten, neunten und zwölften Legion der Pariser Nationalgarde verlängert (11. Juli); erste Preßbeschränkungen (27. Juli); Gesetz über den Belagerungszustand (9. August); Kredit von 6¾ Millionen für die römische Expedition (20. Oktober); Wiedereinführung der Getränkesteuer (20. Dezember); erste Beschränkungen des allgemeinen Wahlrechts (26. Dezember); Gesetz über die Verbannung der Juni-Aufrührer (22. Januar 1850); Unterrichtsgesetz (15. März); Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts (31. Mai); Abschaffung des unentgeltlichen Unterrichts in den polytechnischen und den Militärschulen (15. Juni); Erhöhung der Repräsentationsgelder des Präsidenten auf drei Millionen (24. Juni); Einführung der Kautionen und des Stempels für Journale (16. Juli); Theatercensur (30. Juli).

Verhandlungen in den Departementalräthen und auf die Beschlußnahmen in der Nationalversammlung zu wirken, um endlich den großen Truppenmassen, die gerade in den von ihm zu besuchenden Departements zusammengezogen wurden, Gelegenheit zu bieten, ihre Sympathie für ihn kund zu geben. Die Reise berührte Dijon, Chalons sur Saone, Macon, Lyon, Besançon, Mühlhausen, Kolmar, Straßburg, Saarburg, Luneville, Nancy, Metz und Rheims. Die Bevölkerung strömte herbei, namentlich die ländliche, um den Mann zu sehen, den ihre Wahlzettel so groß gemacht hatten, diese Neugierde verband sich aber meistens nur mit der Absicht, dem höchsten Beamten der Republik einen Beweis von Achtung zu geben, ihm zu danken, daß er die Herrschaft der Gesetze herzustellen geholfen habe. Wo etwas wie Begeisterung laut werden wollte, machten die Republikaner Gegendemonstrationen, und dann entstand ein ermüdender Kampf zwischen den beiden Rufen: Es lebe die Republik! und: Es lebe Napoleon! Feindselig war der Empfang in Dijon und Besançon, ertödtend kalt in Straßburg, dessen Bevölkerung eine andere Reise desselben Mannes gesehen hatte, eine Reise von der Kaserne der Finkmatt ins Gefängniß. Lyon allein zeigte eine unerwartete Wärme, die aber nicht früher eintrat, als nachdem Ludwig Bonaparte auf dem Stadthause seine Anhänglichkeit an das Gesetz und an die Republik betheuert hatte. Er komme, sprach er in Mitte der Vertreter der Stadt und eines glänzenden Kreises von Notabilitäten, um den Muth der Braven zu beleben, die verirrten Geister zu bekehren und über den Willen und die Bedürfnisse des Landes sich ein Urtheil zu bilden. Er sei kein Vertreter irgend einer Partei, sondern der Gegenstand der großen nationalen Kundgebung von 1848, welche die Tendenz gehabt habe, die hohen Grundsätze der französischen Revolution durch einen festen geregelten Zustand zu sichern. Mit dieser Einleitung war der phrasenvolle Redner zu dem Thema gelangt, das er in eine Art von Gelübde einkleidete. „Ich gehöre ganz meinem Vaterlande an", waren seine Worte, „was es von mir fordere, sei's Entsagung oder Beharrlichkeit im Begonnenen. Gerüchte von Staatsstreichen sind vielleicht bis zu Ihnen gedrungen, aber Sie haben ihnen keinen Glauben geschenkt, und dafür bin ich Ihnen dankbar. Auf Handstreiche mögen Parteien sinnen, die keine Stütze im Volke haben, wer aber von sechs Millionen Stimmen erwählt ist, vollzieht den Willen des Volkes, er verräth es nicht." Der günstige Eindruck dieser Worte würde ihn bis Paris begleitet haben, wenn er nicht an andern Orten, wo er sich unter Verehrern glaubte, anders geredet und ausgesprochen hätte, von den strafwidrigen Begierden der Parteien nöthigenfalls an die Oberherrlichkeit des Volks Berufung einlegen zu wollen. Am 28. August war er in Paris zurück, am 3. September trat er eine zweite Reise an, in westlicher Richtung. Auf dieser zweiten Reise war die Bewillkommnung eine wärmere, wenn auch der Westen denselben Unterschied zwischen den Gesinnungen der ländlichen, dem Präsidenten mehr ergebenen Bevölkerung und der städtischen vortreten ließ, wie früher der Osten. L. Bonaparte fühlte sich ermuthigt, offener zu reden, auf die Stabilität der Gewalt, auf die Befestigung des gegenwärtig Bestehenden den Ton zu legen (in Caën), oder napoleonisch und konservativ für gleichbedeutend zu erklären (in Cherbourg) Hatte er in Lyon noch einen heftigen Tadel gegen eine frühere Regierung ausgesprochen, die das hochherzige Frankreich durch Bestechung der öffentlichen Meinung mittelst Begünstigung der Leidenschaft des Erwerbs erniedrigt habe, so gab er jetzt deutlich zu verstehen, wolle man Eisenbahnen und Kanäle, Vollendung begonnener Arbeiten, Wiederbelebung des Handels, des Ackerbaues, der Gewerbe, so müsse man zur Befestigung der Regierungsgewalt, zur Beseitigung der Gefahren der Zukunft mitwirken und ihm die nöthige Macht geben, daß er die Anarchie zu Boden, die Parteien im Zaum halten, den allgemeinen Interessen des Landes nach außen durch Ruhm, im Innern durch lebhaften Antrieb den Sieg verschaffen könne. Seine Rückkehr nach Paris begleiteten Gewaltthätigkeiten, fanatische und bezahlte Bonapartisten hatten

sich am Bahnhofe aufgestellt und fielen über Alle mit Stößen und Stockschlägen her, die nicht in ihren Ruf einstimmten: „Es lebe Napoleon! Nieder mit den Weißen und Rothen.“ (12. September.) Die Presse klagte wegen dieser Auftritte eine Gesellschaft des 10. Dezember an, die sich in Paris als ein Verein zu gegenseitiger Unterstützung, in der Provinz als eine Vergesellschaftung für Handel, Industrie und Ackerbau gebildet hatte und unter diesem Deckmantel die Verlängerung der Präsidentenschaft betrieb. General Piat führte den Vorsitz im Verein, unter den Mitgliedern bemerkte man Repräsentanten, Stabsoffiziere, zwei Bonaparte und viele aus der Zeit des Kaiserreichs bekannte Namen, Ney, Coulaincourt, Abbatucci u. a. m. Allein in Paris vereinigte die Gesellschaft des 10. Dezembers 10,000 Menschen in einer festen Organisation, es gingen Ruhestörungen von ihr aus, und doch ignorirten die Behörden diesen Ungehorsam gegen das Vereinsgesetz.

L. Bonaparte setzte sich durch seine Reise gegen die andern monarchischen Parteien in Vortheil, so urtheilten diese Parteien selbst. Die Orleans wurden durch die letzte Krankheit ihres Oberhauptes zur Unthätigkeit verurtheilt; der Prinz von Joinville, der sich um einer Besprechung mit den Orleanisten willen auf das Festland begeben hatte, kehrte in Brüssel um, da man ihn an das Sterbebette seines Vaters berief. Durch keine solche Rücksicht gefesselt, versammelten sich die Legitimisten in Wiesbaden, wie das Jahr zuvor in Ems. Der Graf v. Chambord war persönlich anwesend, vom altfranzösischen Adel kam die Elite, die Choiseul, Noailles, Larochejaquelin, Poissy, Brissac, Coislin, Laferronnays, Fitz-James, Talleyrand-Perigord, St. Priest, die Väter der Gesellschaft Jesu betheiligten sich mit Eifer, vom höhern Bürgerstande wurden nur solche zugelassen, die sich wie Berryer durch Eifer für die Bourbons ausgezeichnet hatten, Arbeiter wurden dagegen in möglichst großer Zahl zugezogen. Auch alte Diener Ludwig Philipps kamen zu dem Kongresse, Guizot auf wenige Augenblicke, Salvandy auf längere Zeit. Der Graf, der hier Heinrich V. hieß, wurde von den Legitimisten mit einer Verehrung behandelt, als solle sich ein neuer mystischer Kultus ausbilden, eine Verschmelzung von Königthum und altem Katholicismus. Die politischen Verhandlungen mögen sich um die Frage der Versöhnung mit den Orleans und um die Aussichten, in Changarnier einen zweiten Monk zu gewinnen, bewegt haben, in die Oeffentlichkeit traten nur die Akte der Huldigung, die das Andenken an die Bourbons aufzufrischen bestimmt waren, und unbestimmte Versprechungen des Kronprätendenten für alle Klassen und für Jedermann, daß er der Zeit Rechnung tragen, die Freiheit befestigen, die arbeitenden Franzosen ermuntern werde, keine Verschwörungen, kein Blut wolle, um zum Thron zu gelangen. Die Arbeiter hörten die schönsten Worte, in einem „Glaubensbekenntniß“ sagte ihnen der Graf: „Die Regierungen haben sich bis jetzt noch nicht hinlänglich mit den arbeitenden Klassen beschäftigt. Die Verbesserung ihres Looses wäre mein liebster Gedanke. Der Arbeiter hat heilige Rechte an das öffentliche Interesse. Sein Leben ist dem Staate nothwendig, der Staat muß sich mit seinem Leben beschäftigen. Was mich betrifft, so habe ich den vom Schicksal Bevorzugten, auf die ich Einfluß zu üben vermag, unaufhörlich gesagt und wiedergesagt, daß, wenn Gott ihnen Güter und Reichthümer gegeben, so sei es geschehen, damit sie einen edlen und würdigen Gebrauch davon machen sollen. Die Aufgabe des Reichen hienieden ist, die Vorsehung des Armen zu sein; wehe ihm, wenn er dagegen fehlen sollte.“ Die Thaten des Kongresses beschränkten sich auf die Einsetzung eines Ausschusses, für den der Graf Berryer, St. Priest, Vatismenil, Benoist d'Azy und Noailles bezeichnete. Daß Larochejaquelein in diese Zahl der Bewährtesten nicht aufgenommen wurde, diente zur richtigeren Beurtheilung des bourbonischen Glaubensbekenntnisses, dessen Urheber den Zeitideen huldigt, aber gerade den Mann, der eine Versöhnung des alten Königthums mit dem Liberalismus bezweckte, aus seinem Rath verbannte und in Unmuth von sich gehen

ließ. Unter dem schlimmen Eindruck dieses Zerwürfnisses kehrten die 1030 Legitimisten, die in Wiesbaden gewesen waren, nach Frankreich zurück. Der Kongreß hatte die Lage der Partei nur verschlimmert, das Volk war in seiner instinktartigen Abneigung gegen eine dem Jesuitismus verbündete Familie verstärkt worden, die oft versuchte Aussöhnung mit den Orleans rückte wieder in die Ferne.

Die drei monarchischen Parteien rechneten jede auf Manifestationen der Generalräthe (Departementalräthe), die sich in ganz Frankreich (mit Ausnahme des erst im November zusammentretenden Raths des Seinedepartements) am 26. August versammelten. In jeder dieser Versammlungen wurde ein Antrag auf Revision der Verfassung gestellt, das Ergebniß der Abstimmungen sollte zu Beschlußnahmen in der Nationalversammlung benutzt werden. Von den 85 Räthen stellten sich 33 negativ, d. h. 21 befaßten sich gar nicht mit der Frage, 10 verwarfen die bezüglichen Anträge, 2 entschieden sich für die bestehende Verfassung (Var und Vaucluse). 52 erklärten sich mehr oder weniger für Revision, nämlich 33 für die legale Revision, vorzunehmen nach Vorschrift der Verfassung durch eine besondere Revisionsversammlung von 1000 Mitgliedern, 14 für Revision überhaupt, ohne sich über die Form zu äußern, nur 6 für unmittelbare Revision, also für einen Verfassungsbruch. Die Hoffnungen Bonapartes wurden durch diese Abstimmung getäuscht, denn nur zwei Generalräthe Ostpyrenäen und Korsika, sprachen sich für die Verlängerung seiner Präsidentschaft aus. Durch nicht unbeträchtliche Opfer war jetzt in der Presse der Hauptstadt ein für den Bonapartismus ziemlich günstiges Verhältniß zu Stande gebracht. Ihm huldigten von den funfzehn großen Blättern fünf (Constitutionel, Patrie, Pays, Pouvoir und Moniteur du Soir), eben so viele gehörten der Partei der Ordnung (Drei legitimistische Union, Gazette und Opinion publique, ein orleanistisches, Debats, eines der Verschmelzung beider Dynastien, Assemblée Nationale), wieder fünf der Republik (National, République, Peuple, Presse und Siecle). Das offizielle Frankreich, die Republik, wurde also von dem nichtoffiziellen um das Doppelte übertroffen, und auf der andern Seite hatte die Mehrheit der Nationalversammlung nicht mehr Journale, als die bonapartistische Minderheit, die sich an den Fingern zählen ließ. Während die Journale des Elysee ihre Aufgabe, die Verlängerung der Präsidentschaft als Nothwendigkeit begreiflich zu machen, in täglich wiederkehrenden Artikeln lösten, arbeitete der Präsident bei dem Heere für sich. Ein bei Versailles gebildetes Lager war die große kaiserliche Werkstatt, hier gab es in wohlberechnetem Wechsel kriegerische Anreden, bei denen der Name Napoleon seine Wirkung thun mußte, vertrauliche Besuche, Feste, Verbrüderungen zwischen Heer und Volk, letzteres durch die Gesellschaft des 10. Dezember dargestellt. Ab und zu veranstaltete man Heerschauen auf der Ebene von Satory, denen „der Neffe des Oheims" als Verkörperung der Glorie des Kaiserthums beiwohnte, die Erinnerungen der Armee durch reiche Spenden von Champagner und gebratenen Hühnern auffrischend. Die Truppen dankten mit dem aufrührerischen Rufe: „Es lebe der Kaiser!" und diese Vorgänge erhielten dadurch eine erhöhte fast beängstigende Bedeutung, daß der General Neumayr, dessen Truppentheil bei den Heerschauen Stillschweigen beobachtet hatte, zur Strafe von Paris versetzt wurde. Der Ferienausschuß der Nationalversammlung, der recht eigentlich zur Ueberwachung von Umsturzplänen eingesetzt war, benahm sich gegen die Herausforderung schwach. Er berieth in Permanenz, es fielen heftige Reden, kräftige Anträge wurden gemacht, und schließlich schrumpfte die gewaltige Aufregung zu dem Beschlusse zusammen, „zu Protokoll die Besorgniß zu erklären, daß, wenn aufrührerische Rufe nicht bestraft würden, die Mannszucht des Heeres gelockert werden könnte." Eine klägliche Geschichte diskreditirte den Ausschuß völlig. Ein gewisser Yon, Leiter der Gegenpolizei der Nationalversammlung, hatte die Anzeige gemacht, daß bei einem Kleinkrämer in einer benannten Straße eine Sektion der Dezembristen sich versammle, Mordpläne gegen die Feinde des Präsidenten schmiede und durch das Loos

entschieden habe, wer den Präsidenten der Nationalversammlung Dupin ums Leben bringen solle. Es war eine jener Erzählungen, welche Polizeibeamte, die sonst nichts zu berichten wissen, erfinden, und in diesem Falle hatte die polizeiliche Phantasie nicht einmal Geschicklichkeit gezeigt. Dennoch bemächtigte sich der Ausschuß der Lüge als einer Waffe gegen die Bonapartisten und zog sich dadurch eine neue Niederlage zu, die ihn außerdem mit dem Schein des Lächerlichen belastete. Wozu dieser Lärm um ein Nichts? fragte man sich. Die Presse des Elysee hatte darauf die Antwort: um einen allgemeinen panischen Schrecken hervorzurufen, in welchem man den Präsidenten der Republik gestürzt, entführt und in Vincennes eingesperrt, eine Diktatur errichtet und den Grafen von Paris nach seiner Hauptstadt zurückgebracht haben würde.

Mit dem 11. November waren die Ferien der Nationalversammlung abgelaufen. 583 Mitglieder antworteten in der ersten Sitzung auf den Namensaufruf, 167 waren noch abwesend. 383 Stimmen riefen Dupin aufs Neue auf den Präsidentenstuhl, nach Beendigung dieses Geschäfts hörte die Versammlung die Botschaft des Präsidenten, die der Minister des Innern Baroche verlas. Das zwischen einer kurzen Thronrede und einer langen amerikanischen Botschaft etwa die Mitte haltende Aktenstück war eine Aufzählung der Dienste, welche L. Bonaparte Frankreich und der Ordnung geleistet habe. Wohlgefällig wurden die Maßregeln zur Unterdrückung der bösen Leidenschaften, die Bemühungen zur Ermunterung der Tugenden aufgeführt. Das System der Telegraphenlinien sei in der Ausführung, der Ackerbau um 27 Millionen erleichtert, das Deficit von 300 auf 200 Millionen herabgebracht. Für die nächste Zukunft versprach die Botschaft energische Vollendung der Eisenbahnlinien, Erweiterung des Telegraphensystems, Zurückführung des bereits verminderten Armeebestandes in die alten Budgetgrenzen, Herstellung des Gleichgewichts zwischen Ausgabe und Einnahme, Errichtung von Ackerbaukolonien für junge Sträflinge und für die Trümmer der alten Heere, ein Bewässerungsgesetz für den Ackerbau. Auf die auswärtigen Verhältnisse übergehend, betonte die Botschaft nachdrücklich, daß das französische Heer in Rom die wühlerische Demagogie gestürzt, Pius IX. auf den heiligen Stuhl zurückgeführt und in den Stand gesetzt habe, seine liberalen und philantropischen Absichten durchzuführen. Am Schlusse betheuerte der Präsident seine verfassungstreuen Gesinnungen, indem er sich gegen die falsche Deutung verwahrte, die seine Feinde Handlungen und Schritten gäben, welche aus seiner Stellung entsprängen. Immer, wenn er als erster Beamter der Republik mit der Geistlichkeit, dem Richterstande, den Ackerbauern, der Industrie, der Verwaltung in Berührung gekommen sei, habe er seinen persönlichen Einfluß zur Befestigung der Ordnung benutzt, besonders aber glaube er durch seinen Namen und seine Anstrengungen zur Befestigung des Geistes in der Armee beigetragen zu haben. Gar effektvoll und fast zu rhetorisch für eine solche offizielle Ansprache lauteten die letzten Worte: „Die Ungewißheit der Zukunft bringt viele Befürchtungen mit sich und erweckt viele alte Hoffnungen. Opfern wir alle dem Vaterlande diese Hoffnungen und beschäftigen uns nur mit seinen Interessen. Wenn Sie in dieser Sitzung die Revision der Verfassung beschließen, so wird eine neue Konstituirende das Loos der Exekutivgewalt regeln. Wenn Sie sie nicht beschließen, so wird das Volk im Jahr 1852 feierlich seinen neuen Willen kundgeben. Welches aber auch die Lösungen der Zukunft sein mögen, verständigen wir uns, damit nie Leidenschaft, Ueberrumpelung und Gewalt über das Loos einer großen Nation entscheiden. Was mich am meisten beschäftigt, ist nicht zu wissen, wer 1852 über Frankreich regieren wird, sondern meine Zeit dazu anzuwenden, daß der Uebergang, welcher er auch sei, ohne Aufregung und Verwirrung stattfinde. Das edelste Ziel einer hohen Seele ist nicht das, zu suchen, wie man sich in der Gewalt erhalte, sondern sie zu benutzen, um zum Besten aller die Grundsätze der Autorität und Moral zu befestigen, welche den Leidenschaften der Menschen und der Unbeständigkeit der Gesetze trotzen."

Der Waffenstillstand, den die großen Worte der Botschaft Legitimisten und Orleanisten auferlegten, wenn beide Parteien einer so feierlich ausgesprochenen Entsagung gegenüber nicht egoistisch erscheinen wollten, gab dem Jahre 1850 einen friedlichen Abschluß. Den schwebenden Streit wegen der Gegenpolizei der Nationalversammlung beseitigte die Nachgiebigkeit der letztern, Yon wurde veranlaßt seine Entlassung einzureichen. Unerledigt blieb der Zwiespalt, in den sich Changarnier, als Obergeneral der Armee von Paris und als Monarchist den Leitern der Majorität wichtiger als irgend ein anderer Befehlshaber, mit dem Elysee wegen der Heerschauen von Satory gesetzt hatte, und dieser Streit nahm durch eine an sich geringfügige Veranlassung plötzlich eine ernste Wendung. Ein Repräsentant, Mauguin, war Schuldenhalber verhaftet worden, obgleich die Vorrechte der Repräsentanten ein solches Verfahren untersagten, und die Nationalversammlung hatte ihn durch einen ihrer Quästoren befreien lassen. Da der parlamentarische Beamte im Gefängnisse mit der Requisition von Truppen gedroht hatte, so entstand die Frage, ob die gesetzgebende Gewalt über das Heer verfügen dürfe. Der Präsident hatte in seine Botschaft einfließen lassen, daß er allein dem Heer Befehle gebe, jetzt gab Changarnier auf der Rednerbühne die Versicherung, daß in seinem Hauptquartier das Recht der Versammlung, Truppen zu requiriren, niemals in Frage gestellt worden sei. Die Versammlung nahm diese Erklärung mit der lebhaftesten Befriedigung auf, denn sie sah darin eine Bürgschaft, daß der Obergeneral der Armee von Paris zu keinem Staatsstreich die Hand bieten, wohl aber einem solchen auf ihr Geheiß entgegentreten werde. Changarnier war seit dritthalb Jahren im Besitz des Oberbefehls, mithin eine ältere Autorität als L. Bonaparte selbst, er erließ seine Machtgebote von einem glänzenderen Sitz als das Elysee, von den Tuilerien, man nannte ihn ohne Uebertreibung die vierte Staatsgewalt. Dieser Mann widersprach, daß der Präsident allein über die Armee verfüge, besiegte L. Bonaparte diesen Widerstand nicht, so war es um seine Autorität beim Heere geschehen. Aber der nothdürftig erhaltene Friede mit der Nationalversammlung war wieder dahin, wenn Changarniers Absetzung beschlossen wurde, und aus diesem Grunde weigerten sich die Minister zuzustimmen. Die „Burggrafen" Dupin, Molé, Thiers, de Broglie, Odilon Barrot, Berryer, Montalembert, Daru, zu einer Unterredung nach dem Elysee beschieden, machten Vorstellungen, nicht die Eintracht der beiden Staatsgewalten zu zerreißen, der man alles Gute verdanke, was seit zwei Jahren vollbracht worden. Der Präsident antwortete, er wolle mit der Versammlung fortfahren Hand in Hand zu gehen, aber Changarnier ordne er sich nicht länger unter. Ehe er die Absetzung aussprach, bildete er mit Beibehaltung mehrerer Mitglieder des alten Ministeriums ein neues Kabinet: Rouher Justiz, Drouyn de Lhuys auswärtige Angelegenheiten, Regnaud de St. Jean d'Angely Krieg, Theodor Ducos Marine, Baroche Inneres, Magne öffentliche Arbeiten, Bonjean Ackerbau und Handel, de Parieu öffentlicher Unterricht, Achilles Fould Finanzen. Das Changarnier abgenommene Kommando wurde getrennt, Perrot zum General der Nationalgarden der Seine, Baraguey d'Hilliers zum Oberbefehlshaber der Truppen von allen Waffen der ersten Militärdivision ernannt. Die Absetzung Changarniers kam nicht unerwartet, aber der Eindruck war doch ein gewaltiger, bei der Majorität, nicht bei der Linken, die mit stillem Vergnügen die Demüthigung der monarchischen Koterien sah, deren nicht sanfte Herrschaft sie im Gesetzgebungspalast so lange hatte tragen müssen. Der Antrag Remusats, einen Ausschuß zu ernennen, der die Maßregeln vorschlage, welche von den Ereignissen geboten sein könnten, wurde unter dem frischen Eindruck der Begebenheit angenommen, der Ausschuß gewählt und konstituirt. Kräftige Männer empfahlen, den Art. 32 der Verfassung zu benutzen, eine parlamentarische Armee zu bilden und Changarnier den Befehl zu übertragen, und dieser Entschluß gewann sich im ersten Augenblicke allgemeinen Beifall. Aber über Nacht kam guter Rath, bei

kälterer Ueberlegung fühlte man, daß die monarchische Majorität im Kampfe mit dem monarchischen Elysee eine gewisse Grenze nicht überschreiten dürfe, wenn sie nicht die Sache der Republik führen wolle. Dieses Bedenken diktirte den Bericht des Ausschusses, in dem Lanjuinais eine stetige Tendenz des Elysee nachwies, das Ansehen der gesetzgebenden Versammlung zu untergraben, um an die Stelle von zwei Gewalten eine einzige diktatorische, eine Art Kaiserthum zu setzen. Diese Prämissen ließen etwas anderes erwarten, als den einfachen Antrag, gegen die Minister, welche die Absetzung Changarniers unterzeichnet hätten, ein Mißtrauensvotum, gegen Changarnier den Dank der Versammlung auszusprechen. Die Debatte wurde am 13. Januar eröffnet. Geht man dem Wortgefecht auf den Grund, so sieht man, daß es sich um den Widerspruch drehte zwischen dem mehr und mehr entwickelten Streben Bonapartes, sich definitiv festzusetzen, und den monarchischen Gedanken der Majorität. Dieses wahre Sachverhältniß zu verdecken, reichten alle Künste der glänzendsten Redner nicht aus, den Vorsichtigsten, selbst einem Berryer, entschlüpften Anempfehlungen des eigenen Thronkandidaten, die Heftigeren schonten sich nicht mit gegenseitigen Verweisen wegen Intriguen, wenn die Einen von den Uebergriffen des Elysee sprachen, antworteten die Andern mit Hinweisungen auf Claremont und Wiesbaden. Das Ansehen der Majorität würde am meisten gewonnen haben, wenn ihre Redner den Standpunkt angenommen hätten, auf den der Minister Baroche sie hinführen wollte, nämlich, daß die Politik des Elysee mit der der Majorität identisch sei, daß es sich um eine Frage des konstitutionellen Rechts, um einen Kompetenzstreit handle. Diesen Standpunkt verließ aber die Leidenschaftlichkeit, der Aerger, daß der Bonapartismus Boden gewinne, verleitete Orleanisten und Legitimisten zu Enthüllungen, die Bonapartisten antworteten in derselben Weise, und die Linke gewann so eine Menge von Eingeständnissen, daß es eitel Heuchelei sei, wenn die Majorität von Gesetzlichkeit spreche. Nicht die Debatte war bei dieser Verhandlung das Wesentliche, sondern die Abstimmung. Das Dankvotum für Changarnier hatte man aus Rücksicht auf die republikanischen Stimmen fallen lassen müssen, es blieb das Mißtrauensvotum gegen die Minister und dieses wurde mit 417 gegen 278 Stimmen angenommen.

Aus dem Ministerwechsel, der nach parlamentarischen Gewohnheiten nicht ausbleiben durfte, machte L. Bonaparte eine neue Beleidigung für die Versammlung. Er nahm sein Ministerium weder aus der Majorität noch aus der Minorität, er wählte Männer, die wie seine persönlichen Diener erschienen, Fachmänner, wie er sagte, die sich ohne Parteigedanken ganz den Geschäften widmen würden: Brenier, Vaillant, Schneider, Magne, der von den alten Ministern allein blieb, Weiß, Randon, Germiny, Royer und Giraud. In der Botschaft, womit Ludwig Bonaparte sein Ministerium anmeldete, fiel die verfassungswidrige Behauptung auf, daß die gesetzgebende und die ausübende Gewalt gänzlich unabhängig von einander seien. Erwidert wurde darauf nichts, wie die Versammlung überhaupt die neueste Wendung der elyseeischen Politik mit einer gewissen Verlegenheit hinnahm. Man fürchtete zu weit gegangen zu sein, und es war nun wieder viel von Einheit die Rede, von der Nothwendigkeit, den unverbesserlichen Berg mit vereinten Kräften zu bekämpfen. Der Waffenstillstand, der die Frucht dieser Verlegenheit war, dauerte so lange, bis das Geschäftsministerium ein Geschäft des Elysee vor die Versammlung brachte, ein neues Dotationsansinnen, diesesmal auf 1,800,000 Fr. Verlangt wurde die Summe als Zuschuß zu den Repräsentationskosten, eine nähere Begründung der Exigenz war nicht für nöthig befunden worden, statt derselben diente eine Hinweisung auf die frühern Motive, und im übrigen wurde diese „Frage hoher Schicklichkeit" der parlamentarischen Würdigung anheimgestellt. Auch die bonapartistische Presse ließ sich nicht auf Motivirungen ein, drohte aber mit fabelhaften Ansprüchen der Familie Bonaparte an den Staat, die im Fall der Weigerung geltend gemacht werden würden, und

mit einer Nationalsubskription. Das wurde der Nationalversammlung doch zu arg, sie zeigte ihre Entrüstung durch feindliche Wahlen in den Begutachtungsausschuß, und als diese Warnung nicht verstanden wurde, warf sie den Antrag ab (mit 396 gegen 294 Stimmen). Für das Ansinnen sprach ein einziger Abgeordneter — Montalembert, der bekannte Eiferer für die katholische Kirche. Er sprach zwei Stunden lang mit gewohnter Beredsamkeit, aber für den parlamentarischen Stolz so verletzend, daß die Unruhe auf den Bänken der Majorität nicht aufhörte. Nach ihm hatte L. Bonaparte für Herstellung der Ordnung die größten, die Versammlung die kleinsten Verdienste sich erworben, und diese hatte sich ihren Ruhm geschmälert durch systematische Feindseligkeit gegen die Autorität, Unaufrichtigkeit, Kabalen und faktioses Wesen. Und was sie nur wolle, fragte der Redner, um welches Zweckes willen sie das Land in der Unruhe erhalte? Als er fortfuhr: „Ich erkenne als legitim nur an, was möglich ist," brauste die ganze Rechte auf, und Dupin rief von seinem Präsidentenstuhle zwischen den Lärm: „Das sieht ja wie eine Negation des Rechts aus." Als ob die Abstimmung der Versammlung ihn zur Dürftigkeit verurtheile, begann der Präsident von seinem Eigenthum zu versteigern, einen kostbaren Marstall und anderes. Damit zu dem Mitleid eine wärmere Sympathie gewonnen werde, versuchte das Elysee bei den bevorstehenden Nationalgardewahlen das allgemeine Stimmrecht aufrechtzuhalten, gab indessen doch seine Zustimmung, als die Nationalversammlung die Zeit der neuen Wahlen hinausschob. Mit derselben Erfolglosigkeit ließen die beiden andern monarchischen Parteien ihre kleinen Manöver spielen. Creton scheiterte mit einem Antrage, die Verbannungsdekrete gegen die Bourbons aufzuheben, wodurch der Kandidatur des Prinzen Joinville für die Präsidentschaft vorgearbeitet worden wäre, Berryer mit einem Versuche, die ältere Linie volksbeliebt zu machen durch die Zurückgabe der Revolutionssteuer von 48 Centimes. Alle diese Plänkeleien trugen nicht dazu bei, die Rivale versöhnlicher zu machen, vielmehr war die Entfernung der Legitimisten und Orleanisten von der Fusion größer denn je, die Kälte zwischen dem Elysee und der Nationalversammlung noch eben so auffallend, wie vor der Bildung des Geschäftsministeriums. Am 11. April trat dieses zurück, nachdem es sein Zwischenspiel beendet hatte, und die Vertrauten des Präsidenten traten wieder in ihre Plätze ein: Rouher, Leon Faucher, Fould und Baroche. Das waren ziemlich dieselben Namen, welche einem frühern Votum hatten weichen müssen, und die Presse empfing sie mit unverholenem Mißtrauen. Die Republikaner sprachen von einem Ministerium Polignac des Präsidenten, die Orleanisten erfanden die Bezeichnung eines Ministeriums des Trotzes und der Herausforderung, die Legitimisten eines Ministeriums der Katastrophe. In der Nationalversammlung stellte beim ersten Erscheinen der Minister ein Mitglied das alte Mißtrauensvotum, und wenn dasselbe mit schwacher Majorität abgeworfen wurde, so geschah dies nur aus der Rücksicht, daß man Männern, die sich als neue Minister vorstellten, Zeit lassen wollte, ihre Grundsätze auszusprechen.

Die geheimen Weisungen der Parteiführer schrieben den Provinzen vor, eine allgemeine Bewegung für Revision der Verfassung zu Stande zu bringen. Da alle Parteien mit Ausnahme der republikanischen in diesem Punkte einstimmig waren, so brachte man es wirklich zu einer Aufregung, wie man sie haben mußte, um sagen zu können, daß Frankreich die bestehende Verfassung nicht wolle. Ein Generalkomité in Paris leitete alles, ihm schlossen sich Ausschüsse in den Provinzen an, die von Ort zu Ort Stimmen über die Verfassung sammelten. Sobald die Bewegung einmal eingeleitet war, konnte man täglich Bittschriften für Revision an die Versammlung einschicken, von denen manche Tausende von Inschriften trugen. Dem ostensibeln Zweck der Bewegung kam man mit dem allen um keinen Schritt näher. Es war undenkbar, daß die Versammlung die Revision beschließen werde, die erforderliche Majorität der Stimmen konnte wegen

des Dissenses der Linken niemals erlangt werden. Wenn die Revisionspartei trotzdem ihren Antrag einbrachte, so waren die Republikaner zu der Auffassung berechtigt, daß die Ordnungspartei unter dem Schein des Gesetzes Revolution triebe, die Republik diskreditiren und das Land auf einen Staatsstreich vorbereiten wolle. Eine solche Auffassung war um so natürlicher, als sich in der Revisionsbewegung dieselben Intriguen sehr bemerkbar machten, die fast von allem Anfang an gegen die Republik gespielt hatten. Jede der drei monarchischen Gruppen suchte die Revision für sich zu benutzen, und vor allem that dies der Präsident selbst, der, als die Bewegung ihren Höhenpunkt erreicht hatte, nach Dijon eilte und dort eine jener Reden hielt, die man als Manifestationen seiner Politik zu betrachten gewohnt war. Die alte Hauptstadt von Burgund bereitete ihm einen enthusiastischen Empfang, wie ihn selten ein Monarch gehabt hat, und bei dem Feste, das man ihm gab, schloß der Maire eine rein bonapartistische Rede mit der Versicherung, die Dankbarkeit der Nation werde den Erwählten des 10. Dezembers gehörig zu belohnen wissen. In seiner Antwort erklärte der Prinz-Präsident, wenn seine Absichten, das Wohl des Landes zu fördern, nicht nach Wunsch sich verwirklicht hätten, so liege die Schuld an den Manövern der Faktionen, welche die Versammlungen beherrschten. Er, der Präsident, werde von diesen Faktionen gehaßt, weil er der natürlichste Feind sowohl der Rückkehr zum alten Regime, als des Versuchs mit unmöglichen Utopien sei, aber das Volk trage und unterstütze ihn, was er in Dijon sehe, sei eine Billigung und Ermuthigung für ihn. Die Nationalversammlung war direkt angegriffen und mußte antworten. In der aufgeregten Debatte, die über die Präsidentenrede stattfand, nahm Changarnier das Wort, um im Namen der Armee eine Erklärung abzugeben. „Wenn man gewissen Besorgnissen glauben sollte", sagte er, „so wäre die Armee bereit, in einem Augenblick des Enthusiasmus sich gegen die Gesetze des Landes und diese Versammlung zu vergehen. Es könnte mir genügen, die Frage aufzuwerfen, wo denn die Ursache zu diesem Enthusiasmus sein sollte? Aber ich gehe weiter; die Armee, vom Gefühl ihrer Pflicht und ihrer Würde durchdrungen, wünscht keineswegs dem Land das Elend und die Schmach einer Kasernenregierung, ausgerufen durch betrunkene Prätorianer, auferlegt zu sehen. Der Geist der Disciplin ist tief in ihr eingewurzelt. Die Anführer, die es versuchen würden, sie gegen die Gesetze und diese Versammlung zu führen, würden nicht ein Bataillon, nicht eine Kompagnie, nicht einen Mann mit sich fortreißen, und würden gegenüber Männer finden, die stets auf der Bahn der Pflicht und der Ehre gewandelt sind. Vertreter Frankreichs, rathschlagt in Frieden." Als diese Szene vorfiel, war die Versammlung bereits an den Vorbereitungen für die Revisionsdebatte und hatte einen Ausschuß gewählt, dem die eingegangenen Petitionen wie die Anträge aus der Versammlung selbst übergeben wurden. Die erstern zählten aus 61 Departements 592,000 Unterschriften und 30,000 Bezeichnungen mit Kreuzen. Für bloße gesetzliche Revision waren 63,000, für gesetzliche Revision und Präsidentschaftsverlängerung 218,000, für Präsidentschaftsverlängerung schlechtweg 10,000 Unterschriften. In ganz Frankreich beliefen sich die Unterschriften auf etwa 900,000. Im Revisionsausschusse spalteten sich die Ansichten in derselben Weise, zum Beschlusse wurde der Antrag des Herzogs von Broglie erhoben, die Verfassung einer Totalrevision zu unterwerfen. Am 8. Juli 1851 legte der Ausschuß seinen Bericht vor, dessen Gedankengang dieser ist: „Der Ausschuß hat sich die beiden Fragen stellen müssen: Ist die gegenwärtige Verfassung überhaupt mangelhaft, so daß sie einer Revision bedarf, und wenn dies der Fall ist, sind die Mängel so bedeutender Art, daß die Revision dringend nothwendig wird? Niemand hat die Mängel der Verfassung bestritten. Allein eine Minorität hat eingewandt, daß sie nur, wie jedes Menschenwerk, unvollkommen sei und keineswegs die ihr zur Last gelegten Uebelstände verursacht habe, woran vielmehr die monarchischen Parteien und die Exekutivgewalt durch ihre feindseligen Tendenzen gegen die Republik schuld seien. Die Majorität hat diese Ansicht nicht

getheilt: ganz abgesehen von einigen besondern Ursachen, sind es hauptsächlich die innern Mängel der Verfassung selbst, die den unsichern und angstvollen Zustand des Landes hervorgebracht haben. Die Verfassung von 1848 macht die Regierung unruhig und unbeständig; sie verlangt mehr Mäßigung und Selbstverläugnung, als man den Menschen zumuthen kann. Ihre Hauptfehler sind: die listenweise Wahl der Volksvertreter durch die Departements, die oft die Kandidaten nicht einmal dem Namen nach kennen; der beiderseitige Ursprung, die Natur und die Beziehungen der zwei Staatsgewalten, wovon die eine allein dasteht und allmächtig ist, während die andere, ihr zu gehorchen gezwungen, direkt vom Volke erwählt ist, die also beide zum Krieg verdammt sind und keinen Schiedsrichter zwischen sich haben. Ist es nun auch in der Wirklichkeit dringend nothwendig die Verfassung zu revidiren? Die Frage von der Revision der Verfassung hat sich einmal gestellt und sie ist von der Art, daß sie nicht schweben bleiben darf, sondern entschlossen gelöst werden muß. Die Minorität wendet theils das Gesetz vom 31. Mai, das einen Theil der Nation seines Antheils an der Ausübung der Souveränetät beraubt habe, theils die Spaltung der Parteien, welche es unmöglich mache, daß aus einer neuen Konstituirenden irgend eine einheitliche Idee hervorgehe, theils die Gefahr der Revision ein, da viele, welche dieselbe verlangen, im Grunde nur das Land zum Besten ihrer besondern Interessen in Aufregung versetzen wollen. Die Majorität läugnet die Gefahr nicht, hält es aber für nothwendig, ihr entgegenzugehen. In freien und demokratischen Ländern muß man auf die Massen achten und ihr Vertrauen zu erhalten suchen. Es ist aber eine Thatsache, daß die Massen aufgeregt sind und in einem unbestimmten Instinkt eine Veränderung verlangen. Bei dem gleichzeitigen Aufhören der beiden Staatsgewalten im Jahre 1852 ist das einzige Mittel, die Anarchie oder ihren Uebergang in unkonstitutionelle Hände zu verhindern, die Berufung einer neuen Konstituirenden, die in ihren Händen die ganze Souveränetät der Nation vereinigt. Die Nation, die eine dreijährige Krise mit beispiellosem Muthe bestanden hat, ist erschöpft und doch voll Unruhe. Wäre es nicht zu fürchten, daß die Wähler aus Furcht vor der Anarchie und aus Schrecken vor der Ungewißheit widergesetzlich die gegenwärtige Executivgewalt in der Regierung zu erhalten suchten? Und wenn dieselbe gegen die Verfassung wieder erwählt wird, so ist die ganze Verfassung umgestürzt und alles kann versucht werden. Die Nationalversammlung würde in diesem Kampf ohne allen Zweifel die Macht behalten, wie sie das Recht hat. Aber würde sie ihre eignen Gewalten dann niederlegen können, und nicht selbst gezwungen sein, das Gebiet der Gewaltsamkeit und des Zufalls zu betreten? Es ist klar, daß es bei dem status quo zu einer Krise kommen würde, die zur Usurpation oder zur Anarchie, zum Untergang der Republik und vielleicht der Freiheit führen muß. Die Berufung einer Konstituirenden ist daher noch die geringste Gefahr, und der Ausschuß schlägt dem entsprechend die Resolution vor, daß die Verfassung in ihrer Gesammtheit revidirt werde. Die Frage: Monarchie oder Republik? wird abgelehnt, da der Ausschuß anerkenne, daß eine republikanische Versammlung nicht das Recht habe sie zu stellen, obschon die Ausschußmajorität auch nicht die Absolutheit der Republik als einzigen Ausdruck der Nationalsouveränetät zugestehen könne. Der Ausschuß will aber auch nicht die Souveränität der Konstituirenden durch den Wunsch der Erhaltung der Republik beschränken, „obschon alle Parteien anerkennen, daß dieselbe für jetzt die einzig mögliche Regierungsform ist. Ueber einen letzten Punkt ist der Ausschuß ganz einstimmig gewesen: „Wenn die gesetzlichen Versuche zur Revision der Verfassung scheitern, so ist diese von neuem geheiligt, alle Welt muß sich ihr unterwerfen und alle Versuche, das Volk zu verfassungswidrigen Acten zu treiben wären mehr als ungeziemend, sie wären verbrecherisch.“ Es war der Jahrestag der Erstürmung der Bastille (14. Juli), an dem das Revisionsdrama eröffnet wurde. Die einzelnen Parteien hatten sich das Wort gegeben, Ruhe und

Mäßigung zu bewahren und Dupin fügte noch die spezielle Ermahnung hinzu, mit Geduld sich zu hören und nicht gegenseitig zu reizen, lieber Fähigkeiten als Fehler zu zeigen, da der Kredit der Nationalversammlung auf dem Spiele stehe. Diese Mahnung wurde im Ganzen beobachtet; sechs Tage hinter einander hatte man das in den parlamentarischen Annalen Frankreichs unerhörte Schauspiel, daß Besiegte und Sieger der Revolution ihre gegenseitige Geschichte von der Rednerbühne herab sich vorhielten, ihre Ansichten wie ihre Werke der schärfsten Kritik unterwarfen und doch in den Schranken der Mäßigung blieben. Die Ordnungspartei erörterte und verneinte die Fage, ob die Republik die für Frankreich geeignete Regierungsform sei, Berryer und Fallour, beide Legitimisten, waren die bedeutendsten Redner aus diesem Lager. Berryer erzählte die Geschichte seines Lebens, wie er unter dem Kaiserreich den Despotismus verabscheuen gelernt und die Nothwendigkeit von Grundsätzen begriffen habe. „Ich wurde Royalist, Royalist aus Grundsatz, Royalist aus Nationalgefühl, ich wurde — aber kränken Sie mich durch Lachen nicht in meinen innigsten Gefühlen — ich wurde Royalist weil ich Patriot, weil ich ein sehr guter Patriot war. Ich erlebte den Fall der Regierung meines Glaubens. Darauf bekämpfte ich die nachfolgende, immer der Meinung, daß mein Vaterland im Irrthum eines edelmüthigen Herzens befangen sei. Auch diese sah ich stürzen. Glauben Sie mir, ich habe mich nicht minder am 24. Februar gefragt: ob das erleuchtete Frankreich nach so viel Erschütterungen sich selbst regieren könne, etwa nach amerikanischem Muster. Aber dieser alten Gesellschaft, welche besondere Interessen groß gezogen, wo Rang erworben und vererbt wird, wo Auszeichnungen gelten und trotz aller Gleichheit doch den Einzelnen gewisse persönliche oder erbliche Unterschiede begleiten — dieser Gesellschaft mit ihren Ueberlieferungen, mit ihrem Rang unter den europäischen Staaten widerstrebt die republikanische Form, die nichts anders wäre als der Tummelplatz des Ehrgeizes, der Eifersucht, der Begierden, des Mißbehagens, der persönlichen Fehden. Sie haben uns ja dazu die Belege geliefert. Und jeder Unbefangene wird mir beistimmen, daß die Republik nicht wahlverwandt mit den Trieben und den Sitten einer alten Gesellschaft von fünfunddreißig Millionen auf engem Gebiete ist. Ah! ich vergaß die Autorität Napoleons. Nun das Glück hatte ihn verlassen, sein Werk war gebrochen, er sah sich einsam, da entfuhr ihm aus Rache die Drohung, die Verwünschung, und er rief nach Europa hinüber: „„Du wirst republikanisch oder kosakisch!““ Es war ein Fluch, oder anders hat es keinen Sinn. Auch erinnere ich an Mirabeau, der in den letzten Jahren alles aufbot die Trümmer zusammenzutragen, die er vorher schlug. Als er seine Kraft gebrochen fühlte, rief er aus: „„Ich nehme das Leichentuch der Monarchie mit hinüber, und die Aufwiegler werden sich nun um die Lumpen zanken.““ Beide Genies lebten in dem kecken Wahn, daß ein Jahrhundert mit ihnen zur Grube fahre. Beide waren unter dem Gewicht der ungeheuren Verantwortlichkeit so geknickt, daß sie riefen: „„Die Obrigkeit ist vernichtet! Es giebt keine Gesellschaft mehr, die Aufrührer streiten sich um die Lumpen!““ Das ist das wahre Verständniß beider Worte. Ueber die Revisionsfrage will ich mich kurz fassen. Meine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Revision weicht von der Ansicht meiner Freunde ab. Mich erschreckt vielleicht zu sehr die Gefahr von 1852. Wenn wieder Millionen Stimmen Louis Napoleon Bonaparte die Präsidentschaft gegen die Verfassung antragen, dann, meine Herren, gebe ich alles verloren. Ich greife ihn nicht an, ich ehre seine Verdienste um die Ordnung. Wenn aber diese Wahl aus Muthlosigkeit auf den jetzigen Präsidenten verfassungswidrig nochmals fällt, so wird damit eine Person über die Verfassung gestellt. Was werden Sie dann thun? (Links: Uns widersetzen.) Widersetzen! Ich zweifle nicht. Aber hier in dieser Kammer, während einer Woche vielleicht, die ihnen der verfassungswidrig Erwählte noch gönnen wird. Sie werden den Kampf beginnen, und es giebt keine furchtbarere Gelegenheit: hier die Parlamentspartei, dort die Präsidentenpartei! Nein! wir wollen keinen Bürgerkrieg!“

Falloux hatte sich die Aufgabe gestellt, die materiellen Nachtheile der Revolution für Frankreich zu beweisen. „Sitzen wir so fest um antike oder moderne Staatsgebäude zu ersinnen? Gleiten wir nicht vielmehr immer abwärts auf geneigter Fläche. Im Jahr 1814 und 1815 hatte Paris eine Garnison von kaum redenswerther Ziffer. 1830 genügten 8 bis 10,000 Mann zu unserm Schutze, während die größten Dinge sich zutrugen. 1848 brauchten wir 40 bis 50,000 Mann und seit zwei Jahren 60 bis 80,000 Mann. Da haben Sie die Statistik unseres Abwärtsgleitens. 1814 wußte man weder von Republikanern noch Sozialisten, nach fünfzehn Jahren zeigten sich die Republikaner und konnten schon gezählt werden. 1848 bemächtigen sie sich des Staats, und hinter ihren Schultern gewahren wir schon die Sozialisten. 1830 genügte es eine Patrouille durch die Straßen zu schicken um die Klubs zu schließen. Die Saint-Simonisten hatten einen Zulauf Neugieriger, aber aus diesen Neugierigen wurden konservative Schriftsteller, brave Offiziere, brauchbare Beamte, tüchtige Deputirte. Jetzt heißt es schon dem Sozialismus gehöre die Zukunft Frankreichs! Darin fehlten alle Parteien, daß sie, zur Macht gelangt, die übrigen von der Regierung ausschlossen; 1830 sagten die Liberalen: wir werden schon fertig werden, fürchtet nichts von den Republikanern, wir halten sie im Zaum. Trotz ihrem Talent, Geschick und vielfacher Gunst des Schicksals sind sie unterlegen. Im Jahr 1848 kamen die Republikaner und sprachen: fürchtet nichts von den Sozialisten, wir werden regieren, wir allein. Man weiß, nach zwei, nein! nach drei Monaten waren die Republikaner verschwunden. Jetzt ist das sogenannte bonapartistische Zeitalter angebrochen, das Regiment eines Prinzen. Auch er sagt: fürchtet nichts, ich stehe für alles, ich brauche dazu weder Sozialisten, noch Republikaner, noch Liberale, noch Monarchisten. Der Bonapartismus in diesem Sinne wird nur den gänzlichen Verfall des Landes vollenden lassen. Darum muß man ohne Aufschub zu einem gründlichen Heilmittel greifen und bei der Revision sich für die republikanische oder monarchische Regierungsform erklären. Auch werfe man einmal einen Blick auf das übrige Europa. Frankreich hat ja immer mehr für das Draußen gelebt und sich nicht aus Egoismus (!) mit seinen innern Angelegenheiten beschäftigt. 1790 wurde Fürst Kaunitz von einer emigrirten Dame befragt, wie lange wohl die französische Republik dauern werde. „„Ach gnädige Frau,““ erwiderte er seufzend (er durfte ja darüber seufzen!) „„die französische Revolution wird lange dauern, vielleicht immer!““ Dieses „vielleicht“ haben wir es nicht zur Gewißheit gemacht? Die Revolution ist nicht mehr los zu werden, sie ist unausrottbar. Aber fragen Sie die Statistik, worin denn die vielgerühmten „„Errungenschaften von 1789““ bestehen? Frankreich hatte damals 27 und jetzt 35 Millionen Einwohner, England 14, jetzt 29. Preußen 6 und jetzt 16, Oesterreich 28, jetzt 38, Rußland 33, jetzt 70 Millionen. Rußland hat also um 37 Millionen, Frankreich um 8 Millionen Einwohner zugenommen.“ Den republikanischen Rednern Cavaignac, Michel (von Bourges) und Viktor Hugo schloß sich ein namhafter ehemaliger Orleanist an, Dufaure. Er würde der konstitutionellen Monarchie den Vorzug gegeben haben, wenn sie ihre Basis erweitert und gewissen Regierungskunststücken entsagt hätte, aber er habe den Auftrag seiner Wähler ernsthaft genommen und überlegt, wie er nach seinen schwachen Kräften unter der Republik von 1848 seinem Vaterland Ordnung, Sicherheit und Freiheit bewahren könne. Die Republik widerstrebe Frankreich? „Aber worin besteht denn die Republik? Im allgemeinen Stimmrecht und in dem Personenwechsel der vollziehenden Gewalt. Glauben Sie, daß Frankreich gesonnen ist wie Dänemark 1760 freiwillig abzudanken? Meine Mitbürger aller Klassen sind stolz darauf zur Wahl ihrer Vertreter zugelassen zu werden, und sie üben ihr Recht mit möglichster Sorgfalt bei den allgemeinen Wahlen. Aber freilich der Personenwechsel in der vollziehenden Gewalt! Es ist natürlich, daß ein Land, welches bisher nicht gewöhnt war einen König oder einen Präsidenten zu wählen,

darüber stutzig wird, daß es in zehn Monaten eine neue Wahl vornehmen soll. Man ängstigt sich, daß dieser Wechsel zu Aufregungen und Unordnungen führen könnte. Unter der Restauration erschrack man gleichfalls davor, daß alle drei oder fünf Jahre die gesetzgebende Gewalt erneuert werden sollte. Meine Herren, die Gewöhnung beruhigt alle Besorgnisse. Man versichert uns, nur unter der Monarchie gedeihe der Wohlstand, und das Land müsse allzuviel unter der Republik leiden. Aber Sie sehen ja, daß jetzt unter der Republik das Eigenthum gesichert, das Heiligthum der Familie geachtet, daß alle Gesetze vollzogen, die Richter mit gleichem Erfolg Recht sprechen, unsere Armee so stark ist wie früher und die Steuern richtig eingehen. Also! Aber wendet man ein: die Zukunft fehlt! Die Zukunft kann durch eins von beiden gesichert werden, durch die Monarchie oder die Republik. Durch die Monarchie! Also sagen Sie durch welche Art von Monarchie! Gehen Sie hin vor die Wahlversammlungen, verlangen Sie die wesentliche Revision, denn das ist die Monarchie! Wenn Sie aber die Frage so vor die Wahlversammlungen bringen, werden Sie in manchen Departements damit das Signal zum Bürgerkriege geben. Freilich so oft man die Republik mit der Zeit von 1793 vergleicht, oder sie als solidarisch mit ihr betrachtet, wird Frankreich immer Abneigung vor der Republik zeigen. (Sehr gut, sehr gut!) So lange wir aber beweisen, daß die jetzige Republik nichts gemein hat mit jener, wird das Land auch nicht davor sich sträuben. Das Land! Ja, wenn Sie in die bretonischen Kantone kommen, werden Sie freilich eine tiefe Anhänglichkeit an das Königthum finden. Sie ist fast Glaubenssache. In einigen Winkeln von Frankreich hat die Monarchie offenbar die Oberhand, im allgemeinen aber kann man sagen, daß nach den häufigen Wechseln der letzten sechszig Jahre Frankreich weder für die Monarchie noch für die Republik rechtes Zutrauen hat. Doch darf ich im Gegensatz zu vielfachen Befürchtungen behaupten, daß die republikanische Regierung nicht so leicht durch einen Staatsstreich zu stürzen sei. Auf einer Sendung, die Sie mir kürzlich anvertraut, habe ich einen guten Theil von Frankreich beobachten können, und gefunden, daß in sehr vielen Gegenden große Gleichgültigkeit, in andern Begeisterung für die Republik, in noch andern monarchische Ueberzeugungen vorwalten. Thun nur die Nationalversammlung und die vollziehende Gewalt ihre Pflicht, daß man ruhig unter einer tüchtigen Regierung leben kann, so wird man zufrieden sein, arbeiten und das Land wird gedeihen." Odilon Barrot beschloß die Diskussion mit einer mehr als zwei Stunden beanspruchenden Rede, nach der der Vorsitzende Dupin, obgleich noch viele Redner eingeschrieben waren, die Verhandlungen abbrach, damit einem Redner für die Revision der letzte Eindruck bleibe. Bei der Abstimmung erklärten sich für die Revision 446, dagegen 278 Mitglieder. Da 724 Mitglieder abstimmten, so war die erforderliche Dreiviertels-Majorität 543, und an dieser fehlten 97 Stimmen. Für die Revision stimmten: General Baraguey d'Hilliers, Baroche, die beiden Barrots, Berryer, Anton und Louis Lucian Bonaparte, Broglie, Coquerel, Drouyn de Lhuys, Dupin, Duvergier de Hauranne, Fallour, Leon Faucher, Achille Fould, die Generale Grammont und Hautpoul, Heekeren, Molé, Montalembert, Fürst von der Moskwa, Lucian Murat, Edgar Ney, General Oudinot, Passy, Persigny, Toqueville. Dagegen stimmten: die beiden Arago, Barthelemy, Saint Hilaire, General Bedeau, Napoleon und Peter Bonaparte, Cavaignac, Changarnier, Pascal Duprat, Jules Favre, Emil Girardin, Lamartine, Lamoriciere, Michel von Bourges, Larochejacquelein, Savoye, Viktor Hugo, Thiers. Die Abstimmung über den Revisionsantrag erhielt einen veränderten Charakter durch die darauf folgende Verhandlung über die Revisionspetitionen. Der Bericht des Petitionsausschusses, den Charras vortrug, war eine förmliche Prozeßschrift gegen die bonapartistische Verwaltung, für diese beleidigend im höchsten Grade, aber für ihre Feinde

mindestens eben so untröstlich, da sie hier die Beweise erhielten, wie außerordentlich die politische Macht jeder französischen Regierung kraft der großen Centralisation aller Behörden ist. Das Elysee hatte für die Revision alle seine Werkzeuge in Bewegung gesetzt, die Generale wie die Unteroffiziere, die Präfekten wie die Schullehrer, ja selbst die Flurschützen. Den einzelnen Gemeinden waren die Bittschriften gleich fertig zugegangen, Gensdarmen hatten sie umgetragen, und es war ein förmliches Spionirsystem organisirt worden, um die Personen zu ermitteln, die feindlich gestimmt wären. Mehrere Redner vermehrten die Korruptionsliste mit neuen Beispielen, die Minister wollten sich vertheidigen, allein die Versammlung hörte sie nicht und sprach mit 333 gegen 320 Stimmen ein Tadelsvotum aus in folgender Fassung: „Die Nationalversammlung beklagt, daß an vielen Orten die Verwaltung im Widerspruch mit ihrer Pflicht ihren Einfluß benutzt hat, um die Staatsbürger zum Petitioniren zu veranlassen."

Mit der Revisionsdebatte war die Versammlung bei der Zeit angelangt, in der sie sich gewöhnlich zu vertagen pflegte. Am 10. August 1851 trat sie ihre diesjährigen Ferien an, nachdem sie ihren bleibenden Ausschuß gewählt hatte. Eine gemeinschaftliche Verabredung der drei Parteien der Majorität hielt von dem Ausschuß alle reizbaren Elemente entfernt und besetzte denselben mit besonnenen Männern, die mit wenigen Ausnahmen nicht zu den hervorragenden Notabilitäten gehörten. Man wollte während der Ferien so viel als möglich ein gutes Einvernehmen zwischen der gesetzgebenden und der ausübenden Gewalt erzielen, wodurch keineswegs ausgeschlossen wurde, daß jede Partei sich die thätigste Bemühung für ihre Zwecke während der Mußezeit vornahm. Die Notabilitäten der Orleanisten und Legitimisten brachen nach den Hauptorten der Provinzen auf, deren Generalräthe am 25. August zusammentraten. Was mit diesen bezweckt wurde, nämlich neue Abstimmungen für Revision der Verfassung zu erlangen, wurde zwar erreicht, indessen ohne allen Nutzen. Im Gegentheil verfiel die Fusionspartei während dieser Ferienzeit durchaus, der letzte Schlag wurde ihr versetzt durch eine mißlungene Expedition der Legitimisten Berryer, St. Priest und Benoist d'Azy nach Claremont. Die Herzogin von Orleans ging auf Reisen, als sie die Nachricht von der Gesandtschaft der ältern Linie erhielt, die übrige Familie empfing die seltenen Gäste mit bloßen Höflichkeitsformen, und man trennte sich, ohne irgend etwas beschlossen zu haben. Nicht genug damit, daß die Fusion jetzt als gescheitert zu betrachten war, erklärte sich unter den Orleans selbst ein Zerwürfniß. Ungeduldig, aus dem schönen Frankreich verbannt zu sein, und den Rathschlägen des gewandten Thiers folgend, that der Prinz von Joinville die ersten Schritte, als Kandidat bei der Präsidentenwahl des Jahres 1852 zu konkurriren. Für die Erbansprüche der Familie Orleans war diese Kandidatur eine unangenehme Diversion, vorausgesetzt, daß sie aufrichtig gemeint war, wogegen bei der geraden volksthümlichen Persönlichkeit des Prinzen ein Zweifel kaum gestattet war. Den Republikanern konnte dieser Bewerber als hoffnungsvollster Konkurrent gegen L. Napoleon angenehmer sein, und in der That nahm der Theil der Partei, der vor den Monarchisten weniger Besorgnisse hegte als vor seinen rothen Bundesgenossen, eine neutrale Haltung an, die mit der Zeit in eine wärmere Theilnahme überging. Nicht auf dieser Seite allein war man um einen allen Erwartungen entsprechenden Kandidaten verlegen, alle Parteien befanden sich in derselben Verlegenheit. Es wurden der Bewerber so viele aufgestellt, daß diese Art von Anarchie die Sorge um die Zukunft beträchtlich vermehrte. Nennen wir nur die am meisten genannten Männer, die, welche sich auf einen Anhang verlassen konnten, so sehen wir als Kandidaten der Rechten Larochejaquelein, Berryer, Molé, Changarnier, als Kandidaten einer Mittelpartei wieder Changarnier, daneben Joinville und Thiers, endlich mit einem Uebergange nach links Lamoriciere oder Cavaignac, und noch weiter nach links Carnot und Ledru Rollin, denen die höchste Spitze des Bergs

noch zwei Arbeiter zugesellte. Der Bonapartismus konnte ruhig zusehen, wie diese Verwirrung sich gegen einander abmühte und abnutzte, seine Aktien stiegen auch ohne die geheime Thätigkeit seiner Parteigänger. Diese letztere richtete sich auf zwei Punkte, Bearbeitung der Massen und Gewinnung des Heeres. Die Truppen wurden so verlegt und mit Offizieren versehen, daß man die zuverlässigsten Regimenter bei der Hand hatte, den Massen versprach die elyseeische Presse die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts, und die Arbeiter von Paris speziell gewann die Polizei durch eine massenhafte Austreibung der fremden Arbeiter.

„Wozu sind Nationalversammlung und Verfassung nütze? Dazu, eine Anzahl Privilegirte zu schaffen, schlimmerer Art, als die alten Feudalbarone waren, nämlich parlamentarische Barone, von denen einige durch ihr Talent, die meisten durch die Intrigue im Besitze des Vorrechts sind, das Land zu beunruhigen, die Einstellung der Arbeit zu bewirken und diejenigen, die davon leben, auszuhungern, Koalitionen zu bilden und Ministerien in Bann zu thun, die Regierung herabzuwürdigen und zu ihrem persönlichen Vergnügen periodische Revolutionen hervorzubringen. Aber wie die Nacht des 4. August 1789 der ganzen Feudalherrlichkeit ein Ende gemacht hat, so wird auch der parlamentarischen Lehnsherrlichkeit ein 4. August kommen." Diese Worte Granier's aus Cassaignac sind eine der Drohungen, welche die halb offizielle Presse den zurückkehrenden Repräsentanten entgegenrief. Gleichzeitig erstand die angeblich aufgelöste Gesellschaft der Decembristen wieder aus ihrem Grabe, und ihr Stifter und Leiter Gallix veröffentlichte eine Ansprache, in der die „Getreuen" dem Präsidenten zuriefen: „Prinz! andere werden Ihnen vielleicht sagen, daß Sie, wenn Frankreich Sie wiederernennt, dies Votum, das sie ungesetzlich nennen, nicht annehmen dürfen; daß Sie die Konstitution beschworen haben und daß dieser Eid Sie verpflichtet abzutreten und sich zurückzuziehen. Dies ist nur ein Sophismus, weiter nichts! Die Konstitution bindet Sie, bis die Nation Sie entbindet, wenn die Mandatare, die sie gewählt hat, es nicht thun wollen. Ihr haben Sie den Eid geleistet, sie allein hat ihn empfangen. Sie hat folglich die Gewalt, Sie desselben zu entheben, und wenn sie die Fortsetzung ihrer Bemühungen für ihr Glück fordert, so dürfen Sie nicht zaudern ihr zu willfahren. Sie könnten nicht ohne Verbrechen gegen den Wunsch eines Landes taub bleiben, das Ihnen zuruft, daß Sie allein es retten können. Es ist nicht mehr die Zeit der Entsagung, es ist die der Hingebung! Sie haben gesagt: Frankreich wird in meinen Händen nicht zu Grunde gehen! Wir wissen es und Sie, Prinz, werden es nicht vergessen." Ehe die Repräsentanten eintrafen, bildete der Präsident ein neues Ministerium: Corbin, Justiz, der aber ablehnte und für den Daviel eintrat, Tourgot Auswärtiges, Charles Giraud Unterricht, Thorigny Inneres, Casabianca Handel, Locrosse öffentliche Arbeiten, Le Roi Saint Arnaud Krieg, Fortoul Marine, Blondel Finanzen, Maupas Polizeipräfektur. Dieses Ministerium sollte dazu bestimmt sein, das allgemeine Wahlrecht herzustellen, aber schon seine ersten Handlungen machten den Argwohn rege, daß mit den neuen Dienern ein Staatsstreich beabsichtigt werde. Diese Befürchtung erweckte vor allem die Ansprache des neuen Kriegsministers an das Heer, worin von Verfassung und Gesetz ganz Umgang genommen und die Armee als ein souveraines Rettungsmittel für die Gesellschaft hingestellt wurde. Mit athemloser Spannung erwartete man die Präsidentenbotschaft, über welche die Vertrauten ein solches Geheimniß bewahrten, daß sie den Parteiführern erst im Augenblicke ihres wirklichen Erscheinens bekannt wurde. Neben den gewöhnlichen Phrasen über Prosperität des Landes u. s. w. heben sich zwei Stellen hervor, die von der Demagogie und dem allgemeinen Wahlrecht sprachen. Das Land habe durch seine ruhige Haltung in die Regierung ein Vertrauen bewiesen, das dem Präsidenten kostbar sei. Durch diese Ruhe dürfe man sich nicht einschläfern lassen — eine große demagogische Verschwörung breite sich über ganz Europa aus; das Tollste, was die geheimen Gesellschaften in sich bergen, habe

sich, ohne weder über die Personen noch über die Dinge einig zu sein, auf das Jahr 1852 Rendez-vous gegeben, nicht um aufzubauen, sondern um umzustürzen. Um diese Gefahren zu besiegen, müsse man sie ohne Furcht und auch ohne Uebertreibung ins Auge fassen. Der Präsident beschwöre die Nationalversammlung, ihre Anstrengungen mit den seinigen zu vereinigen um dem Bösen selbst die Hoffnung eines nur augenblicklichen Erfolgs zu benehmen. Dazu sei es nöthig auf der einen Seite den legitimen Interessen ein Genüge zu thun, und alle Angriffe gegen die Religion, Moral und Gesellschaft energisch zu bekämpfen. Als Mittel bieten sich dar: Beförderung der Eisenbahnunternehmungen, öffentliche Bauten, Wohlthätigkeitsanstalten, die Wahlreform. Die Wahlreform sei nöthig angesichts des täglich wachsenden Mißbehagens, des Steigens der antisozialen Hoffnungen. „Darf man nun in Gegenwart des Deliriums der politischen Leidenschaften das einzige Prinzip, das uns die Vorsehung gegeben hat um uns zu vereinigen, das allgemeine Stimmrecht, noch länger erschüttert, in seiner Grundlage beschränkt lassen? Darf man einen Vorwand bestehen lassen um den Ursprung der kommenden neuen Staatsgewalten anzutasten? Ohne die Ordnungspolitik, die ich immer befolgt habe, zu verlassen, habe ich mich von einem Ministerium trennen müssen, das mein Vertrauen besaß, weil es diese Frage nicht beachtete wie ich. Nach ernsthafter Ueberlegung bin ich zu der Ansicht gekommen, daß das allgemeine Stimmrecht auf breitester Grundlage wiederhergestellt werden muß, indem vom Gesetz vom 31. Mai beibehalten wird, was auf die Ausschließung der unreinen und unwürdigen Elemente Bezug hat. Ich will meinen Antheil am Gesetz vom 31. Mai nicht leugnen, und ich nehme im Gegentheil die Ehre in Anspruch, mich demselben beigesellt zu haben. Ich erkenne sogar die heilsamen Wirkungen an, die es hervor gebracht hat. Allein jedermann muß jetzt anerkennen, es war ein politischer Akt und nicht ein eigentliches Wahlgesetz. Es hat sein Ziel überschritten. Niemand sah voraus, daß dadurch 3 Millionen Wähler, meistens friedliche Landbewohner, ausgeschlossen werden würden. Es ist daher für die anarchische Partei ein plausibler Vorwand anzuschüren, und bei den Wahlen auf mehreren Punkten des Gebiets auf einmal Unruhen zu erregen, die ohne Zweifel unterdrückt werden, uns aber in neue Verwicklungen stürzen würden. Ich habe immer gedacht, es würde ein Tag kommen, wo ich die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts vorschlagen würde. Wenn das Gesetz vom 31. Mai zur Wahl einer Nationalversammlung schon mangelhaft ist, so ist es dies noch mehr zur Wahl eines Präsidenten. Denn wenn eine dreijährige Ansässigkeit in der Gemeinde allenfalls nöthig sein kann, um sich über die Repräsentanten ein Urtheil zu bilden, so ist eine solche Dauer doch nicht nöthig um den Kandidaten zur Präsidentschaft zu würdigen. Ferner bedarf es nach der Verfassung wenigstens 2 Millionen Stimmen zur Gültigkeit der Wahl, widrigenfalls die Nationalversammlung den Präsidenten zu ernennen hat. Nach dem Willen der Konstituirenden sollte dies $^1/_5$ der abgegebenen Stimmen sein, welch Verhältniß durch das Gesetz vom 31. Mai ganz geändert wird. Die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts giebt sodann eine Aussicht die Verfassungsrevision zu erlangen; man wird zu den Gegnern derselben sagen: die Majorität, unterstützt durch 2 Millionen Petitionäre und die Generalräthe, will die Revision; habt ihr weniger Vertrauen in das Land als wir? Man wendet ein, mein Vorschlag sei vom persönlichen Interesse eingegeben. Mein Benehmen seit drei Jahren muß eine solche Behauptung zurückweisen. Ich thue nur mein mögliches, um eine gesetzliche, ordentliche, friedliche Lösung herbeizuführen, welches auch ihr Ausgang sei. Das allgemeine Stimmrecht wieder herzustellen, heißt dem Bürgerkrieg seine Fahne und der Opposition ihr letztes Argument nehmen, heißt das Land in den Stand setzen, sich Institutionen auf unbestreitbare Grundlage zu schaffen."

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. G. Gato in Meißen.

Frankreich seit dem Jahre 1849. Die Präsidentenbotschaft bot allen Parteien etwas, und der Eindruck im Lande war kein ungünstiger. Anders war die Aufnahme in der Nationalversammlung, deren Majorität sich bewußt war, daß sie in den Augen des souveränen und steuerpflichtigen Zuschauers der Ereignisse nicht mehr den Charakter einer lebendigen Macht trage, daß man ihr die Möglichkeit eines freien und festen Willens nicht mehr zutraue und sie eine bloße Vollzugsgewalt der vom Eysee ausgehenden Befehle nenne. Die Stützen, auf die im Fall eines Konflikts für die gesetzgebende Gewalt zu zählen war, durften nicht zu den zuverlässigsten gerechnet werden. Die Mittelklassen hatten die Neigung zur Opposition gegen die Gewalt verloren, seit sie inne geworden waren, daß ihre Unzufriedenheit mit Ludwig Philipp dem Siege der Republikaner vorgearbeitet habe, eine Unterstützung durch die Massen wurde sehr problematisch, da die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts einen alten Wunsch befriedigte, in allen einflußgebenden Verwaltungsstellen saßen Bonapartisten, das Heer war zu lange und zu systematisch bearbeitet worden, um nicht einen durch den Glanz eines geliebten Namens verstärkten Eindruck zu empfinden. Eine Aussöhnung mit dem Elysee lag außerhalb der Grenzen der Möglichkeit; die Majorität mußte im Interesse ihrer verschiedenen Präsidentschaftskandidaten auf ihrem Schlachtpferd: Festhalten an der Verfassung bleiben, Ludwig Bonaparte durfte in demselben Interesse die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts, die er seit anderthalb Jahren als eine letzte furchtbare Waffe in Bereitschaft hielt, nicht aufgeben. In den Sitzungen der parlamentarischen Vereine wie in den Konferenzen der Leiter beschloß man, die Lage nicht anzunehmen, welche die plötzliche Politikveränderung des Präsidenten der Majorität bereiten wollte, die gesetzliche Stellung zu behaupten, moralische Kraft zn entwickeln. Das allgemeine Stimmrecht sollte mithin zurückgewiesen werden, worauf man, falls dies unumgänglich sei, die parlamentarische Initiative zu benutzen und selbst die verhaßten Wahlbeschränkungen zu beseitigen sich vornahm. Ein fernerer Beschluß war der, den Präsidenten mit einer Drohung zu schrecken, zu welchem Behuf die drei Quästoren der Nationalversammlung Le Flo, Baze und Panat einen Vorschlag einbrachten, der in seiner ersten Auffassung auf Bildung einer parlamentarischen Armee gegen das Elysee hinauslief. Nicht lange blieb die Majorität in Erwartung, ob L. Bonaparte den hingeworfenen Handschuh aufnehmen werde. An einem verhängnißvollen Tage — am 9. Novbr., der dem republikanischen Kalendertage des 18. Brumaire entspricht, an dem Napoleon seinen berüchtigten Staatsstreich gegen die Volksvertretung ausführte — versammelte er an fünfhundert Offiziere der Pariser Besatzung und ließ diese eine Ansprache hören, die sein eigenes Recht so nachdrücklich hervorhob, wie sie die Verfassung und die Rechte der Majorität geringschätzend überging, und den Gehorsam des Heeres für sich forderte. Andere hätten den Soldaten früher gesagt: „Marschirt, wir folgen Euch;“ er werde ihnen zurufen: „Ich marschire, folgt mir.“ Einer solchen Sprache gegenüber, deren herausfordernder kaiserlicher Ton unmöglich zu überhören war, ließ die Majorität ihre vorgeschobenen Posten, die drei Quästoren, einen Schritt rückwärts thun und aus ihrem Antrage das entfernen, was er Anstößiges für das Elysee hatte. Die Bestimmung, wonach der Präsident der Nationalversammlung einen militärischen Befehlshaber einer Parlamentsarmee sollte ernennen dürfen, fiel hinweg, und der Vorschlag lautete nun: „Der Präsident der Nationalversammlung ist beauftragt, über die innere und äußere Sicherheit der Nationalversammlung zu wachen. Zu diesem Behuf hat er das Recht, die bewaffnete Macht und alle Militärbehörden, deren Mitwirkung er für nothwendig hält, aufzubieten. Seine Aufgebote können direkt an alle kommandirenden Offiziere oder Beamte gerichtet werden, welche bei Vermeidung

der gesetzlichen Strafen zu unmittelbarem Gehorsam verpflichtet sind." Als der frühere Antrag hatte das in der Botschaft angekündigte Wahlgesetz vor diesem Quästorenvorschlag den Vorrang. Dieses Wahlgesetz ließ die Beschränkungen des allgemeinen Stimmrechts bestehen, welche auf die Fernhaltung unsittlicher Elemente von der Stimmurne berechnet waren. Dem Volkswunsche kam es hauptsächlich darin entgegen, daß der Aufenthalt an einem bestimmten Orte als Bedingung der Ausübung des Wahlrechts auf eine sechsmonatliche Dauer herabgesetzt wurde. Die Form, wie man den elyseeischen Vorschlag zur Berathung zuließ, war eine neue Beleidigung für dessen Urheber. Denn nicht als eigentliches Gesetz, bei dem große Grundsätze zu erörtern seien, behandelte man denselben, sondern als Vorfrage eines Prinzips, das bei dem nächstens zu erledigenden Gemeindegesetze oder sonst wo zu entscheiden sein werde. Wenige Redner, und diese kaum gründlich, betheiligten sich an der Verhandlung, die nicht mehr als eine Sitzung hinnahm. (13. November.) Der erste Redner Larochejaquelein verrieth das Räthsel dieser Theilnahmlosigkeit durch die Mittheilung, daß man in den parlamentarischen Vereinen sich verabredet habe, einerseits jetzt für unbedingte Verwerfung der Regierungsmaßregeln zu stimmen, andererseits bei nächster Gelegenheit in der Wahlgesetzgebung umfassende Modifikationen zuzulassen. Der Redner der Majorität, Batismenil, ein alter Minister der Restauration, entwickelte den Plan, den der erste Redner angedeutet hatte. Nach ihm sprach der Minister Thorigny unbedeutend. Der vierte Redner, Michel von Bourges, den die Linke aufgestellt hatte, erregte anfangs Erstaunen durch Worte, die wie eine Anschlußerklärung an das Elysee klangen, schloß aber mit den Worten, die das entschiedenste Mißtrauen eingegeben hatte: „Ich höre oft sagen: diese Gesellschaft wird von der Armee gerettet werden. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber ich beklage mein Land, wenn es von der Armee gerettet wird, denn die Armee — das ist der Degen. Ist es ein Cromwell, so habt ihr einen Protektor; ist es ein Monk, so habt ihr Heinrich V.; ist es ein Napoleon Bonaparte, der Mann des achtzehnten Brumaire, so habt ihr das Kaiserreich; ist es Otho, Vitellius oder Galba, so habt ihr das sinkende Römerreich." Damit war die Debatte beendigt, denn der letzte Redner, der Justizminister Daviel, beschränkte sich auf die geschäftliche Behandlung der Frage. Die Abgeordneten stimmten ab, und der Vorschlag des Elysee fiel mit 353 gegen 347 Stimmen. Am Abend der Entscheidung entstand einer jener panischen Schrecken, welche großen Katastrophen zuweilen vorangehen; es war, als hörte man vorahnend ein Waffengeklirr der Truppenmassen, die L. Napoleon in und um Paris aufgehäuft hatte. Die Gerüchte von einem Staatsstreich nahmen eine so bestimmte Gestalt an, daß über hundert Repräsentanten noch spät in der Nacht in den Palast der Nationalversammlung eilten, damit die Gefahr sie auf ihren Posten finde. Die Nacht ging ruhig vorüber, Paris spottete über seine kriegerischen Abgeordneten, die sogar parlamentarische Patrullen durch die einsamen Straßen geschickt hatten, aber dieser Vorfall, den alle Welt komisch finden wollte, hatte doch seine ernsten Folgen. Die steigende Aufregung der letzten Tage wuchs bei vielen Repräsentanten zu einer wahren Angst, der ruhige kraftvolle Entschluß, den man sich Tags zuvor gelobt hatte, erschien jetzt wie ein Phantom, man wußte nicht recht, was man fürchtete, und um so mehr fürchtete man sich. Die Minorität wie die Majorität trug sich mit den schlimmsten Gerüchten, als die Stunde der Entscheidung über den Quästorenantrag schlug. Die Majorität legte dem neuerlichst geschlossenen Bündnisse des Elysee und der Linken die geheime Bedeutung unter, daß beide auf die Armee gestützt die Republik durch einen Staatsstreich retten wollten, die Linke ihrerseits hegte die Besorgniß, daß die Majorität, sobald sie ihre Parlamentsarmee erhalte, der Minorität mittelst eines Gewaltstreichs sich entledigen werde. Die am besten unterrichtet zu sein glaubten, wollten wissen, daß L. Bonaparte für den Fall der Annahme des Quästorenantrags zwei Dekrete unterzeichnet habe, die Nationalversammlung aufzulösen und

die Truppen zu seinem Schutz zu berufen. Andere hatten noch einen Zusatz, den nämlich, daß die Majorität diesen Plan kenne und ihrem General Changarnier den Befehl ertheilt habe, so wie L. Bonaparte das Signal gebe, einige verfassungstreue Bataillone aufzubieten und gegen das Elysee zu führen.

Mit dem Gedanken, daß man an diesem Tage vielleicht den Bürgerkrieg votire, begaben sich die Abgeordneten am 17. November in ihren Sitzungssaal. Die Erörterung des Quästorenvorschlags nahm den ruhigsten Anfang; die Vertheidiger wie die Gegner des Antrags entwickelten ihre Ansichten und Grundsätze. Man wolle, sagten die ersten, durch eine Form der einfachen Bestätigung des bestehenden Rechts der Nationalversammlung beseitigen, was als Symptom eines Streits zwischen beiden Staatsgewalten erscheine, und die Armee, deren Patriotismus über den Parteikämpfen stehe, in diese zu mischen drohe. Nein, antworteten die Gegner, die Gesetzgebung darf das Recht des direkten Truppenaufgebots nicht haben, das wäre ein Eingriff in die Befugnisse der gesetzgebenden Gewalt und ein verderblicher Mißbrauch aus militärischen Rücksichten. Bewegter wurde die Verhandlung mit der Rede des Quästors Le Flo, die dem Kern der Verhandlung näher rückte. Der General sprach: „Was wir, ich und meine Kollegen wollen, ist, daß in einem Nothfall, der keinen Verzug erträgt, die Nationalversammlung, eine souveräne Gewalt, die erste Gewalt im Staat, direkt, ohne Vermittlung eines Ministers, die zu ihrer Sicherheit nöthigen etlichen Bataillone aufbieten könne. Dieses Recht ist durch eure Gesetze allen Polizeikommissären der Republik, den Maires der kleinsten Dörfer bewilligt, und ihr solltet fürchten, es eurer Assemblée zu bewilligen! Wie! Ihr habt das unbestrittene Recht, in gewissen Fällen den Präsidenten der Republik zu ernennen, ihn in Anklagestand zu versetzen, in demselben Augenblick alle Civil- und Militärbeamten des ihm schuldigen Gehorsams zu entbinden, und ihr solltet nicht das Recht haben direkt ein Regiment aufzubieten, um eure Existenz zu sichern? In der That, wie ist jetzt die Lage der Armee? Ungewiß, schwankend zwischen den Bestimmungen des Artikels 32 der Verfassung, die nur ein Prinzip aufstellt, dessen Ausführung sie bei dem Zustand der Gesetzgebung nicht verstehen kann, und der Fundamentallehre des passiven Gehorsams, unzertrennlich von der Ehrfurcht vor den Gesetzen, sieht sie nicht klar wo ihre Pflichten sind, wo die Rechte der Versammlung stehen bleiben, wie ihre Ausübung ist, und die ehrenwerthen Männer dieser Armee beunruhigen sich, wünschen sehnlich, daß die Dunkelheit in ihrem Geist erleuchtet, diese Schwierigkeit gehoben werde. Dies ist nicht eine Annahme von mir, es ist eine Thatsache, die mir von Generalen und Corpschefs mitgetheilt worden ist, die ich nicht aufgesucht habe, die zu mir gekommen sind, und von denen die einen das Recht der Assemblée anerkannten, die andern es bestimmt verneinten, für welche alle aber dieser Vorschlag eine Wohlthat wäre, sofern er der Begriffsverwirrung ein Ende machen und die Linie der Pflicht deutlich festsetzen würde. (Rechts: Sehr gut!) Wie sollte diesen großen Prinzipien der Disciplin, der Einheit des Kommandos, des passiven Gehorsams Abbruch geschehen, weil neben der Autoriät des Präsidenten der Republik und über der Autorität des Kriegsministers und einiger Generale diese große Versammlung stünde in Bezug auf ihre Vertheidigung, die mit der Vertheidigung der Verfassung und des Landes zusammenfällt? Wen wird man glauben machen, daß der Präsident der Nationalversammlung die von dem Kriegsminister oder andern Generalen angeordneten allgemeinen Maßregeln zur bessern Unterkunft der Truppen, zu ihrer Unterweisung, zur Sicherheit unserer Städte und zur Vertheidigung unserer Grenzen unbesonnenerweise stören könnte? Diese Einwendungen sind nicht ernstlich gemacht, und ich könnte sagen, aber ich sage es nicht, sie verbergen andere Gedanken. Von zweien eins — entweder wird die vollziehende Gewalt mit der Assemblée einig sein, und dann habt ihr keinen Konflikt zu fürchten, oder es wird Uneinigkeit, Antagonismus zwischen den beiden Gewalten geben, und dann habt ihr wahrlich das Recht euch

vorzusehen, denn ihr werdet alles für eure Unabhängigkeit zu fürchten haben." (Lebhafter Eindruck.) Mit der Erklärung, wenn die Assemblée den Vorschlag zurückweise, so entwaffne sie sich selbst, gebe ihre Existenz dem Würfelspiele eines Handstreichs preis, die Quästoren aber würden jedenfalls das Bewußtsein in sich tragen, eine höchste Pflicht gegen die Versammlung und das Land erfüllt und sich von einer gefahrvollen Verantwortlichkeit frei gemacht zu haben, war der General von der Tribüne abgetreten. Eine längere Unterbrechung folgte, die Repräsentanten der verschiedenen Parteien standen in eifrigen Gesprächen in den Gängen zusammen, man merkte ihnen die Unschlüssigkeit, die Rathlosigkeit an. Als die Ruhe hergestellt war, zog Ferdinand de Lasteyrie, ein Freund Cavaignac's, einen von ihm gemachten Vermittlungsvorschlag zurück, an dessen Stelle nun einige der als Burggrafen bezeichneten Führer, Daru, Broglie, Montalembert, Passy und 21 Andere ein Amendement auf motivirte Tagesordnung setzten: „In Betracht, daß die Nationalversammlung durch die Verfassung die Mittel hat, für ihre Sicherheit zu sorgen, nimmt sie den Antrag nicht in Erwägung und geht zur Tagesordnung über." Nun erschienen die Redner des Bergs und der Linken auf der Rednerbühne, zum ersten Mal bei einer Prinzipfrage gespalten, Charras um für den Quästorenantrag, Cremieux und Michel von Bourges, um dagegen zu sprechen. Mit bittern Worten warfen die beiden letzten der Mehrheit vor, daß sie bis dahin mit dem Präsidenten im vollkommensten Einklang gewesen sei, so lange es sich darum gehandelt habe, dem Volk eine seiner Freiheiten nach der andern zu nehmen. Jetzt rege sich das böse Gewissen, aber die Linke, die nichts verbrochen, habe auch nichts zu fürchten. Cremieux war in der Reihe der drei republikanischen Redner der erste, mit Pathos rief er aus: „Ich sage euch, daß ich den unwandelbaren Grundsatz habe, von einem Mann, der seine Vollmachten überschreitet, nichts zu fürchten, schlechterdings nichts. Wie! Ihr solltet fürchten, daß Bonaparte, der vor drei Jahren zum Präsidenten der Republik genommen wurde bis zum nächsten Mai, heute kommen könnte, eure souveräne Autorität anzutasten, und eine treulose verrätherische Hand an euch zu legen; und die Nationalversammlung ist es, die sich von einem solchen Schrecken beschleichen läßt? Wißt ihr warum? Ich will es euch sagen: weil ihr hinter euch nicht die Stütze fühlt, die allein die Assemblée retten kann, die Stütze des Volks (Links: So ist es, sehr gut), das ist die Wahrheit der Lage. Ihr könnt diese Furcht haben, wir haben sie nicht, wir haben nicht die mindeste Angst vor ihm. (Links: Nein, nein!) Nicht, daß wir nicht vollkommen überzeugt wären, daß Herr Bonaparte, als er dieses Gesetz vorlegte, das euch so empfindlich betroffen hat, bloß einen populären Akt machen wollte, aber ihr mißtraut ihm, weil er sich populär machen will; wir sagen: thu es immerhin, wir nehmen deine That und fürchten deine Popularität nicht. (Beifall links. Ausrufe rechts. Stimme: Sie dutzen ihn. Links: Ja, man behandelt ihn als Bürger. Lachen.) Ich sehe keinen Grund, warum sich die Opposition dem Dekret, das ihr begehrt, anschließen sollte. Die Opposition findet, daß die Verfassung der Assemblée alle Kraft giebt, die sie braucht, aber sie fühlt auch, daß die Assemblée, die würdig ist, das Volk des allgemeinen Stimmrechts zu vertreten, daß die populäre, die republikanische Assemblée keine Garde um sich braucht, ihre Garde ist das Volk. (Links: Sehr gut! Sehr gut! Rechts: Und der 15. Mai?) Ja es war ein Tag der Trauer in den ersten Tagen unserer Republik, aber die Assemblée am Tage, nachdem die provisorische Regierung ihre Gewalt an sie abgegeben hatte, war gleichsam noch nicht konstituirt. (Präsidium: das war kein Grund sie anzugreifen.) Ihr habt also eine Thatsache, die ihr der neugebornen Republik vorwerfen könnt. Aber welche Angriffe habt ihr seit zwei Jahren dem Volk erspart, sowohl in den Journalen als in dem größten Theil der Gesetze, die dem Volk an seinen in die Verfassung geschriebenen Freiheiten Abbruch thun. (Rechts: welches Volk? Euer Volk!) Gebt dem Volk das allgemeine Wahlrecht zurück, und ihr werdet sehen,

daß ihr mit der Garde des Volks kein Dekret braucht." Ohne die Wirksamkeit dieser idealen Volksstütze zu untersuchen, erörterte Charras die Fragen des Prinzips und der Zeitgemäßheit, beide im Sinne des Quästorenantrags. Daß die Versammlung, der das französische Volk die Gesetzgebung übertragen habe, das Recht besitze, sich zu schützen, wie sie es für gut, nothwendig und unerläßlich halte, werde Niemand bestreiten, jetzt sei aber der Zeitpunkt gekommen, dieses Recht geltend zu machen, da der Kriegsminister dasselbe nicht anerkennen wolle. Durch seine logische unbefangene Rede hatte Charras das Bündniß der Linken mit dem Elysee sichtlich erschüttert, Michel von Bourges beeilte sich, den Eindruck zu schwächen. Auch er sagte, wo die Gefahr sei? „Es handelt sich von theoretischen Gefahren. Wißt ihr, wann ihr sie entdeckt habt? Am 4. November, als man vorschlug, das Maigesetz abzuschaffen. Da ist die Gefahr: die Gefahr ist, daß die Monarchie bedroht ist, daß die Republik anfängt, eingeweiht zu werden. (Lärmender Beifall links.) Ihr habt Furcht vor Napoleon Bonaparte, und ihr wollt euch durch die Armee retten. Die Armee gehört uns, und ich will sehen, ob, wenn die militärische Gewalt in eure Hände fiele, ihr nicht eine Wahl machtet, daß kein Soldat hierher käme für euch gegen das Volk. Nein, es ist keine Gefahr, und wenn eine Gefahr wäre, so giebt es eine unbesiegliche Schildwache für euch — diese Schildwache ist das Volk!" Ein neuer Beifallssturm erschütterte den Berg, schon war der Schluß der Debatte ausgesprochen, als Thiers auf das Andringen seiner Freunde noch einmal den Versuch machte, das Mißtrauen der Opposition zu beschwichtigen. Lange vermochte er sich kein Gehör zu verschaffen, dann, während er erörterte, hier sei eine für alle redlichen Parteien gleiche Prinzipienfrage in Berathung, beherrschte seine Stimme eine Zeit lang die Versammlung, aber kaum begann er den Koterien und den Leidenschaften die parlamentarische Pflicht entgegen zu halten, so hob der Lärm heftiger von neuem an. Die Unterbrechungen häuften sich, die äußerste Rechte wollte „den Sohn der Revolution" nicht als Sachwalter der Ordnung anerkennen, die Linke rief ihm zu, er sei ein Royalist, und von diesem Getöse von der Rednerbühne gedrängt, schloß Thiers mit den Worten: „Nennt mich einen Royalisten, aber das wird ein seltsames und für Frankreich lehrreiches Schauspiel sein — die Royalisten, welche die Unabhängigkeit und Sicherheit der Nationalversammlung vertheidigen, und die Republikaner, welche sie nicht reden lassen. Meine Kräfte erlauben mir nicht fortzufahren, aber ich bitte die Versammlung und das Land davon Akt zu nehmen, daß ich als Vertheidiger des großen Prinzips des direkten Aufgebots im Interesse der Unabhängigkeit der Nationalversammlung aufgetreten bin, und daß man mich nicht hat hören wollen." Nach der Rede von Thiers kam ein Augenblick, wo die Aufregung einen unbeschreiblichen Grad erreichte und wo es schien, daß der Quästorenantrag angenommen werden müsse. General Bedeau interpellirte den Kriegsminister, ob ein Dekret der verfassungsgebenden Versammlung, das dem Militär Gehorsam gegen die Weisungen der Nationalversammlung befahl, noch immer in den Kasernen angeschlagen sei. Statt zu antworten, wechselte der Kriegsminister mit dem Minister des Innern leise Worte, dann wollte der letztere sich erheben, aber nun kam aus allen Theilen des Saals der Ruf: „Der Kriegsminister!" und dieser erwiderte zögernd, das Dekret sei noch in einigen Kasernen angeschlagen gewesen, und er habe es abnehmen lassen. Mit diesen Worten war der Sturm da, alles tobte durch einander, von den Bänken der Linken rief man: „Die Stellung in Anklagestand, wir werden sie votiren!" Mit fluchtartiger Eile verließ der General die Rednerbühne und den Saal, um bei seinem Generalstab Schutz zu suchen, und inzwischen stimmte die Versammlung in stürmischer Aufregung ab. Der Antrag auf motivirte Tagesordnung wurde vergessen, Niemand rügte diesen Fehler, das Votum über den Quästorenantrag beschäftigte die Gemüther ausschließlich. Das Resultat war ein Beweis, daß die Linke ihrer Hingebung für das Elysee treu blieb, sie, die Bonapartisten und

zersprengte oder furchtsame Majoritätsmitglieder gaben den Ausschlag, daß der Antrag mit 408 gegen 300 Stimmen fiel. Alle Parteien waren bei dieser Abstimmung durch einander gewürfelt, auf der einen Seite stimmten 6 vom Berge, 34 Republikaner, 13 vom Tiers-Parti (Dufaure-Lamoriciere), 98 Orleanisten, 149 Legitimisten, auf der andern Seite 124 vom Berge, 80 Republikaner, 164 Konservative, versöhnliche Orleanisten oder legitimistische Dissidenten, 40 Elyseer.

War es nicht die Ohnmacht, ja das Chaos, die in dieser Abstimmung sich ankündigten? Es war kein Halt mehr in dieser Nationalversammlung, deren Majorität schon längst getrennt und zerklüftet war, deren Minorität nun auch in Folge eines schlauen Manövers des Präsidenten das Schauspiel innerer Zwietracht gab. Die Rollen waren vollständig vertauscht; wenn bei den frühern Parteikämpfen die alte Minorität sich gefragt hatte, ob sie in einer die Verfassung angreifenden Versammlung länger bleiben dürfe, so berieth jetzt die neue Minorität der 300, ob sie nicht aus einer die Vertheidigung der Verfassung aufgebenden Versammlung austreten müsse. Das Mißliche einer solchen Lage leuchtete Jedem ein, jedoch nicht einer wußte die glückliche Wendung anzugeben, mit der sich aus der verschobenen gebundenen Stellung heraus zu einem freien Gliederspiel, aus einem ungewissen, Jedermann täuschenden Terrain auf das offene weite Feld gelangen ließ. L. Bonaparte hatte keine geringe Meisterschaft in der Intrigue entwickelt, nicht gewöhnliche Künste — wer möchte ihn darum beneiden! — hatten dazu gehört, um die gesetzgebende Versammlung und die ergrautesten, in rühmlichen und unrühmlichen Parteispielen geübtesten Kämpfer darin dahin zu bringen, daß alle im Dunkel tappten, jeder dem andern mißtraute, das Bündniß mit dem Elysee von den Parteien in demselben Grade gesucht, als gefürchtet wurde. Besonders war die republikanische Partei in dem Falle, mit L. Bonaparte, dem sie bei dem bald zur Berathung gelangenden Gesetz über die Verantwortlichkeit des Präsidenten und der Minister das Bündniß kündigen wollte, doch in der Hauptfrage des Tags Hand in Hand gehen zu müssen. Der Kardinalpunkt des Tags, das allgemeine Stimmrecht, einigte die sonst als Gegensätze sich berührenden Bonapartisten und Republikaner, beide hatten den Entschluß gefaßt, bei der für die Stadt Paris ausgeschriebenen Ergänzungswahl keine Stimmen abzugeben, beide erklärten, daß eine Wahl nach einem Gesetz, welches von 328,000 Wählern 196,000 ihres Stimmrechts beraube, keine Wahl zu nennen sei.

Die langsame Bewegung, welche das Verantwortlichkeitsgesetz in den Stadien der Vorberathung annahm, war von ungünstiger Vorbedeutung für den Ernst der Majorität, die Exekutivgewalt bei dieser Gelegenheit scharf zu bekämpfen. Dieses Gesetz, die neueste Drohung der Versammlung gegen einen Staatsstreich, blieb in den Kommissionsberathungen stecken, und es war bereits gewiß, daß man die Dringlichkeitsfrage abwerfen und durch dreimalige Berathungen dem Elysee überflüssig Zeit lassen werde, sich gegen alle Eventualitäten in Bereitschaft zu setzen. Ja, es gab Anzeichen, daß das Gesetz gar nicht zur Berathung kommen, daß man statt seiner die Revisionsfrage einschieben werde, die mehr Gelegenheit einer Verständigung mit der Exekutivgewalt darbot. Bis darüber entschieden wurde, hatte die Versammlung eine Beschäftigung an dem Gemeinegesetz und einem Avignoner Eisenbahngesetz. Inzwischen steigerte die bonapartistische Presse ihre Angriffe auf die Versammlung mit der maßlosesten Frechheit, ohne daß diese Notiz davon nahm, wie ihr Ansehen planmäßig untergraben wurde, einen Fall ausgenommen, in dem der „Constitutionnel" eine solche Geringschätzung gegen die gesetzgebende Gewalt und die Gesetze selbst äußerte, daß man fast gezwungen war, von diesem Ausfall des Hofjournals Notiz zu nehmen. Am Ende eines Artikels voll Hohn und Schmähungen hatte der „Constitutionnel" gesagt: „Verblendet durch eure Leidenschaften, wie der Stier durch das rothe Tuch, werdet ihr mit gesenktem Kopf los rennen auf den ausgestreckten ruhigen Degen, der euch

erwartet." Die Tage waren vorüber, in denen die Versammlung einen Journalisten des Elysee wegen seiner Beleidigungen vor die Schranken rief und empfindlich strafte. Jetzt gab es eine Interpellation, eine heftige Szene, und das war alles. Wenn die Versammlung mit Angst die täglichen Beweisführungen der Regierungsjournale las, daß sie durch ihre Intriguen das öffentliche Vertrauen lähme, die Handelskrise verlängere, Frankreich am Rande des Abgrundes erhalte, so reichte eine Kleinigkeit hin, ihre Hoffnung wieder aufzurichten, so z. B., daß L. Bonaparte in einer Rede an die Industriellen das Wort „Republik", das bis jetzt seiner Zunge fremd gewesen war, ausgesprochen hatte. Also kein Staatsstreich! Aber in derselben Rede hatte der Präsident Anklagen nach rechts und links geschleudert, von demagogischen Ideen und monarchischen Hirngespinnsten (hallucinations monarchiques), von Männern gesprochen, welche, ehedem eifrige Verfechter der Prärogativen der königlichen Autorität, die Konventmänner spielten, um die aus dem allgemeinen Wahlrecht entsprungene Gewalt zu entwaffnen. In derselben Rede hatte der Präsident sich mit Frankreich, der Revolution, der regenerirten Gesellschaft identificirt, er hatte sich als den einzigen Schutz der Arbeit hingestellt und endlich gesagt: „Seien Sie unbesorgt wegen der Zukunft. Die Ruhe wird erhalten werden, was auch kommen mag. Eine Regierung, die sich auf die ganze Masse der Nation stützt, die keine andere Triebfeder als das öffentliche Wohl hat, und die dieser feurige Glaube beseelt, der auch sicher über einen Raum führen wird, wo keine gebahnte Straße ist, diese Regierung, sage ich, wird ihre Aufgabe zu erfüllen wissen, denn sie hat in sich das Recht, das vom Volk kommt, und die Kraft, die von Gott kommt." Paris beschäftigte sich mit der starken Vertheilung von Ehrenkreuzen an Industrielle, die der Präsident mit seiner Rede verbunden hatte, es hatte vollauf zu sprechen über die Ergänzungswahl, bei der die Soldaten mit den Republikanern sich des Stimmens enthielten, es hatte als willkommensten Stoff der Diskussion endlich eine große kalifornische Goldbarrenlotterie, deren Ziehung in diese Zeit verlegt wurde. Mit halbem Ohr hörte man, daß der Präsident sich über die Verfassung vom Jahre VIII Bericht erstatten lasse, mit halber Aufmerksamkeit sah man die bedeutsamsten Vorgänge, tägliche Heerschauen mit Vertheilung von Wein und Braten, Wechsel im Oberkommando der Pariser Nationalgarde, General Lawoestine für Perrot, Vieyra für Foltz, Versetzungen und Absetzungen von Präfekten, siebenzehn an einem Tage.

Das Geheimniß des Staatsstreichs, der sich vorbereitete, war streng bewahrt worden. Das unbestimmte Gefühl eines Ereignisses, einer Gefahr war in jeder Brust, von der Art, wie der Streich geführt werden würde, von Tag und Stunde hatte außer den Eingeweihten Niemand eine Ahnung. Die Nationalversammlung war in ihrer letzten Sitzung vom 1. Dezember wieder bei dem Gemeinegesetz und der Avignoner Eisenbahn, der Vorstand der Budgetkommission Passy machte Anzeige, daß die Regierung bei der Bank 25 Millionen Franken erhoben habe, unter den Berathungen wurde man durch militärisches Geräusch auf den Straßen gestört und schickte einen Beamten ab, der mit der Kunde beruhigte, es seien Abtheilungen von Uhlanen, die den Staffettendienst verrichteten. Am Abend war zahlreicher Empfang im Elysee, man sah viele Generale und höhere Offizirre, das diplomatische Korps hatte eine starke Vertretung geschickt. Um ein Uhr Morgens zerstreute sich die Gesellschaft, und es blieben nur die im Palast, die dort noch zu thun hatten. Die Truppen waren in den Kasernen konsignirt, in der Nacht kamen zu den Massen, die bereits in Paris waren, noch mehrere Regimenter, Fußvolk, Reiterei, Artillerie. Die Kommandos waren in den Händen der bewährtesten Generale. Der Kriegsminister Saint-Arnaud leitete alles, unter ihm befehligten die Divisionsgenerale Carrelet, Levasseur, Renault, Korte, die Brigadegenerale Reibell, Dulac, de Bourgon, de Cotte, Canrobert, Herbillon, Marulaz, Courtigis, Sauboul, Ripert, Farey, der Artilleriegeneral Hubert. In dieser Nacht bildete der Präsident sein neues Ministerium,

Morny (ein Halbbruder L. Bonapartes) Inneres, Fould Finanzen, Rouher Justiz, Magne öffentliche Arbeiten, Lacrosse Marine, Casabianca Handel, Saint-Arnaud Krieg, Fortoul Unterricht, Turgot Auswärtiges. Morny unterzeichnete die Proklamationen, die ein Ordonanzoffizier mit einer Abtheilung Guiden Morgens zwei Uhr in die Nationaldruckerei überbrachte. Der Direktor hatte die nöthigen Setzer und Drucker in Bereitschaft, je ein Guide stellte sich mit der Pistole in der Hand neben einen Setzerkasten, und die Arbeiter wurden noch mehrere Stunden in Haft gehalten, nachdem ihr Werk vollendet war. Um vier Uhr Morgens wurde der wichtigste Theil des Plans zur Ausführung gebracht. Die Truppen marschirten aus ihren Kasernen, umgaben den Palast Bourbon, wo der Sitzungssaal der Nationalversammlung war, und begleiteten die Polizeiagenten, einen jeden mit 600 Mann, zur Verhaftung von 60 Abgeordneten, worunter Changarnier, Cavaignac, Lamoriciere, Bedeau, Le Flo, Charras, Thiers. Man fand alle in ihren Betten, Widerstand wurde nicht geleistet.

Die durch den gleichmäßigen Schritt des Fußvolks, das Pferdegetrappel, das Rollen der Kanonen und Munitionskarren aus dem Schlafe geweckten Pariser lasen an den Mauern die offiziellen Ankündigungen des Staatsstreichs: ein kurzes Dekret, drei Proklamationen an das Volk, an die Einwohner von Paris, an die Armee. Das Dekret löste die Nationalversammlung auf, stellte das allgemeine Stimmrecht her, berief das französische Volk für den 14—21. Dezember in seine Wahlkomitien, erklärte den Belagerungszustand für den ersten Militärbezirk, wozu Paris und die 11 Departements von Centralfrankreich gehören, und hob den Staatsrath auf. In dem Aufruf an das Volk stellte sich L. Bonaparte als den Bevollmächtigten des Volks dar, und die sechs Millionen Wähler, die ihn zum Präsidenten gemacht, als eben so viele Protestanten gegen die Verfassung, die ausdrücklich darauf berechnet gewesen sei, seine Gewalt zu schwächen. Er, der Erkorene des Volks, habe die Herausforderungen, die Verleumdungen, die Beschimpfungen mit Ruhe getragen, aber jetzt, wo der Grundvertrag von denen selbst, die ihn ohne Unterlaß anriefen, nicht mehr geachtet werde, wo die Menschen, die schon zwei Monarchien zu Grunde gerichtet hätten, ihm die Hände binden wollten, damit sie die Republik stürzen könnten, jetzt sei es seine Pflicht, so treulose Pläne zu vereiteln, die Republik aufrecht zu erhalten und an den einzigen Souverain zu appelliren, den er anerkenne: an das Volk. Wolle das Volk den unglücklichen Zustand fortdauern lassen, so möge es einen Andern zum Präsidenten wählen, denn er wolle nicht länger an das Steuerruder geschmiedet das Schiff dem Abgrund zueilen sehen. Habe man Vertrauen zu ihm, so möge man ihm die Mittel geben, seine Sendung zu erfüllen.“ Diese Sendung besteht darin, die Epoche der Revolution durch Befriedigung der gerechten Bedürfnisse des Volks und durch Beschützung derselben gegen die Umsturzleidenschaften zu beschließen. Sie besteht besonders darin, Einrichtungen zu schaffen, welche die Menschen überdauern, und endlich Grundlagen zu bilden, auf die man etwas haltbares bauen kann. Ueberzeugt, daß die Wandelbarkeit der Regierung und das Uebergewicht einer einzigen Versammlung permanente Ursachen von Unruhe und Zwietracht sind, unterwerfe ich eurer Zustimmung die folgenden Grundlagen einer Verfassung, welche die Kammern später ausführen werden: 1) Ein verantwortliches Staatsoberhaupt, auf 10 Jahre ernannt. 2) Minister, die von der Exekutivgewalt allein abhängen. 3) Ein aus den ausgezeichnetsten Männern gebildeter Staatsrath, die Gesetze entwerfend und sie vor dem legislativen Körper diskutirend. 4) Ein legislativer Körper, die Gesetze diskutirend und votirend, durchs allgemeine Stimmrecht, aber ohne listenweises Scrutinium, das die Wahlen fälscht, ernannt. 5) Eine zweite Versammlung, aus allen Notabilitäten des Landes gebildet, als schiedsrichterliche Gewalt, die den Grundvertrag und die öffentlichen Freiheiten schützt. Dieses System, zu Anfang

des Jahrhunderts durch den ersten Konsul geschaffen, hat schon Frankreich Ruhe und Wohlfahrt gegeben, und würde sie ihm nochmals sichern. Dies ist meine tiefe Ueberzeugung. Wenn ihr sie theilt, so erklärt es durch eure Zustimmung. Wenn ihr im Gegentheil eine kraftlose, monarchische oder republikanische Regierung vorzieht, die irgend welcher Vergangenheit oder chimärischen Zukunft entnommen ist, so antwortet negativ." Die Proklamation an das Volk, vom Polizeipräfekten erlassen, enthielt nichts als einige Phrasen mehr, die entgegengesetzte Sprache führte der von L. Bonaparte selbst ausgehende Aufruf an das Heer. Dieses verletze, wenn es ihm gehorche, kein Gesetz, es halte vielmehr die Gesetze aufrecht, denn das erste aller Gesetze sei die Nationalsouveränetät, deren Repräsentant er sei. Die Versammlung sei feindlich gegen ihn aufgetreten, sie habe aufgehört zu existiren. Weiter rief die Proklamation die Rachegefühle des Heeres wach, das man 1830 und 1848 als besiegt behandelt, beschimpft, vernachlässigt habe, und das doch die Elite des Volks sei. L. Napoleon wolle, daß die Armee ihre Stimme wieder erheben solle, sie möge frei wie Bürger abstimmen, aber nicht vergessen, daß der passive Gehorsam gegen die Befehle des Chefs der Regierung die erste Pflicht des Soldaten, vom General bis zum Gemeinen sei.

Vom Morgen des 2. Dezembers an waren die Werkstätten geschlossen, die ganze Pariser Bevölkerung auf den Straßen. Feindliche Zurüstungen wurden nirgends sichtbar, man war überrascht, betäubt, und in den Klassen, welche die Kämpfer für die Barrikaden zu liefern pflegen, herrschte eine gewisse Schadenfreude über den Sturz der monarchischen Ränkeschmiede. Die Unterdrückung fast sämmtlicher nicht bonapartistischer Blätter, die Verhaftung der Repräsentanten regten nicht in dem Grade auf, um einen Kampf zu veranlassen. Um 9 Uhr Morgens verließ der Präsident das Elysee und musterte die längs den Kaien aufgestellten Truppen. Diese empfingen ihn mit Begeisterung, aus den Volkshaufen ertönten verschiedene Rufe, am häufigsten: „Es lebe die Republik, es lebe die Verfassung!" Eine Stunde früher hatten sich die eilig zusammenberufenen Repräsentanten vor dem Palast Bourbon gezeigt, den sie von Truppen umzingelt fanden. Einer kleinen Anzahl von Abgeordneten gelang es dennoch, in den Sitzungssaal zu dringen, bald erschien auch der Präsident **Dupin**, dem eine Abtheilung Soldaten auf dem Fuße folgte. Der sie befehligende Oberst hieß die Abgeordneten aus einander gehen, Dupin, mit der Schärpe umgethan, trat ihm entgegen. „Ich habe das Gefühl des Rechts und rede seine Sprache", sagte er. „Sie entwickeln hier den Apparat der Gewalt, ich kann mich Ihnen nicht widersetzen. Ich kann nur protestiren, und ich protestire im Namen der Assemblée gegen die Verletzung des Rechts und der Verfassung. Ich erkläre die verantwortlich, welche die Befehle gegeben, und die, welche sie ausführen." Mit diesem matten Protest trennte man sich, Dupin wurde von Soldaten nach Hause begleitet und dort zwei Tage lang bewacht. Die andern suchten zu ihren Amtsgenossen zu gelangen, die sich zuerst bei **Daru**, dann bei **Odilon Barrot** versammelt hatten. Von beiden Orten mit Gewalt vertrieben, begaben sie sich endlich in die Mairie des zehnten Arondissements, wo sie wenigstens so viel Zeit fanden, einen Beschluß zu fassen. Dieser Beschluß lautete: „Im Hinblick auf Art. 68 der Verfassung, welcher bestimmt: „„Der Präsident der Republik, die Minister rc. sind, jeder in dem was ihn betrifft, für alle Regierungshandlungen verantwortlich. Jede Maßregel, durch welche der Präsident der Republik die Nationalversammlung auflöst, vertagt oder in Ausübung ihres Mandats behindert, ist ein Verbrechen des Hochverraths, durch diese Thatsache allein ist der Präsident seiner Verrichtungen verlustig, die Bürger sind verbunden, ihm den Gehorsam zu verweigern."" In Betracht, daß die Nationalversammlung gewaltsam behindert ist, ihr Mandat zu erfüllen, verordnet sie: L. N. Bonaparte ist seiner Verrichtungen als Präsident verlustig, die vollziehende Gewalt geht von Rechtswegen in die Hände der Nationalversammlung über. Die Richter des hohen Staatsgerichtshofs sind verbunden, bei

Strafe der Pflichtverletzung, sich unverweilt zu versammeln, um über den Präsidenten und seine Mitschuldigen zu richten. In Folge dessen wird allen Beamten und Inhabern der öffentlichen Macht und Autorität eingeschärft jeder Requisition, die im Namen der Assemblée geschieht, bei Strafe der Pflichtvergessenheit und des Hochverraths zu gehorchen." Einzelne Abgeordneten redeten aus den Fenstern zum Volk, das sich auf der Straße ansammelte, aber gleich darauf erschienen Soldaten, schlossen die Fenster und führten die Abgeordneten, über 200 an der Zahl, zwischen zwei Reihen von Bajonnetten gleich Missethätern nach dem Kasernenhof des Kai d'Orsay und von da in verschiedene Gefängnisse. Die am Morgen verhafteten Repräsentanten hatte man theils nach dem Zellengefängnisse Mazas, theils nach Vincennes und die für die gefährlichsten geltenden nach Ham gebracht. Der Staatsgerichtshof, von dem man sich eines Anklagedekrets versah, der Kassationshof, der Staatsrath wurden im Laufe des Tags mit Anwendung militärischer Gewalt aufgelöst.

Die Pariser Bevölkerung hatte Zeit gehabt zur Besinnung zu kommen, neue Dekrete klärten sie vollens über die Situation auf. Die Armee, die Elite der Nation sollte zuerst über die Präsidentschaftsverlängerung abstimmen, das heißt sich dem Staatsstreich anschließen, dann das Volk, und zwar in namentlicher Abstimmung, so daß die beaufsichtigenden Beamten jeden „Feind der Ordnung" kennen lernten. Die Formel der Annahme sollte lauten: „Das französische Volk will die Aufrechthaltung der Autorität L. Bonaparte's und überträgt ihm die nöthigen Vollmachten, um auf den in seiner Proklamation vorgeschlagenen Grundlagen eine Verfassung zu machen." Diese Bekanntmachungen, die Namen der von L. Bonaparte in seine Konsulta berufenen Personen, endlich die Verhaftungen der Abgeordneten zerstörten den guten Eindruck, den die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts gemacht hatte. Abends bildeten sich an verschiedenen Punkten Zusammenrottungen, die noch ohne Blutvergießen aus einander getrieben wurden, am Morgen des 3. Dezembers hob der Kampf an. Aufrufe zu den Waffen, das Dekret der Abgeordneten auf der zehnten Maire wurden an die Mauern angeschlagen, Abgeordnete von der Bergpartei durchzogen die Vorstädte, die geheimen Gesellschaften regten sich, man baute Barrikaden, namentlich in der Nähe des Gefängnisses Mazas, wo der Abgeordnete Baudin erschossen wurde. Eine lebhafte Vertheidigung fand indessen nicht statt, gewöhnlich wurden die Barrikaden nach kurzem Widerstand verlassen, sei es nun, daß es den Kämpfern an Waffen fehlte, oder daß man die Taktik befolgte, die Truppen zu ermüden. Arbeiter sah man bei diesen Kämpfen sehr wenige, Nationalgardisten gar nicht; die kleinere Bürgerklasse zog vor, sich die Waffen von den Insurgenten nehmen zu lassen, statt selbst zu kämpfen. Am 4. Dezember bot Paris den Anblick eines Schlachtfeldes dar. Der Kampf entbrannte an vielen Punkten zugleich, namentlich in den bessern Stadttheilen, die aufregendsten Gerüchte waren verbreitet, daß Lyon sich gegen L. Bonaparte erklärt habe, daß die Departements einmüthig sich erhöben, daß Ledru-Rollin, Caussidiere, L. Blanc in Frankreich seien, u. s. w. Der Hauptschauplatz der Straßengefechte waren die Quartiere St. Denis, St. Martin und du Temple und die an diesen Stadttheilen vorüberführenden Boulevards bis zum Boulevard du Temple. Uebereinstimmende Angaben, die in solchen Fällen freilich nie verläßlich sind, geben die Anzahl aller Insurgenten auf 5000 an, die Zahl der fechtenden Truppen hat mindestens 50,000 betragen. Bei einem solchen Mißverhältniß der Zahlen war die Entscheidung voraus gegeben, wenn die Truppen nicht abfielen. Daran dachten diese aber so wenig, daß sie im Gegentheil mit der äußersten Erbitterung in den Kampf gingen: in den dichten Reihen rief man sich zu: „Rache für den Februar, keine Gnade!", wenn aus einem Hause ein Schuß fiel, feuerten die Soldaten aus Flinten und Kanonen nach allen Richtungen, schossen ganze Gebäude in Ruinen, oder drangen hinein, um alles was ihnen aufstieß nieder zu machen. Außer den Aufständischen,

die man entweder gleich oder auf der Ebene von Grenelle erschoß, wozu ein Befehl des Kriegsministers ermächtigte, fielen viele Neugierige, besonders auf den Boulevards, wo in dem Augenblicke, als das Feuern begann, Balkons und Fenster mit Menschen dicht besetzt waren. An diesem Tage sind Greuelszenen vorgefallen, durch welche die Armee den Beweis gegeben hat, daß sie ihre Kriegsschule in Afrika gegen Araber und Kabylen durchgemacht hat. Die Vorstädte St. Antoine und St. Marceau, das linke Seineufer hielten sich ruhig, doch nahm der Aufstand am Mittage einen solchen Charakter an, daß L. Bonaparte sein Dekret über die namentliche Abstimmung zurücknahm und geheime Abstimmung erlaubte. In der Nacht vom 4. auf den 5. Dezember wagte er sich zum ersten Male wieder auf die Straßen, von seinem Generalstab begleitet, unter einer starken Bedeckung von Lanciers. In derselben Nacht verließen die letzten Barrikadenkämpfer ihre Verschanzungen. Der Aufstand war beendet, man konnte seine Opfer zählen. Die offizielle Ziffer ist für die Truppen 1 Offizier, 25 Soldaten todt, 17 Offiziere, 184 Soldaten verwundet, für die Aufständischen 1100 Todte. In Paris herrschte Todtenstille, die Bevölkerung war wie betäubt über die ungeheure Entfaltung militärischer Mittel.

L. Bonaparte hat sein Spiel vorläufig gewonnen, der moderne 18. Brumaire ist nach dem Programm vollständig in Szene gegangen. Die Wahl des Tages — der 2. December ist der Jahrestag der Kaiserkrönung (1804) und der Schlacht von Austerlitz (1805) — der Mittel und Wege — Verfassungsbruch, Sprengung und Verhaftung der Abgeordneten, Deportation der Gegner — die Berufung an die Armee als die wahre Nation, selbst die Sprache, alles weist uns darauf hin, daß wir eine zweite Auflage des Kaiserreichs vor uns haben. Keine unglückliche Nachahmung, was das Geschick in der Ausführung betrifft, denn der Neffe hat seinen Staatsstreich tiefer ausgesonnen und kräftiger ausgeführt, als der Oheim den seinigen. Das neue Kaiserreich mit der säbelschwingenden Aera der Cäsaren ist fertig, wir werden es am Werke sehen. Der Anfang knüpft an das Ende an, was zwischen dem zweiten Pariser Frieden und dem 2. Dezember 1851 liegt, betrachtet der bonapartistische Legitimismus als nicht geschehen. Das Volk ist der souveräne Herr, Frankreich eine demokratische Republik, Ludwig Napoleon Bonaparte das Organ dieses Herrn, der erste Beamte, und in unruhigen gefahrvollen Zeiten, wie die unsrigen sind, der Diktator dieser Republik. Das wahre Volk sind die Landleute und die Handwerker in den Städten, über deren Wohl der Diktator wacht mit Unterstützung durch die Kräfte, die er aus ihnen zieht. Fast alle seit 1814 berühmt gewordenen Notabilitäten sind seine Feinde, die Namen der Restauration und des Julithrons verwirft er zugleich mit den Klassen, in denen sie ihren Ursprung genommen haben. Der große Grundbesitz, der große Handel, die zur Auszeichnung führenden freien Wissenschaften und Künste gelten ihm so wenig wie die Molé, Thiers, Odier, Odilon Barrot, die auf dieser Basis groß geworden sind. Mit ihm kehren die Söhne und Neffen der kaiserlichen Celebritäten zurück. In dem neuerschaffenen Staatsrath und der berathenden Kommission, die ihm zur Seite stehen, erblickt man, Kopf an Kopf, die alten korsischen und bonapartistischen Namen: Arighi, Caulaincourt, Cambaceres, Casabianca, de la Moskowa, Regnault de St. Jean d'Angely, Lebreton, Abatucci, Flahault, Excelmans, Lucian Murat, d'Albufera, Wagram, Hautpoul und viele andere. Unter diesen Auspicien tritt Frankreich in eine neue Epoche.

Wilhelm Bocquillon (Bocquillon-Wilhelm). Wie oft Männern, die sich unsterbliche Verdienste um die Menschheit, um ihr Vaterland erworben, die Anerkennung nicht wird, die sie verdienen, während andere Begünstigte um viel Geringerem willen hochgepriesen werden, das lehrt uns die Stille, mit der Bocquillon-Wilhelm's Wirken noch bis jetzt umgeben gewesen ist. Und wie Großes verdankt man ihm! Denn wenn auch die Begründung des Volksgesanges durch Einführung des Musikunterrichts in den Volksschulen Frankreichs

zunächst dem trefflichen Baron de Gerando zuzuschreiben ist, der die Idee zuerst anregte und betrieb, so ist die praktische und großartige Ausführung des Gedankens doch das Verdienst von zwei andern Männern, deren Bestrebungen und Erfolge für die Sache gleich groß waren, für sie selbst aber sehr verschieden ausfielen; denn während dem Einen seine Thätigkeit sehr bald eine ruhmvolle glänzende Stellung brachte, hatte der andere, weniger vom Glück begünstigt bei gleichem, wenn nicht größerem Verdienst bis fast in seine letzte Lebenszeit hinein mit Sorge, Kummer und Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Der Erste war Alexander Cheron, den die öffentliche Anerkennung nach seinem Tode († 1834 den 28. Jan. zu Paris) genugsam bekannt gemacht hat, der Andere ist Wilhelm Bocquillon, von dessen Lebenslauf und ausgezeichneter Wirksamkeit, obgleich sie bis in die neueste Zeit reicht, wenig, ja fast nichts ins größere Publikum gedrungen ist.

Wilhelm Louis Bocquillon ward am 18. Dezember 1781 zu Paris geboren und unter der Pflege seiner Mutter und Großmutter dort erzogen. Sein Vater war Kommandant der Citadelle zu Perpignan. Kaum 10 Jahr alt begleitete er diesen, der beim Ausbruch des Revolutionskrieges als Bataillonschef zur Armee ging, 1791 nach Holland ins Feld und ward einer Sapeur-Kompagnie einverleibt, deren Soldaten als Voltigeurs dienten und in welcher zwei Jahre darauf der Knabe zum Unteroffizier ernannt wurde. Bei Hürnes und Zürphen mußte er tüchtig ins Feuer; er selbst erzählt in einer kleinen Schrift mit gutem Humor, wie er Unbärtiger freilich etwas früh auf die Laufbahn der Tapfern gerathen sei und seine Heldenthaten fürs Vaterland vorzüglich in den Obstgärten der Feinde der Republik ausgeübt habe. Das Theater zog ihn an und er schlich sich hinein so oft und so gut es ging; die damals neuen Opern: „Lodoiska" und „Paul und Virginie" waren seine Wonne. Zu Amiens, in seinem ersten Feldzuge, geschah es, daß sein Vater sich durch unbesonnene Reden den Verdacht sogenannter ausbündiger Ohnehosen zuzog, die überall Aristokratismus zu wittern wähnten, und nach Arras in Verwahrsam gebracht ward. Der junge Wilhelm (ein Vorname, der später sein Familienname wurde) kam beim Repräsentanten Duquenoz um die Vergünstigung ein, seinen Vater im Gefängniß besuchen zu dürfen. „In Gottes Namen," erwiederte barsch der strenge Mann; „aber wenn du drin steckst magst du zusehen, wie du wieder heraus kommst." Er ging und blieb beim Vater. Eines Tages bricht Feuerlärm im Gefängniß aus und in der Verwirrung gelingt es mehreren Verhafteten zu entkommen. Der Knabe hatte, angeblich um die Stickluft zu reinigen, Harz verbrannt, wobei durch Unvorsichtigkeit das Strohlager Feuer gefangen und in hellen Flammen aufgelodert war. Sein Vater, der jedoch diese Gelegenheit zur Flucht nicht hatte benutzen wollen, sah sich bald darauf der ungerechten Haft enthoben. Im Juli 1795 durfte Bocquillon das Kriegshandwerk verlassen und in der Nationalschule zu Liancourt ein friedliches Studium beginnen. Der menschenfreundliche Herzog dieses Namens hatte dem Volksunterricht sein Schloß geöffnet, die vom Ritter Paulet begründeten Schulen von Vincennes und Popincourt waren dorthin verpflanzt und mit der Abtei St. Martin unter Leonhard Bourdon verschmolzen worden. Diese Gesammt-Anstalt, nunmehr der Leitung des ehrenwerthen Bürgers Pierre Crouzet anvertraut, war militärisch organisirt, nahm die Söhne gedienter Offiziere auf, zumal die Hinterlassenen der im Felde gebliebenen, und ward die Wiege des Prytaneums oder der nachmaligen Kriegsschule zu St. Cyr. In diese Schule also ward der junge Bocquillon gebracht. Von den damaligen Zuständen derselben hat er selbst in ergötzlicher Weise berichtet und erzählt, wie die dreihundert glücklichen Söhne des Vaterlandes vom Vaterlande im Winter zu leicht gekleidet, im Sommer durch Militärübungen angestrengt, zu jeder Jahreszeit aber schlecht gespeist, — ihre Muße- und Erholungszeit mit Anblasen der erstarrten Finger ausfüllten und mit Zusammenschnüren des Leibes, zur

Bändigung des rebellischen Magens. Während der vier Jahre seines dortigen Aufenthaltes lernte er neben den gewöhnlichen Schulgegenständen Mathematik und Befestigungskunst. Eine große Neigung zur Musik trieb ihn zum besondern Studium alles dessen, was in seinem Kreise auf diese Kunst Bezug hatte. Er gehörte zu den tüchtigsten und geachtetsten Zöglingen. Mit dem Musikunterricht aber war es so kläglich bestellt, daß der Lehrer Pater Guette, Tambour und Musikmeister der Schule, der miserabel Klarinette und Fagot blies und noch erbärmlicher Geige strich, statt zu lehren, von seinem Schüler Flöte blasen lernen mußte. Trotzdem wurden die Söhne des Vaterlandes fleißig angehalten, die von Gossec komponirte Hymne Crouzet's: „Dem höchsten Wesen Dank und Preis!“ zu singen, was denn auch, schlecht genug, geschah. In der Komposition hatte der Jüngling trotz mangelnder Anweisung schon vor zurückgelegtem 17. Jahre sich geübt, wie das aus einem vorhandenen Nachelied hervorgeht, das bei Gelgenheit des Gesandtenmordes zu Rastatt bei veranstaltetem Sühnfeste von der ganzen Schule wüthend gesungen ward. Die Ankunft des in der Musikliteratur bekannten Ginguené, der als Schul-Inspektor nach Liancourt zur Prüfung kam, entschied über Bocquillon's Schicksal. Ginguené erkannte, wie schon früher Crouzet, in ihm vorherrschende Anlage zur Musik und sandte ihn mit warmer Empfehlung dem Konservator-Direktor Gossec nach Paris. „Dieser junge Mann,“ so schrieb überdies Crouzet am 7. November 1799, „welchen treffliche Eigenschaften und gute Fortschritte in den Wissenschaften empfehlen, hat eine ganz besondere Vorliebe für Musik und seine Anlagen zu dieser Kunst entwickelten sich zu meiner Verwunderung ohne andere Hülfe als die des Naturdranges und einiger Bücher, die er in der hiesigen Schulbibliothek vorgefunden. So hat er es ohne Rath und Leitung dahin gebracht, Stücke zu setzen, in welchen, so mangelhaft sie auch sein mögen, nichtsdestoweniger ein entschiedener Beruf sich kund giebt, und jedenfalls der dem Talent eigene unwiderstehliche Drang des musikalischen Schaffens. So sei er Ihnen denn hiermit bestens empfohlen.“ — Solche Worte konnten nicht unbeachtet bleiben, und bewirkten dem Ueberbringer eine gute Aufnahme beim Direktor, der sich bald väterlich seiner annahm. Auch Mehul, Cherubini und Perne standen ihm gern berathend zur Seite. Als der neue Zögling des Konservatoriums, der militärischen Organisation der Vaterlandsschule gemäß, in diese zurück wandern mußte, um den Abiturietenrang zu erlangen, übersendete ihm Gossec regelmäßig seine Aufgaben nach Liancourt bis zum 19. Februar 1801, wo dann der Entlassene endlich nach Paris eilen durfte und zu seiner Ausbildung nunmehr wirklich in das Konservatorium eintrat. Mit raschem Erfolge beendete er hier seine Studien und ward 1802 bei Begründung des Prytaneums in St. Cyr, dessen Leitung der erste Konsul dem bewährten Crouzet anvertraute, diesem als Lehrer der Mathematik und Musik beigesellt.

Ein Kriegsgesang zur Landung in England, den er 1804 komponirte, ward an mehreren Orten und zuletzt auch auf der Bühne der großen Oper mit großem Beifall gesungen und erwarb ihm Ruf. Ein Besuch des Kaisers zu St. Cyr im Jahre 1806, an welchen der junge Komponist große Hoffnungen für seine Zukunft knüpfte, entsprach seinen Erwartungen nicht, und er beschloß, die Schule zu verlassen, in Paris sich anzusiedeln und ausschließlich seinem Berufe zu leben. Nicht ohne innern Kampf ward dieser Entschluß gefaßt, dem seine Eltern auch entgegen waren; denn die Kunst stand bei ihnen in nicht besonderer Achtung und mit schmerzlichem Widerwillen sahen sie den Sohn den nach ihrer Ansicht verkehrten Weg einschlagen. Aus den vorhandenen biographischen Notizen geht nicht hervor, ob die Eltern mit dem Sohne vollständig sich aussöhnten. Der Vater starb drei Monate später, die Mutter überlebte den Gatten um drei Jahre. In St. Cyr war Wilhelm mit seinem früheren Schulgenossen, dem poetisch begabten B. Antier zusammengetroffen und mit dem Dichter Lebrün, der für uns ein besonderes Interesse hat als Bearbeiter von Schillers Marie Stuart für die

französische Bühne, in einen Freundschaftsbund getreten. Beide sah er nach einigen Jahren in Paris wieder und in letzterem, damals seinem Schüler, fand er später einen eifrigen Beistand und Förderer. Auch hatte er das Glück, hier einen Mann kennen zu lernen und für sich zu gewinnen, der sich das größte Verdienst erwarb um den Volksunterricht in Frankreich und dessen belehrenden Winken vorzüglich er die Zweckmäßigkeit seiner Gesangsmethode verdankte und das Glück, das ihm durch die allgemeine Einführung derselben dreizehn Jahre später zu Theil wurde. Es war der bekannte Gelehrte Jomard; dieser war es auch, der ihm, bald nach seiner etwas trostlosen Niederlassung in Paris, eine ihm zusagende und einträgliche Beschäftigung im Ministerium der innern Angelegenheiten verschaffte, die einer festen Anstellung gleich kam, die Mitwirkung nämlich an der Veröffentlichung der Arbeiten der egyptischen Expedition, die der Kaiser auf Staatskosten zu veranstalten befohlen hatte. Um diese Zeit knüpfte sich auch ein enges Freundschaftsverhältniß zwischen ihm und einem andern nachmals berühmt gewordenen Manne, dem Volksdichter Beranger, der nicht minder großen Einfluß auf sein Leben übte. Als im Juli 1819 die Frage des Schulgesanges erörtert wurde und de Gerando, der Anreger dieses wichtigen Gegenstandes, aus einer, Behufs dieser Angelegenheit angesetzten Kommission trat, führte ihm der Zufall Beranger über den Weg. „Wir sind darüber einig", sprach jener, „die Musik in die Schulen einzuführen, noch fehlt uns aber der Mann dazu!" „Und ich hab' ihn!" versetzte Beranger freudig und hinterbrachte dem Freunde den Vorfall. So hatte Wilhelm durch seinen rechtschaffenen Charakter, durch die Liebenswürdigkeit seines wohlwollenden Gemüths bei anspruchslosester Bescheidenheit seine Freunde eingenommen, daß Alle ohne Ausnahme sich bestrebten, ihm Gutes zu thun, ihm förderlich und nützlich zu sein, wo sie konnten. Das Leben in Paris ist, auch bei sparsamstem Haushalte und bescheidensten Ansprüchen, kostspielig genug, ohne seine Anstellung hätte Wilhelm nicht bestehen können. Wie dankbar mußte er nicht seinen Versorger sein! Neben seinen Berufsarbeiten, wußte er überdies auch noch Zeit zur Beschäftigung mit Musik zu erübrigen, und selbst bei jenen ging er in musikalischer Hinsicht nicht leer aus. So kamen ihm unter dem Material, das er mit andern zu bearbeiten hatte, die von Jomard, und dessen Reisegefährten am Nil und in der Wüste aufgezeichneten arabischen Melodien zu Händen, die Bemerkungen darüber von den Sammlern, die Zeichnungen orientalischer Instrumente, die anziehenden Untersuchungen Villoteau's über die Tonkunst der Morgenländer und insbesondere der Egypter. Villoteaus scharfsinnige Ideen über Analogie der Musik und Sprache sagten ihm zu und er fühlte sich, abgesehen von allem musikalischen Interesse schon dadurch glücklich, daß er, wenn auch mittelbar bei Vollendung eines Werkes betheiligt war, welches ein Nationaldenkmal zu werden versprach und das Andenken an den berühmten Feldzug verewigen sollte. Bei solcher Beschäftigung vergingen 5—6 Jahre, die eben auch für seinen künstlerischen Ruf nicht verloren waren. In dieser Zeit nämlich entstanden auf Worte Berangers, auch Parny's, Carl Molo's und anderer geistreicher Männer, die er kennen lernte, viele kleine Kompositionen, deren mehrere, wie: „Maria Stuart", „die Marketenderin", „die gute Alte", Volkseigenthum wurden. Im Jahre 1810 ward er zum Professor der Musik im Lyceum Napoleon (Kollege Henrich IV.) ernannt, und hatte hier im Klavierspiel und in der Harmonie zu unterrichten. Schon um diese Zeit trug er sich mit der Idee des gleichzeitigen Unterrichts, den er bereits versuchsweise in einer Mädchenschule zur Anwendung brachte. Die Uebersiedelung der Bell-Lancaster'schen Schule nach Paris 1815 durch seinen Freund und Gönner Jomard, ein für ihn anziehender und oft wiederkehrender Gegenstand der Besprechung, regte den Wunsch bei ihm an, die neue Lehrweise kennen zu lernen. Er besuchte mit dem Freunde die Mutterschule und wohnte dem Unterrichte bei. Ein überraschendes Schauspiel war ihm der Anblick von 300 Kindern, die in verschiedenen Gruppen um Wandtafeln

versammelt, welche die Lehrbücher ersetzten, von ihren Mitschülern, ohne unmittelbare Einwirkung des leitenden Lehrers unterrichtet wurden und den empfangenen Unterricht weiter ertheilten, alles nach bestimmten Zeichen verrichtend, und deren stete Bewegung in größter Ordnung und Ruhe mit der Emsigkeit eines arbeitenden Bienenschwarmes im Korbe zu vergleichen war. Dies Erlebniß und die Wahrnehmung einer entfernten Verwandtschaft zwischen dieser Weise und seinen eignen Versuchen brachten ihn auf den Gedanken den musikalischen Lehrstoff diesem Lehrgange anzumessen. Er stellte einen ersten Versuch bei sich zu Hause an und bestrebte sich, seine Ideen in einer größern Privatschule durchzuführen. Diese Anfänge vom Jahre 1818 fielen befriedigend aus. Nun trat der Zeitpunkt ein, wo de Gerando im Schulrathe des Seine-Departements auf die Aufnahme der Musik in den Unterrichtsstoff der niedern Elementarschulen antrug. Dazu kam die oben erwähnte Mittheilung Beranger's, und nach einer bewegten durchwachten Nacht, in der er seine bisherigen Ideen und Versuche zu ordnen, zu schematisiren und ins Kurze zu fassen sich bestrebte, begab er sich Tags nach jenem Vorfalle zu Jomard, dem der Schulverein die Prüfung der musikalischen Lehrbücher übertragen hatte, und legte ihm eine synoptische Tafel der folgemäßigen und gleichzeitigen Arbeit oder Beschäftigung der acht Klassen vor, deren Eintheilung und Stufengang seiner Methode zum Grunde lag. Er wies auf die kurzen Andeutungen und Ueberschriften in den Kolumnenabtheilungen mit der Frage: „Bin ich auf dem rechten Wege?" „Allerdings," war die Antwort, „vorausgesetzt, daß die Ausführung, also die Erfahrung den Plan praktisch bestätige. Wenn Ihre Schule diese Tafel in Noten und Töne übertragen und das Manitorensystem dabei seine Anwendung findet, wenn die verschiedenen Schülergruppen nach einander oder neben einander ihre verschiedenen Aufgaben absingen und zu gleicher Zeit rhythmisches Notenlesen ohne Intonation stattfindet und endlich die gesprochenen Notendiktate sofort ein-, zwei- und dreistimmig gesungen werden, so ist die Sache in Ordnung." Nun wurde ihm auf Verwendung seiner Freunde vom Präfekten, dem Graf Chabrol, einem thätigen Beförderer des Volksunterrichts, eine Stadtschule zu ferneren Versuchen und zur praktischen Durchführung seiner Idee angewiesen. Hier nun konnten die anfangs noch unsichern Ansichten eine größere Bestimmtheit erlangen und in ihren mangelhaften Theilen berichtigt werden. Die schwankende Methode gewann in der Praxis größere Klarheit und Festigkeit, und die Erfahrung brachte sie endlich durch allmälige Ausbildung auf eine Stufe der Zweckmäßigkeit, die den Forderungen des gegenseitigen Unterrichts, welchem sie sich anzuschmiegen hatte, völlig entsprach und deren Anwendbarkeit in öffentlichen Schulen genügend darthat. In diesem Sinne berichtete die zur Prüfung dieses Gegenstandes ernannte Kommission, nachdem Kinder und Erwachsene zur größten Ueberraschung derselben das Erlernte nach Wilhelms eigenhändigen, mühsam angelernten Wandtafeln bethätigt, und ohne Hülfe und Stütze eines begleitenden Instruments mehrstimmige Gesänge mit großem Geschick und schöner Wirkung vorgetragen hatten. Nun wurde dem thätigen Manne die zahlreich besetzte Mutterschule selbst zu einem letzten Versuch im Großen eröffnet, wo er täglich eine Unterrichtsstunde unentgeldlich zu geben hatte. Der Cursus begann am 8. September 1819 und fiel nach Jahresfrist so befriedigend aus, daß auf einen zweiten am 29. März 1820 eingereichten Bericht die Methode für die Schule beibehalten wurde und der Lehrer mit einem vom 1. Januar 1821 an laufenden Gehalt von 1500 Franken als solcher seine Bestallung erhielt. Dieser Zeitpunkt bildet den eigentlichen Anfang des musikalischen Schulunterrichts und des Volksgesanges in Frankreich. Wilhelms Bemühungen wurden 1821 durch Ertheilung der silbernen und bald darauf der großen goldenen Verdienstmedaille von Seiten der schulbefördernden Gesellschaft belohnt. — 1826 gab er das Lehramt in seiner Spezialschule an seinen jungen, aber höchst tüchtigen Zögling Joseph Hubert, seinen spätern Nachfolger, ab und übernahm die Leitung des Musik-

unterrichts in sämmtlichen von der Gesellschaft gestifteten Freischulen. Im Oktober 1833 gründete er den Orpheus, Verein für Schulkinder und Handwerker, 1835 ward er mit einem Gehalte von 6000 Franken zum General-Inspektor des Gesangsunterrichts in den Pariser Stadtschulen und zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Von der Motivirung der ersten Ernennung hatte der Dichter Lebrün Herrn Guizot, damals Minister des öffentlichen Unterrichts eine Abschrift zugesandt mit der einfachen Bemerkung am Rande: „Der Mann, über dessen Wirken ein solcher Bericht im Stadtrathe vorliegt, ist noch nicht dekorirt", und es erfolgte die Auszeichnung unverzüglich. Im Jahre 1829 wurde ihm ferner das Inspektorat bei den Universitätsschulen und 1840 dasselbe bei der Normalschule zu Versailles übertragen. Solch erfreulicher Erfolg, solche Anerkennung und Würdigung seiner Bestrebungen, das Aufblühen der Handwerker-Vereine, das Bewußtsein einer wohlthätigen Wirksamkeit, einer großartigen Schöpfung zur Veredlung und Sittigung des Volkes, beglückte ihn und machte ihm seinen Wirkungskreis mit jedem Tage lieber; aber solche Thätigkeit wirkte auf seine Gesundheit nachtheilig und verderblich. Die unaufhörliche aufreibende Anstrengung hatte seine Kräfte erschöpft, er bedurfte der Erholung. Er sehnte sich nach Ruhe in erquickender Landluft an stillem Ort und bezog eine kleine Sommerwohnung in dem nahe gelegenen Passy, die jedoch nach einiger Zeit mit einer andern in Chaillot vertauscht wurde, in der Nähe der Elisäischen Felder. Es war in den ersten Monaten des Jahres 1842. Hier traf ihn eine Nachricht, die seinem Herzen einen empfindlichen Schlag versetzte: der Tod seines Lehrers und Freundes Cherubini. Er war mit den Vorbereitungen zur nächsten Orpheons-Versammlung beschäftigt, die im Mai stattfinden sollte. Nachdem das erste schmerzliche Gefühl gemildert, war sein erster Gedanke, dem Dahingeschiedenen eine Todtenfeier zu veranstalten, und bei einer Versammlung seiner Hülfslehrer in seiner Wohnung zur Besprechung der Orpheonsangelegenheiten forderte er sie auf zum Einstudiren eines zu diesem Zweck von ihm angefertigten Requiems. Dies geschah am 6. April, 3 Wochen etwa nach des Meisters Tode. Wenige Tage darauf fühlte sich Wilhelm ernstlich unwohl, und sein Leiden artete rasch in eine Brustentzündung aus, die ihn zwang, seine Vorkehrungen zum bevorstehenden Orpheonsfeste aufzugeben. Am 19. legte er sich nieder, um nicht wieder aufzustehen. Die geistige Aufregung verschlimmerte den physischen Zustand, brachte Fieber und Phantasiren, am 26., Abends 6 Uhr war er entschlummert. Das zahlreiche Geleite, das ihn zu Grabe begleitete, war der Dank des Volks für seine Wohlthaten. Es war ein unübersehbarer Zug, den die Kinder der Armenschulen, die Brüder der christlichen Lehre an der Spitze ihrer Freischulen, die Handwerker und Arbeiter bildeten.

Wilhelm hatte im Jahre 1810 geheirathet, und hinterließ einen Sohn, Alexis, der sich nach dem vom Vater angenommenen Namen nennt, so daß der ursprüngliche Familienname Bocquillon nunmehr fast ganz verschwunden ist, Den ehrlichen deutschen Vornamen Wilhelm, der durch Auslassung eines Mitlautes dem Sprachgenie seiner Landsleute nur bequemer und mundgerecht gemacht werden sollte, hatte der Verstorbene schon früh in Erwägung des von ihm als wahr erfundenen Spruchs sich beigelegt, daß kein Prophet in seinem Lande gilt. Außer seiner Methode, den dazu gehörigen Wandtafeln nebst Leitfaden für Lehrer, sind von ihm verschiedene Aufsätze musikalischen Inhalts erschienen; außer vielen Chorgesängen in den 8 Bänden der Orpheonsammlung, außer den veröffentlichten Hymnen, Liedern und Romanzen, hat er mehre Werke in Manuskript hinterlassen, auch rührt von ihm die Einrichtung des Pariser reformirten Gesangbuches her. Sein Andenken kann nicht verlöschen!

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von X. C. Cato in Meißen.

Imam Schamyl. Der Aul Himry im Gebiete der Koissubulinen ist die Geburtsstätte des Mannes, der seit siebenzehn Jahren den Russen die Herrschaft über das kaukasische Gebirg streitig macht, an der Spitze eines Haufens bunt zusammengewürfelter Krieger eine ungeheure Uebermacht im Schach hält, im Laufe der Jahre seine Macht und sein Ansehn stets zu erweitern gewußt hat und aus jeder Schlacht furchtbarer hervorgeht. Das Geburtsjahr Schamyl's ist 1797, er ist tartarischen Stammes, von gewöhnlicher Herkunft. Sein Geburtsland, das nördliche Daghestan, hat sich lange den Russen unterworfen, der mächtigste Häuptling ist der Schamhal (Fürst) von Tarko, der auch als Generallieutenant in russischen Diensten steht. Die Greise von Himry erinnern sich noch jetzt seines verschlossenen Wesens und unbeugsamen Sinnes, seiner Wißbegierde und Herrschsucht, wodurch er sich von allen andern Knaben auffallend unterschied. Von Natur schwächlich und zart, härtete er seinen Körper durch die anstrengendsten Leibesübungen ab. Trug bei den Schießen oder Wettrennen ein anderer Jüngling den Preis davon, so verzerrte sich sein Gesicht krampfhaft, und es vergingen oft Wochen, ehe er sich wieder öffentlich sehen ließ. Sein Erholungsort war eine öde, wie verbrannte Fläche, die über Himry im höchsten Gebirg zwischen wunderlich ausgezackten Felsen liegt, einen ergreifenden Kontrast mit dem ringsum grünenden Urwald bildend. Die Sage hat sich dieser Stelle bemächtigt, die Einwohner erzählen sich von Zusammenkünften der Geister, von Flammen, die Nachts hoch über die Felsen emporlodern. An diesem Orte, den Jedermann nach Sonnenuntergang meidet, pflegte Schamyl bis tief in die Nacht zu verweilen und seinen Träumen nachzuhängen. In einer Nacht wurde er auf dem Heimwege von Knaben überfallen, die er durch seinen Stolz beleidigt hatte, und schwer verwundet. Von dem Blutverlust ermattet, kam er nach Hause, verband sich sebst, ließ sich von einem alten Weibe heilende Kräuter holen und stellte sich in einigen Wochen langsam her. Niemand als sein Lehrer erfuhr durch ihn den wahren Grund seiner Krankheit, es würde seinen Stolz zu tief gedemüthigt haben, wenn er hätte eingestehen müssen, daß er besiegt worden wäre. Diesem Lehrer, dem Mullah Dshelal-Eddin, der noch jetzt in hohem Alter lebt und von Schamyl mit rührender Ehrerbietung behandelt wird, verdankt er die Kenntnisse, die er in seiner spätern Zeit so glänzend entfaltet hat. Nach den russischen Berichten ist er allerdings ein ungeschulter, selbst ein talentloser Mann, diese Darstellungen sind indessen falsch. Er hat strenge Studien der arabischen Grammatik und Philosophie gemacht, das System, nach welchem er seine Anhänger gebildet hat, beruht auf einer wissenschaftlich-religiösen Grundlage. Man muß dieses System kennen, um die Kämpfe im Kaukasus richtig beurtheilen zu können. Ohne diese Kenntniß sieht man nur die rohen Kraftäußerungen, aber nicht das sittliche Prinzip, welches die Triebkraft ist und zugleich das Bindemittel für die früher zersplitterten Stämme des Gebirgs abgiebt. Das System ist eine zeitgemäße Wiederbelebung und praktische Anwendung der alten Doktrin der Sufis aus dem neunten und zehnten Jahrhundert. Nach der Lehre der Sufis hat der Mensch vier Stufen zu erklimmen, wenn er zu irdischer und himmlischer Glückseligkeit gelangen will.*) Wie die Erkenntniß und Heiligung des Menschen wächst, gelangt er auf eine höhere Stufe, die Stufen selbst sind folgende: 1) Die unterste Stufe erreicht, wer das äußerliche Gesetz der Gläubigen (Scharyat) befolgt und die

*) Das Nähere lese man nach in dem gediegenen, 1849 in zweiter Auflage erschienenen Werke von Friedrich Bodenstedt: Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe mit den Russen, S. 325 fgg. der zweiten Auflage. Die ältere Sufilehre stellt ein berühmtes Werk dar: Tholuck, Ssufismus Persarum.

Vorschriften desselben über Gebet, Fasten, Wallfahrten, Armensteuer, Reinigungen, Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe u. s. w. gewissenhaft befolgt. 2) Die zweite Stufe ist schon ein Pfad zur Vollkommenheit (Tarykal) und besteht darin, daß der Mensch, im Gegensatz zur Beobachtung der äußeren Ceremonie, durch geistige Kraft und Tugend zur innerlichen Gottesverehrung sich erhebt. 3) Steigert sich diese geistige Kraft durch fortgehende Versenkung in die Natur und unmittelbare Erkenntniß, zu des Wesens der Dinge zu übernatürlicher Erkenntniß extatischer Anschauung, so ist die dritte Stufe erreicht, welche Wahrheit (Hakykal) heißt. 4) In der vierten und letzten Stufe der Erkenntniß (Maarifal) hat sich dieser Zustand so sublimirt, daß der Mensch in unmittelbare reale Vereinigung mit Gott tritt. Die praktische Anwendung und Ausbildung, welche diese Lehre im Kaukasus empfangen hat, läßt sich folgendermaßen veranschaulichen: Die unterste Stufe nimmt das Volk ein, das noch eines Zügels und Leiters bedarf, bei dem namentlich auf die Beobachtung des äußerlichen Gesetzes gesehen werden muß, weil die innere Ausbildung gewöhnlich zu mangelhaft ist, um das Rechte zu zeigen. Die zweite Stufe nehmen die Bessern des Volks ein, die Jünger oder Muriden, für die das äußerliche Gesetz überflüssig ist, da jeder nach Wahrheit strebende Mensch gut ist, weil er weiß, daß nur die Tugend zur Wahrheit führt. Die vollkommenere Ausbildung berechtigt zu der dritten Stufe, die vierte und höchste Stufe kann nur einer einnehmen, der Murschid. Durch diese Ausbildung der alten Sufilehre hat man eine hierarchische Stufenleiter gebildet: der Murschid ist der kaukasische Papst, die Erwählten der zweiten Stufe sind seine Naibs oder Statthalter, auf diese folgen dann die Muriden der dritten Klasse, weiterhin das Volk, jede Klasse von der obern abhängig, zum Gehorsam und zur Ehrfurcht verpflichtet, jede durch die Gebote der Religion gehalten, die Wahrheit mit dem Schwert zu verfechten. Die kaukasischen Sufis haben für jede Klasse einen Spruch oder ein Emblem, woran sich der letzte Krieger halten und seine Gemeinschaft mit der Sekte beurkunden kann. Die Embleme haben stets allegorische Bedeutung, z. B. die unterste Klasse hat ein Schiff, die zweite das Meer, die dritte eine Muschel, die vierte eine Perle. Das heißt allegorisch: wer die Perle der Erkenntniß finden will, muß zu Schiff gehen; das Schiff fährt auf das Meer hinaus; auf dem Grunde des Meers liegt die Muschel, welche die kostbare Perle in sich schließt.

Kasi Mullah legte den Grund zu dieser neuen Lehre, er machte daraus das feste Band, welches die verschiedenartigen Stämme des Daghestan, die durch Sitte, Glauben und das schreckliche Gesetz der Blutrache zersplittert waren, vereinigte. Schamyl hat das Verdienst, die Lehre in das praktische Leben eingeführt und einen bis in die kleinsten Feinheiten mit Genialität entworfenen Kriegs- und Friedenskatechismus daraus gemacht zu haben. Die Zeit, in der Kasi Mullah mit seiner Neuerung zuerst hervortrat, drohte die äußerste Gefahr; Jermolow, einer der besten Heerführer der Russen im Kaukasus, hatte durch schmeichelnde Milde gegen die Friedlichen, durch grausame Strenge gegen die Unabhängigen und durch kluge Berechnung der Umstände eine erdrückende Macht gewonnen, so daß die definitive Bewältigung des kaspischen Gebirgs gar nicht mehr fern zu sein schien. 1824 begann der Sufismus schnell sich auszubreiten, das Geschrei: „Moslem, Krieg gegen die Ungläubigen, Haß und Vernichtung den Giaurs!" wälzte sich wie ein Lauffeuer von Aul zu Aul und ließ sich selbst im nördlichen Daghestan mitten unter den Russen hören. Schamyl lebte in Himry als Geistlicher, als die Bewegung den Norden erreichte, und schloß sich derselben sofort an. Er wurde einer der treuesten und beredtesten Anhänger Kasi Mullahs, den er auf allen seinen Zügen begleitete, wenn der Prophet den Kaukasiern Strafpredigten hielt und mit Tod und Verdammniß drohte, wenn nicht alles die Waffen gegen die Ungläubigen ergreife. Der Fanatismus der neuen Sekte erfocht bald solche Erfolge, daß die Russen mit aller Macht einzuschreiten

beschlossen. 1831 zog ein großes russisches Heer unter persönlicher Leitung des Oberfeldherrn v. Rosen und der Generale Weljaminow, Dadian und Klugenau gegen den Koissu vor, erstürmte die schwer zugänglichen Pässe und schloß die Muriden in Himry ein. Am 18. Oktober stellte sich Kasi Mullah mit den Männern von Himry, die ihm allein treu geblieben waren, zum letzten Kampfe. Entkommen konnten sie nicht, ergeben wollten sie sich nicht, alle fielen bis auf den letzten Mann. Den Leichnam Kasi Mullahs fand man in einer Lage, welche den rohesten Krieger mit Ehrfurcht erfüllte. Mit der linken Hand hatte er seinen schönen langen Bart umfaßt, mit der rechten Hand zeigte er gen Himmel, das Gesicht trug den Ausdruck der größten Ruhe und Heiterkeit. Schamyl lag, von zwei Kugeln durchbohrt, zu seinen Füßen, es ist räthselhaft, wie er sich schwer verwundet dem Tode hat entziehen können, und er selbst wird das Räthsel gewiß nicht lösen, da seine Anhänger bereits eine Wundergeschichte daraus gemacht haben. Man erzählt nämlich, Allah habe dem todten Schamyl neues Leben eingehaucht, und als die Muriden zum ersten Male wieder im Rathe gesessen, um einen neuen Anführer zu ernennen, sei Schamyl unter ihnen erschienen, habe das Obergewand von sich geworfen und mit der rechten Hand auf die klaffenden Brustwunden hingezeigt, aus denen kein Blut mehr geflossen, obgleich die Kugeln tief eingedrungen seien. Da sei allen das Wunder klar geworden und seine Bedeutung, daß Allah Schamyl von den Todten erwecke, auf daß er herrsche über die Lebendigen. Im wirklichen Verlaufe der Begebenheiten folgte nicht Schamyl auf Kasi Mullah, sondern Hamsad Beg, der aber nach kurzer Herrschaft in der Moschee von Chunsach von 40 Verschworenen, welche das Gesetz der Blutrache an ihm vollstreckten, ermordet wurde. Von den Muriden, die ihn begleitet hatten, entkam nur ein einziger, und dieser war wieder Schamyl. Die zweite wunderbare Rettung und die Bemühungen seines alten Lehrers, der bei den Bergvölkern im höchsten Rufe stand, lenkte die Wahl eines neuen Murschids auf Schamyl, obgleich dieser in der Person von Taschaw Hadschi einen sehr beliebten Nebenbuhler hatte. Der letztere gab aber, nachdem die Wahl einstimmig auf seinen Mitbewerber gefallen war, seine Ansprüche nicht auf, in seiner Eifersucht strebte er mit allen Kräften dahin, Schamyls Einfluß bei den Truppen zu schwächen, seine Unternehmungen zu vereiteln, und veranlaßte so manche Verluste, bis er 1837 dem verderblichen Hader durch freiwillige Unterwerfung ein Ende machte. Die beiden Begebenheiten, welche diese Resignation hervorriefen, ein glänzender Sieg über den General Iwelitsch und die awarische Expedition des Generals Fesi, haben den Ruf Schamyls in Kaukasien zuerst begründet. Der Kampf, in dem Iwelitsch unterlag und fiel, war die furchtbarste Niederlage, welche die Russen noch erlitten hatten, und bei der awarischen Expedition Fesis leistete Schamyl einem russischen Hauptheere so erfolgreich Widerstand, daß die Russen ohne den geringsten reellen Vortheil den Rückzug antreten mußten. General Fesi bestürmte mit 12,000 Mann den Aul Tilitlä, in den Schamyl sich geworfen hatte, aber nur die Hälfte der Häuser fiel in die Hände der Stürmenden, in der andern Hälfte behauptete sich der Murschid mit seiner Handvoll Menschen. Die Russen waren so bestürzt über die Kühnheit ihres Gegners, im Angesicht ihres Heeres, wenige Häuser von ihnen entfernt, sein Lager aufzuschlagen, daß sie den zu ihnen gelangenden Gerüchten von einer in ihrem Rücken angesponnenen Verschwörung Glauben schenkten und Unterhandlungen anknüpften. Schamyl, der sich gegen einen letzten Angriff kaum hätte halten können, nahm den russischen Abgesandten wohl auf und ging alle Bedingungen ein. In unsern europäischen Verhältnissen würden diese Bedingungen als Zugeständniß einer hoffnungslosen Niederlage gelten müssen, denn Schamyl versprach nichts geringeres als Unterwerfung unter den Kaiser und Stellung von Geißeln, wobei freilich die Bedingung gemacht wurde, daß sich die Russen sogleich zurückzögen. Im Kaukasus hatten solche Bedingungen nichts zu sagen, Schamyl

konnte unbeschadet seines Gewissens den Ungläubigen, den Werkzeugen des Satans hundert Versprechungen machen, und die Russen wußten recht gut, daß er sich durch keinen Eid gebunden halten würde. Ihrem Befehlshaber kam es nur darauf an, einen Bericht zu machen, in dem die gänzliche Unterwerfung Schamyls figurire. Dieser leistete sein Versprechen in die Hand eines Sohnes von Arslan Chan, dem Herrscher der Kasikumycken, weder ein Russe noch ein Muride war dabei anwesend, das hatte Schamyl zur ausdrücklichen Bedingung gemacht. Während Fesi, dem die „unterworfenen Stämme" auf dem Rückzuge furchtbar zusetzten und ihn vom nächsten Wege weit abdrängten, seinen Bericht machte, entwarf auch Schamyl seine Erzählung von dem Vorgefallenen. Der Kontrast beider Berichte ist für uns ein lehrreicher, wir erkennen daraus die ganze Verschiedenheit des kaukasischen Kampfes, der auf der einen Seite ein Staatskrieg, auf der andern ein Religionskrieg ist. Der russische General berichtet von seinen Thaten, seinen Verdiensten, der kaukasische Papst rühmt sich selbst mit keinem Wort, ja er stellt sich dar als einen verlornen Mann, dem Gott allein geholfen hat. Der Kampf in Tilitlä erscheint bei Schamyl in folgender Gestalt: „Als darauf der Pascha (General Fesi) mit seinem großen Heere nach Tilitlä herbeizog, und es ihm gelang, trotz unsers Widerstandes sich der Hälfte des Auls zu bemächtigen, so daß wir täglich des letzten entscheidenden Kampfes gewärtig waren — da lähmte Allah plötzlich seinen Arm und verfinsterte seine Blicke, daß er seinen Vortheil nicht benutzen konnte und eilig wieder abziehen mußte desselbigen Weges, welchen er gekommen war. Niemand jagte die Feinde, als ihr böses Gewissen, ihr Unglaube flößte ihnen Furcht ein und ließ sie die Flucht ergreifen, weil sie nicht weilen konnten in der Nähe der Gläubigen. So straft Gott die, welche nicht auf seinen Wegen wandeln!" Das ist alles, was Schamyl von seiner Heldenthat mittheilt, und auch dieses Wenige würde er verschweigen, wenn er es nicht als Beleg brauchte, daß Gott mit den Seinen ist. „Wahrlich", fährt er fort, „Gott ist mit denen, die gute Werke thun! Ihr habt gesehen, die Zahl der Ungläubigen mag noch so groß sein, sie müssen uns immer unterliegen. Als sie zu Hamsad Beg schickten und ihn aufforderten, sich zu ergeben, da sagten sie: Ergieb Dich, aller Widerstand ist vergeblich, die Heere, welche wir gegen Dich schicken, sind zahllos wie der Sand am Meere! Und ich antwortete ihnen in seinem Namen: Unsere Heere aber sind wie die Wellen des Meeres, die den Sand hinwegspülen werden! — Ihr habt gesehen, daß meine Worte in Erfüllung gegangen sind. — Die Blicke der Russen sind Falschheit, und ihre Worte sind Lügen, wir müssen ihrer Hände Werk zu nichte machen, und sie umbringen, wo wir sie treffen, ob zu Hause oder im Felde, ob durch List oder Waffengewalt, auf daß ihre Brut von der Erde vertilgt werde, denn sie vermehren sich wie das Ungezіefer, und sie sind giftig wie die Schlangen, die in der Steppe Muham kriechen."

Seine Siege setzten Schamyl einer furchtbaren Prüfung aus, denn die Russen boten alles auf, einen so gefährlichen Feind zu vernichten. Der Feldzug von 1839 sollte der entscheidende werden, auch der Bedrohte hatte großartige Vorbereitungen getroffen. Er hoffte mit 20,000 Mann im Felde erscheinen und die Russen, sobald er sie tiefer ins Gebirge gelockt habe, umzingeln und vernichten zu können. Die Unzuverläßigkeit der Tschetschenzen machte diesen Plan zu nichte, von ihnen im Stich gelassen, konnte Schamyl seine vorgeschobenen Stellungen nicht halten und sah sich plötzlich in seinem letzten Zufluchtsorte, in dem Felsenneste Achulgo (Aghulko) am Sulab eingeschlossen. Die regelmäßige Belagerung, zu der General Grabbe sich entschließen mußte, dauerte vom 11. Juni bis zum 23. August; am letztgenannten Tage drangen die Russen mit stürmender Hand ein. Jeder Ausgang war gesperrt gewesen, aber Schamyl fand sich weder unter den Todten, noch unter den Verwundeten, die nun Gefangene waren, noch in den Verstecken, die man nach ihm auf das sorgsamste durchsuchte. Er war

spurlos verschwunden. Man erklärt sich sein Entkommen auf verschiedene Art: nach der einen Erzählung hätte er sich in einem mit Schaffellen bedeckten Kahn an Seilen auf den Fluß hinabsenken lassen, nach einem andern Bericht war er mit vier Muriden in einer Erdhöhle versteckt und fand, als er dem Verhungern nahe den Russen sich entdecken wollte, Gelegenheit zur Flucht. Er selbst hat diese räthselhafte Rettung so wenig wie die frühern erklärt, sich wohl bewußt, daß seine Anhänger seine Erhaltung einem Wunder zuschreiben würden. Wenige Tage nach der Erstürmung von Achulgo erhielten die Russen Nachricht, daß Schamyl in einem nahen Aul verborgen liege, und gleich darauf sandte er selbst Botschaft, indem er seine Unterwerfung anbot. Es läßt sich annehmen, daß dieses Anerbieten kein ernstliches gewesen ist, daß Schamyl damit nichts weiter bezweckt hat, als Aussichten für die Freilassung seiner gefangenen Muriden zu gewinnen. Zur Gewißheit wird diese Annahme durch einen Ueberfall, den er unmittelbar nach einer unannehmbaren Antwort Grabbes auf die Russen machte. Grabbe hatte ihm nämlich sagen lassen, daß er seine Unterwerfung nicht anders annehme, als wenn Schamyl sich persönlich stelle und die Verpflichtung eingehe, seinen künftigen Wohnsitz in demjenigen der unterworfenen Aule zu nehmen, welchen der General ihm anweisen werde. Als Schamyl keine Antwort gab, begnügte man sich damit, einen Preis von hundert Dukaten auf seinen Kopf zu setzen, mehr meinte Grabbe, sei Schamyl nach der großen Niederlage von Achulgo nicht werth. Es war ein starker Irrthum in der Rechnung.

Brauchten wir noch einen Beweis für die Genialität Schamyls, so würden wir diesen in der Thatsache finden, daß er seine Niederlage in Achulgo zu einer Stufe für höhere Macht zu machen verstand. 1200 seiner treuesten Krieger waren todt, 900 in russischer Gefangenschaft, die nächsten Stämme boten Grabbe Brot und Salz zum Zeichen ihrer Unterwerfung, im ganzen Kaukasus dröhnte der Schlag nach, der bei Achulgo gefallen war, und gerade in dieser Zeit seiner anscheinend tiefsten Demüthigung schwang sich Schamyl zu der beispiellosen Macht empor, die er seit 1840 bis auf den heutigen Tag im Kaukasus ununterbrochen ausgeübt hat. Er zog von Aul zu Aul, überall hin verbreiteten sich seine Muriden, die, durch Blutsfreundschaft mit allen Dörfern Daghestans verbrüdert, in allen auch geheime und öffentliche Eingeweihte hatten, deren Fanatismus nicht ruhte, bis die Völkerstämme den Befehlen der Sekte unbedingt gehorchten. Die neue Lehre gewann mit reißender Schnelligkeit Anhänger, was der Begeisterung nicht gelang, mußte die Furcht thun, namentlich bei den Stämmen, die den Russen unterworfen waren oder den Kosakenlinien nahe wohnten, die gern neutral geblieben wären, wenn nicht Schamyl durch die grausamste Bestrafung jedes Verräthers, durch das Fortschleppen ihrer Heerden und Mitnahme von Geißeln sie gezwungen hätte, für ihn Partei zu nehmen. Es ist mehr als einmal vorgekommen, daß Schamyl nach einer Niederlage unter diesen am wenigsten zuverlässigen Stämmen erschienen ist, und von ihnen die Mittel erhalten hat, die Russen plötzlich an Orten anzugreifen, wo Niemand ihn erwartete. Die stärkste Säule seiner Macht bleibt aber die neue Lehre, die den bindenden Kitt für die heterogenen Stämme abgiebt, die ihm, dem Propheten, täglich fanatische Schüler zuführt, die ihm freudig Willen und Leben opfern. Für ihn streitet das Gebirge, dessen Pässe an manchen nicht zu umgehenden Stellen von wenigen entschlossenen Männern vertheidigt werden können. Dieser Gebirgsnatur schmiegt sich sein Kriegssystem an. Schamyl schlägt sich feig, wie die Russen sagen, das heißt mit andern Worten, er schont seine Leute, die er nicht wie sein kaiserlicher Gegner durch Rekrutirung aus einem unermeßlichen Reiche ersetzen kann, und wählt als Gefechtsboden unabänderlich solche Oertlichkeiten, wo er in gedeckter Stellung, durch Fels- und Schluchtenbildung begünstigt, mit wenigen Leuten den Heersäulen der Feinde die Stirn bieten kann. An geeigneten Punkten hat er Befestigungen angelegt, nicht mehr Thürme von Stein, deren Unzulänglichkeit gegen Geschütz-

kugeln die Erfahrung ihm gezeigt hat, sondern Erdschanzen oder tiefe steinerne Saklis, im Kaukasus von Alters her gebräuchlich, unsern Montalembert'schen und Maximilianischen Thürmen vergleichbar, in die Erde eingesenkte Mauerwerke, die dem schweren Geschütz widerstehen. Der nächste Feldzug nach der Eroberung von Achulgo machte die Russen bereits mit der erneuten Furchtbarkeit ihres Gegners bekannt. Sie verschossen nach offiziellen Berichten im Feldzuge von 1840 nicht weniger als 11,344 Geschützpatronen und 1,206,575 Gewehrpatronen — ohne allen und jeden Nutzen.

Von der kriegerischen Thätigkeit Schamyls wenden wir uns zu seiner Wirksamkeit als Priester, Gesetzgeber und Reformator, die ihn uns von einer ganz neuen Seite zeigen wird. Die Kenntniß dieser Richtung, die dem großen Manne ein ganz anderes Gepräge aufdrückt, als die einseitigen Erzählungen von seiner kriegerischen Erscheinung, verdanken wir dem deutschen Reisenden Friedrich Bodenstedt, der bei einem mehrjährigen Aufenthalt in den kaukasischen Ländern aus eigenen Beobachtungen und aus Mittheilungen, die theils gelehrte Ulemas, theils russische Stabsoffiziere machten, ein unschätzbares Material gewonnen hat. Als einleitende, zugleich das ganze Wirken des Reformators umfassende Worte stellen wir das voran, was Bodenstedt über die Aufgabe sagt, welche Schamyl sich stellte und löste. „Er mußte, um sein Ziel zu erreichen, die Macht zahlloser kriegerischer Häuptlinge brechen, und, ein Mann des Volks, über Fürsten zu Gericht sitzen; er mußte den Haß konfeßioneller Parteien brechen, welche sich seit Jahrhunderten feindlich gegenüber standen; er mußte, wie einst Theseus den Minotaurus, das furchtbarste aller Ungeheuer, die menschenverschlingende Blutrache bekämpfen, der jährlich die Edelsten des Volks zum Opfer fielen; er mußte, was mehr ist als alles dieses, Neues an die Stelle des Alten setzen, mit der einen Hand schaffend, wo er mit der andern zerstörte. Er wirkte nach allen Seiten hin und überall wußte er seinem Wirken den Stempel des Genies aufzudrücken, in Allem, was er that, beurkundete er, daß er ein Herrscher sei von Gottes Gnaden. Die Neuerungen, welche Schamyl eingeführt hat, sind nicht, wie bei den Türken, von außen versuchsweise angepaßte, die mit engen Hosen und Jacken anfangen und mit dem Ruin des Staates aufhören: es sind durch die Nothwendigkeit des Augenblicks erzeugte, aus den innersten Bedürfnissen des Volks erwachsene und seinem Geiste entsprechende Neuerungen. Durch Gründung einer neuen Doktrin, gleichsam eines frischen auf den alten Baum des Islam gepfropften Glaubenszweiges, versöhnte er den glühenden Haß der sich bis dahin feindlich bekämpfenden Sekten Omar's und Ali's und umschlang so die zerstückelten Stämme des Daghestan mit dem starken Bande gemeinsamen Glaubens. Hiermit war der erste und wichtigste Schritt gethan, denn der gemeinsame Glaube wurde bald allein das Unterpfand gemeinsamen Hasses gegen die Russen. Durch einige glücklich beendigte Kriegsunternehmungen erhöhte und befestigte Schamyl das Vertrauen und den Muth der ihm gehorchenden Stämme. Inmitten der Wirren des Kriegs fand er noch Zeit, ein neues Gesetzbuch zu schaffen, ein stehendes Heer zu gründen und durch Einführung einer neuen Verwaltung seiner Macht eine sichere Basis zu geben." Schamyl hat sein Gebiet in vier Provinzen getheilt, deren jede fünf bis sechs Statthalterschaften enthält. Die Provinz regiert ein Oberbefehlshaber, welcher geistliche und weltliche Macht in sich vereinigt, der Statthalterschaft steht ein Naïb oder Statthalter vor, der die Verwaltung nach den strengsten Regeln zu leiten, die vorgeschriebenen Abgaben einzutreiben, die Rekruten auszuheben, auf pünktliche Erfüllung des äußerlichen Gesetzes zu sehen, Streitigkeiten zu schlichten, der Blutrache Grenzen zu setzen hat. Die Naïbs, denen Schamyl völlig vertraut, haben unumschränkte Vollmacht, nach eigenem Gutachten zu richten und zu strafen, und können sogar Todesurtheile eigenmächtig fällen. Die andern Statthalter dürfen ohne Zustimmung Schamyls nichts Wichtiges unternehmen und müssen ihm jeden Verbrecher von Belang ausliefern. Jeder

Statthalter hat einen ihm an Rang gleichstehenden, aber von ihm abhängigen Gehülfen. Die Zahl der Aule, aus denen eine Statthalterschaft besteht, ist verschieden und hängt von der Bestimmung Schamyls ab. Jeder Aul hat einen Richter oder Aeltesten, welcher gehalten ist, dem Statthalter über alle bedeutendern Vorfälle regelmäßig zu berichten. Der Richter sorgt für Aufrechthaltung der Ruhe, Schlichtung der Streitigkeiten, Auslieferung der Verbrecher, und hat die Obliegenheit, die vom Imam Schamyl, vom Oberfehlshaber, oder vom Statthalter kommenden Befehle und Erlasse so schleunig als möglich bekannt zu machen. Auf ein gegebenes Zeichen versammelt sich alles Volk auf dem öffentlichen Platze, und der Richter oder ein Schreiber verliest mit lauter Stimme das ihm zugekommene Schreiben. Alle waffentragenden Männer haben zu bestimmten Stunden des Tages Zutritt zu den Häusern der Aeltesten und Statthalter. Den Kern des Heeres bildet die Leibwache des Imam, etwa 1000 Mann, welche Murtosigatoren heißen. Mit der größten Vorsicht werden diese Leute ausgelesen, nur solche finden Zutritt, die sich als treu, tapfer und der Sufilehre ergeben bewährt haben. Diese Leibwache gehört ganz Schamyl an, wer unverheirathet in sie eintritt, muß im ledigen Stande bleiben, wer bereits verheirathet ist, hat so lange seine Dienstzeit dauert jedem Verkehr mit seiner Familie zu entsagen. Die Murtosigatoren leuchten in Erfüllung der religiösen Pflichten, in Mäßigkeit und Enthaltsamkeit allen Kriegern voran, sie sind die eifrigsten Verbreiter der neuen Lehre und willenlose Werkzeuge Schamyls. Dieser beweist ihnen unbegrenztes Vertrauen, das er noch nicht zu bereuen gehabt hat, denn nie ist ein Verräther aus den Reihen der Leibwache hervorgegangen und ein Murtosigator kennt kein schöneres Loos, als im Gefecht für seinen Imam zu sterben. Im Kriege sind diese Männer das Muster des Heers, ihr Muth und ihre Kaltblütigkeit machen sie zu einem Schrecken der Russen, daß einer von ihnen sich ergeben hätte, kennt man aus keinem Beispiele. Aber es vereinigt sie noch ein höheres geistiges Band, ein Apostolat, an die Zeiten erinnernd, in denen die Araber mit Schwert und Koran in der Hand aus ihren Wüsten hervorbrachen. Sie sind im Frieden die begeisterten Apostel der Sufilehre, die Vollstrecker der Befehle Schamyls, obgleich selbst ohne Vermögen, haben sie stets über bedeutende Summen zu verfügen, welche sie nach eigenem Gutdünken für ihre Zwecke verwenden. Ueberall haben sie ihr wachsames Auge, keiner, der Schamyls Befehlen ungehorsam ist, und wäre er ein Richter oder Priester, entgeht ihrer Rache. Sie bekommen einen Sold, der für jeden nur drei Gulden monatlich beträgt und durch einen Antheil an der Beute ergänzt wird. Jeder Aul, wohin Leibwachen gesandt werden, muß dieselben unentgeltlich erhalten, und so groß ist die Hochachtung vor Schamyl, daß jeder Ort, dem eine solche Last auferlegt wird, dieselbe als eine Ehre betrachtet. Die nächste Stufe nach der Leibwache ist das stehende Heer, das ausschließlich von Reiterei gebildet wird. Jede Statthalterei hat 300 berittene Krieger zu erhalten, so daß die Reiterei der Tscherkessen (wir gebrauchen diesen im Grunde falschen Namen, weil er als Gesammtbezeichnung für die Gebirgsvölker einmal üblich ist) auf mehr als 6000 Mann sich veranschlagen läßt. Jeder Aul stellt für je zehn Häuser einen Reiter, dessen Familie, so lange ihr Angehöriger lebt, von allen Abgaben befreit ist. Die Ausrüstung und den Unterhalt des Reiters haben die andern neun Familien zu tragen. Diese Reiterei legt in Krieg und Frieden nie die Waffen ab, selbst der schlafende Krieger muß Schießwaffe und Schaschka zur Hand haben, um bei dem ersten Aufrufe zum Kampfe gerüstet zu sein. Den stehenden Truppen schließt sich das allgemeine Aufgebot an, aus allen männlichen Einwohnern vom funfzehnten bis zum funfzigsten Jahre bestehend. Diese Truppe ist keine verächtliche, denn jeder Tscherkesse weiß die Waffen zu führen und ein Roß zu tummeln. Versammelt sich das Aufgebot, so übernimmt jeder zum stehenden Heer gehörende Reiter den Oberbefehl über die Krieger der zehn Häuser, aus denen er gewählt worden ist. In dem ganzen Heer herrscht die pünktlichste Ordnung und der

strengste Gehorsam gegen alle Befehle, Ungehorsam wird unausbleiblich mit dem Tode bestraft.

Zur Belohnung seiner Krieger und Getreuen hat Schamyl mehrere Orden eingeführt, die dem Besitzer auch Einkünfte gewähren. Die unterste Klasse besteht aus einer runden silbernen Medaile und kann nur einem Anführer von Hundert zu Theil werden, die zweite Klasse, allein Befehlshabern von Dreihundert zugänglich, wird mit einem dreieckigen Orden verliehen; die dritte und höchste Auszeichnung sind silberne Epauletten und eine Degentrobbel von demselben Metall. Diese Auszeichnung verleiht fürstliche Ehren und ist auch noch mit einem großen Einkommen verbunden. Nur Anführer von Fünfhundert erhalten sie. Seit 1842 besteht in dem Heere des Kaukasus eine gewisse Rangordnung nach europäischem Vorbilde. Die drei angesehensten Statthalter Achwerdü-Mahoma, Schwaib Mullah und Ulubey Mullah führen den Titel General, die übrigen Statthalter und die Anführer der Murtosigatoren sind zu Hauptleuten erhoben worden. Die Generale erhalten als Merkmal ihrer Auszeichnung zwei Silberstücke in Form eines halben Sternes, welche zu beiden Seiten der Brust getragen werden, die Würde eines Hauptmanns deutet eine kleine Silberplatte von ovaler Form an. Eine besondere Auszeichnung hat Schamyl seinem Liebling Achwerdü-Mahoma verliehen, eine große silberne Medaille mit der Inschrift: „Es giebt keinen zweiten Helden gleich Achwerdü-Mahoma, und keine zweite Schaschka gleich seiner Schaschka.“ An Stämme, die sich in einem Kampfe besonders auszeichnen, vertheilt der Imam gestickte Ehrenfahnen oder erbeutete russische Fahnen. Einzelne belohnt er mit Geschenken, die in Geld, Pferden, Waffen, Schafen oder Kleidungsstücken bestehen. Die Strafen sind eben so mannigfaltig, wie die Belohnungen. Geringere Vergehen, wozu jedes Verletzen des äußerlichen Gesetzes gerechnet wird, büßt man mit Geld, bei schwereren Verbrechen tritt zu der Geldbuße noch Gefängnißstrafe hinzu. Die Geldstrafe fällt an die Kriegskasse, bei Diebstahl und sonstiger Eigenthumsbeschädigung bekommt der Verletzte die Hälfte. Todesstrafe steht auf Mord, Verrath, Treubruch; sie wird mit dem Schwert vollzogen, in seltenen Fällen durch Erschießen oder Erdolchen. Durch die Strafgesetze hat Schamyl sein Einkommen vermehrt, das in früherer Zeit nur aus dem Antheil an der Beute bestand, wovon der Anführer hergebrachtermaßen den fünften Theil erhält. Durch neuere Verordnungen hat Schamyl seine Geldquellen etwas reichlicher fließen lassen. Was wir von seinen auf die Finanzen bezüglichen Verordnungen wissen, besteht in folgendem: Die Statthalterschaften Gumbet und Audi bezahlen jährlich einen Silberrubel Kopfsteuer für jede Familie, die übrigen Stämme, bei denen das Geld seltener ist oder auch ganz mangelt, liefern für den gleichen Werth Erzeugnisse des Feldes oder der Industrie. Alle Stämme liefern den Zehnten von ihrer Ernte. Die bedeutenden Abgaben und Geschenke, welche früher den Moscheen und Wallfahrtsorten zufielen und einem Heer von Priestern und Derwischen die Mittel lieferten, ihren Müssiggang fortzusetzen, fließen jetzt in die Kriegskasse. Die Priester erhalten regelmäßige Besoldung, die kräftigen Derwische hat Schamyl in das Heer aufgenommen, die andern aus dem Lande gejagt. Eine fernere europäische Einrichtung des kaukasischen Heerführers ist eine fliegende Post, welche alle Nachrichten und Befehle mit unglaublicher Schnelligkeit befördert. Jeder Aul muß fortwährend eine Anzahl der besten Pferde gesattelt in Bereitschaft halten, um die Eilboten zu befördern, welche zu ihrer Legitimation mit gestempelten, von Schamyl oder seinen Statthaltern unterzeichneten Freischeinen versehen sind. Wo ein solcher Eilbote ankommt, muß ihm sogleich ein frisches Pferd mit einem Führer gegeben werden, ist er zu erschöpft, so hat der Aul einen neuen Eilboten zu stellen.

Die Ernennung des Fürsten Woronzow zum Oberbefehlshaber im Kaukasus mit den ausgedehntesten Vollmachten sollte den dortigen Kämpfen eine neue Wendung geben. Wir haben die Geschichte des ersten Feldzugs des Obergenerals

in einem früheren Aufsatze gegeben. (Der Kaukasus und die Kämpfe der Tscherkessen gegen Rußland, B. 1. S. 417 fgg.) In einem Punkte entsprach der Fürst den hohen Erwartungen, welche man von ihm hegte, indem er den größten Theil der Hindernisse hinwegräumte, welche die Thätigkeit früherer Statthalter gehemmt hatten, Ordnung im Heerwesen, im Spitaldienst, in der Verproviantirung einführte, den Augiasstall der Mißbräuche säuberte, die vornehmsten Betrüger aus dem Dienst jagte und überhaupt die ihm übertragenen außerordentlichen Gewalten mit eiserner Hand ausübte. Zwei große Maßregeln bezeichneten die beiden ersten Jahre seiner Geschäftsführung (1845 und 1846), die Freigebung des Sklavenhandels für die Tscherkessen an der Ostküste des schwarzen Meeres, um die dortigen Völkerschaften für Rußland zu gewinnen, und eine neue Eintheilung der transkaukasischen Länder, welche früher in eine Menge durch Verfassung und Einrichtungen verschiedene Herrschaften und Bezirke zerfielen, in vier gleichmäßig organisirte Gouvernements (Derbend, Schemacha, Kutais und Tiflis), um die Verwaltung zu vereinfachen und einen mehr geregelten Geschäftsgang einzuführen. Den Feldzug von 1845 hatte Fürst Woronzow gegen seinen Willen unternommen, weil er sich erst orientiren wollte, ausdrücklichen wiederholten Befehlen des Kaisers gehorchend, für den Feldzug von 1846 war er mit allen Vorbereitungen fertig geworden, und man versprach sich außerordentliches. In drei Kolonnen sammelten sich seine Heersäulen gegen die große Tschetschnja und gegen Daghestan, da verbreitete sich plötzlich eine Schreckensnachricht durch das Gebirge. Schamyl hatte ein Heer von 20,000 Bergbewohner versammelt, mit dem er sich wie ein verheerender Strom in die Kabardah stürzte, deren den Russen längst unterworfene Stämme die oft wiederholten Proklamationen des Propheten für eitle Prahlerei zu halten sich gewöhnt hatten. 60 tartarische Auls wurden zerstört, über 20 Stanitzen der Kosaken in Asche gelegt, Mosdok, Jekaderinograd, sogar Stawropol, der Sitz des Generalstabs der russischen Operationsarmee, ernstlich bedroht, bis nach der im fernsten Westen gelegenen Hauptstadt der tschernomorischen Kosaken Unruhe verbreitet. Eine ungeheure Bestürzung herrschte auf der ganzen Linie und setzte sich bis zur transkaukasischen Hauptstadt fort, die gleichwohl einen Besuch der Tschetschenzen keinenfalls zu fürchten hat. Man war wie erstarrt über die außerordentliche Kühnheit, die sich in diesem Einfalle offenbarte. Schamyl ließ bei seinem Zuge nach der Kabardah eine doppelte Linie von russischen Lagern und Festungen und zwei Flüsse hinter sich, die gerade im Frühling, zur Zeit seines Marsches, sehr wasserreich und schwer zu überschreiten sind. Mit einem ungeordneten Heerhaufen sehr verschiedener Völkerschaften, die bei ganz verschiedenen Sprachen nur mit Mühe sich verständigen können, ohne Feldartillerie, ohne einen eigentlichen Konvoi von Proviant und Munition, warf sich dieser geniale Anführer in ein flaches Land, wo ihn nirgends die Bodenbildung gegen regelmäßige Truppen unterstützte, legte, mitten zwischen den stärksten russischen Waffenplätzen durchschlüpfend, eine Strecke von mehr als 600 Wersten zurück, und lärmte durch seine furchtbare Erscheinung alle längst unterworfenen Stämme von der Sundscha bis zur Laba auf. Ein schlagfertiges Heer von mehr als 70,000 Mann und die ganze militärische Bevölkerung der Kosaken-Niederlassungen am Terek und an der Sundscha ließ er dabei mit all den starken russischen Waffenplätzen von Wladikawkas bis Woesapnoja in seinem Rücken, und hatte vor sich die russischen Truppenmassen des rechten Flügels sammt der zahlreichen und streitbaren Einwohnerschaft der Kosakenländer an der Laba und am Kuban. Der Ueberfall kam so plötzlich, daß die Russen erst durch die Flammen der brennenden Dörfer und die Ankunft von flüchtenden Schaaren der Gegenwart ihres furchtbaren Feindes inne wurden. Als der Lärm auf der ganzen Linie sich verbreitet hatte, die Linienkosaken, die Tschernomorzen und die don'schen Regimenter in größter Eile zum Schutz der Ebene herbeigeeilt kamen, und die Generale Freytag und Nestorow mit ihren Truppen am Terek so operirten, um Schamyl den Rückzug in die große Tschetschnja abzuschneiden, sah letzterer ein, daß er gegen

überlegene und geschulte Streitkräfte in der Ebene sich nicht behaupten konnte, und zog brennend und sengend mitten durch die große und kleine Kabardah, mitten durch die Kosakenkolonien im Süden von Jekaderinograd nach seinen Bergen heim, Beute, Gefangene und kabardische Ueberläufer mit sich schleppend. Alle jene Kabarden, welche aus Furcht sich ihm angeschlossen hatten und nun die Rache der Russen fürchteten, suchten ihm nach der Tschetschnja zu folgen, und Schamyl verstärkte durch sie sein Heer. Die von ihm hervorgerufene Bewegung bebte am Kuban und schwarzen Meere noch lange nach, und die Russen verloren hier, wo sie nach dem Freigeben des Sklavenhandels und neuen Verkehrserleichterungen völlig sicher zu sein glaubten, durch einen plötzlichen Angriff der Bergvölker ihre Festungen Golowin und Gagra. Ihr Rachezug gegen Schamyl, dessen Ziel die Besetzung der Tschetschnja und die Vertreibung ihrer Bewohner war, hatte den gewöhnlichen Charakter solcher kaukasischer Operationen. Man drang in das Gebirge ein, hieb rechts und links die Wälder nieder, verbrannte einige Auls, lieferte mehrere Gefechte und kehrte unverrichteter Dinge hinter die Linien zurück. Die Lichtung der Wälder als Erleichterung künftiger Züge und die Befestigung von Gerghebil, welcher Ort unweit des Koisuh (Koissu) in einer Stellung liegt, welche die beiden in das Herz von Awarien führenden Schluchten beherrscht, waren die Früchte, welche Woronzow aus diesem Feldzuge für seine Kriegsberichte heimbrachte. Dürftige Erfolge, denn sie hinderten nicht, daß Schamyl, nachdem er seine Feinde auf ihrem kriegerischen Spaziergange begleitet hatte, einen Einfall in das südliche Daghestan machte, mehrere den Russen befreundete Auls zerstörte und seine Waffen bis an die Grenzen Transkaukasiens geltend machte. Im Herbst von 1846, spätestens im Winter, muß er auch den Russen das neu befestigte Gerghebil abgenommen haben. Der Wiedereroberung dieses wichtigen Platzes galten die russischen Rüstungen für 1847. Am 8. Mai dieses Jahres begann die sehr kombinirte russische Bewegung, zu Anfang Juni waren die zur Erstürmung der Festung bestimmten Truppen unter Woronzow's persönlichem Befehl vor dem Platze, während andere Heeresabtheilungen an entlegeneren Punkten die Bergbewohner alarmirten. Schamyl ließ sich aber nicht täuschen, er war selbst mit seinen Muriden in Gerghebil. Vom 13. bis 16. Juni 1847 stürmten die Russen unausgesetzt, an dem letztgedachten Tage brach Woronzow den Kampf ab, „weil er sich überzeugt hatte," sagt sein Bericht, „daß der Platz ohne sehr bedeutenden Verlust an Leuten mit Sturm nicht zu nehmen sei, und daß es nur ein Mittel gebe, sich desselben zu bemeistern, nämlich die vollkommene Vernichtung desselben durch grobes Geschütz." Von den Ereignissen der nächsten Jahre müssen wir nach fragmentarischen Darstellungen berichten. Zu Ende 1847 oder zu Anfang 1848 kämpfte Woronzow mit Schamyl um den Besitz von Saltem, wo der Tscherkessenführer sich eingeschlossen. Da die russischen Kanonen gegen die Felsen, welche die Hütten der Belagerten schützten, nichts vermochten, ließ der Fürst den Fluß abgraben, welcher Saltem mit Wasser versieht. Die in der Stadt Eingeschlossenen wurden stets ärger bedrängt; sie begannen Unterhandlungen wegen der Uebergabe, aber in einer dunkeln Nacht hieben sie sich bei einem Ausfalle durch die Russen und erreichten das Gebirge. Diese Belagerung kostete drei Generale, viele Offiziere und den dritten Theil des Belagerungsheeres. Nach diesem Mißlingen stellte Fürst Woronzow zum ersten Male ein Gesuch um Entlassung, das er seitdem jährlich wiederholt hat, ohne beim Kaiser damit Gehör zu finden. Man fürchtet in Petersburg nichts so sehr, als den moralischen Eindruck, den die Vorgänge im Kaukasus auf Europa machen. Die Menschenopfer kann man verschmerzen, nicht aber, daß der Nimbus russischen Waffenruhms durch Schamyl arg verdunkelt wird. Der häufige Wechsel der Obergenerale im Kaukasus hat Europa über den wahren Werth der russischen Siegesberichte aufgeklärt, darum muß Fürst Woronzow auf seinem Posten ausharren, und man giebt ihm von Zeit zu Zeit glänzende Beweise der kaiserlichen Huld, damit die

Meinung von großen Erfolgen entstehe, für welche die Gnadenzeichen gespendet würden.

Das große Ereigniß von 1849 ist eine Belagerung von Achulgo, über die nur russische Berichte zu uns gekommen sind. Danach hat die Belagerung elf Monate gedauert und ist eine der blutigsten Unternehmungen des Kriegs gewesen. Die ersten Angriffe richteten sich gegen eine von den Russen selbst erbaute Bastei und wurden von den Tscherkessen mehrmals zurückgeschlagen. Nach neunmonatlicher Belagerung kam man endlich in Besitz des Werkes, welches der Schlüssel der ganzen Stellung ist. Vom 27. Juli 1849 an wurde um Achulgo selbst gekämpft, an diesem und dem folgenden Tage von den Russen erfolglos gestürmt. Der erste Angriff kostete 25 Offiziere und 397 Soldaten, der zweite 52 Offiziere und 823 Soldaten. Am 17. August begann ein dritter Sturm, verbunden mit einem Bombardement aus allen Batterien. Auch dieser Sturm wurde abgeschlagen, und man fing an mit Schamyl zu unterhandeln. Nach dreitägigem fruchtlosen Parlamentiren schritt man abermals zum Angriff, der vom 21—29. August fortgesetzt wurde. Jeder Felsenvorsprung, jeder Winkel mußte mit den Waffen in der Hand genommen werden. Oft schreckten die Russen vor einem aus der Erde kommenden Feuer zurück, das aus einem Sakli auf sie gerichtet wurde. Am 29. August war alles vorüber, die Vertheidiger der Feste lagen todt auf den Boden oder waren Gefangene, Schamyl selbst war verschwunden. Einer seiner Söhne und eine seiner Frauen sollen in diesem Kampf getödtet, er selbst von einer Flintenkugel im Arm verwundet worden sein. Im nächsten Jahre erschien der Großfürst-Thronfolger im Kaukasus, um die Truppen durch seine Anwesenheit zu ermuthigen. Die russischen Berichte von diesem Kriegsjahr sind dürftiger denn je, sie beschränken sich auf die Erwähnung zweier unbedeutender Gefechte, von denen eines in Gegenwart des Thronfolgers statt fand. Die Ereignisse des Jahres 1851 lassen auf diese dunkeln und lückenhaften Berichte einiges Licht fallen. Die großen Siege Schamyls in diesem Jahre konnten nur dadurch möglich werden, daß er sein Terrain in den drei frühern Jahren bedeutend ausdehnte, die den Russen unterworfenen Stämme bis zum schwarzen Meer und bis zur Kubanlinie aufwiegelte und sich ein stärkeres Heer bildete, als er jemals zuvor hatte. Im Jahre 1850 finden wir ihn bereits in Gegenden, welche die Russen als ihr unbestrittenes Eigenthum betrachteten, in der Provinz Kaukasien, bei den schwarzen Bergen, in geringer Entfernung südlich von Stawropol, noch über die große Kabardah hinaus, ferner an der Labalinie im Lande der Nogai Tartaren, zwischen der eben genannten Festung und dem Waffenplatze Jekaterinodar, endlich im Daghestan mitten unter den Tartarendörfern südlich von Azderan. Sucht man diese Punkte auf der Karte auf, so sieht man, daß der Prophet des Kaukasus mit einem großen Heer, das er in einen rechten und linken Flügel theilte, fast die ganze Breite des Gebirgs von Meer zu Meer beherrschend, den russischen Linien am Kuban und Terek gegenüber stand und die Russen an diese Linien anzudrücken sich bestrebte. Sogar das schwarze Meer sah seine Fahnen, tscherkessische Kaperschiffe schlugen sich mit den russischen Kriegsschiffen herum und fingen Munition und Lebensmitteln für die Festungen an der Küste ab. Die heftigsten Kämpfe wurden 1850 an drei Punkten ausgekämpft, an der Lesghischen Linie, an der Laba-Linie und im Dhagestan. An den beiden ersten Punkten befehligten Statthalter Schamyls, an der Lesghi'schen Linie Omar, Naïb von Dschurmur, an der Labalinie Mohammed Emin. An der Lesghi'schen Linie zeigten sich die Kaukasier zu Anfang Mai und griffen die Feste Bielokany an, wurden zwar von dort vertrieben, sammelten sich aber auf dem für die russischen Verfolger höchst ungünstigen Terrain des Berges Akimala und begannen dort ein mörderisches Feuer gegen die Russen. Trotzdem, daß diesen von Sakataly aus eine Hülfstruppe zukam, wurden sie doch in die Flucht geschlagen. Zu derselben Zeit hatte Mohammed Emin die Labalinie angegriffen und in diesen ruhigen Gegenden

Furcht und Entsetzen verbreitet. Von Stawropol aus mußte den Linienregimentern Hülfe zugesendet werden, da der obere und untere Theil des Kordons gleichmäßig bedroht war. Plötzlich wendete sich Mohammed Emin gegen die längst befreundeten Beslenier und schloß hier den Obersten Schagodin mit seinen Linienkosaken so allseitig ein, daß diesem kein Ausweg mehr blieb. Zwar kamen Kosaken von Stawropol unter dem Hetman Maximowitsch noch rechtzeitig zu Hülfe, wurden aber in blutigem Gefecht von den Feinden geworfen. Diesen Moment benutzte Oberst Schagodin, um sich über die Laba zurückzuziehen. Noch weit nachtheiliger fielen die Gefechte in Daghestan aus, wo Schamyl in Person befehligte. Im März rückte er an der Spitze einer starken Streitmacht über die Grenze und plünderte und verheerte die Tartarendörfer im Süden von Azderan. General Dolgoruky, der Befehlshaber der russischen Armee, hatte keine Zeit, seine Truppen zu konzentriren, und viele derselben wurden niedergehauen, während die übrigen, entmuthigt und halb verhungert, sich mühsam auf fast unwegsamen Felsenpfaden fortschleppten, die noch unwegsamer wurden durch das Gedränge so vieler tausend Menschen und Lastthiere. Zugleich beunruhigten Schamyls unermüdliche Gebirgssöhne sie bei jedem Schritt, und eine allgemeine Auflösung riß in den russischen Reihen ein. So erreichten die Russen Estideverche, etwa vierzehn deutsche Meilen von der Grenze, in der Nacht vom 5. Mai 1850, und geriethen hier in einen Hinterhalt der Daghlis unter Schamyls persönlichem Kommando. Letztere, welche sich bald verschossen hatten, stürzten mit dem Schwerte in der Hand würgend unter den Feind, und das russische Armeekorps wurde völlig geschlagen, wobei dasselbe einen General, 70 Offiziere, 4 Kanonen und den größten Theil seiner Munition und seines Gepäcks verlor.

Die Siege von 1850 entflammten den Muth der Tscherkessen aufs höchste, wie die Stimmung der Russen bis zur Niedergeschlagenheit herabsank. Mehrere Regimenter, bei denen die Muthlosigkeit am grellsten hervortrat, mußten nach dem europäischen Rußland zurückgeschickt werden, in fast allen Korps lichteten sich die Reihen durch zahlreiche Desertionen. Der Soldat trug sich mit den übertriebensten Vorstellungen von Unglücksfällen, die im nächsten Jahre hereinbrechen würden, wofür freilich nichts als eine ungewöhnliche Bewegung im Gebirge zum Belege diente. Am meisten beunruhigte, daß Mohammed Emin in seinen eroberten Stellungen sich behauptete und einen lebhaften Verkehr mit den westlichen Stämmen anknüpfte. Diese hatten sich bis dahin durch die ganze Ueberredungskunst Schamyls nicht bestimmen lassen, in einen Bund mit ihm zu treten. Sie schienen von dem östlichen Aufstande nichts wissen zu wollen, und zeigten mehr Neigung, wo nicht zur unbedingten Unterwerfung unter Rußland, doch zu einem friedlichen Verhältniß mit demselben. Sie pflegten sogar truppweise in die russischen Militärstationen herab zu kommen, wo sie sich von den russischen Militärkommandos russische Reisepässe nach Trapezunt, Konstantinopel oder Mocha und zur Rückkehr ausstellen ließen. Unter diesen Völkerstämmen warb Mohammed Emin mit solchem Glück, daß sich die russischen Festungen während des Winters plötzlich eingeschlossen sahen. Mit dem Beginn des Frühlings nahmen die Gebirgsbewohner den Kampf auf allen Punkten mit unglaublicher Erbitterung auf, im Norden und im Süden, an der Kuban- und Tereklinie, in der Tschetschnja, bald auch an der transkaukasischen Grenze, wurde gleichzeitig gefochten, überall zum größten Nachtheil der Russen. Am 1. April 1851 stand Mohammed Emin mit 30,000 Tscherkessen in der Ardana; er organisirte und befehligte gleich einem Souverain die Küstenbevölkerung des schwarzen Meeres. Man sagt, daß er vom Meere aus über das kleine Fort Dschuba eine namhafte Menge Waffen, Munition und Kriegszeug aller Art erhalten habe. (Dschuba, an der Küste des schwarzen Meeres, dem Geschlecht der Azi Aghlu gehörend, ist eine jener Festen der Tscherkessen, welche von den Russen bis jetzt nicht genommen werden konnten.) Mit seinen 30,000 warf er sich auf die Tschemers-Linie,

schlug alle Abtheilungen der russischen verschanzten Lager und zwang den dort befehligenden Viceadmiral Cerebriakoff sich mit seinen Truppen in Tschemers einzuschließen. Die Stämme der Schapsucken und Notschasken unter Ibrahim Kara Batyr schnitten die Verbindung zwischen diesem Punkte und der Kubanlinie ab, Mohammed Emin berannte die Festung und nahm sie endlich mit stürmender Hand. Cerebriakoff flüchtete mit schwerem Verlust nach Anapa, was sich noch von Russen auf dem linken Kubanufer befand, wurde hinter die Linie getrieben, mehrere der Binnenforts und Küstenfestungen fielen, selbst Sudschak oder Nowo Rossiisk soll bei dieser Gelegenheit in die Gewalt der Tscherkessen gekommen sein. Russischer Seits fürchtete man sogar für die beiden Hauptfestungen Suchum Kaleh und Anapa, erstere an der Küste von Abchasien, letztere auf dem äußersten rechten Kubanflügel gelegen, und suchte beide durch Anlage neuer Befestigungen zu schützen. Den Einwohnern wurde aller Austritt aus dem Lande verboten, die Flotte vollzog gegen die Küste die strengste Blockirung. Wahrscheinlich nahmen die Operationen auf dem östlichen Kriegsschauplatze, von denen wir nur die Resultate, nicht die Zeit kennen, ebenfalls im März und April ihren Anfang. Gleich der erste Stoß, den ein Unteranführer Schamyls, der Statthalter Murad Bey gegen den Kosakenhetman Kroczkowskoi führte, war ein so gewaltiger, daß die Russen davon bis hinter den Terek zurückgeworfen wurden. Inzwischen operirte Schamyl selbst in der Tschetschnja völlig als Herr und Meister, immer angreifend, Stellung auf Stellung nehmend und auf die Russen einen betäubenden Schlag nach dem andern führend. Um diesen blutgedüngten Boden zu sichern, eilten drei russische Generale herbei, Nestorow, Dargutinsky und Dadianoff. Von den Kämpfen, die mit diesen stattgefunden haben, wissen wir keine Einzelnheiten und erfahren nur durch türkische und englische Berichte, denen eine theilweise Bestätigung durch russische Zugeständnisse nicht fehlt, daß Schamyl, nachdem er alle seine Abtheilungen in eine vereinigt, den drei Generalen die Spitze geboten, sie gänzlich geschlagen, auch die Festungen Wodzwizensk und Nowakinsk, hinter denen sie Schutz gesucht, erstürmt und sie bis in die transkaukasische Ebene verfolgt habe. Nestorow ging auf Tiflis zurück, das sehnlichst nach einer Deckung verlangte, Dargutinsky flüchtete nach Georgien, Dadianoff suchte auf dem Gebiet des Schamsal von Tarkoi eine Zuflucht.

Unverbürgte Nachrichten geben den neuen Vorgängen im Kaukasus eine noch schlimmere Gestalt. Nicht nur, daß man sagt, die Reiter Schamyls hätten die Russen bis Kolotsche, die Vorstadt von Tiflis verfolgt, erzählt man auch von einem Bunde, den Schamyl mit den Turkomanen in Persien, ja mit den Khanen von Bochara und Khiwa eingegangen sei. Das gewisse Ergebniß der letzten Jahre ist, daß Woronzow wie alle seine Vorgänger gegen die eherne Mauer des Kaukasus sich abgenutzt hat, daß die Russen anstatt Boden zu gewinnen, Boden verloren haben, daß die treuesten Stämme bis zum Kuban und Terek ihrer Hand entschlüpfen, daß Transkaukasien mit dem Gesammtkörper des Reichs außer zu Wasser nur noch mittelst des schmalen Festungsbandes zusammenhängt, das sich von Wladikaukas nach Tiflis zieht. Wir wenden uns nun noch einmal zu dem Manne, der so Großes vollbracht hat, um dessen Persönlichkeit zu zeichnen. Unsere Quelle ist dasselbe Werk des deutschen Reisenden, das wir bereits als das beste Buch über den Kaukasus bezeichneten. Schamyl ist von mittlerem Wuchse, hat blondes Haar, graue Augen, von dichten, schön gezeichneten Braunen überschattet, eine regelmäßige, edelgeformte Nase und einen kleinen Mund. Sein Gesicht zeichnet sich vor denen seiner tartarischen Stammgenossen durch eine besondere Weiße der Farbe und Feinheit der Haut aus. Eben so auffallend ist die elegante Form seiner Hände und Füße. Die scheinbare Unbeweglichkeit seiner Arme beim Gehen deutet auf seinen verschlossenen Charakter hin. Sein Auftreten ist durchaus edel und würdevoll. Er ist vollkommen Herr über sich selbst, und übt eine stille Herrschergewalt aus über alle, die in seine

Nähe kommen. Eine unerschütterliche marmorne Ruhe, welche sich selbst in den Augenblicken der höchsten Gefahr nicht verleugnet, umschwebt seine Züge. Er fällt ein Todesurtheil mit derselben Ruhe, wie er nach blutigem Gefecht seinem tapfersten Muriden den Ehrensäbel überreicht. Mit Verräthern oder Verbrechern, deren Tod er einmal beschlossen hat, unterhält er sich, ohne das mindeste Zeichen des Zornes oder der Rache zu äußern. Er betrachtet sich selbst nur als ein Werkzeug in der Hand eines Höhern und hält nach der Sufilehre alle seine Gedanken und Entschlüsse für unmittelbare Eingebungen Gottes. So einschüchternd und ehrfurchtgebietend schon seine äußere Erscheinung ist, so begeisternd und hinreißend ist der Strom seines Wortes. „Er sprüht Flammen aus seinen Augen und streut Blumen aus seinem Munde", sagen seine Anhänger von ihm. Schamyl ist jetzt 54 Jahr alt, aber immer noch voll Frische und Kraft. Nach der Aussage der Russen hat er vor einigen Jahren lange Zeit an einem sich verschlimmernden Augenübel gelitten, dieses Leiden muß aber nach den Ereignissen der letzten Jahre zu urtheilen verschwunden sein. Die Zeit, welche ihm von seinen Verwaltungsgeschäften übrig bleibt, bringt er mit Lesen des Korans, Fasten und Gebet hin. Selten und nur bei wichtigen Fällen nimmt er seit den letzten Jahren persönlich Theil an den Gefechten. Schamyl ist trotz seiner fast übermenschlichen Thätigkeit äußerst streng und mäßig in seiner Lebensweise. Wenige Stunden Schlaf genügen ihm, zuweilen durchwacht er ganze Nächte, ohne deshalb am Tage die geringste Spur von Müdigkeit zu zeigen. Er ißt wenig, und sein einziges Getränk ist Wasser. Seltsamer Weise hat er sich von russischen Ueberläufern ein zweistöckiges Haus ganz im russischen Geschmack bauen lassen. Nach muselmännischer Sitte hält er mehrere Frauen; im Jahre 1844 hatte er deren drei, worunter seine Favoritin war, die sogenannte Dur Haremen (Die Perle des Harems), eine Armenierin von ausgezeichneter Schönheit. Einer seiner Söhne wurde bei der ersten Erstürmung der Festung Achulgo als Knabe gefangen genommen und auf Befehl des Kaisers in einem Kadettenhause in Petersburg erzogen. Er ist jetzt ungefähr zwanzig Jahre alt und Offizier in einem Reiterregiment.

Schamyl wird häufig der Habsucht und eines übertriebenen Geizes beschuldigt. Zum Beweise dieser Anklagen führt man an, daß er an verschiedenen sichern Plätzen in Andi und den Itschkerinischen Wäldern Schätze von Gold, Edelsteinen und andern Kostbarkeiten verborgen halte. Dieser Geiz ist ihm durch seine Lage geboten, er bedarf der gewissenhaftesten Sparsamkeit, um im Kampfe mit den sich stets erneuernden Streitkräften des gewaltigen Rußlands nicht unterzugehen. Zudem betrachtet er die gesammelten Schätze nicht als sein persönliches Eigenthum. Wie er in Mäßigkeit und Einfachheit der Lebensweise dem gemeinsten seiner Krieger als Muster dienen kann, so ist er auch in allem, was seine Person betrifft, bis zum Geize sparsam, aber wo es gilt, eine tapfere That zu belohnen, einen mächtigen Stamm auf seine Seite zu bringen, und in ähnlichen wichtigen Fällen, ist er freigebig bis zur Verschwendung. Um sich ein größeres Ansehn zu geben, behauptet er, mit dem Sultan und dem Schah von Persien in enger Verbindung zu stehen. Einmal oder zweimal des Jahres hat Schamyl Unterredungen mit Allah oder mit dem Propheten, und zwar stets in Zeiten, wo ein großes Unternehmen im Werke ist. Um sich zu dem feierlichen Akte vorzubereiten, begiebt er sich entweder in eine verborgene Höhle, oder verschließt sich in seine Gemächer, wo er drei Wochen mit Fasten, Gebet und dem Lesen des Korans hinbringt. Während dieser Zeit wird das Haus streng bewacht und Niemand der Eintritt gestattet. Am letzten Abend seines Fastens versammelt er die vornehmsten Anführer und Geistlichen um sich, verkündet ihnen, daß der Prophet in Gestalt einer Taube ihm erschienen sei, und theilt ihnen den Inhalt der Offenbarung mit. Hierauf zeigt er sich dem Volke, das in gedrängten Massen das Haus umgiebt, singt einige Verse aus dem Koran und hält eine

lange Rede voll Glaubenseifer und Russenhaß. Die Rede enthält zugleich das Wichtigste der Offenbarung, ist sie beendet, so stimmt das Volk ein frommes Lied an, alle waffentragenden Männer wiederholen auf ihre gezogenen Dolche den Eid des Russenhasses, und man trennt sich mit dem Rufe: „Gott ist groß, Mohammed sein erster Prophet und Schamyl sein zweiter.“ Die Richter und Priester verbreiten die Kunde des Wunders im ganzen Lande, nun folgt eine Woche allgemeiner Festlichkeit, und dann geht es in den Krieg. Das strenge Ceremoniell, womit Schamyl sich umgiebt, entspringt nicht blos dem Bestreben, dem Volke zu imponiren, sondern auch der Sorge für seine Sicherheit. Wäre er nicht so schwierig in der Wahl der Personen, mit denen er sich umgiebt und denen er Zutritt zu sich gestattet, so würde er schon längst als ein Opfer der Blutrache gefallen sein. Zahlreiche Wachen umgeben sein Haus Tag und Nacht, auf Reisen begleitet ihn stets ein Gefolge seiner vornehmsten Murtosigatoren. In treuen Gegenden hat er eine Bedeckung von 1000 Reitern, in solchen Gebieten, wo die Bestechungen der Russen nicht ganz ohne Wirkung geblieben sind, erhebt sich dieses Gefolge auf 2—4000 Reiter. Dieses Gepränge verleiht ihm in den Augen der Gebirgsvölker den Rang eines großen Herrschers.

Louise Köster, geb. Schlegel. L. Köster ist eine künstlerische Persönlichkeit unserer neuesten Zeit, die von selbst Veranlassung giebt, ja sogar ein Anrecht hat, daß ein Abriß ihrer äußern Verhältnisse, die übrigens noch besonderes Interesse an sich tragen, und eine Anerkennung ihres Talents sowohl als ihres Fleißes und ihrer ganzen Haltung öffentlich dargelegt werde. Sie wurde am 22. Februar 1823 zu Lübeck geboren und machte ihre ersten künstlerischen Studien im Jahr 1337 in Leipzig unter Leitung des verstorbenen Musikdirektors Pohlenz. Die ausgezeichneten Naturgaben begünstigten eine ungewöhnlich schnelle musikalische Entwicklung, so daß die junge Sängerin schon im Winter 1837—1838 in den Gewandhauskonzerten singen und als Agathe und Pamina ihre ersten theatralischen Versuche auf der Leipziger Bühne machen konnte. Ihre glücklichen Erfolge und der Beifall, den sie fand, führten im September 1838 ein Engagement für Leipzig herbei. Von hier aus gastirte sie im Mai 1839 in Berlin als Euryanthe, Rezia, Agathe und Alice und etwas später in Dresden. In Folge ihres Berliner Gastspiels wurde sie vom damaligen Intendanten, dem Grafen Redern engagirt, suchte aber später die Lösung ihres Kontraktes nach, weil sie bei ihrer Jugend die große Anstrengung im Opernhause fürchtete. Nach einem Gastspiele in Hamburg ward sie im Dezember 1840 von der Intendantur des Schweriner Hoftheaters gewonnen und verblieb in dieser Stellung bis zum März 1842. Von hier aus gastirte sie in Wien, Dresden, Hannover und im Herbst 1843 wiederum in Berlin. Um hier, wo sie sich auf dem wahren Boden ihrer Kunst und in einer Lage zu befinden glaubte, von welcher aus sie als deutsche Sängerin am freiesten und ungehindertsten fortschreiten könne, eine dauernde Stellung zu gewinnen, gab sie ihr vortheilhaftes Schweriner Engagement auf. Inzwischen vermählte sich unsere Louise Schlegel mit dem Gutsbesitzer Dr. Hans Köster, einem talentvollen Dichter, der sich namentlich mit seinem „Ulrich von Hutten“ und seinem „Luther“ unter den dramatischen Schriftstellern einen geachteten Namen erworben hat. Als sich darauf die mit Herrn von Küstner angeknüpften Unterhandlungen zerschlugen, ging Louise Köster 1844 im August als erste Sängerin nach Breslau. In Breslau stand ihr, trotz der allgemeinen Sympathie des dortigen Publikums die schwerste Prüfung ihres Lebens bevor — sie mußte aus Gesundheitsrücksichten ihrer Kunst gerade in dem Augenblick entsagen, wo sie die Schranken der Schule im nöthigen Maße zu überwinden und die freiere Bahn dramatischer Gestaltung zu betreten anfing. Sie zog sich in die Stille des Landlebens mit ihrem Gemahl zurück. Nach zweijähriger Ruhe glaubte sie hinreichend gekräftigt zu sein, um einen neuen Versuch zu wagen. Die Bitte um ein Gastspiel in Berlin, wohin ihr Blick zu jeder Zeit gerichtet war, wurde ihr gewährt und führte zu einem

achtmonatlichen Engagement an der königlichen Hofbühne, bei welcher sie dann in der Zeit vom Oktober 1847 bis Juni 1848 nicht weniger als achtundvierzigmal und zwar in den Parthien der Euryanthe, Agathe, Rezia, Vestalin, Donna Anna, Königin der Nacht, Gräfin in Figaros Hochzeit, Fidelio, Alice, Valentine, Jessonda und Adriano in Rienzi sang. Louise Köster hatte während ihres damaligen Aufenthaltes in Berlin so allgemeine Sympathien unter den dortigen Kunstfreunden erweckt, daß man trotz der politischen Aufregungen und des allgemeinen Mangels an Kunstinteresse ihren Darstellungen dennoch mit einer steigenden Theilnahme folgte. Die ungetheilteste und ungestörteste Anerkennung genoß sie in der jüngsten Zeit, namentlich 1851 in Berlin, und hat es dahin gebracht, daß mancher Stern, der dort schon am Gesangshimmel glänzte, durch sie verdunkelt wurde. Wir haben aber auch in ihr, wenn wir den Gesammteindruck ihrer Leistungen in ein Bild zusammenfassen, eine der liebenswürdigsten und zugleich begabtesten Kunsterscheinungen der Gegenwart zu erkennen. Sie besitzt in ihrer Stimme eine so reiche Klangfülle, eine so saftige Färbung, einen solchen Umfang, wie in diesem Augenblick vielleicht keine deutsche Sängerin. Die Natur hat sie in dieser Beziehung mit ungewöhnlichen Gaben ausgestattet. Dabei kommt ihr ein außerordentliches musikalisches Gedächtniß zu Hülfe, das sie auch sorgsam gepflegt; ihr Repertoir ist sehr umfangreich. Auf diese Weise nach allen Seiten musikalisch-dramatischer Kunstgestaltung sich ausbildend, konnte sie sich mit verschiedenartigen Kunstschulen vertraut machen. Ihr Naturell neigt sich vorzugsweise zur Cantilene; sie ist recht eigentlich eine deutsche Sängerin und macht einen außerordentlichen Effekt mit Mozart und Beethoven und überall da, wo die fremden Schulen sich dem deutschen Typus in der Melodiegestaltung nähern. So als Valentine in den Hugenotten. Hier begegnet man bei ihr stets dem schönsten, in sich abgerundeten musikalischen Ausdruck. Sie zeichnet die Melodie mit Grazie und Energie zugleich. Noch vor wenig Jahren in ihren dramatischen Leistungen weniger groß, nähert sie sich auch hier der höchsten Stufe der Kunst. Die Aufgaben vor allem, welche ihrer individuellen Persönlichkeit noch besonders entsprechen, weiß sie in so natürlicher, von Innen durchwärmter Auffassung zu gestalten, daß man ihr dabei mit doppeltem und dem lebhaftesten Interesse folgt und folgen muß. Wir dürfen hier nur an: Donna Anna, Valentine, Agathe u. a. erinnern, und in letzter Zeit an Armide, wobei sie in ihrer wahren Größe erscheint. Erwägen wir nun die Bildungsfähigkeit dieser talentvollen Künstlerin, ihre Strebsamkeit nach Vollendung, daher auch die schnellen Fortschritte, welche sie nicht nur im Gesang, sondern auch in dramatischer Beziehung gemacht hat, so dürfen wir auch für die Zukunft die abgerandetsten und höchsten Kunstleistungen von ihr erwarten. Wir halten nach dem Bisherigen sie für befähigt, die Schwierigkeiten, mit denen auch ihre Individualität, wie bei jeder Künstlerin kämpft, noch völlig zu überwinden und sich zur Höhe wahrer objektiver Anschauung zu erheben. So freuen wir uns, daß diese liebenswürdige Künstlerin auch die Anerkennung findet, die sie verdient. Wir freuen uns, daß schon im vorigen Jahre Sr. Majestät der König von Preußen, noch dazu an ihrem Geburtstage, sie zur königl. Kammersängerin ernannte und sie sonach auch in diesem hohen Kreise diejenige Beurtheilung erfährt, die sie ihren schönen ausgezeichneten Leistungen allein zu danken hat. Möge Nichts wieder störend in ihre herrliche künstlerische Laufbahn eingreifen, und sie der Kunst lange, lange erhalten werden!

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (D. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. C. Gate in Meißen.

Wenceslaw Hanka ist geboren am 16. Juni 1791 zu Horinewes, einem ansehnlichen, in geschichtlicher Hinsicht merkwürdigen Flecken im ehemaligen Königgrätzer Kreise von Böhmen. Sein Vater war ein nicht unbemittelter Landwirth und Pächter, der den Sohn ganz schlicht für Haus und Feld erzog. Das Hauptgeschäft des Knaben war das Hüten des Viehs, gegen das Wetter schützte ihn dabei ein alter Husarenmantel aus dem siebenjährigen Kriege, der bei Kälte doppelt umgeschlagen wurde, und im Sommer über eine Stange geworfen das natürlichste Zelt bildete. Die Schule betrat er bis in sein funfzehntes Jahr blos im Winter, sein bester Unterricht war der, welchen ihm die fromme Mutter in der Volksliteratur, namentlich in dem tschechischen Liederschatze ertheilte. Damit er der Rekrutirung entzogen werde, welche die studirende Jugend nicht treffen durfte, brachte ihn der Vater endlich 1807 in eine ordentliche Schule, das Königsgrätzer Gymnasium. Die Lehrer wußten, daß dieser Schüler nur zum Schein studire, und bekümmerten sich wenig um ihn, gestatteten auch, daß Hanka, der nur wenig deutsch sprach, die erforderlichen Aufsätze in der tschechischen Sprache liefern durfte. Der Schüler benutzte diese Erlaubniß nicht blos selbst mit Eifer, sondern vermochte auch einige Mitschüler, seinem Beispiel zu folgen. Sein slawischer Sprachsatz vermehrte sich durch zufällige Umstände, z. B. durch Verlegung des serbischen sogenannten Peterwardeiner Regiments Nr. 9 nach Königgrätz, und Hanka hatte schon einige Begriffe von dem serbischen, kroatischen und russischen Idiom, als er 1810 das Gymnasium verließ. Sein Wissensdrang war mächtig erwacht, eine Rückkehr zum Pfluge würde ihm ein Greuel gewesen sein, auf seine Bitte gestattete der Vater, daß er sich dem geistlichen Stande widmen dürfe. Der junge Studirende fühlte vor allem den Trieb, sich in seiner Muttersprache auszubilden und die andern Studenten für dieselbe zu begeistern. Kaum in Prag angekommen, versammelte er in der Aula seine Genossen aus Königgrätz um sich und sprach zu ihnen: „Wir sind Tschechen, harren wir aus! Unsere Hochschule zählt Tausende von Mitstudirenden, die Einsichtsvollen werden sich uns beigesellen. Meine Pflicht ist es, ihre Vaterlandsliebe zu wecken.“ Bald waren tschechische Deklamatorien eingerichtet, wobei man Puchmayer's Gedichtsammlung in vier Theilen zum Grunde legte, aber auch Eigenes dichtete und vortrug. Die Regierung ermunterte die eifrigen Jünglinge in ihrem Streben, die Landesstatthalter Graf Wallis und Graf Kolowrat wohnten den Deklamatorien mehrmals bei, und ihr Beispiel wirkte auf die höhern Stände ein. In mehreren Familien lernte man böhmisch, und Hanka wurde der bevorzugte Lehrer. Diese Thätigkeit empfahl ihn dem gelehrten Dobrowsky, der ihn noch mehr liebgewann, als er einige serbische Sprüchwörter, die dem bewährten Sprachmeister viel zu schaffen machten, sogleich zu erklären wußte. Die Anziehungskraft des geistlichen Berufs war bei den Studien geschwunden, Hanka bestimmte sich jetzt für die Rechtswissenschaft, von der er hoffte, daß sie ihn in seiner Heimath in irgend einen Rathssaal, wohl gar auf den Sessel eines Bürgermeisters, geleiten könne. Die juristischen Studien trieb er ein Jahr lang, von 1813—1814, in Wien, dann wieder in Prag. Die slawische Richtung überwucherte aber, mit den Sprachstudien verbanden sich schriftstellerische Versuche. Eine damals in Wien erscheinende böhmische Zeitung versorgte Hanka als fleißiger Mitarbeiter mit Beiträgen und gründete hauptsächlich ihren Ruf. In Prag schrieb er, durch die Durchmärsche der russischen Truppen veranlaßt, zu Dombrowskys „Hülfsmittel, die russische Sprache zu verstehen“, einen Anhang: „Beschreibung der russischen Staats- und Kriegsmacht“ (1815) und ein Heft Lieder. Bei den letztern besorgten „die Zuhörer des tschechischen Unterrichts“ den Verlag, Tomaschek dichtete die Melodien dazu. Die Ausstattung war die ungefälligste und dürftigste von der

Welt — das Titelbild wurde einer fremden Ballkarte entliehen! — und gleichwohl verbreiteten sich die Gedichte über Erwarten des Dichters. Zu einem zweiten 1816 erschienenen Hefte steuerte Schaffarik nebst zwei andern bei. Neben dieser Beschäftigung gingen Vorbereitungen für die Prüfung zum Richteramte, Privatvorlesungen, amtliche Uebersetzungen slawischer Dokumente. Als Vorläufer „der tschechischen Grammatik" (Pravopis cesky) erschienen 1816 einige kleinere Arbeiten, die Grammatik selbst kam 1817 zum Druck. Diese Grammatik hat Hanka in unzählige und endlose Streitigkeiten verwickelt, die neue Rechtschreibung, die er darin aufstellt, hat einen wegen der Erbitterung, womit er geführt worden ist, lächerlichen Krieg erregt, in dem die feindliche Partei den Neuerer der Sprachverderbniß und Barbarei angeklagt und alle Kräfte aufgeboten hat, sein Werk von den Schulen fern zu halten. Jetzt ist seine Schreibweise durchgängig in ganz Böhmen eingeführt. Dobrowsky, dessen System Hanka zur Anwendung brachte, ließ seinen Schüler vollständig im Stich, indem er seine Betheiligung bei dem Streite durch eine geschraubte Erklärung ablehnte. Einen durch keine Polemik verkümmerten Gewinn schufen der böhmischen Literatur die von Hanka übersetzten serbischen Volkslieder des Wuk Stephanowitsch Karadschitsch, die im Original drei Jahre früher erschienen waren. Bekanntlich haben diese Lieder auch auf unsere Literatur fruchtbringend eingewirkt, dem böhmischen Literaten waren sie eine Aufforderung, in den böhmischen Bibliotheken nachzuforschen, ob sich nichts ebenbürtiges Tschechisches auffinden lasse. Eben gab Dobrowsky eine neue Ausgabe seiner böhmischen Literaturgeschichte heraus, in die er die ältesten Sprachproben aufnahm. Diesem Werke schloß sich Hanka an mit den sechs Bänden seines Sprachschatzes: Starobyla Skládanie, wörtlich „alterthümliche Gedichte." 1817 erschien der erste Band, mit einer Einleitung von Jungmann und einem Glossar des Verfassers, der nun sein dankbarstes Gebiet, die Handschriftenkunde, betreten hatte. Um sich von seinen Mühen zu erholen, machte Hanka im Herbst einen Ausflug nach der Stadt Königinhof in der Nähe seines Geburtsorts, zu einem Jugendfreunde. Am 16. September 1817 sitzt er mit diesem und einem Geistlichen bei Tisch, man spricht von vaterländischen Dingen, auch von der Zerstörung der Stadt zur Zeit der Hussitenkriege, und der Geistliche erzählt, daß in einer Kammer an der Stadtkirche, unter einer Masse von Papieren und unbrauchbarem Geräth, auch alte hussitische Waffen und Reste von Manuskripten sich befänden. Hanka eilt hin und zieht aus dem Geröllhaufen nach und nach zwei schmale Pergamentstreifchen, an Hussitenpfeile befestigt, und zwölf vollständige Blättchen Pergament hervor. Wir kennen diese Reste unter dem berühmten Namen der Königinhofer Handschrift, welche Hanka als Eigenthum überwiesen und von ihm dem vaterländischen Museum einverleibt worden ist. Diese Handschrift, deren größter Theil wahrscheinlich von einem rohen Messner zerstört worden ist, der den Inhalt der Rumpelkammer als sein Eigenthum betrachtete und benutzte, ist eine Sammlung von Liedern, die wahrscheinlich zwischen 1290 und 1310 veranstaltet wurde, in einer Zeit großen Uebergewichts des Deutschthums, die den Wunsch erzeugte, die Denkmäler der alten Sprache und Sitte vor dem Untergange zu bewahren. Der erhaltenen Lieder sind vierzehn, alle mit Ausnahme des ersten und letzten vollständig. Sie sind in reimlosen Zeilen gesungen, die meist ein fortlaufendes Ganzes bilden, zuweilen in freien strophenartigen Absätzen sich unterbrechen. Neun sind lyrischen Inhalts, durchaus tief empfunden, eigenthümlich gedacht, lebendig, zart, kräftig und doch immer klar und volksmäßig ausgesprochen. Den wichtigsten Theil der Sammlung bilden die fünf Heldenlieder, auf Begebenheiten Bezug nehmend, die 1241 bis rückwärts in das neunte Jahrhundert und die Zeiten der Bekehrung der Tschechen hinabreichen. Die kritische Sorge für den Text verzögerte die Herausgabe der Königinhofer Handschrift bis 1819. Die allgemein erwachte Theilnahme für Volksthümliches begrüßte das Werk als ein Ereigniß. Die Lieder wurden in fast alle Sprachen übersetzt, auch Goethe hat eines derselben „das

Sträußchen" in deutscher Uebertragung seinen Werken einverleibt. (Sämmtliche Werke, B. 2 S. 311.) Hanka erhielt aus der Nähe und Ferne Beweise von Achtung und Dankbarkeit: Diplome, Medaillen, Ehrengeschenke aller Art, Lobgedichte, deren bestes unser Romantiker de la Motte Fouqué an ihn gerichtet hat. Die erste Ausgabe der Handschrift enthält außer dem Urtext mit gegenüberstehender neuböhmischer Metaphrase auch eine deutsche Uebersetzung von W. A. Swoboda. In Böhmen erwachte jetzt der regste Eifer für die Nationalliteratur, man durchforschte die Archive, Bibliotheken, Sakristeien, Burgverließe, man löste die Pergamentblätter ab, die spätere Buchbinder zu Bücherdeckeln benutzt hatten, und entdeckte auf diese Weise manches Werthvolle. Auch Altdeutsches wurde gefunden, z. B. in der Fürstenbergischen Bibliothek zu Prag das althochdeutsche Gedicht Merigarto, das Hoffmann von Fallersleben in Gemeinschaft mit Legis-Glückselig herausgegeben hat. In diesem Forschungsdrange scheinen einige Patrioten, denen eine recht bedeutsame Entdeckung nicht nach Wunsch gelingen wollte, dem Mangel an auffindbaren Denkmälern durch eigene Fabrikate abgeholfen zu haben. Am verdächtigsten in dieser Beziehung ist ein an die mythische Libussa anknüpfendes Gedicht Libusin Soud, seinem Aeußern nach ein uraltes Handschriftenfragment, das vierzehn Monate nach der Entdeckung und noch vor der Herausgabe der Königinhofer Handschrift auf eine geheimnißvolle Weise mittelst der Prager Stadtpost an das böhmische Museum eingesandt wurde. Hanka nahm sich der Echtheit dieses Fragments auf das wärmste an, und erregte dadurch bei Kritikern einen Verdacht gegen sich, der sich keineswegs abstumpfte, als er später eine böhmische Interlinear-Version vom Evangelium Johannis, angeblich aus dem zehnten Jahrhundert, veröffentlichte, die er auf einem Bücherdeckel gefunden haben wollte. Der Streit über diese echten oder falschen Alterthümer hat lange gedauert, und die berühmtesten slawischen Sprachforscher sind in die Schranken getreten, Schaffarik und Palacky für, Dobrowsky und Kopitar gegen die Echtheit. Dobrowsky sprach schonungslos das Wort „literarischer Betrug" aus, nach seiner Ansicht war Hanka der Verfasser der Interlinear-Version, Hanka oder Jungmann der Dichter des Libussinischen Fragments, und ein mittelmäßiger Versemacher Linda hatte die Abschriften geliefert. Noch weiter ging Kopitar, indem er sogar die Echtheit der Königinhofer Handschrift in Frage stellte. Sein Hesychii Epiglossita russus hat ein eigenes Kapitel mit der Ueberschrift: Ueber die unverhoffte Auffindung alter böhmischer Handschriften, welche einigermaßen verdächtig sind. Nachdem Kopitar in diesem Kapitel mehrere Handschriften als unecht nachgewiesen hat, fährt er fort: „Wie nun, wenn derselbe Verdacht auch gerechtfertigt wäre gegen gewisse Glossen (altböhmische Glossen der Mater verborum vom Jahr 1202), ja sogar gegen die Königinhofer Lieder, die eine außerordentliche Aehnlichkeit haben (simillimæ) mit früher veröffentlichten serbischen Liedern, so daß man nicht ohne Grund glaubt, sie seien eine Nachahmung eines jetzt lebenden (recentis) böhmischen Dichters?" Ein solcher Angriff auf die geliebte Handschrift war den Verehrern derselben zu viel, sie vergalten dem Feinde Gleiches mit Gleichem und streuten aus, Kopitar sei selbst ein Fälscher und seine hesychischen Epiglossen würden nicht in den Wiener Kodex gekommen sein, wenn er sie nicht selbst hineingeschrieben hätte. Zur Vertheidigung der alten Handschriften haben Schaffarik und Palaczky einen umfangreichen Quartband geschrieben: „Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache mit Facsimiles", und darin die Echtheit der Königinhofer Lieder bewiesen. Die Ehrenrettung der andern Handschriften ist ihnen nicht so gelungen, diese werden in Beziehung auf ihren Ursprung zweifelhaft, wenn nicht zweideutig bleiben.

Die durch die literarische Bewegung gegebene Anregung half den alten Plan der Gründung eines Nationalmuseums in Böhmen realisiren. Hanka war unter den Unterzeichnern einer Bittschrift für diesen Plan, ein Theil des hohen Adels gesellte sich ihnen zu, und 1818 hatte man für das Museum Geldzeichnungen

von 61,379 Gulden und die werthvollsten Geschenke, ganze Bibliotheken und Naturalienkabinette. Zwei Grafen Sternberg und Dobrowsky übernahmen die Leitung, Hanka wurde zum Vorsteher der literarischen Sammlung des Museums ernannt. 1822 kam die kaiserliche Sanktion der Statuten, Hankas Zukunft war nunmehr eine gesicherte, und er konnte seine Geliebte Barbara Madl zum Altare führen. Einige Jahre nach der Gründung des Museums gab die Gesellschaft die tschechische „Quartalschrift des böhmischen Museums" heraus, welche noch heute in zwanglosen Heften forterscheint, während die deutsche Quartalschrift nach fünf Jahren einging. Diese Zeitschrift veranlaßte und vereinigte die einzelnen Gelehrten zu gemeinschaftlichem Streben und zur Berathung dessen, was den Bedürfnissen des Volkes entspreche. Hanka hat für sie eine lange Reihe gediegener Abhandlungen, Recensionen, Abdrücke alter Sprachüberreste, Gedichte und Miszellen geschrieben. Die Einigkeit auf dem literarischen Felde wurde aber bald gestört durch den alten Streit über die böhmische Rechtschreibung, der mit verstärkter Heftigkeit wieder erwachte. Der neue Streit knüpfte sich zunächst an Hankas Ausgabe des alten Igorliedes aus dem zwölften Jahrhundert, das im Jahre 1795 von dem Grafen Mussin-Puschkin entdeckt und seitdem mehrmals gedruckt worden war. Um dieses Gedicht allen Slawenstämmen zugänglich zu machen, ersann Hanka zu seiner Rechtschreibung eine eigene Schrift, die aus lateinischen, cyrillischen und selbst erfundenen Buchstaben gemischt ist. Als die österreichische Regierung dann über die Einführung einer bestimmten Rechtschreibung zu entscheiden sich anschickte, griff man von allen Seiten zur Feder, um dies oder jenes System zu empfehlen. Dieser Federkampf nahm eine solche Erbitterung an, als ob das Wohl und Wehe des Landes davon abhinge, daß das y allgemein durch das i ersetzt werde. Die Mückenseiherei der tschechischen Gelehrten machte sie dem Auslande lächerlich, sie selbst waren so ganz mit Leib und Seele bei der Sache, daß einer der Hauptkämpfer, Negedly, von dem ewigen Aerger fast den Tod gehabt hätte. Von größern Werken förderte Hanka den Schluß des deutsch-böhmischen Wörterbuchs von Dobrowsky und eine böhmische Bearbeitung des Dobrowskyschen Lehrgebäudes. Mit allen slawischen Gelehrten in Korrespondenz, wirkte er besonders nach Rußland hin, wo er die Anlage slawischer Bibliotheken und die Errichtung von slawischen Lehrstühlen betrieb. Lange konnten ihm seine dortigen Freunde nichts Günstiges schreiben, endlich am Schlusse des Jahres 1829 erhielt er die Nachricht, daß der Kaiser eine namhafte Summe für eine slawische Bibliothek in Petersburg bestimmt und ihn zum Bibliothekar ernannt habe. Im Januar des folgenden Jahres erhielt er den förmlichen Ruf unter den günstigsten Bedingungen: Reisegeld, 4000 Rubel Jahrgehalt, den Rang eines Hofraths, der den erblichen Adel ertheilt. Man meldete ihm zugleich, es solle für ihn in Petersburg ein Lehrstuhl der slawischen Sprache errichtet und sein Gehalt sodann verdoppelt werden. Aus mehreren Gründen nahm Hanka diesen Antrag nicht an. Der schon laut gewordene Verdacht, daß die slawische neue Schule mit ihrer gleichmäßigen Rechtschreibung und ihren Annäherungsversuchen der einzelnen Literaturen einer politischen russischen Propaganda diene, bestimmte ihn zumeist zu diesem Entschlusse, dann aber auch die Besorgniß, daß kein anderer in Böhmen den von ihm leer gelassenen Platz werde ausfüllen können, und endlich der Widerwillen, zugleich mit ein paar andern Gelehrten, welche ebenfalls einen Ruf nach Rußland erhalten hatten, in einen Wirkungskreis zu treten, der ihm in solcher Umgebung der Dornen viele verhieß. Sein Ablehnungsschreiben wurde nicht ungnädig aufgenommen, ein Jahr darauf erhielt er den russischen St. Wladimir-Orden vierter Klasse „für ausgezeichnete Leistungen im Fache der slawischen Literatur und Alterthümer."

Die zweite, verbesserte und mit neuen Liedern vermehrte Ausgabe der Königinhofer Handschrift, auch durch eine sorgfältigere deutsche Uebertragung ausgezeichnet, erschien 1829. Die spätern Auflagen sind sich rascher gefolgt,

1847 konnte Hanka die neunte besorgen. Seine Studien waren inzwischen selbst in Ländern bekannt geworden, die bis dahin von slawischer Literatur kaum eine Notiz genommen hatten. Beweise davon sind eine englische Blumenlese (Cheshian Anthology, being a history of the poetical literature of Bohemia, with translated specimens by John Bowring) und eine mit Proben belegte' Abhandlung Edgar Quinet's in der Revue des deux Mondes: L'Epopée des Bohèmes. Hanka's Gedichte erschienen 1831 in einer dritten stark vermehrten Auflage, auch übersetzte er die bekannten Krakauer Volksweisen in böhmische Reime. Seine rein gelehrten Arbeiten gewannen bedeutend an Ausdehnung, es kamen hinzu Vetustissima Vocabularia latino-bohemica mit Schriftproben, eine polnische Grammatik, eine tschechische Grammatik, neue Ausgaben von Dobrowsky's Hauptwerken: Entwurf zu einem allgemeinen Etymologikon der slawischen Sprachen; Slawin, Botschaft aus Böhmen an alle slawischen Völker; Glagolitica, oder über die glagolitische Literatur. Im böhmischen Krönungsjahr 1836 begann Hanka auch mit numismatischen Arbeiten und veröffentlichte nach und nach mehrere sehr schätzenswerthe Monographien: Böhmens Krönungsmünzen; die Reverslegenden der böhmischen Münzen des zehnten Jahrhunderts; Familienmünzen und Medaillen des Hauses Rosenberg in Böhmen; Münzen und Medaillen des gräflich Schlick'schen Hauses; Münzen und Medaillen Albrecht Herzogs von Friedland. Seine weit verzweigte Korrespondenz benutzte er, um brieflich Nachforschungen anzustellen nach dem prachtvollen slawischen Evangelienkodex in Reims, den man seit 1790 vermißte. Mehrmals wurde ihm Hoffnung gemacht, daß dieses werthvolle Manuskript entdeckt worden sei, endlich fand es der russische Geheimrath A. J. v. Turgeniew wirklich im Dezember 1835 bei einem Besuch der Stadtbibliothek zu Reims. Von den verschiedenen Ausgaben, die in den nächsten Jahren erschienen, hat Hanka eine besorgt unter dem Titel: Sazavo-Emmauntinum Evangelium nunc Remense. Es versteht sich fast von selbst, daß über diese Entdeckung abermals ein erbitterter Federkrieg ausbrach. Hanka behauptete den böhmischen Ursprung des Textes und daß der heilige Abt Prokop von Sazawa um 1030 den ersten Theil desselben geschrieben habe, welches letztere er mit den glagolitischen Schlußworten des zweiten Theils belegte, welche nach seiner Uebersetzung lauteten: „Den vordern Theil hat der heilige Abt Prokop mit eigener Hand geschrieben." Kopitar bestritt die Richtigkeit dieser Uebertragung, nach seiner Meinung stammte der Kodex aus Rußland und gehörte dem vierzehnten Jahrhundert an. Diese Ansicht hat der große Sprachforscher in der erst nach seinem Tode 1845 erschienenen, auf Kosten des Kaisers Nikolaus zu Paris durch Silvestre veranstalteten Prachtausgabe verfochten, deren Text Kopitar Prolegomina historica vorausschickte, die Entgegnung Hanka's enthält dessen oben angeführte Ausgabe. Die Ergebnisse seiner frühern Rechtsstudien machte er von 1841 an dem Publikum zugänglich und lieferte namentlich nach 55 Handschriften böhmischer Rechtsbücher des Mittelalters eine ganze Quellenkunde, welche in dem ersten tschechischen Aktenbande der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften enthalten ist, außerdem das sogenannte Neunbücherrecht des Viktorin Cornelius von Wschehrd aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts und folgende Ueberreste aus dem vierzehnten Jahrhundert: das Rosenberger Buch, Duba's Rechtsauslegung, die Landgerichtsordnung und die Majestas Carolina. Diese gelehrten Arbeiten gehören bereits einer Zeit an, in der die Tschechen dem deutschen Element mit einer Feindschaft entgegentraten, die nicht anders erklärt werden kann (wenn man gehässige Motivirungen fern hält), als durch die Selbstüberschätzung, die bei dem ersten jugendlichen Aufschwung eines Volks, sei dieser nun ein literarischer oder ein politischer, immer einzutreten pflegt. Hanka hat sich von den damaligen Verirrungen rein erhalten, selbst in dem Streit der Slowaken gegen die Ungarn, den die andern tschechischen Gelehrten zu dem ihrigen machten, hat er geschwiegen, was ihm allein zur Last fällt, ist, daß er an Jordan's slawischen Jahrbüchern auch dann noch zu arbeiten fortfuhr, als die

Jahrbücher in ihrer Polemik gegen das Deutsche bereits in die schmutzigen Tiefen der Gemeinheit herabgestiegen waren. Die Mäßigung, welche er bei den auf einem politischen Hintergrunde spielenden Stammfehden bewahrte, empfahl ihn einer hohen Person, als diese sich 1842 über die Gefährlichkeit des Panslawismus aufzuklären trachtete. Hanka gab eine Antwort, die, wenn sie auf einen fruchtbaren Boden fiel, den tschechischen Bestrebungen ungemein nützlich sein mußte. Kurz gefaßt schrieb er Folgendes: Eine Schriftsprache ist den slawischen Stämmen ein unabweisliches Bedürfniß. Verschiedene gleichberechtigte Idiome wetteifern mit einander, und dasjenige wird den Preis davon tragen, dem die meiste Pflege des Staats zu Theil wird. Eine solche Pflege wird der russischen Sprache zu Theil, und zwar sehr freigebig, sie eilt mit Riesenschritten vorwärts. Das einzige Hinderniß für die Russen ist ihre cyrillische Schrift; so lange sie diese beibehalten, können die Diplomaten ruhig schlafen, aber wehe, wenn ihnen die lateinische Schrift anzunehmen einfällt, dann haben sie alle Slawen für sich. Dieser Gefahr läßt sich begegnen, sobald die österreichische Regierung eben so für die tschechische Sprache und Literatur sorgt, wie Rußland für die russische. Die Vorsehung hat Böhmen an die äußerste Spitze der aufgeklärten Nachbarn gestellt, von dieser bedeutsamen Stelle aus werden alle slawischen Stämme freudig und willig das Licht der Aufklärung entgegennehmen. Der böhmische Dialekt eignet sich am besten zur allgemeinen Schriftsprache, denn er hat schöne Monumente, ist frühzeitig ausgebildet und war einmal schon nahe daran, in Polen und Litthauen als Sprache des Hofes und der Gelehrten angenommen zu werden. So Hanka; sollten seine Aufklärungen nicht gewirkt haben, irren wir uns in der Annahme, daß wir hier das Motiv haben zu der unleugbaren Bevorzugung, welche in den letzten Jahren der alten Herrschaft dem Tschechischen vor dem Deutschen in Böhmen gewährt wurde?

Die politische Thätigkeit, die auch Hanka im Jahre 1848 in Beschlag nahm, hat für uns kein Interesse, für uns ist nur der Einfluß wichtig, den der plötzliche Umschwung auf seine literarische Thätigkeit übte. Hier begegnen wir einem dithyrambischen Gedicht auf den jetzigen Kultusminister Graf Leo Thun, einer Ausgabe von Dalimils böhmischer Chronik, woraus Hanka ein begeistertes Volksbuch zu machen beflissen gewesen ist, und politischen Liedern, mit denen er seine Gedichtsammlung vermehrt hat. 1849 bei der Reform des Studienwesens erhielt er einen Lehrstuhl der altslawischen und russischen Sprache an der Prager Hochschule und eröffnete seine Vorlesungen vor 200 Zuhörern, denen er nach eigenen Lehrbüchern Vorträge hält. Seine Hauptthätigkeit in literarischer Beziehung richtet sich seitdem auf kritische Beleuchtung der zahlreichen Schriften des Professors Franz Miklosich über slawische Philologie, der ihm im gereiztesten Tone antwortet. Es ist dies mindestens der zwanzigste Streithandel, in den er seit der Herausgabe der Königinhofer Handschrift sich verwickelt hat, und eine solche Streitsucht muß um so mehr Wunder nehmen, als Hanka im Grunde ein gutmüthiger, mit dichterischer Weiche ausgestatteter Mann ist. Er steht noch gegenwärtig der Bibliothek des böhmischen Museums vor, in deren Räumen Fremde ihn am sichersten auffinden. Diese Bibliothek — 20,000 Bände, 26,000 Urkunden, 20,000 Siegelabdrücke und über 5000 Wappen — hält er mit einer fast mönchischen Aengstlichkeit in Ordnung, eine zweimalige Uebersiedelung der ganzen Sammlung hat der Regelmäßigkeit der Aufstellung nicht im mindesten geschadet. Den Gelehrten als Auffinder und Herausgeber der Königinhofer Handschrift werth, erfreut sich Hanka einer seltenen Volksbeliebtheit, Jung und Alt singt seine Lieder, seine „Rechtschreibung" ist in allen Schulen verbreitet. Seine Werke verlegt er meistens selbst, ob sie ihm Geldgewinn bringen, ist seine geringste Sorge. Er ist Mitglied sehr vieler gelehrter Gesellschaften, neben dem russischen Wladimirorden trägt er seit 1846 das Kommandeurkreuz des russischen St. Annaordens „für eifrige Mitwirkung bei gelehrten Unternehmungen des Ministeriums der Aufklärung im Fache der

slawischen Philologie." Seine meisten literarischen Freunde hat er in Rußland und Polen, aber auch unser Jakob Grimm zieht ihn bei slawischen Gegenständen zu Rathe. Seine Korrespondenz, die eine achtbare Reihe von Quartbänden umfaßt, ist dem böhmischen Museum einverleibt worden. Er spricht alle slawischen Dialekte, seine Korrespondenz führt er in dem Idiom dessen, mit dem er sich eben unterhält. Bei fester Gesundheit, zu deren Zustande er durch Abhärtung viel beigetragen hat, ist er noch sehr rüstig und fast jugendlich. Die Naturfreuden sind ihm die liebsten, Reisen hat er außerhalb Böhmens fast nicht gemacht, Dresden und Wien sind die Endpunkte seiner Ausflüge. Er ist kinderlos, seinen einfachen Haushalt theilen Mutter und Schwester seiner Gattin. Sein Bild ist zweimal im Kupferstich von Teplar und Dworak und mehrmals im Steindruck von Machek, Schier und Taddeo Maier wiedergegeben. Auch eine 1835 geprägte Denkmünze trägt sein Brustbild. In der „Illustrirten Zeitung" von 1850, B. 15 Nr. 381, findet man ein Facsimile seiner orginellen Handschrift. Biographien Hanka's enthalten das neueste Slovnik konversacni Rittenbergs und das Taschenbuch Libussa in seinem Jahrgange 1852, letztere von Dr. Legis-Glückselig.

Texas, zuerst ein Theil des Vicekönigreichs Neuspanien, dann ein Staat der Republik Mexiko, gehört seit 1846 zu der nordamerikanischen Union, deren südlichster Staat es ist, und begreift zwischen 26° bis 38° nördlicher Breite einen ausgedehnten Landstrich am mexikanischen Meerbusen zwischen den Flußgebieten des Mississippi im Nordosten und des Rio Bravo del Norte oder Rio Grande im Südwesten. Die Grenzen, wie ein Beschluß des Kongresses von Texas aus dem Jahre 1836 sie annahm, sollten sein im Norden und Osten die Flüsse Sabine, Red River und Arkansas nebst einigen künstlichen verbindenden Grenzlinien, im Westen und Südwesten der Rio Grande und im Südosten der mexikanische Meerbusen. Diese Grenzbestimmung beanspruchte für Texas den größten und volkreichsten Theil der Provinz Neu-Mexiko nebst der Hauptstadt Santa Fé, wofür sich kein anderer Grund anführen ließ, als das Belieben der Texaner, da Neu-Mexiko niemals politisch zu Texas gehört hat, von den amerikanischen Ansiedlern niemals erobert worden ist, und in physischer Beziehung wegen eines zwischen beiden Ländern liegenden mehrere Hundert englische Meilen breiten Hochlandes als ein abgesondertes Gebiet sich darstellt. Seitdem Neu-Mexiko ebenfalls zur Union gehört, ist der Grenzstreit eine innere Angelegenheit geworden und hat bald seine Erledigung gefunden. Auf einen im Januar 1849 vor den Kongreß gebrachten Gesetzesvorschlag hat die gesetzgebende Behörde am 9. September 1850 ihre Entscheidung gefällt und der Staat Texas demnächst seine Zustimmung ertheilt. Die endgültig festgestellte Grenze beginnt im Norden da, wo der 100° westlicher Länge von Greenwich mit dem 26° 30′ nördlicher Breite sich schneidet, reicht von diesem Punkte westlich bis zum 103°, zieht sich sodann südlich bis zum 32° nördlicher Breite, folgt diesem Breitengrade bis zum Rio grande und fernerhin dem genannten Strome bis zu dessen Einmündung in den mexikanischen Meerbusen. Für das Aufgeben seiner Ansprüche hat Texas eine Entschädigung erhalten von 40 Millionen Dollars in fünfprozentigen Staatspapieren, die bis zum Jahre 1865 vom Staat in jährlichen Raten einzulösen sind. Innerhalb seiner neuen Grenzen hat Texas nach Andree 223,000 englische Geviertmeilen oder 142,720,000 Acker, auf denen 230,000 Einwohner leben, von denen 62,000 Sklaven sind.

Spanien hat auf diese Besitzung nie einigen Werth gelegt. Die spanischen Niederlassungen beschränkten sich auf wenige Punkte: San Antonio de Bexar, Goliad, Refugio und den militärischen Posten Nacogdoches in der Nähe des rothen Flusses oder Red River. Unter der spanischen Herrschaft kann sich die Bevölkerung von Texas nicht viel über 6000 Seelen erhoben haben. Auch die mexikanische Republik wußte mit den an werthvollen Produkten des Mineralreichs armen Lande nichts anzufangen und suchte englisch-amerikanische Ansiedler

hereinzuziehen. 1819 schloß Moses Austin, ein Bürger aus den nördlichen Staaten der Union, einen Vertrag mit der mexikanischen Regierung, der ihn zur Einführung von Nordamerikanern verpflichtete, wogegen man ihm Land unter den vortheilhaftesten Bedingungen anwies und große Versprechungen machte, daß die Einwanderer nach eigenen Gesetzen leben, in Freiheit und Glauben nicht gekränkt, mit freier Einfuhr aller Lebensbedürfnisse begünstigt werden sollten, u. s. w. 1821 begann die Einwanderung, zumeist aus den Staaten Louisiana, Alabama, Arkansas und Missouri. Bewohner der alten Staaten, sogenannte Yankees, stellten sich als Kaufleute und Gewerbtreibende für die Städte ein, auch Deutsche kamen. Mit der garantirten Unabhängigkeit war es indessen bald vorbei; ein Dekret des mexikanischen Kongresses vom 7. Mai 1824 schlug Texas zu Cohahuila auf so lange, als es nicht eine hinreichende Bevölkerung habe, um einen eigenen Staat zu bilden. 1830 waren etwa 15,000 Nordamerikaner eingewandert, aber so gering diese Anzahl war, so fürchteten doch die Mexikaner das bekannte Uebergewicht des anglo-germanischen Stammes so sehr, daß sie die Eingewanderten durch Plackereien aus dem Lande zu treiben trachteten. Die zollfreie Einfuhr von Lebensbedürfnissen wurde nicht mehr gestattet, die Beschwerden der Texaner fanden kein Gehör, neue Feindseligkeiten wurden gegen sie geübt, als Santa Anna durch eine Militärrevolution ans Staatsruder gelangt war und die Föderativverfassung umgestürzt hatte. Die Texaner sollten die neue Verfassung anerkennen; sie weigerten sich, weil Cohahuila-Texas als souveräner Staat an dem alten Grundgesetz festzuhalten beschlossen habe. Stephan Austin, der Sohn und Erbe von Moses Austin, der die Sache seiner Landsleute in der Hauptstadt führte, wurde plötzlich verhaftet und neun Monate ohne Verhör im Gefängniß gehalten, der Kongreß von Cohahuila-Texas mit Soldaten aus einander gesprengt, allen Texanern mit Entwaffnung gedroht. Die Versuche, die Drohung auszuführen, veranlaßten die ersten Gefechte, und in Folge der Grausamkeiten, welche von mexikanischen Soldaten gegen waffenlose Männer und Frauen verübt wurden, entstand ein solche Erbitterung, daß ein schnell zusammentretender Kongreß von Texas die völlige Trennung des Landes von Mexiko aussprach. Der mexikanische General Cos verlor eine Schlacht, flüchtete nach Antonio de Bexar, wurde hier eingeschlossen und mußte den Platz neben der Festung Alamo (deutsch: Pappel) am 11. Dezember 1835 übergeben. Zwei Monate später erschien Santa Anna mit den ersten Abtheilungen seines großen Heers vor der Stadt, deren Besatzung sich in die Festung einschloß. Die Geschichte dieser Belagerung (21. Februar bis 5. März 1836) ist reich an Zügen heldenmüthiger Tapferkeit und aufopfernder Vaterlandsliebe. Die Texaner zählten unter ihrem Anführer Travis nicht mehr als 140 Mann, der belagernden Mexikaner waren 4000. Tag und Nacht hörte die Beschießung aus grobem Geschütz nicht auf, aber das Häuflein der Texaner vertheidigte die gelegten Mauerlücken, so lange die Körperkraft aushielt. Der letzte entscheidende Sturm des 5. März fand die Belagerten gänzlich erschöpft, die meisten waren todt, keiner unverwundet, die Gewehrkolben und die Waldmesser (Bowies) mußten die fehlende Munition ersetzen. Noch dauerte es Stunden, bis die Mexikaner eindringen und die halb Wehrlosen niederschießen konnten. Bei dem Handgemenge im Innern der Festung standen noch sieben Vertheidiger aufrecht, welche alle fielen, lebend verließen den Alamo nur eine weiße Frau und ein Neger. Diesem Unglück folgte ein zweites: am 18. März umzingelte General Urrea 300 Texaner auf einem Wiesengrunde, vermochte sie durch eine annehmbare Kapitulation, die Waffen zu strecken, und ermordete alle. Die zu Washington am Brazos versammelten Abgeordneten ließen sich durch diese Unfälle nicht beugen, der Krieg ging fort, das Glück wurde den Texanern wieder günstig. Eine Schlacht gegen Cos lieferte ihnen diesen Feind in die Hände, aber sie entließen ihn, nachdem er sein Ehrenwort gegeben hatte, nicht mehr gegen Texas zu dienen. Inzwischen

zog Santa Anna, in geringer Entfernung vom Meeresufer marschirend, gegen den Brazos, um den Kongreß zu züchtigen, daß er die Unabhängigkeit des Landes nochmals ausgesprochen hatte. In der Nähe dieses Flusses, in den Ebenen am San Jacintoflusse überfiel ihn General Samuel Houston mit wenigen hundert Texanern (12. April 1836). Die Kreolen hielten eben ihre Mittagsruhe, und der Ueberfall, den der Racheruf: „Denkt an Alamo!" begleitete, wurde so energisch ausgeführt, daß das mexikanische zehnfach stärkere Heer fast ohne Widerstand sich sprengen ließ. In einem Nu waren 630 Mexikaner getödtet, 280 verwundet, 730 gefangen, der Rest ergoß sich in wilde Flucht. Santa Anna fand man einige Tage später in einem Sumpfdickicht, wo er sich verborgen hielt, auch Cos, der sein Ehrenwort gebrochen hatte, war unter den Gefangenen. Santa Anna wurde nach den vereinigten Staaten geführt, als Geißel, daß sein Land den Krieg nicht fortsetzen werde. Nach den Erlassen und Aufrufen des mexikanischen Kongresses drohte den Texanern jetzt ein Krieg auf Tod und Leben, aber es fehlte den Mexikanern das Heer, das es hätte wagen dürfen, die texanische Grenze zu überschreiten. Die Bewohner des neuen Staats fanden vollkommen Zeit, sich zu konstituiren und zu kräftigen. Die fremden Mächte waren damit einverstanden, daß Texas ein unabhängiger Staat bleibe, was sie verhindern wollten, war Anschluß an die Vereinigten Staaten. Dieser so gefürchtete Schritt war von den Verhältnissen so zwingend vorgeschrieben, daß er früher oder später erfolgen mußte. Eine Gegenpartei von Sklavenfreunden in der Union und Sklavenhaltern in Texas vermochte nichts, als den Anschluß verzögern, der dann im Jahre 1846 erfolgte. Dieses Ereigniß war eine der Veranlassungen des Kriegs mit Mexiko (s. d.), in dem die texikanischen berittenen Büchsenschützen sich ihren alten Feinden aufs neue furchtbar machten.

Seiner Oberflächenbeschaffenheit nach zerfällt ganz Texas in drei Zonen oder Gebiete, die sich sehr bestimmt von einander unterscheiden und an vielen Punkten scharf abgrenzen. Die erste Zone bildet das flache niedrige Land (Level region), welches vom Rio Grande bis zum Sabine an der ganzen Küste herrscht und sich mehr oder weniger tief in das Land hinein erstreckt. Die Breite dieser Ebene ist im Süden und Norden, am Rio Grande und Sabine, am geringsten, etwa fünf deutsche Meilen, in der Mitte, am Colorado, am bedeutendsten, etwa zwanzig deutsche Meilen. Nahe an der Küste erhebt sich dieses Gebiet am wenigsten über das Meer, an der Bai von Galveston kaum um ein paar Fuß, nach dem Innern zu steigt das Gelände an, bei Houston schon auf 60 bis 70 Fuß. Der bei weitem größte Theil dieser Zone besteht aus Wiesengründen (Prairien), durch die dem Laufe der Flüsse nach Waldstreifen ziehen, meistens fruchtbar, aber im Frühjahr stark von Ueberschwemmungen heimgesucht. Die Wiesengründe — meilenweit ausgedehnte fast völlig ebene Grasflächen mit einzelnen Inseln von Bäumen oder Gesträuch, welche ordnungslos eingestreut sind — geben diesem Theile den landschaftlichen Charakter eines englischen Parks im großartigsten Maßstabe. Vor der Küste liegen Inseln von meistens sehr langgezogener Form, die sich wie das feste Land wenig über das Meer erheben. Bei allen ist der Boden dürr und sandig, und alle sind unbebaut, mit alleiniger Ausnahme der Insel Galveston. Auf das ebene Gebiet folgt die zweite Zone, das sanftwellige Hügelland (Rolling or undulating region), das den größten und schönsten Theil des angebauten Texas begreift. Auch dieses Gebiet hat in der Mitte des Landes zwischen den Flüssen Guadelupe, Colorado und Brazos seine größte Breite von 30 — 40 deutschen Meilen. Im Osten zwischen dem Rothen und dem Dreieinigkeitsflusse (Trinidad, Trinity) bewahrt diese Zone mit ihren dichten Waldungen ganz den landschaftlichen Charakter des angrenzenden Louisiana und Arkansas, im mittlern Theile bis zur Guadelupe kehrt die Parkähnlichkeit der Küstenebene wieder, noch weiter südlich über den San Antonio hinaus verschwinden die Wälder fast ganz und es bleibt nur das wellige Grasmeer.

Ganz im Süden zwischen dem untern Lauf des Nueces und des Rio Grande verwandelt sich der Wiesengrund in eine wasserarme unfruchtbare Wüste, bekleidet mit einem eigenthümlichen Pflanzenwuchse von Stachelgewächsen und einzig bewohnt von Heerden wilder Pferde (Mustangs). Die dritte Region, das felsige Hochland (Mountainous region) ist von der Küste am weitesten entfernt und scheidet sich von dem Hügellande meistens so schroff ab, daß man nach einem Marsche von wenigen Stunden sich plötzlich in ein Land von ganz abweichendem physischen Charakter versetzt fühlt. In diesem Theile entspringen die Hauptflüsse von Texas, höhere Gebirgsketten scheinen nicht vorhanden zu sein, ausgenommen vielleicht am obern Laufe des Rio Grande. Die Gebirgsregion ist im ganzen wenig bekannt, theils natürliche Hindernisse, theils Indianerstämme erschweren den Zutritt. Mehrere von deutschen Auswanderern ausgeführte Reisen erzeugen die Vermuthung, daß das angebliche Gebirg eine Hochebene sei, in welche die Flüsse Thäler und Schluchten gerissen haben. Eine dieser Reisen, im Jahre 1847 ausgeführt, hat zur Evidenz erhoben, daß das angebliche Sabagebirge (Sierra de S. Saba), welche noch auf neueren Karten verzeichnet ist, gar nicht existirt. Die deutschen Reisenden fanden statt des Gebirgs ein höchstens 2000 Fuß über den mexikanischen Meerbusen ansteigendes felsiges und dürres Tafelland, wo enge Felsschluchten mit einigen weiteren und fruchtbaren Thälern abwechselten. Im Nordwesten vom Rothen Flusse zum Arkansas herrschen die letzten Ausläufer des großen Steppengebiets am Mississippi und an den Felsengebirgen, unabsehbare Wiesengründe, arm an Holz und Wasser, mit vorwaltend sandigem Boden. Eine eigenthümliche Erscheinung dieser Gegend sind die sogenannten Croß Timbers, ein rauhes durchbrochenes Hügelland von 1—6 Meilen Breite, welches die innern Wiesengründe von dem welligen Lande trennt. Diese buschigen Streifen, der zerbrochene Rand der großen Wiesengründe, bestehen aus verschiedenen Arten von Unterholz, namentlich aus Pfosteneichen, Ulmen, Wallnüssen und einer Art Zwergeiche. Einen hohen Baumwuchs verhindern die häufigen Wiesenbrände, das Unterholz wird aber sehr dicht und verwächst mit den vielen dazwischen gedeihenden Schlinggewächsen zu undurchdringlichen Wänden. In der Nähe der Croß Timbers giebt es immer Wasser.

Die Bodenerzeugnisse von Texas sind ziemlich dieselben, wie in den angrenzenden südwestlichen Staaten der Union. Die Hauptartikel der Ausfuhr sind bis jetzt vorzüglich Zucker und Baumwolle; von letzterer, die wegen ihrer vorzüglichen Güte im Handel sehr gesucht ist, wurden 1847 über zehn Millionen Pfund ausgeführt. Das Zuckerrohr wird nur in der Küstenebene gebaut, die Baumwollenpflanzungen reichen zum Theil weit in das Hügelland hinein, z. B. am Brazos und Colorado, die besten liegen aber auch in der ersten Region, in den fruchtbaren Thälern des Brazos, Colorado, des Dreieinigkeitsflusses, der Guadelupe. Taback wird bis jetzt wenig ausgeführt, später wird diese Kultur wichtig werden, denn der Boden eignet sich sehr zum Anbau und liefert ein vorzügliches Produkt. Für den innern Verbrauch behauptet der Mais, das Hauptnahrungsmittel von Menschen und Thieren, den ersten Rang. Der Mais — die große Art mit fußlangen Aehren — ersetzt bei den Pferden unsern Hafer, die Menschen essen ihn zu Brod gebacken oder als Brei (hominy), wobei die grobe Schale durch Kochen abgelöst und entfernt wird. Die Maiskultur verdrängt fast die andern Getreidearten, welche in Texas übrigens alle gedeihen. Die meisten der in Deutschland gebauten Gemüse, vor allem Erbsen und Bohnen, kommen in Texas gut fort, mit alleiniger Ausnahme der Kartoffel, welche sofort entartet, wässerig und fade wird. An die Stelle dieser nützlichen Frucht tritt die süße Kartoffel oder Batate (Convolvulus batates), welche in Texas einen ihr vorzugsweise zusagenden Boden findet und einen außerordentlichen Ertrag liefert. Zu den gewöhnlichsten Gartenfrüchten gehören Melonen, Wassermelonen und verschiedene Arten eßbarer Kürbisse, von den deutschen Obstbaumarten kommt nur die Pfirsich

fort, diese aber vorzüglich. Feigenbäume sieht man in hohen starken Stämmen, von der Orange behauptet man, daß sie durch die kalten Nordstürme des mexikanischen Meerbusens zerstört werde. An wildwachsenden eßbaren Früchten ist Texas nicht reich, Erdbeeren fehlen, die wilde Rebe, die sich überall findet, ist nur zur Essigbereitung zu benutzen. Mit dem Weinbau sind zeither keine Versuche gemacht worden, doch läßt sich vermuthen, nicht aus dem Vorkommen wilder Rebsorten, wohl aber aus der schon von Alexander v. Humboldt hervor gehobenen Thatsache, daß in dem benachbarten Paso del Norte am Rio Grande ein guter Wein gewonnen wird, daß auch Texas für diese Kultur passe. In den Flußniederungen (Bottoms) wachsen die sogenannten Pekanbäume (Carpa olivaeformis) mit wallnußartigen Früchten, die im Herbst in ganzen Wagenladungen gesammelt und nach den nördlichen Staaten der Union verführt werden. Die in Texas einheimischen Vierfüßer sind das Bisamschwein, an Geschmack unserm Schweine ähnlich, wenn die auf dem Kreuze befindliche Moschusdrüse sogleich nach der Erlegung des Thiers herausgeschnitten wird, der virginische Hirsch, der kanadische Hirsch, die amerikanische Antilope, einzeln oder in ganzen Rudeln, der Büffel, in den bergigen Gegenden in Heerden von 1000 Stück beisammen, zwei Hasenarten, darunter eine große Art mit blaugrauem Pelze, der Biber, am Llano und San Saba nicht selten, der sogenannte Prairiehund, eine Art von Murmelthier, das fliegende Eichhörnchen, das Opussum, die Zibethkatze, das Stinkthier, besonders in den Eichenwaldungen bei Friedrichsburg, der große graue Wolf, der Prairie-Wolf, der silbergraue Fuchs, der Waschbär, der amerikanische Bär, der graue Bär, nur in der Indianerregion anzutreffen, eine Luchsart, die Pantherkatze, der Cuguar und Jaguar. Unter den Reptilien bemerkt man Hornfrösche, Brüllfrösche und zwei giftige Schlangenarten, die Klapperschlange und die Mokassinschlange, beide sehr häufig, letztere namentlich im westlichen Texas. Für die weidenden Hausthiere ist Texas ein Land, wie es kein zweites giebt. Das Rindvieh gedeiht auf den weiten Wiesengründen ohne alle Wartung und Pflege, die Pferde verwildern in der üppigen Natur leicht und gesellen sich dann zu den Heerden Mustangs, welche von der spanischen Zeit her im Lande geblieben sind, Schweine vermehren sich sehr rasch und werden in Menge gezogen. Schafe wurden bisher fast nicht gehalten, obgleich sie auf den höheren und trockneren Wiesengründen gut fortkommen würden. Die Bienenzucht, der jetzt schon in einigen Gegenden eine ziemliche Aufmerksamkeit geschenkt wird, ist einer großen Ausdehnung fähig. Das Vorkommen edler Metalle wird durch die Bodenbildung von Texas ausgeschlossen. Das untere Küstengebiet besteht ganz aus angeschwemmtem Lande, das mittlere Hügelland ist Flötzgebirg jüngerer Formation. Steinkohlen haben sich in Texas nirgends gefunden, wohl aber am andern Ufer des Rio Grande bei Revilla oder Guerrero, wo man sie zur Dampfschifffahrt auf dem Grenzflusse benutzen will. Braunkohlenlager sollen am obern Laufe des Dreieinigkeitsflusses entdeckt worden sein. Es herrscht in Texas die allgemeine Meinung, daß die Gebirge der dritten Region erzführend seien, und daß besonders das angebliche Gebirge von S. Saba Silberminen enthalte, welche die spanische Regierung bebaut habe. Diese alten Silberminen existiren nicht, wie man jetzt bestimmt weiß, und die geognostischen Lagerungen der dortigen Gegenden, unveränderter sohliger Kalkstein und Mergelschichten der Kreideformation, sind der Bildung von Erzen entgegen. Dagegen wäre es möglich, daß die quarzreichen Uebergangsteine am untern San Saba und die granitischen Gesteine zwischen diesem Flusse und dem Llano Erzgänge enthielten.

Die texanische Bevölkerung romanischen Ursprungs hat sich seit dem Eindringen der Nordamerikaner bedeutend verringert, fast alle wohlhabenderen mexikanischen Familien sind über den Rio Grande zurückgegangen. Jetzt wohnen in Texas noch etwa 2000 Mexikaner, die meisten in der Nähe von Antonio de Bexar, fast alle den untersten Volksklassen angehörend, Mischlinge von Europäern und Indianern;

mit den schlimmsten Eigenschaften des mexikanischen Volkscharakters behaftet, aber mäßig und gegen Fremde dienstfertig. Die in Texas lebenden Indianerstämme sind nicht zur Hälfte unterworfen. Die sogenannten zahmen Indianer haben gewöhnlich einen Beamten der Vereinigten Staaten (Indian agent) bei sich, welcher beständig mit ihnen herumzieht und darüber wacht, daß sie keine Gewaltthätigkeiten gegen Ansiedler begehen. Am gefürchtetsten von allen Stämmen sind die Comanches, die kriegerischsten Indianer in ganz Nordamerika. Sie dehnen ihre Wanderungen über ein ungeheures Gebiet aus, am liebsten wohnen sie in dem felsigen Hochlande zwischen dem Rothen Flusse und dem Rio Grande, namentlich im Thale des San Saba. Man schätzt ihre Gesammtzahl auf 10,000. Sie sind ein reines Jägervolk, der Ackerbau ist bei ihnen gänzlich unbekannt, ihre Züge richten sich nach den Wanderungen der Büffel, von deren Fleisch sie fast ausschließlich leben. Da sie auf die Jagd angewiesen sind, können sie nur in kleinen Banden zusammenleben, und dieser Umstand ist der Hauptschutz der Weißen gegen sie. Die besten Reiter der Welt, führen die Comanches alle ihre Beschäftigungen zu Pferde aus, Weiber wie Männer reiten auf den kleinen spanischen Pferden, die zu Anstrengungen sehr geschickt sind, mit denen die Comanches auf schlechten felsigen Wegen häufig dreizehn Meilen in einem Tage zurücklegen. Die Pferde ziehen sie entweder selbst, oder stehlen sie. Ihre Waffen sind noch die alten: Bogen und Pfeile und eine lange Lanze. Die vier Fuß langen Bogen verfertigen sie aus dem Holze des Bogenholzbaumes, die leichten, wenig über zwei Fuß langen Pfeile haben jetzt allgemein eine Spitze von Eisen. Die langen Lanzen, die mit Federn geziert sind, haben ebenfalls eine Eisenspitze, als welche häufig das Bruchstück einer alten Toledoklinge dient. Ihre Kleidung bereiten sie sich aus Fellen von Hirschen und Büffeln, doch verschmähen sie auch Artikel nordamerikanischer Manufaktur nicht, wollene Decken, baumwollene Hemden, die sie an den Grenzposten durch Tauschhandel gewinnen. Die Männer sind meistens kräftig, aber selten schön gebaut, regelmäßige Gesichtszüge sieht man bei ihnen nicht häufig. Die Weiber sind gewöhnlich klein und untersetzt, die gefälligen Formen, durch die sie sich in ihrer Jugend auszeichnen, verlieren sich in Folge harter Arbeit bald. Bis jetzt zeichnen sich die Comanches vor andern Indianern durch ihre Verachtung gegen starke Getränke aus, von der freilich die Frage ist, ob sie bei längerm Verkehr mit den Weißen aushält. In kriegerischer Tapferkeit stehen die Comanches ebenfalls allen andern Stämmen voran; während diese sich auf Ueberfälle und Hinterhalte beschränken, greift der Comanche oft im freien Felde an. Die Comanches nennen sich direkte Abkömmlinge der Unterthanen Montezuma's und wollen nach dem Untergange des Reichs ausgewandert sein, um der Sklaverei zu entgehen. Nach einer Wanderung von vielen Wochen kamen sie an einen großen Fluß, der der Rio Grande war. Von einem Berge am andern Ufer sahen sie auf Wiesengründe, die mit großen Heerden von Büffeln, Hirschen und Antilopen bedeckt waren, und riefen in ihrem Entzücken: „Tehas, Tehas." Dies ist das indianische Wort für die Jagdgründe, welche der Seligen harren, und auf diese Weise ist das Land zu seinem Namen gekommen.

Die nordamerikanische Bevölkerung bestand anfangs zu einem großen Theile aus den Abenteurern, Spielern, Dieben und Mördern, die sich in jedem neuen Lande ansammeln. Gegenwärtig hat sich diese Bevölkerung in die äußersten Grenzgebiete zurückgezogen, wo sie durch das Lynchgesetz im Zaum gehalten wird. In den geordneten Theilen von Texas ist der moralische Zustand besser als in den angrenzenden Staaten, da Texas, obgleich ein sklavenhaltender Staat, doch auch eine große Anzahl von Landwirthen besitzt, die sich durch eigene Arbeit ernähren. Die Verfassung, die sich diese Bevölkerung gegeben hat, datirt vom Jahre 1845 und ähnelt in allen Hauptzügen den demokratischen Verfassungen der südwestlichen Staaten. Texas hat einen Senat und ein Haus der Repräsentanten, die sich alle zwei Jahre versammeln. Wähler ist jeder weiße Bürger oder steuer-

zahlende Indianer, der 21 Jahre alt ist, seit einem Jahre im Staate und seit sechs Monaten in dem Wahlbezirke wohnt, wo er sein Stimmrecht ausüben will, ausgeschlossen von der Wahlberechtigung sind Neger, Mischlinge von Negern und Weißen, ferner Soldaten und Seeleute der vereinigten Staaten. Um zum Senator gewählt werden zu können, muß man 32 Jahre alt sein und seit drei Jahren in Texas wohnen, für Repräsentanten genügt ein Alter von 21 Jahren und ein zweijähriger Aufenthalt. Die Hälfte der Senatoren scheidet alle zwei Jahre aus, das Repräsentantenhaus wird in derselben Zeitfrist ganz erneuert. Zum Gouverneur kann nur ein Mann gewählt werden, der die zum Senator erforderlichen Eigenschaften besitzt. Der Gouverneur wird vom Volke auf zwei Jahre gewählt, wer diese Stelle zweimal hinter einander bekleidet hat, ist für die nächsten zwei Jahre nicht wieder wählbar. Der Gouverneur bezieht 2000 Dollars Gehalt. Die Einnahmen des Staats im Jahre 1848 betrugen 148,449 D., die Ausgaben 116,161 D. Das steuerpflichtige Eigenthum war auf 48,939,997 D. abgeschätzt worden. Die Staatsschuld war 11,055,694 D. (im Kurswerth 5,600,696 D., nach Andree, Amerika), dagegen hat jetzt Texas von den Vereinigten Staaten 10 Millionen D. zu fordern. Der wichtigste Handelsplatz ist Galveston an der gleichnamigen Bai. Die Stadt liegt auf einer schmalen, langgestreckten Insel, welche gleich allen Eilanden, die sich vor dem texanischen Festlande hinziehen, das Ergebniß von zwei entgegengesetzten Strömungen ist, nämlich der in das Meer fallenden Binnenflüsse und der gegen das Land andrängenden Meeresfluth. Die Insel ist völlig flach bis auf einen acht bis zehn Fuß hohen Dünenwall, der sie gegen den Golf schützt, landeinwärts herrschen Lagunen und sumpfige Strecken vor. Bäume hat die Insel außer drei Lebenseichen keine, häufig sind Sträuche von einer dornigen Akazienart. Daß die Insel trotz der Abwesenheit wilden Baumwuchses zu einer kräftigen Vegetation sich eignet, beweist das rasche Gedeihen der bei der Stadt Galveston angelegten Gärten. Quellen oder Süßwasserteiche hat die Insel keine, den Bedarf an Trinkwasser liefert größtentheils der Regen, den jeder Hauseigenthümer von seinem Dache in einer sogenannten Cisterne auffängt, d. h. in einem gewöhnlichen Fasse, das gegen die unmittelbare Einwirkung der Sonnenstrahlen durch ein Wetterdach geschützt wird. Dieses Wasser hält sich in den offenen Gefäßen sehr lange und liefert mit Eis gekühlt ein vortreffliches Getränk. Galveston ist merkwürdig rasch empor gewachsen, 1838 standen zwei Häuser an der Stelle, wo sich jetzt eine Stadt mit 6000 Einwohnern erhebt. Dieses rasche Wachsthum ist eine Folge der günstigen Lage. Der Hafen von Galveston ist der beste dieser ganzen Küste, obgleich die Sandbarre vor seiner Mündung nur elf Fuß Wasser hat, so daß große Kauffahrer nicht passiren können. Galveston hat mit Ausnahme eines einzigen von Backsteinen aufgeführten Gebäudes nur hölzerne Häuser, die sehr leicht gebaut sind, so daß die Häuserreihen wie die Buden eines Jahrmarktes aussehen. Der größte Nachtheil der Stadt ist ihre niedrige Lage, welche sie häufigen Ueberschwemmungen durch Springfluthen aussetzt. Die politische Hauptstadt des Landes ist Austin, gegründet 1839 und zum Sitze der Regierung bestimmt, der früher in Houston und dann in Washington am Brazos gewesen war. Man stellte die neue Hauptstadt mitten in die Wildniß, entfernt von der Küste an die äußerste Grenze des bewohnten Landes, um die rückwärts liegenden Ansiedlungen vor Beunruhigungen durch die Indianer zu schützen und eine Basis für das weitere Vordringen gegen Norden zu gewinnen. Die Unannehmlichkeiten, welche diese Wahl anfänglich hatte, z. B. daß den Kongreßmitgliedern während der Nacht mehrmals von den Indianern ihre Pferde gestohlen wurden, haben aufgehört, und man hat den Zweck fast vollständig erreicht. Austin liegt am Colorado, in der anmuthigsten Lage, an einen Hügel gelehnt, der mit seinen Gruppen von Lebenseichen die Häuser einrahmt. Die älteste Stadt von Texas und überhaupt eine der ältesten Ansiedlungen in Nordamerika ist San Antonio de Bexar am San Antonio, gegründet gegen das Ende

des siebenzehnten Jahrhunderts. Zur Zeit der spanischen Herrschaft war San Antonio der Sitz des Statthalters, und damals soll die Stadt 12,000 Einwohner gehabt haben. Jetzt zählt sie, durch den Krieg und Auswanderungen herabgebracht, noch 800 Bewohner, worunter die Hälfte Mexikaner. Die steinernen Gebäude mit flachen Dächern und eine alte Kirche mit einer Kuppel verleihen dem Orte einen für Texas eigenthümlichen Charakter. Die Festung Alamo liegt gegenwärtig in Trümmern. Houston, nächst Galveston der bedeutendste Ort des Staates, 1836 gegründet und schon mit 4000 Einwohnern besetzt, liegt am Buffalo Bayuo, der bis hieher für große Dampfschiffe fahrbar ist, am Rande einer großen fruchtbaren, jedoch ungesunden Ebene. Der Baumwollenhandel, dessen großer Markt hier ist, hat die Stadt rasch gehoben.

Deutsche Familien wohnen hauptsächlich in dem mittleren Theile des Landes zwischen dem Brazos und Colorado, zu beiden Seiten der von San Felipe de Austin nach La Grange führenden Straße. Günstige Berichte, welche von diesen Niederlassungen kamen, waren die Veranlassung, daß ein Verein deutscher Fürsten, Standesherrn und Edelleute, der sich zum Zweck der Begünstigung der Auswanderung gebildet hatte, seine Blicke auf Texas richtete. Dieser Verein konstituirte sich im Frühjahr 1844 zu Mainz, nachdem zuvor zwei Mitglieder, ein Fürst von Leiningen und ein Graf Boos-Waldeck Texas bereist hatten. Jedem erwachsenen männlichen Einwanderer sicherte man 160 Acker Land, jeder Familie 320 Acker Land als Geschenk des Vereins, und machte außerdem solche Versprechungen, daß die ersten 150 Familien, welche vorläufig angenommen wurden, sich sehr bald fanden. Die ersten Einwanderer hatten Texas bereits erreicht, als sich zeigte, daß man kein Land für sie habe. Der Verein hatte sich nämlich von einem Franzosen Bourgeois d'Orvanne einen Grant (Landantheil zu theilweisem Eigenthum, vom Staat unter der Bedingung der Besiedelung ertheilt) abtreten lassen, den jener Mann allerdings besessen, aber wegen Nichterfüllung der daran geknüpften Bedingungen wieder verloren hatte. Man kaufte jetzt von zwei Deutschen, Müller und Fischer, einen andern Grant, nördlich vom Llano auf dem rechten Ufer des Colorado. Dieser Grant war zu weit von der Küste und den bebauten Landestheilen entfernt, als daß man die Ankömmlinge sofort hätte dahin führen können. Um einen Stationsort zu bekommen, kaufte man ein Landstück von ungefähr 1000 Ackern, das am Wege von San Antonio de Bexar nach Austin liegt. Die Wahl dieses Platzes war eine sehr glückliche, ein Lichtblick in der trübseligen Geschichte des Mainzer Vereins. Auf diesem Grundstück hat sich die Kolonie Neubraunfels erhoben, die durch sich selbst gedeiht und den Kern für eine ringsum sich ansiedelnde deutsche Bevölkerung bildet. Die ersten Einwanderer richteten sich hier ein, der fernere Fortgang des Unternehmens kam schon in diesem Stadium ins Stocken, hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Unternehmer ihr Werk sich leichter gedacht hatten und mit der Stellung neuer unerläßlicher Geldmittel zögerten. Im Unmuth über diese Schwierigkeiten verließ Prinz Solms, der bisherige Leiter der Kolonisation, Texas, und wurde durch v. Meusebach ersetzt. Der neue Leiter begann mit der Einführung einer bessern Ordnung, wozu auch Beschränkung der Lieferungen an die Eingewanderten auf das Nothwendige gehörte, und machte sich dadurch von Anfang an verhaßt. Weil den Kolonisten 160 resp. 320 Acker versprochen worden waren, forderten sie so lange bis dieses Versprechen erfüllt sei, freie Beköstigung, und dieses konnte ihnen bei den Geldmitteln des Vereins nicht geleistet werden. Im Herbst 1845 begab sich v. Meusebach in das Indianergebiet nördlich vom Pedernales, achtzehn Meilen von Neubraunfels entfernt, und kaufte hier eine Fläche von mehreren tausend Ackern für den Verein, wo später Friedrichsburg entstanden ist. Von seiner Reise zurückgekehrt, erhielt er die Nachricht, daß mehrere tausend Einwanderer in kurzer Zeit in Galveston ankommen würden, zum Theil schon eingetroffen seien. Mit dieser Sendung von Menschen kam kein Geld zu deren Ver-

pflegung, unbegreiflicher Weise hatte der Verein diese Masse von Auswanderern befördert, ohne zu fragen, was in Amerika mit ihnen werden solle. Mit den größten Anstrengungen kam der Direktor des Vereins dahin, die Ankömmlinge von Galveston nach Indian Point zu schaffen und sie dort einige Monate lang mit den nöthigsten Lebensmitteln zu versehen. Mehr konnte nicht geleistet werden, zum Fortschaffen ins Innere fehlten alle Mittel, und die Verpflegung würde von der Küste entfernt noch kostspieliger geworden sein. „Inzwischen," erzählt Dr. Römer, „kam der Frühling des Jahres 1846 und damit die Wärme eines halbtropischen Klimas heran. Die armen Einwanderer lagen dicht gedrängt, nahe an 3000, auf einer sandigen holz- und wasserarmen Küste in elenden, dumpfigen Erdhütten, oder unter Zelten, welche weder vor den südlichen Platzregen, noch den glühenden Sonnenstrahlen hinlänglichen Schutz gewährten. Der lange Müßiggang und die Ungewißheit der Zukunft wirkten in furchtbarer Weise demoralisirend ein. Alle Bedingungen fanden sich hier zusammen, um den klimatischen Krankheiten Eingang und Nahrung zu verschaffen. Diese zögerten denn auch nicht, ihrer Opfer sich zu bemächtigen. Wechselfieber, Gallenfieber und Ruhr wurden bald allgemein und die Sterblichkeit nahm in schreckender Weise zu. Ein allgemeiner Nothruf erscholl, diesen Ort des Schreckens zu verlassen. Aber gerade jetzt war es schwieriger, denn je, dieses auszuführen. Der inzwischen ausgebrochene Krieg mit Mexiko nahm alle verfügbaren Transportmittel des Landes zur Fortschaffung von Proviant und Kriegsmaterial in Anspruch. Aber selbst, wenn Fuhrwerk in genügender Anzahl vorhanden gewesen, so würde man es nicht haben miethen können, da es an Geld fehlte und der Kredit des Vereins jetzt bereits auf das Aeußerste geschwächt war. Ein Vertrag, den v. Meusebach mit Kaufleuten in Houston, den Gebrüdern Torrey, über Fortschaffung sämmtlicher Emigranten abgeschlossen hatte, blieb zum Theil deshalb erfolglos, weil das, in dieser Jahreszeit sonst ganz ungewöhnliche, andauernde Regenwetter die Wege in dem niedrigen Küstenlande unfahrbar gemacht hatte und namentlich an den Flußübergangen die Ochsenwagen wochenlang zurückhielt. In der Hoffnungslosigkeit, den gefürchteten Ort auf andere Weise zu verlassen, bildeten mehrere Hundert der Einwanderer ein Freikorps und zogen in den Krieg gegen Mexiko. Die übrigen machten sich jetzt einzeln oder familienweise auf den Weg nach Neu-Braunfels, der wenigen Wagen, die nun allmälig herankamen, sich bedienend, aber zum Theil ihr bis dahin sorglich gehütetes Eigenthum im Stich lassend. Erst auf dieser Reise von Indian Point nach Neu-Braunfels, die mit den schwerfälligen Ochsenwagen zum Theil mehrere Wochen dauerte, richteten Seuchen und Krankheiten die meisten Verheerungen an. Ganze Familien starben aus und der Weg von der Küste nach Neu-Braunfels, längs dem Guadalupe-Flusse, wurde durch zahllose deutsche Gräber bezeichnet. Alle sittlichen Bande lösete das Elend und die Prairie ist Zeuge von Verbrechen gewesen, vor denen das menschliche Gefühl sich empört und welche den deutschen Namen in dem fernen Lande befleckt haben. Viele starben auf dem Wege, Andere erst nachdem sie ihre siechen Körper bis nach Neu-Braunfels hinauf geschleppt hatten. Eine große Anzahl zerstreute sich in das Innere des Landes unter die amerikanischen Ansiedler und wurde nicht mehr gesehen. Noch Andere, deren Mittel es noch erlaubten, kehrten gebrochenen Herzens und muthlos nach Deutschland zurück. Sicher ist, daß in wenigen Sommermonaten des Jahres 1846 mehr als 1000 von den etwa 4000 deutschen Einwanderern, welche seit dem Herbste 1845 unter dem Schutze des Mainzer Vereins nach Texas gekommen waren, gestorben sind und daß nicht mehr als höchstens 1200 wirklich auf Ländereien des Vereins angesiedelt sind." Im Laufe desselben Sommers hatte das Unternehmen an andern Orten einen bessern Aufschwung genommen, Neubraunfels blühte auf, auch Friedrichsburg gedieh trotz größerer Hindernisse und hatte im Winter bereits 1000 Einwohner. Zu Anfang 1847 gewann v. Meusebach endlich Zeit, das

eigentliche Vereinsgebiet nördlich vom Llano genau zu untersuchen, und entdeckte nun, daß der Verein aufs gröblichste getäuscht worden sei. Der bei weitem größere Theil des Landes erwies sich als unfruchtbar und zum Anbau durchaus ungeeignet. v. Meusebach legte nun die Leitung der Vereinsangelegenheiten nieder, und bald darauf entließ der Mainzer Verein seine Beamten und Agenten in Texas. Zwei Gründe vornehmlich haben das traurige Fehlschlagen des gut gemeinten Unternehmens herbeigeführt, einmal, daß man sich keine genaue und zuverlässige Nachricht über das Land verschaffte, dann, daß der Plan des Ganzen viel zu großartig für die vorhandenen Geldmittel angelegt war.

Der Untergang des Mainzer Vereins hat Texas in einen unverdienten Mißkredit gebracht. Das Klima ist eines der schönsten der Welt, fast das ganze Jahr strahlt ein wolkenloser Himmel über den grünen Wiesengründen, ein eigentlicher Winter ist unbekannt, und selten, bei Nordstürmen, sinkt die Temperatur unter den Nullpunkt hinab. Für den Ansiedler entstehen dadurch Ersparungen, da er mit einer leichteren Wohnung auskommt, viele Arbeiten im Freien verrichten kann und wenig Stallung für sein Vieh braucht. Das mühsame Ausroden der Wälder ist in Texas nicht nöthig, die Wiesengründe geben nach einmaligem Umbrechen, mit einem schweren, von Ochsen gezogenen Pfluge reiche Ernten. Wie lohnend die Viehzucht ist, wurde schon gesagt. Solchen Vortheilen halten einige schwere Nachtheile die Wage. Der Deutsche aklimatisirt sich in Texas schwer, das so einschmeichelnde Klima spannt im Anfange ab und erzeugt im unglücklichern Falle Fieber, Ruhren und Gallenkrankheiten. Selbst die jetzt ganz gesunden Deutschen am Brazos und Colorado haben in der ersten Zeit stark gelitten. Andererseits kommen viele in Deutschland häufige Krankheiten nicht vor, z. B. Nervenfieber, typhöse Fieber, Lungenschwindsuchten. Auch die anfänglichen üblen Einwirkungen lassen sich durch Diät und Vorsicht überwinden. Ein zweiter nachtheiliger Umstand besteht in den unvollkommenen Verbindungen im Innern. Die Wasserverbindungen sind selten, außer den Grenzflüssen Rothe Fluß und Rio Grande ist eigentlich nur der Dreieinigkeitsfluß in größerer Ausdehnung schiffbar. Kunststraßen kennt man nicht, der Verkehr muß sich der einfachsten Wege bedienen, für deren Einrichtung und Unterhaltung die Natur alles gethan hat. Ueberdieß ist die Küstenebene in der nassen Jahreszeit Ueberschwemmungen ausgesetzt, und in dieser Periode verbindet sich Gefahr mit dem Uebergange über die Flüsse. Als letzter Nachtheil muß hervorgehoben werden, daß freie Arbeiter in dem Sklavenstaate Texas nicht so angesehen sind, als in andern Staaten der Union.

Den Grund zu einer genauern Kenntniß des Landes legte Kennedy durch sein: Texas, its history, geography, natural history ꝛc. 1840, deutsch im Auszuge von Czarnowsky. Das erste gute deutsche Buch war: Scherpf, Entstehungsgeschichte und gegenwärtiger Zustand des Staates Texas, 1841. Das beste Werk ist das von Dr. Ferdinand Römer: Texas, mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderung und die physischen Verhältnisse des Landes. Bonn, 1849. Die neueste Geschichte behandelt: Ehrenberg, der Freiheitskampf in Texas, Leipzig 1844. Halb Wahrheit, halb Dichtung ist das bekannte Werk von Marryat: Narrative of the travels ard adventores of Monsieur Violet in California, Sonora an Western Texas.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (D. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. E. Gato in Meißen.

Der preußisch-hannöverische Zollvertrag. Der Vertrag vom 7. September 1851 über den Anschluß des Steuervereins, jetzt noch aus Hannover, Oldenburg und Schaumburg-Lippe bestehend, an den Zollverein, ist das endliche Ergebniß langjähriger Verhandlungen. Der Steuerverein wurde im Jahre 1835 zwischen Hannover, Oldenburg, Braunschweig und Schaumburg-Lippe abgeschlossen, und stützte sich auf Prinzipien, die so weit entfernt waren von den im Zollverein geltenden Grundsätzen, daß Preußen bei seinen bald eröffneten Unterhandlungen mit Hannover zunächst nur Zollfreundschaft und eine Gewähr gegen den verderblichen Schmuggelhandel wünschte. Nach langwierigen Besprechungen kamen im Novbr. 1837 verschiedene dahin zielende Verträge, gültig bis Ende 1841, zu Stande, die jedoch bei der geringen Anzahl der hannöverischen Grenzzollbeamten, auch wohl bei dem theilweise mangelnden guten Willen derselben, den Erwartungen nicht völlig entsprachen. Der Steuerverein lief wie der Zollverein im Jahre 1841 ab, auf beiden Seiten hatte man Erfahrungen gemacht und konnte wissen, ob eine Einigung den Interessen entspreche oder nicht. Schon hatte man sich in Hannover über eine angemessene Verlängerung geeinigt, als noch bei der Auswechslung der Ratifikationen sich Mißhelligkeiten zeigten, in Folge deren Braunschweig erklärte, den Verein nicht fortsetzen zu wollen und sich um Aufnahme in den Zollverein bewarb. Nach den Statuten des Zollvereins darf keinem deutschen Staate der Eintritt verweigert werden, dem entsprechend gab Preußen seine Bereitwilligkeit zu erkennen, indem es gleichzeitig Hannover aufforderte, gemeinschaftlich mit Preußen, Namens des Zollvereins, die Mittel in Erwägung zu ziehen, wie die beiderseitigen Zoll- und Verkehrsverhältnisse am förderlichsten zu ordnen seien. Als Basis der Unterhandlungen schlug Preußen vor, daß Hannover seine südlichen Gebietstheile Göttingen und Grubenhagen mit dem Harzantheil, in den Zollverein treten lasse, wogegen Braunschweig mit seinem Harz- und Weserbezirke, etwa den dritten Theil des Herzogthums umfassend, bei dem Steuervereine bleiben werde. Sowohl Hannover als Braunschweig wiesen diese Basis zurück. Nun zeigte Hannover Geneigtheit, selbst dem Zollverein beizutreten und die Hindernisse, die dem Beginn der Verhandlungen und der Erreichung einer Vereinbarung sich entgegen stellten, so viel in seinen Kräften stehe, beseitigen zu wollen. Mit dieser geschraubten Versicherung, gegen deren Aufrichtigkeit große Zweifel sich erheben, erreichte Hannover, was es bezweckte, daß Braunschweig seinen Harz- und Weserbezirk für das Jahr 1842 noch beim Steuerverein beließ. Dies war für Hannover ein wichtiger Punkt, da die in diesem Bezirke liegende Ammenser Straße sich wie ein Riegel zwischen die südliche und nördliche Hälfte von Hannover schiebt. Nachdem dies erreicht war, ließ es Hannover zu eigentlichen Verhandlungen über seinen Anschluß an den Zollverein nicht kommen, stellte aber, um seinen Versprechungen zu genügen, acht Bedingungen auf, nach deren Annahme seitens des Zollvereins es sich seinen weitern Entschluß vorbehalten wollte. Ueber einige dieser Bedingungen verhandelte Preußen mit einem Bevollmächtigten Hannovers, in Beziehung auf die Hauptbedingungen erfolgte von vorn herein die Erklärung, der Zollverein könne darauf nicht eingehen. Hannover bestritt, daß die Vertheilung der Zollrevenuen nach der Kopfzahl der Bevölkerung ein angemessener Theilungsmaßstab für sein Land sei, weil daselbst die Konsumtion hochbesteuerter Gegenstände, namentlich von fremdem Wein, Kaffee und Taback, sehr bedeutend höher sei als in den Ländern des Zollvereins. Wegen dieser Mehrkonsumtion wurde ein bedeutendes Präcipuum angesprochen. Für die Verluste an Transitzöllen nach dem Anschlusse wurde eine Entschädigung verlangt, und nach den Bedürfnissen und Gewohnheiten der Hannoveraner eine Herabsetzung der Zollvereinstarifsätze von den Kolonialwaaren und Wein um mehr als die Hälfte für unerläßlich erklärt.

Braunschweig war inzwischen bestimmt worden, seinen Harz- und Weserbezirk auch für 1843 noch beim Steuerverein zu belassen, gab aber, als jene hannöverischen Bedingungen zu seiner Kenntniß gelangten, die bestimmte Erklärung ab, daß die genannten Bezirke vom 1. Januar 1844 an dem Zollverein beitreten würden. Die Besprechungen zwischen Hannover und Preußen hörten auf, als die preußischen Bevollmächtigten die Forderung eines Präcipuums zurückwiesen als den Hauptgrundsätzen des Zollvereins so durchaus widersprechend, „daß Preußen, so paradox es auch laute, auf diese Bedingung selbst dann nicht eingehen könne, wenn es sich selbst davon überzeuge, daß die Verhältnisse in Hannover und Oldenburg eine solche Forderung bedingten." Selbst die Verhandlungen über die Erneuerung des Zollkartels von 1837 zerschlugen sich durch eine hannöverische Bekanntmachung vom 31. Dezember 1843, welche das Aufhören des Kartels vom 1. Januar 1844 aussprach und eine solche Form hatte, daß sie als eine Bekanntmachung an alle Hannoveraner erschien, der Schleichhandel mit den Landen des Zollvereins sei fortan straflos. Dem eigenen Lande gegenüber rechtfertigte Hannover sein Verfahren damit, daß es den so wünschenswerthen Zweck der Beseitigung aller Hemmnisse des Handels und Verkehrs im deutschen Bunde nicht auf einem Wege habe anstreben dürfen, den die schwerste Gefährdung des Wohlstandes seiner eigenen Staaten gebahnt haben würde. Es berief sich ferner auf den Grundsatz der Unabhängigkeit, der vollkommenen Rechtsgleichheit der deutschen Regierungen, auf seine Pflicht, „sich genugsam zu sichern auch gegen unbewußtes Geltendmachen eines Uebergewichts der Macht über die freie Uebung der rechtlichen Befugniß." Die Gereiztheit, die sich nach den Verhandlungen auf beiden Seiten erzeugt hatte, äußerte ihre Wirkungen bis Ende 1845, in welchem Zeitpunkt endlich eine Erneuerung der alten Verträge gegen den Schmuggel und demnächst ein Enklaventausch zwischen Braunschweig und Hannover stattfand, wodurch sehr ärgerlichen Grenzauftritten ein Ziel gesetzt wurde.

Im Lande Hannover war man mit dem Ausgange der Zollvereinsunterhandlungen nicht unzufrieden, doch herrschte ein starkes Mißtrauen gegen englische Tendenzen der Regierung, denen man durch die ständische Thätigkeit steuern zu können hoffte. Die öffentliche Meinung war ganz damit einverstanden, daß die Stände den Antrag stellten, die Regierung möchte mit den Staaten des deutschen Bundes, oder wenigstens mit denjenigen deutschen Staaten, welche ein Interesse daran hätten, Schifffahrts- und Handelsverträge abschließen zur Förderung der inländischen Schifffahrt und des Handels, auch möge man dazu Differentialzölle festsetzen. Die Stände dachten an einen Schifffahrtsbund des nördlichen Deutschlands, an eine Verwirklichung der Idee einer deutschen Flagge und einer gemeinsamen Schifffahrts- und Handelsmacht. Sie wollten nicht eine Vereinigung, aber eine Verbindung mit dem deutschen Zollverein ohne dessen hohe Kolonial- und Weinzölle. Was Schifffahrt und Handel betrifft, wollten sie mit demselben eins sein, und so das Ausland zwingen mit Deutschland vortheilhafte Handelsverträge abzuschließen, oder hoher Differentialzölle sich zu gewärtigen. Die Absicht der Stände Hannovers lag klar vor, ihr Land und ganz Norddeutschland dem englischen Einflusse zu entziehen. Wurde die Absicht der Stände erreicht, so bestand schon ein theilweiser Anschluß an den Zollverein, wenigstens in allen Beziehungen, welche das Ausland angingen; demselben stand eine kommerzielle Einheit von ganz Nord- und Mitteldeutschland gegenüber. Für England erwuchsen dadurch Befürchtungen, denen der Handelsminister Gladstone durch den Handelsvertrag mit Hannover vom 21. Juli 1844 vorbeugte. Nun konnte bis zum Jahre 1854 ein solcher Schifffahrts- und Handelsvertrag, wie die Stände Hannovers ihn im Sinne gehabt hatten, nicht zu Stande kommen; der englische Vertrag verbot das, denn Hannover mußte fortan englische Schiffe und Ladungen in allen Stücken den nationalen gleich behandeln. Noch biewilligte Hannover eine Herabsetzung des Stader Zolls für englische Manufakturwaaren, wogegen England den Zoll formell anerkannte, womit Lord Aberdeen wenige

Jahre zuvor, die zweideutige Berechtigung einer auf einem Flusse haftenden Seeabgabe berücksichtigend, Anstand genommen hatte. Nach dem Abschluß dieses hannöverisch-englischen Vertrags blieb die Sache der Zolleinigung liegen, wie dies nicht anders sein konnte, wodurch jedoch nicht ausgeschlossen wurde, daß der Gedanke in Hannover Fortschritte machte und selbst die Regierung sich damit zu befreunden anfing. Diese Wendung bezeichnet ein in einem halbamtlichen Blatte, dem „Magazin" erschienener, von einem höhern Beamten (Oberfinanzrath Ubbelohde) herrührender Artikel vom 4. August 1847, in dem bei einer Besprechung des eben genehmigten Kanals zwischen der Ems und der Südersee das überraschende Geständniß abgelegt wurde, Hannover sei sich der durch seine geographische Lage ihm zugewiesenen Bestimmung, den deutschen Weltverkehr zu vermitteln, bis jetzt zu wenig bewußt geworden. Was Hannover, wurde hier gefragt, was namentlich Osnabrück sein und werden könne, wenn Hannover aus seiner bisherigen isolirten Stellung heraustraäte, seinen weltgeschichtlichen Beruf erkennte, sich dem übrigen Deutschland in seiner Zollgesetzgebung anschlösse und für Deutschland die dasselbe in seinem Verkehr nach außen bestimmende Handelsmacht würde! Nicht blos diese Vortheile hatte man in Hannover erkannt, man hatte auch gesehen, daß die Einkünfte des Vereins stationär blieben, während jene des Zollvereins in einem beständigen Wachsen begriffen waren. Auch die Erhebungskosten stellten sich im Zollverein niedriger als im Steuerverein. Die Brutto-Einnahme des Zollvereins belief sich im Jahre 1847 auf 27,600,000 Thaler, der Nettobetrag auf 21,520,000 Thlr., die dazwischen liegenden 6,080,000 Thlr. waren die Kosten, welche die Bewachung der Zollvereinsgrenzen, die Gewinnung der Zölle erforderte. Die Gewinnungskosten der Zölle im Zollverein beliefen sich demnach auf etwa 10 Prozent der Bruttoeinnahme. (In den sechs Millionen stecken auch die Präcipuen.) Bei dem Steuerverein stellte sich dieses Verhältniß wesentlich anders heraus, und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil die fast kreisförmige Grenze dieses Vereins eine so ausgedehnte und umfangreiche Bewachung der Grenzen erforderte, daß diese zu dem nicht eben bedeutenden Gebiet in ein entsprechendes Verhältniß nicht gebracht werden konnte. Am 1. Januar 1847 stellte sich als Bruttoeinnahme des Steuervereins vom verflossenen Jahre die Summe von 2,030,000 Thalern heraus, die Nettoeinnahme belief sich auf etwa 1,500,000 Thaler. Die Gewinnungskosten der Zölle im Steuerverein betrugen mithin etwa 25 Prozent der Bruttoeinnahme, sie waren 2½mal so groß als im Zollverein. Das Ministerium vom März 1848 dachte noch ernstlicher an den Zollanschluß, Stüve erschien dieser Schritt, den er aber nur unter ähnlichen Bedingungen thun wollte, als 1842 von Hannover gefordert waren, als der Anfang zu einer deutschen Zolleinigung. Daß sich das 1848 errichtete statistische Bureau zunächst mit Handelsstatistik beschäftigte und 1850 das erste werthvolle Heft erscheinen ließ, deutete darauf hin, daß man den Gedanken der Vereinigung nie aus den Augen verlor. Ein annähernder Schritt war die im Jahr 1850 beschlossene Steuererhöhung auf Zucker, Kaffee, Thee, Wein und Taback, die indessen nicht ins Leben trat, da Oldenburg seine Zustimmung verweigerte. Gewisse Landestheile, Göttingen und Grubenhagen, das Eichsfeld, Osnabrück, sahen dieses Vorspiel zur Handelseinigung gern, der Handelsverein in Hannover erregte einen Sturm von Petitionen, die die Bitte enthielten, „daß die Regierung auf den Dresdener Konferenzen das verderbliche österreichische Projekt (eines mitteleuropäischen Handelsbundes) als völlig unmöglich zurückweisen, die Vortheile der jetzigen Stellung bewahren und selbst den etwaigen preußischen Propositionen nur bei ganz entschiedenen Zollermäßigungen und erforderlichen Vergütungen entgegen kommen möge." An eine Einigung mit Oesterreich dachte der König nicht mehr, seit er die Entwicklung der österreichischen Macht sah, den Einfluß fühlte, den sie auf den Norden übte. Er näherte sich Preußen, das ein solches Entgegenkommen wie ein Geschenk des Himmels aufnehmen mußte. Preußen hatte auf

dem Gebiete der Politik eine Niederlage nach der andern erlitten, seine Initiative im Norden war dahin, es war seiner Vernichtung nahe. Wie willkommen war die Hand, die aus dieser Lage aufhelfen wollte! Für die in Preußen mächtigste Partei bestand ein besonderer Grund, den Eifer der Regierung anzuspornen. Die preußischen Hochtories sind in nationalökonomischer Beziehung das gerade Widerspiel ihrer englischen Glaubensgenossen: wenn die letztern verbissene Protektionisten sind, so haben sich die erstern mit Leib und Seele den Freihandelstheorien verkauft. Die Handelsfreiheit ist dieser Partei die beste Politik für den Staat, das einzige Mittel, den allzu großen Anwachs des Fabrikinteresses im Süden zu hemmen, welches ihrer Behauptung nach Uebervölkerung, Pauperismus und Demokratie hervorbringt. Sie meint aber nicht blos die Demokratie, sie will auch nichts wissen von einer großen und kräftigen industriellen Bevölkerung, welche sich von den halbfeudalistischen Einrichtungen emanzipiren würde, deren Wiederherstellung der Traum dieser Partei ist. Die ersten Besprechungen fanden in Dresden zur Zeit der Konferenzen statt zwischen dem hannöverischen Kommissar in Zoll- und Handelssachen v. Klenze und dem preußischen Kommissar Delbrück; an den baierischen Bevollmächtigten Dönninges soll damals eine vertrauliche Mittheilung gemacht worden sein. Die spätern Verhandlungen führten dieselben Bevollmächtigten Preußens und Hannovers in Magdeburg im tiefsten Geheimniß. Preußen, der Stifter des Zollvereins, benachrichtigte keinen von den Staaten, die mit ihm diesen Bund geschlossen haben, die entstehenden Gerüchte führte man durch die Ausstreuung irre, daß es sich um ein nordwestlich deutsches Unionsprojekt handle. In mehrtägigen Konferenzen in Hannover führten die Ministerpräsidenten v. Manteuffel und v. Münchausen das Ganze zu Ende.

Der „Vertrag zwischen Sr. Majestät dem König von Preußen und Sr. Majestät dem König von Hannover, die Vereinigung des Steuervereins mit dem Zollverein betreffend“, trägt das Datum des 7. Septembers 1851 und ist preußischer Seits unterzeichnet von den Ministern Manteuffel, v. d. Heydt und Bodelschwingh, hannöverischer Seits von den Ministern Münchhausen und Hammerstein. Die Stipulationen sind enthalten in 15 Artikeln und 14 Separatartikeln, welche letztern zum Theil die wichtigsten Verfügungen treffen. Der Inhalt macht Hannover bedeutende Konzessionen, dieselben, welche von diesem Staate immer gefordert wurden: eine Herabsetzung des Tarifs in einigen Hauptkonsumtionsartikeln des nördlichen Deutschlands, dann ein Präcipuum wegen des Mehrverbrauchs dieser Artikel, welche eben dadurch als Hauptgegenstände der Besteuerung erscheinen, Ausnahmsbedingungen wegen des Salzes, endlich gewisse kommerzielle Zugeständnisse in Beziehung auf den besondern Handel der nördlichen Städte. Die Herabsetzung des Tarifs (Separatartikel 14) bestimmt den neuen Zoll für Franzbranntwein auf 8 Thaler vom Zollcentner, für Kaffee auf 5 Thlr., für Syrup auf 2 Thlr., für Tabackblätter auf 4 Thlr., für Thee auf 8 Thlr., für Wein in Fässern auf 6 Thlr. Die dem Vertrage beigegebene preußische „Denkschrift“ geht von der Annahme aus, daß die Herabsetzung des Zolls auf diese Artikel den Verbrauch derselben vermehren, mithin keine Verminderung der Zolleinnahmen eintreten werde, was nach allen vorliegenden Erfahrungen zugegeben werden muß. Um nur zwei Beispiele anzuführen, hat die Herabsetzung des Kaffeezolls in England vom Jahre 1844 eine Gebrauchsvermehrung von 18 Prozent zur Folge gehabt, und in Oesterreich, wo in demselben Jahre eine Zollermäßigung von 21 auf 12½ Gulden eintrat, hat der Mehrverbrauch gar 58 Prozent betragen. Es ist nur zu beklagen, daß Preußen diese nationalökonomische Wahrheit nicht früher erkannt hat, daß bisher alle im Zollverein gemachten Vorschläge auf Verminderung der bloßen Finanzzölle an seinem Widerstande gescheitert sind. Wäre diese Ermäßigung früher und energischer erfolgt, so hätte man Hannover wegen seines Mehrverbrauchs an diesen Artikeln kein Präcipuum zu bewilligen brauchen. In Beziehung auf den Zuckerzoll trat die Rücksicht ein, daß bei dem

steigenden Werth der Runkelrübenzuckerfabrikation (s. d.) entweder eine Ermäßigung des Rohzuckerzolls oder eine höhere Besteuerung des Rübenzuckers eintreten mußte. Der Vertrag wählt den letztern Weg. Daß man daneben den Zoll auf fremden Syrup von vier auf zwei Thaler herabgesetzt hat, ist schwer zu begreifen. Der Syrup ist ein werthvolles Fabrikat aus Rohzucker, indem man dieses Fabrikat im Preise herabsetzt, erleichtert man den fremden Zuckersiedern ihre Mitbewerbung mit den einheimischen Fabriken. Um so weniger erklärt sich diese Höherbesteuerung des Rohstoffes gegen das Fabrikat um 150 Prozent (Rohzucker 5 Thlr., Syrup 2 Thlr.), als der Syrup selbst wieder zur Fabrikation gebraucht wird. Die Herabsetzung der Theezölle wurde Hannover wegen des starken Gebrauchs bewilligt, der in einzelnen seiner Gebietstheile z. B. in Ostfriesland, von den geringern Theesorten gemacht wird. Die Denkschrift nimmt an, daß diese Herabsetzung einen Zollausfall von 15,000 Thlr. herbeiführen werde. Die neuen ermäßigten Zollansätze sind noch immer etwas höher als die im Steuerverein bestehenden, jedoch nicht so bedeutend, daß eine Verminderung des Gebrauchs zu befürchten stände. Kaffee und Zucker kommt im Steuerverein fortan 6 Pfennige das Pfund höher zu stehen, Thee 5 Pf. das Pfund, Wein 1½ Sgr. die Flasche. Der Reis hat seinen alten Zoll behalten, was sehr zu bedauern ist, da dieser Artikel bei möglichst freier Zufuhr nicht nur die Masse der Lebensmittel vermehrt, sondern auch die großen Preisschwankungen des Getreides bei bedenklichen Ernten mindert. Die industriellen Zölle des Zollvereins hat Hannover angenommen, die einzigen wesentlichen Abänderungen, welche hier eingetreten sind, bestehen in Vergütungen für Schiffsbaumaterialien und in Ermäßigung der Ausgangszölle auf rohe Wolle auf ⅓ Thlr. für den Centner. Im Steuerverein bezahlt die Rohwolle nur 2 Sgr. vom Centner. Die Vergütungen für Erbauer von Seeschiffen, welche der Separatartikel 14 vorsieht, durfte Hannover fordern, nachdem es im Jahre 1848 die Eingangsabgaben für zum Schiffbau bestimmtes geschmiedetes Stangen-, gewalztes Bolzen-, Rund- und Nageleisen, Eisenblech, Kupfer und Münzmetall auf eine Kontrolgebühr von 2 Sgr. für den Centner, für Ankerketten auf den Satz von 6 Sgr. für den Centner, und für Kettenanker, eiserne und kupferne Nägel, eiserne Ankerspillen, eiserne Winden und ähnliche aus gegossenem und geschmiedetem Eisen bestehende Schiffsgeräthe auf den Satz von 18 Sgr. vom Centner ermäßigt hatte. Das Eingehen auf eine Vereinbarung, durch welche die Rhederei eine ähnliche Befreiung von den auf den Schiffsmaterialien ruhenden Zöllen gewahrt werde, war ganz nach dem Sinne der preußischen Regierung, die sich selbst vor einigen Jahren genöthigt gesehen hatte, ihrer Rhederei eine entsprechende Begünstigung auf privative Rechnung zu Theil werden zu lassen. In der That würde ein Gewerbszweig wie die Rhederei, welcher gegen die Konkurrenz des Auslandes in den inländischen Häfen faktisch gar keinen Schutz genießt, und dessen ausländische Konkurrenten einen Zoll für metallene Schiffsbau- und Ausrüstungsmaterialien entweder gar nicht zu zahlen haben oder denselben erstattet erhalten, die Mitbewerbung selbst in der direkten Fahrt auf die Dauer kaum bestehen können, wenn er die vollen Eingangsabgaben für jene Materialien tragen sollte.

Das Hannover gewährte Präcipuum ist der Punkt im Vertrage, welcher die meisten Anfechtungen zu erleiden hat. Der Hauptgrund der Gewährung ist der im Steuerverein stattfindende Mehrgebrauch mehrerer am meisten gebrauchter und am höchsten besteuerter Artikel, namentlich Kolonialwaaren. Nach der Berechnung, welche die Denkschrift aufstellt, beträgt der Gebrauch bei folgenden Artikeln im Zollverein und im Steuerverein, im Zollverein nach dem Verbrauch der Jahre 1847—1849, im Steuerverein nach dem Verbrauch der Jahre 1847—1850 berechnet:

	Zollverein. Zollpfund auf den Kopf.	Steuerverein. Zollpfund auf d. Kopf.
Branntwein	0,11.	0,33.
Kaffee	3,02.	4,05.
Reis	0,67.	1,66.
Südfrüchte aller Art	0,55.	1,06.
Tabacksblätter und Stengel	0,96.	3,30.
Thee	0,02.	0,21.
Wein	0,57.	3,41.
Zucker und Syrup	5,57.	8,29.

Die Denkschrift rechtfertigt das Präcipuum ferner damit, daß man Hannover den Ausfall in seinen Staatseinnahmen ersetzen müsse, den es durch Eintritt in den Zollverein erleide. Wir erfahren durch die Denkschrift, daß 1842 die durchschnittliche Zolleinnahme im Steuerverein kaum so viel betragen habe als im Zollverein, daß jetzt im ersten die Brutto-Zolleinnahme im Durchschnitt der drei Rechnungsjahre 1847—1850 auf 1 Thlr. — Sgr. 1 Pf. für den Kopf gestiegen sei, während sie im Zollverein im Durchschnitt der drei Jahre 1847—1849 nur 25 Sgr. 1 Pf. für den Kopf betragen habe und im Jahre 1850 auf 23 Sgr. 2 Pf. hinabgegangen sei. „Es liegt auf der Hand," fährt die Staatsschrift fort, „daß für Hannover keine Veranlassung vorhanden war, den Anschluß an den Zollverein mit einem großen finanziellen Opfer zu erkaufen, und daß man also, wenn man die Einleitung von Anschlußverhandlungen überall ernstlich wollte, die Forderung eines Präcipuums von vornherein zugeben mußte. — Es ist ferner eine berechtigte Forderung, daß jedem Staat diejenigen Steuern, welche seine Angehörigen von ihrer Konsumtion entrichten, auch wirklich zu Gute kommen, und es kann nicht die Absicht sein, dieses Recht zu beeinträchtigen, und einen Theil desjenigen, was die eigenen Angehörigen an Steuern aufgebracht haben, wegzuschenken, oder von der andern Seite ein solches Geschenk anzunehmen." Das Präcipuum wird nach der Uebereinkunft geleistet durch eine Erhöhung der Bezugsquote für Hannover, und zwar von ³/₄ des Steuerbetrags für den Kopf. Hannover erhält daher künftig zuerst vorab diese ³/₄, dann noch die volle Summe, und trägt dafür von den Ausgaben nicht mehr wie früher. Der Vortheil, den Preußen dadurch Hannover zugewiesen hat, ist ein außerordentlicher. Seine Zollkasse hat die ganze frühere Einnahme und eine Erhöhung um 10 Sgr. für den Kopf in ziemlich naher Aussicht, die Finanzen sparen die Ausgaben für die Zollverwaltung bis auf die hannöversche Rate, die Bevölkerung bezahlt die außereuropäischen Artikel etwas theurer, erspart aber einerseits die Verzollung aller Vereinsprodukte gänzlich und gewinnt durch den Wegfall der Zollvereinsgrenze einen großen zollfreien Markt. Diese Vortheile kann man sich indessen gefallen lassen, da Hannover auch viel bietet, zunächst einen vortrefflichen Markt für die Fabriken des Zollvereins, der immer besser werden muß, sobald der hannoversche Landwirth und Viehzüchter, der anfangs die Waare nur wegen ihrer Billigkeit kaufen wird, ein Bedürfniß nach der Waare als solcher empfinden lernt. Der Zollverein hat jetzt den Zugang zum Meer und zugleich die Herrschaft über alle zu demselben führenden Straßen, mit Ausnahme des südlichen Wegs nach Triest. Endlich gewinnt der Zollverein den Wegfall der hannöverschen Transitzölle, die kostspielige Bewachung der Steuervereinsgrenzen hört auf, der Schmuggel erstirbt, der besonders über den Harz auf das schwunghafteste betrieben wurde. Mit dem Präcipuum verbindet sich aber ein zweites Zugeständniß, das verderblich ist: Hannover ist der Pflicht enthoben, seine lagernden Waaren, welche im Zollverein einer höhern Abgabe unterworfen sind, beim Eintritt in denselben nachzuversteuern. Die Folgen liegen auf der Hand. Die holländischen Kaffeehändler, die belgischen Zuckersieder, die englischen Twistspinner werden vor dem 1. Januar 1854 eine ungeheure Masse von Waaren nach Hannover werfen. Die Fabrikanten des Zollvereins werden

darunter unendlich leiden, und die Kasse des Zollvereins nicht minder. Die Vortheile der Bestimmung wird aber weder die Staatskasse von Hannover haben, denn in Folge des allgemeinen Ausfalls in den Zolleinnahmen wird das hannöverische Präcipuum voraussichtlich unter den Betrag der alten Rate des Steuervereins fallen, auch nicht der hannöverische Kaufmann, denn diesem fehlt es an Kapital um Vorräthe aufzustapeln, sondern der fremde Spekulant. Ist es zu rechtfertigen, daß Preußen englischen, holländischen und belgischen Kaufleuten auf Kosten seiner Fabrikanten und seiner Staatskasse ein in die Millionen laufendes Geschenk macht? Wollte man Hannover auch in dieser Beziehung einen Vorzug gewähren, so war es besser, man traf die Bestimmung, daß die Nachsteuer etwa vom 1. Januar 1852 wirklich erhoben werde, aber nicht in die Kasse des Zollvereins, sondern des Steuervereins fließe.

Art. 9 des Hauptvertrags bestimmt für die wichtigeren Seehäfen die Errichtung von freien Niederlage-Anstalten in der Art, daß innerhalb derselben die zollamtliche Kontrole nur insoweit stattfindet, um Einschwärzungen nach dem Inlande vorzubeugen, daß die Behandlung, Theilung und Umpackung der Waaren innerhalb jener Anstalten unbehindert bleibt, und daß eine Verabgabung nur nach Maßgabe der aus der Niederlage nach dem Inlande oder zum Durchgang abgefertigten Mengen eintritt. Damit ist dem Niederlage-System vor dem Freihafensystem der Vorzug gegeben. Mit der gemachten Konzession zielt der Vertrag auf den Beitritt der Hansestädte, er stellt aber auch mit ausdrücklichen Worten die Einführung des Niederlage-Systems für die preußischen Ostseehäfen in Aussicht, deren stagnirender Handel einer solchen Begünstigung seit langem entgegenharrt. Nach den Erläuterungen der Denkschrift wird Haarburg das ihm am 10. August 1848 beigelegte Freihafenrecht verlieren (diplomatisch ausgedrückt: Hannover hat die Erhaltung dieses Rechts nicht zur Bedingung gemacht), Geestemünde dagegen, Bremerhafen gegenüber, dasselbe behalten (in diplomatischer Sprache: es ist vom Zollgebiet ausgeschlossen). Von der Einführung des Salzmonopols in Hannover hat man Umgang genommen (Art. 5 des Hauptvertrags), weil demselben zur Zeit unübersteigliche Hindernisse entgegentreten würden, und aus denselben Gründen hat eine Erhöhung der Salzsteuer nicht vereinbart werden können. Da aber nicht zu verkennen ist, daß bei der geringen Steuer von 9 Ggr. 3 Pf. vom Centner der Preis des Salzes in Hannover so niedrig stehen muß, daß dadurch eine erhebliche Gefahr der Einschwärzung in die benachbarten Staaten, in deren Gebieten beträchtlich höhere Steuern gelten, begründet wird, so hat Hannover die Verpflichtung übernommen, geeignete Mittel zur Verhinderung von Salzeinschwärzungen in Anwendung zu bringen. Eine fernere und letzte Konzession besteht darin, daß Hannover seine Einnahme aus seinen Chausseegeldern ungeschmälert erhalten bleibt. Hannover hat dieses Verlangen auf die durch Mangel an Chausseebaumaterial veranlaßten, besonders hohen Kosten der Chaussee-Unterhaltung in Hannover gestützt. Die Dauer des Vertrags erstreckt sich auf den Zeitraum vom 1. Januar 1854 bis zum 31. December 1865. Kommt jedoch schon vor dem letztgedachten Zeitpunkte eine Zolleinigung aller deutschen Staaten zur Ausführung, so erlischt derselbe gleichzeitig mit dem Beginn der letztern. Beide Kontrahenten haben sich verpflichtet, die Zustimmung der mit ihnen verbündeten Staatengruppen zu erlangen.

Der Vertrag überraschte, aber der Eindruck war im allgemeinen ein günstiger. Nachdem die Dresdener Konferenzen ohne ein einziges Resultat für Einigung im Zollwesen und Handel vorübergegangen waren, nachdem selbst die dort verabredete Berufung von Sachverständigen ins Unbestimmte vertagt zu sein schien, erfreute die That, die so unerwartet hervortrat. Abgesehen von den verschiedenen Stimmungen, welche der kühne Griff erweckte, womit Preußen nach seiner verscherzten Hegemonie des Nordens faßte, hielt man sich an das Resultat, daß der Zollverein den längst gehofften Schritt an das Meer nun wirklich gethan

habe. Selbst die aufrichtigen Freunde des österreichischen mitteleuropäischen Handelsbundes hatten sich des Vertrags nur zu freuen, da die beabsichtigten Unterhandlungen wesentlich erleichtert werden mußten, wenn Oesterreich statt mit zwei Gruppen mit einer sich in Verbindung setzte. Eine begreifliche Verstimmung herrschte dagegen bei den größern Vereinsregierungen, welche Preußen kein Recht einräumen konnten, hinter ihrem Rücken und doch mit in ihrem Namen einen Vertrag abzuschließen, der Bestimmungen des Zollvereins abänderte, welche die preußische Regierung selbst als grundgesetzliche bezeichnete. Indem Preußen sich mit Hannover einseitig einigte, brachte es die andern Zollvereinsstaaten in die Lage, zwischen dem Zollverein und der Annahme des Vertrags vom 7. September wählen zu müssen, legte ihnen also einen moralischen Zwang auf. Mit Grund ließ sich preußischer Seits auf solche Vorwürfe nur das Eine entgegnen, daß gar kein Resultat möglich gewesen wäre, wenn Preußen den Weg der Verhandlungen betreten und dem Veto der einzelnen Staaten sich ausgesetzt hätte. In der That gebührte die Hälfte aller Angriffe auf Preußen der Verfassung des Zollvereins, diesem liberum veto, das man aus der alten, daran zu Grunde gegangenen Verfassung Polens in die neueste deutsche Geschichte verpflanzt hatte, um dem kleinsten Staat die völlige Beachtung seiner Wünsche gegen den Dissens aller übrigen Staaten zu sichern.

Von den zum Steuerverein gehörenden Staaten erklärte Schaumburg-Lippe seinen Beitritt, Oldenburg seine Bereitwilligkeit. Die Zollvereinsstaaten hielten mit ihren Erklärungen zurück, Baiern und Würtemberg befragten ihre Handelskammern, welche einstimmig ihr Gutachten dahin abgaben, daß der preußisch-hannöversche Vertrag den Fortbestand des Zollvereins nicht angreifen dürfe.*) Dieses Schweigen seiner Mitverbündeten lag nicht in Preußens Wunsche, in Berlin hätte man lieber gesehen, wenn Baiern, Würtemberg, Sachsen, Baden die Konsequenzen des preußischen Verfahrens gezogen und einen Verein, dessen Verfassung thatsächlich zerrissen war, gekündigt hätten. Da ein solcher Schritt nicht erfolgte, so kündigte das Berliner Kabinet selbst. Die Note, welche den verbündeten Regierungen die Kündigung anzeigte, sprach den Entschluß Preußens aus, die Zollvereinsverträge nur unter denjenigen Modifikationen in die neue Vereinsperiode übergehen zu lassen, welche sich einestheils mittelbar oder unmittelbar aus dem Vertrage vom 7. September, anderntheils aus den gesammelten Erfahrungen ergäben. Diesen Entschluß habe die preußische Regierung bereits

*) Die baierische Regierung von Schwaben und Neuburg hat ein spezielles Gutachten eines der am besten unterrichteten Sachverständigen, Hofrath Dr. von Kerstorf, eingeholt, welches die Summe der Wünsche der süddeutschen Industriellen ausdrückt. Man solle die Zollvereinsverträge erneuern, räth dieses Gutachten, aber unter einem bestimmt formulirten Vorbehalt, vor Ablauf der Vertragsfrist aus dem Verein zu treten, a) wenn Preußen Oesterreichs etwaige Anträge auf Zolleinigung, resp. vorbereitende Handelsverträge zurückweise; b) oder bei grundsätzlichen Tarifänderungen der wichtigsten Positionen, wie Baumwolle, Leinen, Seide, Eisen, Taback, Wein, wenn sie von Oesterreich als unbedingtes Hinderniß seines Beitritts betrachtet würden; c) bei Herabsetzung der Schutzzölle auf Baumwoll-, Wollen-, Seide- und Leinengarnen und Waaren, Eisen- und Stahlwaaren, kurze Waaren, Leder, chemische Fabrikate, Papier, Glas, neue Kleider, Stiefel und die übrigen Produkte des kleinen Gewerbes, bei Zucker, Kaffee, Taback und Tabackfabrikation unter den mit Hannover zu vereinbarenden Sätzen. Ueber den gemeinsamen Gebrauch dieser Klausel solle man sich aber mit den süddeutschen Staaten, vielleicht auch mit Sachsen, verständigen. In dieser Klausel sei allein ein Ersatz für das Veto der einzelnen Staaten zu finden. Das Gutachten empfiehlt ferner, darauf zu dringen, daß das Entrepotsystem und nicht das Freihafensystem im Zollverein eingeführt werde, daß der Rabatt von 20 Prozent an Weinhändler, die eisernen Kreditlager, Weintheilungslager als eine Art gestatteter Zolldefraudation abgeschafft würden. Bei der Einfuhr von Rohstoffen möge man zum Nutzen der Rhederei Differentialzölle einführen, die Ausgleichungsabgaben und die preußische Tabacksteuer abschaffen, oder den inländischen Tabacksbau und die ausländische Ausfuhr von Taback in der Art besteuern, daß bei einem Eintritt Oesterreichs das dortige Monopol keine unübersteigliche Hindernisse finde.

bei der Mittheilung des Vertrags angedeutet, jetzt wolle sie die als nothwendig gebotene Kündigung auch formell nicht verabsäumen und damit den Weg betreten für die Eröffnung der Verhandlungen über die Fortsetzung des erweiterten Zollvereins. Sie werde von dem festen Vertrauen getragen, daß alle Mitglieder des Vereins die Lage auffassen würden wie sie selbst, und mit ihr die Ueberzeugung theilen würden, daß es unter fernerm einmüthigen Zusammenwirken gelingen werde, sich über die Fortsetzung des Zollvereins in der durch die Vereinigung des Steuervereins erweiterten Gestalt zu allseitigem Gedeihen zu verständigen. Kein Staat könne aufrichtiger als Preußen wünschen, daß die bisher von segensreichen Wirkungen begleitete Vereinigung auch in der demnächstigen Ausdehnung auf andere Bruderstämme fortdauern möge. Zum Schluß lud die Note die betheiligten Regierungen ein, in den ersten Monaten des Jahres 1852 Bevollmächtigte, „welche das volle Vertrauen und möglichst weite Vollmachten besäßen", nach Berlin zu schicken, damit über die Erneuerung und Erweiterung der Zollverträge und über die zur Sprache gelangenden Punkte die geeignete Verhandlung gepflogen und weitere Verabredung getroffen werde. In dem Zeitpunkte, welchen die preußische Regierung zur Kündigung des Zollvereins wählte, waren ihre Unterhandlungen über Handelsverträge mit Holland und Belgien so weit gediehen, daß sie den süddeutschen Regierungen um den Preis der Annahme des Vertrags vom 7. September neue Vortheile, namentlich für die Rheinschifffahrt anbieten konnte. Die Kündigung war nichts als eine verstärkte Drohung, daß Preußen aus dem Zollverein ausscheiden werde, falls man die von ihm dem Zollverein untergeschobene Basis nicht als eine vollendete Thatsache hinnehme. In wie weit Preußen in geheimen Zusatzartikeln zu seinem Vertrage vom 7. Septbr. — das Vorhandensein solcher geheimer Artikel wird jetzt allseitig zugegeben — gegen Hannover sich zu einem so gewagten Schritte verpflichtet hatte, vermögen wir natürlich nicht zu sagen. Abgesehen von diesem nicht zu entscheidenden Punkte, müssen wir es einen vermessenen Schritt nennen, daß im Angesicht der drohenden Weltlage, in der wachsenden Zerwürfniß Deutschlands sorglich geknüpfte und Jahrzehnte hindurch erhaltene Bande von demselben Staate gelockert oder gar zerrissen wurden, welcher der Natur der Sache nach auf Erhaltung dieser Bande und auf Bekämpfung der gegen sie gerichteten Angriffe hingewiesen war. Es konnte nicht ausbleiben, daß sich Mißdeutungen einstellten; die preußische Note forderte selbst dazu auf, indem sie die aufrichtigen Wünsche Preußens für den Fortbestand des Zollvereins aussprach und gleichzeitig den Zollverein kündigte, indem sie das feste Vertrauen Preußens zu dem guten Willen der andern Vereinsregierungen versicherte und diesen zu gleicher Zeit den direktesten Zwang anzuthun für nöthig hielt.

Ein nicht unerwartet eintretendes Ereigniß ließ das Gewagte der preußischen Kündigung im grellsten Lichte hervortreten. König Ernst August von Hannover wurde durch den Tod von monatlanger Agonie erlöst, sein Sohn und Nachfolger berief die ritterschaftliche Opposition in seinen Rath, eine Opposition, die außer in politischer auch in nationalökonomischer Beziehung mit der Verwaltung des verstorbenen Königs unzufrieden gewesen war. So wankte zugleich mit dem Zollvereinsgebäude auch das unfertige System des Vertrags vom 7. September, die tabula rasa war fast fertig, was noch fehlte hinzuzufügen konnte einer gewandten Diplomatie nicht schwer fallen. In diesem günstigsten Zeitpunkte erschien Oesterreich im Felde. Mit dem Zögern seiner Politik war es nun vorbei, der neue Zolltarif, den man im Bundespalaste zu Frankfurt am Main bislang vergebens erwartet hatte, wurde veröffentlicht, die Verheißung einer allgemeinen Zolleinigung wiederholt. Indessen der Handelsausschuß des deutschen Bundes noch konstituirt blieb, Preußen seine Verbündeten zu gemeinsamer Besprechung nach Berlin berief, erließ Oesterreich eine Einladung zu einer Konferenz in Wien. Dies ist die gegenwärtige Lage aus der die Einigung Deutschlands hervorgehen soll, der alte Dualismus lebt auf dem Handelsgebiete wieder auf, Oesterreich und Preußen ringen aufs Neue um die

Hegemonie. Oesterreich versichert, daß es die Zollkonferenz zusammenrufe in einem Gedanken der Versöhnung, in der erklärten Absicht der Vereinbarung und der Einigung. Als Pfand seines ernsten Willens der Annäherung giebt es das Verlassen seines Prohibitivsystems, seinen neuen Zolltarif, der eine prinzipielle Annahme des Bodens des deutschen Zollvereins ist. Nicht nur offen vor aller Welt, auch in den vertraulichsten Mittheilungen bezeichnet die kaiserliche Regierung die eventuelle Spaltung Deutschlands in zwei verschiedene handelspolitische Bünde als eine Kalamität für die Gesammtheit, die man mit Opfern vermeiden, der man erst dann sich fügen müsse, wenn eine Verständigung durchaus nicht zu erreichen sei, wenn Preußen zum Verderben seiner schönsten Provinzen dem Freihandelssystem sich zuwende. Das Wiener Kabinet giebt sogar die Versicherungen, daß es mit dem preußisch-hannöverischen Vertrage sich verständigen, daß es nichts weiter erreichen wolle, als das Aufhören seiner Isolirung, endlich das Fernhalten solcher grundsätzlichen oder organischen Aenderungen im Zollverein, welche die durch Oesterreichs neuen Zolltarif erfolgte Annäherung wieder ferner rücken oder die politische Selbständigkeit der einzelnen Staaten gefährden müßten. Dies sind die österreichischen Versicherungen, die, so positiv sie klingen, doch von der andern Seite angezweifelt werden. Diese erinnert an die Politik Oesterreichs während der über die Bildung des Zollvereins schwebenden Verhandlungen, an die eben so bestimmten Versicherungen und Versprechungen, die damals gegeben wurden, nicht um gehalten zu werden, sondern um das Zustandekommen des Zollvereins zu verhindern. Preußen versichert seiner Seits seine lebhafte Befriedigung, welche der Gedanke einer Zolleinigung mit Oesterreich in ihm erwecke. Allerdings weigert sich Preußen, an den Zollkonferenzen Antheil zu nehmen, giebt aber dafür gute Gründe an. Der gewählte Zeitpunkt sei nicht der geeignete, es sei noch nichts festgestellt, also fehle die Basis der Verständigung. Es fehle dem hannöverisch-preußischen Vertrage die Genehmigung der beiden Landesvertretungen, der Beitritt Oldenburgs, die Erklärung der Zollvereinsregierungen. „Bei dem hiernach noch obwaltenden Mangel an formeller Gewißheit über den künftigen Umfang des durch Zutritt des Steuervereins erweiterten Zollvereinsgebiets und bei der unbedingten Abhängigkeit, in welcher sich die handelspolitischen Interessen von diesem Umfange befinden, ist die königliche Regierung ferner nicht im Stande, zu ermessen, welche Aenderungen in der Gesetzgebung und den Einrichtungen des Zollvereins aus den wegen Fortdauer des letztern einzuleitenden Verhandlungen hervorgehen werden. Sie befindet sich inmitten einer Entwicklung, welche jedenfalls neue Verhältnisse hervorbringen wird, deren sonstiger Verlauf und Ergebniß aber von ihrem Willen allein nicht bestimmbar und deshalb zur Zeit unberechenbar ist. Wie die kaiserl. Regierung ihrerseits den Augenblick zur Eröffnung von Unterhandlungen erst dann gekommen glaubte, als sie die Umgestaltung ihres handelspolitischen Systems abgeschlossen hatte, indem erst in diesem Augenblicke klar zu Tage gelegt werden konnte was von ihr zu erwarten sei, und eine feste Grundlage für die Verhandlungen von ihrem Standpunkte aus gewonnen war: so glaubt die königliche Regierung ihrerseits in solche Unterhandlungen nicht eher eintreten zu können, bevor nicht die jetzt eingeleitete neue Gestaltung des Zollvereins zum Abschluß gediehen ist. Bis dahin würde es, wie die vorstehend dargestellte und allgemein bekannte Lage der Verhältnisse ergiebt, an derjenigen Grundlage fehlen, welche ganz vorzugsweise bei handelspolitischen Verhandlungen umfassender Art unentbehrlich ist, nämlich an der Gewißheit über den zum Ausgangspunkte der Unterhandlungen zu nehmenden faktischen Zustand." (Note vom 5. Dezember 1851.) Auch die Aufrichtigkeit dieser Versicherungen wird angezweifelt. Es herrscht eine so große Aehnlichkeit zwischen den Unionsbestrebungen von 1850 und den Handelseinigungstendenzen von 1851, daß man die letztern für die Fortsetzung der erstern hält. Wie 1850 sucht Preußen 1851 vorerst das nichtösterreichische Deutschland zu einigen und will sodann, nicht früher, Unterhandlungen mit Oesterreich anknüpfen. Der Ausfall der beiden

Konferenzen in Wien und Berlin wird uns belehren, ob und welcher der Großmächte mit den gegen beide laut gewordenen Anschuldigungen ein Unrecht geschieht.

Christian Märklin wurde geboren am 23. Juni 1807. Sein Vater bekleidete zur Zeit seiner Geburt die Stelle eines Klosterprofessors in Maulbronn, einem Kloster, für das die Cisterzienser ein stilles abgeschiedenes Thal, von bewaldeten Hügeln umgeben, von Fischteichen und dem reichsten Weingelände begrenzt, ausgesucht hatten, das aber trotz aller ihrer Sorge in der Reformationszeit an den Staat übergegangen war, der eine Vorbereitungsschule für das theologische Seminar in Tübingen daraus gemacht hatte. In diesem Kloster mit seinen Linden, seinen bis fast an das Thor reichenden Buchenwäldern verweilte der Knabe bis zu seinem siebenten Jahre, und hatte dann dem Vater nach Neuenstadt in eine mehr offene Umgebung zu folgen. Die Erziehungsgrundsätze des letztern basirten auf dem Satze, daß Kinder in strenger Unterwürfigkeit gehalten werden müssen, ein Grundsatz, dessen Befolgung leicht Schüchternheit erzeugt. Auf diese Erziehungsmethode deutet Märklin in den von ihm aufgezeichneten „Lebenserfahrungen und Ansichten", wenn er sagt: „Man kann die verschiedenen Arten der häuslichen Erziehung etwa so klassificiren: entweder ist sie eine konventionelle, damit die Kinder gut in die Welt und Gesellschaft taugen; oder eine moralische, welche sie zwar gewissenhaft, aber gerne unzufrieden mit der Welt macht, und den Humor nicht zuläßt; oder eine religiöse, die sie zu Christen aber nicht zu Menschen bildet. Die wahre Erziehung, die humane, welche Menschen zu bilden strebt, ist so selten, daß man der Laterne des Diogenes bedürfte, sie zu finden." Der Aufenthalt in Neuenstadt dauerte wieder sieben Jahre, dann wurde der Vater als Prälat und Generalsuperintendent nach Heilbronn versetzt. Heilbronn ist ein lebhafter, fast großstädtischer Ort, dessen heitere Lebensweise gegen das schwerfällige gedrückte Wesen der echten Schwabenstädte absticht, und es war für Märklin eine wohlthätige Ergänzung, daß er fortan als Gymnasiast, Student und Repetent von der leichtern Geselligkeit Heilbronns berührt wurde. Er besuchte das dortige Gymnasium, um das sogenannte Landesexamen zu bestehen, das heißt eine Prüfung im Lateinischen, Griechischen, Hebräischen und in einigen andern Fächern, welche drei Jahre hinter einander wiederholt wird, damit nur ganz würdige Zöglinge der Ehre theilhaftig werden können, in eins der vier niedern Seminare, Blaubeuren, Schönthal, Maulbronn und Urach aufgenommen zu werden. Zwei Prüfungen hatte Märklin schon früher bestanden, die dritte machte er in Heilbronn, und wurde nun im September 1821 in das Seminarium Blaubeuren aufgenommen. Die klösterliche Klausur solcher Anstalten hat wenigstens das Gute, die Zöglinge zu einem innigen Verkehr unter einander aufzumuntern, und unter günstigen Umständen, wenn begabte verschiedenartige Jünglinge zusammentreffen, kann ein geistiges Leben entstehen, dessen Reichthum die abgeschnittene Berührung mit der Außenwelt nicht bedauern läßt. Solche Umstände begünstigten Märklin in hohem Grade; mit ihm waren auf dem Seminar Wilhelm Zimmermann, der Dichter und Geschichtschreiber, Gustav Pfizer, Elsner, später unstreitig der begabteste Publicist Würtembergs, Fr. Vischer, endlich David Friedrich Strauß, der würtembergische Antichrist, jetzt zum Biographen seines Jugendfreundes geworden. Unter den Lehrern waren besonders zwei, Kern und Baur, die durch geschmackvolle Behandlung der alten Klassiker ihren Vorlesungen Reiz und Werth zu verleihen wußten. Märklin nahm in dem Kreise seiner Mitgenossen von Anfang an eine geachtete Stellung ein, sein rasches Verarbeiten des Gelernten, das harmonische Ineinandergreifen seiner Geistesfähigkeiten, dann aber auch sein Turnen, sein taktfestes Singen, seine geselligen Talente brachten ihn vor vielen andern in Vortheil. Die vier Jahre, welche die Studienordnung vorschrieb, verflossen anfangs zu langsam, zuletzt aber viel zu schnell, am 27. September 1825 sagte er dem Seminar mit wehmüthigen Gefühlen Lebewohl. Auf das Seminar folgte das Tübinger Stift, wo schon mehr

Freiheit herrschte. Die Seminargenossen wurden getrennt und auf die einzelnen Stuben vertheilt, Märklin kam auf die sogenannte Jägerstube, deren Insassen Strauß mit den Pappenheim'schen Kuirassieren in Wallensteins Lager vergleicht. Für diesen Aufenthalt bestimmte die Studienordnung fünf Jahre, deren beide ersten dem philosophischen, die drei letzten dem theologischen Studium gewidmet wurden. Das philologische Fach, das mit dem philosophischen verbunden wurde, zog Märklin besonders an, seine eifrige Theilnahme an den Uebungen, in denen Stücke von Aeschylus und Sophokles gelesen wurden, hat ihn später aus einer peinlichen Lage befreit. Die eigentlichen philosophischen Studien bestanden im Lesen von Kant, Jacobi und Schelling, welcher letztere Märklin ganz gefangen nahm, doch gingen diese Studien, wie auf Universitäten gewöhnlich, vorüber, bevor die Lernenden den rechten Eingang in sie gefunden hatten. Als die theologischen Studien begannen, fand Märklin seine beiden besten Lehrer vom Seminar wieder, Kern und Baur, von denen der erste über Synopse und Dogmatik, der letztere über Dogmen- und Kirchengeschichte las. Jetzt begannen die philosophischen Studien Märklin's erst mit rechter Lebendigkeit, doch war er zu gewissenhaft, ihnen die für die Theologie bestimmte Zeit zu opfern, und widmete ihnen theils die Nebenstunden, theils die Nacht. Dem Vater, der ihn vor der Philosophie warnte, antwortete er, daß er sich zu diesem Studium durch innerste Neigung hingetrieben fühle und vergebens suchen werde, sich desselben zu entschlagen. Sich zum wahren Menschen, nicht aber zum Fachgelehrten auszubilden, dahin gehe sein ganzes Streben, die Wissenschaft im weitesten und höchsten Sinne betrachte er als sein wahres Lebenselement. Daß er sich einem bestimmten System zu eigen geben werde, sei nicht zu befürchten, er sei sich wohl bewußt, daß unsere Ueberzeugungen in keinem Augenblick unsers Lebens vollendet, sondern immer im Werden begriffen seien, und je länger er sich mit Philosophie beschäftigte, desto mehr überzeuge er sich von seinem Nichtwissen. „Aber," fährt er fort, „zu welchen Resultaten mich mein philosophisches Studium führen werde, das muß mir selbst ganz frei überlassen bleiben, wenn jene auch von der gewöhnlichen Denkweise noch so sehr abwichen, denn das eigene Denken des Geistes treibt mich fort, und dem einmal Erkannten kann ich mich nicht widersetzen, und wenn ich endlich bei solchen Resultaten ankäme, vor welchen die Menschen gewöhnlich zurückschrecken, und welche sie unvereinbar mit dem gesunden Menschenverstande sowohl als mit den Wahrheiten des Christenthums finden, wenn ich auf Pantheismus, Läugnung der Freiheit und Unsterblichkeit käme, so könnte mich an meinen Ueberzeugungen, hätte ich nur in denselben innere Befriedigung gefunden, auch das nicht irre machen, daß ich mich damit in Gegensatz gegen die gäng und gäbe Landesphilosophie setzte." Seine Ansichten bildeten sich indessen nicht allein nach reinphilosophischen Forschungen, auch die Lehre Schleiermacher's, die in Tübingen ihre Jünger fand, war ihm Antrieb. In einem Freundeskreise machte er sich mit Hegel's, in Tübingen damals fast unbekannter Phänomelogie bekannt, in der er bald das Hauptwerk des großen Philosophen erkannte. Dem gewöhnlichen Treiben der Studentenwelt gab er sich nicht hin, weniger aus freier Wahl, als weil während der ganzen Zeit seines Tübinger Aufenthalts ein wahres Schreckensregiment herrschte, das durch starke Reibungen zwischen Burschenschaftern und Landsmannschaftern hervorgerufen worden war. Im Herbst des Jahres 1830 schloß seine Universitätslaufbahn, und der Zopf des Tübinger Reglements gab ihm folgendes köstliches Zeugniß mit: „Gesundheit: fest. Gestalt: über Mittelgröße. Sprache: deutlich. Bewegungen: anständig. Verstand: sehr gut. Urtheil: gut ausgebildet. Gedächtniß: treu. Sitten: nüchtern und ehrsam. Schrift: leicht leserlich. Fleiß: ausdauernd. Kräfte: hinreichend. Er hat das theologische Studium mit günstigem Erfolg traktirt. Seine nach einer richtigen Disposition entworfene und sorgsam ausgearbeitete Predigt hat er nach dem Gedächtniß gehalten. In der Philogie und Philosophie ist er wohl bewandert." Mit diesem wie ein Steckbrief lautenden Zeugniß schied er von Tübingen.

In Brackenheim, das vier Stunden von Heilbronn entfernt in einem milden fruchtbaren Thale liegt, betrat Märklin als Vikar des dortigen Dekans die Kanzel. Die Kinderlehre und die Predigt waren seine Amtsverrichtungen, und die erstere war ihm die liebste, da er bei der letztern keine belebende Rückwirkung der Gemeinde auf sich erfuhr. Bei sehr beschränktem und ungenügendem Umgange zog er sich auf seine Bücher zurück und unterhielt mit den Universitätsfreunden, namentlich mit Strauß, einen lebhaften Briefwechsel. Mit diesem besprach er sich über das Wesen der Religion und ihr Verhältniß zu den übrigen geistigen Gebieten und über das Verhältniß der philosophisch-theologischen Wissenschaft zur geistlichen Praxis. Diesem Freunde theilte er die Bedenklichkeiten mit, die seine Seelsorge ihm erweckte. „Es ist ganz gut und schön", heißt es in einem seiner Briefe, „in welches Verhältniß das Hegelsche System Religion und Philosophie zu einander setzt, und wäre ich blos Theologe, so käme ich leicht damit aus. Nun aber komme ich als Prediger manchmal in den Fall, daß ich, was nach jenem System blos die Form der Vorstellung ist, ganz explicite als das Wesen der Sache geben muß, wo also eigene Ueberzeugung und Bewußtsein der Gemeinde, so viel ich rechne und rechne, so wenig in einander aufgehen wollen, daß immer ein heimtückischer, hinterlistiger Rest zurückbleibt." Strauß antwortete mit einem tröstenden Zuspruch, Märklin gab sich nicht befriedigt; er meinte in seiner Antwort: die Sache sei gar nicht so einfach, sondern werde hauptsächlich durch den Umstand verwickelt, daß das Publikum, welchem der Prediger die Religion in der Form der Vorstellung vorzutragen habe, selbst schon zum Theil über diese Form hinausgeschritten und vom Begriff, wenn auch unbewußt, angesteckt sei. Er schrieb dem Freunde: „Wenn nun ein solcher — und das sind nicht gerade blos sogenannte Gebildete, sondern es giebt auch Denkende unter dem Volke — zu mir kommt und mich fragt: Was halten Sie vom Teufel? oder von einzelnen (abenteuerlichen) Wundern im Neuen Testament? — so entsteht für mich ein Gewissensfall, ich mag ihm antworten wie ich will. Spiele ich die Rolle des Gläubigen, so handle ich einmal aufs höchste unehrlich gegen mich selbst und muß mich vor mir selber schämen, und dann stoße ich ihn und die ganze Partei von mir zurück, indem sie sich nun, und mit Recht für geistig entwickelter halten als mich. Sage ich ihm aber meine wahre Meinung, so sagt er entweder: Herr, warum lehren Sie in der Kirche anders? (und hier werde ich einem solchen doch nicht zumuthen wollen, so wie wir in dem Widerspruche die Identität von Begriff und Vorstellung zu begreifen; das setzte eine methodische philosophische Bildung voraus;) und wo ist die Grenze, wenn ich einmal in der Schrift etwas nicht mehr glaube? oder er setzt mich der Gefahr aus, wenn er, was ich ihm doch — da gerade dieses ihm recht verdächtig erscheinen würde — nicht verbieten kann, meine Aeußerungen unter das übrige Volk ausbreitet, welches zwischen Inhalt und Form nicht unterscheidet, und gerade die Vorstellungsform in der Religion für das Wesentliche nimmt, von diesem als Heuchler oder Ungläubigen ausgeschrieen zu werden, und so das Einzige, weswegen ich dieses Spiel mit Vorstellungen treiben will, zu verlieren, die Möglichkeit, ein religiöses Leben unter dem Volke zu pflanzen; denn dieses kann doch ohne das, nun aber verscherzte, Vertrauen nicht geschehen." Der Zwiespalt riß tiefer in seine Seele ein, hatte er früher nach Hegel noch angenommen, daß zwischen Christenthum und Philosophie nur ein formaler Unterschied stattfinde, so zweifelte er jetzt auch daran. Er glaubte, daß er sich vom Predigtamt zurückziehen müsse, und vermochte es doch nicht. „Es fließt durchaus geistliches Blut in meinen Adern", sagte er; „was ist da zu machen?" Große Mühe kostete es ihm, sich von seinen Skrupeln durch Bearbeitung eines praktischen Stoffs loszumachen, die der Vater als Probearbeit für das Konsistorium wünschte. Seine Arbeit: Ueber die Ehe, ist später als Abhandlung im Druck erschienen.

Im Herbst des Jahres 1832 trat er eine Reise nach dem nördlichen Deutschland an, wobei es ihm eben so wohl darauf ankam, Land und Menschen kennen zu lernen, als in Berlin seine Studien fortzusetzen. Er blieb den Winter über in der

preußischen Hauptstadt und hörte bei Schleiermacher über Aesthetik, Hermeneutik und Kritik, bei Marheineke über Moral und die göttlichen Eigenschaften, außerdem bei Vatke, Hotho, Gans, Michelet und Henning. Nicht lange konnte er von seiner Reise ausruhen, da er zu Ostern 1833 eine Repetentenstelle am Tübinger Stift anzutreten hatte, wo er wieder mit seinen Jugendfreunden Strauß, Pfizer, Vischer und Binder zusammentraf. Die Repetentenstellen sind in Tübingen mit zur wissenschaftlichen Weiterbildung bestimmt, die Geschäfte daher nicht zu anstrengend, für die materiellen Bedürfnisse ist gesorgt, es findet sich immer ein Kreis lebhafter, meist befreundeter Männer zusammen, so daß eine solche Stellung zu den angenehmsten gehört. Märklin genügte die eifrigste Erfüllung seiner Amtsgeschäfte noch nicht, er hielt außerdem eine Vorlesung an der Universität über die Thessalonicherbriefe und gab, durch eine Debatte in der Ständeversammlung angeregt, eine Schrift heraus: Ueber die Reform des protestantischen Kirchenwesens, mit besonderer Rücksicht auf die protestantische Kirche in Würtemberg. Plötzlich war er dem Freundekreise entschwunden, Niemand wußte wohin. Bei seiner Rückkehr erfuhr man, daß er in Stuttgart gewesen sei und sich mit einem ihm ganz ebenbürtigen Mädchen verlobt habe. Das Glück wollte es so wohl mit ihm, daß er schon im Spätsommer des nächsten Jahres die Diakonusstelle in Calw erhielt und im Februar 1835 die Geliebte zum Altar führen konnte. Die große u. verschiedenartige Thätigkeit, welche sein Amt von ihm verlangte, sagte ihm anfänglich sehr zu, später klagte er freilich über die Zersplitterung seiner Kräfte in geisttödtenden Geschäften. Calw ist seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Sitz des Pietismus, als Märklin dort eintrat, war es ein Centralpunkt, hatte einen Verlagsverein, ein Missionsblatt und eine Menge Traktätchen, auf einem nahen Dorfe aber einen wunderthätigen Pfarrer. Märklin stimmte mit den Pietisten in der Sorge für die Armen überein, von ihren Missionen hielt er nichts, denn sagte er, ehe man die Heiden zum Christen bilde, solle man doch erst die Christen zu Menschen machen. Die meisten Geistlichen beurtheilte er streng, in seinen Einnerungen heißt es von ihnen: „Wer ex professo sittlich sein soll, wie der Geistliche, steht ebendamit in Gefahr, unsittlich zu werden." In seiner Grundanschauung verschieden, wollte er sich mit dem Pietismus aus einander setzen und veröffentlichte die Schrift: Darstellung und Kritik des modernen Pietismus, Stuttgart 1839. Er schlug damit in ein Wespennest, in dessen unmittelbarer Nähe er unglücklicher Weise wohnte. Die pietistischen Schriftsteller griffen einer nach dem andern zur Feder, dem allgemeinen Geschrei, daß er nicht mehr auf dem Boden des Christenthums stehe, folgte die Forderung, daß er aus der Kirche ausscheiden solle. Die Gegner fühlten aus seiner Schrift heraus, daß Märklin die von Strauß im „Leben Jesu" gewonnenen Resultate für richtig halte, seine Entgegnungen auf ihre Angriffe boten immer neuen Stoff zu Verdächtigungen. Seine Kirche wurde nicht mehr besucht, weil man aussprengte, er glaube an keinen Christus, er sehnte sich von Calw hinweg, „und wäre es auf einen Nachtwächterposten." Eine Aussicht, eine theologische Professur in Tübingen zu erhalten, realisirte sich nicht in Folge eines ungünstigen Gutachtens der Fakultät. Inzwischen war Märklin durch den Streit und durch Feuerbach's „Pierre Bayle", der auf das i den Punkt setzte, noch entschiedener geworden, so daß er die Theologie um jeden Preis verlassen wollte. Er dachte an die Bildung einer freien Gemeinde und schrieb darüber an einen Freund: „Es wird mir immer wahrscheinlicher, daß nach und nach alles wirkliche geistige Leben aus dem absterbenden Körper der Kirche sich herausziehen, und sich zunächst ein Neues, in der Form einzelner nach Wahlverwandschaft sich bildender Kreise, gestalten werde. Und besseres ist dieses Polizeiinstitut, diese Zwangsanstalt für das Denken, diese alte Kirche, nicht werth, als daß sie bald zusammenstürzt. Wäre diese meine Ansicht richtig, so wünschte ich nur noch die Freude zu erleben, der Prediger eines solchen fern liegenden Kreises zu werden. Aber wie wäre jetzt Hoffnung dazu?" Ehe er durch Ausscheiden aus dem öffentlichen Dienst eine Art theilweisen geistigen Selbstmords beging, wollte

er das Mögliche versuchen, sprach sich gegen den Minister Schlayer offen über seine Verhältnisse aus und erhielt von diesem die Ermunterung, sich um eine Lehrerstelle zu bewerben. Im August 1840 erhielt er eine Professur am Heilbronner Gymnasium, zum Anfang provisorisch, nach einem Jahre definitiv. Er eilte nach Heilbronn, „so froh wie ein aus dem Kloster entsprungener Mönch, der die Kutte mit einer menschlichen Kleidung vertauscht hat", aber die theologischen Studien waren ihm zu sehr ein theures Lebenselement geworden, als daß in seine Freude sich nicht ein leiser Schmerz gemischt hätte. Seine Vorlesungen erstreckten sich über vieles: Geschichte, römische Antiquitäten, römische Prosaiker, lateinische Stylübungen, deutsche Literatur und Aesthetik, Uebungen in der Deklamation und in deutschen Aufsätzen, Logik und Psychologie. Einen Zuwachs zu seinen Geschäften gab ihm die Sorge für die Bibliothek, die ihm außerdem übertragen war.

Mehrere Schulprogramme und Reden, für festliche Gelegenheiten verfaßt, zeigen uns Märklin in emsigster Beschäftigung mit dem Alterthum. Eine Rede über die Livia, Gemahlin des Kaisers Augustus, aus der Strauß einiges mittheilt, ist nach diesen Proben zu urtheilen, eine werthvolle Monographie. Das Trübe, was diese Beschäftigung hatte, war der sich gewaltsam aufdrängende Vergleich zwischen unserer Zeit und der des Untergangs der griechisch-römischen Welt. „Das ist ein edler Geist", schreibt er im Jahre 1841, „dieser Tacitus. Wir leben in einer ähnlichen Zeit. So stoisch, so verbissen, so ingrimmig wie damals die Edleren, müssen auch jetzt alle werden, die einen freieren Blick und ein tieferes geistiges Interesse haben. Wir stehen zu unserer Zeit, wie die Stoiker zur römischen Welt, wir haben nichts als die Befriedigung unsers subjektiven Bewußtseins durch ächte Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst." Er führt den Vergleich weiter aus: „Ist's nicht eigentlich bei uns schon wie zur Kaiserzeit vor der Geburt des Christenthums? Da wie dort a) die Freidenkenden, gleich den Epikureern, Stoikern, Neuplatonikern; b) die Priester und Pfaffen, die pro aris et focis kämpfen; c) die Menge, die gedankenlos am Alten hängt, Weiber und weibische Naturen, die allein noch Religion haben; d) die Halbgebildeten, gleich den üppigen Römern, die nichts als Sinnengenuß, Behaglichkeit suchen, und ihre Eitelkeit befriedigen wollen. Sage mir, obs nicht so ist? Aber steht auch eine neue Epoche, eine Reform, vor der Thür? Oder heißt es: après nous le déluge? d. h. wenigstens eine neue Völkerwanderung, die bald das alte untaugliche Staats- und Kirchengebäude überfluthet? Und wir selber, gehören wir nicht doch auch mit zur massa perditionis? — Unsere Zeit hat einen großen Glaubens- und Charakter-Bankrutt gemacht. Die Frommen wollen sichs nun, wie verdorbene Kaufleute, nicht anmerken lassen, daß die Schubladen leer sind, sie stutzen ihr Lädchen mit alten Fetzen und Ladenhütern neu auf. Wir gestehen den Bankrutt, aber wir wissen nicht, wie zu helfen und neu zu schaffen, und haben die moralische Kraft nicht, Leben und Gut und Ehre aufzuopfern. Auch wir sind nicht die Organe des Weltgeistes, auch über uns wird die Nachwelt gerechtes Gericht halten." So beschäftigte ihn oft die inhaltsschwere Frage, ob nicht am Ende die ganze jetzige Bildung ihren Kreis vollendet hat und eine neue Völkerwanderung im Anzuge ist. Die Februartage von 1848 richteten seine Hoffnung auf, doch schon Ende März fand er zu neuen Besorgnissen Anlaß. Es bewahrheitete sich, was er vor Jahren ausgesprochen hatte: „Alles in der Welt ist nur im Anfang rein und erfreulich; dann kommt die Lumperei der Menschen darüber, und es ist aus." In dieser Zeit hatte er Bürgerwehrmann werden müssen und gefiel sich als solcher. Er nannte die Bürgerwehrübungen eine seiner liebsten Märzerrungenschaften und beschrieb mit Humor den entfernten Freunden, wie der ehemalige Helfer und nunmehrige Professor jetzt in einen trotzigen Krieger umgewandelt, mit Kepi und Büchse, unter Handwerkern, Weingärtnern, Wirthen und Kaufleuten, dreimal in der Woche um vier Uhr Nachmittags vom Markte aus auf den Spazierplatz

hinausziehe, um erst in der Dämmerung mit den Kameraden im stolzen Bewußtsein heimzukehren, sich zu Rettern des Vaterlandes ausgebildet zu haben. Heilbronn war der ausgesetzteste Posten Würtembergs, es lag ganz unter pfälzischem Winde, lokale Mißverhältnisse hatten früher eine allgemeine Mißstimmung gegen die Regierung und mehr noch gegen die geldstolze Kaufmannschaft erzeugt. Wie in diesem schwäbischen Mikrokosmus die demokratischen Parteimänner sich aufrichteten und riesengroße Schatten zu werfen anfingen, wurde Märklin sich erst bewußt, daß er Aristokrat sei. Gleich die ersten Erfahrungen, die er machte, waren so unerfreulicher Natur, daß er sich abermals wie als Calwer Diakonus nach einem Nachtwächterposten sehnte. Seine Stimmung drückt ein Brief aus, den er an einen Freund schrieb. „Du bist ein Aristokrat", heißt es darin, „wir sind es alle. Und was heißt denn Aristokrat sein? Wollen, daß das Volk in dem Maße an der Ausübung der politischen Rechte, an der Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten Theil nehme, als es dazu durch Einsicht befähigt ist; wollen, daß der Verstand, die Bildung, der Geist herrsche, nicht die Zahl, die Masse, der Körper der Nation. Das wenigstens ist unsere Aristokratie. Jetzt aber müssen wir die politische Weisheit uns bereits aus den Bierstuben geben lassen; an der Stelle des Einen Souveräns, der uns doch wenigstens mit äußerm Anstand mißhandelte, haben wir Tausende von brutalen Souveränen, die es noch viel weniger leiden können, daß man seine eigene Ansicht hat; die aus Neid alles nivelliren, zu sich herunter ziehen wollen. Ich befestige mich immer mehr in meinem Widerwillen gegen die Republik, namentlich auch deshalb, weil eine Republik die Unabhängigkeit und Charakterfestigkeit mehr gefährdet, als eine konstitutionelle Monarchie, und weil sie öffentliche Charaktere ungeheuer schnell abnutzt, so daß sich dann an die Stelle solcher an sich edleren, gemeinere rohe Demagogen schieben. In der Republik muß sich einer entweder mehr als recht ist nach der Meinung des Volks richten, oder seine öffentliche Thätigkeit wird unmöglich, und der Götze von gestern wird heute vom Volk selber zerschlagen und im Kothe herumgeschleppt." Seine schlimmen Erfahrungen machte Märklin indessen nicht allein bei der Unbildung, auch die Bildung zeigte ihm ihre Blößen. Mehrmals ließ ihn, der sich voranstellte, die gemäßigte Partei im Stich, bei einer Volksversammlung erlitt er die Beschämung, daß seine Anhänger während der stürmischen Debatte davon schlichen und ein demokratischer Hauptgegner sich seiner gegen die Masse annehmen mußte. Mit Recht klagte er über Egoismus und Feigheit der Gebildeten, und gab dem, was man damals Volk nannte, das Zeugniß, daß der Glaube an das Ideal noch in ihm lebe. Von einer politischen Wirksamkeit wollte er nichts mehr wissen, während der Sturm am heftigsten tobte, zog er sich unter die Schatten der Geschichte und Literatur zurück. Im Mai 1849 brach der pfälzisch-badische Aufstand los, und die Zustände in Heilbronn nahmen eine solche Gestalt an, daß Märklin nach Teinach ging, wo er ein idyllisches Leben führte, „unbekümmert um die Welthändel, die ihm so fern lagen, als ob es in der Türkei wäre." Das flüchtige Glück ging nur zu bald vorüber, nach Heilbronn zurückgekehrt, fühlte er sich wieder in die verdorbenste Atmosphäre versetzt, bis die Erklärung des Belagerungszustandes dem Ganzen ein Ende machte. Im Herbst dieses Jahres bereitete er sich zu einer Reise nach München vor, als ihn plötzlich ein Unwohlsein befiel. Das anfangs leichte Fieber nahm nach wenigen Tagen einen typhösen Charakter an, es stellten sich Delirien ein, in denen der Kranke Vorträge über Geschichte hielt, über Poesie und Literatur sprach, oder auch von Bildern eines Volksaufstandes verfolgt wurde. In der Nacht des 17. Oktobers wurde er ruhiger, man glaubte an Besserung, aber es war der ewige Friede, der über ihn gekommen war. In der Frühe des nächsten Morgens schlief er ohne Schmerzen und ohne Zuckungen ein. — Vgl. David Friedrich Strauß, Christian Märklin, ein Lebens- und Charakterbild, Mannheim, 1851.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von C. E. Gato in Meißen.

Die englischen Fremdengesetze und die Flüchtlinge. Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war England das gastliche Asyl für Alle, die wegen religiöser oder politischer Meinungen verfolgt in ihrem Vaterlande nicht mehr leben konnten. Länger als zwei Jahrhunderte kamen, vor fanatischen Feinden flüchtend, ganze Scharen von Fremden nach Englands gastfreundlichen Küsten, und diesen verdankt England ursprünglich fast seine ganze industrielle Ueberlegenheit.*) In der Schreckenszeit der französischen Revolution glaubte die englische Torypartei um der eigenen Sicherheit Englands willen die fremdenfreundlichen Grundsätze einschränken zu müssen. Pitt und Burke überboten sich in grauenhaften Schilderungen, was England von den Franzosen zu befürchten habe, Burke legte auf den Tisch des Hauses ein Exemplar der Tausende von Dolchen nieder, welche die Jakobiner geschmiedet hätten, um allen achtbaren Engländern den Tod zu geben, Pitt erzählte von der guten Grafschaft Kent, daß von Mund zu Mund das Wort gehe: „Geduld, die Franzosen werden uns bald die Menschenrechte bringen." Die Opposition, Lord Stanhope im Oberhause, Fox und Sheridan im Unterhause, bestritt diese Uebertreibungen mit geringem Glück, auf ihr lastete gleichzeitig die Ungnade des Königs und die Feindseligkeit des Landes. In derselben Zeit, als Fox, weil er ein Jakobiner sei, von den Listen der Geheimenräthe gestrichen wurde, hatte die liberale Partei im Unterhause nicht mehr als dreißig Stimmen. Die Gemüther waren durch die ministeriellen Schaudergemälde trefflich vorbereitet, als der Staatssekretär Lord Grenville im Jahre 1793 ein Fremdengesetz (Alien-bill) ins Parlament brachte. Beide Häuser nahmen das Gesetz mit einer großen Mehrheit an, und dasselbe galt, von Jahr zu Jahr erneuert, bis zu Canning's Ministerium. Die Bestimmungen desselben waren streng: jeder Fremde hatte sich unmittelbar nach seiner Landung der Behörde vorzustellen und sich aufs genaueste auszuweisen, wie und in welchen Verbindungen er in seinem Vaterlande gelebt, wie er zu seiner Regierung gestanden habe, was er in England zu treiben und wovon er zu leben gedenke. Gab er genügende Ausweise, so stellte ihm der Staatssekretär des Aeußern eine Sicherheitskarte aus, die jedoch in jedem Augenblicke zurückgenommen werden konnte, sobald der Fremde den mindesten Argwohn erregte. Oft focht die wieder erstarkte Opposition das Fremdengesetz an, das um so gehässiger wurde, als die Tories den ausgedehntesten Gebrauch davon machten, mit allen Bemühungen wurde aber nur das erreicht, daß nach 1815 eine mildernde Deklaration erschien, welche die Verhaftung und Wegweisung eines verdächtigen Fremden von einem im Geheimenrathe berathenen und erlassenen Befehl abhängig machte. Canning ersetzte das Dekret von 1793 durch ein neues, wodurch die willkürliche Wegweisung ganz aufgehoben wurde. Das neue Gesetz legte dem Fremden die Verpflichtung auf, seine Effekten im Landungshafen der Untersuchung der Zollbehörde zu unterwerfen und seinen Paß an diese abzugeben, welche denselben noch an dem nämlichen Tage an das unter dem Staatssekretär des Auswärtigen stehende alien-office zu London expedirte und dem Fremden dagegen eine Bescheinigung aushändigte, welche diesen zugleich anwies, sich sogleich nach seiner Ankunft in der Hauptstadt in dem alien-office zu melden. Dort wurde ihm gegen die empfangene Bescheinigung eine andere ausgehändigt, welche zugleich als Sicherheitskarte und Paß in ganz England diente und deren Empfang er zu bescheinigen hatte. Dieser Schein galt jedoch nur auf ein Jahr, nach dessen Ablauf er

*) Schiller läßt seinen Marquis Posa zu Philipp II. sagen (Don Carlos III., 10):

Schon flohen Tausende
Aus Ihren Landen . . Mit offnen Mutterarmen
Empfängt die Fliehenden Elisabeth,
Und fruchtbar blüht durch Künste unsers Landes
Brittannien.

jedesmal wieder erneuert werden mußte, was jedoch ohne alle Schwierigkeiten und Kosten geschah. Wollte der Fremde wieder abreisen, so hatte er dem alien-office blos den Ort anzuzeigen, wo er sich einschiffen wollte. Dieses fertigte hierauf noch an demselben Tage den Paß an die Behörde des bezeichneten Ortes ab, von welcher der Fremde alsdann den Paß sogleich nach seiner Ankunft erhalten konnte. In der Regierungszeit Wihelms IV. wurde auch dieses Gesetz aufgehoben und damit die alte Hospitalität Englands im vollsten Umfange hergestellt. In politischer Beziehung, beeilen wir uns beschränkend hinzuzusetzen, denn was die gewerblichen und kommerziellen Bezüge der Ausländer, was namentlich deren Ansässigmachung betraf, so hielt man Bestimmungen aufrecht, welche der gerühmten Liberalität des Landes keineswegs entsprachen und sogar hinter den Gesetzen sogenannter unfreier Länder zurückblieben. Nach dem noch heute geltenden Statutarrecht kann kein Ausländer in England Grundeigenthum erwerben, weder ein Civil- noch ein Militäramt bekleiden. Kraft eines Naturalisationsbriefs vom Parlament, der den theuern Preis von 150 Pf. St. kostet, kann er allerdings Grundeigenthümer werden, erhält aber nicht das Testir- und Erbrecht, sondern muß dieses eigends wieder vom Parlament erwirken. Vom Parlament und allen Aemtern bleibt er für seine Person fortwährend ausgeschlossen. Treibt der naturalisirte Fremde Handel, so genießt er die Vortheile eines gebornen Engländers erst dann, wenn er nachweist, daß er seit Erlangung seiner Naturalisationsakte mehre Jahre in England gelebt hat und während dieser Zeit nicht über zwei Monate abwesend gewesen ist. Alles das hat schon in tausend Fällen zu den schlimmsten Vexationen geführt, bald ignoriren die Behörden das Dasein des Statuts, bald bringen sie dasselbe streng und unerwartet in Ausübung. Die verschiedenen Anträge im Parlament auf größere Erleichterung der Naturalisation wurden noch stets abgewiesen, eine von Hutt im Jahre 1843 beantragte und mit den zahlreichsten Beweisen belegte Bill fiel ohne Abstimmung des Hauses. (11 März 1843.) Die Annahme des Gesetzes würde auch in dieser Beziehung nur die alte Freiheit hergestellt haben, denn nach altenglischem Gesetz, das sich bis zur Revolution von 1688 in Kraft erhielt, konnte ein Fremder in England nicht blos Grundbesitz erwerben, sondern auch im Parlament und Geheimrath sitzen. Erst die starke Eifersucht gegen Fremde, die unter Wilhelm III. herrschte, veranlaßte die Annahme einer Akte, durch welche die eben genannten Beschränkungen eingeführt wurden. Die folgende Regierung der Königin Anna hob die Akte auf, aber die Tories jener Tage erwirkten aus Furcht und Haß vor der kommenden hannöverischen Dynastie nach zwei Jahren die Erneuerung von Wilhelms III. Verfügung. Hutt bezweckte die Uebertragung der Ermächtigung zur Naturalisation von der Gesetzgebung an die vollziehende Behörde (an den Staatsrath), und wollte Naturalisationslicenzen von zweierlei Art: 1) eine solche, welche einen Ausländer blos ermächtigt, Grundbesitz in England zu erwerben, und ihm das gewöhnliche Bürgerrecht (citizenship) zuspricht; 2) eine solche, welche einen Ausländer auch mit den höhern Privilegien ausrüstet, nämlich mit der Befähigung, Mitglied des Ober- und Unterhauses und geheimer Rath zu werden und jedes Militär- oder Civilamt zu bekleiden.

Seit der Errichtung der Briefpost giebt es in England ein Mittel der Fremdenkontrole, welches bald seltener bald häufiger zur Anwendung gelangt: die Brieferöffnung. Schon in den Jahren 1626 und 1627, unter der freilich nicht sehr parlamentarischen Regierung Karls I., ergingen Geheimerathsverordnungen, durch welche die Staatssekretäre in Zeiten von Krieg und öffentlicher Gefahr ermächtigt wurden, von dem Inhalt der ins Ausland gehenden Briefe, wenn sie es für nöthig erachteten, Kunde zu nehmen. Diese Ermächtigung blieb bei dem Uebergange des Postregals in Privathände der Regierung vorbehalten, mit der unter der Königin Anna gemachten Einschränkung, daß die Brieferöffnung nur in Folge eines ausdrücklichen Ministerialbefehls geschehen dürfe, und in dieser

Form hielten spätere Parlamentsakte das Gesetz aufrecht. Die Bestimmung war den meisten Engländern unbekannt, bis im Jahre 1844 die Klage mehrerer Flüchtlinge die Thatsache ans Licht brachte, daß ein so auffallendes Gesetz noch in Geltung bestand und thatsächlich ausgeführt wurde. Die Klageführenden waren besonders Mazzini (s. d.) und der Graf Ostrowski, denen die Behörde eine Menge von Briefen, Mazzini allein siebenzig, erbrochen hatte. Bei den Debatten in beiden Häusern zeigte sich nicht nur die Gesetzlichkeit der Maßregel, der auch Engländer unterworfen werden konnten, sondern auch der beständige Gebrauch derselben, nur daß dieser früher ein viel mäßigerer gewesen war, als unter Sir James Graham, gegen den die Beschwerden gerichtet waren. Nach den Postbüchern betrug die Zahl der auf Befehl der Regierung geöffneten Briefe in den Jahren 1822—1844 bei einer Beförderung von 220 Millionen Briefen nicht mehr als 182, also im Durchschnitt jährlich acht, und davon waren über zwei Drittheile solcher Briefe, deren Eröffnung auf Ansuchen von Behörden zur Ermittlung von Verbrechen geschah, und die dann in der Regel nach genommener Einsicht an ihre Adresse befördert wurden. Sir James Graham gab der Brieferöffnung eine solche Ausdehnung, daß ganze Packete von Briefen in das geheime Bureau getragen, dort geöffnet, gelesen und so verschlossen wurden, daß der Adressat von der mit seinen Briefen vorgenommenen Manipulation nichts bemerkte. Im Unterhause behaupteten mehrere Sprecher der Opposition, daß dieses Verfahren sogar auf die Berichte fremder Gesandten an ihre Regierungen ausgedehnt worden sei. In beiden Häusern wurden Ausschüsse zur Untersuchung des Sachverhalts niedergesetzt, und merkwürdiger Weise stimmten die Gutachten derselben dahin überein, daß es bei der alten Praxis zu belassen sei. Sich der Rechte obskurer Fremder anzunehmen, hielt der englische Liberalismus nicht der Mühe werth und stimmte zu den Gründen der Ausschüsse, „daß die Regierung von ihrer Befugniß nur mäßigen Gebrauch mache, daß sich ein gewisser Nutzen der Brieferöffnungen, um Verschwörungen und Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit auf die Spur zu kommen, nicht leugnen lasse, und daß, wenn die Befugniß aufgehoben werde, dies so viel wäre als erklären, jeder Verbrecher solle künftig den leichtesten, wohlfeilsten und unbeobachtetsten Mittheilungskanal mit vollkommener Sicherheit besitzen.“ Im folgenden Jahre regte Duncombe die Frage nochmals an, indem er das Unterhaus um die Ermächtigung bat, ein Gesetz zum Schutze der Briefe von Ausländern einbringen zu dürfen. Die Erlaubniß wurde nicht ertheilt, da das Haus die den Ministern in der vorjährigen Verhandlung ertheilte Lehre ausreichend hielt, fernern Mißbrauch der Brieferöffnungsbefugniß zu verhüten, ohne daß man die Rechte der Exekutivgewalt durch ein bestimmtes Gesetz zu schwächen brauche. Hatte doch der wahre Sünder Sir James Graham selbst erklärt, er habe zu unangenehme Erfahrungen gemacht, als daß er sein Amtsrecht ferner gebrauchen werde. Allerdings waren seine Erfahrungen sehr unangenehmer Art gewesen, denn abgesehen von den starken Dingen, die das Parlament und die Presse dem Vorsteher des Cabinet noir sagten, gingen im Jahre 1844 Tausende von Briefen durch das Land, mit der Schrift auf dem Umschlage: „Nicht zu grahamisiren!“

In der Krisis von 1848 griff die Regierung abermals zu einem Fremdengesetz. Am 11. April 1844 brachte der Marquis v. Landsdown im Oberhause ein Gesetz ein, removal of aliens bill, welches die Regierung ermächtigte, verdächtige Fremde, die sich über den Zweck ihres Aufenthalts in England nicht befriedigend ausweisen, noch englische Bürgschaft für sich stellen könnten, ohne weiteres polizeilich auszuweisen. Unmittelbar vorhergegangen war eine Anfrage des Herzogs v. Beaufort über den beunruhigenden Umstand, daß sich in neuester Zeit so viele verdächtig aussehende Fremde, besonders Franzosen, in den Straßen von London umhertrieben; ob die Regierung davon unterrichtet sei, und was sie zu thun gedenke. Ja, die Regierung sei unterrichtet, antwortete der Marquis, und

die Gefahr, welche von den Fremden drohe, sei eben der Grund, daß man ein Gesetz vorschlage, welches der Regierung die Macht gebe, Fremde auszuweisen und wenn sie nicht sogleich gehorchten mit ein- bis zwölfmonatlichem Gefängniß zu bestrafen, welches übrigens nur auf zwei Jahre in Kraft treten solle. Die Regierung wußte damals ohne Zweifel bereits, daß General Changarnier der provisorischen Regierung und speziell Ledru-Rollin angetragen habe, ein französisches Landungsheer nach England hinüber zu führen. Da diese Thatsache öffentlich nicht benutzt werden konnte, mußte der Marquis sich mit der schwachen Stütze begnügen, welche sein Vorschlag durch die umlaufenden Gerüchte erhalten konnte. In letzter Zeit, sagte er, habe sich das Einströmen von Fremden so sehr vermehrt, daß noch ganz andere Beweggründe dabei obwalten müßten, als Reiselust oder Geschäfte. „Wenn nach lauter und allgemeiner Versicherung sich zahlreiche Fremdlinge unter uns herumtreiben, welche geneigt sind, sich bei den innern Zwistigkeiten dieses Landes, wenn solche vorhanden sind, zu betheiligen, und vor allem, wenn ein Mann, der sich der Verführung seiner Mitunterthanen in dieser Beziehung arg schuldig gemacht hat (Smith O'Brien) öffentlich erklärt, daß 40,000 bis 50,000 Fremdlinge nicht nur bereit, sondern begierig seien, bei erster Gelegenheit zum Umsturz unserer Regierung und zur Zersplitterung unseres Reichs mitzuwirken, dann ist es wohl die Pflicht der Regierung und des Parlaments, gegen mögliche Fälle in dieser Hinsicht gerüstet dazustehen." Graf Malmesbury fügte diesem Beispiel von der Nothwendigkeit der Maßregel ein zweites hinzu, eine Stelle aus der von einem gewissen Harney in der Chartistenversammlung vom 10. April gehaltenen Rede, worin offen gesagt war, daß eine englische oder irische Revolution auf Unterstützung vom Ausland rechnen könne. Die Bill wurde unter dem Beifall des ganzen Hauses sofort zum ersten Male gelesen, auch durch die Committee ging sie ohne Abstimmung und unverändert, nachdem der Marquis v. Landsdown nochmals die Versicherung gegeben hatte, daß dieselbe nicht als bleibendes Landesgesetz, sondern nur als zeitweilige Vorkehrungsmaßregel gemeint sei. Graf v. Ellenborough erhob die Einrede, welche er aber sofort wieder zurück nahm: eine Klausel des Gesetzes räume den ausgewiesenen Fremdlingen das Recht der Berufung an den geheimen Rath ein; da aber die Fremden in England, welche man in ganzen Dampfbootladungen fortzuschicken wünsche, keine achtbaren Landesverräther (respectable traitors),*) sondern Menschen der gemeinsten Klasse seien, so würde der geheime Rath seine Sitzungen permanent erklären müssen, wenn jeder derselben zu einer Berufung an ihn ermächtigt sein solle. Lord Landsdown entgegnete: „Wenn es keine achtbaren Landesverräther sind, so können sie auch das Geld für die Berufung nicht aufbringen." Größern Widerstand setzten die radikalen Mitglieder des Unterhauses der Maßregel entgegen, es wurden bei der zweiten und dritten Verlesung Gegenvorschläge gemacht, aber immer mit starker Mehrheit verworfen. Zwei Führer der Freihandelspartei, Cobden und der Quäker Bright, griffen die Restriktivpolitik der Regierung mit großer Hitze an. Bright spottete über die Leute, deren Aengstlichkeit erwacht sei, weil in der letzten Zeit eine ungewöhnliche Zahl von Schnurr- und Backenbärten in den Straßen von London zu sehen seien; diese Bartträger, obgleich den mittlern und untern Klassen angehörend und vielleicht von republikanischen Gedanken durchdrungen, seien aber für Englands Ruhe jedenfalls minder gefährlich als gewisse vornehme Fremdlinge, die in letzter Zeit ihren Wohnsitz auf brittischem Boden aufgeschlagen hätten. Cobden gab der Regierung denselben Rath, den er seitdem oft wiederholt hat: „Wollt ihr die brittische Monarchie vor republikanischen Neuerungen schützen, so werdet ihr besser für diesen Zweck wirken, wenn ihr den unnützen und barbarischen Flitterstaat eures Hofes, diesen aus dem Mittelalter überkommenen kostspieligen Firlefanz, und wenn ihr jene Sinekuren und Pensionen

*) Respektabel heißt in England ein Mann, der Geld hat.

eines faulenzerischen und unnützen Junkerthums wegschneidet, als indem ihr Maßregeln wie die vorliegende gegen die Ausbreitung des Republikanismus faßt. Beweist dem Volke, daß die Monarchie vernünftiger, ehrlicher, gerechter, mit dem Schweiße des Volks haushälterischer ist, als die Republik, dann, aber auch nur dann werdet ihr vom Republikanismus für eure Institutionen nichts zu fürchten haben." Lord John Russell räumte ein, daß es sein Geschick gewesen sei, während der jetzigen Sitzung mehrere Zwangsmaßregeln einzuführen, indessen bei der Ueberzeugung von deren Nützlichkeit und Nothwendigkeit sei er bereit, die Unpopularität derselben auf sich zu nehmen. Die Fremdenbill sei weder gegen die französische Regierung noch gegen das französische Volk gerichtet, aber angesichts der Ereignisse auf dem Kontinent und der ganzen so höchst ungewissen Weltlage müsse man gegen mögliche Gefahren vorsehen. Die Folge hat gezeigt, daß das Unterhaus mit Recht den Versicherungen der Minister, die Bill human handhaben zu wollen, vertraute. Das Fremdengesetz, in der dritten und definitiven Lesung mit 146 gegen 29 Stimmen genehmigt, hat während seiner zweijährigen Dauer zu keiner Willkürmaßregel Vorwand oder Veranlassung gegeben.

1850 lief die removal of aliens bill ab und wurde nicht erneuert. Die Tories forderten mehrmals zu einer Erneuerung des Gesetzes auf, bei einer dieser Gelegenheiten erklärte Graf Grey, Staatssekretär der Kolonien, im Oberhause: die Akte von 1848 sei bewilligt worden einzig zur Sicherung des Landes, und dieser Zweck sei erreicht; nur die schreiendste und dringendste Nothwendigkeit (the most flagrant and urgent necessity) würde das Parlament rechtfertigen, solche außerordentliche Gewalten zu bewilligen, und die Regierung sie anzunehmen. Die dringendste Nothwendigkeit, worauf der Minister hindeutete, d. h. eine Vereinigung der Fremden mit den Jungirländern, Chartisten und den diesen beiden zugesellten Sozialisten französischer und englischer Schule, trat nicht ein. Chartisten und Jungirländer waren 1848 belehrt worden, daß von einem Sturmlaufen auf die als sehr fest erprobten Staatsverhältnisse nichts zu erwarten sei, und außerdem ist bei aller Sympathie für fremdes Unglück der Racenstolz selbst bei den untern Klassen der Insel zu stark, als daß ein Bund mit Ausländern sich leicht bilden könnte. Bei den fremden Flüchtlingen aber war jeder Gedanke auf die Heimath gerichtet, die man von England aus wieder erobern zu können meinte, so daß schon diese Rücksicht von der Erregung von Unruhen in dem Lande abhielt, das allein in Europa noch ein Asyl und die größt mögliche Nachsicht gegen alle nach außen gerichteten Unternehmungen gewährte.

Die Anhäufung von politischen Flüchtlingen in England begann im Jahre 1848 und wurde in dem Maße stärker, als die festländische Reaktion den Kreis ihrer Triumphe erweiterte und durch ihren Einfluß auf die ihrer unmittelbaren Herrschaft nicht unterworfenen Länder, namentlich auf die Schweiz, die besiegte Partei vom Festlande völlig verdrängte. Belgien hatte von vorn herein das Asylrecht nur solchen Flüchtlingen zugestanden, die sich ruhig hielten, die Schweiz wurde durch diplomatischen Zwang zur Annahme derselben Restriktion genöthigt, und nun begaben sich alle die Flüchtlinge, welche ihren politischen Plänen nicht entsagen wollten, nach England. Hier fanden sich zusammen die Deutschen Struve (s. d.), Ruge (s. d.), Kinkel (s. d.), die Franzosen Caussidière, Ledru-Rollin, Louis Blanc (s. d.), der Italiener Mazzini (s. d.), die Ungarn Pulszky, Splenyi, Kaloczy, alle mit einem zahlreichen Anhange untergeordneter Parteigenossen. Die Ungarn isolirten sich von den übrigen Flüchtlingen, diese, ohne Ausnahme der „am weitesten vorgeschrittenen" Partei angehörend, wollten ihr Exil durch einen neuen Fortschritt bezeichnen und proklamirten die Solidarität aller Völker. Aus gemeinschaftlichen Besprechungen ging ein „Centralkomité der europäischen Demokratie" hervor, in welchem Ruge und Alfred Daraz Deutschland, Joseph Mazzini Italien, Ledru-Rollin Frankreich repräsentirte. Die erste That der neuen Behörde war ein Aufruf: „An die Völker", der zur Organisation der Demokratie aufforderte und

das Centralkomité als den Mittelpunkt der gesammten europäischen Bewegung hinstellte. Die Macht der Demokratie sei unermeßlich, beginnt das Manifest, aber ohne die Organisation sei sie nichts, ihre Lebensbedingung sei die Organisation. „Die europäische Demokratie ist nicht konstituirt. Die Demokraten sind überall. Der allgemein verbreitete Gedanke der Demokratie hat keine gemeinsam anerkannte Vertretung. Die Demokratie trägt das Wort Association in ihrer Fahne, und sie ist nicht associirt. Sie kündigt Europa ein neues Leben an und hat nichts aufzuweisen, wodurch das Leben regelmäßig und erfolgreich in ihr sich verkörpert. Sie predigt das große Evangelium Gott und die Menschheit und hat keinen bewegenden Mittelpunkt, um die Bewegung diesem Ziele zuzuführen, keinen Kern, um wenigstens die Prinzipien einer Allianz der Völker festzusetzen, ohne welche die Menschheit nur ein Name ist, und welche allein im Stande ist, die Ligue der Könige zu besiegen. Nur durch die Organisation kann dieser Zustand ein Ende nehmen. Der Tag, welcher uns alle vereinigt sehen wird, wie wir zugleich vorwärts dringen unter den Augen unserer Besten, derer, die am meisten gelitten, am härtesten gekämpft haben, wird der Vorabend unseres Sieges sein. An diesem Tage werden wir unser Ziel erkennen, wir werden wir selbst sein, und das Bewußtsein unserer Macht wird uns erfüllen." Dann wird die Fahne bezeichnet: Verwirklichung der Gleichheit und der Brüderlichkeit auf der Erde. Das Glaubensbekenntniß der Demokraten wird in prunkenden Worten gegeben: „Wir glauben alle an die Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten und Kräfte innerhalb der sittlichen Weltordnung. Wir glauben an die Association als an das einzige Mittel, das zu dem großen Ziele führt. Wir glauben, daß die Auslegung des Gesetzes weder einer Kaste noch einem Einzelnen anvertraut werden kann, sondern, daß sie dem Volke und dem Zeitgeist zu überlassen sei. Wir halten den Einzelnen und die Gesellschaft gleich heilig. Sie dürfen sich nicht bekämpfen und gegenseitig auslöschen, sie müssen sich harmonisch vereinigen zu dem Zweck der Verbesserung aller durch alle. Wir glauben an die Freiheit, ohne die der Mensch kein Mensch ist, an die Gleichheit, ohne welche die Freiheit nur eine Täuschung ist, an die Verbrüderung, ohne welche Freiheit und Gleichheit nur Mittel ohne Zweck wären, an die ökonomische Association, ohne welche die Verbrüderung eine Redensart ohne Verwirklichung wäre, an die Familie, an die Gemeinde, an das Vaterland, die alle nach einander Stufen sind, auf denen der Mensch sich allmälig zur Erkenntniß und zur Ausübung der Freiheit, der Gleichheit, der Verbrüderung und der ökonomischen Association erhebt. Wir glauben an das Eigenthum, welches aus der Arbeit entspringt und ihr Gepräge trägt. Wir glauben an die Pflicht der Gesellschaft, den Boden der materiellen Arbeit durch den Kredit, der intellektuellen und sittlichen Arbeit durch die Erziehung zu gewähren, und an die Pflicht des Einzelnen, diesen Boden, so weit seine Kräfte reichen, zu benutzen und zur allgemeinen Verbesserung mitzuwirken." Was ein Volk als wahr anerkenne, wird weiter gesagt, das gelte für alle. „Es ist nur Eine Sonne am Himmel für die ganze Erde, es ist nur Ein Gesetz der Wahrheit und Gerechtigkeit für alle, die sie bevölkern. Eben so wie wir an die Freiheit, die Gleichheit, die Verbrüderung und Association aller Einzelnen glauben, eben so glauben wir auch an die Freiheit, Gleichheit, Verbrüderung und Association der Nationen. Die Völker sind nichts als die Individuen der Menschheit. Die Nationalität und das Gepräge ihrer Individualität sind die Garantien ihrer Freiheit. Die Nationalität ist heilig und unverletzlich. Die Geschichte bezeichnet jede Nationalität durch ein spezielles Talent; dies muß sie ausbilden, sich dadurch mit allen andern in Harmonie setzen und arbeiten für die Verbesserung aller, für die Menschheit. Wir glauben, daß die Karte von Europa und seine Organisation nach diesen Prinzipien zu reformiren sind. Wir glauben, daß ein Vertrag, ein Kongreß aller existirenden und anerkannten Nationen, der die Aufgabe hat, die heilige Allianz der Völker zu schließen, und die allgemeinen Gesetze abzufassen, das Resultat unseres Sterbens sind." Den Schluß bildet die

Aufforderung an alle braven Männer, die europäische Demokratie zu konstituiren und die Armee der Bahnbrecher und Vorläufer zu gründen. „Die freien Völker werden dann das übrige vollenden." Wir verweilten bei diesem Aufruf mit einiger Ausführlichkeit, um der Nothwendigkeit enthoben zu sein, auf die spätern Manifeste desselben Centralausschusses näher einzugehen. Sie gleichen alle dem ersten, sowohl was Ton als was Inhalt betrifft. Ueber die Organisation der demokratischen Völkerverbrüderung belehren uns die Entdeckungen von Aktenstücken, welche die deutsche Polizei im Jahre 1851 bei verschiedenen Gelegenheiten gemacht hat. Diese Entdeckungen beziehen sich auf die deutsche Abtheilung des Völkerbundes, in der der Kommunismus den Sieg davon getragen und sich so konstituirt hatte: „Der Bund gliedert sich in Gemeinde, Kreise, Centralbehörde und Kongresse. Die Gemeinden eines Landes oder einer Provinz stehen unter einer Hauptgemeinde, dem Kreise, welcher von der Centralbehörde ernannt wird. Die Gemeinden stehen direkt nur mit ihrem Kreise in Verbindung, die Kreise mit der Centralbehörde. Die Gemeinden bestehen aus wenigstens drei Mitgliedern derselben Localität. Sie wählen sich jede einen Vorsteher, der die Sitzungen leitet, und einen Stellvertreter, der die Kasse führt. Die Gemeinden versammeln sich regelmäßig wenigstens aller 14 Tage, sie stehen in mindestens monatlicher Korrespondenz mit ihren Kreisen; die Kreisgemeinden in wenigstens zweimonatlicher mit der Centralbehörde, die Centralbehörde giebt aller drei Monate Bericht über die Lage des Bundes. Die Vorsteher und Stellvertreter der Gemeinden und Kreise sind auf ein Jahr gewählt und jederzeit von ihren Wählern absetzbar; die Mitglieder der Centralbehörde sind absetzbar durch den Kongreß. Jedes Bundesmitglied hat einen wöchentlichen Beitrag zu zahlen, dessen Minimum von dem Kongresse festgesetzt wird. Diese Beiträge gehen zur Hälfte an die Kreise, zur Hälfte an die Centralbehörde, und werden verwandt zur Deckung der Verwaltungskosten, zur Verbreitung propagandistischer Schriften und zur Aussendung von Emissären. Die Kreise tragen die Kosten der Korrespondenz mit ihren Gemeinden. Die Beiträge werden alle drei Monate an die Kreise gesandt, welche die Hälfte der Gesammteinnahme an die Centralbehörde schicken und gleichzeitig über Ausgabe und Einnahme ihrer Gemeinden Rechenschaft geben. Die Centralbehörde legt dem Kongresse Rechnung über die ihr zugegangenen Gelder ab. Außerordentliche Kosten werden durch außerordentliche Beiträge bestritten. Die Centralbehörde ist das Vollziehungsorgan des ganzen Bundes. Sie besteht aus wenigstens drei Mitgliedern, wird gewählt und ergänzt aus dem Kreise, wohin der Kongreß den Sitz derselben verlegt, und ist nur dem Kongreß Rechenschaft schuldig. Der Kongreß ist das gesetzgebende Organ des ganzen Bundes. Er besteht aus den Abgeordneten der Kreisversammlungen, welche jede für je fünf Gemeinden einen Deputirten wählen. Die Kreisversammlung ist die Repräsentation des Kreises, welche regelmäßig alle Vierteljahre an den Kreisorten unter der Leitung des Vorstandes der Hauptgemeinde zur Berathung der Kreisangelegenheiten zusammentritt. Jede Gemeinde sendet dazu einen Abgeordneten. Die Kreisversammlung zur Wahl des Bundesabgeordneten geschieht in der Mitte Julius jedes Jahres. 14 Tage nach dem Schluß der Kreisversammlung tritt der Kongreß an dem Sitz der Centralbehörde zusammen. Er empfängt von dieser, welche in ihm Sitz aber keine Stimme hat, den Rechenschaftsbericht über ihre gesammte Thätigkeit und über die Lage des Bundes; erklärt die Grundsätze der vom Bunde zu befolgenden Politik, entscheidet über Abänderungen in den Statuten und bestimmt den Sitz der Centralbehörde für das nächste Jahr. Die Centralbehörde kann in dringenden Fällen einen außerordentlichen Kongreß berufen, welcher alsdann aus den von den Kreisen gewählten Abgeordneten besteht. Streitigkeiten unter den einzelnen Miegliedern derselben Gemeinde entscheidet endgültig die Gemeinde; desselben Kreises die Kreisgemeinde; verschiedener Kreise die Centralbehörde; persönliche Klagen über Mitglieder der Centralbehörde gehören vor den Kongreß. Streitigkeiten unter Gemeinden

desselben Kreises entscheidet die Kreisgemeinde; unter Gemeinden und ihrem Kreise oder unter verschiedenen Kreisen die Centralbehörde; doch steht im ersten Fall die Berufung an die Kreisversammlungen, im zweiten an den Kongreß offen. Der Kongreß entscheidet auch alle Konflikte der Centralbehörde mit den Unterbehörden des Bundes." Gleichsam offizielle Organe hatte der Bund drei, die in London erscheinende Voix du proscrit, den in Genf von Galeer herausgegebenen „Völkerbund", endlich Mazzini's in London wieder auferstandene Zeitung „Apostolato popolare." In jenen Zeitungen und in den Manifesten begegnen uns alle die Thorheiten, durch die sich die äußerste Partei zu Grunde gerichtet hat, wir lesen ferner aus „Instruktionen" die alten Verschwörungskünste heraus, Proskriptionslisten gegen die Volksfeinde, eine Bundespolizei zur Ueberwachung der falschen Brüder, daneben die ernstliche Absicht, jene vielbewunderte Energie der Schreckensherrschaft von 1793 durch Organisation eines Proletarierheeres und Bildung von Revolutionstribunalen in allen Hauptstädten bei der nächsten, sicherlich sehr nahen, großen europäischen Revolution noch zu überbieten, um so die definitive Lösung des ökonomischen Problems endlich herbeizuführen und die wahre sociale Demokratie mit Aufhebung der Konkurrenz und des Privatkapitals ins Leben zu setzen. Wenn man auch die Täuschung in Betracht zieht, der sich alle Verbannte hinsichtlich des baldigen Siegs ihrer Sache hingeben, so begreift man doch nicht die Zuversicht dieser Flüchtlinge, die von ihnen so weit getrieben wurde, daß sie nichts für nöthiger hielten, als ihre Anhänger zu warnen, daß sie sich den Sieg nicht wieder aus den Händen reißen lassen möchten. Dies Thema kehrt immer wieder: die Arbeiter müssen in der ersten Stunde des Siegs den bürgerlichen Demokraten (Bourgeois) energisch und drohend entgegen treten, es muß sofort die Bewaffnung des ganzen Proletariats mit Flinten, Büchsen und Geschützen durchgesetzt und der Wiederbelebung der alten gegen die Arbeiter gerichteten Bürgerwehr entgegengetreten werden. „Sobald die neuen Regierungen (nach der Revolution) sich einigermaßen befestigt haben, wird ihr Kampf gegen die Arbeiter sofort beginnen. Um hier den demokratischen Kleinbürgern mit Macht entgegen treten zu können, ist es vor allem nöthig, daß die Arbeiter in Klubs selbständig organisirt sind. Die Centralbehörde wird sich, sobald dies irgend möglich ist, nach dem Sturze der bestehenden Regierungen nach Deutschland begeben, sofort einen Kongreß berufen und diesem die nöthigen Vorlagen wegen der Centralisation der Arbeiterklubs unter einer im Hauptsitze der Bewegung errichteten Direktion machen. Die rasche Organisation, wenigstens einer provinziellen Verbindung der Arbeiterklubs, ist einer der wichtigsten Punkte zur Stärkung und Entwicklung der Arbeiterpartei; die nächste Folge des Sturzes der bestehenden Regierungen wird die Wahl einer Nationalvertretung sein."

Diese drohende Macht, welche über die Zukunft Europas verfügte, hatte nicht einmal die Kraft, sich selbst in Einigkeit zu erhalten. Die Anführer sogar haderten unter einander, Struve erregte Anstoß, Kinkel schied ganz aus, und die Häuptlinge zweiten und dritten Ranges befanden sich in permanenter Auflehnung gegen die Leiter, welche sie und mit ihnen die Masse als Aristokraten bezeichneten. Wie wenig es gelang, in den Ländern, auf die gewirkt werden sollte, die beabsichtigte Organisation herzustellen, darüber setzen uns die Klagen der Flüchtlinge selbst ins Klare. Zumal in Deutschland war die Schwäche der Partei wahrhaft kläglich. In der Rheinprovinz und dem damit verbundenen Kreise Frankfurt war allein eine feste Organisation, eine propagandistische Thätigkeit ermöglicht worden, und doch bestanden daselbst nicht mehr als elf Gemeinden, die nicht einmal eine lebhafte Verbindung unter sich erhielten und die ärgerlichsten Beispiele gaben, daß das Prinzip um materieller Vortheile willen verleugnet werde. Im übrigen Deutschland war alles in völliger Auflösung begriffen, in dem so wichtigen Berlin vermochte ein ausgeschickter Sendbote nicht einmal eine Adresse ausfindig zu machen. So berichtet die Centralbehörde an den „Bund" unterm 1. Dezbr. 1850.

Aus demselben Bericht entnehmen wir, daß die Centralbehörde für Deutschland eine Minorität ausgestoßen hatte und damit umging, ihren Sitz von London nach Köln zu verlegen. Nicht minder ohnmächtig, wenn auch in Folge anderer Verhältnisse, war der Völkerbund in Frankreich. Die französischen Flüchtlinge haderten auf das Bitterste mit den Legaldemokraten des Berges in der Nationalversammlung, denen sie vorwarfen, aus Unverstand, Feigheit und eigennützigen Absichten den Tag der großen Revolution hinzuhalten. Während die Bergpartei zur Mäßigung mahnte, hetzte der „Proskrit" zum Losschlagen, und es entstand so in der ganzen Partei ein tiefer Zwiespalt, den Louis Bonaparte trefflich zu benutzen wußte. In Italien allein kann von einer Einwirkung der Flüchtlinge die Rede sein, aber diese knüpfte sich ganz und gar an Mazzinis Persönlichkeit und an die Verbindungen, welche dieser Mann während seines ersten Exils und während der darauf folgenden Revolutionszeit in seiner Heimath angeknüpft hatte. Auf Italien wirkten mit den Flüchtlingen dieser Nation die Ungarn, freilich nur in der traurigen Weise, daß sie die ungarischen Soldaten in Italien zur Desertion und zu offener Empörung aufforderten. Wieder Italien war es, wo die große Revolutionsanleihe wirklich Unterzeichner fand. Nach einem Ausweise des Finanzdepartements der „europäischen demokratischen Centralkommittee" war der Stand dieser Mazzini'schen Anleihe im Januar 1851 folgender:

Römische Staaten	536,722	Francs.
Lombardei und Venedig	516,364	"
Kleine italienische Staaten	291,511	"
Neapel und Sizilien	214,341	"
Englischer Klerus	56,807	"
Verschiedene Zeichnungen	84,209	"
Summe:	1,699,954	Francs.

Die Theilnahme der englischen Geistlichkeit erklärt sich daraus, daß Mazzini derselben die Unterstützung der antiklerikalen Partei Italiens und durch diese die Bekehrung seines Vaterlandes zum Protestantismus versprochen hatte.

Es ist kein günstiges Zeichen für die Sicherheit unserer öffentlichen Zustände, daß die Regierungen auf das Treiben der Flüchtlinge ein Gewicht legten, das eine ernstliche Beunruhigung verrieth. Außer Oesterreich, das in Italien wirklich bedroht wurde, erschöpften sich nicht minder die übrigen Großmächte in Vorstellungen, daß den Flüchtlingen das Gastrecht aufgekündigt werden möge. Nachdem Lord Palmerston alle diese Vorstellungen zurückgewiesen hatte, kam der glänzende Empfang Kossuth's in England, wodurch die Verstimmung zwischen der englischen und festländischen Diplomatie einem Bruch nahe geführt wurde. Kossuth berührte England nur auf seiner Reise nach Amerika, aber die wenigen Wochen seines Aufenthalts genügten, das englische Volk mit dem Gedanken zu befreunden, den der ungarische Diktator in allen seinen Reden kommentirte: daß das Gleichgewicht des Festlandes fortan anderswo gesucht werden müsse als in den Wiener Verträgen von 1815, weil das slavische Element in Oesterreich das vorherrschende gewesen sei, weil Oesterreich keine Schranke mehr gegen Rußland bilde, weil die gezwungene Einigung der österreichischen Provinzen mit allen Rücksichten auf die gewöhnlichen Forderungen der Humanität unvereinbar sei. Das Auftreten Kossuth's rief neue Noten herbei, sowohl von Seiten des deutschen Bundes, als von Rußland, Oesterreich und Preußen gemeinschaftlich, als von Frankreich. In den Noten gleichen Inhalts, die Oesterreich, Preußen und Rußland an das englische Kabinet richteten, war im wesentlichen gesagt: es sei unnütz, noch einmal auf die Gefahren hinzuweisen, welche die Umtriebe der Flüchtlinge in London dem Kontinent bereiteten, es sei ebenso unnütz, noch einmal den oft ausgesprochenen Wunsch zu wiederholen, die englische Regierung möge diesen Umtrieben ihren Schutz nicht mehr gewähren, man begnüge sich daher dem Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten anzuzeigen, daß man fest entschlossen sei, gegen die auf dem Festlande sich befindenden Engländer

nach den Grundsätzen vorzugehen, welche Lord Palmerston selbst im Jahre 1848 bei Gelegenheit der Verhaftung zweier Amerikaner in Irland der amerikanischen Regierung entwickelt habe. Lord Palmerston hatte damals diese Verhaftung nicht nur gerechtfertigt, sondern auch als Maxime ausgesprochen, daß jede Regierung in ihrem Lande Herr sei, daß es ihr folglich freistehen müsse, alle Individuen zu entfernen, welche der Störung der öffentlichen Ruhe verdächtig seien. Diese gemeinschaftliche Note wurde am 12. Dezember 1851 übergeben, also nachdem der Staatsstreich Louis Bonaparte's gelungen war. Oesterreich machte noch eine weitere Demonstration; sein Gesandter in London, Graf Buol-Schauenstein, besuchte das Festland, der neue englische Gesandte in Wien, Graf Westmoreland, bemühte sich vergeblich um Bestimmung des Tags, an dem er seine Kreditive überreichen könne. Weitere Schritte wartete man in London nicht ab, die durch Louis Bonaparte's Staatsstreich wesentlich veränderte Lage der Dinge machte eine Vorsicht räthlich, die man früher nicht beobachtet hatte. Lord Palmerston schied aus dem Ministerium, Lord Granville ersetzte ihn.

England hat dem Festlande den verhaßtesten seiner Staatsmänner geopfert, ob auch seine Auffassung des Asylrechts, muß die Folge lehren. Die der englischen entgegengesetzte Auslegung dieses Rechts stützt sich auf den völkerrechtlichen Grundsatz, daß jeder Staat alles vermeiden müsse, was die Ruhe und Sicherheit der andern Staaten zu gefährden geeignet sei, woraus die Pflicht gefolgert wird, die auf dem Staatsgebiet weilenden fremden Flüchtlinge so zu überwachen, daß ihnen feindliche Unternehmungen gegen ihre Heimath unmöglich werden. Auf dem Festlande erkennt man diese Auslegung theoretisch an, macht aber in der Praxis zahlreiche Ausnahmen. Das deutsche Reich hat die Ausgewanderten gegen Frankreich unterstützt, Oesterreich und Frankreich haben den spanischen und italienischen Absolutisten gegen die Kortesverfassung von 1812 in jeder Weise geholfen, Preußen ist in der polnischen Revolution von 1830 der thätigste Helfer der vertriebenen Russen und Polen gewesen, der schweizerische Sonderbundskrieg hat ähnliche Beispiele geliefert. Den besten Grund für seine Auffassung hat England darin, daß es gegen seine eigenen Unterthanen solche Polizeibefugnisse, als der Kontinent sie hat, nicht kennt, und daß es daher eine starke Zumuthung ist, zu Gunsten fremder Regierungen ein Ueberwachungssystem einführen zu sollen, das englischen Gesetzen, Einrichtungen und Gewohnheiten einmal durchaus widerstreitet.

Die französischen Verfassungen des Konsulats und Kaiserreichs. Der Geist, in dem Louis Bonaparte den Staatsstreich des 2. Dezember ausgeführt hat und auszubeuten sich anschickt, giebt den von seinem großen Oheim Frankreich auferlegten Verfassungen, die bis zum 2. Dezember als antiquirt und für alle Zeiten abgethan erschienen, auf einmal wieder eine große Bedeutung für die Gegenwart. Louis Bonaparte ist die legitime Fortsetzung des Kaiserreichs, das mit der Zustimmung des französischen Volkes gegründet und durch die Katastrophen von 1814 und 1815 gesetzlich nicht abgethan wurde, da der Senat conservateur, der von fremden Bajonetten umgeben die Absetzung Napoleons aussprach, dazu keine rechtliche Befugniß hatte, und Napoleon die Krone zu Gunsten seines Sohnes niederlegte. Nach dem Tode des Kaisers und des Herzogs von Reichstadt ist die Krone nach Gesetz und Successionsordnung auf Louis Bonaparte übergegangen, und das Volk hat dieses Recht anerkannt, als es ihn am 10. Dezember 1848 mit so viel Millionen Stimmen auf den Präsidentenstuhl erhob. Louis Bonaparte behauptet mithin nur sein gutes Recht, alles andere daneben oder dagegen ist Usurpation, oder faktiös und anarchisch. Eine von Louis Bonaparte selbst verfaßte, drei Tage vor dem Staatsstreiche an alle Repräsentanten vertheilte Flugschrift weiht uns in die politischen Ideen des jetzigen Staatsoberhaupts auf das tiefste ein. Die Flugschrift beweist, daß die französische Staatseinheit ein ununterbrochenes Werk der französischen Könige war, daß die Revolution dieses

System befestigte, daß Napoleon dem Ganzen die Krone aufsetzte. In diese Staatseinheit bringt das konstitutionelle System Unruhe und Verwirrung. „Was die parlamentarische Regierung betrifft", ruft Louis Bonaparte aus, „so wiederholen wir mit der Autorität der Vernunft und der Geschichte, daß diese Regierung, sei sie nun monarchisch oder republikanisch, nichts hervorbringen wird, als was sie hervorgebracht hat, als das, was sie ihrem Wesen nach in Frankreich hervorbringen muß, wo sie keinen Grund hat ernst zu sein, wo sie keine nationale Thatsache, sondern eine Utopie fremden Ursprungs ist. Sie wird nur Unruhe, Kämpfe, Zerstörungen, Revolutionen und Ruinen hervorbringen." Aus derselben Quelle schöpfen wir die Belehrung, daß die Charten von 1814 und 1830 Anomalien im französischen Staatsorganismus waren, daß wir in den konstitutionellen Produkten des revolutionären Jahres 1848 einen baaren Unsinn vor uns sehen. Unfehlbar sind dagegen die Napoleonischen Ideen über den französischen Staat, Frankreich kann sein Glück nicht anders finden, als in der Erneuerung der Napoleonischen Verfassung mit Amendements. Diese Rückkehr zum Alten ist der Grund, der uns bestimmt, unsere Leser mit den Verfassungen des Konsulats und Kaiserreichs bekannt zu machen.

Den Verfassungen, die sich der Macht Napoleons anbequemen mußten, gingen die Konstitutionen der Revolution voran. Die Verfassung von 1791, die erste neuere, hatte den allen im Andrange einer Revolution geschaffenen Staatsgrundgesetzen anklebenden Fehler, die königliche Macht zu sehr zu beschränken. Sie gab dem König eine Civilliste von dreißig Millionen Franken und den Oberbefehl über die bewaffnete Macht, aber sie beschränkte ihn auf ein Suspensivveto und entzog ihm das Recht, die Richter zu ernennen. Die gesetzgebende Gewalt erhielt ihren Ausdruck in einer einzigen Kammer, wie es die Richtung der Zeit auf völlige Gleichheit aller Bürger verlangte. Die zweite Verfassung, die vom 24. Juni 1793, die der Konvent binnen acht Tagen erledigte, machte sowohl die gesetzgebende als die vollziehende Gewalt vom Volk, von Urversammlungen abhängig*). Die Urversammlungen, an denen jeder 21jährige Franzose Antheil hatte, traten jedes Jahr am 1. Mai zusammen und wählten die Abgeordneten zur Nationalversammlung, auf je 50,000 Seelen einen. Die Urversammlungen konnten auch Konvente verlangen, um die Verfassung zu ändern. Derselben Quelle entsprang die Regierung, die nichts als eine zeitweilige Kommission war. Die Urversammlungen ernannten Wahlmänner, die Wahlmänner ernannten Kandidaten für die Regierung, aus denen die Nationalversammlung so viele aussonderte, daß nur 24 übrig blieben. Diese 24 wurden alljährlich zur Hälfte erneuert, ernannten und überwachten die Generale, die Minister und Beamten aller Art. Die dritte Verfassung, die vom 5. Fruktidor des Jahres III (22. August 1795) gehört bereits der Zeit an, in der die wilden Wasser der Revolution zu verschwinden anfingen**). Die vollziehende Gewalt bildete ein Direktorium von 5 Mitgliedern, das durch Stimmenmehrheit Beschlüsse faßte, jährlich zum fünften Theile erneuert wurde, verantwortliche Minister hatte, die Gesetze bekannt machte und vollziehen ließ, über See- und Landmacht verfügte, so wie über die Verhältnisse zum Auslande, und die ersten Feindseligkeiten sofort zurückweisen, nicht aber den Krieg ohne Einwilligung des gesetzgebenden Körpers erklären durfte. Auch Verträge mußte das Direktorium dem gesetzgebenden Körper zur Bestätigung vorlegen, mit Ausnahme der geheimen Artikel, die aber den öffentlichen Artikeln nicht zuwiderlaufen durften. Der gesetzgebende Körper bestand aus zwei Kammern, einem Rath der Fünfhundert, der aus 500 Mitgliedern im Alter von mindestens 30 Jahren

---

*) Das Nähere sehe man nach in: Thiers, Geschichte der französischen Revolution. I., 319 fgg. der deutschen Uebersetzung von Dr. Ed. Burckhardt und Dr. Fr. Steger, Leipzig bei Lorck, 1848.

**) Thiers a. a. O. II., 167 fgg. der deutschen Bearbeitung.

bestand, sich jährlich um ein Drittheil erneuerte und allein die Initiative (s. d.) hatte, und einem Rath der Alten (Alterserforderniß 40 Jahre), welcher die Gesetze zu bestätigen hatte und gleichfalls jährlich zum dritten Theile erneuert wurde. Alle diese Gewalten wurden auf folgende Weise ernannt: Jeder 21jährige Bürger hatte das Recht, an den Urversammlungen Theil zu nehmen, die jährlich am 1. Prärial stattfinden und Wählerversammlungen ernannten. Die Wählerversammlungen traten am 20. Prärial zusammen und ernannten die beiden Theile des gesetzgebenden Körpers. Diese wählten wieder das Direktorium.

Bei der Berathung der Direktorialverfassung legte der berühmte Abbé Sieyes einen ganz fertigen Entwurf vor, der aber bei Seite geschoben wurde. Nachdem Napoleon Bonaparte den 18. Brumaire gemacht hatte, kam Sieyes wieder mit seinem Entwurfe, und dieser wurde die Grundlage der Konsularverfassung vom 22. Frimaire des Jahres VIII (13. Dezember 1799).*) Diese Verfassung war gemodelt nach dem Grundsatze: „Das Vertrauen muß von unten, die Gewalt von oben kommen.“ Das Wahlsystem, das Sieyes eine Pyramide nannte, war ein sehr verwickeltes. Jeder 21jährige Franzose mußte sich, wenn er politische Rechte ausüben wollte, in eine Liste oder ein Bürgerverzeichniß eintragen lassen. Die Eingeschriebenen versammelten sich nach Arrondissements und wählten ein Zehntheil aus ihrer Mitte aus, wodurch die Kommunal-Notabilitätsliste entstand, aus der die Gemeinderäthe, die Arrondissementsbeamten, die Maires und die Richter erster Instanz ernannt wurden. Dieses Zehntel versammelte sich seinerseits nach Departements, wählte abermals ein Zehntel aus seiner Mitte und bildete auf diese Weise die Departements-Nobilitätsliste, aus welcher die Mitglieder der Departementsräthe, die Präfekten, Appellationsrichter u. s. w. ernannt wurden. Diese letzte Liste traf endlich eine letzte Auswahl unter sich, verminderte ihre Zahl wieder auf ein Zehntel und schuf so die National-Notabilitätsliste, aus der alle Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, alle Beamten höhern Ranges, Staatsräthe, Minister, Mitglieder des Kassationsgerichts u. s. w. genommen wurden. Die Nation hatte nicht mehr das Recht, ihre Regierung oder ihre Gesetzgeber selbst zu wählen, sie bezeichnete blos Kandidaten. Wer die Wahlen treffen solle, darüber hatte Sieyes wieder sehr verwickelte Bestimmungen getroffen, aber Bonaparte stieß dieses künstliche System um, indem er selbst die Beamten der ausübenden Gewalt aussuchte, und von Sieyes, Roger-Ducos, Cambaceres und Lebrun den Senat bilden ließ, der dann seinerseits den gesetzgebenden Körper, das Tribunat und das Kassationsgericht ernannte. Ueber die ausübende und die gesetzgebende Gewalt verfügte die Konsularverfassung folgendes. An der Spitze des Staats standen drei Konsuln, die auf zehn Jahre erwählt wurden und fortwährend wählbar blieben. Der erste Konsul (Bonaparte) erhielt die direkte und ungetheilte Ernennung der Mitglieder der allgemeinen Staatsverwaltung, der Departemental- und Municipalräthe, der Präfekten und Unterpräfekten, der Land- und Seeoffiziere, Staatsräthe, Gesandten, Civil- und Kriminalrichter (mit Ausnahme der Friedensrichter und der Mitglieder des Kassationshofes). Außer der Ernennung der Verwaltungs-, Militär- und Justizbeamten hatte der erste Konsul die ganze Regierung, die Leitung des Kriegs und der Diplomatie. Er unterzeichnete die Staatsverträge mit Vorbehalt ihrer Berathung und Annahme durch den gesetzgebenden Körper. Die beiden andern Konsuln waren eigentlich blos dazu da, die bevorzugte Stellung zu verdecken, welche ihr mächtiger Amtsgenosse einnahm; sie sollten ihn unterstützen und hatten nur eine berathende Stimme. Der erste Konsul erhielt 500,000, die beiden andern Konsuln jeder 150,000 Franken Jahrgehalt. Alle drei sollten in den Tuilerien wohnen und eine Konsulargarde erhalten. Ein Staatsrath war zur Abfassung von Gesetzentwürfen der Regierung

*) S. Thiers, Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs, I., 21 der deutschen Uebersetzung von Burckhardt und Steger, Leipzig bei Lorck, 1846.

zur Seite gestellt, dieselbe Behörde erließ die zur Ausführung der Gesetze erforderlichen Verordnungen. Die gesetzgebende Gewalt setzte die Verfassung zusammen aus einem gesetzgebenden Körper (corps législatif), aus einem Tribunat und einem Senat. Das Tribunat, aus hundert Mitgliedern bestehend, hatte die Bestimmung, den liberalen neuerungssüchtigen Geist des Widerspruchs zu vertreten. Es erhielt Mittheilung von den Gesetzen, erörterte sie und stimmte darüber ab, ob ein Gesetz dem gesetzgebenden Körper zur Entscheidung vorgelegt werden solle oder nicht. Dieser gesetzgebende Körper, den 300 Mitglieder bildeten, hatte die dem Tribunat entzogene Entscheidung, berieth aber nicht. Er hörte stillschweigend die advokatorischen Reden, welche drei vom Tribunat und drei vom Staatsrath ernannte Redner vor ihm für und gegen ein Gesetz hielten, und gab sodann seine Entscheidung wie ein Gerichtshof. Endlich kam noch ein erhaltender Senat (Sénat conservateur), 80 Mitglieder stark, der keinen Antheil an dem Werke der Gesetzgebung nahm, dessen Beruf darin bestand, von freien Stücken oder auf Anzeige des Tribunats jedes Gesetz oder jede Regierungsform für ungültig zu erklären, die ihn konstitutionswidrig zu sein schien. Wer in den Senat trat, mußte für die Zukunft jedem Amt entsagen. Die erste Wahl des Senats erfolgte auf die oben erwähnte Weise, später ergänzte sich der Senat so, daß für jeden erledigten Sitz die Konsuln, der gesetzgebende Körper und das Tribunat je einen Kandidaten aufstellten, unter denen der Senat seine Wahl traf. Jeder Senator erhielt 25,000, jeder Gesetzgeber 20,000, jeder Tribun 15,000 Franken Gehalt. Thiers nennt diese Schöpfung ein absichtlich verwischtes, verblichenes Abbild der Repräsentativmonarchie, eine Zusammenfassung demokratischer und aristokratischer Formen unter Bedingungen, welche diesen Formen alle Bedeutung nahmen. Was er weiter über die Konsularverfassung urtheilt, berührt gerade die Punkte, welche diese Verfassung den französischen Machthabern empfehlen. Thiers sagt: „Diese Notabilitätslisten, aus denen man sowohl die berathschlagenden Körperschaften, als die ausübenden Staatsbeamten schöpfen sollte, bildeten das allgemeine Stimmrecht, das wiewohl allgemein, dennoch nichtig war, denn sie lieferten einen so ausgedehnten Kandidatenkreis, daß die Verpflichtung, aus diesem Kreise zu wählen, eine absolute Wahlgewalt bildete, welche der Regierung und dem Senat übertragen war. Dieser stumme gesetzgebende Körper, der Gesetze erörtern hörte, jedoch nicht selbst erörterte, mit dem Tribunat zur Seite, das sie kontradiktorisch mit dem Staatsrathe zu erörtern beauftragt war, bildete gleichsam ein in zwei Theile zerschnittenes Unterhaus, von denen dem einen das Abstimmen, dem andern das mündliche Verhandeln zustand, die aber eben durch diese Trennung alle beide sich aufhoben; denn der erste war bei seinem Stillschweigen dem Einschlafen ausgesetzt, während der andere sich in nutzloser Aufregung zu erschöpfen Gefahr lief. Dieser Senat, sich selbst ernennend und alle berathschlagenden Körperschaften, das Oberhaupt der ausübenden Gewalt erwählend und nöthigenfalls in sich absorbirend; dieser Senat, der dies Alles vermag, aber jeder aktiven Funktion beraubt ist und keinen Antheil am Gesetze hat, der sich damit begnügt, es zu kassiren, wenn es konstitutionswidrig ist; dieser Senat, dergestalt auf eine gewisse Unthätigkeit beschränkt, damit er desto unbetheilgter, nur von konservativer Gesinnung beseelt sei; dieser Senat, war allerdings eine gelehrte, aber übertriebene Nachbildung einer aristokratischen Pairie, die an der Geschäftsthätigkeit wenig Antheil nimmt, sie zuweilen durch ihr Veto hemmt, und diejenigen Männer in ihre Mitte aufnimmt, die sich nach einer bewegten Laufbahn gern in einer ernsten, einflußreichen und hochgeehrten Körperschaft zur Ruhe setzen." In ihrem allgemeinen Theile sicherte die Konsularverfassung den Staatsbürgern die persönliche Freiheit, die Unverletzlichkeit der Wohnung, die Verantwortlichkeit der Minister und der Unterbeamten, unter Voraussetzung einer vorgängigen Genehmigung des gerichtlichen Verfahrens gegen letztere von Seiten des Staatsraths. Sie bestimmte, daß in einzelnen Departements und in einzelnen außerordentlichen Fällen ein Gesetz die

Wirksamkeit der Verfassung suspendiren könne (Versetzung in Belagerungszustand); sie sicherte Wittwen und Kindern von Soldaten Pensionen zu und stellte endlich den Grundsatz auf, daß ausgezeichneten, um das Vaterland verdienten Männern Nationalbelohnungen zu bewilligen seien. Das ist der erste Keim der Ehrenlegion.

Der gesetzwidrige Ursprung der Konsulargewalt war im Augenblick vergessen, die Verfassung war nicht so bald erschienen, als sich die öffentlichen Männer schaarenweise herbeidrängten, um eine der reich dotirten Stellen im Senat, gesetzgebenden Körper oder Tribunat zu erhaschen. Dieses Treiben nahm in dem Grade zu, daß Bonaparte eine öffentliche Züchtigung nöthig hielt und im Moniteur schreiben ließ: „Seitdem die Verfassung eine Menge reich ausgestatteter Stellen geschaffen hat, wie viele Leute sind da in Bewegung! wie viel wenig bekannte Gesichter drängen sich da zum Vorschein! wie viel vergessene Namen regen sich da wieder unter dem Staube der Revolution! wie viel stolze Republikaner vom Jahre VII schmiegen sich da, um an den wichtigen Mann zu gelangen, der sie anstellen kann! wie viel Brutusse bitten da um Anstellung! wie viel unbedeutende Talente hebt man da in den Himmel! wie viel geringfügige Dienstleistungen sucht man da zu vergrößern! wie viel blutige Flecken sucht man da zu verhüllen! Dieser wunderbare Koulissenwechsel ist in einem Augenblick vollbracht." Für den Senat wählte man einige berühmte Namen aus, Laplace, Volney, Cabanis u. a. m., die dreihundert Mitglieder des gesetzgebenden Körpers waren mit wenigen Ausnahmen obskure Menschen, im Tribunat fanden die meisten Notabilitäten Platz, Chenier, Chauvelin, Stanislas de Girardin, Benjamin Constant, Riouffe, Baptiste Say u. a. m. Das Tribunat war die einzige der neuen Körperschaften, wo eine Art von Opposition stattfand, die man heute eine sehr zahme nennen würde, die aber den ersten Konsul so erbitterte, daß er Monate lang keine Gesetze vorlegen ließ. Obgleich die Tribunen im Schrecken über ihre Ungnade schweigsam wurden, stieß Bonaparte doch 20 von ihnen aus, denen sechszig Mitglieder des gesetzgebenden Körpers beigefügt wurden. In den gereinigten Körperschaften stieß der Vorschlag, Bonaparte zum lebenslänglichen Konsul mit dem Recht der Ernennung seines Nachfolgers zu machen, auf keine Opposition mehr, vielmehr überboten sich die einzelnen Gewalten in ihrem Eifer, welche zuerst diesen Beweis von Nationaldankbarkeit beantragen solle. Mit dieser Veränderung verschwanden die Notabilitätslisten, an deren Stelle man Kantonsversammlungen setzte, durch die zwei Wahlkollegien gebildet wurden, eins für das Arrondissement, eins für das Departement. Beide Wahlkollegien wurden auf Lebenszeit erwählt, die Regierung ernannte die Präsidenten und hatte das Recht der Auflösung. Das Wahlkollegium des Arrondissements schlug die Kandidaten für das Tribunat vor, das Wahlkollegium des Departements die Kandaten für den Senat, beide vereint die Kandidaten für den gesetzgebenden Körper. Der Senat blieb nach wie vor beauftragt, unter den vorgeschlagenen Kandidaten die Mitglieder des Tribunats, des gesetzgebenden Körpers und des Senats selbst auszuwählen. Man nannte diese Veränderung eine Konzession eine an das Volk, und die Lobredner des ersten Konsuls sagten, die Macht müsse wohl stark und sicher sein, daß sie dem Volke einen solchen Einfluß einräume. (Thiers I., 401.) Außerdem nahm man mit den gesetzgebenden Gewalten Umänderungen vor, die beiläufig durchgeführt wurden, obgleich sie den durchgreifendsten Charakter hatten. Der erste Konsul erhielt das Recht, 40 Senatoren zu den 80 zu ernennen, dieser verstärkten Körperschaft wurde die Befugniß beigelegt, durch sogenannte organische Senatsbeschlüsse die Verfassung auszulegen und zu vervollständigen, die Aufhebung der Verfassung oder des Schwurgerichts in gewissen Departements zu verfügen, den gesetzgebenden Körper und das Tribunat aufzulösen, endlich die Urtheile der Gerichtshöfe zu kassiren, sobald sie der Sicherheits des Staats gefährlich seien. Das Tribunat wurde durch successive Ausscheidung auf 50 Mitglieder vermindert und in Sektionen getheilt, welche die Gesetzentwürfe bei geschlossenen Thüren prüften und dann der allgemeinen

Versammlung vorlegten. Es blieb die alte Einrichtung, daß drei Redner des Tribunats die Entwürfe vor den stummen Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers diskutirten, entweder kontradiktorisch mit den Rednern des Staatsraths oder mit ihnen übereinstimmend, je nachdem der Entwurf angenommen oder verworfen war. Das Recht, die Verträge mit fremden Staaten zu bestätigen, wurde dem gesetzgebenden Körper und dem Tribunat genommen. Endlich schuf man einen geheimen Rath, bestehend aus den Konsuln, den Ministern, zwei Senatoren, zwei Staatsräthen und zwei Großoffizieren der Ehrenlegion, der bei der Bestätigung von Verträgen allein befragt und mit der Redaktion der organischen Senatsbeschlüsse beauftragt wurde. Das Budget wurde für den ersten Konsul mit 6 Millionen, für seine Amtsgenossen mit je 1,200,000 Franken belastet. Das Ganze dieser Veränderungen, zu denen noch eine doppelte Ueberwachung der Gerichte mit drohenden Strafen der Suspension u. s. w. zu fügen ist, führt den Namen des organischen Senatsbeschlusses vom 16. Thermidor des Jahres X, (4. August 1802.)

Was diese Verfassung vorbereitete, führte die Verfassung von 1804 (organischer Senatsbeschluß vom 18. Floreal des Jahres XII oder vom 18. Mai 1804) definitiv ein: die erbliche Kaiserwürde.*) Napoleon, wie er seit 1802 hieß, wurde Kaiser mit einem Jahreseinkommen von 25 Millionen Franken, wozu noch die Einkünfte aus den königlichen Palästen und den Krondomänen kamen, seine Brüder erhielten als Prinzen ein Jahreseinkommen von einer Million jeder. Auf die ersten Stufen des Throns stellte man sechs hohe Würdenträger, denen man einzelne Attribute der Regierung übergab. Der Großwähler berief den gesetzgebenden Körper, den Senat, die Wahlkollegien, stellte die erwählten Mitglieder der Versammlung zur Beeidigung vor und nahm an allen Förmlichkeiten Antheil, die bei der Berufung oder der Auflösung der Wahlkollegien stattfanden. Der Erzkanzler des Reichs stellte die Richter dem Kaiser vor, sorgte für die Bekanntmachung der Gesetze und Senatsbeschlüsse, führte den Vorsitz im Staatsrathe und im hohen kaiserlichen Gerichtshofe und machte auf wünschenswerthe Reformen in den Gesetzen aufmerksam. Der Erzkanzler empfing die Gesandten und führte sie beim Kaiser ein, unterzeichnete und veröffentlichte die Verträge. Der Erzkämmerer beaufsichtigte das große Buch der öffentlichen Schuld, gewährleistete die Ansprüche der Staatsgläubiger durch seine Unterschrift, prüfte die Rechnungen, ehe sie dem Kaiser vorgelegt wurden und machte Anträge über die Führung der Finanzen. Der Konnetable und der Großadmiral hatten in Beziehung auf die Verwaltung des Kriegswesens und der Marine eine ganz ähnliche Rolle. Der hohe kaiserliche Gerichtshof, gebildet von 60 Senatoren, 6 Präsidenten des Staatsraths, 14 Staatsräthen, 20 Mitgliedern des Kassationshofs, den Großoffizieren des Reichs, den 6 Großwürdenträgern und den kaiserlichen Prinzen, entschied über alle Komplotte gegen die Sicherheit des Staats und die Person des Kaisers, über Willkürhandlungen der Minister und deren Agenten, Verbrechen der verletzten Amtspflicht und der Erpressung, Fehler der Generale in der Ausübung ihres Befehls, Verbrechen der Großwürdenträger u. s. w. Der Senat, verstärkt durch die Großwürdenträger und die Prinzen, behielt alle seine Rechte und erhielt dazu die Bewachung der individuellen Freiheit und der Preßfreiheit, welche letztere aber nur für Bücher bestand, nicht für Zeitschriften. Der gesetzgebende Körper wurde von dem Gebot des Stummseins erlöst. Nachdem er die Reden der Staaträthe und der Tribunen gehört hatte, zog er sich zu einer geheimen Sitzung zurück, in der jedes Mitglied reden durfte. Dann kehrte die Gesammtheit zur öffentlichen Sitzung zurück und stimmte in gewöhnlicher Weise ab. Das arme Tribunat wurde in drei Sektionen eingetheilt, die erste für die Gesetzgebung, die zweite für das Innere, die dritte für die

*) Sehr interessante Aufschlüsse giebt Thiers, a. a. O. I., 573.

Finanzen. Es durfte die Gesetze blos in einer Sektion berathen, niemals in allgemeiner Versammlung. Drei Redner vertheidigten die Meinung der Sektion vor dem gesetzgebenden Körper. Nach dem Frieden von Tilsit wurde das Tribunat, das zuweilen noch einen Schatten von Opposition machte, ganz abgeschafft. Man vereinigte es mit dem gesetzgebenden Körper, in dessen Schooße drei Kommissionen, jede von sieben Mitgliedern, für die Gesetzgebung, die innere Verwaltung und die Finanzen gebildet wurden. Diese Sektionen hatten mit den entsprechenden Sektionen des Staatsraths und in besondern Konferenzen die von der Regierung vorgelegten Gesetzentwürfe zu prüfen. Stimmten sie mit dem Staatsrath überein, so entwickelte ein Mitglied desselben von der Tribüne des gesetzgebenden Körpers die Motive, welche die Regierung zum Vorlegen des Gesetzentwurfs veranlaßten, und diejenigen, welche der Präsident der Kommission als die Beweggründe seiner Beistimmung angegeben hatte. Im Falle der Nichtübereinstimmung aber war es allen Mitgliedern der Kommission gestattet, öffentlich die Gründe ihres Widerspruchs auseinanderzusetzen. Alsdann stimmte der gesetzgebende Körper ohne weitere Debatte über die ihm zur Billigung vorgelegten Maßregeln ab. Eine letzte Veränderung kam in die Verfassung durch die bald nachher beliebte Einführung eines Majoratsadels, der übrigens keine weitern Vorrechte haben sollte. So wie sie nun war, gefiel die Verfassung dem Kaiser vollständig, nur hatte sie eben jetzt alle Garantien ihrer Dauer verloren, und wenige Jahre später erfüllte sich das Wort Pitt's: „Unter allen Regierungen ist militärischer Despotismus von der kürzesten Dauer."

Die letzte Verfassung des Kaiserreichs, die Zusatzakte vom 22. April 1815, war nach der Charte Ludwigs XVIII. zugeschnitten, also nicht Napoleonischen Ursprungs. Wir erwähnen sie als ein beachtenswerthes Zugeständniß des Kaisers, ohne das verachtete parlamentarische System doch nicht auskommen zu können. Alle oben erläuterten Verfassungen haben die Zustimmung des Volks erhalten; wir geben im Nachstehenden die Ziffern der Abstimmenden, indem wir des Vergleichs wegen die frühern und spätern Abstimmungen hinzufügen.

	Für.	Wider.
Verfassung von 1793 . . .	1,801,918. . .	11,610.
" vom Jahre III . .	1,107,367. . .	49,977.
" " " VIII .	3,012,569. . .	1562.
" " " X . .	3,568,885. . .	8357.
" " " XII .	3,572,329. . .	2569.
Zusatzakte von 1815 . . .	1,300,000. . .	4206.
Präsidentenwahl von 1848 .	5,372,834. . .	1,921,548.*)
Staatsstreich von 1851. . .	7,439,246. . .	640,737.

*) Stimmen für andere Kandidaten.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von K. G. Garo in Meißen.

Die deutsche Rinderzucht. Der eine Hauptzweig der landwirthschaftlichen Thierproduktion, die Rinderzucht, galt bei dem frühern gleichgültigen Betriebe der Landwirthschaft als ein nothwendiger Anhang derselben, und fand weiter keine Beachtung. In dem ersten Viertel des jetzigen Jahrhunderts bevorzugten die Landwirthe allgemein den andern Hauptzweig der landwirthschaftlichen Thierproduktion, die Schafzucht, und die Rinderzucht wurde dadurch ganz in den Hintergrund gedrängt. Außer einzelnen Ländern, die auf die Rinderzucht besonders hingewiesen waren, wie Holstein, Holland, England und die Schweiz, bildete sich aller Orten die Meinung aus, daß man die Rinderzucht als landwirthschaftliches Aushülfemittel ganz durch die Schafzucht ersetzen könne. Seitdem aber die Schafzucht die frühern Erträgnisse nicht mehr giebt, seitdem der Zuchtviehverkauf sich vermindert und theilweise ganz aufgehört hat, die Wollpreise in Folge der australischen Konkurrenz herabgegangen sind, tritt die Rinderzucht in ihr altes Recht zurück. Man erkennt in ihr wieder den allgemein wichtigsten Zweig der Viehzucht, wenn nicht der ganzen Landwirthschaft, die landwirthschaftlichen Vereine beschäftigen sich jetzt vorzugsweise mit ihr, Vereine und Regierung ermuntern in jeder Weise zu Vervollkommnungen. Daß die jetzige Bevorzugung der Rinderzucht in den Verhältnissen begründet, eine rationelle ist, lehrt uns ein Vergleich der Werthe, welche die drei Hauptthiergattungen in Deutschland repräsentiren. Zählen wir die in den einzelnen deutschen Gebieten gegebenen statistischen Zahlen zusammen, so erhalten wir für ganz Deutschland, in Thalern ausgedrückt:

3 Millionen Pferde zu 46 Thaler Werth	. . .	138 Millionen Thaler.
15 Millionen Rinder zu 23 „ „	. . .	343 „ „
27 Millionen Schafe zu 3 „ „	. . .	81 „ „

Diese Zahlen zeigen uns die Rinderzucht in ihrer die beiden andern Produktionen weit überwiegenden Bedeutung, und wir können aus ihnen abnehmen, welche Vermehrung des Nationalwohlstandes aus jeder Vervollkommnung d. h. Wertherhöhung dieser Zucht hervorgehen muß.

Das gemeine oder zahme Rind steht in derselben Klasse wiederkäuender Säugethiere, in der sich neben ihm der Auerochse, der grunzende Ochse, der Bisamochse und der Büffel befinden. Als Hausthier erscheint das Rind schon in den ältesten Zeiten, wild kommt dasselbe nirgends mehr vor, die sogenannten wilden Rinder in einigen großen englischen Parks, z. B. im Chillingham-Parke, sind verwilderte Thiere, Abkömmlinge der alten brittischen Stiere. Diese wilden Rinder sind von Farbe schmutzig grauweiß, mit schwarzem Maul, rothen Ohren, oft schwarzen Unterfüßen, weißen aufwärts gebogenen Hörnern. Das Gewicht ist 500—600 Pfund lebend vom Stück. Da das Rind hauptsächlich auf eine reichliche Pflanzennahrung angewiesen ist, so ist ihm am angemessensten ein Aufenthaltsort mit gemäßigtem, mehr feuchtem als trocknem Klima, mit gutem graswüchsigen Boden. Unter solchen Verhältnissen entwickelt es seine Eigenschaften am vollkommensten, doch ist es beinahe über den ganzen Erdboden verbreitet und in kalten wie in heißen Ländern zu finden. Man will bemerkt haben, daß im gemäßigten Klima die Milchabsonderung am höchsten gesteigert werden kann, daß ein mäßig warmes Land, z. B. das südliche Rußland, der Talgabsonderung am günstigsten ist, während im heißen Klima mehr Fettabsonderung in dem Zellgewebe unter der Haut stattfindet. Die körperliche Ausbildung des Rindes ist mit vollendetem dritten Jahre so ziemlich beendet, dauert aber langsamer oft bis ins sechste und siebente Jahr fort. Bei angemessener Pflege kann das Thier ein Alter von 20—25 Jahren erreichen, und es sind Beispiele bekannt, daß Kühe bis in das 20ste Jahr Kälber gebracht haben. Die Verstandeskräfte des Rindes werden gewöhnlich unterschätzt, bei sorgfältiger Abrichtung entwickelt es eine

Gelehrigkeit, die man von seinem trägen Naturell kaum erwarten sollte. Das indische und das südafrikanische Rind (Zebu, Backeli) sind Beweise davon. Der indische Zebu leistet auf das Beste alle Dienste, welche anderswo Ochse, Maulthier und Pferd verrichten müssen, der Backeli der Hottentotten fungirt außerdem als Schäferhund und steht diesem in der Aufmerksamkeit auf jeden Wink seines Herrn, in Achtsamkeit und Eifer ganz gleich.

Für den Züchter sind die allgemein wünschenswerthen Körperformen und Eigenschaften des Rindes: ein feiner leichter Kopf, der auf ein feines Knochengebäude und auf Neigung zu Fleischansatz schließen läßt. Das Auge soll groß und klar, von munterm gutmüthigen Ausdruck sein; scheue Augen lassen auf bösartige Thiere schließen, matte, in ihre Höhlen zurückgezogene Augen sind Anzeichen von Störung der Gesundheit. Für Jochthiere sind zu weit oder zu eng gestellte, oder zu sehr nach abwärts gesenkte Hörner hinderlich, bei normalem Körperbau des Thieres sind die Hörner dünn, leicht, gut geformt und gestellt, von derber hellfarbiger Hornmasse. Hals und Nacken seien nicht zu lang und dünn, sondern mit den gehörigen Muskeln versehen, übrigens gegen den Kopf dünner und leichter angesetzt, die Schultern stark und überall voll anschließend, der Bug breit und voll, die Brust weit und tief, welche letztere Eigenschaft besonders das tiefe Herabreichen des Brustbeins zwischen den weit gestellten Vorderbeinen beurkundet, der ganze Leib vom Bug bis zu den Hüften in Bau und tonnenförmiger Wölbung dem Brustkasten entsprechend, die Hüften weit, die Hinterbacken möglichst stark und fleischig, die Gliedmaßen stark, stämmig, gerade und weit von einander gestellt, die Vorderfüße nicht zu weit unter dem Leibe, die Unterfüße kurz, derb und trocken, die Klauen kurz gerundet, von zähem festen Horn. Die Haut ist zur Beurtheilung des Thiers sehr wichtig, es ist aber dabei zu berücksichtigen, daß der Grad der Dicke der Haut Raceneigenschaft ist. Im allgemeinen sei die Haut mittelmäßig dick, geschmeidig, aber auch kernig anzufühlen, lose und elastisch, so daß sie sich leicht dehnen und ziehen läßt, mit dichtem, weichem und feinen Haar. Was die Körpergröße betrifft, so kommt es dabei auf die Verwendung an, welche man dem Thiere geben will. Große Rinder verdienen als Zugthiere, namentlich beim Pfluge den Vorzug, sind gewöhnlich ruhiger als kleinere, werden zum Handel in die Ferne mehr gesucht. Da für manche Manufakturzwecke große Häute erforderlich sind, werden diese auch besser bezahlt; als Zuchtvieh haben größere Rinder ebenfalls höhere Preise. Die kleinen Thiere sind leichter zu erhalten, leiden bei Mangel nicht in dem Grade Noth als große, und haben ein Fleisch von feinerem Kern, das saftiger, schmackhafer und mehr mit Fett durchwachsen ist. Das Gewicht wechselt bei nicht gemästeten Thieren von 4—500 Pfund bei den kleinsten Kühen, bis 700—900 bei mittelgroßen, bis 1000—1900 bei großen, bei männlichen Thieren bis zu 2000 Pfund preußisches Gewicht. Schwerere Thiere gehören zu den Ausnahmen.

Man theilt die Rinderracen sehr verschieden ab. Thaer und Andere theilen ein: Vieh der Niederungen, der mittleren Gegenden, der Gebirge; Thaer fügt zu diesen drei Abtheilungen noch die podolische und ungarische. Burger nimmt nur zwei Hauptracen an, die große weißgraue der Ebenen und die kleine rothe der Berge, Pabst unterscheidet zwischen Niederungsracen und Gebirgsracen, podolischen Racen, Höhenlandsracen zwischen Nord- und Ostsee, mitteldeutschen Landracen, englischen und einigen andern ausländischen Racen. Weckherlin führt alle für den Landwirth merkwürdigen Racen, Stämme und Schläge auf folgende Stammracen zurück: 1) Das graue Landvieh des südöstlichen Europas; 2) das rothe Landvieh des nordwestlichen Europa's; 3) das große, weiß und schwarz gefleckte Rindvieh der Küstenländer der Nordsee, 4) das große, roth und weiß in schwarz scheckige, auch rothe Rindvieh der Schweiz und Tyrols; 5) das schwarzbraune, bräunlich graue, dachsfarbige Rindvieh in der Schweiz und Nachbarschaft; 6) das Zeburind; 7) der Büffel. Da alle diese Racen, mit Ausnahme der außereuropäischen,

auch für Deutschland von Nutzen sein können, theilweise eingeführt sind oder doch zu Versuchen Anlaß gegeben haben, so müssen wir sie alle berücksichtigen.

Das graue Landvieh des südlichen Europas hat als Hauptrace den podolischen und ungarischen Schlag, der am vorzüglichsten in der Moldau und am Kaukasus vorkommt. Auf einem spitzen Kopfe stehen sehr große, weit aus einander in die Höhe gewundene Hörner, das Auge ist etwas scheu, die Haut dick und stark, das Haar rauh. Diese Thiere brauchen auf den weitausgedehnten Weidestrecken ihrer Heimath geringe Pflege, setzen auf den innern Theilen des Körpers viel Talg ab, welches sich bei langen Transporten wenig verliert, liefern ein vortreffliches Fleisch und starke Häute, aber einen geringen Milchertrag. Als Zugvieh übertrifft dieser Schlag jeden andern. Von dieser Race stammt das steyermärkische Vieh mit abgerundeteren Formen, kleinern Hörnern, niedrigeren Beinen. Berühmt ist das dachsgraue Mürzthaler Rind, nicht arm an Milch und zur Zucht sehr schöner werthvoller Zugthiere geeignet, zu Mastung, besonders zu Ansatz von innerm Fett sehr geneigt. Italien hat die graue südliche Race in der Romagna und Lombardei zu großen, in Mastung und im Zuge ausgezeichneten Thieren ausgebildet, Frankreich hat die grauschwarze, halbwilde Race der Camargne. Das rothe Landvieh des nordwestlichen Europas hat seine bemerkenswerthesten Schläge in den österreichischen Staaten, in dem übrigen südlichen Deutschland, in Frankreich bis Spanien und in England. Folgende Racen sind hervorzuheben: a) Das deutsche Landvieh, von sehr verschiedener Größe, Thiere von 4—12 Ctrn. begreifend. Der leichte Kopf trägt ziemlich lange, gut gestellte Hörner, der Rücken ist häufig etwas gesenkt, die Beine haben mittlere Höhe, die Vorderfüße wenden sich gern auswärts wegen enger Brust, die Haut ist derb und bei guter Haltung mit feinen, dichten Haaren bedeckt. Die Thiere passen wegen ihrer Ausdauer vorzüglich zur Arbeit, ertragen Vernachlässigung leichter als andere Stämme und eignen sich bei guter Pflege sehr zur Mastung. Das feinfaserige, schön mit Fett durchwachsene, kernige und konsistente Fleisch fällt mehr ins Gewicht, als das von vielen andern Racen von schwammrigerer Beschaffenheit, die Milchergiebigkeit ist eine mittlere. Die bekannteren Schläge sind: der schwäbisch-hallische, rothbraun mit Blässen, der schwäbisch-limpurgische und Odenwälder, rothgelb, von originellem, auffallend weichem, gutmüthigen Aussehen, das schwäbische Alpvieh, sehr hart, in seiner dürftigen Heimath mager, aber bei guter Pflege schnell zulegend, der fränkische und vogelsberger Schlag, hellroth und braunroth, mittlerer Größe, dauerhaft, der Westerwälder Schlag, ähnlich dem von der schwäbischen Alp, nur etwas breiter und untersetzter, das Voigtländer und Egerländer Vieh, in Größe und Bau, für Milchgewinnung, Mastung und im Zuge wohl das vorzüglichste der deutschen Rinder. b) Das französische Landvieh ist eine der deutschen ähnliche rothe Race und in den verschiedensten Abstufungen verbreitet. Die am meisten geschätzte Race ist die von Charolais, zur Arbeit wählt man gern die Rinder der Franche-Comté. c) Das englische Landvieh. Man unterscheidet in England die Racen nach den Hörnern und theilt sie ein in mittelhornige, langhornige, kurzhornige und unhornige. Die mittelhornige ist die ursprüngliche, ihre höchste Vervollkommnung hat sie erreicht in den Stämmen von Devonshire, Herefordshire und Schottland. Devon ist schon lange berühmt wegen seiner Race von Vieh, welche nicht allein ausgezeichnet schön ist, sondern auch bei der Arbeit so wie zum Mästen ihres Gleichen nicht hat. Eigentlich wußten die Pächter von Devonshire bis beinahe zum Schlusse des letzten Jahrhunderts gar nicht, daß sie eine besonders ausgezeichnete Viehrace besitzen, züchteten ohne Auswahl und Sorgfalt. Erst seit den letzten 50 — 60 Jahren hat man sich bemüht, die Rinderzucht im Königreiche systematisch zu verbessern. Nach und nach wurde ein Geist des Wetteifers angefacht, und gerade das Vieh von Devon hat sich inzwischen wesentlich verbessert und steht jetzt auf einer solchen Stufe von Volkommenheit, daß es im Durchschnit durch Kreuzung mit jeder andern Race nur verlieren könnte. (Die

englische Viehzucht, aus der Bibliothek der Londoner Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, übersetzt von Hering.) Der englische Züchter macht in den Forderungen an die Körperbeschaffenheit der Rinder die subtilsten Unterscheidungen, an die der deutsche Züchter nicht denkt. Die Darstellung der eben genannten englischen Schrift vom Devonshirer Vieh ist so genau ins Einzelne gehend, wie man Aehnliches bei uns höchstens in der Beschreibung der edelsten Pferderacen findet, eine solche Aufmerksamkeit liefert dann aber auch die Resultate, denen wir in England begegnen. In der Größe steht diese Race dem schwersten deutschen Landvieh gleich, das Gewicht einer Kuh beträgt durchschnittlich 700 Pfund. Die Haut des Devoner Viehs ist ungeachtet seines oft krausen Haars außerordentlich weich und elastisch, eher dünn als dick, von blutrother Farbe. Der Hereford-Stamm ist größer als der von Devon, voller und muskulöser, als Mastvieh beinahe eben so ausgezeichnet, als Milchvieh geringer. Die Farbe ist ein bald dunkleres, bald helleres Roth, mit weißer Blässe, oft auch weiß an Bauch und Füßen. Das schottische Landvieh hat durch die Zucht mancherlei Veränderungen erfahren. Schottland besitzt mehrere werthvolle Racen von Vieh, die des westlichen Hochlandes hat am meisten ihren ursprünglichen Charakter bewahrt, die vom nordwestlichen Hochland ist jener gleich, nur größer, das nördliche Hochland hat eine kleinere, plumpere und geringere Zucht. Um das langhornige englische Landvieh hat sich Bakewell die größten Verdienste erworben und die neue Leicesterrace geschaffen, die mit den besten mittelhornigen Schlägen in die Schranken treten kann. Jetzt ist dieser Schlag von einem mächtigen Nebenbuhler verdrängt worden, von der verbesserten kurzhornigen Race nämlich, von der weiter unten die Rede sein wird. Unvortheilhaft ist bei dem neuen Leicestervieh die Bildung der Hörner, die bald so weit herabhängen, daß das Vieh kaum grasen kann, bald sich so biegen, daß sie vor dem Maul sich zu kreuzen, oder Nase und Gesicht zu durchbohren drohen.

Das große schwarz und weißgefleckte Rindvieh der Küstenländer an der Nordsee hat zum Stammland die holländischen Provinzen Nordholland, Friesland, Gröningen, und verbreitet sich von da auf der einen Seite nach Ostfriesland, Oldenburg, Schleswig, Holstein, Jütland, auf der andern Seite durch die Küsten Flanderns nach der Normandie und den englischen Küsten. Es haben sich verschiedene Racen ausgebildet. Der holländische Schlag, sehr groß, von verhältnißmäßig feinem Knochenbau, mit hohen Beinen, langem und schmalem Kopf, auffallend nach vorn geneigten Hörnern, magern Schultern, schmalem Bug, weder breiter noch tonnenförmiger Brust, wird fast ausschließlich auf Milchergiebigkeit gezüchtet und nimmt in Beziehung auf diese den ersten Rang ein. Für Mastung ist dieser Schlag weniger geschätzt (mit Ausnahme des Gröninger Viehs), zum Zugvieh unbrauchbar. Das ostfriesische und oldenburger Vieh hat einen tiefern und abgerundeteren Leib, ein volles und ebeneres Kreuz, ist gleich vortrefflich für Mastung und für Milchwirthschaft. Von den diesen ähnlichen Schlägen von Schleswig und Holstein wird der Breitenburger am meisten geschätzt. Die Jütländer Race, von feinem Knochenbau, tiefleibig, von Farbe schwarzscheckig, gedeiht bei mäßiger Nahrung, giebt aber bei guter Weide und Wartung mehr Fleisch und Fett als Milch. In Frankreich hat das große Rindvieh der Nordseeküstenländer interessante Vertreter in den normänischen Schlägen von Contentin und dem Lande d'Auge. Beide Schläge sind von Holland eingeführt, haben ihre Größe beibehalten, aber mehr Körpermasse und schönere Formen bekommen. Die Mastung ist die Hauptsache in der Normandie, mit drei oder vier Jahren wird der Ochse fett zur Schlachtbank geliefert. Beide Racen liefern viele Zuchtstiere, die zur Verbesserung der Schläge in den andern Provinzen Frankreichs benutzt werden. In diese Kategorie gehört auch die kurzhornige englische Race, das größte Vieh in England, roth und schwarz und weiß gescheckt und getigert. Dieser Schlag war ursprünglich in den mittlern Grafschaften verbreitet, wurde

aber am Flusse Tees und in Durham am vorzüglichsten ausgebildet und verbreitet sich gegenwärtig über alle Bezirke Englands und nach Schottland. Der Charakter dieses Rinds hat sich durch Pflege und Kreuzungen durchaus und zu seinem größten Vortheil verändert, es ist das milchergiebigste, mastfähigste Rind Englands, von enormer Körpermasse, zu schnellem Fettwerden geneigt, frühreif, aber auch von gewaltiger Freßlust. Es kommen darunter Ochsen vor, deren vier Viertel mit Talg und Haut 2500 Pfund wiegen. Die große Vorliebe, welche diese Thiere finden, steigert die Preise ins Fabelhafte, ausgezeichnete Zuchtstiere sind nicht selten mit 10,000 Gulden bezahlt worden. Ueber diese Thiere führt man wie bei den Rennpferden Stammtafeln. In Deutschland ist dieser Schlag als Teeswater- oder Helderneß-Vieh bekannt; von einer Verpflanzung zu uns würde nur dann Erfolg zu erwarten sein, wenn man die ausgesuchte Sorgfalt beibehielte, womit diese Thiere in ihrer Heimath behandelt werden. Eine Abart ist das Alderneyvieh, welches nur da gehalten werden kann, wo man auf die Vorzüglichkeit der Milch, nicht auf die Kosten, sieht.

Das große roth oder schwarz mit weiß scheckige, auch rothe Rindvieh der Schweiz und Tyrols, für manche das schönste Vieh, hat seinen frühern Ruf nicht behaupten können. Im allgemeinen ist dieses Vieh von geringem Milchertrag, von grobem Fleisch, im Zuge weich und schwerfällig, in seinem Futter wählerisch, schwer an veränderte Verhältnisse zu gewöhnen. Dies gilt besonders von der großen Race, dem sogenannten Schweizervieh, worunter unsere Landwirthe die Thiere verstehen, welche in den reichen Thälern der Kantone Bern und Freiburg ihre Heimath haben, im Sommer auf die Alpenweiden getrieben werden, oder auch wohl in mehr ebenen Gegenden das ganze Jahr über in Stallfütterung bleiben. Die Tyroler oder Zillerthaler Race ist von glänzend rother Farbe, sehr gedrungenem Bau, zu Fleischansatz sehr geneigt, in der Größe noch hinter unserm gewöhnlichen Landvieh zurückbleibend. Das braune, bräunlichgraue, dachsfarbige Rindvieh Tyrols, der Schweiz und der Nachbarschaft hat als charakteristische Zeichen einen weißen Rand um das Maul und helle Büschel in den Ohren. Die zu der Race gehörigen Unterabtheilungen sind: Das Schwyzer Vieh (von großem körperlichen Umfang — die zur Schau herumgeführten Wunderochsen sind in der Regel Schwyzer) starke Fresser, die Kühe von guter Milchergiebigkeit, das Appenzeller, Voralberger, Muntafuner, Prättigauer Vieh, die Race von Hasli und Uri, das eigentliche Gebirgsvieh, lebhaft und gewandt, die Race von Abrac in den an die Schweiz grenzenden französischen Gebietstheilen, das Allgäuer Vieh. Dieses letztere wurde in der jüngst verflossenen Zeit in Deutschland sehr empfohlen, in einigen Ländern sogar durch Prämien zur Einfuhr aufgefordert; es ist dem deutschen Landvieh in Milchergiebigkeit vorzuziehen, jedoch nicht so brauchbar als Zucht und Mastvieh.

Von den fünf Hauptracen, deren Eigenschaften uns bisher beschäftigten, haben sich durch Kreuzung wieder Mittelracen ergeben. Es sind folgende: 1) Mittelracen aus dem Landvieh mit dem Vieh der Küstenländer an der Nordsee. In Deutschland kommen davon vor die Danziger Niederungsrace, stark verbreitet in Mecklenburg, Schlesien, im Oderbruch, das Angelvieh in Schleswig-Holstein, gegenwärtig sehr beliebt in Mecklenburg, eine der vorzüglichsten Racen für Mastung und Milchwirthschaft, die Schläge in Hannover, Pommern und der Mark, das Vieh von Ayrshire in Schottland, seit mehreren Jahren im nördlichen Deutschland eingeführt, dunkelbraun rothscheckig, von kaum mittlerer Größe, sehr gefällig gebaut und leicht in Knochen. 2) Mittelrace aus dem Landvieh mit dem roth- und schwarzscheckigen Schlage der Schweiz. Im südwestlichen Deutschland hat man eine Mittelrace gebildet, welche die Größe des Schweizerviehs mit dem feinern Fleisch, der Milchergiebigkeit und Dauerhaftigkeit des Landviehs vereinigt. Zu den bekannteren Schlägen derselben gehören der Neckarschlag und Oberländerschlag in Würtemberg und am Rhein, in Rheinbaiern der Donnersberger und der

Glanschlag. Frankreich hat die Race von der Auvergne und vom Limousin, die sich nach der Touraine und dem Berry verbreitet haben, bis zum sechsten Jahre zur Arbeit dienen und dann gemästet werden, womit sich besonders die Normandie befaßt. 3) Mittelracę aus dem Vieh der Küstenländer in der Nordsee mit dem buntscheckigen Schweizervieh von Bern und Freiburg. Berühmt ist der Ansbacher oder Triesdorfer Schlag, röthlich mit weiß, oder schwarz mit weiß gescheckt, hochbeinig, zur Mastung sehr gesucht, von starkem Milchertrag. Gezüchtet wurde dieser Schlag auf der Ansbachischen Musterwirthschaft Triesdorf von friesischem und Schweizer Vieh, und verdrängte nach und nach die ursprüngliche Landrace in einem weiten Umkreise.

Noch haben wir zwei Spielarten des europäischen Rinds zu erwähnen, das ungehörnte und das Gurtenvieh. Das erste kommt in England vor; in berühmten Racen in Suffolk und Galloway, einzeln auch in Deutschland. Wo sich bei diesen Thieren Hörner ausbilden, sind sie klein und stecken blos in der Haut, sind nicht mit der Hirnschale verbunden. Das Gurtenvieh, schwarzbraun oder schwarz, mit einer weißen Gurte um den Leib, kommt in der Schweiz vor, auch in Holland, wo es Lackenfelder Vieh heißt. Die außereuropäischen Arten sind der Zebu und der Büffel. Der Zebu mit einem oder zwei Höckern, die bei männlichen Thieren bis zu 50 Pfund schwer werden und nach einer Anzahl von Kreuzungen mit dem gemeinen Rinde verschwinden, wechselt in seiner Größe von der eines Widders bis zu der eines großen Ochsen. Er ist seiner Gelehrigkeit und Tauglichkeit wegen sehr geschätzt; die großen Zebus sollen in Schnelligkeit den Berberrossen gleich kommen. Man hat einen Stamm auf den Gütern des Königs von Würtemberg gezüchtet. Der Büffel ist sehr häßlich, hat eine dicke, schwarze, dünn mit Haaren besetzte Haut, ganz nach hinten gebogene Hörner mit vielen ringartigen Erhabenheiten, einen eigenthümlichen bisamartigen Geruch, ist leicht aufzuziehen und zu erhalten, mit der dürftigsten Nahrung zufrieden, bei der Arbeit leicht zu leiten, selten krank, aber gegen die Winterkälte und gegen Insekten empfindlich. Bei guter Haltung entwickelt er eine große Stärke im Arbeiten und erreicht ein enormes Körpergewicht. Das Fleisch ist bei jungen Thieren schmackhaft, obwohl etwas hart, der Talg sehr gut und reichlich, die Haut werthvoll, die reichliche Milch der Kühe fett, jedoch auch mit dem Bisamgeruch behaftet, Butter und Käse vortrefflich. Napoleon hat sie in den Landes eingeführt, sie haben sich dort akklimatisirt, schnell verbreitet und gewähren diesen dürftigen Haidestrecken die größten Vortheile. Auf den Gütern des Königs von Würtemberg, wo man Büffel zieht, ist bis jetzt jeder Versuch mißlungen, sie zur Annäherung an gewöhnliche Rinder zu vermögen.

Die naturgemäßeste und ursprünglich einzige Ernährungsart der Rinder während des Sommers ist die Weide. Durch Einführung des Kleebaues ist darin eine Aenderung eingetreten, jetzt giebt man fast in ganz Deutschland der Stallfütterung den Vorzug. Beide Ernährungsarten haben ihre Vertheidiger. Der Weidegang besteht gegenwärtig noch in England, Holland, der Normandie, der Schweiz, Schleswig-Holstein, Mecklenburg, am Niederrhein. Bald hat man Angerweiden, bald Wiesen, bald künstliche Wechselweiden auf dem Ackerlande. In Schleswig-Holstein und anderswo hat man das sogenannte Tüddern, wobei das Rind, mit einem Strick an einem Pfahl befestigt, auf einen kleinen Kreis beschränkt, nachdem es diesen abgefressen umgetüddert und täglich zweimal zur Tränke geführt wird. In Mecklenburg findet sich eine eigene Art von Fütterung im Freien, die nämlich, daß die Kühe mitten im Felde auf einer von Bäumen beschatteten Stelle bei guter Einstreu bis zur Ernte gefüttert, dann aber bis zum Eintritt der schlechten Jahreszeit auf Stoppelfelder und einschürige Wiesen zur Weide geführt werden. Bei der Sommerstallfütterung bleiben die Kühe entweder immer im Stall, werden auch mitunter nicht einmal zur Tränke geführt, oder man läßt sie den Tag über im Freien auf einer umzäunten Stelle. Zum

Sommerfutter benutzt man Gras von dauerndem Graslande (selten), rothen und weißen Klee, Luzerne, Esparsette, Grünwicken, grüne Getreidesaaten, grünen Mais, Spörgel, Buchweizen, Winterreps und Rübsen, zum Winterfutter Heu, welches am besten den Hauptbestandtheil der Winterfütterung ausmacht und wobei sich das Rind am besten befindet, Stroh (als Aushülfe), Kartoffeln, verschiedene Rübenarten, Kopfkohl und Kuhkohl, Rückstände von technischen Gewerben als Biertráber, Runkelrübentráber, Oelkuchen, ferner Körner von Getreide- und Hülsenfrüchten, Roßkastanien und Eicheln. In Sachsen, Altenburg, am Niederrhein brüht oder kocht man verschiedene Fütterungsmittel, um sie nahrhafter zu machen. Es wird von vielen bezweifelt, ob ökonomische Vortheile damit erreicht werden, wenn das Brennmaterial nicht sehr wohlfeil ist, jedenfalls wird der Rindviehstand weichlicher, die Nachzucht weniger kräftig. Salz wird monatlich ein Pfund beigemischt, bei alten Thieren mehr, bei jungen weniger. Früher nahm man als Fütterungsquantum durchschnittlich ein zu geringes Maß an, was selbst Thaer gethan hat, seitdem der Freiherr von Riedesel 1838 mit andern Grundsätzen aufgetreten ist, die durch die Praxis die vollste Bestätigung gefunden haben, füttert man stärker. Bei Milch- und Zuchtvieh ist durchschnittlich 3—3⅓ Pfund Heuwerth auf hundert Pfund lebendes Gewicht des Thieres die vortheilhafteste Futterquantität, und diese Fütterung muß Sommer und Winter der Quantität nach gleichmäßig sein. Das Wasser zum Tränken des Viehs läßt man im nördlichen Deutschland Winters im Stall etwas überschlagen, was auf den Milchreichthum Einfluß übt. In den großen Milchereiwirthschaften bei London fließt das Wasser unausgesetzt in besondern Trögen an den Futtertrögen der Kühe vorbei, so daß diese trinken können wann sie wollen. Auf die Einrichtung des Stalls legt man gegenwärtig großes Gewicht, und entfaltet auf großen Oekonomien selbst einen gewissen Luxus. Das Rind verlangt eine Temperatur von 10°—12° R., eine reine und mäßig trockne Luft.

Ueber die Milch hat Schübler, Professor in Hofwyl, die ersten Aufschlüsse gegeben, denen später wissenschaftlich gebildete Landwirthe wenig mehr hinzusetzen konnten. Die Milch besteht der Hauptsache nach aus der bekannten fetten Substanz, die wir Butter nennen, aus Käsestoff (Käse und Zieger), Milchzucker und Wasser. Die Butter ist gleich bei Absonderung der Milch aus dem Euter in derselben vorhanden in Kügelchen, die vermöge ihrer größern Leichtigkeit die Tendenz haben, an die Oberfläche zu steigen. Sie findet sich in den Kügelchen in der Gestalt eines Marks, das von einem weißen elastischen Häutchen umgeben ist. Läßt man die Milch in einem Gefäße stehen, so legt sich das Fett oben als Rahm oder Sahne auf, der andere käsige Theil gerinnt und erscheint dadurch fester. Eine höhere Temperatur beschleunigt diesen Prozeß, bei einer Wärme von 12° sondert sich der Rahm in vierundzwanzig Stunden ab. Der Käse, von dem die Milch ihre weiße Farbe erhält, bildet darin eine undurchsichtige Auflösung; wird er mittelst eines Gerinnungsmittels ausgeschieden, so zeigt sich der sogenannte Zieger in einer grünlichen durchsichtigen Auflösung. Bringt man diese zum Sieden, so erhält sie ihre undurchsichtige weiße Farbe wieder und heißt dann Käsemilch. Beim Zusetzen von Essig scheidet sich der Zieger in vielen kleinen Flocken ab, die zurückbleibende klare Flüssigkeit sind die Molken, aus denen man durch Abdampfen den Milchzucker gewinnt. Die Bestandtheile des letztern sind Schleim, Milchsäure, salz- und essigsaures Kali und phosphorsaure erdige Salze. Das Verhältniß dieser Bestandtheile fand Schübler so:

Butter	24	Theile.
Frischer Käse	110	"
Zieger	50	"
Roher Milchzucker . .	37	"
Wasser	739	"
	1000	Theile.

Das spezifische Gewicht der Milch ist nach Schübler, das Gewicht des Wassers gleich 1000 angenommen:

Gewöhnliche Kuhmilch . . .	1032.
Fette Kuhmilch	1028.
Rahm oder Sahne	1012.
Abgerahmte blaue Milch . .	1036.
Molken	1027.
Buttermilch	1036.

Die Qualität der Milch hängt ab von der Race der Kühe, von der Individualität des einzelnen Thieres, von den Fütterungsmitteln, von Klima und Jahreszeit, von der Zeit, wie lange das Milchgeben vom Kalben entfernt ist, wie lange die Milch im Euter zubereitet wurde. Die Quantität der Milch wird bestimmt von den drei bei der Qualität zuerst genannten Verhältnissen, dann von dem Alter der Kuh, von der Erziehung der Rinder, von der Behandlung der jungen Mutterthiere. Weckherlin theilt nach Beobachtungen, die er auf den von ihm verwalteten königlichen Meiereien in Würtemberg machte, eine Tabelle über den Milchertrag verschiedener Kuhracen mit. Die Tabelle ist die folgende, wir bemerken dazu, daß die tägliche Fütterung einer Kuh auf Heu berechnet ist, die erste Rubrik des Ertrags: Nach Menge, den wirklichen Ertrag, die Rubrik: Nach Güte, die Menge des jährlichen Ertrags nach Verhältniß der Güte berechnet, die Rubrik: Auf 1 Centner Heu, den Milchertrag auf einen Centner verfüttertes Heu enthält. Das Pfund ist das preußische, die Maas hat vier solcher Pfunde.

		Ertrag.		
Rinderstämme.	Heufutter, tägl.	Nach Menge.	Nach Güte.	Auf 1 Ctr. Heu.
Holländer . . .	33 Pfund.	1637 Maas.	1637 Maas.	13½ Maas.
Englische Stämme.				
Teeswater	30 "	1228 "	1250 "	11⅓ "
Yorkshire	28 "	1281 "	1300 "	12⅔ "
Suffolk	28 "	1052 "	1070 "	10½ "
Devonshire . . .	24 "	704 "	800 "	9 "
Herefordshire . . .	24 "	579 "	660 "	7½ "
Alderney	24 "	965 "	1100 "	12½ "
Schweizer Stämme.				
Schwyzer	30 "	1441 "	1550 "	14 "
Uri und Hasli . .	25 "	1183 "	1250 "	13½ "
Gurten	28 "	1264 "	1380 "	13½ "
Mürzthaler . . .	25 "	805 "	880 "	9⅔ "
Schwäbisch-Limburger	25 "	1006 "	1160 "	12½ "
Allgäuer	25 "	1163 "	1220 "	13 "
Ungar	25 "	381 "	420 "	4½ "
Ungar-Allgäuer . .	25 "	760 "	900 "	9¾ "

In der Butterbereitung steht Holstein, sowohl was die Ausdehnung als was die Vorzüglichkeit des Fabrikats betrifft, allen europäischen Ländern voran. Der Betrieb ist dort zu einer wahren Nationalmanufaktur geworden. Die Holsteiner Butter bildet eine von allen käsigen Theilen, aller Milch, allen Molken und allem Wasser völlig freie, ganz gleiche Masse, die durch und durch fest aber nicht trocken ist, sondern kleine sogenannte Lackperlen hat. Die Farbe ist ein überall gleiches Citronengelb, der Geschmack nußartig süß, fein aromatisch, der Geruch eben so. Eingesalzen hält sich diese Butter Jahr und Tag und bewahrt bei angemessener Behandlung ihren reinen Geschmack. Der Käsebereitung wird in Deutschland noch lange nicht die Wichtigkeit beigelegt, welche sie verdient. Der kleine Distrikt in Oberitalien, wo der Parmesankäse bereitet wird, führt jährlich für eine Million Gulden aus, wir führen aus England, Holland, Italien und der Schweiz enorme Massen ein, Würtemberg allein vor nicht langer Zeit jährlich

für 300,000 Gulden. Die oft gehörten Zweifel, daß unser Land für Käsebereitung nicht tauge, beleuchtet Weckherlin in folgender Weise: „Wenn man die bereits bei uns in der Käsebereitung gemachten Erfahrung kennen lernt, und sie mit derjenigen bei der Käsebereitung in den Ländern, aus welchen die Käse vorzugsweise bezogen werden, vergleicht, so wird man sich davon überzeugen, wie die Ansicht nicht so richtig ist, daß nur die besondern Verhältnisse daselbst, wie z. B. die Alpenweiden der Schweiz u. dergl. die Bedingung seien, unter welcher einzig die dorther bezogenen Käsearten bereitet werden können; man wird sehen, daß ein großer Theil der zu uns eingeführten und als so gut gerühmten Schweizerkäse nicht sowohl von den Alpen, sondern auch von ganz gewöhnlichen Stallfütterungswirthschaften aus den niedern Theilen der Schweiz komme, daß das Holländer Vieh, welches uns den Limburger, Edamer u. s. w. Käse liefert, oft keineswegs besseres, häufig aber — namentlich auf den nassen Weiden Hollands — schlechteres Futter erhalte, als wir von kräftig gehaltenen Grasländereien, Kleefeldern u. s. w. zu reichen im Stande sind; daß der hochgeschätzte Parmesankäse Oberitaliens in Käsereien bereitet wird, wo die Ernährung des Melkviehs mit Gras von stark bewässertem Graslande geschieht u. dgl. Man wird finden, daß der mit Sorgfalt von ganz Sachverständigen z. B. in unserm Lande (Würtemberg) von guter unabgerahmter Milch nach Schweizer-, Limburger Art verfertigte Käse dem gewöhnlichen aus jenen Ländern nicht nachsteht, daß wir bereits vielen Käse für Schweizerkäse verzehren, welcher in unserm Oberschwaben, im Allgäu u. s. w. auf Schweizer Manier fabricirt wird, kurz — man wird mit mir die Ueberzeugung theilen, daß, Milch von gut und kräftig genährtem Viehstande vorausgesetzt, hauptsächlich das mehr oder minder sachverständige und vollkommene verschiedene Verfahren bei der Verfertigung des Käses es sei, welches die verschiedenen Käsearten und deren Qualität bedinge. Von ein und demselben Viehstande kann in der Schweiz der harte Emmenthaler wie der weiche Rahmkäse, in Oberitalien der harte Parmesan und der ganz verschiedene weiche Strachino, in England der Chester wie der davon ganz verschiedene Stiltonkäse, in Holland der trockene Edam wie der weiche Limburger bereitet werden."

Nach den bei den verschiedenen Käsesorten vorkommenden Bereitungsarten macht man folgende Eintheilung: 1) Nicht gekochte, weiche, frische Käse; a) von abgerahmter Milch. Hierher gehören unsere gewöhnlichen deutschen Käse, Haus- oder Handkäse, die je nach dem Grade ihrer Trocknung und Festigkeit, wie nach dem Zusatz von Salz und Kümmel verschieden sind, in den Handel aber fast gar nicht kommen. b) Von ganzer ungerahmter Milch, die selten vorkommen. c) Von unabgerahmter Milch noch mit besonderm Rahmzusatz; die Schweizerkäse unter dem Namen Vacherin du Mont d'or, von Freiburg u. s. w.; als Delikatessen berühmt, aber mehr auf den Lokalgebrauch beschränkt. 2) Nicht gekochte, weiche gesalzene Käse, die Käse von Neufchatel, Brie, noch verschiedene französische Käse; hauptsächlich aber die im Welthandel bekannten Käse, der Limburger aus Holland, der Stilton aus England, der Strachino aus Oberitalien. 3) Nicht gekochte, gesalzene Käse in festen gepreßten Laiben, mehr oder weniger hart gepreßt und gesalzen; die meisten Schweizer Käse, z. B. die von Emmenthal und Gruyeres, der Parmesankäse. 5) Käse mit Beimischung von Pflanzenstoffen; der Kartoffelkäse, der grüne Käse (Kräuterkäse, Schabzieger) der Schweiz.

Bei der Mastung nimmt man allgemein an, daß das Gesammtfutter, d. h. das zur Erhaltung des Thiers und das zur Erzeugung von Fleisch und Talg dienende Futter zusammengerechnet, auf 100 Pfund Heuwerth durchschnittlich fünf Pfund körperliche Gewichtszunahme giebt. Die berühmtesten Autoritäten, Thaer, Leuchs, Veits, Weckherlin, haben in ihren Beobachtungen dieses Resultat als durchschnittlich gefunden. Was nun das Ertragsverhältniß der verschiedenen Benutzungsarten zu Milch- oder Fleischerzeugung betrifft, so lassen sich dafür, da Preise und Kosten in den verschiedenen Gegenden Deutschlands zu verschieden sind,

keine allgemeinen Angaben machen. Beispielsweise geben wir nach Weckherlin den Reinertrag, den die einzelnen Nutzungsarten im südwestlichen Deutschland abwerfen. Der Reinertrag der Jungviehzucht beträgt dort auf den Centner Heuwerth 19 Kreuzer, bei rationeller Züchtung, Auswahl und Haltung 24 kr., und wenn man es dahin gebracht hat, daß die Thiere als Zuchtvieh gesucht werden, bis zu 48 kr.; durch die Mastung gewinnt man 29 kr. auf den Centner Heuwerth, durch die Milchnutzung nicht ganz 36 kr.

Die landwirthschaftliche Literatur hat über das Rind eine Reihe werthvoller Schriften geliefert, von denen die meisten der neuesten Zeit angehören. Diese Literatur beginnt mit Pabst, Anleitung zur Rindviehzucht, 1829. Es folgte 1830: Martens, die Rinderzucht, Meiereiwirthschaft u. s. w. in Schleswig und Holstein. Zu den besten Werken zählen die von Weckherlin: „Abbildung und Beschreibung der Rindviehracen auf den Privatgütern des Königs von Würtemberg", 1834, „die Rindviehzucht Würtembergs", 1839, die landwirthschaftliche Thierproduktion", 1851. Für österreichische Verhältnisse schrieben Orkony, König, Horny, für Baiern Schwinghammer und Hazzi, für das Großherzogthum Hessen Bix. Die schweizerische Rinderzucht behandelte Ithen, die Milchvereine (Fruitières) der Schweiz Lüllin, die englischen Verhältnisse Hering, namentlich Weckherlin: „Der englische Landwirth." Die französischen Bestrebungen lernt man kennen aus: Bixio, Maison rustique du XIX. siècle. Die Krankheiten des Rinds haben viele Schriftsteller zum Gegenstande ihrer Forschungen gemacht, Lorinser, Peterka, Wagenfeld, Fuchs, Körber, Berlin u. a. m.

Karl Gleyre, einer der gewissenhaftesten, aber am wenigsten bekannten Maler Frankreichs, machte seine ersten Studien unter der Leitung des Malers Hersent, eines früher sehr berühmten, jetzt halb verschollenen Malers, der noch fortwährend an der Schule der schönen Künste in Paris als Lehrer wirksam ist. Die Praxis und Technik konnte der Schüler bei diesem Lehrer lernen, als er dieses Abc seiner Künste inne hatte, eilte er nach Italien, wo er die glücklichsten Jahre seines Lebens verlebt hat. Unsere modernen Maler widmen sich gewöhnlich mit einseitiger Vorliebe einem bestimmten Meister oder einer abgeschlossenen Richtung, Gleyre suchte in das Wesen aller Schulen einzudringen und kopirte Giotto mit derselben Sorgfalt und Treue als Rafael. Für den erstern hegt er einige Vorliebe, so daß er alle von Giotto in Padua hinterlassenen Fresken gezeichnet hat. Mit dem Besuche Italiens war ihm noch nicht genug, er ging von da nach dem Orient und besuchte Aegypten, Abissinien, Syrien, Griechenland und die Türkei, aller Orten Denkmäler, Landschaften, Trachten, Volksszenen nach der Natur zeichnend. Die zahlreichen Skizzen, die er zurückbrachte, gaben zu einem interessanten Vergleich Veranlassung. Um die eben bekannt gewordene und übertrieben geschätzte Daguerrotypie im Großen anzuwenden, hatte der Maler Du Camp gleichzeitig mit Gleyre den Orient besucht und ebenfalls eine Menge von Bildern heimgebracht. Diese beiden Serien wurden von Kunstkennern aufmerksam verglichen und einstimmig erkannte man, daß die Daguerrotypie die Malerei niemals entthronen werde. Vor das Publikum trat Gleyre nicht früher als 1840 mit einem Gemälde: Johannes auf der Insel Pathmos. Der prächtige Faltenwurf, die korrekte Zeichnung, die kräftige und schöne Pinselführung befriedigten die Kenner, die gewöhnlichen Beschauer ließ das Bild kalt, wahrscheinlich deshalb, weil der Künstler zu wenig idealisirt und sich zu streng an die Züge seines Modells gehalten hatte. Vortrefflich ist der Ausdruck des Gesichts, der ascetische Ernst des Einsiedlers verbunden mit der Verzückung des in Gott versunkenen Sehers. Die günstigen Vorhersagungen der eigentlichen Kunstkritik rechtfertigte „der Abend", eine der reizendsten Kompositionen der modernen Schule. Es ist eine Allegorie, zu der unsers Schillers Gedicht „die Ideale" den Gedanken gegeben haben könnte. Der Greis sitzt am Ufer und sieht schmerzlich seinen Idealen, den Träumen seiner Jugend, nach, weiblichen geflügelten Gestalten mit Harfen in den Händen, die

von einem Nachen einer dämmernden Ferne zugeführt werden. Die gewöhnliche Anklage gegen die Allegorie, daß sie etwas Lebloses hat und darum kalt läßt, weil der philosophische Gedanke, den sie auszudrücken hat, die malerische Wirkung beeinträchtigt, wäre bei diesem Bilde übel am Platze. Der Gedanke ist klar und entschieden ausgesprochen, das allegorische Räthsel löst sich mit dem ersten Blick, und der künstliche Reiz, der in der zarten Ausführung, in der glücklichen Wahl der Farbentöne, in der schönes Harmonie des Ganzen liegt, kann seine volle Wirkung üben. „Der Abschied der Apostel" bezeugt einen großen Fortschritt, den Gleyre seit seinem Johannes gemacht hatte. Die Apostel sind als Männer aus dem Volke aufgefaßt, die Gestalten, die kräftigen sprechenden Gesichtszüge deuten auf ihren Ursprung hin, aber man vermißt deshalb nicht den idealen Ausdruck, der diese nach dem Leben gezeichneten Köpfe hoch über die gemeine Wirklichkeit erhebt. Die „Nymphe Echo", gegenwärtig in Köln, hat den einfachsten, freilich sehr schwer zu behandelnden Vorwurf. Es galt hier, Schönheit, Anmuth und Jugendlichkeit eines halb überirdischen Wesens ausdrücken. Gleyre wählte dazu den Typus eines jungen sechszehnjährigen Mädchens und legte alle Anmuth und Zartheit hinein, deren der menschliche Körper überhaupt fähig ist. Die Nymphe, halb in Zweigen und Laubwerk versteckt, ruft dem Narziß, dem Beschauer ist ihr Rücken zugewendet, vom Gesicht sieht man das Profil mit der zur Verstärkung des Rufs an den Mund gelegten Hand. Bei seinem nächsten Gemälde: „Der Tod des Majors Davel" war dem Künstler nicht viel Freiheit gelassen. Davel starb als Märtyrer im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, nach einem mißlungenen Versuche, das Waadtland von der bernerischen Oberhoheit zu befreien. Er war ein ernster Mann, ein religiöser Schwärmer, der häufige Visionen hatte, und diesen Charakter mußte Gleyre wiedergeben. Das Gemälde stellt die letzten Augenblicke des Helden dar, und diesem Vorwurf entspricht der Ernst, der in dem Bilde herrscht. Davel, zwischen zwei Geistlichen einherschreitend, blickt auf den Henker, der mit entblößtem Schwert seiner harrt, seine Augen strahlen von der Heiterkeit des Religionshelden, der im Begriffe steht, den Lohn seiner Leiden zu empfangen. Die beiden Geistlichen, der Henker, die das Volk zurückhaltenden Soldaten drücken die verschiedensten Gemüthsstimmungen aus, von stumpfer Gleichgültigkeit bis zu Schrecken und Bewunderung. Das Bild ist in Lausanne. Das beste und bis jetzt letzte Gemälde Gleyres sind seine Bacchantinnen. Die erste Idee zu dieser Komposition gaben Tänze von jungen Griechinnen, die der Künstler in Korfu sah, ehe er seine Arbeit anfing, erholte er sich Rath bei der Antike. Wenn die Monumente der alten Kunst in diesem Gemälde eine große Rolle spielen, so hat doch die Unabhängigkeit des Künstlers dadurch nicht gelitten. Bewunderungswürdig ist die Verschiedenheit des Ausdrucks, der die ganze Tonleiter der Leidenschaft durchläuft; die Priesterin, welche bei den Mysterien den Vorsitz führt, die Bacchantin, die in Erschöpfung niedergesunken ist, das junge Mädchen mit flatternd aufgelöstem Haar, dessen nakter Körper im vollsten Licht strahlt, die den Takt angebende Bacchantin, und alle Zwischenstufen zwischen diesen Extremen sind vortrefflich aufgefaßt und wiedergegeben. Daß das Gemälde im großen Styl ausgeführt ist, verhindert nicht, daß dem Detail die große Aufmerksamkeit zu Theil geworden ist. Das Gemälde ist nach Madrid verkauft. Kleine vortreffliche Arbeiten sind drei Portraits Gleyres für den französischen Plutarch: Hoche, Voltaire und Jean Jacques Rousseau, ausgezeichnet namentlich durch die feine geistreiche Charakterisirung der drei ein so verschiedenes Geistesleben tragenden Köpfe. Trotz der geringen Anzahl seiner Werke steht Gleyre in der Achtung seiner verständigen Landsleute höher als viele seiner mehr genannten und fruchtbareren Kollegen. Bei den neuerdings häufig gewordenen Dekorationen von Kapellen in der Hauptstadt hat man ihn bisher nicht beschäftigt, obgleich die Freskomalerei ihm besonders zusagt.

Nikolaus Gogol. Unsere Kenntniß von dem Leben dieses beliebten

russischen Schriftstellers beschränkt sich auf die Thatsachen, daß er in der Ukraine geboren ist und Reisen in Europa gemacht, namentlich längere Zeit in Rom gelebt hat. Er debutirte mit „Novellen", die ihn sogleich zu einem Liebhaberschriftsteller seines Volks machten. Taraß Bulba, die längste dieser Novellen, hat eine triviale und höchst unwahrscheinliche Handlung, der große Vorzug dieser Erzählung besteht in der lebendigen und getreuen Schilderung der Sitten der Zaporoger Kosaken, welche sie entwirft. Mit den Kosaken beschäftigt sich auch die zweite Erzählung, „der König der Gnomen", eine Geistergeschichte von der schauerlichen Art, die unter uns seit längerer Zeit etwas in Verruf gekommen ist. In der „Geschichte eines Narren" vereinigen sich eine Satyre gegen die Gesellschaft, eine sentimentale Liebesgeschichte und psychologische Betrachtungen über Geisteskrankheiten. Die Perle der Sammlung ist „ein Hauswesen von ehedem", eine Idylle von dem Glück eines Ehepaars. Der Roman „die todten Seelen" hat Gogols Glück in Rußland gemacht. Der Titel ist unverständlich ohne die Kenntniß der russischen Einrichtung, die Gutsherrn für ihre Leibeigenen (Seelen) Steuern bezahlen zu lassen, die Personallisten aber, nach denen der Betrag der Steuer geregelt wird, erst nach längern Zwischenräumen zu erneuern, so daß der Gutsherr Jahre lang für verstorbene Leibeigenen, weil deren Namen in den Listen stehen, die Steuern fortbezahlen muß. Der Held des Romans, Tschitschikoff, kauft solche todten Seelen den Eigenthümern ab, und bringt so ein Eigenthum von 1000 Seelen zusammen. Er läßt sich diesen Besitz bescheinigen und figurirt nun als Eigenthümer von 1000 Seelen. Seine Absicht ist, mit der Bescheinigung vor die Petersburger Behörde zu treten, welche Vorschüsse an Grundeigenthümer macht, und sich von dieser, die von der Beschaffenheit seiner Seelen natürlich nichts weiß, 200,000 Rubel leihen zu lassen, mit denen er das Ausland längst erreicht haben kann, ehe der Betrug bekannt wird. Solche Spekulationen auf todte Seelen sind vor einigen Jahren in Rußland mit solchem Erfolg gemacht worden, daß man für nöthig befunden hat, in der Gesetzgebung dagegen Vorkehr zu treffen. Die Erfindung des Romans an sich ist daher nicht unwahrscheinlich, das Schiefe liegt darin, daß Gogol seinen Helden die Spekulation mit schlichten Provinzbewohnern machen läßt, die gleich errathen würden, daß in dem sonderbaren Handel ein Betrug sich verberge. Die vortrefflich durchgeführte Schilderung, die niederländisch genaue und treue Detailmalerei lassen diesen Fehler vergessen. Der Zeit nach, in die seine Entstehung fällt, hätten wir das Lustspiel Gogols, „der Generalinspektor" früher nennen sollen. Wir haben hier wieder ein Schelmenstück vor uns. In einer Provinzialstadt wird der Generalinspektor zur Revision erwartet, die gesammte Beamtenwelt ist in Aufregung, jeder fürchtet die Entdeckung einer Unregelmäßigkeit, einer Unterschlagung. Der Postmeister verpflichtet sich, alle eingehenden Briefe zu erbrechen; vielleicht erfährt man auf diesem Wege genau die Zeit der Ankunft und gewisse Einzelnheiten, nach denen man sich richten kann. Der Generalinspektor ist aber bereits vor mehreren Tagen gekommen, ein paar Mitglieder der würdigen Beamtenschaft haben ihn entdeckt in der Person eines Mannes, der im Gasthofe wohnt, den Niemand kennt, der durch seinen Eifer auffällt, sich über alle Verhältnisse des Orts zu unterrichten. Dieser vermeintliche Generalinspektor ist ein Subalternbeamter, ein liederlicher und unverschämter Mensch, der keine Kopeke in der Tasche hat, dem der Wirth so eben den Kredit gekündigt hat. Sein letztes Mittagsessen hat er gehalten, indem er als ein Kaufmann, der große Einkäufe machen werde, zu allen Eßwaarenhändlern gegangen ist und sich Proben hat geben lassen. Der Irrthum über seine Person ändert seine Lage plötzlich. Alles will ihn bestechen, das benutzt er, um Anleihen zu machen, zuletzt verlobt er sich noch mit der vornehmsten jungen Dame des Orts, da trifft aber der wirkliche Generalinspektor ein, und der falsche verschwindet mit dem erworbenen Gelde. Gogol schildert in diesem Lustspiel so unverhohlen die Beamtenwelt als betrügerisch, diebisch und tyrannisch, er

schüttet eine so beißende Lauge über das hohle Treiben der mittlern und untern Dienstrangklassen in Petersburg, daß man nach unsern Vorstellungen von der russischen Regierung sich wundern muß, wie ein solches Stück auf der Bühne zugelassen werden konnte. Nichts ist aber natürlicher, es fällt der Regierung so schwer, die unglaubliche Unmoralität ihrer Beamten, namentlich in der Provinz, zu bekämpfen, daß ihr ein Bundesgenosse mit aristophanischem Geist willkommen sein muß.

Die genannten sind die uns bekannten Werke Gogols, außerdem hat er „Briefe', veröffentlicht, Abhandlungen philosophischen und religiösen Inhals. Wir haben Gogol beliebt genannt, wir wollen jetzt über seine Vorzüge einen bewährten russischen Kritiker hören. Schewiejew sagt über Gogol (Jahrbücher für slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft, Heft 1): „Seine Sprache wird von dem kräftigen Willen seiner Phantasie beherrscht und liebt nicht den grammatikalischen Zügel. Er hat sie auf die höchste Stufe des Kolorits geführt: Gogol ist unser erster Maler in der Diktion; seine Sprache — ein Pinsel; seine Worte — eine unzählige Reihe der lebendigsten Farben auf einer polirten Platte; was wir nie gesehen haben, zeichnet er uns durch seine Ausdrücke so deutlich, daß es uns scheint, es stehe vor unsern Augen. Ueberdies hat er noch die große Gabe, die russische Umgangssprache zu hören und sich anzueignen, und dann, je nach dem Charakter, dem Gegenstande und dem augenblicklichen Gefühl der Personen, welche er uns vorführt, sie zu verarbeiten."

Pietro Petrovich Negosch, Vladika von Montenegro, wurde 1815 (nach andern Nachrichten 1811) in dem Dorfe Erakovich der Gemeinde Negosch geboren, wovon er seinen Beinamen annahm. 1830 erfolgte der Tod seines Oheims, des Vladika Pietro II., und dessen Würde ging den Landesgewohnheiten angemessen nunmehr auf ihn über. Er befand sich, als dieser Todesfall eintrat, noch in Petersburg, wo seine Erziehung vollendet werden sollte. Die Konsekration zum Bischof, ein unumgängliches Erforderniß der Regierungsübernahme erfolgte am 18. August 1833, und mit dem Annenorden erster Klasse ging der neue Vladika in seine Heimath. Seine Kenntnisse hatte er bis dahin nur aus russischen Elementarwerken über die Wissenschaften geschöpft, in Montenegro machte er sich mit der italienischen und französischen Literatur bekannt, später mit der deutschen. Homer wurde und blieb sein Lieblingsschriftsteller, die Sitten und Gebräuche, die der alte Grieche poetisch verklärt, haben so viele Aehnlichkeit mit den Volksleben, das sich in Montenegro bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Regierungsgeschäfte kommen bei den einfachen Verhältnissen des Berglandes wenig vor, wenn nicht gerade einheimische Fehden oder Kämpfe mit den österreichischen und türkischen Nachbarn Beschäftigung geben, hat der Herrscher volle Muße, obgleich er zugleich Oberpriester, Richter, erster Verwaltungsbeamter, Gesetzgeber und Oberfeldherr ist. Diese Befreiung von Regierungsgeschäften kam dem Vladika eine kurze Zeit zu gut, und er benutzte sie zu poetischen Produktionen, die zum Theil in dem von ihm redigirten Jahrbuch „Grliza" erschienen. Auch übersetzte er, wie ein slawischer Schriftsteller in den „Grenzboten", Jahrgang 1852, Nr. 2. mittheilt, die drei ersten Bücher der Ilias im Versmaße des serbischen Heldenliedes, übergab aber seine Arbeit aus Pietät gegen das unerreichbare Ideal des Dichters den Flammen. Nun brachen aber blutige Streitigkeiten unter den montenegrinischen Gemeinden aus, und einmal angeregt, schäumte die Thatkraft nach allen Seiten über. Die Landessitten erlaubten dem mönchischen Oberfeldherrn keine gänzliche Zurückgezogenheit, er mußte sein Bischofsgewand oft bei Seite legen, mit Handschar und langer Feuersteinflinte den Heldenthaten seiner wilden Unterthanen beiwohnen. Konnte er sich entziehen, so durfte er doch nicht hindern, daß seine Landsleute, so oft sie einen Türken oder österreichischen Grenzer erschlagen hatten, die abgeschnittenen Köpfe zu ihm brachten und triumphirend auf den Thurm seines Klosters aufpflanzten. Diese blutigen Trophäen waren eine sonderbare

Umgebung für einen mit der Literatur der Kulturvölker vertrauten Gelehrten, und es darf uns nicht Wunder nehmen, daß der Trübsinn zu dem Feinde wurde, mit dem der Vladika am häufigsten und schwersten zu kämpfen hatte. Seine Muse schwieg lange, das erste Gedicht, das er wieder veröffentlichte „Lutscha Mikroskoma", didaktischen Inhalts, die Freiheit des Menschengeistes, das Moment der Göttlichkeit im Menschen anerkennend und preisend, trägt die Spuren des schweren innern Kampfes, den der Dichter mit sich selbst kämpfte, ehe er zur Versöhnung gelangte. In der Zeit, welche zwischen seiner ersten Produktion und diesem Gedicht liegt, hatte er sich an die rauhe Schale gewöhnt, mit der die Poesie seiner Heimath ihm, zuerst natürlich mit abstoßender Wirkung, sich zeigte, aus dem gelehrten Dichter wurde nun ein Volksdichter. Gleichzeitig mit dem Lehrgedicht veröffentlichte er „Ogledalo srbsko", einen Cyklus von 61 Heldenliedern, in denen eine Darstellung der Geschichte von Montenegro enthalten ist. Der durch das Ganze sich ziehende Gedanke ist: nachdem das große Serbenreich zu Grunde ging, das unter Stephan Duschan, dem makedonischen Zar, dem Kaiser der Romäer, außer Serbien und Bosnien fast ganz Albanien, Makedonien und den größten Theil von Bulgarien umfaßte, von der Donau bis an das ägäische Meer reichte, gelangte an das kleine Montenegro, das einzige freie Land der Serben, die Mission, der Vorkämpfer des Christenthums und der serbischen Volksthümlichkeit zu werden. Die Montenegriner haben diese Aufgabe erkannt, ihre mehrhundertjährigen Kämpfe gegen die Türkei sind der Beweis davon. Die Heldengedichte erschienen 1845 in Belgrad und hatten einen außerordentlichen Erfolg, der auf den Dichter anfeuernd zurückwirkte. Ein neues Heldengedicht „Gorski wijenaz" besang die Vertilgung der Türken in Montenegro durch eine Art von Vesper, zu deren Ausführung die Christnacht des Jahres 1702 gewählt worden war. Die dramatische Form wählte der Vladika für seinen „Stjepan Mali", der 1847 vollendet wurde, aber erst 1851 in Agram im Druck erschien. Es ist die in ein, nicht kunstgerechtes, Drama gebrachte Geschichte eines Abenteurers, der 1767 als Peter III. in Montenegro erschien, mehrere Jahre seine Rolle mit Glück spielte und endlich von einem Griechen ermordet wurde. Die beiden letzten Gedichte — unsere Leser werden uns die für Deutsche unverständlichen Titel erlassen — beziehen sich auf Heldenthaten, welche einzelne Montenegriner 1847 gegen Türken vollbracht haben.

Bei seiner Regierung des Landes machte dem Vladika die nicht auszurottende Fehdelust des Volks die bittersten Sorgen. Die von seinem Vorgänger abgeschaffte, von ihm unter den schärfsten Strafen verbotene Blutrache kehrte immer wieder, so daß er sich mehrmals gezwungen sah, Uebertreter des Gesetzes, die einen förmlichen Krieg zwischen einzelnen Dörfern zu erregen im Begriff standen, erschießen zu lassen. Seinen Montenegrinern war er kein kriegerischer Herr, ihren Einfällen in die Türkei und in Oesterreich wollten sie nicht entsagen, wenn er einmal auf Unterhandlungen so viel Gewicht lege, meinten sie, müsse er auch verstehen, in Wien die Ausdehnung der Grenze bis an das Meer zu erlangen. Die neue Regulirung der montenegrinischen Grenze in den Jahren 1842 und 1843 entsprach den ausschweifenden Erwartungen durchaus nicht, und es entstand eine Mißstimmung, die nicht gemindert wurde, als der Vladika ein Grenzdorf, das durch einen Einfall auf österreichisches Gebiet den Stand der Grenzfrage zu verbessern gesucht hatte, streng bestrafen, den Schuldigsten aufknüpfen ließ. Die Art, wie er der Verstimmung begegnete, verwickelte ihn in eine neue Fatalität. Er sprach nämlich seinen Vorgänger, den vielgerühmten Pietro II. heilig und stellte den Körper öffentlich zur Verehrung aus. Das nahm die russische Generalsynode gewaltig übel, da nur ihr die Heiligversprechung zustehe, nachdem der Nachsuchende die erforderlichen Beweise vorgelegt habe. Eine Zeit lang war der Vladika sogar von seinen geistlichen Funktionen suspendirt, was er sorgfältig geheim hielt, um nicht neuen Stoff zur Unzufriedenheit zu geben. In seinen

Bergen galt er für einen Neuerer, es half ihm nichts, daß er sich dem Volksgeiste mit der Schmiegsamkeit eines Dichters anzupassen suchte. In der großen Politik spielte er als Panslawist eine gewisse Rolle, man wurde auf ihn besonders nach dem russischen Kriege aufmerksam, als Rußland nach dem Besitz der Mündungen von Cattaro in unmittelbarer Nähe von Montenegro strebte. In der That war ein Mann wohl zu beachten, der in einer unangreifbaren Stellung, als Haupt einer kriegerischen Bevölkerung, rings von unterdrückten oder unzufriedenen slawischen Stämmen umgeben, in dem Gedanken lebte und webte, „daß das Slawenthum nur mit und durch Rußland zur Einheit, durch diese allmälig zur Freiheit und zur Erfüllung seiner Sendung geführt werden könne." Die englischen Diplomaten beschäftigten sich seitdem viel mit ihm, englische Reisende waren in Montenegro häufig gesehene Gäste, die englischen Zeitungen hatten Lob über Lob für ihn, damit er ein Volk, das ihn so eifrig anerkenne, mit einer Aenderung seiner Politik erfreue. Wie wenig er daran dachte, zeigt die dreifache Deponirung seines Testaments — einmal beim russischen Ministerium des Auswärtigen in Petersburg, sodann bei der russischen Gesandschaft in Wien, endlich beim russischen Konsul in Ragusa. Seit mehreren Jahren kränkelte er; eine Erkältnng, die er sich bei einer seiner Reisen nach Wien zugezogen hatte, legte den Grund zu einem Brustübel, das in der reinen scharfen Luft der schwarzen Berge einen unheilbaren Charakter annahm. Vorübergehend war die Besserung, welche der Gebrauch der einheimischen Kur — ein Absud von einer bittern, nur auf den höchsten Gebirgen wachsenden Pflanze — hervorzubringen schien. Vergebens suchte er 1850 in Wien, in der milden Luft Italiens Heilung, das Heimweh trieb ihn im Frühjahr 1851 nach Montenegro zurück, sein Zustand verschlimmerte sich immer mehr, am $^{19}/_{31}$ Oktober 1851 war er todt.

Der Vladika Pietro Petrovich war ein Mann von hoher gebietender Gestalt, von antiker Schönheit, seine Gesichtsbildung trug den Stempel der Willenskraft und er besaß dabei jene gewinnende Freundlichkeit, welche Vertrauen erweckt und den Gehorsam angenehm macht. Mit Fremden, denen er der freundlichste Wirth war, unterhielt er sich gern über Poesie, namentlich über Volkslieder. Seine Wohnung in Cettinje, gewöhnlich das Kloster genannt, glich in der That in seiner Einfachheit mehr einem Kloster aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, als einem modernen Palast. Nur ein Stockwerk hoch, ist es an eine Felswand gelehnt, und enthielt nur fünf Zimmer zur Wohnung des Vladika. In dem ersten, in welches man durch ein Vorzimmer trat, befand sich die bischöfliche Bibliothek, das zweite war das Staatszimmer, aber so bescheiden möblirt, daß man es schwerlich als Thronsaal erkannte. Es befand sich darin ein Sopha und vor demselben ein großer Tisch, worauf ein künstlich gearbeitetes Schreibzeug stand, ferner ein Spiegel mit vergoldetem Rahmen, diesem gegenüber eine Wanduhr, und an den beiden andern Wänden zwei Säbel nebst einigen kleinern Gegenständen, Trophäen vorstellend. Das dritte Zimmer diente dem Vladika zum Schlafgemach, in jedem der beiden folgenden Zimmer befand sich ein sehr breites Bett, um Besuchende aufzunehmen. Neben dem Gebäude des Vladika befindet sich das Sitzungsgebäude des Senats, ebenfalls nur ein Stockwerk hoch, mit einem Sitzungssaale und mehreren Schlafzimmern für die Senatoren, die es aber gewöhnlich vorziehen, nach der Sitzung in ihre Dörfer zurückzukehren. Etwa ein Jahr vor seinem Tode nahm der Vladika mit seiner Residenz die Veränderung vor, daß er sie befestigen ließ. Ein ehemaliger österreichischer und spanischer Offizier Vukovich, der bei ihm die Stellen eines Sekretärs und Ingenieurs versah, leitete die Arbeiten, welche übrigens einfach in dem Bau einer Mauer und von ein paar Befestigungsthürmen bestanden. Der alte feste Thurm, auf welchem früher die abgeschlagenen Türkenköpfe paradirten, wurde bei dieser Gelegenheit niedergerissen. Zu ernstlicherer Vertheidigung ist eine Bergfeste bestimmt, die jetzt einige Kanonen von schwerstem Kaliber hat, ein Geschenk eines Triestiner Kaufmanns.

Der Vladika hat von dem Recht Gebrauch gemacht, seinen Nachfolger in seiner Familie zu ernennen. Sein Testament, dessen Vollzieher der russische Konsul in Ragusa ist, bezeichnet als künftigen Vladika einen Neffen, Daniel Petrovich Negosch. Der neue Herrscher ist ein dreizehnjähriger Knabe und befindet sich zur Zeit noch in Petersburg, um seine Studien zu machen und nach deren Vollendung die bischöfliche Weihe zu empfangen. Bis zu seiner Volljährigkeit führt die Regentschaft der Bruder des letzten Vladika, Pero Petrovich Negosch, ein ehemaliger russischer Offizier.

Christian Köster. Wenige Monate nach Melchior Boisserée's (s. d.) Tode ist auch der Mann aus dem Leben geschieden, der die altdeutsche Gemäldesammlung der Kölner Freunde durch seine Restaurationen werthvoller gemacht hat. Christian Köster wurde im Jahre 1783 in einem rheinbaierischen Dorfe geboren, widmete sich aus innerm Triebe der Malerei, machte in München nach Claude Lorrain Studien und ließ sich dann in Mannheim nieder, wo er nach der Natur malte. Hier lernten ihn die Boisserées schätzen, die seit 1809 das nahe Heidelberg zum Wohnsitz genommen hatten, erkannten sein feines Gefühl für altdeutsche Kunst und gewannen ihn für die Restauration ihrer Sammlung. Ohne die wärmste Begeisterung für die alten Meister würde Köster den Antrag nicht angenommen haben. Die Restauration ist nicht blos die schwierigste, sonden auch die undankbarste Kunst. Der Maler muß sich dabei so ganz in Geist und Weise des zu restaurirenden Gemäldes versetzen, daß seine Arbeit nicht anders gelungen ist, als wenn der Kunstkenner gar nicht bemerkt, daß das Bild restaurirt worden ist. Er muß mithin dem Beifall der Mitwelt entsagen, gewöhnlich auch dem Nachruhm, denn die wenigsten Besitzer von Gemälden und Sammlungen sagen gern, daß einzelne Bilder in beschädigtem Zustande an sie gelangten und der Nachhülfe bedurften. Sein Landsmann und späterer Schwager Jakob Schlesinger half ihm bei der Restauration, beiden verdankt die Sammlung den trefflichen Zustand, den wir jetzt an ihr bewundern. Köster hatte das Glück, daß seine ausgezeichneten Leistungen nicht unbekannt blieben. Die Begründer der Sammlung sprachen oft und gern aus, wie viel sie ihm schuldeten, alle Kunstfreunde, die über die Heidelberger Bilder schrieben, verkündeten sein Lob, Göthe erwähnte seiner in dem Aufsatze: „Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar", der, 1815 geschrieben, in der Gesammtausgabe eine Stelle gefunden hat. Als die jetzige Sammlung des Berliner Museums zusammengestellt war, wählte man Köster und Schlesinger zur Restauration der vielen beschädigten Bilder. Es war eine Riesenarbeit, welche die beiden unternahmen, und in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von sieben Jahren, von 1814—1831 war sie vollendet. So viel ansprechendes der Berliner Aufenthalt für Köster auch hatte, so ließ doch die Vorliebe für seine rheinische Heimath ihm keine Ruhe mehr, sobald er seinen Verpflichtungen gerecht geworden war. Zu seinem Aufenthalt wählte er Heidelberg, wo seine alte Mutter noch lebte, und verbrachte dort den Rest seiner Tage, im heitern Umgange mit der Natur, mit der Kunst, mit Freunden. Geschätzt ist ein Werk, das er über die Restauration alter Oelgemälde geschrieben hat, eben so gediegen sind seine „Zerstreute Gedankenblätter über Kunst." Beide Werke veröffentlichte er heftweise, eine noch losere Form, die von fliegenden Blättern, wählte er für seine Kunsturtheile über Musik. Verschiedene Anträge, als Restaurateur bei Galerien einzutreten, lehnte er ab; in spätern Jahren hätte ihn Kränklichkeit und Augenschwäche gehindert, sich seiner Lieblingsbeschäftigung ferner zu widmen. Am 26. Novbr. 1851 starb er in Heidelberg. Seine Landschaften zeugen von treuer Auffassung und gewissenhafter Ausführung, von einer tiefen Empfindung für das stille Walten der Natur, in technischer Beziehung macht man ihnen Mängel zum Vorwurf.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. C. Gaze in Meißen.

Die französische Verfassung vom 14. Januar 1852. Die neueste französische Verfassung, „erlassen", wie die Eingangsworte sagen, „kraft der von dem französischen Volk an Ludwig Napoleon Bonaparte durch das Votum vom 20. und 21. Dezember 1851 übertragenen Vollmachten", ist, wie die Antecedentien ihres Urhebers im voraus erwarten ließen, eine Wiederbelebung der durch Napoleons Untergang zu Grabe getragenen Staatsgrundgesetze des Konsulats und des Kaiserreichs. Ihre Hauptbestimmungen folgen zum Theil wörtlich der Konstitution vom Jahre VIII und den organischen Senatskonsulten von den Jahren X und XII, mit denen wir unsere Leser bereits bekannt gemacht haben. Im ersten Titel werden die großen im Jahre 1789 verkündeten Grundsätze, welche die Grundlage des öffentlichen Rechts der Franzosen sind, anerkannt, bestätigt und gewährleistet. Was unter dieser allgemeinen Redensart zu verstehen sei, wird uns nicht gesagt, der Geschichtsforscher findet diese Grundsätze in den damals so genannten cahiers, den Beschlüssen der Wähler über die Grundlagen der Staatsverfassung, welche ihr Abgeordneter verfechten solle. Die konstituirende Versammlung hat diese cahiers nicht als bindend (imperative Mandate), wohl aber als maßgebend anerkannt und die erste französische Verfassung danach entworfen. Alle cahiers stellten übereinstimmend folgende Grundsätze auf: 1) Die Beamten der höchsten Gewalt sind verantwortlich; 2) die Volksvertreter machen die Gesetze, durch die königliche Zustimmung erlangen dieselben Gesetzeskraft; 3) Anlehen können nicht gemacht, Steuern nicht erhoben werden ohne Zustimmung der Volksvertretung; 4) die Steuern werden nur von einer Versammlung der Reichsstände zur andern bewilligt; 5) das Eigenthum ist heilig; 6) die persönliche Freiheit ist unverletzlich. Die gesetzgebende Gewalt theilt die neue Verfassung zwischen dem Präsidenten der Republik, dem Senat und dem gesetzgebenden Körper. Die Amtsdauer des Präsidenten ist auf zehn Jahre bestimmt (Verfassung vom Jahre VIII), stirbt er vor Ablauf seines Mandats, so beruft der Senat das Volk, um eine neue Wahl vorzunehmen, doch hat der Staatschef das Recht, durch eine geheime, in den Senatsarchiven niedergelegte Urkunde dem Volk den Namen des Bürgers zu bezeichnen, den er im Interesse Frankreichs dem Vertrauen des Volks und seinen Wahlstimmen empfiehlt. Das organische Senatskonsult vom Jahre X gab dem ersten Konsul das Recht, seinen Nachfolger zu ernennen, die neue Verfassung begnügt sich mit der Bezeichnung eines Kandidaten. Die dem Präsidenten beigelegten Befugnisse sind im allgemeinen die gewöhnlichen, die der Chef jeder ausübenden Gewalt der Natur der Sache nach haben muß. Unter seinen Rechten sind aber einige, durch die bekannte große Streitfragen des parlamentarischen Rechts gänzlich zu Gunsten der ausübenden Gewalt entschieden werden. Nur der Präsident hat, zwei gleich zu erwähnende Fälle ausgenommen, das Recht der Initiative. So bestimmten auch die Napoleonischen Verfassungen und die Charte von 1814, die Juliverfassung gab der Volksvertretung das von ihr in der Revolution eroberte Recht zurück. L. Bonaparte nimmt es ihr wieder. Eine beschränkte Initiative erhält der Senat in so fern, als er die Grundlagen zu Gesetzentwürfen von großem Nationalinteresse aufstellen und Abänderungen der Verfassung vorschlagen kann. Erklärt sich der Präsident mit der Abänderung einverstanden, so entscheidet ein Senatskonsult darüber. Sollen die Urgrundlagen der Verfassung, wie die Proklamation vom 2. Dezember sie aufgestellt und das Volk sie angenommen hat, abgeändert werden, so ist der Beschluß dem allgemeinen Stimmrecht zu unterbreiten.*) Die Minister erklärt die Verfassung nur dem

*) Die Urgrundlagen sind fünf an der Zahl: 1) Ein verantwortlicher Chef auf 10 Jahre ernannt; 2) Minister von der vollziehenden Gewalt allein abhängig; 3) ein Staatsrath, der die Gesetze vorbereitet und die Diskussion vor dem gesetzgebenden Körper führt; 4) ein

Staatsoberhaupt verantwortlich, ohne solidarische Haftung, so daß jeder nur für seine eigene Handlungen einsteht. Der Senat kann einen Minister in Anklagezustand setzen, wahrscheinlich bei dem hohen Gerichtshof, der aber nur auf Grund eines besondern Dekrets des Präsidenten in Thätigkeit tritt, so daß die ganze Ministerverantwortlichkeit illusorisch wird. Sind die Minister nicht verantwortlich, so ist es dagegen der Präsident selbst. Diese angebliche Verantwortlichkeit ist nur eine Machterhöhung des Präsidenten, mit machiavellistischer Wendung wird sie so gedeutet, daß der Präsident vor dem französischen Volk verantwortlich sei, mithin das Recht habe, an dasselbe zu appelliren. Zu dem Gaukelspiel, das die Verfassung mit dem Namen Republik treibt, gehört auch die den Sitten des großen transatlantischen Freistaats entnommene Bestimmung, daß der Präsident jährlich an Senat und gesetzgebenden Körper eine Botschaft über den Stand der öffentlichen Angelegenheiten richtet. Der Senat soll als höchste Mitgliederzahl 150 erhalten, für das erste Jahr ist die Zahl auf 80 festgesetzt. Dieser Zusatz ist der klarste Beweis, in welcher Verlegenheit L. Bonaparte sich hinsichtlich der Wahl seiner Senatoren befindet. Alle Notabilitäten des Landes, denen an ihrer Ehre etwas gelegen ist, ziehen sich von ihm zurück, 80 Senatoren sind die äußerste Zahl, zu der man gelangen kann, wenn man nicht allzu tief bis zu ganz obskuren Namen hinabgreifen will. Wenn die neue Gewalt sich befestigt, wird es nicht an Ueberläufern fehlen, wie alte und neue Erfahrungen in Frankreich erwarten lassen. Der Senat besteht theils aus solchen Bürgern, welche der Präsident der Republik für gut befindet, zur Senatorenwürde zu erheben, theils aus solchen, welche ihr Amt zum Eintritt berechtigt. Dies sind die Kardinäle (gegenwärtig Bonald, Erzbischof von Lyon, Duport, Erzbischof von Bourges, Mathieu, Erzbischof von Besançon, Gousset, Erzbischof von Reims, und eventuell der zur Kardinalswürde designirte Erzbischof Donnet von Bordeaux), die Marschälle (zur Zeit Gerard, Reille, Jerome Bonaparte, Exelmans, Harnische, Baillant) und die Admirale (Mackau, Roussin, Parseval-Deschênes). Die Senatoren sind unabsetzbar und auf Lebenszeit ernannt, ihre Verrichtungen sind unentgeltlich, gleichwohl kann der Präsident der Republik gewissen Senatoren in Betracht geleisteter Dienste oder ihrer Vermögensumstände eine persönliche Dotation gewähren, die 30,000 Fr. nicht übersteigen darf. Der Präsident und die Vicepräsidenten des Senats werden von dem Präsidenten der Republik ernannt, und unter den Senatoren gewählt. Sie werden auf ein Jahr ernannt. Der Gehalt des Senatspräsidenten wird durch ein Dekret bestimmt. Der Präsident der Republik beruft und vertagt den Senat. Er bestimmt die Dauer seiner Sitzungen durch ein Dekret. Die Senatssitzungen sind nicht öffentlich. Der Senat ist der Wächter des Grundvertrags und der öffentlichen Freiheiten. Kein Gesetz kann verkündigt werden, bevor es ihm unterbreitet worden ist. Der Senat widersetzt sich der Verkündigung: 1) von Gesetzen, die der Verfassung, der Religion, der Sittlichkeit, der Kultus-Freiheit, der persönlichen Freiheit, der Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz, der Unverletzlichkeit des Eigenthums und dem Prinzip der Unabsetzbarkeit der Magistratur zuwider wären; 2) von solchen, welche die Vertheidigung des Gebiets gefährden könnten. Der Senat regelt durch einen Senats-Konsult: 1) die Verfassung der Kolonien und Algeriens; 2) alles was durch die Verfassung nicht vorgesehen und zu ihrem Gang nöthig ist; 3) den Sinn der Artikel der Verfassung die zu verschiedenen Auslegungen Veranlassung geben. Die Senats-Konsulte werden der Bestätigung des Präsidenten der Republik unterbreitet und durch ihn verkündigt. Der Senat erhält aufrecht oder annullirt alle Akte, die ihm durch die Regierung als

---

gesetzgebender Körper, durch das allgemeine Wahlrecht, aber ohne das Skrutinium einer Listenwahl ernannt; 5) ein Senat, aus allen Notabilitäten des Landes gebildet, als ponderirende Gewalt, Wächter des Grundvertrags und der öffentlichen Freiheiten.

verfassungswidrig zur Beurtheilung vorgelegt (déférés) oder aus demselben Grunde durch die Petitionen der Bürger angegeben (dénoncés) werden. Außerdem kann der Senat, wie schon erwähnt, die Grundlagen zu Gesetzentwürfen von großem Nationalinteresse aufstellen und Abänderungen der Verfassung vorschlagen.

Vom gesetzgebenden Körper handelt der fünfte Titel in den Artikeln 34—46. Die Wahl ist auf die Bevölkerung basirt. Es wird auf je 35,000 Wähler einen Abgeordneten zum gesetzgebenden Körper geben. Die Deputirten werden durchs allgemeine Stimmrecht ohne das Scrutinium einer Listenwahl ernannt. Sie empfangen keinen Gehalt. Sie werden auf sechs Jahre ernannt. Der gesetzgebende Körper diskutirt und votirt die Gesetzentwürfe und die Steuern. Jedes vom Prüfungsausschuß eines Gesetzes angenommene Amendement wird ohne Diskussion vom Präsidenten an den Staatsrath verwiesen. Wenn das Amendement vom Staatsrath nicht angenommen wird, so kann es nicht der Berathung des gesetzgebenden Körpers unterworfen werden. Die gewöhnlichen Sitzungen des gesetzgebenden Körpers dauern drei Monate; seine Sitzungen sind öffentlich; der Antrag von 5 Mitgliedern reicht hin, damit er sich als geheimes Komité konstituirt. Der Bericht über die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers durch die Journale oder jedes andere Mittel der Oeffentlichkeit besteht nur in der Wiederholung des am Ausgang jeder Sitzung auf Veranstaltung des Präsidenten des gesetzgebenden Körpers abgefaßten Protokolls. Der Präsident und die Vizepräsidenten des gesetzgebenden Körpers werden durch den Präsidenten der Republik auf ein Jahr ernannt; sie werden unter den Deputirten ausgewählt. Der Gehalt des Präsidenten des gesetzgebenden Körpers wird durch ein Dekret festgesetzt. Die Minister können nicht Mitglieder des gesetzgebenden Körpers sein. Das Petitionsrecht wird bei dem Senat ausgeübt. Keine Petition kann an den gesetzgebenden Körper gerichtet werden. Der Präsident der Republik beruft den gesetzgebenden Körper, vertagt ihn auf kürzere oder längere Zeit und löst ihn auf. Im Fall der Auflösung muß er einen neuen binnen sechs Monaten berufen.

Die Gesammtheit dieser Bestimmungen über Senat und gesetzgebenden Körper drückt die gesetzgebenden Gewalten tief unter das Niveau hinab, auf dem sie sich seit 1814 in Frankreich hielten, und raubt ihnen thatsächlich alle Bedeutung. Frankreich hört mit der Verfassung vom 14. Januar 1852 auf, das vorzugsweise parlamentarische Land unsers Kontinents zu sein. Die Franzosen haben jetzt alle Ursache, mit Neid auf die konstitutionellen Verhältnisse zu sehen, die sich in Preußen nach einer Reihe von Rückschritten und Oktroyirungen erhalten haben. Ludwig Bonaparte weiß nur von einem unmittelbaren Zusammenhange seiner Person mit dem ganzen Volke, an das er appellirt, so oft es ihm gut dünkt. Die allgemeinen Abstimmungen, zu denen er nach reiflicher Erwägung der Umstände, nachdem alle Einleitungen auf das sorgfältigste getroffen sind, das Signal giebt, sind die wahren Aeußerungen der Volksmeinung. Senat und gesetzgebender Körper verhalten sich zu diesem System des sogenannten allgemeinen Stimmrechts wie Auswüchse zu einem Körper, sie sind ein leeres Gerüst, das man stehen läßt, um den Unverstand zu dem Glauben zu bringen, das Gebäude des parlamentarischen Rechts stehe noch. Die Täuschung ist zu plump, um nicht auf den ersten Blick erkannt zu werden. Was ist ein Senat, der theils aus hohen Würdenträgern der Kirche und des Staats, d. h. aus Männern besteht, die durch ihre vornehme Stellung und durch tausend andere Rücksichten gefesselt sind, theils aus Mitgliedern, die der Präsident ernennt, die er sich dienstbar macht durch hohe Gehalte von 30,000 Franken, die für die beiden jährlich vom Präsidenten zu ernennenden Vorsitzenden zweifelsohne noch erhöht werden? Dieser Senat ist ein beflissenes Werkzeug, das wie unter dem Kaiser ohne Murren, ja mit kriechenden Dankesbezeugungen, sich mißbrauchen läßt, das jedem Winke gehorchend diese und jene Verfassungsbestimmung zur Abänderung vorschlägt, diesen und jenen Artikel der Konstitution durch authentische Interpretation nach dem zeitweilig in den höchsten Regionen wehenden Winde wendet. Die Sitzungen sind nicht öffentlich, Niemand braucht über seine Abstimmung

zu erröthen. Unter gleichen Verhältnissen hat der Senat des Kaiserreichs der Welt das Schauspiel einer kriechenden Demuth gegeben, die seit dem römischen Senat eines Tiberius nicht wieder dagewesen war.

Die Befugnisse des gesetzgebenden Körpers sind so eng gefaßt, daß man sie mit einem Ausdruck Pindar's den Traum eines Schattens nennen kann. Dieser Körper hat keine Initiative, allerdings beräth er die Gesetzentwürfe, welche man an ihn gelangen läßt, aber er darf sie nicht ändern, denn so wie der Prüfungsausschuß eine Abänderung gemacht hat, entscheidet der vom Präsidenten ernannte Staatsrath, ob sie überhaupt zulässig ist. Drei Monate jedes Jahr sind als Frist für die Arbeiten bewilligt, wenn nicht früher eine Vertagung oder Auflösung eintritt. Das einflußreiche Amt des Vorsitzenden wird von Ludwig Bonaparte besetzt, es ist ein Gehalt damit verbunden, damit der Inhaber ein starkes Interesse habe darin zu bleiben. Die Oeffentlichkeit der Sitzungen ist schwach garantirt, denn wie leicht werden sich unter einer Regierung, die jeden Dienst mit Freigebigkeit bezahlt, fünf Gesetzgeber finden, die auf eine geheime Sitzung antragen! Was mit der Oeffentlichkeit überhaupt gemeint sei, zeigen die baulichen Einrichtungen im alten Saal der Deputirtenkammer, der den gesetzgebenden Körper aufnehmen wird. Nur eine Tribünenreihe wird beibehalten, wie im Saale der ehemaligen Pairskammer, alle andern Tribünen, die für die Nationalgarde, die Zeitungsredakteurs, die Stenographen und das ohne Eintrittskarten zugelassene Publikum fallen weg. Diese gesetzannehmende Versammlung wird man nur aus dürftigen Sitzungsprotokollen kennen lernen, Betrachtungen der Journale darüber, Debatten von den verschiedensten Parteistandpunkten aus sind verboten. Weder das Allgemeine, noch das Besondere soll von dem gesetzgebenden Körper irgend etwas erwarten können, darum sind sogar Petitionen an denselben untersagt. Halb stumm, mit der Freiheit des Bejahens, mit dem Interdikt des Verneinens, abgeschnitten von jeder lebendigen Theilnahme, von Luft und Licht, ehrerbietig harrend, welche Aufgabe Präsident, Minister, Staatsrath und Senat ihm zuschneiden werden, hat der gesetzgebende Körper drei Monate im Jahr ein verborgenes Dasein hinzuschleppen. Er wird kommen und gehen, ohne daß Jemand darauf achtet. Daß es so komme, das ist der Triumph, den eine kindische Staatsweisheit mit Ungeduld anstrebt. Als höchstes Ziel gilt seit dem 2. Dezember 1851 in Frankreich eine grabähnliche Stille, in der jedes Geräusch, welches die erhabene Person des Prinz-Präsidenten durch Handlungen und Worte verursacht, mit hohlem Schall vernehmbar wird.

Zwei Titel handeln vom hohen Gerichtshof und vom Staatsrath. Der hohe Gerichtshof urtheilt ohne Appel noch Kassationsrekurs alle Personen ab, die unter Anschuldigung von Attentaten, Verbrechen oder Komplotten gegen den Präsidenten der Republik und gegen die innere und äußere Sicherheit des Staats vor ihn gestellt werden. Er kann nur auf Grund eines Dekrets des Präsidenten der Republik in Thätigkeit treten. Wie der Gerichtshof zu organisiren sei, wird ein Senatskonsult bestimmen. Die Zahl der Staatsräthe im gewöhnlichen Dienst beträgt 40 bis 50. Die Staatsräthe werden durch den Präsidenten der Republik ernannt und können durch ihn abgesetzt werden. Im Staatsrath führt den Vorsitz der Präsident der Republik, und in seiner Abwesenheit die Person, die er als Vizepräsident des Staatsraths bezeichnet. Der Staatsrath ist beauftragt unter der Leitung des Präsidenten der Republik die Gesetzentwürfe und Verwaltungsvorschriften abzufassen und die in der Verwaltung entstehenden Schwierigkeiten zu lösen. Er führt im Namen der Regierung die Diskussion der Gesetzentwürfe vor dem Senat und dem gesetzgebenden Körper. Die Staatsräthe, welche beauftragt sind, im Namen der Regierung das Wort zu führen, werden vom Präsidenten der Republik bestimmt. Der Gehalt jedes Staatsraths beträgt 25,000 Franken. Die Minister haben im Staatsrath Rang, Sitz und Stimme. Der Staatsrath hatte unter der Republik eine eigentliche Bedeutung, eine selbständige Stellung gewonnen, er arbeitete aus eigenem Antriebe Gesetze aus, er stellte Enqueten an, um die Lage des Landes

oder einzelner Gebiete und Geschäftszweige zu beleuchten und bildete im höchsten Sinne des Worts einen Staatsrath. Damit hat es nun ein Ende, fortan ist der Staatsrath nichts als ein Werkzeug Ludwig Bonaparte's, das wie die andern zur Verherrlichung des Präsidenten zu dienen hat.

Gute Verfassungen stellen die Staatsgewalten zu einander in Gleichgewicht, wobei es freilich von dem Geiste abhängt, der in ihnen lebt, ob dieses Gleichgewicht nicht gestört wird. Dieser Geist bildet sich nach und nach durch die konstitutionelle Praxis, durch die sich der feine englische Takt erzeugt, der im eigenen Interesse jeden Uebergriff vermeiden lehrt. Eine Praxis braucht aber Zeit um zu entstehen, und so hat die Freude an der Theorie, verbunden mit einer überall verbreiteten Ungeduld, einer zweiten schlechteren Sorte von Verfassungen meistens den Vorzug geben lassen, Verfassungen, die statt des Gleichgewichts ein Uebergewicht einführen, dieses je nach der eben an der Herrschaft befindlichen Doktrin entweder der Regierung oder der Volksvertretung geben. Dadurch ist in der politischen Welt dasselbe entstanden, was wir in der physischen Welt sehen, wenn Lasten nicht im Gleichgewicht sich befinden: ein fortgesetztes Schaukeln, und wenn eine Entscheidung eintritt, kein Setzen ins Gleichgewicht, sondern ein Umschwung, der den Schwerpunkt auf die andere Seite wirft. Unsere Kinder, die auf Balken schaukeln, sind uns Vorbild in der Politik. Die schlechteste Verfassung ist aber eine solche, die nicht einmal ein Uebergewicht und ein Mindergewicht kennt, sondern die eine Gewalt im Boden festigt, die andere in die Luft stellt. Eine solche Verfassung ist die neueste französische. Ludwig Bonaparte ist Selbstherrscher, der parlamentarische Dunst, der ihn umgiebt, verstärkt seine Machtfülle, weil er sie theilweise verdeckt. Um einen nahe liegenden, auch in anderer Beziehung passenden Vergleich zu brauchen: Ludwig Napoleon ist am Himmel Frankreichs der Kometenkern, sein parlamentarisches Gerüst der Nebelschweif, der der festen Macht willenlos folgen muß. Daß ein parlamentarisches Ringen, ein konstitutioneller Kampf für die nothwendige Erweiterung der Rechte der gesetzgebenden Gewalt stattfinden könnte, ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht denkbar. Die Verfassung entzieht den Abgeordneten den Boden, auf dem sich kämpfen ließe, sie bietet nicht einen einzigen Punkt dar, auf dem eine Volkspartei sich konzentriren, von wo aus sie operiren könnte. Der phantasiereichste Franzose wird nicht daran denken, daß aus dem gefesselten und geknebelten gesetzgebenden Körper jemals etwas einer wahren Volksvertretung entfernt Aehnliches werden könnte. So will es Ludwig Bonaparte, er freut sich der Verzweiflung, die seine Verfassung bei den Konstitutionellen hervorruft. Aber wenn die Reform aufhört möglich zu sein, ist die Reihe an der Revolution, diese gewinnt dann eine sittliche Berechtigung, sie verliert ihre Schrecken. Napoleon hat dieselbe Knechtschaft den Franzosen durch den Ruhm und durch eine gute Verwaltung erträglich gemacht, und doch hat sich die allgemeine Erschlaffung selbst an diesem großen Manne furchtbar gerächt. Nach dem preußischen Kriege von 1806—1807 auf der Höhe seiner Macht, war er sieben Jahre später in den Abgrund gestürzt. Wie sich die öffentlichen Angelegenheiten 1807 unter ihm gestaltet hatten, wollen wir mit Thiers Worten schildern. Der jetzt verbannte Geschichtschreiber sagt: „Napoleon entschied nach Belieben über Krieg und über Frieden mit unumschränkterer Gewalt, als die Kaiser des alten Roms, die Sultane in Konstantinopel, oder die Czaren von Rußland, denn er hatte weder Prätorianer noch Janitscharen oder Strelitzen, weder Ulemans noch Aristokraten. Ihn umgaben blos ebenso gehorsame als heldenmüthige Soldaten, eine bezahlte und von den Staatsgeschäften ausgeschlossene Geistlichkeit, eine Aristokratie, die er mit selbst erfundenen Titeln und mit den durch seine großen Eroberungen erworbenen Schätzen schuf. Von Zeit zu Zeit theilte er dem Senat diplomatische Verhandlungen mit, wenn sie mit einem Kriege endigten. Der Senat, der seit 1805 bei der Abwesenheit des legislativen Köpers die Befugniß hatte, Rekrutenaushebungen anzuordnen, dankte

für diese Mittheilung mit zwei oder drei Konskriptionen, welche der Kaiser wieder mit pomphaften Bulletins, geschwärzten und zerrissenen Fahnen, und leider nur zu wenig dauerhaften Friedensverträgen belohnte. Und das von so vielem Ruhm geblendete und über seine Ruhe erfreute Land, das die innern Angelegenheiten vortrefflich geleitet und die äußeren auf eine unerhörte Höhe gebracht sah, fühlte sich von dem Wunsche erfüllt, daß dieser Zustand noch lange fortdauern möge, und fing nur manchmal, wenn es eine französische Armee an der Weichsel überwintern und am Niemen Schlachten liefern sah, an zu fürchten, daß diese Größe am Ende durch ihr Uebermaß untergehen könnte. Einige Aufregung entstand nur in dieser Regierung, wenn ein Fünftel des gesetzgebenden Körpers ausschied. Alsdann sah man einige Intriguen bei dem Senat sich entspinnen, der die Mitglieder der berathenden Körperschaften aus den Kandidatenlisten der auf Lebenszeit ernannten Wahlkollegien auszuwählen hatte. Man that einige Schritte bei den vornehmsten Senatoren, und solizitirte um einen der stummen, aber gutbesoldeten Sitze im gesetzgebenden Körper, wie um eine einträgliche Stelle in der Finanzverwaltung. Der Erzkanzler Cambacérès überwachte die Wahlen, um nur gutgesinnte zuzulassen, wozu keine große Auswahl nöthig war. Höchstens schlichen sich am Ende jeder Liste einige Kreaturen der Opponenten im Senat ein, schüchterne und wenig zahlreiche Tadler, die Sieyès aufgegeben und vergessen hatte, und die dafür jetzt ihn vergaßen, und die von Napoleon nicht die verwegenen Unternehmungen, welche Frankreich ins Unglück stürzen sollten, sondern das Konkordat, den Civilkodex und viele andere ebenso vortreffliche Schöpfungen verlangten."

Aus der Proklamation, womit Ludwig Bonaparte sein Werk begleitet hat, erfahren wir einiges Nähere über die neuen Institutionen, einige der Verfassungslücken füllen sich dadurch aus. Der Staatsrath wird ein Verein praktischer Männer sein, in den Senat werden ein großer Name, Vermögen, Talent und geleistete Dienste den Eingang öffnen, den gesetzgebenden Körper werden 260 Deputirte bilden — auf 35,000 Wähler einer, also 9,100,000 Wähler — der oberste Gerichtshof soll sich zusammensetzen aus der hohen Magistratur, mit Mitgliedern der Generalräthe von ganz Frankreich als Geschworenen. Die napoleonische Verfassung, die nun in ihren Grundlagen wieder hergestellt ist, empfiehlt die Proklamation als die einzig dauerhafte, welche Frankreich jemals gehabt hat. „Nur das gesammte, gegen Frankreich verbündete Europa hat diese Verfassung stürzen können", sagt Ludwig Bonaparte mit kluger Berufung an die Nationaleitelkeit der Franzosen. Und dennoch ist das Beste, was Frankreich in seinen Einrichtungen bewahrt hat, ausschließlich das Werk Napoleons: die Verwaltung Frankreichs durch Präfekten, Unterpräfekten und Maires, die Befestigung der Magistratur durch die Unabsetzbarkeit der Richter und die Hierarchie der Tribunale, die Erleichterung des Rechtsprechens durch die Abgränzung der Befugnisse vom Friedensgericht bis zum Kassationshof hinauf, das bewundernswerthe Finanzsystem, die Bank von Frankreich, die Aufstellung des Budgets, der Rechnungshof, die Organisation der Polizei, die Militärreglements, der Code Napoleon, das Konkordat, die meisten von den Maßregeln, welche die Fortschritte der Industrie, des Handels, der Literatur, der Wissenschaft, der Künste betreffen, von den Reglements des Theatre Francais an bis zu denen des Instituts, von der Einrichtung der Schiedsgerichte bis zur Schöpfung der Ehrenlegion. „Das Gerüste unsers gesellschaftlichen Gebäudes ist das Werk des Kaisers und es hat seinem Sturz, so wie drei Revolutionen widerstanden." Den Geist seiner Verfassung schildert Ludwig Bonaparte in lockenden Zügen, die eine Kette von Sophismen sind. Alles ist in Frankreich centralisirt, unaufhörlich wird alles, das gute wie das schlimme, dem Regierungsoberhaupt zugeschrieben, darum muß dieses verantwortlich, in seinem Handeln frei und ohne Hemmniß sein. Die Minister müssen von ihm abhängen, ein dem Lande verantwortliches Konseil

unter einander solidarisch verknüpfter Mitglieder würde als Ausdruck einer aus den Kammern hervor gegangenen Politik ein tägliches Hinderniß für die eigenthümliche Wirksamkeit des Staatsoberhaupts sein, häufigen Wechseln ausgesetzt bleiben, jede Konsequenz hindern, jedem Geist der Anwendung eines regelrechten Systems im Wege stehen. Je höher aber ein Mann steht, um so mehr bedarf er aufgeklärter und gewissenhafter Rathgeber, und darum ist der Staatsrath beibehalten, der bei verschlossenen Thüren und ohne rednerische Großthuerei diskutiren wird. „Die Regierung ist also frei in ihren Bewegungen, aufgeklärt in ihrem Gange. Die durch die Versammlungen geübte Kontrole bietet alle wünschenswerthen Garantien. Die geringe Zahl der Abgeordneten im gesetzgebenden Körper sichert die Ruhe der Berathungen, denn zu oft hat man in den Versammlungen die Beweglichkeit und das Feuer der Leidenschaften im Verhältniß der Anzahl steigen sehen. Der Sitzungsbericht, der die Nation unterrichten soll, ist nicht mehr wie früher der Willkür jedes Journals überlassen. Der gesetzgebende Körper diskutirt mit Freiheit, „aber er kann nicht unversehens solche Amendements anbringen, die oft den ganzen Geist eines Systems und das Ganze eines ursprünglichen Plans stören. Um so mehr hat er auch nicht das parlamentarische Initiativrecht, das die Quelle so schwerer Mißbräuche war, und das jedem Deputirten gestattete, bei Gelegenheit mit Vorschlägen der wenigst überlegten und wenigst geprüften Plane sich der Regierung zu substituiren. Da die Kammer nicht mehr die Minister sich gegenüber hat, so wird die Zeit nicht mehr mit eitlen Interpellationen, leichtfertigen Anschuldigungen und leidenschaftlichen Kämpfen verloren, deren einziger Zweck war, die Minister zu stürzen und an ihre Stelle zu treten." Die Ursachen unfruchtbarer Agitationen werden wegfallen, die Bevollmächtigten der Nation werden, was so ernst ist, auf reifliche Weise thun. Der Senat wird nicht mehr wie die Pairskammer ein bloßer Wiederschein der Deputirtenkammer sein, nach wenigen Tagen Zwischenraum dieselben Diskussionen in anderem Ton wiederholen. Ihm kommt im Staate die unabhängige, heilsame, konservative Rolle der alten Parlamente zu, damit ihm der Charakter eines obersten Vermittlers bleibe, er ist kein Gerichtshof wie die frühere Pairskammer. Ihr habt Eure Verfassungen so gehandhabt, sagt Ludwig Bonaparte mit andern Worten den Franzosen, daß die Mängel stets stärker hervortraten als die Vorzüge; das ist ein Beweis, daß Ihr für das parlamentarische Regiment nicht reif seid, deshalb nehme ich Euch das konstitutionelle System und setze mich an dessen Stelle.

Franz Schubert. Ganz ein Kind der Zeit, über Alle hervorragend, hat Franz Schubert als Liederkomponist seine Periode so durchdrungen, daß er noch jetzt zuerst genannt werden muß, wenn von Würdigung moderner Komposition die Rede ist. Er war geboren den 31. Januar 1797 zu Wien in der entlegenen Vorstadt Himmelpfortgrund, und starb am 19. November 1828. Schon mit 7 Jahren erhielt er den ersten Musikunterricht durch den Chorregent Michael Holzer und wurde 1808 wegen einer ausgezeichnet schönen Stimme in die Zahl der Hofkapellknaben aufgenommen. Während seines fünfjährigen Aufenthalts im K. K. Konvikte erlernte er das Klavierspiel und jenes der Bogeninstrumente mit solch schnellem Erfolg, daß er binnen Kurzem die Orchesterübungen an der ersten Violine leiten konnte. Im Generalbaß waren der verstorbene Hoforganist Stuziczka, in der Komposition Vater Salieri seine Lehrer und freundliche Führer. Nach eingetretener Mutation verließ er die Anstalt, lebte abwechselnd im Elternhause oder für sich; studirte die Werke seines Lieblings-Triumvirats Haydn, Mozart und Beethoven, gab Unterrichtsstunden und weihte alle übrige Muße ausschließlich dem Selbstschaffen, wozu ihn innere Begeisterung entflammte und die Möglichkeit einer kaum denkbar schnellen Vollendung herbeiführte. Bereits noch ohne Anleitung, im Knabenalter, hatte er schon Quartette, Simphonien, Klavierstücke und dergl. zu Papier gebracht, jetzt versuchte er sich fast in allen

Kunstzweigen, und was er im Laufe eines so karg zugemessenen Wirkens sowohl quantitativ als qualitativ geleistet, übersteigt beinahe allen Glauben, Opern, Simphonien, Chöre, Ouverturen, Cantaten, Psalmen, Messen, Graduales, Offertorien, Stabat mater, Alleluja, viele Sonaten, Trios, Variationen, Fantasien, Rondos, Inpromptus, Tänze, Märsche, Vokal- und Streichquartette, italienische Arien, ein großes Octett u. v. A. beweisen in der That eine seltene Produktionskraft. Sein Hauptfleiß aber ging aufs Lied. Im Balladen wie im Liederfache dürfte er schwerlich einen Mitbewerber scheuen; über 200 Lieder sind gedruckt und schon lange ein Gemeingut der Kunstwelt geworden; mehr noch hat der handschriftliche Nachlaß geboten. Zu den Bühnenwerken gehören die Opern: „Der Spiegelritter", „des Teufels Lustschloß", „Claudine von Villabella", „Rosamunde", „die Verschworenen", „der Minnesänger" nebst zwei unvollendeten: „Adrast" und „Sacontala." Kleine Exkursionen nach Ungarn, Steyermark, Ober-Oesterreich abgerechnet, verließ Schubert nie seine Vaterstadt. Er fühlte sich behaglich wohl und heimisch im Kreise theilnehmender Jugendfreunde, und liebte gesellige Freuden, besonders wo er aller conventionellen Fesseln los und ledig sein konnte. Im Umgange war er heiter, lebensfroh, schlicht offenherzig und bieder, glühend für seine Kunst, ein liebender Sohn, treuer Freund und dankbar erkenntlicher Schüler. Ueberspannte Encomien enthusiastischer Schmeichler, ungemessene Lobhudeleien ignoranter Parteigänger vermochten niemals seine Eigenliebe zu kitzeln, wenn er gleich selbst am besten erkannte, was zu leisten er befähigt war. Beinahe einen allzu geringen Werth legte er auf die von der Menge gespendeten Beifalls-Aeußerungen, so daß er meistens, keineswegs aus zweifelnder Befangenheit, sondern vielmehr vorsätzlich und mit festem Entschlusse, den ersten Produktionen nicht persönlich beiwohnte. Nicht der Vergessenheit anheimfallen darf der Name desjenigen Künstlers, der Schuberts Tondichtungen zuerst in die große Welt einführte. Es war der damalige Hof-Opernsänger Michael Vogl, welcher die Erstlinge des noch unbekannten Kunstjüngers, namentlich den genialen „Erlkönig", in kunstsinnigen Zirkeln in der ihm eigenen geistvollen Weise vortrug, und somit die rege Empfänglichkeit dafür, so zu sagen, bleibend ins Leben rief. Daß endlich auch Jean Paul, dieses tiefe poetische Gemüth, in Schuberts Liedern den nahe verwandten Genius wieder fand, und noch in seinen letzten Stunden sich einige derselben vorsingen ließ, ist eine Thatsache, wogegen selbst die höchsten Lobsprüche in Nichts zerfließen. Schubert genoß nicht nur die Liebe und Achtung seiner Mitbürger, sondern auch die Auszeichnung, von der Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Staates, so wie von den philharmonischen Vereinen zu Grätz und Innsbruck, als Ehrenmitglied aufgenommen zu werden. Kurz war sein Erdenwallen, wie der Scheidemoment, in wenig Tagen raffte ihn eine heftig um sich greifende Entzündung dahin. Die irdischen Ueberreste ruhen im Währinger Friedhofe; ein einfacher Leichenstein, mit der aus Erz gegossenen, sprechend ähnlichen Büste geschmückt, bezeichnet die Stelle, und ein Grab nur trennt ihn hienieden von Beethoven, seinem erhabenen Vorbilde.

Gehen wir nach diesen Vorbemerkungen zu einer speziellen Charakteristik Schuberts als Liederkomponisten über. Ist auch von ihm noch nicht Alles veröffentlicht, da er mehr als 400 Lieder geschrieben, so erkennen wir aus den bereits herausgegebenen Werken das überaus große Talent des Komponisten zur Genüge und sind darnach im Stande, seine Bedeutung für die Kunst zu würdigen. Schubert war ganz besonders befähigt, in der Vokalmusik und vorzüglich im Liede, Außergewöhnliches zu leisten, Bahn zu brechen und dem Liede eine neue Stelle anzuweisen. Zu einem solchen Schlusse berechtigen sogar seine Instrumental-Kompositionen, die sich ganz besonders durch Originalität und Melodienreichthum auszeichnen, weniger durch einen planmäßigen, architektonischen Bau. Diese Eigenthümlichkeit Schuberts, mehr zu erfinden, als zu thematisiren, Gedanken an Gedanken zu reihen, macht ihn zum Liebling der Spiritualisten in der Musik,

zum Liebling derer, denen es vor allen Dingen um einen faßlichen Inhalt zu thun ist. Darin begründet sich aber auch unsere eben ausgesprochene Behauptung, daß Schubert vorzugsweise zur Vokal-Komposition befähigt war. Hier bestimmte ihn das Wort, immer nur Gedanken ohne Vermittlung zu entfalten; er konnte in dieser Gattung der Komposition seinem Naturell mehr folgen, als in einer andern. Am meisten aber bewährt sich dasselbe in der Liederkomposition. Wie er es in seinen Opern an den Tag legt, darüber vermögen wir nicht zu urtheilen, weil sie nur theilweise bekannt sind. Doch lassen einzelne dramatische Szenen, die veröffentlicht wurden, wenigstens annäherungsweise auf sein Talent auch in dieser Richtung schließen. Der Geist der Kunst, wie er überhaupt in diesem Jahrhunderte hervorgetreten, hat sich auch in den Liedern Schuberts abgespiegelt. Das Streben, die Liedform zu erweitern, in dem Liede mehr zu geben, als es das Gedicht erheischt, wurzelt wesentlich in dem Zeitgeiste. In dem ausgeführten Liede sucht der Komponist den Inhalt des Gedichts durch musikalischen Ausdruck zu erhöhen, oft sogar zu überspannen. Einerseits geschieht dies, indem er subjektiven Gedanken die Zügel schießen läßt und für eine einfache und im Gedicht nur einmal gegebene Empfindung eine Fülle von musikalischen Wendungen auffindet, andererseits, indem er das Gedicht musikalisch porträtirt, d. h. jeder Strophe, jedem Worte einen Ausdruck verleiht. Dadurch hat das Lied eine ganz schiefe Stellung genommen. Daher diese Fluth von überreizten oder langweiligen Liedkompositionen. Es sind dies einseitige Ausdrucksweisen, hervorgegangen aus erkünstelter Auffassung des Gedichts und aus einer Verwechslung des wahren Verhältnisses der Musik zur Poesie. Wenn die Zeit es überhaupt vermochte, sich aus solcher Einseitigkeit zu erheben, die extremen Richtungen zu vermitteln, so konnte es nur geschehen in einer Weise, wie wir sie bei Franz Schubert antreffen. Er steigert das Gefühl zur Situation, er macht aus dem Gefühl eine Handlung, er entwirft in uns mit dem empfindenden Menschen zugleich ein Bild. So ist er gezwungen, an der Realität die Melodie festzuhalten und eine Erweiterung der Liedform nur in so weit sich zu erlauben, als der Dichter sie unabweislich verlangt. In der Ballade z. B. wird es sehr oft der Fall sein müssen, weil in ihr das momentane Gefühl fast immer in einem bestimmten Kreise von Situationen agirt. Es kann aber auch die Liedform in ihrer Strenge festgehalten werden, wenn das einzelne Gedicht selber nur ein Moment ausgeführter Situationen ist. Als solchen Moment betrachten wir das einzelne Gedicht in den sogenannten Liedercyclen. Sie bilden recht eigentlich das Feld für die moderne Lyrik. Jedes Lied, ein in sich abgeschlossenes und doch nur Theil eines Ganzen. In den Liedercyclen ist der Komponist gewissermaßen darauf angewiesen, sein Gefühl zu konzentriren, dem Momente einen Ausdruck zu geben und durch diesen mit feiner Zeichnung zu individualisiren. Wie sehr eine derartige Charakteristik im Geiste der Zeit liegt, das beweist unter anderm die moderne Tanzmusik. Ein Walzer von Strauß, Lanner oder Gungl enthält eine bestimmte Anzahl von einzelnen Tänzen; jeder einzelne ist aber für sich ein charakteristisches Bild und das Ganze im Zusammenhange giebt eine Situation, durch die etwa eine landschaftliche oder wer weiß was für eine Handlung musikalisch verwirklicht werden soll. Indem das einzelne Lied, ganz ähnlich wie es in dem Tanzcyclen geschieht, einen bestimmten Moment aus der ganzen Gefühlssituation erfaßt, braucht der Ausdruck des Inhalts sowohl wie der Form nicht den Kreis, in welchem es sich bewegen soll, zu überschreiten, sei es, daß der Cyclus eine sich hinter einander entwickelnde Reihe von Gefühlen darstellt, sei es, daß er in einem Grundgefühle, in einer Grundstimmung wurzelnd, dieselbe in ihre einzelne Momente aus einander legt. Zu der ersten Art der Cyclen gehören: „die schöne Müllerin" und die „Winterreise" von Schubert, zur andern der unter dem Titel: „Schwanengesang" herausgegebene Liederkreis desselben Komponisten. Diese Weise, in einer Reihe von Liedern überhaupt ein Ganzes zu geben, gehört der neuern Zeit an, und es ist wünschenswerth,

daß talentvolle Lyriker sich eine derartige Behandlung innerlicher Situationen mehr angelegen sein lassen. Dadurch werden die überspannten Zeitforderungen, welche man an das Lied richtet, am angemessensten konzentrirt.

Gehen wir auf die Lieder Schuberts näher ein, so haben wir vor allem zu sagen, daß Schubert in seiner innersten Natur ein musikalisches Gemüth war. Er konnte nicht anders, als musikalisch empfinden und sich ausdrücken. Diese Eigenthümlichkeit seines Wesens schnitt ihn gewissermaßen von anderm geistigen Verkehr ab und stellte ihn auf einen einseitigen Standpunkt. Schubert gehörte zu den Künstlern, die sich um nichts bekümmern, als um ihre Musik. Es ist natürlich, daß ein solcher Geist in seinen Werken sein ganzes Wesen, mithin Vollendetes aber auch Mangelhaftes, Einseitiges, Halbes darbot, weil ihm alle die Vermittelungswege fehlten, durch die ein anderer Künstler, vermöge seiner allseitigen geistigen Lebensanschauung, mit demselben Talente begabt, Größeres leistet. Auch das bedeutendste Talent bedarf des Ausruhens von dem schöpferischen Walten, bedarf des besonnenen kritischen Blickes, um Kräfte zu sammeln. Jedem aber wohnt das Vermögen einer ausgleichenden Thätigkeit nicht inne und wie es Menschen giebt, die man redselig nennt, die im Reden Seligkeit empfinden, weil das Reden ihr Lebenselement ist, so möchte man Schubert einen musikseligen Menschen heißen, der sein ganzes Innere immer nur als Musik nach Außen kehrte; Spohr gehört ebenfalls zu diesen eigenthümlichen Künstlernaturen. Sie leben und weben nur in der Musik. Daß da mitunter, vielleicht gar oft, auch Manches geschrieben und in die Oeffentlichkeit gegeben wird, was wohl daheim in dem geistigen Schatzkästlein hätte zurückbleiben können, um zu recht lebensfrischen Gestaltungen verwandt zu werden, versteht sich von selbst. Wie es aber jedenfalls auch im Leben höchst interessant ist, Menschen von geistiger Bedeutung zu begegnen, die ohne Scheu ihr ganzes Wesen offenbaren, Schönes und Herrliches, Besonnenheit und Leichtfertigkeit, geistige Kraft, glänzenden Witz und langweilige Abspannung, die niemals mit kritischem Blick ihr inneres Wesen abrunden, so gehört gerade nach dieser Seite hin Schubert zu den anziehendsten Charakteren, welche die Musikgeschichte aufzuweisen hat. Das ist der Standpunkt, den Schubert für sich als Künstler, abgesehen von der Zeit, die ihn hervorgebracht hat, einnimmt. Wir gelangen nun zu der Charakteristik seines musikalischen Schaffens auf dem bezeichneten Gebiete. Man kann in den Liedern Schuberts verschiedene Richtungen unterscheiden, in denen er vorzugsweise bedeutend ist und schon früh diese Bedeutsamkeit an den Tag gelegt hat. Wie dies von seinen Liedern als besonderer Richtung überhaupt gilt, so bewährt es sich auch in den einzelnen Arten des Liedes. Ein chronologischer Verfolg seiner Kompositionen führt merkwürdiger Weise zu dem Resultat, welches eben bereits ausgesprochen worden, daß nämlich in eine spätere Zeit fallende Kompositionen den frühern oft nachstehen und umgekehrt, Schubert also sein Talent nicht in gleichmäßig sich steigender und besonnener Weise entfaltete wie Haydn oder Mozart, sondern ohne Scheu und Kritik niederschrieb, was ihm in die Feder kam. Während des Studiums seiner nachgelassenen Werke wird man öfter in den Fall kommen, dies oder jenes für unecht zu erklären, ja man würde eine solche Erklärung ohne Weiteres auch abgeben, träte man nicht dadurch der Ehrenhaftigkeit der Verleger oder Herausgeber zu nahe. Die Ungleichheit des Werthes der Kompositionen Schuberts findet ihren Grund daher wohl ebenfalls in der oben bezeichneten Eigenthümlichkeit seines künstlerischen Wesens. Bei einer Beleuchtung seiner Lieder lassen sich zuerst solche hervorheben, in denen weder ein eigenthümlicher Liederstyl, noch eine Eigenthümlichkeit der Auffassung des Gedichtes erkennbar ist, Kompositionen, welche an die in der Zeit übliche und vielfach vorkommende Liedform anknüpfen. Bemerkenswerth erscheint es, daß dieser Standpunkt sich durch die ganze schaffende Thätigkeit Schuberts hindurchzieht. In den spätern Arbeiten, die hierher gehören, ist die Form allerdings mehr geläutert, die Auffassung besonnener und nicht so

gewöhnlich, wie in den frühern; aber dennoch stehen sie in keinem Verhältniß zu der ganz eigenthümlichen Charakteristik, die wir als ein besonderes Kennzeichen Schubert'scher Lieder ansehen müssen. Diese Richtung wird z. B. durch Op. 3 vertreten, wo in „Schäfers Klagelied", „Abendlied", „Meeresstille" von Göthe sich noch nicht die geringste Eigenthümlichkeit ausspricht. Höchstens ließe die arpeggirende Begleitung in „Meeresstille" auf das Streben schließen, etwas besonderes an den Tag zu fördern. „Das Haidenröslein" in demselben Werke findet die einfache poetische Haltung im Gedichte heraus, ohne den Volkston zu erfassen. Nach derselben Seite hin ist diese Richtung in Op. 5 vertreten, wo ebenfalls 5 Göthe'sche Gedichte nur als Anfänge eines sich bildenden Liederkomponisten betrachtet werden können, ohne die Fähigkeit einer charaktervollen Auffassung — oder Gestaltung zu offenbaren. Ueberhaupt hat er mit Göthes Poesie ein merkwürdiges Unglück. „Der Trost in Thränen" (25. Lieferung im Nachlaß) und „Ueber allen Wipfeln ist Ruh" (Op. 1) machen eine erfreuliche Ausnahme. Ganz ebenso erscheint aber Schubert auch in spätern Arbeiten. So sind unter andern Op. 41, 44, 45, mehr oder weniger Anfänge eines sich bildenden Talentes, Versuche, den alten Standpunkt zu verlassen und sich hie und da fast capriciös in ein neues Element des Ausdrucks hinein zu arbeiten. Während „der Einsame" einen ländlichen einförmigen Typus ausschließlich durch Figuration wiederzugeben versucht, die „untergehende Sonne" in eigentlicher Musikseligkeit kein Ende findet, nehmen wir in der „jungen Nonne", in „Nacht und Traum" schon ein Ringen nach Tiefe und Besonderheit wahr, ohne daß es jedoch bis zu einer ruhigen Gestaltung gebracht wird. Ein Uebergangspunkt zur Charakteristik ist etwa in Op. 105 nachweisbar, wo wenigstens die „Sehnsucht" die Eigenthümlichkeit der Liedercyclen ahnen läßt. Eine zweite Richtung, welche den Künstler ebenfalls noch nicht auf einen einsichtigen Standpunkt stellt, bezeichnen seine didaktischen Lieder. Schubert hat von Schillers Gedichten Vieles in musikalische Formen gegossen, ohne nur im entferntesten zu ahnen, daß solches Unterfangen fast unübersteigliche Hindernisse darbietet. Schillers Lyrik ist durchaus philosophisch und wenn auch reich an Tiefe der Anschauung, doch viel zu wenig sinnlich-lyrisch, um ein ersprießliches Feld für musikalischen Ausdruck abzugeben. Sie hat ferner einen so idealischen, an das rein Abstrakte grenzenden Schwung, daß oft nicht einmal der Denker, ohne vermittelnde Reflexion, solchem Fluge zu folgen vermag. Wie ist es wohl möglich, die „vier Weltalter" (Op. 111) in Musik zu setzen, oder „Elysium" mit seinem idealistischen Geisterflug? In denselben Fehler verfällt Schubert mit seiner Bearbeitung der „Waldesnacht" von Schlegel (Nr. 16 des Nachlasses) während Schillers „Freude schöner Götterfunken" zwar darstellbar ist, aber in seiner populären Fassung, wofür Schubert gar keine Fähigkeit besitzt, den Sinn nicht trifft. Die Bearbeitung solcher Poesien ist nur erklärbar aus der Eigenthümlichkeit des Komponisten, jedes Gedicht, das ihn berührt, auch musikalisch zu reproduciren. Fast in gleicher Weise geht es ihm mit den Balladen. Der dramatische Charakter, das Gemisch dieser volksthümlichen Dichtart aus lyrischen und epischen Elementen, ist ungemein anregend, und es giebt keinen Komponisten, der sich darin nicht versucht hätte. Wirkliches Talent für dieselbe besitzen aber nur Zumsteeg und Löwe, letzterer in vollkommenstem Maße. Schubert ergeht sich in weitläufige Längen und Breiten, und hat dabei wiederum das Unglück, auf Schiller zu verfallen, ohne daß er des Dichters eigenthümlichen Balladenton erfaßt. Schiller ist zu idealistisch, um volksthümlich zu sein; seine Balladen, wenn man sie so nennen darf, tragen ein plastisches Gepräge und sind wie alle seine Poesie zu tendenziös, um unmittelbar zu wirken, daher er denn auch ein nicht zu rechtfertigendes Urtheil über Bürger gefällt hat. „Die Bürgschaft", „Ritter Toggenburg", ebenso „der Liedler" von Kerner, sind ganz verfehlte Produktionen. Wie fern er von einem Verständniß Schiller'scher Lyrik war, geht auch aus seiner Bearbeitung der „Sehnsucht" und des „Pilgrims"

hervor, die er beide für Balladen gehalten zu haben scheint, während sie, musikalisch ganz undarstellbar, als allegorische Bilder für einen dem Dichter ganz eigenthümlichen Kreis philosophischer Anschauungen angesehen werden müssen. Sehr eng mit dem in den Balladen angeschlagenen Ton hängen mehrere Kompositionen zusammen, die, obgleich in der ausgeführten Liedform abgefaßt, dramatisch zu wirken bestimmt sind, eben so einzelne dramatische Szenen. In diesem Sinne behandelt er Göthes: „Kennst du das Land" und die Szene Gretchens in der Kirche. Letztere ist so verfehlt, daß man kaum begreift, wie der Komponist zu einer solchen Auffassung gelangen konnte. Aehnlich darf man über sein Op. 6 urtheilen. Dagegen enthält die erste Lieferung des Nachlasses ein ausgeführtes schilderndes Lied: „Die Nacht", das in seiner dramatischen Färbung von außerordentlicher Wirkung ist. Hier bilden das lebendige charaktervolle Recitativ, die idyllische Naturschilderung, die kräftige Haltung des Häuptlings, der Aufgang der Sonne, das Jagdleben, die anziehendsten Effekte, die durch eine geistreiche und geschickte Vertheilung der Gesangs- und Instrumentalmittel den Weg anzudeuten scheinen, welchen Schubert in den Cyclen verfolgt. Nach diesen zum Theil verfehlten Richtungen unterscheiden wir eine Uebergangsstufe, aus welcher Schuberts Talent sich oft mit Gewalt zur Charakteristik heraus arbeitet, theils in die ältern bereits durchlebten Formen- und Ausdrucksweisen wieder zurückfallend, theils einen ganz neuen Weg einschlagend. Es bedurfte hiezu eigenthümlicher Anregungen, die er in der vorhandenen deutschen Lyrik nicht zu finden vermochte und die ihn hinaus trieben auf ferner liegende Gebiete, welche seine Phantasie gewissermaßen frappirten. Auf dieser Uebergangsstufe, so wollen wir sie nennen, da wir eine Charakteristik der Lieder nach ihrem innern Wesen geben, wandte sich Schubert zur antiken Poesie, in die Regionen nordischer Wildheit und in das duftig-üppige schattende Laub orientalischer Träume. Wie ihm diese Gebiete neu und ganz anders entgegentraten, als das oft bebaute Feld, das er früher gewählt hatte, so mußte er bei dem frappirenden Eindrucke des Nationell-Charakteristischen auch auf allerlei Abwege gerathen, die ihn nicht selten krank oder gesucht in der Auffassung erscheinen lassen. Wir erwähnen zunächst der „Gruppe aus dem Tartarus" Op. 24, des „Zwergs" Op. 22, der „anakreontischen Lieder" Op. 56 (letztere ungemein schwach). Hier wie in der Lieferung 19 des Nachlasses, im „Orpheus" spiegelt sich das antike Kunstelement mit romantischem Beisatz großartig ab und versetzt fast in die Zeit des Alterthums. Zu einer vollkommen plastischen Abrundung konnte er es aber nicht bringen. Er ist seinem ganzen Wesen nach Romantiker und so tragen auch seine Anschauungen der antiken Gefühlswelt dieses Gepräge, bei aller Ruhe immer noch eine wehmüthige Färbung. Wir erinnern an: „Hipolits Lied" in der 7ten und an „Orpheus" in der 19ten Lieferung des Nachlasses. Alle moderne oder germanisch-christliche Einsicht in das Antike erfaßt das Wesen desselben nicht objektiv genug, selbst Gluck, der sich am unbefangensten in antike Anschauungen zu versenken vermag, ist von dem Wesen nur germanisch-christlich erwärmt, wie es auch nicht anders sein kann. Solche Kraft aber übt es immer auch auf den modernen Künstler aus, z. B. auf Mendelssohn in seiner Antigone", daß es die Form abrundet, den Ausdruck mäßigt und bei aller Ruhe erschüttert. Das bemerken wir auch an Schubert. Freier, weil der christlichen Anschauung näher, ergeht sich Schubert in den wilden, stürmischen Empfindungen eines Ossian. Man vergleiche im Nachlaß die 4te und 5te Lieferung „Normanns Gesang" in Op. 52 und die sieben Lieder aus Walter Scotts „Fräulein vom See." Hier bringt er alle Kunst des Rhythmus und harmonischer Sequenzen in Bewegung und man findet sich unwillkürlich in das nordische Felsgeklüfte versetzt. Nach einer andern Seite hin fühlt man die Schwüle und die vollsaftige Natur des Orients dem Komponisten nach, wenn er (Op. 14 und 31) „Suleikas Gesang" ertönen läßt.

Nachdem Schubert diese Uebergangsstufen verlassen hatte, gelangte er zur

wirklichen Charakteristik, die bei ihm, wie bereits bemerkt worden, als lyrische Situation erscheint. In die Reihe dieser Erzeugnisse bringen wir den „Wanderer", „die Forelle", „im Wald und auf der Brücke" (Op. 93), „die beiden Ständchen", „die Abendlieder", den „zürnenden Barden", „am See", „Wiedersehen" (15. Lief. im Nachlasse), „Erlkönig" und manches Andere. Als vollständig abgerundet und als Ausdruck seines eigenthümlichsten Wesens müssen wir die oben erwähnten Liedercyclen bezeichnen. Wenn er auch im Ausdruck hie und da übertreibt und mit etwas starken Farben zeichnet, so ist das doch nur selten der Fall. Er giebt die schönsten Situationen des Seelenlebens wahr, treu, tief — innerlich. Aber es gehört nicht nur Kunst, sondern die tiefste Einsicht, Reife der Anschauung, durchlebtes Leben dazu, um vollständig wiederzugeben, was diese Cyclen enthalten. Sie müssen sich in den Händen eines jeden deutschen Liedersängers befinden, und wenn die romantische Schule in irgend einem Komponisten dieser Richtung vertreten wird, so geschieht es durch ihn. Freilich, wenn man Beethoven's: „An die ferne Geliebte" singt, so fühlt man den Unterschied des Klassischen und Romantischen, des Ursprünglichen und des Vermittelten. Versetzen wir uns daher vor allen Dingen nur auf den oben nachgewiesenen Standpunkt der Beurtheilung. Gewiß erweisen wir zum Schluß dem deutschen Publikum einen Freundschaftsdienst, wenn wir noch die hauptsächlichsten seiner Lieder, gleichsam als Blumenlese, sorgsam zusammen getragen, der Reihenfolge nach hier angeben, sowohl die früher veröffentlichten, als auch diejenigen, die in neuerer Zeit aus seinem kostbaren Nachlasse uns in 50 Lieferungen mitgetheilt worden sind. Es sind dies aber folgende: Op. 1. Erlkönig, Ballade von Göthe; Op. 2. Gretchen am Spinnrade; Op. 3. Schäfers Klagelied, — Haidenröslein, — Jägers Abendlied, — Meeresstille von Göthe; Op 4. Der Wanderer, — Morgenlied, — Wanderers Nachtlied; Op. 5. Rastlose Liebe, — Nähe der Geliebten, — Der Fischer, — Erster Verlust, — Der König in Thule; Op 6. Memnon, — Antigone und Oedipus, — Am Grabe Anselmo's; Op. 7. Die abgeblühte Linde, — Der Flug der Zeit, — Der Tod und das Mädchen; Op. 8. Der Jüngling auf dem Hügel, — Sehnsucht, — Erlassee, — Am Strome; Op. 12. Gesang des Harfners aus Wilhelm Meister von Göthe; Op. 13. Der Schäfer und der Reiter, — Lob der Thränen, — Der Alpenjäger von Mayrhofer; Op. 14. Suleika, — Geheimes von Göthe; Op. 19. An Schwager Krones, — An Mignon, — Ganymed; Op. 20. Sei mir gegrüßt, — Frühlingsglaube, — Hänflings Liebeswerbung; Op. 21. Auf der Donau, — Der Fischer, — Wie Ulfru fischt, — Für Baß; Op. 22. Der Zwerg, — Wehmuth; Op. 23. Die Liebe hat gelogen, — Die selige Welt, — Schwanengesang, — Schatzgräbers Begehr; Op. 24. Grüppe aus dem Tartarus, — Schlummerlied; Op. 25. Die schöne Müllerin. Ein Cyclus von Liedern von W. Müller. Heft 1. Das Wandern, — Wohin? — Halt, — Danksagung an den Bach; Desselben 2. Heft. Am Feierabend, — Der Neugierige, — Ungeduld, — Morgengruß, — Des Müllers Blumen; Desselben 3. Heft. Thränenregen, — Mein, — Pause; Desselben 4. Heft. Mit dem grünen Lautenbande, — Der Jäger, — Eifersucht und Stolz, — Die liebe Farbe, — Die böse Farbe; Desselben 5. Heft. Trockene Blumen, — Der Müller und der Bach, — Des Baches Wiegenlied; Op. 26. Nr. 1. Romanze (Der Vollmond strahlt —); Op. 28. Suleika's zweiter Gesang, von Göthe; Op. 32. Die Forelle; Op 36. Die zürnende Diana, Nachtstück; Op. 37. Der Pilgrim. — Der Alpenjäger, von Schiller; Op. 39. Die Sehnsucht, von Schiller; Op. 41. Der Einsame, von C. Lappe; Op. 43. Die junge Nonne, — Nacht und Träume; Op. 44. An die untergehende Sonne; Op. 52. 7 Gesänge aus W. Scott's Fräulein vom See. Heft 1: Raste Krieger, — Jäger ruhe, — Bootsgesang, — Coronach; Op. 52. Heft 2: Norman's Gesang, — Hymne an die Jungfrau, — Lied des gefangenen Jägers; Op. 56. Heft 1: Willkommen und Abschied; Heft 2: An die Leier, — Im Haine; Op. 57. Der Schmetterling, —

Die Berge, — An den Mond; Op. 58. Hektor's Abschied, — Emma, — Des Mädchens Klage; Op. 59. 4 Gedichte von Fr. Rückert und Graf Platen (Du liebst mich nicht, — Daß sie hier gewesen, — Du bist die Ruh, — Lachen und Weinen); Op. 60. Greisengesang, — Dithyrambe von Schiller; Op. 62. Gesänge aus Wilhelm Meister von Göthe (Nur wer die Sehnsucht kennt, — Heiß mich nicht reden, — So laßt mich scheinen —); Op. 65. Lied eines Schiffers an die Dioskuren, — Der Wanderer, — Aus Heliopolis; Op. 68. Der Wachtelschlag; Op. 71. Drang in die Ferne; Op. 71. Auf dem Wasser zu singen; Op. 73. Die Rose, von Schlegel; Op. 79. Das Heimweh, — Die Allmacht; Op. 80. Der Wanderer an den Mond, — Das Zügenglöcklein, — Im Freien; Op. 81. Alinde, — An die Laute, — Zur guten Nacht; Op. 83. 3 Gedichte von Metastasio. Nr. 1. Die Macht der Augen. — Nr. 2. Der getäuschte Verräther. — Nr. 3. Die Art, ein Weib zu nehmen; Op. 85. Lied der Anna Lyle, — Gesang der Norma; Op. 86. Romanze des Richard Löwenherz; Op. 87. Der Unglückliche, — Die Hoffnung, — Der Jüngling am Bache; Op. 88. Abendlied für die Entfernte, — Thekla, — Um Mitternacht, — An die Musik; Op. 89. Winterreise von W. Müller. Abtheilung 1 (Nr. 1—12): Gute Nacht, — Die Wetterfahne, — Gefrorne Thränen, — Erstarrung, — Der Lindenbaum, — Wasserfluth, — Auf dem Flusse, — Rückblick, — Irrlicht, — Rast, — Frühlingstraum, — Einsamkeit; Abtheilung 2 (Nr. 13—24): Die Post, — Der greise Kopf, — Die Krähe, — Letzte Hoffnung, — Im Dorfe, — Der stürmische Morgen, — Täuschung, — Der Wegweiser, — Das Wirthshaus, — Muth, — Die Nebensonnen, — Der Leiermann; Op. 92. Der Musensohn, — Auf dem See, — Geistergruß; Op. 93. Im Walde, — Auf der Brücke; Op. 95. Die Unterscheidung, — Bei dir allein, — Die Männer sind méchant! — Irdisches Glück; Op. 96. Die Sterne, — Jägers Liebeslied, — Wanderers Nachtlied, — Fischerweise; Op. 97. Glaube, Hoffnung und Liebe; Op. 98. An die Nachtigall, — Wiegenlied, — Iphigenia; Op. 101. Der blinde Knabe, von Craigher; Op. 105. Nr. 1: Widerspruch, — Nr. 2: Wiegenlied, — Nr. 3: Am Fenster, — Nr. 4: Sehnsucht (Die Scheibe friert); Op. 106. Heimliches Lieben, — Das Weinen, — Vor meiner Wiege, — An Sylvia; Op. 108. Ueber Wildemann, — Erinnerung, — Todesmusik; Op. 109. Am Bach im Frühlinge, — Genügsamkeit, — An eine Quelle; Op. 110. Der Kampf, von Schiller; Op. 111. 3 Gedichte (An die Freude, — Lebensmelodien, — Die vier Weltalter); Op. 115. Das Lied im Grünen, — Wonne der Wehmuth, — Sprache der Liebe; Op. 116. Die Erwartung, von Schiller; Op. 117. Der Sänger, Ballade von Göthe; Op. 118. 6 Gedichte (Geist der Liebe, — Der Abend, — Tischlied, — Lob des Tokayers, — An die Sonne, — Die Spinnerin); Op. 119. Auf dem Strom, von Rellstab; Op. 120. Viola, von Schober; Op. 124. 2 Szenen aus dem Schauspiel: Lacrinas. Op. 126. Ballade! Ein Fräulein schaut vom hohen Thurm; Op. 130. Das Echo (Herzliebe gute Mutter); Op. 131. Der Mondabend, — Trinklied, — Klagelied. Nachgelassene musikalische Dichtungen: Lief. 1. Ossian's Gesänge 1. Heft: Die Nacht; Lief. 2. 2. Heft: Croman, — Kolma's Klage; Lief. 3. 3. Heft: Loda's Gespenst; Lief. 4. 4. Heft: Shiltrik und Vinvela, — Ossian's Lied nach dem Falle Nathos, — Das Mädchen von Inistore; Lief. 5. 5. Heft: Der Tod Oscars; Lief. 6. Elysium, von Schiller; Lief. 7. Des Sängers Habe, — Hippolit's Lied, — Abendröthe, — Ständchen, von Shakespear; Lief. 8. Die Bürgschaft, Ballade von Schiller; Lief. 9. Der zürnende Barde, — Am See, — Abendbilder; Lief. 10. 8 geistliche Lieder (Dem Unendlichen, — Die Gestirne, — Das Marienbild, — Vom Mitleiden „Mariä", — Litanei, — Pax nobiscum, — Gebet während der Schlacht, — Himmelsfunken); Lief. 11. Orest auf Tauris, — Der entführte Orest, — Philoctet, — Freiwilliges Versinken; Lief. 12. Der Taucher, Ballade von Schiller, — Lief. 13. An mein Herz, — Der liebliche Stern; Lief. 14. Grenzen der Menschheit, —

Fragment aus dem Aeschylus; Lief. 15. Wiederschein, — Liebeslauscher, — Todtengräberweise; Lief. 16. Waldesnacht; Lief. 17. Lebensmuth, — Der Vater mit dem Kinde, — An den Tod, — Verklärung; Lief. 19. Pilgerweise, — An den Mond in einer Herbstnacht, — Fahrt zum Hades; Lief. 19. Orpheus, — Ritter Toggenburg; Lief. 20. Im Abendroth, — Scene aus: Faust, — Mignon's Gesang; Lief. 21. Der Blumenbrief, — Vergißmeinnicht; Lief. 22. Der Sieg, — Atys, — Beim Winde, — Abendstern; Lief. 23. Schwestergruß, — Liebesend; — Lief. 24. Schiffers Scheidelied, — Todtengräbers Heimweh; Lief. 25. Fülle der Liebe, — Im Frühling, — Trost in Thränen; Lief. 26. Der Winterabend; Lief. 27. Der Wallensteiner Lanzknecht beim Trunke, — Der Kreuzzug, — Des Fischers Liebesglück; Lief. 28. Hermann und Thusnelda, — Selma und Selmar, — Das Rosenband, — Edone, — Die frühen Gräber; Lief. 29. Stimmen der Liebe, — Die Mutter Erde, — Gretchens Bitte, — Abschied in das Stammbuch eines Freundes; Lief. 30. Clärchens Lied aus Göthe's Egmont, — Grablied für die Mutter; Lief. 31. Die Betende, — Der Geistertanz, — An Laura; Lief. 32. Die Einsamkeit, von Mayrhofer; Lief. 33. Die Schiffer, Die gefangenen Sänger; Lief. 34. Auflösung, — Blondel zu Marien; Lief. 35. Die erste Liebe, — Lied eines Kriegers; Lief. 36. Der Jüngling an der Quelle, — Lambertine, — Ihr Grab; Lief. 37. Heliopolis, — Sehnsucht; Lief. 38. Die Einsiedelei, — Lebenslied, — Himmelsfunken; Lief. 39. Als ich sie erröthen sah, — Das war ich, — Ins stille Land; Lief. 40. Das Mädchen, — Bertha's Leiden in der Nacht, — An die Freunde; Lief. 41. Lied eines Kriegers, — Das große Hallelujah, von Klopstock; Lief. 42. Fragment aus: Die Götter Griechenlands, von Schiller, — Das Finden, — Cora an die Sonne, — Grablied, — Adelaide; Lief. 43. Im Gegenwärtigen Vergangenes; Lief. 44. Trost, — Die Nacht, — Zum Punsche, — Das Leben; Lief. 45. Frohsinn, — Trinklied, — Klage um Ali Bei, — Der Morgenkuß; — Epistel, von Cobie (musik. Schwank); Lief. 47. Prometheus, — Wer kauft Liebesgötter? — Nachtgesang, — An den Mond; Lief. 48. Die Sterne, — Erntelied, — Klage, — Trinklied, — Mignon, — Der Goldschmiedgeselle, — Fischerlied; Lief. 49. Auf der Riesenkoppe, — Auf einen Kirchhof; Lief. 50. An die Aepfelbäume, — Der Leidende! Endlich: Der Schwanengesang. Abtheilung 1 und 2, Nr. 1—14: Liebesbotschaft, — Kriegers Ahnung, — Frühlingssehnsucht, — Ständchen, — Aufenthalt, — In der Ferne, — Abschied, — Der Atlas, — Ihr Bild, — Das Fischermädchen, — Die Stadt, — Am Meer, — Der Doppelgänger, — Die Taubenpost.

Neumann (K. Fr.), Professor an der Münchener Hochschule, wurde am 22. Dezember 1798 zu Reichmannsdorf unweit Bamberg von armen Eltern geboren. Seine ihn vielfach drückenden Verhältnisse hinderten ihn nicht, seiner Neigung zu ernsten Studien zu folgen, und er ermöglichte, daß er 1816 die Heidelberger Hochschule beziehen konnte. Hierauf ging er nach München, wo er vom Judenthum zur evangelischen Kirche übertrat, und dann nach Göttingen. Seine erste Anstellung, die man ihm 1822 als Lehrer am Gymnasium zu Speier gab, nahm man ihm 1825 wieder, weil er beim Unterricht in der Geschichte über religiöse Verhältnisse zu freie Aeußerungen sich erlaubt habe. Bis 1827 privatisirte er in München. In dem genannten Jahre begab er sich nach Venedig, um in dem Kloster San Lazaro das Armenische zu erlernen. Sein nächster Aufenthaltsort war Paris, wo er seine orientalischen Studien fortsetzte und sich namentlich im Chinesischen vervollkommnete. In London setzte er während des Jahres 1829 diese Studien fort, und hier eröffnete sich ihm in Folge seiner Sprachkenntniß die Aussicht, Indien und China zu sehen. Im April trat er seine große Reise an. Der Hauptzweck, den er dabei außer seinem Streben verfolgte, seine chinesischen Studien im Lande selbst zum Abschluß zu bringen, war die Sammlung einer chinesischen Bibliothek, woran es in Deutschland noch gänzlich fehlte. Seinem eifrigen Bemühen gelang es, eine chinesische Bibliothek

von ungefähr 10,000 Bänden zusammenzubringen, welche alle Fächer der Literatur umfaßt u. nach dem Urtheil von Kennern in Europa ihres Gleichen nicht hat. Eine kleinere Sammlung, 4000 Bände umfassend, kaufte er für Berlin. Bald nach seiner Rückkehr ernannte ihn die baierische Regierung zum Professor an der Universität zu München. Von seinen frühern Werken zählt das „Jüdische Athenäum" folgende auf: „Rerum criticarum specimen" (Göttingen, 1820); „Ueber die Staatsverfassung der Florentiner von Aretinus" (Frankfurt, 1822); „Historische Versuche" (Heidelberg, 1826) und „Aristotelis rerum republicarum fragmenta" (Heidelberg, 1826). Seine orientalischen Studien sind vorzüglich auf die Geschichte von Hoch- und Ostasien gerichtet. Besondere Erwähnung verdienen in diesem Betracht seine „Pilgerfahrten buddhistischer Priester aus China nach Indien" (Leipzig, 1833) und „Mémoires sur la vie et les ouvrages de David, philosophe arménien du cinquième siècle de notre ère" (Paris 1829); aus dem Armenischen übersetzte er „History of Vartan by Elisaeus" (London, 1830) und „Vatrams chronicle of the armeniac kingdom in Cilicia" (London, 1830); aus dem Chinesischen „Catechism of the Shamans" (London, 1831), den er auch deutsch (Leipzig, 1834) erscheinen ließ, und die „History of the pirates" (London, 1831). Nach dem Italienischen bearbeitete er den „Versuch einer Geschichte der armenischen Literatur" (Lpz., 1833). Seine „asiatischen Studien" (Leipzig, 1833) bestehen aus einzelnen Aufsätzen, und sein „Lehrsaal des Mittelreichs" (München, 1836) ist eine chinesische Chrestomathie. Viele Aufsätze von ihm enthält die „Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes", die er mitbegründen half. Außerdem arbeitet er für den Münchener „Gelehrten Anzeiger", das „Ausland" und die „Allgemeine Zeitung." Die letztere enthält fast in jedem neuern Jahrgange eine Reihe lehrreicher Aufsätze von ihm über asiatische Zustände, namentlich über Afghanistan und China. Sein Hauptwerk ist die „Staaten- und Kulturgeschichte Asiens", woran er noch fortwährend arbeitet. Der erste Band enthält die Geschichte von Afghanistan und basirt auf den gründlichsten Studien. Vorzüglich sind namentlich die Abschnitte, welche von der Verfassung der Afghanen handeln, deren Entstehen theils aus den allgemeinen, in jedem Urzustande wiederkehrenden Verhältnissen, theils aus Abstammung und Sitten des Volks nachgewiesen wird. Neumann erörtert hier an Beispielen, an den Demen und Phylen der Griechen, an den Curien und Tribus der Römer, an unsern altdeutschen Verhältnissen, an den Tscherkessen, an den hundert Geschlechtern des chinesischen Volks, wie sich überall aus einer Anzahl Sippen und Nachbarn Marken und Gaugenossenschaften bilden, aus deren Vereinigung dann im Laufe der Zeit Stämme und Völker hervorgehen. Dem größern Publikum ist Neumann weniger durch dieses Werk bekannt geworden, als durch seine „Geschichte des englisch-chinesischen Kriegs." (Leipzig, bei Teubner, 1846.) Selbst den Engländern fehlt eine solche Geschichte, die zu schreiben ihr Verfasser freilich vor allen berufen war, da er die zur Abfassung eines solchen Werks unerläßlichen Vorbedingungen in seltener Vereinigung mitbrachte: historisch-politischen Sinn und orientalische, insbesondere sinelogische Gelehrsamkeit. Diese Geschichte ist nicht einseitig nach englischen Büchern und Zeitungen bearbeitet, sondern auch chinesische Quellen, Berichte von chinesischen Behörden u. s. w. sind dabei vielfach zu Rathe gezogen. Ferner ist aus morgenländischen wie abendländischen Quellen in diese Kriegsgeschichte alles dasjenige verflochten, oder als Einleitung vorausgesandt, was nur erforderlich sein mag, das Verständniß der Verhältnisse jenes fremden und fremdartigen Reiches und der dortigen Ereignisse in der Jetztzeit und Zukunft zu erleichtern, d. h. eine gedrängte Darstellung der geistigen, staatlichen und bürgerlichen Zustände der Chinesen.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. G. Gato in Meißen.

Die Kriegsmacht von Großbrittannien. Landheer und Flotte sind in England mehr zusammen gehörend, als in irgend einem andern Lande, die Erhaltung der Kolonien, die Vertheidigung des Mutterlandes basiren auf beiden; meistens so getrennt, daß die Dienste der einen Abtheilung anfangen, wenn jene der andern aufhören, fechten sie auch wohl im Verein und erzielen dann glänzende Resultate. Sonderbarer Weise sind die statistischen Angaben, die man in Werken und Zeitungen über Heer und Flotte Englands findet, fast immer sehr ungenau, und namentlich existiren über das Heer kaum zwei gleichlautende Nachweise, was um so auffallender ist, als monatliche Listen (army lists) veröffentlicht werden. Die folgenden Angaben dürfen wir als ganz zuverlässig bezeichnen, die Zahlen, welche sie geben, repräsentiren den Stand von Heer und Flotte nach dem Budget vom 1. April 1850 bis zum 31. März 1851.

A. Landheer.

1) Haustruppen der Königin (Household Troops).

Reiterei.

1308 Mann in 2 Regimentern Leibgarde (Kuirassiere) und 1 Regiment Horse Guards (desgl.), den sogenannten Blauen. (Horse guards blue.)

Infanterie.

5260 Mann, nämlich: 2356 Mann 1stes Regiment, Grenadiergarde, 3 Bataillons; 1452 Mann 2tes Regiment Coldstream, 2 Bataillons; 1452 Mann 3tes Regiment Schottische Füsiliere, 2 Bataillons.

2) Linientruppen.

a. Im Solde des vereinigten Königreichs.

7090 Mann Reiterei, nämlich 2833 Mann in 7 Gardedragonerregimentern, das 1ste zu 511 Mann, die übrigen zu 387 Mann; 4257 Mann in 11 Regimentern leichter Dragoner à 387 Mann.

84866 Mann Infanterie, nämlich: 1704 Mann 1stes Regiment, 2 Bataillons; 5368 Mann in 4 Regimentern (12, 23, 91, 97) zu 1342 Mann; 21,319 Mann in 19 Regimentern (5, 15, 20, 26, 30, 36, 37, 41, 42, 44, 45, 47, 49, 56, 59, 67, 69, 76 und 99), zu 1117 — 1126 Mann; 41,762 Mann in 49 Regimentern zu 851—853 Mann (2, 3, 4, 6, 9, 11, 14, 16, 17, 19, 21, 27, 28, 31, 33, 34, 35, 38, 39, 40, 43, 46, 48, 50, 52, 54, 55, 57, 58, 62, 63, 65, 66, 68, 72, 73, 74, 77, 79, 81, 82, 85, 88, 89, 92, 93, 95 und vom 60. Regiment das 2te Bataillon) (das 1ste s. Ostindien); 2194 Mann in 2 Regimentern leichter Infanterie (13 und 71), 852 und 1342 Mann; 852 Mann in 1 Regiment Füsiliere (7); 1979 Mann in 1 Brigade Scharfschützen zu 2 Bataillons; 3416 Mann in 3 westindischen Reg. (1, 2 und 3) und 6272 Mann Kolonialkorps.

b. im Solde der ostindischen Kompagnie.

3957 Mann Reiterei, nämlich: 3957 Mann in 5 Regimentern (3, 9, 10, 14, 15) leichter Dragoner, zu 793, resp. 791 Mann, wovon 220 Mann in Großbrittannien sind.

27144 Mann Infanterie, nämlich: 24,882 Mann in 22 Regimentern (8, 10, 18, 22, 24, 25, 29, 32, 53, 61, 64, 70, 75, 78, 80, 83, 84, 86, 87, 94, 96, 98), zu 1131 Mann; 1131 Mann im 1sten

129625 Mann Latus.

129625 Mann Transport.
Regiment (5) leichter Infanterie; 1131 Mann im 1 Bataillon des 60. Regiments (Rifleregiment).

129625 Mann im Ganzen, nämlich: 6568 Mann Garde; 91,956 Mann Linie im Solde des Vereinigten Königreichs und 31,101 Mann Linie im Solde der ostindischen Kompagnie.

Kolonialkorps.

344	Neufoundland Kompagnie	300	Mann unter Gewehr.
2482	Jägerregiment auf Ceylon	2200	" " "
163	Invaliden auf Ceylon	153	" " "
1083	berittene Jäger auf dem Kap	640	" " "
639	Landsoldaten auf Malta	564	" " "
1127	Canada-Jäger-Regiment	1000	" " "
434	Regiment auf St. Helena	375	" " "
6272.		5232	Mann unter Gewehr.

	Kommissionirte Offiziere.	Nichtkommissionirte Offiziere u. Nichtstreitbare.	Unter Gewehr.	Im Ganzen
Reiterei.				
Garde	96.	159.	1053.	1308.
In Großbrittannien und Kolonien	492.	584.	6014.	7090.
In Ostindien	236.	351.	3370.	3957.
Fußvolk.				
Garde	218.	402.	4640.	5260.
In Großbrittannien und Kolonien	3256.	5422.	66500.	75178.
In Ostindien	1248.	1896.	24000.	27144.
In Westindien	180.	236.	3000.	3416.
Kolonialkorps				
Reiterei und Fußvolk	278.	442.	5552.	6272.
	6004.	9492.	114129.	129625.

Feldzeugamt.

280 Ingenieuroffiziere, als: 6 kommissionirte Obersten, 12 Obersten, 30 Oberstlieutenants, 48 Kapitäns, 48 Stabskapitäns, 96 Premier- und 40 Sekondelieutenants.

2185 Sappeurs und Mineurs, mit 3 kommissionirten Offizieren, Stab und 22 Kompagnien. (4 Kompagnien sind bei der trigonometrischen Vermessung verwendet.)

11299 Mann Artillerie (mit Einschluß von 544 kommissionirten Offizieren), Stab und 12 Bataillons zu 8 Kompagnien, ingleichen Invaliden; 228 vom Stab (1 Master-General, 12 kommissionirte Obersten, 24 Obersten, 48 Oberstlieutenants); 192 Kapitäns, zur Hälfte 1ster, zur Hälfte 2ter Klasse; 192 Oberlieutenants; 25 Unterlieutenants; 10,516 Mann vom Sergeanten abwärts; 146 Invaliden mit 1 Adjutanten.

646 Mann die Brigade reitender Artillerie in 7 Schwadronen. 14 vom Stab, 7 Kapitäns, 7 Stabskapitäns, 21 Oberlieutenants, 597 vom Serganten abwärts.

14410 Mann im Ganzen. — Außerdem 34 Mann Haustruppen zu Pferde, 71 Kanoniere verschiedener Garnison, 7 Offiziere vom Feldtrain-Departement und 47 Beamte vom Medizinal-Departement. Im Ganzen 14,569 Mann.

B. Flottendienst.

166 Flaggenoffiziere mit Gefolge: 2 Admirale, 3 Viceadmirale, 4 Contreadmirale, 2 Commodore 1ster Klasse in Kommission, 11 Flaggenlieutenants, 14 Sekretäre, 130 Clerks und Gefolge.
26 Beamte der Dock-Yards: 3 Contreadmirale, 3 Flaggenlieutenants, 2 Sekretäre, 18 vom Gefolge.

192 Mann im Ganzen.

Eigentlicher Flottendienst.	Wachtschiffe.	Truppenschiffe.	Vorrathsschiffe.	Packetboote.	Im Ganzen.	
12	—	—	—	—	12	Kapitäns 1ster Klasse.
6	—	—	—	1	7	" 2ter "
17	—	—	—	—	17	" 3ter "
21	10	—	—	—	31	" 4ter "
81	14	1	—	3	99	Kommanders.
71	5	1	—	5	82	Lieutenants 1ster Klasse.
356	34	1	—	15	406	" 2ter "
126	21	2	4	7	160	Schiffer (Masters).
67	—	—	—	5	72	Oberingenieure.
50	—	—	1	—	51	Kaplane.
127	6	1	—	—	134	Wundärzte.
106	4	1	—	2	113	Zahlmeister.
43	1	—	—	—	44	Instruktoren.
388	28	1	—	6	423	Obersteuermänner.(Mates).
203	14	2	2	11	232	Hülfswundärzte.
103	14	5	6	16	144	Schiffer 2ter Klasse.
274	4	—	—	25	303	Assistenz-Ingenieure.
310	18	2	—	—	330	Seekadetten (Midsipmen).
145	17	3	3	21	189	Hülfsschiffer.
221	16	2	4	13	256	Clerks.
140	9	2	—	—	151	Schiffskadetten.
822	20	4	3	16	865	Stückmeister 2c.
79	2	—	—	11	92	Ingenieure.
5949	272	49	27	259	6556	Unterbeamte.
14619	517	74	131	472	15813	Seeleute.
24336.	1026.	151.	181.	888.	26582.	

Außerdem . . . . 2000 Boys, ingleichen
Flaggenoffiziere und Deckbeamte . . . . . 192.

Es werden in den Listen aufgeführt: als aktiv, jedoch mit halbem Gehalte, und als vom Dienst zurückgetreten:

aktiv.	zurückgetreten.	
1	—	Flottenadmiral.
28	—	Admirale.
42	—	Viceadmirale.
69	45	Contreadmirale.
422	183	Kapitäns.
683	356	Kommanders.
1430	7	Lieutenants.
249	2	Masters.
5	—	Mates.
46	—	Kaplane.
3	11	Hospital-Inspektoren.
Latus 2978.	104.	

Transport	2978 . . .	104.	
	263 . . .	180	Wundärzte.
	31 . . .	37	Hülfswundärzte.
	331 . . .	30	Zahlmeister.
	6 . . .	—	Sekretäre.
	15 . . .	—	Instruktoren.
	3624.	851.	

An Seesoldaten sind veranschlagt 12,000 Mann, nämlich: 274 Offiziere vom Generalmajor bis zum Lieutenant, 42 Offiziere von der Artillerie, 10863 Soldaten vom Sergeanten abwärts, 821 Artilleristen.

Marine.

(Stand am 31 Dezember 1848. Royal Kalender for 1849.)

Schiffe ersten Ranges, alle Dreidecker, von 100 Kanonen und mehr, mit 750 Mann und mehr.

12 Schiffe (1 im Bau) zu 120 Kanonen	. 1440	
8 " (5 " ") " 110 "	. 880	
6 " 104 "	. 624	
		2944 Geschütze.

Schiffe zweiten Ranges, eine königliche Yacht und alle Zweidecker von 80 Kanonen und mehr, mit 700 Mann und mehr.

4 Schiffe zu 92 Kanonen	368	
8 " (5 im Bau) zu 90 Kanonen	. 720	
13 " (1 " ") " 84 "	. 1092	
17 " (9 " ") " 80 "	. 1360	
		3540 "

Schiffe dritten Ranges, andere Yachten und alle Schiffe von 70—80 Kanonen, mit 6—700 Mann.

5 Schiffe zu 78 Kanonen	390	
5 " " 76 "	380	
6 " " 74 "	444	
27 " " 72 "	1944	
2 " " 70 "	140	
		3298 "

Schiffe vierten Ranges von 50—70 Kanonen mit 4—600 Mann.

3 Schiffe (1 im Bau) zu 60 Kanonen	. 180	
36 " (10 " ") " 50 "	. 1800	
		1980 "

Schiffe fünften Ranges von 36—50 Kanonen, mit 250—400 Mann.

9 Schiffe zu 46 Kanonen	414	
10 " " 44 "	440	
38 " " 42 "	1596	
5 " (2 im Bau) zu 40 Kanonen	. 200	
2 " zu 38 Kanonen	76	
4 " " 36 "	144	
		2870 "

Schiffe sechsten Ranges von 24—36 Kanonen mit weniger als 250 Mann.

5 Schiffe (3 im Bau) zu 28 Kanonen	. 140	
23 " (1 " ") " 26 "	. 338	
4 " zu 24 Kanonen	96	
		574 "

Zusammen 15206 Geschütze.

Vorgenannte Schiffe bilden die erste Gattung; jene zweiter Gattung bestehen aus den Sloops und Bombenschiffen, welche von Kommanders befehligt werden; jene dritter Gattung aus allen kleineren Schiffen, welche von Lieutenants und Offizieren geringeren Grades befehligt werden. An dergleichen Schiffen, bei welchen die Geschützzahl angegeben ist, werden aufgeführt:

6	Schiffe	zu 22 Kanonen	132.
7	"	(1 im Bau) zu 20 Kanonen	140.
1	Schiff	zu 19 Kanonen	19.
19	Schiffe	(3 im Bau) zu 18 Kanonen	342.
34	"	(10 " ") " 16 "	544.
3	"	zu 14 Kanonen	42.
14	"	" 12 "	168.
19	"	" 10 "	190.
5	"	" 8 "	40.
1	Schiff	" 7 "	7.
22	Schiffe	" 6 "	132.
6	"	" 4 "	24.
5	"	" 3 "	15.
11	"	" 2 "	22.
		Schiffe 2ter und 3ter Gattung	1817.
		Schiffe 1ster Gattung	15206.
		Summa	17023.

Außerdem enthält der Royal Kalender noch, ohne Angabe von Geschützen: 6 Yachten, 1 Kutter, 4 Briggs, 1 Bombenschiff, 2 Sloops, 3 Schoner (im Bau), 13 Tender oder Lichter, 7 Küstenwächter, 6 Stationsschiffe, 10 Quarter-Service-Schiffe, 1 Kirchenschiff, 1 Hospitalschiff, 1 Lazarethschiff, 1 Quarantäne, 1 Surveyorfahrzeug, 1 Polizeischiff, 2 Zollschiffe, 1 Wasserschiff, 1 Ankerschiff, 1 Taucherglockenschiff, 10 Verbrecherschiffe, 1 Schiff (der Erebus) zu Entdeckungsreisen ꝛc.

An Dampfschiffen werden namhaft gemacht: 125, worunter 1 Yacht, 26 Fregatten (9 im Bau), 30 Sloops (12 im Bau), 11 Kanonenboote, 7 Wachtschiffe, 1 Zugschiff, 6 zu besonderm Dienst und 83 in verschiedenen Meeren, Häfen ꝛc. verwendete (wovon 8 im Bau), ingleichen 21 Postdampfboote zu Dover, Pembroke, Liverpool, Holyhead und Portpatrick. (Gothaisches Taschenbuch nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuche auf das Jahr 1851. Verglichen mit dem Royal Kalender und andern Quellen.)

Nach der allgemeinen Militärzeitung, April 1850, Nr. 50 waren am 1. Januar 1850 von der brittischen Flotte auf den verschiedenen Stationen im Gebrauch:

Stationen.	Linienschiffe.	Fregatten.	Dampffregatten.	Sloops.	Dampfsloops.	Kleinere Schiffe.	Stationsschiffe.	Kleine Dampfschiffe.	Summa.	Pferdekraft.
In Großbrittannien	2	2	1	1	2	2	14	7	31	2155
Im mittelländischen Meere	8	—	3	2	4	—	1	11	29	5791
In Ostindien	1	3	—	7	3	—	2	—	16	1156
Latus	11	5	4	10	9	2	17	18	76	9102.

Digitized by Google

Stationen.	Linienschiffe.	Fregatten.	Dampffregatten.	Sloops.	Dampfsloops.	Kleinere Schiffe.	Stationsschiffe.	Kleine Dampfschiffe.	Summa.	Pferdekraft.
Transport	11	5	4	10	9	2	17	18	76	9102
In Neuseeland	—	1	—	1	—	—	—	—	2	—
Nordamerika und Westindien	1	2	—	3	2	2	1	—	11	530
Kap der guten Hoffnung	—	1	—	2	1	—	1	1	6	480
Brasilien	—	2	—	1	1	2	1	2	9	720
Stiller Ocean	1	5	—	2	2	—	2	—	12	600
Küste von Afrika	—	—	2	12	5	3	1	2	25	2200
Zu besondern Diensten	1	2	2	—	3	—	1	3	12	2920
Zu Aufnahmen	—	3	—	1	—	2	—	3	9	340
Yachten	—	—	1	—	—	—	—	3	4	870
Zu Packetdiensten	—	—	—	—	—	—	—	11	11	2324
Zu Packetbriggs	—	—	—	—	—	6	—	—	6	—
Zu Truppentransporten	—	2	—	—	—	—	—	—	2	—
Auf den canadischen Seen	—	—	—	—	2	—	—	—	2	260
Summa	14	23	9	32	23	17	24	45	187	20286.

Die Musterung der französischen Flotte im Hafen von Cherbourg gab der englischen Presse Anlaß zu Vergleichungen über die Stärke der englischen und französischen Seemacht. Nach dem Morning Herald zählte die französische Flotte Ende März 1851 an Segelschiffen in Kommission und dienstfähig: 26 Linienschiffe, 39 Fregatten, 34 Corvetten und 47 Briggs; in den Dockyards 23 Linienschiffe, 19 Fregatten, 2 Corvetten und 5 Briggs. Die französische Dampfflotte (schwimmend) bestand aus 1 Schraubenlinienschiff, 21 Fregatten, 28 Sloops und 60 Dampfpacketbooten; 6 kleinere Dampfboote waren im Bau. England hat jetzt, abgesehen von den in Kommission befindlichen, sowie den im Bau begriffenen, folgende seefähige oder in kurzer Zeit dienstfähig zu machende Schiffe: Segelflotte: 31 Linienschiffe, 1450 Kanonenfregatten, 4 Fregatten 2. Klasse, 12 Corvetten und 23 Sloops und Briggs. Dampfflotte: 1 Schraubenlinienschiff, 4 Schraubenfregatten (Wachtschiffe), 13 Schrauben- und Schaufelradfregatten, 18 Sloops und 9 Kanonenschiffe, zusammen 84 Segel- und 45 Dampfschiffe aller Klassen. Eine so ansehnliche Flotte wie die bei Cherbourg ist gegenwärtig in keinem englischen Hafen vereint. In Spithead und Portsmouth ist in wenigen Tagen eine achtunggebietende Dampfflotte nebst einigen gut bemannten Fregatten konzentrirt, und in den Haupthäfen Portsmouth, Devonport und Sheerneß befinden sich drei Dreidecker nebst drei andern Linienschiffen in Kommission, keines derselben ist jedoch vollständig bemannt wie dies fast mit sämmtlichen Schiffen bei Cherbourg der Fall war. Indeß liegen, wie bemerkt, in den englischen Kanalhäfen 1 Dutzend Dampffregatten und andere Kriegsschiffe, die auf der Stelle, sobald sie ihre Mannschaften eingenommen haben, in die See gehen können.

Ueber die Vorzüglichkeit der englischen Flotteneinrichtungen und der englischen Seeleute ist nur eine Stimme, selbst die Franzosen erkennen an, daß die Engländer ihnen in dieser Beziehung überlegen sind. Verschiedener lauten die Urtheile über das englische Landheer, dessen Zusammensetzung aus geworbenen Soldaten und aus Offizieren, die ihren Eintritt in die untern Dienststellen mit Geld erkaufen, den härtesten Tadel findet. Indessen haben alle Kriege bis auf die neuesten

Digitized by Google

indischen Schlachten den Beweis geliefert, daß diese Soldaten und Offiziere sich vortrefflich schlagen. Manövrirfähigkeit, bedeutende Körperkraft, tadellose Tapferkeit sind auszeichnende Eigenschaften des englischen Soldaten, seiner Zucht wird er nur dann untreu, wenn ein erfolgreicher Sturm ihn in die Mauern feindlicher Städte führt; dann durchbricht die Thierheit alle Schranken. Getadelt wird die rothe Farbe der Uniform, welche die feindlichen Schüsse auf sich zieht, und die schlechte Beschaffenheit der Feuergewehre. Den letzten Mangel erkennt die englische Regierung selbst an, indem sie für bessere Gewehre und für Einführung der gezogenen Büchse in der ganzen Armee zu sorgen anfängt. Im Artilleriewesen haben in dem letzten Jahrzehnt bedeutende Verbesserungen stattgefunden, mehr vernachlässigt soll die übrigens mit den besten Pferden versehene Reiterei sein. Ein Nachtheil für den Fall eines Angriffs auf England ist die Vertheilung des Heers über die ganze Erde. So entblößt von Truppen, als man gewöhnlich annimmt, ist das Mutterland indessen nicht. Zu Anfang 1852 waren in England, Schottland und Irland anwesend:

66 Schwadronen Reiterei . . .	6600	Mann.
Fußgarden	5000	"
Linieninfanterie	48000	"
Fußartillerie	6000	"
Reitende Artillerie	600	"
Pioniere	1200	"
Depots	9000	"
	76400	Mann.

Ein Drittheil davon stand in Irland. Außer diesen Truppen befinden sich in England Veteranen in Pension, noch tauglich zum Dienst im Lande, die jährlich gemustert, aber nicht öffentlich gezählt werden. Man schätzt ihre Anzahl auf 25 bis 30,000 Mann. Dazu kommen eventuell als Landesvertheidigung 110 Regimenter Miliz zu Fuß und 50 Regimenter berittene Landmiliz (yeomanry cavalry). Die Stärke dieser Miliz vermögen wir nicht anzugeben. Eine Invasionsarmee würde, wenn sie den Kanal glücklich passirt wäre, sich der Küstenbewaffnung gegenüber finden. Die bedrohtesten Punkte der Küste haben Thürme (Martello-Thürme) und Schanzen, die größtentheils aus der Zeit des Lagers von Boulogne herrühren, später in Verfall geriethen, aber seit 1848 wieder in Stand gesetzt werden. Die Bewachung ist der 4000 Mann starken Küstenwache anvertraut, die nur ihre Geschütze in die Werke zu führen braucht, um dieselben vollständig widerstandsfähig zu machen. Die drei Haupthäfen Englands am Kanal, Sheerneß, Portsmouth und Devonport (Plymouth) haben neue Befestigungen empfangen und erhalten jeder 12 große und vollständig bewaffnete Kriegsdampfer zum Schutz. Sheerneß, am Aestuar der Themse, am Eingang des großen Kriegshafens, der sich bis Chatham-Rochester hinaufzieht und durch den Einfluß des Medway gebildet wird, ist in vollen Stand gesetzt, und es wird dort eine große Batterie für 80 Kanonen vom schwersten Kaliber angelegt. An den Gestaden von Kent und Essex sind vortheilhafte Stellungen ausgewählt, um verschanzte Lager zu errichten. Die königlichen nnd Privatdampfschiffe, welche letztere im Fall eines Krieges der Regierung zur Verfügung gestellt werden müssen, die Eisenbahnen, die elektrischen Telegraphen sind wichtige Hülfsmittel zur Abwehr eines Feindes. In einer Nacht kann man von London und Umgegend 10,000 Mann nach jedem angreifbaren und landungstauglichen Punkte der Südküste bringen.

Macao. Der portugiesische Hafen des chinesischen Reichs liegt auf einer Halbinsel der chinesischen Provinz Kuangtung, zwischen zwei Reihen von Hügeln, die von Pflanzenwuchs entblößt sind. Ein sandiger Isthmus, auf dem die Chinesen eine Mauer gezogen haben, trennt das kleine portugiesische Gebiet vom Reiche der Mitte. Diesseits liegen außer der Stadt drei chinesische Dörfer, von

Gärten und großen Kirchhöfen umgeben. Die Stadt ist auf einem sehr unebenen Boden erbaut und besteht aus einem chinesischen und einem europäischen Stadttheil. Der letztere hat zwei schöne Straßen, die Praya Grande und die Praya Manduco. Die Praya Grande zieht sich mit einer langen Reihe schöner massiver Gebäude im Halbkreise um die Bai. Hinter ihr erhebt sich die Stadt und steigt über die Hügel bis zur andern Seite der Landzunge hinab. Die meisten Häuser sind in spanischem Geschmack, solid, hoch und luftig, mit Verandas versehen, dazwischen liegen aber auch wieder chinesische Stadttheile. Die Hauptmerkwürdigkeit der Stadt ist Camoens Grotte, wo der Dichter während seines Aufenthalts in der Stadt seine Luisiaden verfaßt haben soll. Sie liegt, aus drei von der Natur über einander gethürmten Felsblöcken gebildet, in einem großen Garten nach dem innern Hafen zu, die Anlagen selbst sind verwildert. Der Besitzer des Gartens hat mit vandalischem Sinn ein weiß angestrichenes Portal daran geklebt, dieses mit chinesischen Charakteren bekleckst und oben darauf als Krone des Ganzen ein Tempelchen gesetzt. Innen steht eine Büste von Camoens mit Inschrift auf dem Piedestal. Auf dem protestantischen Kirchhofe zeigt man den Denkstein des großen Missionärs Morrison und seines Sohnes. Bekannt ist der kleine Tempel an einem Vorsprung des innern Hafens, ein wahres Denkmal chinesischen Geschmacks im Kleinen und Kleinlichen. Das Bereich desselben erstreckt sich einen steilen Abhang voll Felsen hinauf, Treppen führen hindurch, und an allen Enden stehen kleine Tempelchen mit ihren niedlichen Dächern, von uralten Bäumen beschattet. Alle Felsen sind mit Inschriften bedeckt, denen man das höchste Alter zuschreibt. Am Eingang stehen zwei Löwen von Granit, in ihren Rachen Kugeln haltend, welche, künstlich ausgemeißelt, nicht heraus genommen werden können. Wenn sie diese Kugeln ausspeien, sagen die Eingeborenen, wird die Welt untergehen.

Macao hat etwa 30,000 Einwohner. 25,000 sind Chinesen, aus denen die dienende Klasse und der Handwerkerstand besteht, 5000 Portugiesen oder Mestizen, ein entartetes Geschlecht, meistens auch arm, von Almosen und von den niedrigsten Geschäften lebend. Außerdem findet man hier Parsen, die Armenier in diesem Theil des Orients, Spanier, Nordamerikaner, auch Engländer, die sich zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit hier aufhalten. Obgleich fast in derselben Breite wie Kalkutta liegend, ist Macao doch viel kühler und gesunder als die andern den Europäern geöffneten Häfen, namentlich gesunder als Hongkong. Die Seewinde reinigen die Luft von Miasmen, der feste Granitboden der Halbinsel trägt gewiß auch viel zum Fernhalten von Krankheiten bei. Früher war Macao acht Monate im Jahr der Aufenthalt der Agenten der englisch-ostindischen Gesellschaft von Kanton. In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts wurde hier ein Museum für naturhistorische und andere merkwürdige Gegenstände aus diesem Theil von Asien errichtet. Die Behörden bestanden bis auf die neueste Zeit aus einem Statthalter, einem Stadtrath oder sogenanntem Senat, einem Bischof und chinesischen Mandarinen, zwischen denen fortwährend Streit über die Grenzen der gegenseitigen Amtsbefugnisse war. Macao hat zur Vertheidigung die beiden großen Batterien San Francisko und Bomparte und die Forts da Guia, da Pencha und do Monte. Für größere Fahrzeuge fehlt ein geräumiger und sicherer Hafen. Der innere Hafen ist ein enger Kanal zwischen der westlichen Küste der Halbinsel und der Insel Lappa, der bei gewöhnlichem Wasserstande nur Schiffen von 12 Fuß Tiefgang den Eintritt verstattet. Größere Handelsfahrzeuge und Kriegsschiffe müssen drei Seemeilen von der Stadt entfernt unter den schroff abfallenden Küsten von Typa und Ko-ho ankern. Eine dreifache Kette von Granitinseln schützt diese Rhede nicht so, daß nicht während des Winters zur Zeit der Nordost-Moussons eine beständige Bewegung in den Wellen herrschte, wodurch die Verbindung zwischen der Rhede und Macao beschwerlich und unter Umständen gefährlich wird.

Die Portugiesen wurden im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts mit

Macao beschenkt oder belehnt, zum Lohn für die Dienste, welche sie dem Kaiser Kang-hi bei Besiegung der Seeräuber geleistet hatten, welche die Mündung des bei Kanton fließenden Stromes versperrten. Sie erhielten Aufnahme unter der Bedingung, einen jährlichen Tribut von 500 Taels (ungefähr tausend Thaler) zu entrichten. Die Gerichtsbarkeit über die in Macao wohnenden Christen behielt sich der Kaiser vor, so zwar, daß daselbst immer ein Mandarin von Kanton aus bestellt wurde. Die Portugiesen fügten sich dem, bezahlten auch bis in die neueste Zeit den bedungenen Tribut, behaupteten aber nichtsdestoweniger das volle Souveränetätsrecht über Macao zu haben. Die andern europäischen Nationen erhoben dagegen vielfach Einsprache, nach ihrer Darstellung hätte der Kaiser Kang-hi die Halbinsel allen Europäern angewiesen und dabei die Portugiesen als die damals im Orient angesehenste Nation vorangestellt. Mit den Engländern kam es darüber zu vielfachen Streitigkeiten, denn wenn Portugal den englischen Agenten auch den Aufenthalt gestattete, so unterwarf es dieselben doch demüthigenden Bedingungen. Eine letzte diplomatische Korrespondenz aus den Jahren 1845 und 1846 hat noch immer keine Endentscheidung gebracht. Die Portugiesen behaupten: Lord Aberdeen habe als Minister des Auswärtigen ihre Souveränetät ausdrücklich anerkannt, die Engländer leugnen dies. Die Holländer machten in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts einen Versuch, Macao zu erobern. Nach einer blutigen Schlacht zum Waffenstrecken gezwungen, mußten sie ihren Besiegern das Fort do Monte erbauen, welches eine beträchtliche Besatzung aufzunehmen im Stande ist. Auch die häufigen Differenzen mit den Chinesen nahmen mehrmals einen sehr ernsten Charakter an. Die erste Stadt, welche die Portugiesen gegründet hatten, wurde in einem nächtlichen Ueberfall im Einverständniß mit den chinesischen Eingebornen erobert und von Grund aus zerstört. Bei spätern Zwisten befahlen die chinesischen Behörden allen Unterthanen des Reichs der Mitte, Macao zu verlassen, und hungerten die portugiesische Bevölkerung auf diese Weise aus. Zu solchen Extremen kam es in neuerer Zeit nicht wieder, aber alle Versuche der Portugiesen scheiterten, auf dem Wege der Unterhandlung von China das volle Souveränetätsrecht zu erlangen. Die Behörden in Kanton waren hinsichtlich des Tributs und der Gerichtsbarkeit über die Chinesen unerbittlich.

Zur Zeit des chinesisch-englischen Kriegs war Macao im tiefsten Verfall. Der Handel lag in Folge der portugiesischen engherzigen Politik völlig darnieder, das Budget hatte ein jährlich wachsendes Deficit, die Bevölkerung ließ sich von der chinesischen Regierung alles gefallen. Der Krieg erzeugte durch das Uebersiedeln der englischen Kaufleute aus Kanton ein ephemeres Gedeihen, mit dem es sogleich ein Ende nahm, als die englische Flagge auf dem Ufer von Honkong aufgepflanzt wurde. Von diesem Augenblicke an zeigt sich der Verfall so stark und plötzlich, daß die Kolonie aufgegeben werden zu müssen schien. In dieser kritischen Lage ernannte die portugiesische Regierung Ende 1845 den Schiffskapitän Amaral zum Statthalter von Timor, Solor und Macao. Bei untergehenden Völkern treten zuweilen noch einzelne Männer auf, die durch Kraft an die Größe der Nation erinnern. Als Offizier einer Marine, die blos dem Namen nach fortbestand, hatte Amaral Beweise von einem seltenen Muth gegeben. Während des Kriegs, den Portugal im Jahre 1823 gegen Brasilien führte, befehligte er, achtzehn Jahre alt, eine der Kolonnen, welche die Insel Itaparica mit Sturm nahmen. Im Unabhängigkeitskriege, der Donna Maria da Gloria auf den Thron führte, diente er mit Auszeichnung unter dem Admiral Sir Charles Napier. Dann ging er nach der afrikanischen Westküste als Befehlshaber einer der Kreuzer, welche gegen den Sklavenhandel aufgestellt wurden, und verstand seiner schwachen Flagge bei den Engländern Achtung zu verschaffen. Bei seiner Ankunft in Macao fand er den Schatz leer, den Hafen verödet, die Soldaten entmuthigt und ohne Sold. Auf seinen Vorschlag wurde der Ort von der

portugiesischen Regierung zum Freihafen erklärt. Die Mandarinen, denen sich der Senat von Macao anschloß, protestirten gegen diese Maßregel ohne Erfolg. Mit den Zöllen fielen die einzigen Einnahmen der Kolonie hinweg, die bis dahin keine andern Steuern gekannt hatte. Amaral führte Abgaben ein, welche von den Chinesen wie von den Europäern gleichmäßig bezahlt werden mußten. Die Schuldenlast der Kolonie sank durch diese Neuerung und durch einzelne finanzielle Maßregeln auf 40,000 Piaster, die ebenfalls mittelst Vorschüssen von Kaufleuten, welche die Regierung ersetzte, abgezahlt wurden. In finanzieller Beziehung war die Zukunft gesichert, man mußte sich aber auf einen Aufstand der Chinesen gefaßt machen. Um einer solchen Gefahr zu begegnen, warb Amaral in Goa 450 Soldaten an, die unter europäischen Offizieren den Chinesen gewachsen waren. Im Oktober 1846 trat die gefürchtete Krisis ein. Vor Aufgang der Sonne, während in der Stadt noch alles schlief, landete ein starker Haufen Chinesen in der innern Bai, erstieg mit leichter Mühe die Mauer und verbreitete sich mit lautem Geschrei und unter dem Rasseln der Gongs durch die Straßen. Vom Lärm erweckt, raffte Amaral eine Handvoll Soldaten zusammen, brachte durch einen glücklichen Kartätschenschuß Verwirrung in die feindlichen Reihen und zersprengte sie mit einem Bajonettangriff. Seine Reformen nahmen von nun an ungestört ihren Fortgang, die Stadt hob sich in einem solchen Grade, daß es keine Chimäre mehr zu sein schien, Macao zum Nebenbuhler von Hongkong zu machen und hier alle die Völker zu versammeln, welchen das Uebergewicht der Engländer unbequem wurde. Nordamerikaner, Spanier und Franzosen fingen an diesem Hafen den Vorzug zu geben, die Vereinigten Staaten errichteten große Schiffsmagazine für die Bedürfnisse ihrer Flotte. Die englische Eifersucht strebte dieses Emporkommen zu unterbrechen. Bei einem Streite, der bei einer Frohnleichsnamsprozession entstand, befreite der englische Kapitän Keppel mehrere verhaftete englische Matrosen mit bewaffneter Hand. Die Autorität Amarals erhielt dadurch in den Augen der Chinesen einen harten Stoß, er selbst sagte voraus, daß dieser Vorfall sein Untergang sein werde. Diese Prophezeiung erfüllte sich in kurzer Zeit. Am 22. August 1849 wurde Amaral, als er seinen gewöhnlichen Spazierritt machte, von sechs Chinesen angefallen, die ihn grausam ermordeten und Kopf und Hand — seine einzige, die andere hatte er in Brasilien durch eine Kanonenkugel verloren — als Trophäe mitnahmen. Ueber diese Glieder des Unglücklichen hat sich ein langer Streit entsponnen, erst 1850, nachdem Portugal eine ungewöhnliche Macht entfaltet, haben die Chinesen dieselben zurück gegeben. Macao sinkt in seine frühere Unbedeutenheit zurück, wenn sich kein würdiger Nachfolger Amarals findet, was wenig wahrscheinlich ist. Das höchste, was die gegenwärtige portugiesische Regierung anstrebt, ist Macao zum Centralpunkte der Küstenschifffahrt zwischen den südlichen Küsten Chinas, dem Golf von Tong-king und der Insel Hainan zu machen.

Das Virtuosenthum der Musik in Amerika. Als Station für Virtuosen hat Nordamerika, namentlich Newyork, im letzten Jahrzehnt Ruf erlangt, zu dessen Anfang ein gewisser Nagel, ein Deutscher, sein Abschiedskonzert gab. Er hatte dabei einen überfüllten Saal, erntete eine Netto-Einnahme von wenigstens 1500 Dollars und stürmischen Beifall und — war selbst ein Violinspieler, welcher seinen Platz als Solospieler, irgend eines mittelmäßigen Stadt-Theater-Orchesters etwa zur Genüge ausfüllen konnte. Dem Abschieds-Konzerte mochten etwa ein Dutzend eben so ergiebiger Konzerte vorangegangen sein. Diese Theilnahme, deren sich in Europa nur eine anerkannte Celebrität erfreuen durfte, hatte als Ursache, daß Nagel, so mittelmäßig er auch gewesen sein mag, der beste Violonist war, den man bis dahin in Amerika gehört hatte, wobei noch in Betracht kommt, das der fromme Sinn des Amerikaners das Theater als unheilig vermeidet, so daß der Konzertsaal seiner musikalischen Neugierde den einzigen Zufluchtsort darbietet. Diese Umstände und noch mehrere andere Lokalursachen,

die seitdem verschwunden sind, machten damals eine Reise nach Amerika zu einer dem Konzertisten sehr viel versprechenden Unternehmung, und dieser Eindruck wußte sich in der europäischen Künstlerwelt sehr bald Eingang zu verschaffen. Die Folge davon war eine förmliche Auswanderungswuth; Max Bohrer, Damoreau-Cinti, Castellan, Artot, Vieuxtemps, Ole Bull, Leopold de Meyer, Henri Herz, Sivori, Bochsa und Anna Beschop, machten nach einandr die Reise über des Weltmeer, ohne einer Anzahl englischer Vokalisten ꝛc. Erwähnung zu thun. Max Bohrer, tüchtiger Chellist und als der Erste der später dahin gegangenen Künstler-Pleisade hatte wohl ziemlich alle Chancen für sich, aber er hatte den großen Fehler, eigensinnig zu sein. Zu viel auf die Stärke seines Talents rechnend, gab er den Einflüsterungen wohlmeinender Freunde kein Gehör. Er fuhr fort, seine Konzerte auf eine dem Lande nicht eigenthümliche Weise zu arrangiren, sich von nicht beliebten Individuen darin unterstützen zu lassen, und Stücke zu spielen, an welchen der Amerikaner in seiner musikalischen Unerfahrenheit keinen Geschmack finden konnte. Er hatte es sich demnach selbst zuzuschreiben, daß er ohne Gewinn zurückkehrte. Kaum hatte Bohrer Amerika verlassen, so gingen Artot, Vieuxtemps und Ole Bull dahin. Hätte schon die Ankunft eines dieser — wenn nicht dem gesammten Publikum, doch wenigstens dem musikalischen Theile nicht unbekannten Künstler, Sensation erregt, so steigerte sie noch das gleichzeitige Eintreffen aller Drei. Unter diesen hatte Artot mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Er hatte in England kein Glück gemacht, und war demnach dem Amerikaner, der nur durch die englische Brille sieht, und von dorten seine Eindrücke nimmt, am wenigsten bekannt. Seine Vereinigung mit Madame Damoreau, auf die er sehr zu rechnen schien, wirkte eher gegen als für ihn. Der Amerikaner zieht englische Balladen und eine jugendliche Stimme allen Bravour-Arien und der vollkommensten Kehlenfertigkeit vor. Daher gefiel Damoreau — ohnehin schon etwas passirt — nicht, und man vermißte die alten — „jungen englischen Lieblinge" in den Artot'schen Soiréen. Vieuxtemps hatte in dieser Hinsicht, durch seine anerkannte englische Reputation, schon leichteres Spiel. Uebrigens schadete ihm noch die raffinirte Gewandtheit Ole Bulls und seines Freundes Schuberth, am meisten aber die diktatorisch ausgesprochene Bewunderung der für ihn so günstig gestimmten französischen Clique, und deren schonungslose Anfeindung seines glücklichen Rivalen. Einige Tausend Dollars mag ihm jedoch seine Reise schon eingetragen haben. Ole Bull hatte die Vorsicht gehabt, genaue Erkundigungen über die musikalischen Verhältnisse Amerikas einzuziehen und sich darnach zu richten. Er hatte unter anderm gelernt, daß das Land gehörig vorzubereiten sei, und daß es bei theilweiser künstlerischer Selbstverleugnung im Sinne eines Geschäftsmannes ausgebeutet werden müsse. Er wählte demnach in dem bekannten Musikalienverleger Schuberth aus Hamburg, einen tüchtigen Gesellschafter, der als Vorläufer nach Amerika kam und als ersten Trompetenstoß jeden Musikladen, beinahe jede Gassenecke mit Ole Bulls Portrait schmückte. Jedes Journal, und es giebt deren bekanntlich eine Unzahl dort, strotzte von den abenteuerlichsten Puffs. Hier schrieb man, wie er den Priesterstand an den Nagel hängend, heimlich nach Paris zu Fuße ging, um Paganini zu hören, wie er sein einziges Hemd verkaufte, um sich den Preis des Billets zu verschaffen, dort, wie er sich aus Verzweiflung in die Seine stürzte, von einer unbekannten Dame auf das Wunderbarste gerettet wurde. In einem dritten Blatte las man eine Beschreibung des prachtvollen Diamantenordens — ein Geschenk des Königs von Schweden, den er jedoch aus Rücksicht seiner republikanischen Gesinnung nie trage, und in einem vierten von seinem Chevaliertitel, den er aus derselben Ursache nicht anerkenne, und so ging es in den übrigen der Runde nach. Die Neugierde der Amerikaner wurde auf diese Weise aufs höchste gespannt und Ole Bull benutzte die günstige Stimmung, sein Debüt zu machen, welches überaus glänzend ausfiel. Die von ihm gewählten

Kompositionen, obwohl des echtkünstlerischen Werthes entbehrend, hatten den für das Land großen Vortheil, leicht faßlich zu sein. Den Effekt der Leistung wußte er durch einen gewissen sentimentalen Blick gegen oben, bei den Adagios — in richtiger Auffassung der bekannten Schwärmerei der dortigen Damen — durch seine inspirirte Haltung, wozu ihm sein originell gebauter Oberkörper sehr zu Statten kam, bestmöglichst zu steigern. Die Krone aber gebührt dem schnellen, dem Anscheine nach ganz natürlichen Austausch seiner Violine mit der des Kapellmeisters, als ihm plötzlich eine Seite sprang, die vernünftig genug war, gerade eine zufällige Pause von drei Takten zu wählen. Rechnet man noch dazu den funkelnden Diamanten am Bogen und die von Ole Bull potenzirten Drollerien des Ernst Paganinischen Karnevals, so kann man sich über diesen großen Succes keineswegs wundern. Je mehr Ole Bull von der Anglo-Amerikanischen Presse vergöttert wurde, desto heftiger wurden die Angriffe von Seiten deutscher und französischer Blätter. Die letzteren besonders ließen ihrer Erbitterung freien Lauf und wußten nicht Worte genug über den Charlatanismus des Künstlers zu finden. Sie sahen in der Bewunderung für den Seiltänzer, wie sie ihn nannten, die krasseste Unwissenheit und kämpften gegen das Publikum mit den derbsten Schmähungen. Diese taktlosen Angriffe wurden von den Bullianern als von Vieuxtemps kommend denuncirt, und Ole Bulls Sieg wurde dadurch entschiedener. Er hat wenigstens 300,000 Franken mitgenommen, und er behauptet noch immer eine so hohe Stellung in den Augen der Amerikaner, daß er jedem Violinisten den Rang streitig machen kann. Sivori, der ein Jahr nach ihm kam, erfreute sich stürmischen Beifalls, und besitzt die Sympathien eines großen Theils des Publikums vielleicht in einem noch höhern Grade als Ole Bull, aber seine Anziehungskraft war eine geringere in den Vereinigten Staaten. Dagegen hat er in Südamerika, besonders in der Havanna und Peru sehr viel Glück gemacht. Lassen wir die Violinisten, deren letzte Stunde wohl dort geschlagen haben mag, da mit Ausnahme Ernst's die vorzüglichsten in Newyork waren, und wenden wir uns zu den Pianisten, die in neuerer Zeit Amerika zum Tummelplatze erkoren zu haben scheinen. Und in der That ist dort für sie noch mancher Gold- und Lorbeerkranz zu pflücken, da bisher nur zwei wesentlich es wagten: Leopold de Meyer und Henri Herz. Der Erstere wäre den Amerikanern ganz unbekannt gewesen, wenn ihn nicht einige Freunde durch ihre Verbindungen mit der Presse der neuen Welt so zu sagen vorgestellt hätten. Er hatte aber gehört, daß Charlatanismus das einzige Mittel wäre, Aufmerksamkeit zu erregen, und er schien sich vorgenommen zu haben, alle seine Vorgänger in dieser Hinsicht verdunkeln zu wollen. Er brachte daher ganze Kisten von Portraits, Karrikaturen und brochirte Biographien mit Kupferstichen, die mit vollen Händen ausgestreut wurden. Er trug ferner einen ungeheuern Schnurrbart, Beinkleider, die einer karrirten preußischen Flagge frappant ähnlich sahen, und damit noch nicht zufrieden, ließ er abwechseld Portrait und Karrikatur auf dem Konzertzettel und selbst in den Zeitungsannoncen drucken. Nun besitzt aber der Amerikaner eine ganz eigene Individualität. Er läßt sich leicht und beinahe gern hinters Licht führen; aber merken darf er es nicht für den Augenblick. Meyer trug aber die Farben so dick auf, daß es dem simpelsten Yankee ins Auge fallen mußte. Die dortigen Dilettanten konnten es ihm auch nicht vergeben, daß er ein großer Pianist sei und sie von ihm noch nichts gehört hätten. Seine ersten Konzerte waren daher nicht sehr brillant, aber seine außerordentliche Fertigkeit, seine originelle Erscheinung am Klavier und seine ungeheure Kraft im Marche Marocaine wußten die Neugierde, eine Hauptsache in Amerika, rege zu machen. Er gab daher in der Folge sehr besuchte Konzerte, trotz der Vorurtheile, mit denen er von vorn herein zu kämpfen hatte, und der Glanz seiner Carriere hätte sich bis ans Ende ungetrübt erhalten können, wenn nicht sein unglückseliges Temperament, Zerwürfnisse mit einigen einflußreichen Zeitungen, und vor allem gewisse Charakter-Sonderbarkeiten — wie

sie die Londoner Musikal world treffend nannte — ihm feindlich gegenüber gestanden wären. Dazu kam noch ein verfehltes Arrangement der Konzerte, eine schlechte Reiseroute — die die größte Vorsicht in Anspruch nehmen muß — ein arger Unfall an der linken Hand, die plötzliche Ankunft Sivoris und die noch unerwartetere von Henri Herz, und Meyers Stern begann zu sinken, ohne sich wieder heben zu können. Durch Intriguen ansässiger Pianisten konnte sich sein Talent auch in der Havanna nicht geltend machen, und Meyer verließ die Vereinigten Staaten mit nur theilweise erfüllten Hoffnungen und vielleicht 30—40,000 Franken. Lord Morpeth sagt in seinem Werke über Amerika: „Ich habe in jedem Salon Byrons Gedichte und auf jedem Piano Herzs Kompositionen gefunden.“ In der That, Herz ist unter allen Klavier-Kompositeurs der bekannteste und populärste nicht allein in Nordamerika, sondern auch in allen südlichen Ländern. Die sogenannte romantische Schule, in deren Rayon sich die moderne Klavier-Komposition bewegt, hat sich in Amerika nie behaupten können, wozu das Fiasco Meyerbeers und Halevys als Beleg dienen mag. Man will in Amerika nicht musikalisch erschüttert, sondern, versteht sich nach seiner Art, amüsirt sein. Dieser Umstand war eine der Hauptursachen, die gegen Meyer und für Herz sprachen. Jedes Mädchen, so niedrig auch der Stand seiner Eltern sei, spielt oder lernt wenigstens Klavier, und troß des bedeutend großen natürlichen Talents gebricht es ihnen an Ausdauer, um eine Fertigkeit zu erlangen, welche im Stande sei, die technischen Schwierigkeiten der Oktavenschule zu überwinden. Es giebt daher dort nur Wenige, welche es wagen weiter zu gehen als Thalbergs Straniera oder Decameron, und Liszts und Thalbergs europäischer Ruhm findet in Amerika keinen verhältnißmäßigen Wiederhall. Herz wird aber von der ganzen Welt geliebt und der Debit seiner Kompositionen geht ins Unglaubliche, ja viele der Piraten-Verleger scheuen sich nicht, fremden Kompositionen seinen Namen anzuhängen — ein Unfug, dem Herz mit vieler Mühe nur theilweise steuern konnte. Jeder wollte daher die Kompositionen, die Schwestern und Freundinnen so oft gespielt hatten, von dem Verfasser selbst hören, und Herz hatte die Partie gewonnen. Er allein konnte ohne Humbug auftreten, ja die einfache Art seines Erscheinens kontrastirte sehr gegen Meyers auffallendes Benehmen. In Newyork, Philadelphia, Boston folgte ein gedrückter Saal auf den andern, und in New-Orleans mit 100,000 Einwohnern, worunter viele Franzosen, gab er neunzehn Konzerte in 5 Wochen. Es ist nicht zu leugnen, daß sein sanftes und doch gesetztes und männliches Benehmen, die englisch-französische Eleganz seiner äußern Erscheinung und seine für einen Ausländer bemerkenswerthe reine Aussprache des Englischen das Ihrige dazu beigetragen haben. Herz wird ohne Zweifel mehrere 100,000 Franken durch Konzerte allein gemacht haben; und der Gewinn an Verkauf von Pianos aus seiner Fabrik in Paris muß auch sehr bedeutend sein. Daß er übrigens auch nach Mexiko und Südamerika reisete ist bekannt.

Einer der letzten uns weniger bekannten Pianisten ist ein Herr **Maurice Strokosch**. Erst seit Kurzem hat er sich der Kunst gänzlich ergeben. Er soll in Spanien und Italien ziemlich renommirt sein und hat sich in Amerika während kurzer Zeit einen bedeutenden Namen zu machen gewußt. Er wird als ein Mann von sehr einnehmendem Aeußeren geschildert und ist etwa 25 Jahre alt. Obwohl ihm noch Manches zur künstlerischen Vollendung fehlt, so mag er doch technische Fertigkeit in einem hohen Grade besitzen. Seine Kompositionen sind für das Publikum berechnet, man vermißt Originalität, doch kann man ihnen Eleganz nicht absprechen. Er ging im Sommer 1848 nach Nordamerika und gab seine Konzerte zu einer Zeit, wo die ganze Aristokratie auf dem Lande war. Waren daher seine Konzerte nicht sehr besucht, so hatte er im Herbste seine Revanche genommen.

An Erfolgen Alle übertreffend steht **Jenny Lind** einzig da. Wohl verdankt sie es ihrem eminenten Talent und ihrer durch Garcia ausgebildeten Kunstfertigkeit

auf der einen Seite, aber ohne jene Charlatanmittel würde in Amerika auch das allein noch nicht gezogen haben. Ist diese „schwedische Nachtigall" ein wahres Phänomen am Gesanghimmel, so ist auch der Enthusiasmus, den sie in den Vereinigten Staaten erregt hat, eine seltene Erscheinung, und die Zeit von 1850—1851 hat in der Art nie Erlebtes herbeigeführt. — So brachte das erste Konzert in der sogenannten J. Lindhalle in New-York (eine Halle von 150 Fuß Fronte, die 6000 Zuhörer faßt), 24,000 Dollars ein, wozu 4500 Billets verauktionirt worden waren, und wovon eins (daß wir das hier beiläufig anführen) von einem Hutmacher für 225 Doll. erstanden worden war. In New-York allein gab sie 40 Konzerte — wie in Amerika überhaupt über 100. Die Einnahmen für den Abend schwankten zwischen 1000—1700 Thlr. Ihr Begleiter Barnam (der Impresario) hat die Beutel der Amerikaner tüchtig in Bewegung gesetzt. Die 92 Konzerte, die sie unter jenem Barnam gab, sollen ihr 35,000 Dollars netto eingebracht haben (nach andern Berichten soll der Gewinn für sie 130,000 und für Barnam 2 Millionen Dollars betragen),*) aber B. selbst, der recht eigentlich mit ihrem Rufe wucherte und dabei sich selbst am meisten bedacht hat, 50,000 Dollars. Zuletzt gab sie auf ihre eigene Rechnung Konzerte. Der eigentliche musikalische Begleiter ist der durch seine Opern schon bekannte Londoner Kapellmeister J. Benedict (geb. Stuttgardter), der auch nicht mit leeren Taschen zurückkehrt, auch er soll sich für 100 Konzerte 35,000 Dollars bedungen haben als fixen Gehalt. — Noch sind in ihrer Umgebung: Bariton Beletti und der Pianist Otto Goldschmidt.

Das neueste Unternehmen Seiten Deutscher sind Eisfeldt's Quartett-Soiréen in New-York Anfang 1851. Ein kühnes Unternehmen, was aber doch bis jetzt so weit gelang, als die Säle in den ersten derselben sich gefüllt hatten und man Gefallen daran fand. (Noll 1. Violine, Meyer 2. Violine, Eisfeldt Viola und Eichhorn Viola-Cello.) Timm, Scharffenberg und Dresel als Pianofortevirtuosen unterstützen es. Ohne Charlatanerie und neue Ausposaunung wirds kaum lange währen. Nahm doch die Jenny Lind-Manie zuletzt ab, — und fing man doch an, endlich nüchtern zu werden, nachdem alle Experimente erschöpft waren.

Aus dem Gesagten kann man sehen, daß Herz, Ole Bull und die Lind die Einzigen waren, die so zu sagen Glück machten. Die Uebrigen haben wenig gewonnen, oder sind entweder so ohne Schaden weggekommen, oder haben gar aus ihrer Tasche zusetzen müssen. Ja man findet sogar unter den Letztern mehrere, deren Mangel an Anerkennung von amerikanischer Seite selbst ihre persönliche Gegner befremdet hat. Es drängt sich daher die Frage auf, ob Amerika ein gutes Land für die Künstler sei? und man muß gestehen, daß sie nicht leicht zu beantworten ist. Es ist allerdings nicht zu leugnen; daß der ausübende Künstler, der Virtuos, ein lohnendes Resultat hoffen kann, jedoch muß er auf Täuschung gefaßt sein. Einer, der Amerika genau kennt, sagte unlängst: „Ich würde mich eben so wenig wundern, wenn Liszt und Thalberg zehnmal mehr Succes als in Europa, als wenn sie zehnmal weniger hätten." Die Hauptursache liegt in dem Mangel musikalischer Beurtheilungskraft des gesammten amerikanischen Publikums, daher darf das Genie nicht allzusehr auf seine Macht rechnen. Nur ein kleiner, ein ganz kleiner Theil, kaum hinreichend, die Kosten zu decken, geht aus Liebe zur Musik in das Konzert, die überwiegende Mehrzahl will blos den Trieb der Neugierde und der Mode befriedigen. Der Künstler, wenn er nicht seine Reise umsonst gemacht haben will, muß daher alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwenden, diese Neugierde zu erregen und fashionable zu werden. Giebt sich aber

---

*) Da sie mit B. 100 akkordirt hatte und den Kontrakt nicht weiter mit ihm halten wollte, so hat sie ihm für die fehlenden 8 eine bedeutende Entschädigung gezahlt!!

jeder Künstler zur Prostitution seiner Kunst her? und gesetzt, er giebt oder leiht sich her, welches sind die Mittel, die dieses Resultat herbeiführen müssen? Bei der ungeheuer schnellen Entwickelungsgabe der Amerikaner, die einen eben so schnellen und heftigen Wechsel zur Folge hat, kann man auf die Stabilität irgend eines Puff-Systems keineswegs rechnen; denn man sieht, daß dieselben Mittel, denen Ole Bull sein Glück zu verdanken hatte, bei L. de Meyer eine entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht hatten, dieselben Mittel, einfaches und künstlermäßiges Auftreten, die Vieuxtemps ruinirten, hatten bei Herz den glänzendsten Erfolg herbeigeführt. Ein Mittel, dessen Wichtigkeit nicht in Zweifel gezogen werden kann und welches auch seine Wirkung nie verfehlt, ist die Presse, welche in Amerika eine Macht hat, mit der sich selbst die europäische nicht vergleichen kann; aber trotz dem Umstande, daß manche Künstler ein anerkanntes Talent besitzen, sich den guten Willen der Presse zu verschaffen, dürften sie doch dort unter gewissen Voraussetzungen scheitern. In Europa genügt es, die Organe der großen Städte, wie Paris, London, Berlin oder Wien für sich günstig gestimmt zu wissen, die kleinen Städte richten sich darnach. In Amerika aber weiß die Lokalpresse selbst der unbedeutendsten Stadt ihren eigenen Einfluß geltend zu machen. Günstige Kritiken in New-York und Boston nützen in New-York und Boston. In Charleston, New-Orleans, St. Louis verlieren sie ihre Wirkungen, wenn sie nicht von den Ortsorganen indossirt werden. Die Provinzialpresse erlaubt sich aber nicht selten dagegen zu protestiren, um ihre Macht zu zeigen. Würden die dortigen Journale musikalisch gebildete Kritiker besitzen, so würde diesem Uebelstande leichter abzuhelfen sein, aber es giebt deren nur äußerst wenige, die diesen Namen nur einigermaßen verdienen, denn gewöhnlich schreiben sie abwechselnd die Stenographen, die Berichterstatter der Polizeiangelegenheiten, der Börsen-Referent, oder irgend Jemand vom Kassirer bis zum Zeitungsausträger; wer nur im sechsten Grade mit Jemand verwandt ist, der Flöte blasen lernen wollte. Es giebt daher keinen anderen Ausweg, als einen eigenen Agenten haben, so einen Lind-Barnum zum Beispiel, der mit den Redakteuren der vorzüglichsten Journale bekannt ist und in Folge dieser Intimität Berichte im Voraus von Zeit zu Zeit schicken kann, ja die Erlaubniß erhält, die Kritik nach dem stattgefundenen Konzerte selbst zu schreiben. So ein Agent aber mag schwer zu finden sein, besonders seitdem die Virtuosenkonkurrenz so sehr überhand genommen hat, und wenn man ihn findet, so dürfte er ohne freie Beköstigung und Reisespesen leicht 10—15,000 Frs. pro Jahr kosten. Dies ist eine bedeutende Ausgabe, aber nicht so groß, wenn man die Seltenheit dieser speziellen Geschäftskenntniß in Erwägung zieht. Der Agent hat ferner noch die Verantwortlichkeit der Reiseroute, deren zweckmäßiges Arrangement von großer Wichtigkeit ist. Die Konzertsaison fällt in den Städten in verschiedene Epochen; in New-York, Philadelphia und Boston von Oktober bis Januar, in New-York ist sie im Januar, in Charleston im Mai und so fort, es handelt sich demnach darum, zur gehörigen Zeit einzutreffen, um die Haupttour in einem Jahre vollenden zu können, was bei der ungeheuern Ausdehnung des Landes eine genaue Kenntniß der Distanzen unumgänglich nothwendig macht. Eine andere Schwierigkeit besteht obendrein, daß die Zahl der Konzerttage so beschränkt ist. Sonntags sind alle Unterhaltungen — ob man Konzerte dazu rechnen darf? — verboten. Samstags ist man in der Regel mit dem Abschluß der wöchentlichen Geschäfte und den Vorbereitungen für den Sonntag beschäftigt. Mittwoch ist bei vielen Sekten Bettag, was sehr zu berücksichtigen ist, da die Frommen, vom Theater ausgeschlossen, häufig Konzerte besuchen. Es bleiben daher nur 4 Tage übrig, wo man oft wochenlang auf den Saal warten muß, da in jeder Stadt nur einer existirt mit Ausnahme Newyorks, welches außer der Lindhalle (1850—1851) gar keinen besitzt und wo alle Konzerte in einer Kirche, dem „Tabernakle" stattfinden. Regnet es, oder scheint es nur regnen zu wollen, so ist das Konzert sehr kompromittirt, denn alle amerikanische Damen bilden sich ein, eine sehr zarte

Gesundheit zu haben. Trotz einer gewissen Veränderung des Publikums um wenigstens die Hälfte muß das Konzert dennoch nach dortigem Gebrauch stattfinden. Bochsa hatte den Widerwillen des Publikums nur einem wegen schlechte Witterung aufgegebenen Konzerte zuzuschreiben. Zum Schluß noch eine Berechnung der Konzertkosten, und um die Sache kurz zu machen, eine numerische Spezifikation, wie sie bei Herz, Sivori, Ole Bull stattfand. Die Konzertkosten sind sehr hoch, Sängerinnen, die auf keinem Provinzialtheater erscheinen könnten, lassen sich enorm bezahlen, sobald sie so glücklich waren, Lieblinge zu werden, und nur solche muß man engagiren, wenn man ein volles Haus haben will:

a) Saal oder vielmehr Kirche	75	Dollars.
b) Orchester, wenigstens 24 Personen, die nach republikanischer Art und Weise gleichförmig mit 5 Dollars die Person bezahlt werden müssen	120	"
c) Kapellmeister	25	"
d) Sänger und Sängerinnen	150	"
e) Annoncen durch 5 Tage in 20 Zeitungen . . .	75	"
f) Druckkosten	40	"
g) Verschiedene Auslagen	50	"
Summa	535	Dollars.

Mit diesen Auslagen kann man 1500 Dollars Einnahme erwarten. In den kleinen Städten ist dasselbe Verhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe.

J. Morawetz, geboren im Jahre 1793 zu Teplitz, errichtete dort für einen russischen Offizier, der in der Schlacht von Kulm verwundet worden war, nach dessen Angaben ein Dampfbad. Auf seinen kaufmännischen Reisen mit der Einrichtung dieser Bäder näher bekannt geworden, sah er davon bei sich und andern eine so wohlthätige Wirkung, daß er sie in Oesterreich in vervollkommneter Weise einzuführen beschloß. Im Jahre 1830 erlangte er die Erlaubniß, Bäder in Wien zu errichten, verschob aber den Bau einer Heilbadeanstalt wegen eines Augenübels, das in den nächsten Jahren einen immer gefährlicheren Charakter annahm. Total erblindet, begann er 1834 sein Werk und führte dasselbe eben so energisch als verständig durch. Dem Bade gab er mit Erlaubniß der Erzherzogin Sophie den Namen des Sophienbades und eröffnete dasselbe am 14. Januar 1838. Dieses Bad hat die besten Einrichtungen, welche überhaupt bei Dampfbädern vorkommen, selbst die russischen und morgenländischen Dampfbäder stehen ihm bedeutend nach. Die russischen Dampfbäder sind hier den Anforderungen eines mildern Klimas und einer verfeinerten Lebensart, den Heilanzeichen der verschiedenartigsten Krankheiten und den persönlichen Verhältnissen jedes Körperbaues, Geschlechts, Alters und Standes durch vielfache Abänderungen und Nebenbehelfe möglichst angepaßt, so daß sie von einem ungleich größeren Theil der Leidenden als früher mit segensreichem Erfolge in Anwendung gebracht werden können. Reisende aus den entferntesten Theilen von Europa haben dieses Bad benutzt und um so leichter Heilung gefunden, als die Badekur nach den Umständen auf die verschiedenste Art abgeändert werden kann. Mit den Dampfbädern verbindet sich eine für das Baden im Winter eingerichtete Schwimmanstalt. Ein 20,000 Eimer Wasser fassendes, 124½ Schuh langes und 40 Schuh breites, an der Sprung- und Schwimmseite 11 Schuh, an der Badeseite 3 Schuh tiefes Bassin, empfängt seine beständig frisch und rein zuströmende Nahrung aus dem 280 Klafter entfernten Donaukanal, wird in eine Filtrirstube geleitet und durch eine unter dem Boden des Beckens befindliche Röhrenleitung bis zu 18° Reaumur erwärmt. Im Karneval verwandelt sich das Sophienbad in ein prachtvolles Tanzlokal, wo unter anderm die berühmten Slawenbälle gehalten werden. Eine Aktiengesellschaft hat das Geld hergeschossen, Morawetz aber den Bau in allen Einzelnheiten geleitet.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von F. E. Gato in Meißen.

Aschanti und Dahomey. Von allen Völkern und Stämmen, welche das von uns nach dem Vorgange der Portugiesen Guinea genannte Land bewohnen, sind die Aschantis und Dahomeys durch ihr Verhalten zu den Europäern und durch verschiedene Reisende und Gesandschaften am berühmtesten geworden. Beide sind Nachbarn, der Fluß Volta trennt ihre Reiche, deren Grenzen mit Genauigkeit nicht angegeben werden können, da die sogenannten Königreiche, welche hie und da zu Dahomey oder Aschanti gerechnet werden, häufig nur Vasallengebiete oder verbündete Staaten sind, deren Verhältnisse durch Kriege mit jedem Jahre geändert werden. An der Küste reicht das Gebiet der Aschantis ungefähr vom Assinie bis zum Volta, das Gebiet der Dahomeys von da bis zum Lagos, landeinwärts erstreckt sich Dahomey bis zum Konggebirge, Aschanti wie es scheint viel weiter, wenigstens hat man maurische und Negerhäupter mit ihren Truppen im Gefolge der Aschanti-Armee gesehen, welche aussagten, daß sie aus der Nachbarschaft des obern Laufs des Nigers kämen. Beide Reiche sind auf dieselbe Weise entstanden, durch Binnenvölker, welche nach der Küste drängten, um der Vortheile des europäischen Handels theilhaftig zu werden, und die weichlicheren Küstenvölker unterjochten oder vernichteten. Diese Verdrängung der Küstenvölker hat sich an der ganzen dreihundert Meilen langen Küste vom Vorgebirge Sierra Leone bis zur Nigermündung wiederholt, theils im 17., theils im 18. Jahrhundert, alle seitdem an der Küste mächtig gewordenen Völker, die Fula-Neger bei Sierra Leone, die Benins in der Nähe der Nigermündung, die Dahomeys und die Aschantis, sind aus dem Innern gekommen. Für den Gründer des Aschanti-Reichs gilt der Negerhäuptling Sai-Tutu, der im Anfange des 18. Jahrhunderts mit Binnenstämmen den Strich eroberte, auf dem die von ihm erbaute Landeshauptstadt Kumassi liegt, und allmälig die Grenzen des Landes bedeutend ausdehnte. Unter den Gebieten, welche er und seine Nachfolger eroberten, werden genannt die Länder der Akims und Assins, die Königreiche Tufel, Dankara und Degomba. Die Guinea-Beschreiber aus dem vorigen Jahrhundert wissen alle von großen Zügen der Aschantis ins Innere, ohne jedoch die geographischen Einzelnheiten anzugeben. Wir erfahren durch sie z. B., daß die Aschantis auf einem ihrer Züge einundzwanzig Tage lang durch waldiges Bergland, funfzehn Tage durch eine wasserlose Wüste marschirten, und dann zu einem Lande mit schönen volkreichen Städten gelangten. Im Anfange unsers Jahrhunderts bekriegten sie die Fantis, ein wohlhabendes und friedliches Volk, das mit den Engländern, welche hier die Forts Elmina, Kap Coast Castle, Annamaboe u. a. besaßen, im besten Vernehmen lebte. In drei Feldzügen (1807, 1811, 1816) wurden die Fantis unterworfen und größtentheils ausgerottet. Die ganze Küste fiel den Aschantis anheim; zum Zeichen, daß auch das Meer ihnen gehöre, tauchten sie ihre Schwerter in die Wellen. Die Engländer hatten das Unheil von ihren Verbündeten nicht abwenden können, und in gleicher Weise mißlangen ihre Versuche, mit den Aschantis in freundliche Beziehungen zu treten. Diese grollten wegen des Verbots des Sklavenhandels, forderten aber außer der Wiederherstellung desselben auch die Fortentrichtung der Subsidien, welche die Engländer den Fantis bezahlt hatten. Nach mehreren fruchtlosen Gesandschaften ließen die Engländer das Schwert sprechen, doch war der Ausgang für sie der unglücklichste. Der Feldzug von 1824 führte für sie nur Niederlagen herbei, ihr General Maccarthy, Statthalter von Sierra Leone, und mehr als tausend Soldaten starben im Gefecht oder durch Seuchen. Der englische Einfluß ging dadurch ganz verloren, und was die Aschantis seit dieser Zeit von der europäischen Civilisation kennen lernen, wird ihnen durch die Holländer vermittelt, die bei ihnen zu hohem Ansehn gelangt sind. 1837 hat Holland mit dem König der Aschantis einen Vertrag abgeschlossen,

nach dessen Inhalt der letztere jährlich tausend seiner Unterthanen zur Verwendung in den holländischen Niederlassungen zu stellen hat, wogegen die Holländer ihren Verbündeten eine bestimmte Menge Waffen und Munition liefern. Nach demselben Vertrage hat der Negerkönig zwei Prinzen, einen Sohn und Neffen, nach Holland geschickt, um dort erzogen zu werden. Der Sohn ist in sein Vaterland zurückgekehrt, dem Neffen hat man den Zugang versperrt. Er heißt Aquassi Boachi, gegenwärtig lebt er als Bergbeamter in den niederländischen Besitzungen in Ostindien. Er hatte in Deutschland (in Freiberg) Mineralogie und Hüttenkunde studirt, in der Hoffnung, seinem an Gold und andern Metallen reichen Vaterlande einst nützlich sein zu können. Diese Hoffnung hat ihm der Argwohn der Häuptlinge gegen europäische Bildung geraubt. Auch als Schriftsteller ist dieser schwarze Prinz aufgetreten; das „Ausland" und die „Allgemeine Zeitung" haben Mittheilungen von ihm über Aschanti und Java gebracht.

Da Aschanti und Dahomey fast unter demselben Breitengrade liegen, die Struktur des Landes bei beiden eine übereinstimmende ist, so haben sie auch dieselben klimatischen und Produktionsverhältnisse, so daß wir uns darauf beschränken können, nur bei einem dieser Länder ins Einzelne einzugehen. Was wir von Aschanti sagen, gilt zugleich von Dahomey. Die niedrige, bald sandige, bald sumpfige Küste ist drückend heiß und für Europäer höchst ungesund, wie aber das Land nach innen zu terrassenartig ansteigt, wird das Klima gemäßigter und in den höhern Berggegenden sogar dem italienischen entsprechend. Zweimal, im September uud Oktober, ist Regenzeit, dazwischen liegen die beiden Sommer. In der Regenzeit herrschen häufige starke Regen, mit Stürmen verbunden, bei den Hagelschauern, welche mitunter vorkommen, fallen große Hagelkörner und selbst Eisstücke. Im Sommer sind die Gewitter nicht so häufig, als in der Regenzeit; starke elektrische Entladungen bei ganz klarem Himmel kommen durch das ganze Jahr vor. Das Kongogebirge sendet eine Menge von Bächen und Flüssen dem Meere zu, die an der Küste Hafs bilden und hauptsächlich den Meeressaum so ungesund machen. Im Innern wird das Land in Folge seines Wasserreichthums sehr fruchtbar und reich an Pflanzen, Bäumen, Thieren und mannigfaltigen Produkten. Die nutzbarsten Bäume der Wälder sind verschiedene Arten von Palmen, einige Arten Gummibäume, zwei Arten von Baumwollenbäumen, das Bambusrohr, Citronen- und Pommeranzenbäume mit ausgesucht schönen Früchten. Aus den verschiedenen Palmenarten gewinnt man Palmwein, der nur frisch getrunken wird, von einer Sorte Butter, von andern Palmöl und Fasern zur Verfertigung von Matten. Der Baumwollenbaum — Seidenbaumwollenbaum der Engländer — liefert eine seidenartige, aber wegen ihres kurzen Fadens nicht zu verspinnende Baumwolle, die daher nur zum Ausstopfen von Kissen und Matratzen verwendet werden kann. Die Baumwollenstaude wird regelmäßig kultivirt, von den Frauen versponnen und von den Männern gewebt. Eßbare Früchte liefern außer den Citronen- und Pommeranzenbäumen die Banane, die wilde Rebe, der wilde Feigenbaum; Ananas, Zuckerrohr, Melonen mehrerer Arten sind häufig. Die Hauptnahrung giebt die Yamswurzel (Igname der Franzosen), ein längliches Knollengewächs von ziemlicher Größe, das bei allen Dörfern stark angebaut wird. Reis wird hin und wieder gebaut, stärker und verbreiteter ist die Pflege der Kürbisse, von denen man sowohl das Fleisch als Speise, wie die Schale zu allerlei Geräth benutzt. Das Thierreich zeichnet sich durch viele Gattungen und Spezies aus, wie durch die Zahl der dazu gehörenden Individuen. Löwen, Tiger, Leoparden, Hyänen, Hirsche, Rehe, Elephanten, Rhinocerosse, Wildschweine bevölkern den Boden, zahllose Affen, Papageien, Tauben und kleinere gefiederte Thiere das Laubdach der Wälder. Der Adler hält sich in den Wäldern auf, der Geier ist ein Bewohner der Städte und Dörfer, wo er als einziger Agent der Gesundheitspolizei in hohem Ansehn steht. Von dem Reichthum der Flüsse an Fischen, Krokodilen und Nilpferden wissen die

Reisenden nicht genug zu erzählen. Schlangen kommen überall vor, von der kleinen Hausschlange, die fast in jeder Hütte anzutreffen ist, bis zu der Boa Konstriktor, die eine Länge von 25 Fuß erreicht. Der Tiger, der in Guinea häufiger ist, als der Löwe, wird seines Felles und der mit der Jagd verbundenen Aufregung wegen gejagt. Die Zähmung der Elephanten ist unbekannt; man jagt diese Thiere wegen ihrer Zähne, auch wird das Fleisch gegessen. Kamele kommen zuweilen mit maurischen Handelsleuten in das Land, Pferde kennt man fast gar nicht. Die Aschantis fürchten sich vor diesen Thieren, welche „schlagen und beißen", bei den Dahomeys werden sie von den Vornehmen gehalten, aber nur im Schritt geritten, während auf beiden Seiten Diener gehen, um möglichen Unglücksfällen vorzubeugen. Die Rinder sind sehr klein, die Milch derselben verabscheuen die Aschantis, die Schafe zeichnen sich durch Größe aus, haben aber eine haarartige Wolle. Hunde — die haarlosen und nicht bellenden Guineahunde — werden der Jagd wegen gehalten, und ihr Fleisch gehört zu den Lieblingsspeisen. Zahmes Geflügel, Hühner und Perlhühner, giebt es in allen Ortschaften.

Die gewerblichen, sittlichen und staatlichen Zustände der Aschantis und Dahomeys sind in manchem von einander verschieden, weshalb wir jedes Reich getrennt darstellen müssen. Die Aschantis sind die vorgeschrittenern der beiden Nationen. Sie sind in den gewöhnlichen Gewerben, namentlich im Teppichweben und in Goldarbeiten geschickt, die von ihnen gefertigten goldenen Ketten haben einen gewissen Ruf. Ihr Land ist das eigentliche Goldland von Guinea, und Gold das einzige Geld, welches bei ihnen im Umlaufe ist, während in den Nachbarländern schon kleine Muscheln (Kauris) und Salz dessen Stelle vertreten müssen. Die Prunkgefäße bestehen immer aus Gold, das gewöhnliche Geschirr aus Kupfer oder Eisen. Die Gewinnung des Goldes wird freilich auf eine sehr primitive Weise bewirkt. Dasselbe wird gewöhnlich aus dem Sande und dem Lehmboden der Flüsse ausgewaschen, doch werden auch die goldhaltigen Quarzgänge in den Gebirgen in Tagbau betrieben, die Quarzstücke zerpocht und geschlämmt. Gemünzt wird das Gold nicht, es kursirt als Goldstaub oder in kleinen Stücken, die gewogen werden, wonach sich ihr Werth bestimmt. Die Unze Gold, etwa 25 Thaler an Werth, theilt sich in 16 Akie, die Akie in 8 Tukus. Jeder kann Gold graben oder waschen lassen, die Arbeit wird durch Sklaven verrichtet, und wer die meisten Sklaven hat, pflegt auch der reichste Mann zu sein, weshalb der Reichthum eines Mannes danach geschätzt wird, wie viel Menschen er besitzt. Der Reichthum verbreitet einen Luxus, den man in einem Negerlande nicht vermuthen sollte. Die Reiseberichte der englischen Gesandten sprechen von Festen, welche der König oder Vornehme gaben, wobei man auf Divans und kostbaren Teppichen an Tischen saß, die ein tadelloses Leinenzeug deckte, und aus Goldgefäßen Kraftsuppen, delikat bereitete Speisen und Früchte verzehrte. Die Häuser der Armen sind allerdings nur Gitterwerke von Bambusstäben, deren Zwischenräume mit Lehm ausgefüllt sind, doch erhalten auch diese durch die Palmblätter, welche das Dach bilden und alle Wände bekleiden, kein ungefälliges Ansehn. Den Häusern der Hauptstadt Kumassi fehlt es dagegen nicht an architektonischem Schmuck. Die Bambusstäbe bilden Bögen und Gewölbe und sind mit Schnitzwerk bedeckt, in der weißen oder rothen Wandbekleidung werden verschiedenfarbige Rohrstückchen angebracht, die ein hübsches Muster bilden, die Fenster haben Rahmen und ein Gitterwerk. Eine Eigenthümlichkeit, die auch bei Dahomey wiederkehrt, ist die Anlage der Hauptstadt fern von einem Flusse. Jetzt befinden sich in Kumassi zwei Paläste, von europäischer Bauart, einer für den König, der zweite für die Fremden. Der frühere, von einheimischen Künstlern erbaute Palast des Königs hatte ebenfalls eine luxuriöse Einrichtung, Prunkgemächer, seidene Vorhänge, goldene Stühle, Friese mit „ägyptischen Charakteren." Im schreienden Kontrast mit diesen Herrlichkeiten stehen die Schädel und Gerippe erschlagener

Feinde, welche der König bei feierlichen Gelegenheiten auszustellen nie versäumt. Die Verfassung von Aschanti kann man eine monarchisch-aristokratische nennen, indem der König von einer Art Reichsversammlung der Vornehmen umgeben ist, ohne deren Rath in Krieg und Frieden keine wichtige Entscheidung erfolgt. Die Großen, die man mit einem korrumpirten portugiesischen Worte Cabosirs*) nennt, beanspruchen auch einen Antheil an den Tributen, und mehr als einmal haben sie einen König entthront. Auf der andern Seite hat der König die Macht, einem gefährlichen Großen den Befehl zu schicken, daß er sich das Leben nehme, und das Vermögen solcher, welche zu reich geworden sind, durch Steuern nach Belieben zu verringern. Der König ist der gesetzliche Erbe aller seiner Unterthanen, doch succedirt er nur in ihren Besitz an Gold, während die Sklaven, das Vieh und die Ländereien der Familie verbleiben. Er hat eigene Goldwäschereien und Goldgruben, aus denen er 20,000 Unzen monatlich beziehen soll, alle größern Goldklumpen müssen an ihn abgeliefert werden, ebenso der Goldstaub, der auf dem Markte von Kumassi verloren geht — eine nicht unerhebliche Einnahme, welche jährlich auf hundert Pfund Gold geschätzt wird. Mit den Zöllen, die der Handel zu tragen hat, und den schon erwähnten Steuern, welche das Vermögen reicher Unterthanen zu schmälern bestimmt sind, bildet dies alles ein beträchtliches Einkommen. Emblem der königlichen Würde ist der goldene Stuhl des Königs, der ihm überall hin nachgetragen wird. Auch die Würde der Vasallenkönige und der Rang der Vornehmen werden durch ihre Stühle angedeutet. Will der König Jemand absetzen, so läßt er ihm den Stuhl abfordern, wenn dieser nicht eingeliefert wird, den Kopf. Der jetzige König trägt bei Feierlichkeiten einen goldenen Helm, der aus drei pyramidalisch zusammen gefügten Stücken Goldblech besteht, über denen ein Busch von Straußenfedern wallt. Seine gewöhnliche Bekleidung ist ein gelb und schwarz gewürfelter Mantel von Seide, der über die linke Schulter geworfen wird, so daß die rechte frei bleibt. Des Königs Schatzkammer befindet sich in seinem Palaste unmittelbar unter seinem Schlafzimmer, in demselben Theile des Schlosses, tief unten, liegt die Pulverkammer. Der Goldstaub, den der König besitzt, gilt als sein Privateigenthum, die Goldklumpen in seiner Verwahrung sind Staatsschatz, und es darf davon nichts veräußert werden. Die bei den Aschantis wie bei allen Guineavölkern gebräuchliche Vielweiberei erscheint bei dem König auf die höchste Spitze getrieben. Das Oberhaupt dieses Negerstaates hat 3333 Weiber, welche Zahl beständig voll erhalten wird, da sie eine mystische ist, auf der das Staatswohl beruht. Einige dieser Frauen sind mit dem Range vollbürtiger Gattinnen bekleidet, eine von ihnen ist Königin, doch succedirt nicht der Sohn dieser dem König, sondern der Sohn seiner ältesten Schwester. Diese Einrichtung entspringt der aristokratischen Gesinnung der Aschantis; die Königin könnte sich vergessen und ein Bastard den Thron besteigen. Allerdings läuft man bei der Schwester des Königs dieselbe Gefahr, in diesem Falle ist es aber immer königliches Blut, das zur Thronfolge berufen wird.

Die Aschantis sind für ein Negervolk merkwürdig reinlich, baden und waschen sich täglich und machen auch starken Gebrauch von der Seife, die sie aus ihrem Palmöl zu bereiten wissen. Sie sind Feinschmecker; ihre Gastfreundschaft bethätigen sie damit, daß sie den Fremden mit Speisen vollstopfen. Große Freunde von Putz und Schmuck, verbinden sie mit den Festen, welche sie geben, immer eine Schaustellung ihrer Reichthümer. Im Umgange sind sie höflich und leutselig, bei offiziellen Verhandlungen und Staatsakten dagegen sehr hochfahrend und stolz. Erstaunen, Besorgniß oder Furcht zu zeigen, gilt ihnen für unmännlich, Leute von gutem Benehmen werden nur die genannt, welche sich selbst überwinden

*) Caboceer schreiben die Engländer. Das Ursprungswort ist das portugiesische cabeceiro, Hauptmann.

und ihre Leidenschaften zügeln. Würde der König nicht in den schlimmsten Lagen seinen vollen Gleichmuth bewahren, so hätte er den Verlust der Achtung seines Volks zu befürchten. Weiß er, daß die Nachricht von einer Niederlage kommen wird, so setzt er sich auf den Markt von Kumassi, spielt mit einem seiner Großen im Damenspiel und hört so den Boten an. Sogar mitten in der Schlacht wird die Komödie mit dem Damenbrett aufgeführt. Der König und seine Feldherrn sitzen hinter der Schlachtlinie beim Spiel, empfangen Botschaften und ertheilen Befehle, sich selbst höchstens mit einem Seitenblicke von der Lage der Schlacht unterrichtend. Die Aschanti-Moral hat die beiden schönen Lehren: Lüge nie und halte das Alter in Ehren. Die Kindererziehung ist sorgsam und streng, die Sklaven werden im allgemeinen gut gehalten und reichlich verpflegt. Sklaven, welche einen Fehler begangen haben, dürfen in das Haus eines andern Herrn flüchten, der ihnen dann Verzeihung auszuwirken sucht. Die Kranken, Schwachen und Verwachsenen stehen unter dem Schutze des Königs, sein Palast zu Kumassi ist eine Versorgungsanstalt für hülflose Kinder. Der Krieg ist für diese genußsüchtigen Neger die hauptsächlichste und ehrenvollste Beschäftigung, ihre Feldzüge gelten vornehmlich den Völkern im Innern, die gegen sie bedeutend im Nachtheil sind. Während die Aschantis sich selbst reichlich mit Flinten und europäischer Munition versorgen, lassen sie, wie alle Küstenvölker dieser Gegend, nach dem Innern weder Pulver noch Blei durch. Die Kriege sind äußerst blutig, oft, wenn eben kein Mangel an Sklaven ist, werden alle Gefangenen getödtet, ganze Völkerstämme mit Feuer und Schwert ausgerottet. Die Vornehmen und Häuptlinge werden nie geschont, denn man braucht ihre Schädel für die Sammlungen des Königs, welche gleichsam Staatsarchive bilden. Die Gesetze der Aschantis kosten fast noch mehr Blut, als die Kriege; sie sind von drakonischer Strenge, die leichtesten Vergehen werden mit dem Tode bestraft. Die Todesstrafe wird mit Kopfabschlagen vollzogen, bei schwereren Verbrechen gehen Martern und Verstümmelungen voran, die in dem roheren Dahomey durch den jetzigen König abgeschafft sind. In seltenen Fällen wird die Hinrichtung sogleich vollzogen, gewöhnlich schafft man die Verurtheilten nach Kumassi und spart sie für ein großes Fest auf. Die Leichen bleiben eine Zeitlang auf dem Richtplatze liegen, worauf man sie in einen benachbarten kleinen Wald schafft, der beständig voll ist von Gerippen und modernden Leichnamen, von Geiern, Tigern und Hyänen. Viele Menschenleben fordern endlich die Opfer, die bei Festen politischer oder religiöser Natur und bei Leichenbegängnissen dargebracht werden. Bei großen Festen bemächtigt sich des Königs und der Großen ein förmlicher Wahnsinn, und die Sklaven, die sonst so gut behandelt werden, fallen dann massenweise. Kleinere Leute opfern bei Todesfällen einen oder zwei Sklaven, reichere wohl dreißig bis vierzig. Der vorletzte König von Aschanti ließ beim Tode seiner Mutter 3000 Kriegsgefangene schlachten, mehrere Große lieferten jeder 100 Opfer und jede größere Ortschaft zehn. Die Zahl der Opfer richtet sich auch danach, ob die Erwartungen, welche der Erbe von seiner Erbschaft hegte, eingetroffen sind oder nicht. Ein vornehmer Aschanti, der seiner verstorbenen Muhme funfzig Sklaven versprochen hatte, aber fand, daß sie vor ihrem Ende aus Haß gegen ihn ihren Goldstaub ins Wasser geworfen hatte, opferte ihr einen einzigen alten Sklaven.

In ihren religiösen Gebräuchen sind Aschantis und Dahomeys übereinstimmend. Wir nennen ihre Religion Fetischismus und verstehen darunter den Glauben an gewisse Zauberkräfte in der Natur, welche sowohl leblosen als belebten Wesen beigelegt werden. Das Wort (Feitiço, Zauber) wie der Fetischismus selbst sind europäische Erfindung. Aschantis und Dahomeys verehren eine höchste Gottheit, welche im Himmel thront, auf deren Altären kein Bild steht. In Dahomey ist der Altar ganz leer, in Aschanti liegt ein heiliger Stein darauf, der ein Meteorstein ist und der jedem Priester unumgänglich nöthig ist, um sein Amt anzutreten.

Aber Aschantis und Dahomeys kennen neben ihrem Gott auch ein böses Wesen, unreine Geister und Gespenster, vor denen sie große Furcht haben. Diese bösen Geister erscheinen ihnen personifizirt als große Schlangen, Krokodile, Leoparden, ihnen opfern sie auch, und die Geheimnisse der Priester bestehen hauptsächlich in den Mitteln, die übelthätigen Genien unschädlich oder geneigt zu machen. Beide Völker mögen etwas von den Religionsansichten der Mauren angenommen haben, welche unter ihnen wohnen und in ihrer Religion nicht gestört werden. Im Rath der Guineakönige erscheinen immer einige maurische Oberhäupter. Unter den Künsten nimmt der Tanz die erste Stelle ein, doch sind Dahomeys wie Aschantis auch große Verehrer der Musik und Dichtkunst. Musik und Gesang müssen alle öffentlichen Feste begleiten, man singt einzeln oder im Chor die Thaten der Nation und den Ruhm der Geschlechter. Die Hauptinstrumente der Aschantis sind Trommeln, Pfeifen, Gonggongs, Hörner, die aus ausgehöhlten Elephantenzähnen bestehen, und Kalebassen mit Steinchen darin, welche im Takt zu der Musik geschüttelt werden. Die große Trommel des Königs wird nur bei sehr feierlichen Gelegenheiten geschlagen. An ihr hängen die Schädel mehrerer von den Aschantis getödteten Könige, auch des englischen Generals Maccarthy, den sie 1824 gefangen nahmen und köpften. Die Poesien der Aschantis und Dahomeys sind Improvisationen, die im glücklichsten Falle im Gedächtnisse des Volks haften bleiben, aber nicht aufgeschrieben werden können, da keines der beiden Völker Buchstaben oder Schriftzeichen hat. Einige der Aschanti-Sagen sind poetisch, ihre Thierfabeln haben das Auszeichnende, daß jedem Thier, ehe es redend eingeführt wird, eine Lobrede auf seine Eigenschaften vorangeht.

Das Königreich Dahomey ist viel spärlicher bevölkert, als Aschanti. Das letztere hat mit Leichtigkeit Heere von 100,000 Mann ins Feld gestellt, sämmtliche Streitkräfte von Dahomey steigen nicht über 24,000 Mann. Nach den neuesten Angaben englischer und französischer Reisenden beträgt die Bevölkerung 200,000 Seelen, worunter nur etwa 20,000 Freie. Rang und Würden erben auf den ältesten Sohn über, der König ist unumschränkter Herr über Leben und Eigenthum aller Unterthanen, als oberster Beamter des Staats fungirt der Scharfrichter. Vor dem König muß sich jeder zu Boden werfen, seinem Stock, dem Symbol seiner Macht ist dieselbe Ehrfurcht zu erweisen. Die Lebensart der Bewohner ist einfacher wie in Aschanti, der geringe Theil des Bodens, welcher überhaupt bebaut wird, ist sorglich gepflegt. Zu den Verbrechen, welche streng bestraft werden, gehört die Trunkenheit. Einem Säufer ließ der jetzige König nichts als Rum reichen, und der Unglückliche wurde in seinem abgemagerten Zustande so lange öffentlich ausgestellt, bis er todt war. Der Engländer **Forbes** giebt von diesem König, der **Gezo** heißt, folgendes Bild: „Seine Majestät von Dahomey, König Gezo, ist etwa 45 Jahre alt, gut aussehend, ohne irgend etwas von der Physiognomie der Negerrace zu haben, und nicht rein schwarz, sondern etwas heller von Farbe. Er hat ein verständiges, sehr ernstes Gesicht, und die Haltung eines Gebieters. Er ist sehr stolz und schreitet einher, als ob er durch seinen Tritt der Erde eine Ehre erzeigte, und er würde ein hübscher Mann sein, wenn seine Augen nicht ein bischen schielend wären. Seine einfache Kleidung kontrastirt mit dem bunten Putz seiner Vornehmen und Frauen, die mit Korallen, Gold, Silber und Kupfer überladen sind." An Goldreichthum steht Dahomey weit hinter Aschanti zurück, die Landesmünze ist die Kaurimuschel, deren 2000 einen Strang bilden und nominell dem Werthe eines Piasters gleich kommen. Der Kurs des Piasters steht aber wegen Mangels an gemünztem Gelde gewöhnlich 400 bis 600 Kauris höher. Einzig in der Welt steht das Heerwesen der Dahomeys da, was das Alterthum und das Mittelalter von den Amazonen sich erzählen, wird in Dahomey übertroffen. Von den 12,000 Soldaten, aus denen die Armee auf dem Friedensfuße besteht, sind 5000 Weiber. Sittenlosigkeit entsteht durch diese Vermischung der Geschlechter keineswegs. Thatendurst, Ehrgeiz

und Blutdurst verdrängen bei den weiblichen Soldaten jedes zartere Gefühl, „wir sind Männer, keine Weiber“ sagen sie. Namentlich in geschlechtlicher Beziehung erlauben sie sich keine Schwäche, wozu der Aberglaube viel beitragen mag, daß jedes fleischliche Vergehen durch eine nie ausbleibende Schwangerschaft der ganzen Welt offenkundig werden würde. Die Weiber sind die Elite der Armee und entscheiden oft die Schlachten, wie noch vor wenigen Jahren der Fall war, als in einem Kriege mit einem benachbarten kleinen Königreiche die Männer flohen, die Weiber aber Stand hielten und den Sieg erfochten. Männer und Weiber sind im Frieden kasernirt und tragen dieselbe Uniform: Ueberrock, weite Beinkleider und Helm. Die Waffen, Flinte und Säbel, werden im besten Zustande gehalten, und die Soldaten verstehen damit vortrefflich umzugehen. Die Offiziere unterscheiden sich von den Soldaten durch den feineren Stoff ihrer Bekleidung, durch ein Korallenhalsband und durch eine Peitsche, von der sie den freigebigsten Gebrauch machen. Jedes Regiment hat ein Emblem, das eine einen Alligator, ein zweites eine Krone, ein drittes ein Kreuz u. s. w. Die Befestigungen, welche in Dahomey vorkommen, bestehen in Hecken einer dornigen Akazienart, vor denen tiefe Gräben sich hinziehen. Auch die Hauptstadt Abomey ist auf diese Art befestigt, hat außerdem aber sechs Thore mit Mauern von Lehm. Ein Heer würde übrigens bei seinem Eindringen starke Schwierigkeiten finden, denn die Wege des Landes sind wie in Aschanti Fußpfade, die allerdings für ein alle Lasten auf dem Kopfe tragendes Volk genügen. Abomey besteht aus lauter Hütten, selbst die Häuser des Königs und der Vornehmen weichen von der gewöhnlichen Bauart nicht ab und zeichnen sich nur durch die größere Anzahl von Räumen aus, welche an einander gereiht sind. Das einzige Trinkwasser Abomeys muß aus Teichen geholt werden, welche eine Stunde weit entfernt sind.

Fast alle Einkünfte des Staats fließen aus den Kriegen, die um Sklaven zu erlangen geführt werden. Gezo ist ein Menschenjäger, sein Heer eine zur Jagd eingeübte Meute. Jedes Jahr zu bestimmter Zeit verläßt der König seinen mit Menschenschädeln verzierten Palast und giebt dem Heere das Zeichen zum Aufbruch. Er allein kennt das Ziel des Marsches, in der Nähe des Volks, welches diesmal überfallen werden soll, angekommen, bewegt man sich nur des Nachts vorwärts, und in der Nacht erfolgt auch der Ueberfall. Die Greise werden erschlagen, die Kinder zerschmettert, den Weibern schlitzt man den Bauch auf. Blos die jungen Männer und Mädchen führt man gefesselt mit sich fort, sie sind für den Sklavenhandel und für die Opfer bestimmt. Das Feuer vervollständigt das Werk der Zerstörung, das abziehende Heer läßt eine völlige Wüste hinter sich zurück. Bald bemächtigt sich die kräftige Vegetation der Ruinen, und nach wenigen Jahren findet man in sonst blühenden Ländern nichts als Gestrüpp und wilde Thiere. Die gefangenen Sklaven werden je nach ihrer Bestimmung entweder nach der Hauptstadt oder an die Küste zu den Sklavenhändlern gebracht. Die Faktoreien der letztern bestehen aus einer gewissen Anzahl von Hütten und Schoppen, die von einer Umzäumung eingeschlossen werden. Auf dem Marsche nach diesen sogenannten Barracons werden die Sklaven von bewaffneten freien Schwarzen eskortirt und sind je vier und vier an Stangen gefesselt, welche auf ihren Schultern ruhen. Ermattung und Heimweh lassen schon unterwegs eine Menge von ihnen sterben und noch größer ist die Sterblichkeit in den Faktoreien. „Um den Krankheiten vorzubeugen, welche durch Kummer und Mangel an Bewegung entstehen“, erzählt Bouet=Willaumez, „treiben die Sklavenhändler die Schwarzen täglich zweimal aus den Hütten und lassen sie im Hofe der Faktorei im Kreise niedersitzen, aber mit ihren Ketten. Einer der Wächter, mit einer Peitsche bewaffnet, stimmt einen Gesang an und klatscht taktmäßig in die Hände. Wehe dem Sklaven, der ihm nicht nachahmt! Die Peitsche pfeift über den Köpfen, aus Furcht vor ihr klatschen, singen und tanzen die Sklaven nach Kommando. Ein zweiter Wächter beschmiert sich mit weißer oder gelber Farbe und

sucht durch Tänze und Verzerrungen das Gelächter der Sklaven zu erregen." Sehr häufig kommt noch der Hunger zu den Qualen der Sklaven. Die Negervölker sind so sorglos, daß in ihrer fruchtbaren Heimath eine Hungersnoth nicht selten ist. Die Sklaven leiden dann doppelt so viel als die Freien, und es ist häufig vorgekommen, daß die Sklavenhändler in solchen Fällen ihre Sklaven tödten, um der Last der Verproviantirung enthoben zu sein. Von den Freunden des Sklavenhandels wird dies benutzt, um den Beweis zu führen, daß alle Maßregeln gegen diesen schimpflichen Verkehr die Greuel desselben nur erhöhen.

Dahomey ist gegenwärtig der Negerstaat, durch den der Sklavenhandel die meiste Nahrung empfängt. Die Sklavenhändler wohnen in der Küstenstadt Whydah, die vier Tagereisen von der Hauptstadt Abomey entfernt ist. Es sind Brasilier, Portugiesen, Spanier und wenige Schwarze. Der berüchtigste von allen, Souza, ist vor einiger Zeit gestorben. Souza war ein Brasilier, der wegen politischer Vergehen sein Vaterland meiden mußte, und lebte vierzig Jahre vom Sklavenhandel, in dem er anfangs ein ungeheures Vermögen erwarb. Als er starb, war sein Nachlaß so überschuldet, daß kaum die Hälfte der Gläubiger befriedigt werden konnte. Die Sklavenhändler von Whydah sind alle Hazardspieler, die nicht blos die Gewinnsucht, sondern auch die Spielerleidenschaft bei ihrem Geschäft festhält. Seit den englischen Maßregeln gegen den Sklavenhandel sind die Glücksfälle des Spiels im höchsten Grade schwankend und ungewiß. Bedeutende Verluste wechseln mit enormen Gewinnen, und nach wenigen Jahren sind die Vermögensverhältnisse und Geschäfte eines Sklavenhändlers so verwirrt und verwickelt, daß eine Liquidation fast unmöglich wird. In neuester Zeit ist in diesem Handel eine wichtige Veränderung eingetreten, welche die besten Hoffnungen für die Zukunft fassen läßt. Die Sklavenhändler von Whydah haben jetzt nicht blos Barracons, sondern auch Pflanzungen, fast die Hälfte ihres Verkehrs ist ein erlaubter Handel mit afrikanischen Erzeugnissen, besonders mit Palmöl und Arachiden, Erdnüssen, welche ein gutes Oel geben. Souza war der letzte Sklavenhändler, der nur Handel mit Menschenfleisch trieb, seine Nachfolger treiben alle neben dem verbotenen auch erlaubten Handel, und der letztere erhält mit jedem Jahre mehr den Vorzug. Aus diesem Umschwunge schöpfte die englische Regierung die Hoffnung, daß der König von Dahomey zu einem Verbot des Sklavenhandels bewogen werden könne, und verfolgte diesen Zweck durch mehrere Gesandschaften. Winnietts, Chruishank, Duncan und Forbes sind nach einander in Abomey erschienen, aber der einzige Gewinn, den ihre Reisen bis jetzt gebracht haben, ist eine genauere Kenntniß des Landes. König Gezo weigert sich die Einkünfte aufzugeben, die er seinen Sklavenjagden verdankt, und will nicht begreifen, daß eine bessere Kultur des Landes für diese Verluste reichlichst entschädigen würde. Diese englischen Gesandschaften sind aber nicht die einzigen, welche den Hof des Königs Gezo aufgesucht haben, die französische Diplomatie kennt ebenfalls die Wege, welche nach Abomey führen, und seit Jahren berühren sich an der Küste des Golfs von Benin englische und französische Interessen in feindlicher Weise. Die rein menschliche Aufgabe, den Greueln des Sklavenhandels zu begegnen, ist für beide Nationen bald Zweck, bald Vorwand, die Handelsbeziehungen werden nebenbei mit gleichem und wohl größerm Eifer betrieben. Es hat sich in diesem Wetteifer ganz in der Stille ein Konflikt herangebildet, der einer händelsüchtigen Regierung den Vorwand zu Feindseligkeiten zu geben ganz geeignet ist. Wir müssen auf diese sehr wenig bekannten Verhältnisse näher eingehen.

Im Jahre 1841 kündigte der damalige Staatsminister Guizot in der Pairskammer eine neue französische Kolonialpolitik an, welche bestehen sollte in der Gründung von Stationen in der Nähe barbarischer Länder, um als Entrepots des Handels zu dienen. Der Handelsstand von Bordeaux hatte diesen Gegenstand seit 1838 in Anregung gebracht und speziell um bessern Schutz auf der Küste des

Golfs von Benin und um Herabsetzung der Zölle auf Wachs, Palmöl und Arachiden gebeten. In den Vorstellungen der Kaufleute wurde die Lage des französischen Handels als die traurigste geschildert: nirgends gebe es an der Küste, vom Senegal bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, bedeutende Mittelpunkte der Bevölkerung; die französischen Händler müßten an kleinen Dörfern anhalten und so lange warten, bis ein Theil der Waaren abgesetzt sei; diese Art von Handel sei aber voll Unannehmlichkeit, setze die Mannschaft der Gefahr eines glühenden Klimas, die Waaren der Verschlechterung aus, und die Kriegsschiffe müßten beständig einschreiten, um Streitigkeiten zu schlichten oder Schulden einzutreiben. Die Regierung gab den Vorstellungen Folge, die Zölle wurden herabgesetzt, der Befehl zur Errichtung von Handelskomptoiren gegeben. Bouet, später zum Statthalter des Senegals ernannt, besuchte mit der Kriegsbrigg La Malouine die Küste auf einer Strecke von 600 Meilen bis an die portugiesische Grenze von Congo und bezeichnete die zu einer Niederlassung geeignetsten Punkte. Diese vertheilen sich vom Senegal bis Südguinea; die wichtigsten und zunächst errichteten Niederlassungen waren Assinie und Bassam an der Elfenbeinküste, Whydah auf der Küste von Dahomey und Gabon an dem Flusse gleichen Namens, der sich unter 0′ 30′ s. Br. in das Meer ergießt und einen Hafen bildet, den die französischen Berichte mit der Rhede von Brest vergleichen. Nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, erhielt der französische Handel den lebhaftesten Aufschwung, besonders durch die Arachiden, die sich als werthvoller Einfuhrartikel zeigten, seit man die Rückstände, die bei der Oelgewinnung zurückbleiben, als Viehfutter anzuwenden lernte. Gegenwärtig bildet die Einfuhr der westafrikanischen Oelfrüchte einen der bedeutendsten Nahrungszweige der französischen langen Schifffahrt. Im Golf von Benin verkehren jährlich im Durchschnitt 150 Schiffe mit einer Bemannung von 1500 Matrosen. Die Engländer wetteiferten mit dieser Entwicklung theils durch größere Sorge für ihre Faktoreien, unter denen Badagry an der Küste von Dahomey die hervorragendste Stelle einnimmt, theils durch Errichtung von Missionen, durch Gesandschaften an die Negerkönige und Abschließung von Verträgen. Nachdem auch die 1850 ausgeführte Mission ihres letzten Gesandten Forbes in Dahomey erfolglos gewesen war, zeigten sie sich dem Königreiche feindlich. Im März 1851 unternahm König Gezo den Zug gegen Kutah, den sein Amazonenheer seit mehreren Jahren forderte. Abeo-Kutah liegt an der östlichen Grenze von Dahomey, an der Mündung eines Flusses, den man für einen Nebenstrom des Nigers hält. Diesen großen Strom bewacht England mit eifersüchtigen Blicken und sucht jedes Unternehmen zu hindern, das seiner dereinstigen Herrschaft über ihn und sein Gebiet gefährlich werden könnte. In Abeo-Kutah befanden sich daher schon seit längerer Zeit englische Missionaire, diese Vorläufer der englischen Herrschaft, die nicht blos Bibeln, sondern auch Flinten und Munition vertheilten, und, wie es scheint, den Negern sogar einige Begriffe von europäischer Taktik beibrachten. Das letztere muß man aus der Beschreibung schließen, die der Missionär von Townshend der Vertheidigung der Stadt giebt. „Die Dahomeys", schreibt der Glaubensbote, „drangen in dichten Massen vor, alles vor sich hertreibend. Die Egbas, die Bewohner und Vertheidiger der Stadt, suchten sie beim Uebergange über einen Fluß aufzuhalten, mußten aber vor der Ueberzahl weichen und zogen sich hinter die Mauern zurück. Die Wälle bedeckten sich mit Belagerten, deren lebhaftes Feuer den Feind ins Schwanken brachte und seine Fortschritte aufhielt. Die Dahomeys dehnten ihre Linien aus, um die Aufmerksamkeit der Unsern zu täuschen und den schwächsten Punkt zum Angriff auszusuchen, aber überall wo sie sich zeigten, stießen sie auf einen wohlorganisirten Widerstand. Nun rückte ihre Elitentruppe, die furchtbare Amazonenschaar, zu offenem Sturm gegen die Wälle, wo sie ein so furchtbares Musketenfeuer empfing, daß sie sich zur Flucht wandte. Die Egbas hielten diesen Zeitpunkt für günstig, um einen Ausfall zu machen; nachdem sie den rechten

Flügel der Dahomeys umgangen hatten, lieferten sie ihnen eine Schlacht, indem sie den ihnen günstigen Wind benutzten, um das Gestrüpp in Brand zu stecken und von dem Dampfe verdeckt den Feind zu beschießen. Die Angreifenden zogen sich in guter Ordnung zurück, ihr König hatte schon früher mit zweihundert seiner Begleiter die Flucht ergriffen." Auf dem Rückzuge erlitten die Dahomeys die stärkste Niederlage; sie wurden in dem Augenblick angegriffen, als sie sich bei der Plünderung eines Dorfs zerstreut hatten, und verloren 1200 Todte. Ein neueres Ereigniß ist der Kampf der Engländer mit Lagos, einer Stadt auf der Küste von Oberguinea an einer der Nigermündungen. Der König von Lagos, Cocioco mit Namen, hatte sich geweigert für sich und und seine Unterthanen Enthaltung vom Sklavenhandel zu versprechen, und den Barken der englischen Kriegsschiffe das Einlaufen in den Fluß untersagt. Da beschloß Hr. Beecroft, der englische Konsul in Fernando-Po, der diese Unterhandlung zu leiten hatte, noch eine Unterredung mit dem Negerfürsten zu versuchen, und um diesem zu zeigen wie vergeblich sein Widerstand sei, fuhr am 25. November 1851 bei Tagesanbruch eine Flottille von 23 Barken der verschiedenen Kreuzerschiffe, mit 260 Offizieren, Matrosen und Marinesoldaten am Bord, über die gefährliche Barre an der Mündung in den Strom ein, und ließ eine große weiße Parlamentärflagge wehen. Der Dampf-Tender „Bloodhound" fuhr voran. Die ganze Bucht war dicht mit Negern besetzt, welche ungeachtet der Flagge auf die Barken schossen, zuerst mit Flinten, und dann als man der Negerstadt näher kam (wo der Bloodhound wegen des zu seichten Wassers zurückbleiben mußte) auch mit Kanonen, jedoch ohne den Engländern Schaden zu thun, theils weil die Entfernung zu groß war, theils weil sie schlecht schossen. Endlich ging den Engländern die Geduld aus, und sie erwiederten mit Shrapnels und Vollkugeln. Nachdem dieses Hin- und Herfeuern eine Stunde gewährt, landeten ungefähr 160 Mann Engländer und drangen kämpfend in die Stadt. Hier stießen sie aber auf den hartnäckigsten Widerstand der Eingebornen, die wenigstens 5000 Mann stark sein mochten, und nach längerem Gefecht, in welchem die Engländer zwei Offiziere, die Schiffs-Mates Dyer und Hall, und neun Mann verloren, kommandirte ihr Anführer, Kapitän Forbes, zum Rückzug, zu dessen Deckung sie den nächstgelegenen Theil der Stadt in Brand steckten. Sie erreichten ohne weitern Unfall ihre Boote und kehrten über die Barre des Stroms zu den Schiffen zurück. England hat davon Veranlassung genommen, den Golf von Benin in Blokadezustand zu erklären, was in Frankreich sehr übel aufgenommen, für einen Akt direkter Feindseligkeit erklärt wird. Die englische Regierung, heißt es im „Semaphore von Marseille", hat die ganze Küstenstrecke von Westafrika zwischen dem Kap St. Paul und dem Formosafluß in Blokadezustand versetzt. Ein einziger Punkt auf dieser ausgedehnten Küstenstrecke ist davon ausgenommen, die englische Faktorei Badagri, wegen ihren Interesses für den englischen Handel. Die Blokade ist offiziell unserer Regierung und direkt den Handelskammern angezeigt. Die kommerzielle Bedeutung dieser echt englischen Maßregel ist folgende: Es ist allen Nationen, besonders den Franzosen verboten, auf der afrikanischen Küste mit Palmöl und Erdnüssen Handel zu treiben; dieser Handel bleibt ausschließlich den Engländern vermittelst des Komptoirs von Badagri vorbehalten. Da England das Durchsuchungsrecht nicht mehr hat, so hat es das Blokaderecht erfunden. Das ist der Fortschritt. Damit sind denn unsere Etablissements auf der Westküste, namentlich Whydah mit gänzlichem Untergang bedroht, weil es einigen englischen Tauschhändlern beliebt, alles Palmöl jener Gegend nach Badagri zu ziehen. Wir sind nicht so einfältig, um im Ernst die Gründe oder richtiger die Vorwände für diese Blokade zu besprechen, welche an die Logik des Wolfs in der Fabel erinnern. Man braucht sie nur zu nennen, um ihre Moralität beurtheilen zu lassen. Die Eingebornen von Lagos befanden sich mit irgend einem benachbarten Stamme in Krieg. Die Engländer intervenirten in diesem Negerstreit, bei dem sie nichts zu thun hatten, wenn es nicht auf einen

Vorwand zur Blokade ankam. In Folge dieser Intervention thut man das Land von Lagos in den Bann, was auch sehr gleichgültig ist; aber obenein die Staaten von Dahomey und des kleinen Poppo, die nichts mit Lagos gemein haben, mit dem sie vielmehr gewöhnlich in Fehde liegen, aber wo wir beträchtliche Etablissements haben. Man unterläßt aber nicht, von der Blokade Badagri auszunehmen, die einzige englische Faktorei, die für den Handel eine Bedeutung hat. Was würde man in Europa sagen, wenn England unter dem Vorwand eines Streites mit Portugal die Küsten von Spanien in Blokade-Zustand erklärte und Gibraltar davon ausnähme? Nun, gerade so verhält es sich im vorliegenden Fall. Das Königreich von Dahomey und die Republik des kleinen Poppo sind von dem Lande Lagos ganz verschiedene Staaten, gegen die England keine Beschwerde zu führen hat. Es ist also klar, daß die Maßregel weit weniger gegen die Eingeborenen, als gegen die Europäer, besonders gegen die Franzosen gerichtet ist, die mit dem Küstenland Handel treiben, weil man das englische Komptoir von Badagri ausnimmt. Wir möchten wohl wissen, was die europäische Diplomatie davon denkt und was unser Minister der auswärtigen Angelegenheiten dazu sagen wird. Sollte die Sache für viele Leute nicht ganz den Anschein eines kühnen Aktes der Seeräuberei haben? Aber wir hätten Unrecht, darüber zu erstaunen. Ist England jemals zurückgewichen vor einer Ungerechtigkeit im Interesse seiner Kaufleute? Jetzt handelt es sich einfach darum, den ganzen Handel mit Palmöl auf der Westküste zum Vortheil seines Komptoirs von Badagri zu konfiskiren. Was ist natürlicher, da ein gutes Geschäft zu machen ist? Und muß nicht der König von Dahomey bestraft werden wegen seiner ausgesprochenen Vorliebe für die Franzosen; müssen nicht zugleich die Fortschritte unserer Faktorei von Whydah gehindert werden, der ein Handelshaus unserer Stadt durch Einsicht, Geld und Thätigkeit eine reelle Bedeutung zu geben vermocht hat? Man geht so weit zu behaupten, die Blokade des Golfs von Benin habe keinen andern Grund, als den Erfolg der Sendung des Lieutenants Bruet beim König an Dahomey, mit dem er im Namen Frankreichs Verträge geschlossen hat, die für unsern Handel sehr vortheilhaft sind.

Ueber Aschanti haben geschrieben Bowdich, Hutton, die Holländer Barbot und Bosman, der Däne Ihart, über Dahomey Rober Norris, Dalzel, der französische Handlungsreisende Brue, der Schiffslieutenant und Gesandte Bruet, der englische Schiffskapitän Forbes. Interessante Mittheilungen nach Angaben des Aschantiprinzen Aquassie Boachi enthält das „Ausland" von 1849. Die Hauptwerke sind, für Dahomey: Dahomey and the Dahomans, being the Journal of two missions to the king of Dahomey and residence at his capital. by F. E. Forbes, commander, London 1851; für Aschanti: Bowdich, Mission from Cap Coast Castle to Ashantee, London, 1816.

Die sächsischen Spinnschulen. Die ersten sächsischen Spinnschulen verdanken ihre Entstehung dem Hülfsverein für die Weberdörfer der Oberlausitz, der in dem Theuerungsjahre 1847 in Löbau zusammen trat. Um den bittern Klagen über Verdienstlosigkeit, die von den Spinnern der Oberlausitz leider mit völligem Recht erhoben wurden, womöglich Abhülfe zu gewähren, vereinigte man sich zuvörderst zu Besprechungen, an denen Gemeindevorstände in großer Anzahl, ferner auch Landwirthe, Geistliche, Fabrikanten und Spinner Antheil nahmen. Der Zweck dieser Besprechungen war, sich vollkommen klar zu werden über die Ursachen des Verfalls der Handspinnerei und über die Wege zu deren Wiederaufhülfe. Man gelangte zu dem Resultate, daß dieser unleugbare Verfall durch die Sorglosigkeit entstanden sei, die sich sowohl bei der Bereitung als bei der Verspinnung des Flachses eingenistet habe; der Flachs verliere schon auf dem Felde oder verderbe gar, wenn er in der Thauröste liege, das Dörren im Ofen beraube hn der ihm eigenthümlichen Zähigkeit, das Brechen zerkleinere und verwerge ihn unnöthig, selbst die Bleiche sei mangelhaft, mit der irischen und Bielefelder nicht

entfernt zu vergleichen. Die härtesten Vorwürfe müsse man aber gegen die Spinner erheben, welche schlecht und zum Theil unredlich arbeiteten. Das Garn sei entweder zu viel oder zu wenig gedreht, verfilzt, knotig oder uneben, es habe häufig Stellen, wo es bei einer schwachen Anstrengung aus einander fahre, und nicht selten enthalte ein Strähn das Garn von drei oder mehr verschiedenen Spinnern, die Gebind- und Fadenzahl sei nicht selten unrichtig, selbst die Länge der Fäden gebe oft zu Unredlichkeiten Anlaß. Der Weber müsse fast jeden Strähn Handgespinnst nach der verschiedenen Stärke aus einander nehmen, sortiren und nun erst wieder in Stücke zusammen zählen. In diesen Mängeln beruhe der Vorzug, den das Maschinengarn allgemein erhalte, bemühe man sich um eine durchgreifende Reform, so werde das Handgespinnst in seine alten Rechte wieder eintreten. Dasselbe habe unter dieser Voraussetzung Vorzüge vor jedem Maschinengarn, bei welchem letztern der Flachs einer anstrengenden Behandlung unterworfen werde, welche einen nachtheiligen Einfluß auf die Flachsfaser äußere, namentlich derselben einen großen Theil des ihr innewohnenden Pflanzenleimes entziehe. Deshalb und weil die Faser in Stücken von 8 bis 10 Zoll Länge verarbeitet werde, während sie beim Handgespinnst in ihrer ganzen Länge ungetheilt bleibe, habe das Leinen aus Maschinengarn nicht den silberfarbigen Glanz, wie das Leinen aus Handgespinnst, werde nach dem Waschen wollenartig und rauh, wie endlich auch das Kühlende für den menschlichen Körper fehle, das man an der Leinwand so schätze.

Die Besprechungen führten zu dem Beschlusse, zwei Spinnschulen ins Leben zu rufen, die eine in Schönbach, einem Fabrikdorfe mit 1700 Einwohnern, die andere in Königshain, einem Orte mit 1400 Einwohnern, wo der Ackerbau vorherrschend und die Spinnerei schon zeither nicht unbedeutend betrieben worden war. Das sächsische Ministerium sicherte auf Ansuchen die unentgeltliche Gestellung zweier Spinnlehrer und gab vier hannöversche Spinnräder, einen Satz belgische und einen Satz englische Hecheln. In den ersten Tagen des Monats August 1849 trafen die beiden Spinnlehrer ein, und unmittelbar darauf wurden die beiden Spinnschulen eröffnet. Der Erfolg war im ersten Jahre schon ein so günstiger, daß sich am 26. Februar ein Verein zur Begründung von Spinnschulen bildete, dem die ursprünglichen Unternehmer in einer am 23. März 1850 in Löbau gehaltenen Versammlung Bericht erstatteten. Wir geben aus diesem Bericht diejenigen Stellen, welche uns über die Einrichtung der Spinnschulen und die gemachten Erfahrungen Aufschluß ertheilen. „Die Spinnschule in Schönbach begann mit 3 Zöglingen und hat jetzt deren 102 aus allen Klassen der öffentlichen Schule. In Königshain beträgt die Zahl der Spinner 25. Ein direkter Zwang zum Eintritte wurde nicht angewendet. Es genügten mehrfache Aufforderungen durch die Lehrer, den Ortsgeistlichen und den Gerichtsdirektor in der Schule selbst, strenge Untersagung des Bettelngehens und Bettelnschickens, verbunden mit der Aufforderung an die Schulkinder, darüber zu wachen, und der Beschluß der deshalb versammelten Gemeindeglieder, keinem Bettelkinde mehr Etwas zu geben, so wie eine ausführliche Besprechung über den Nutzen der Spinnschulen. Die Theilnahme der Kinder von wohlhabenderen Aeltern wirkte kräftig auch auf den Zutritt der Aermeren. Jedes Kind ist in dem Haupt- und Arbeitsbuche nach Namen und Alter eingetragen. Das Lokal der Spinnschule — es kann hier der Kürze halber nur von einer Spinnschule, von der in Schönbach, gesprochen werden — ist ein Zimmer von 12 □Ellen, mit Blechofen versehen, der, wenn nöthig, mit Leichtigkeit entfernt werden kann und schnelle Wärme verbreitet. An den Wänden sind hölzerne Rechen — wo für jedes Spinnkind ein Zinken ist, auf welchem es seine selbstgeweiften Garne aufhängt — und Brettchen angebracht, auf welchem es in einem Kästchen — es wurden Cigarrenkistchen dazu verwendet — seine fertigen, aber noch nicht geweiften Garne rc. aufbewahrt. Der Rechenzinken, so wie das Kästchen trägt die Nummer, welche das Kind im Haupt- und

Arbeitsbuche hat. An der Wand herum steht eine, und, weiter in die Stube herein, eine andere Reihe Bänke, auf welcher letztern die Kinder, mit den Rücken gegen einander, in Doppelreihe sitzen. Das Hecheln erfolgt auf den belgischen und englischen Hecheln in der Stube selbst, während die ganz einfache Vorrichtung zum Flachsschwingen in einem Nachbarhause sich befindet. Die Spinnräder und die Weifen, für die ärmeren Kinder von allen Seiten zusammengeborgt, und ebenfalls mit den Hauptnummern versehen, sind die in unserer Gegend gewöhnlichen. Dagegen wird der Rocken nicht, wie sonst gebräuchlich, um das Ueberrückel herum gewunden, sondern der Flachs, aus Thauröste sowohl, als aus Wasserröste, wird am Rockenstabe oder am Ueberrückel, wie es die Schuhmacher mit dem Hanfe machen, der Länge nach angelegt und oben durch ein Pappkäppchen zusammengehalten, so daß der Spinner der Fasern so viele herausziehen kann, als er gerade will. Alle Arbeiten, die in Bezug auf das Spinnen vorkommen, werden von den Kindern verrichtet. Sobald die Röstzeit eintreten wird, soll ihnen auch das Röstverfahren thunlichst bekannt gemacht, und im Sommer Gelegenheit geboten werden, zwirnen, nähen und stricken zu lernen. Der Unterricht im Spinnen wird den Kindern — Knaben und Mädchen zugleich, doch beide durch ihre Plätze getrennt — in der Zeit ertheilt, wo sie nicht in der Volksschule sind und nicht Schularbeiten haben. Vormittags kommen die kleineren Kinder, die Nachmittags in die Volksschule müssen, und Nachmittags treten die Kinder ein, die Vormittags in der Volksschule gewesen sind. Eine Behinderung des öffentlichen Schulunterrichts findet nicht statt, so wie denn auch die Eltern, wenn sie ihre Kinder zu häuslichen, oder andern Arbeiten verwenden, dieselben zurückbehalten. Eine thunlichste Ueberwachung ist dabei nöthig. Der Besuch der Spinnschule ist, ohne daß — außer Ermahnungen und Ermunterungen — besondere Maßregeln ergriffen worden sind, sehr regelmäßig, der Fleiß und das Betragen musterhaft. Bestrafungen sind fast nicht vorgekommen. So wie sich nicht selten Kinder ihr Butterbrod gleich früh mit gebracht haben, um nur zu Mittage nicht erst nach Hause gehen zu müssen, so sind auch mehrere Beispiele da, daß Kinder, die früher den ganzen Tag arbeitslos herumgelaufen und Betteln gegangen, durch die Spinnschule zur besten Ordnung und Arbeitsliebe gebracht worden sind. Das Bettelngehen der Kinder — die Folge der Aufforderung einander selbst überwachen und das Betteln gegenseitig nicht zu dulden — hat ganz aufgehört. Die Kinder liefern zum Theil schon sehr schönes und egales Garn. Garn, wovon der Strähn, zu 40 Gebinden und der 3/4 Ellenweife, 2 Loth wiegt, ist das gewöhnliche. Doch sind auch bereits viele Garne da, wo der Strähn weniger, ja nur 3/4 Loth schwer ist. Zwei Loth schweres Garn hofft man jetzt noch am Besten zum Verkaufe bringen zu können, und hat daher vorzugsweise auf solches Garn gehalten. Die Garne, die sonst in unserer Gegend gesponnen worden, wiegen 8 bis 20 Loth der Strähn. Jedem Kinde wird der Flachs ꝛc., den es zum Verspinnen erhält, zugewogen, jeder abgelieferte Strähn wieder abgewogen. Das Spinnlohn kommt aller 8 oder 14 Tage zur Auszahlung. Den Verdienst bekommen die Kinder in die Hände. Die Freude der Kinder, als sie das erste Mal ihr verdientes Lohn erhielten, war ebenso groß, als erhebend. In bedenklichen Fällen, wie sie bisher nicht vorgekommen sind, würde das Geld den Eltern, oder den Vormündern gegeben werden. Es sind Kinder da, die manchen Tag in ihrer schulfreien Zeit bis nahe 2 Strähn gesponnen haben. Alles dies wird in dem Haupt- und Arbeitsbuche eingetragen. Das Spinnlohn ist bis jetzt aus der Kasse bezahlt worden, da man das Garn nicht verkaufen wollte, um den Fremden, welche die Anstalt besuchen, die Möglichkeit zu gewähren, sich von den Fortschritten der Kinder selbst zu überzeugen. Es läßt sich daher auch jetzt noch nicht übersehen, was die Kinder wirklich verdient haben. Eben so ward der Einkauf des Flachses zeither aus der Kasse bewirkt. Außer dem Spinnlohne sind die armen Kinder, im Verhältnisse ihres gelieferten Gespinnstes, theils mit Kleidungsstücken, theils mit Gelde, was

durch freiwillige Beiträge in der Gemeinde und sonst aufgebracht wurde, unterstützt, auch sind dieselben in der härtesten Winterzeit 24 Tage hinter einander zu Mittage mit Mehl-, Aepfel- und Brodsuppe gespeist worden — was bei durchschnittlich 25 Kindern in den ganzen 24 Tagen nur 1 Thlr. 21 Ngr. 8 Pf. Aufwand erforderte. Am 4. Februar ward die Prämie vertheilt, welche der landwirthschaftliche Verein ausgesetzt hat für die besten Spinner. Es kamen davon 4 Thlr. auf die Spinnschule in Schönbach und 2 Thlr. auf die Spinnschule in Königshain. Für Schönbach wurden für das Geld 25 volle Bibeln aus dem Bibelvereine erlangt, und davon 23 ausgetheilt an diejenigen, die nach dem Urtheile zweier Fabrikanten, bei gutem Betragen, das beste Garn gesponnen hatten. In beiden Anstalten befanden sich unter den Betheilten Kinder, die bis zum Eintritte in die Spinnschule vollständig verwahrlost gewesen waren. Der Lehrer hat den Spinnern leichte Gesänge, auch Tänze, eingeübt, womit sie von Zeit zu Zeit sich erheitern. Der Wunsch, ihnen noch andere regelmäßige Körperbewegungen zu Theil werden zu lassen, ist bis jetzt noch Wunsch geblieben. Dagegen wurden ihnen bisweilen auf Kosten der Kasse kleine Ergötzlichkeiten gewährt. Bei dem Christfeste, wozu von Herrnhut, Bautzen, Leipzig und Löbau namhafte Geschenke eingingen, wurden Alle betheilt, die Aermeren besonders mit Kleidungsstücken. Die Vertheilung erfolgte unter angemessener religiöser Feierlichkeit. Um das Interesse für die Anstalt in der Gemeinde rege zu erhalten, und Wünsche und Anträge zu berücksichtigen, veranstaltet der Gerichts-Direktor von Zeit zu Zeit eine Versammlung der Gemeindeglieder, und bespricht mit ihnen das, was nöthig ist. Dasselbe gilt von der Spinnschule in Königshain. Der ganze Aufwand einschließlich des Brennmaterials, der Oefen und der ersten Einrichtung, auch des Flachses — jedoch mit Ausschluß des Lohnes für die Spinnlehrer — betrug in der Zeit von Anfang August bis Ende Dezember 1849 in Schönbach 58 Thlr. 2 Ngr. 4 Pf. und in Königshain 30 Thlr. 7 Ngr. 6 Pf."

Zur Zeit der zweiten Generalversammlung, welche am 18. Januar 1851 zu Bautzen abgehalten wurde, waren acht Spinnschulen entstanden, darunter eine ohne Mitwirkung des Vereins ins Leben getretene. Mit Einschluß derjenigen Kinder, die bereits als gute Spinner wieder entlassen worden, belief sich die Zahl der Spinnkinder auf 729. In dem wendischen Theile der Lausitz, wo früher am meisten gesponnen wurde, das Gespinnst zugleich aber das schlechteste ist, war nicht eine einzige Spinnschule entstanden, und nicht ein Gemeinderath hatte ein Verlangen danach ausgesprochen. Aus allen Orten, wo Spinnschulen existirten, wurde dem Verein die Versicherung, daß die äußere Haltung der Spinnkinder vortheilhaft sich auszeichne, daß überall eine größere Arbeitsamkeit und Thätigkeit unter den Kindern sich zeige, daß der Sinn für Zucht und Sitte gewachsen, daß die Kinderbettelei fast ganz verschwunden sei. Beispiele, daß verwahrloste Kinder zur regelmäßigen Thätigkeit gebracht worden seien und sich durch ihre Leistungen auszeichneten, seien immer öfterer vorgekommen. Die Volksschullehrer bekundeten, daß der wohlthätige Einfluß, den die Spinnschulen auf die Kinderwelt äußerten, selbst bis in die Volksschulen seine Tragweite habe. In materieller Beziehung war zu rühmen, daß das Gespinnst in den Schulen von Monat zu Monat besser und zweckentsprechender geworden war. Das erste Garn, welches aus der Spinnschule in Schönbach verkauft wurde, bleichte sich sehr gut und bewahrte sich beim Weben zum größten Theil als Kettengarn. Die Antwort auf die vom sächsischen Ministerium des Innern gestellte Frage, wie viel ein guter Spinner an einem Tage verdienen könne, war in den verschiedenen Spinnschulen verschieden ausgefallen. Diese Verschiedenheiten sind natürlich, da die Geschicklichkeit der Spinner, aber auch die Flachseinkäufe und Garnverkäufe auf die Höhe des Verdienstes den wesentlichsten Einfluß haben. Vier der vom Verein eingerichteten Spinnschulen hatten Tabellen über den Verdienst der Spinner eingesandt, und es stellte sich derselbe so:

	Höchster Verdienst.	Niedrigster Verdienst täglich.
Steinigtwolmsdorf	4 Ngr. $^7/_{19}$ Pf.	3 Ngr. $2^3/_{19}$ Pf.
Königshain	5 „ 2 „	2 „ 1 „
Schönbach	3 „ $^{20}/_{21}$ „	3 „ $^1/_{15}$ „
Bertholsdorf	3 „ 2 „	2 „ 5 „

Auf die Ausbildung guter Spinnlehrer, auf die Verbesserung der Spinnräder, auf die Anlage guter Rösten hatte man fortwährend Bedacht genommen. Im Jahre 1850 hatte man 647 Thlr. 13 Ngr. 1 Pf. verausgabt (Einnahme 736 Thlr. 20 Ngr. 6 Pf.), der Voranschlag für das Jahr 1851 stellte sich auf $656^1/_2$ Thlr. Die Existenz der sächsischen Spinnschulen ist nunmehr als gesichert anzusehen, die Theilnahme, welche sie finden, erstreckt sich in immer weitere Kreise, auf den Generalversammlungen des Vereins finden sich Freunde des Volks aus den entferntesten Gegenden Deutschlands ein, neue Spinnschulen sind entstanden oder im Werden begriffen. Unter diesen neu errichteteten Anstalten nennen wir die Meißener Spinnschule (eröffnet im November 1851) um deßwillen, weil sie den Beweis liefert, daß die Spinnschulen überall einen guten Boden finden, wo wackere Männer leben, die sich des leiblichen und sittlichen Wohls der ärmeren Klassen thatkräftig annehmen. Der Flachsbau ist seit längerer Zeit aus der Meißener Gegend so gut wie verschwunden, das Spinnen kein Erwerbszweig, der Verdienst im allgemeinen gut, und doch haben sich so viele Kinder angemeldet, daß die Mehrzahl hat zurückgewiesen werden müssen.

Eine allgemeine Ausbreitung der Spinnschulen über ganz Deutschland würde in jeder Beziehung die wohlthätigsten Folgen äußern. Die Verwüstung, welche Müßiggang und Bettel auf dem sittlichen Gebiet unsers Volkslebens anrichten, sind leider im Zunehmen begriffen. Ein ganz neues Beispiel der traurigsten Art kann Sachsen vorführen: eine Mordbrennerbande von Bettelknaben, die ganze Bezirke durchzogen und weit über hundert Häuser in Asche legten. Die Spinnschulen sind eine Fortsetzung der Kleinkinderbewahranstalten und ergänzen die Institute, welche wie die Sonntagsschulen durch geistige Ausbildung wirken. Das arme Kind wird hier zu Gewohnheiten der Ordnung, des Fleißes, der Reinlichkeit auferzogen, es kommt früh zu dem belohnenden Genusse selbst und redlich erworbenen Geldes, erlangt eine Fertigkeit, die manche Verlegenheit seines spätern Lebens beseitigt. Die nur günstigen Resultate, welche von den Spinnschulen in der kurzen Zeit ihres Bestehens gewonnen sind, lassen von ihrer Mitwirkung zur Hebung der Sittlichkeit das beste erwarten. Allerdings verlangen die Spinnschulen Opfer, die aber mit jedem Jahre geringer werden, und selbst die Hoffnung ist keine sanguinische, daß sie später vielleicht mit den Mitteln sich erhalten können, welche aus dem Erlös der Arbeit ihrer Zöglinge ihnen zufließen. In den neuesten sächsischen Spinnschulen (Pulsnitz, Meißen) verpflichtet man die Kinder, ein Jahr in der Spinnschule zu bleiben, damit die bessern Arbeiten, welche sie später liefern, den Ausfall des ersten geringern Fabrikats decken. Um ihrem fernern Zweck, die deutsche Leinenindustrie zu heben, zu genügen, müssen die Spinnschulen, bis die bessern Methoden des Flachsröstens, Schwingens u. s. w. allgemein geworden sind, ihren Flachs selbst bereiten. Dies geschieht in den sächsischen Spinnanstalten, von denen eine alle Arbeiten bis zur Verspinnung des Flachses in eigenen Lokalen selbst vornimmt, während die andern wenigstens das Rösten vornehmen und beaufsichtigen. Dieses Rösten erfolgt so, daß der Flachs, im Gebunde durch einen Lattenkasten zusammengehalten, in einen Teich oder in ein Wasserloch versenkt und so mit Steinen beschwert wird, daß sich das sämmtliche Material vollständig im Wasser befindet. Nach der Röste wird der Flachs in kleinen Puppen aufgesteckt und in der Luft getrocknet, dann durch den Botthammer zerknickt und endlich mit dem Schwingmesser geschwungen. Bei den Spinnlehrern hält man darauf, daß sie mit dem Verfahren von Anfang bis zu Ende völlig vertraut sind, aber auch die Kinder führt man zu den Rösten, Schwinganstalten

u. s. w., um sie von allem dabei Erforderlichen zu belehren. Die Flachsschwinganstalt zu Neusalza hat im Jahre 1851 den Landwirthen für 6000 Thaler Flachs vom Felde weg abgekauft, und so ist bereits ein Anfang damit gemacht, die Landwirthe praktisch zu überzeugen, welche Vortheile sie von einer Hebung der Leinenindustrie zu erwarten haben. Zu Hecheln muß man zur Zeit noch englisches Fabrikat benutzen, welches die Flachsfaser nicht so angreift wie die deutschen Hecheln. Als Spinnrad hat man das verbesserte sächsische angenommen, das nach den damit vorgenommenen Veränderungen einen eben so schönen, gleichmäßigen und haltbaren Faden liefert, als die Spinnräder von Hannover und Bielefeld, schneller arbeitet, wohlfeiler und einfacher in der Herstellung und Unterhaltung ist.

Die neueste englische Erfindung, Flachsbaumwolle (s. d.) herzustellen, beeinträchtigt das, was die Spinnschulen erstreben, in keiner Weise. Der nach der englischen Methode bereitete Flachs nimmt die Eigenschaften der Baumwolle an und verliert die Vorzüge, welche unser Leinen vor allen Baumwollengeweben empfehlen. Die Flachsbaumwolle soll auch gar nicht das Leinen verdrängen, sondern die Baumwollenzeuche, und dazu werden die Spinnschulen bei größerer Ausbreitung mitwirken.

Johann Kollar, der bekannte slawische Dichter und Alterthumsforscher wurde am 29. Juli 1793 zu Mossotz in der Thurotzer Gespannschaft geboren, wo sein Vater als Notar lebte, studirte in Preßburg protestantische Theologie, wurde im Jahre 1819 als Kaplan bei der evangelischen Kirche in Pesth und nach dem Tode seines Vorgängers auch als wirklicher Prediger angestellt. Auf einer Reise nach Sachsen sah er ganze Landstriche, jetzt von Deutschen besetzt, deren slawische Städte- und Dörfernamen ihm aber sagten, daß einst Slawen hier gewohnt hätten. In dem Schmerz über dieses Verdrängen seines Stammes durch die überlegene deutsche Kultur entstand in ihm der Gedanke seines berühmten lyrisch-epischen Gedichts Slavy dcera, die Tochter des Ruhms. Die ersten drei Gesänge erschienen 1824 in Ofen, 1832 wurden einer neuen Auflage zwei neue Gesänge hinzu gefügt. Mit diesem Gedichte rief Kollar eine Bewegung hervor, von der er keine Ahnung gehabt hatte. Die panslawistische Partei bemächtigte sich seines Dichterruhms, und als die ungarischen Sprachenkämpfe ihren Anfang nahmen, gruppirte sich um ihn als selbstgewählten Führer die ganze slowakische Jugend. Wie alle literarischen Führer der Slawen protestirte er gegen die politische Tendenz, welche man ihm unterlege, und wollte nichts als eine umfassende literarische Genossenschaft bezweckt haben, um dem eindringenden Deutschthum einen Damm entgegen zu setzen. Diese Versicherung kann indessen kaum eine ehrliche sein, wenigstens finden wir in seiner „Reise durch Oberitalien, Tyrol und Baiern" die bittersten Klagen über Länder, die angeblich von den Slawen an die Deutschen übergegangen seien, und Andeutungen des Wunsches, daß das Verhältniß sich wieder umkehren möge. Alles, was Kollar sieht, ist ehemals slawischer Boden, und muß wieder slawisch werden. In der letzten Zeit der Agitation wandte er sich ganz den Alterthumswissenschaften zu, als deren Professor er 1849 nach Wien ging. Dort ist er am 24. Januar 1852 gestorben. In seinem Nachlasse haben sich zwei fast vollendete Werke vorgefunden, „das slawische Altitalien", und „die Götter von Retra", letzteres auf Veranlassung des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz verfaßt.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. G. Gäto in Meißen.

Heinrich Heine ist im Jahre 1797 zu Düsseldorf geboren. Poetische Andeutungen über seine Jugendzeit finden sich in seinen Reisebildern, wir müssen uns mit dem prosaischen Zusammentragen einiger dürftiger Notizen begnügen. Seinen Vornamen Heinrich gab ihm der Vater zur Erinnerung an einen englischen Freund, den er kurz vor der Geburt des Knaben liebgewonnen hatte. Der Sohn eines Kaufmanns, war Heine auch wieder für den Handelsstand bestimmt und machte seine Lehrzeit in dem Frankfurter Bankierhause Rindskopf. Ihm selbst wurde in dem Komtoir gleich klar, daß die Beschäftigung bei Hauptbuch, Journal und Manual nicht die für ihn geeignete sei, länger dauerte es, bis er die Verwandten überzeugen konnte, daß er als tüchtiger Gelehrter besser durchs Leben kommen werde wie als schlechter Kaufmann. Als er ihre Einwilligung endlich erlangt hatte, besuchte er mehrere Universitäten, Berlin, Bonn, zuletzt Göttingen. Mit der juristischen Doktorpromotion (30. Juli 1825) schloß seine akademische Laufbahn, ohne daß er daran dachte, seine juristischen Kenntnisse, wie seine Verwandten wünschten, im bürgerlichen Verkehr zu verwerthen. Ein halb dilettirendes literarisches Treiben hatte sich seiner bemächtigt, schon in Berlin, wo er mit Grabbe, Uechtritz und Köchy zusammen lebte, war er als Dichter aufgetreten. Auf Anrathen seiner Freunde stellte er seine in Zeitschriften einzeln erschienenen Gedichte zusammen und schickte sie in tadelloser kaligraphischer Reinschrift an Brockhaus, der sie aber zurückwies, da er in diesem Augenblick gar zu sehr mit Verlagsartikeln überladen sei. Auf die Verwendung von Gubitz, dessen Mitarbeiter für den „Gesellschafter" Heine war, entschloß sich die Maurer'sche Buchhandlung in Berlin zur Uebernahme des Verlags, und die Sammlung erschien 1822. Duncker in Berlin verlegte das folgende Jahr Heine's „Tragödien mit einem lyrischen Intermezzo", worunter die Tragödie Almansor, in der Heine sich selbst zu schildern geglaubt hat. Diese ersten Werke machten ihn den Literaturfreunden bekannt, von denen er ein kühles Lob erntete, der Mann des Tages, der bald zu den Wolken gehobene, bald in den Abgrund niedergedrückte Dichter wurde er durch die Reisebilder, die von 1826 an in vier Bänden erschienen.

In den Reisebildern zeigt sich Heine uns in der Eigenthümlichkeit, der er sein ganzes Leben lang treu geblieben ist. Wie viel von dieser mit den stärksten Auswüchsen behafteten Eigenthümlichkeit sein eigen ist, wie viel durch sein äußeres Leben und durch die Zeit ihm aufgedrückt worden ist, möchte kaum zu entscheiden sein. Je nachdem man die äußern Einflüsse hoch oder gering angeschlagen, sie als Entschuldigung hat gelten lassen oder nicht, ist man zu den verschiedensten Urtheilen über ihn gelangt. Den Einen ist Heine ein sittlicher Lump, ein Hanswurst des Lasters, dessen Verschulden um so unverantwortlicher, je größer das Talent ist, von dem er Mißbrauch macht, die Andern sehen in ihm einen Märtyrer, dem sein bitteres Leid das Herz brechen würde, wenn er es nicht mit giftigem Spott wegzuscheuchen suchte. Zwischen diesen beiden Extremen stellen wir unser Urtheil in die Mitte. Es ist gewiß, daß die Zeit, in die Heine's Jugend fällt, für einen Dichter die allergefährlichste war. Ein abgeschiedenes Gelehrtenleben zu führen, sich in romantische Träume und Winkel einzuspinnen, war lebhaften Geistern nach dem großen Zeitabschnitte von 1813 nicht mehr möglich. Aber auch das neue Leben bot nicht solche Reize dar, daß man sich mit ganzer Liebe und mit Aufopferung hätte hingeben können. Deutschland war nach der Begeisterung von 1813 eine Feuerstätte nach einem gelöschten Brande: das Feuer ist erloschen, geschwärzte Mauertrümmer und Balkenstümpfe liegen umher, ein dunkler flüssiger Koth bedeckt die Erde, Spritzen und Wachen stehen bereit, jedes neue Aufflackern der Flamme zu ersticken. Nicht die Dichter, nicht die Jugend konnten sich für das Deutschland von 1816—1830 begeistern. Der sehr kleine

Theil des Volks, welcher helfen und bessern wollte, war mit Eigenschaften behaftet, welche ebenfalls nicht danach angethan waren, dichterische Herzen anzulocken. Heine hatte sich in Bonn diesem Theile — wir meinen die deutsche Burschenschaft — zugesellt und sich eben so rasch wieder davon getrennt. Er konnte kaum anders, die ältere Burschenschaft forderte ja von ihren Jüngern christliche Gesinnung, und Heine war Israelit. Indem er sich von der Zeit lossagte, die ihn gleichwohl nicht ließ, verfiel er in jenen Zwiespalt, der in jener Zeit ein allgemeiner war und sich dadurch manifestirte, daß Goethe's Faust das Lieblingsbuch, „die weltliche Bibel" der Nation wurde. Die Zerrissenheitsperiode ist eine spätere Parodie des Zustandes der zwanziger Jahre, der düster genug war und die begabtesten Dichter — Grabbe, Waiblinger, Lessmann, es ließen sich noch viele Namen nennen — elend gemacht hat. Ein tückischer Geist schien mit dem deutschen Volke sein Spiel getrieben, es zu leuchtenden Höhen hinangeleitet und dann um die Spitze des Berges herum auf der andern Seite ins dunkle Thal zurückgeführt zu haben. Leben und Frische hatten das Volk scheinbar verlassen; es gab keine Dichtkunst — ihre Vertreter waren Invaliden — keine Kunst — Heine hielt Cornelius bekanntlich für den letzten Maler — keine Religion, an deren Stelle das Gezänk der Nationalisten und Supranaturalisten trat, keine Philosophie, außer für die kleinen Kreise von Auserwählten, die sich um Schelling und Hegel vereinigten. Mißmuth und Langeweile waren so vorherrschend, daß man, um die Monotonie auf Tage zu unterbrechen, keinen fürstlichen Geburtstag übersah, keine Sängerin entließ, bevor man sie eine Woche oder länger mit Festessen, Bällen, Serenaden abgemartert hatte. Ein Miasma lag in der Luft, und es gehörten die stärksten Naturen dazu, sich ihm zu entziehen. Heine war keine solche Natur, er trug den faustischen Zwiespalt in sich wie alle, nur dadurch fehlte er, daß er seinen Schmerz pflegte, damit kokettirte, ihn zur Manier werden ließ, so daß der Argwohn, er heuchle sein Leiden, um sich interessant zu machen, mit einer gewissen Berechtigung auftreten konnte. Gleichwohl fühlte er seinen Schmerz wirklich, und persönliche kleine Leiden, Kränklichkeit, Untreue einer Geliebten, Streitigkeiten mit kaufmännischen Verwandten, erhielten ihn fast beständig in einer gereizten Stimmung.

Das bedeutendste Ereigniß, von dem Heine's frühestes Auftreten begleitet war, ist ein äußerst gehässiger Streit mit Platen. Der Dichter des „romantischen Oedipus" war der angreifende Theil, sein Ausfall gegen Immermann, der diesen Streithandel hervorrief, war mit aristophanischer Derbheit unternommen, und Immermann antwortete mit seiner Schrift: „Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier" nicht minder grob. Heine intervenirte zu Gunsten Immermanns und übertraf die beiden ursprünglichen Gegner durch seine Invektiven bei weitem. Was er Platen in den spitzigsten, in hundert boshaften Wendungen sich wiederholenden Andeutungen zum Vorwurf machte, läßt sich in guter Gesellschaft nicht aussprechen. Ganz in derselben Weise ist er später gegen August Wilhelm von Schlegel aufgetreten; die Heirathsgeschichte des armen Ritters der Stael, die Heine untermischt mit dem ägyptischen Mythos von Isis und Osiris vorträgt, ist der geistreichste, aber auch gemeinste Angriff, der in den Blättern unserer Literaturgeschichte steht. Schlimm wäre es, wenn die Feinde Heine's Recht hätten, daß die Wuth des Dichters gegen Platen dadurch entstanden wäre, daß der König Ludwig von Baiern nach kurzem Besinnen, ob Heine oder Platen den größten Anspruch auf ein Jahresgehalt machen dürfe, dem letztern den Vorzug gegeben habe. In den Reisebildern sind Schilderungen aus England, die zum Theil Uebersetzung, zum Theil eigene Studie sind. Die prächtige Schilderung von Lord Brougham als Redner ist Uebersetzung, die nicht minder gelungene Charakteristik Cobbetts und was an diese beiden Brustbilder von Darstellungen englischer Verhältnisse sich knüpft, ist von Heine selbst. Er hatte England durch eine Reise kennen gelernt, auch in Polen hatte er sich umgesehen und darüber

geschrieben. In diesen Schilderungen, denen noch Briefe über das Berliner Treiben im „Kunst- und Wissenschaftsblatt des westfälischen Anzeigers" anzureihen sind, hatte Heine einen so scharfen Blick im Erkennen und ein so eminentes Talent im Schildern politischer und volklicher Zustände gezeigt, daß man ihn für den ersten deutschen Publizisten hielt. Die Männer warfen ihren Blick auf ihn, von denen damals der Versuch gemacht wurde, die Deutschen durch eine Zeitschrift, welche die tüchtigsten Kräfte vereinige, aus ihrem Schlummer zu erwecken. Cotta übertrug ihm in Gemeinschaft mit Dr. Lindner die Redaktion der „neuen allgemeinen politischen Annalen", die er aber nur kurze Zeit geführt hat. Die im 1sten bis 4ten Hefte der Annalen enthaltenen Aufsätze: „Ueber Napoleon; Gespräch auf der Themse; die Emanzipation der Katholiken in Irland; das neue englische Ministerium und die englischen Finanzen; sind meisterhafte Ausarbeitungen. Von München wandte er sich bald nach Italien und später nach Frankreich, wo er seit der Julirevolution seinen bleibenden Wohnsitz genommen hat. Dieser Revolution hat er im Nachtrage zu seinen Reisebildern (4. Theil) eine begeisterte Dithyrambe auf die Marseillaise gewidmet, er hat zwei Jahre lang in Korrespondenzen der „Allgemeinen Zeitung", die später unter dem Titel: „Französische Zustände" im Druck erschienen sind, für ultraliberale Grundsätze Propaganda zu machen gesucht, und dann ist er plötzlich verstummt.

In der ersten Zeit nach der Julirevolution waren die Namen Börne und Heine verschwistert, weder der Haß noch die Liebe vermochte sich diese Dioskuren getrennt zu denken. Die polizeiliche Auffassung nahm an, daß beide eine Theilung der Arbeit verabredet hätten, so zwar, daß Börne den Angriff auf dem politischen Boden für sich gewählt und seinem Genossen den Sturm auf Religion und Sittlichkeit überlassen hätte. Eine plumpe, in ihren Motiven noch unerklärt gebliebene Denunciation Wolfgang Menzel's kam zu gelegenster Zeit. Der Redakteur des „Literaturblattes" stellte alles zusammen, was Heine und dessen wenig begabten Nachtreter jemals in einer oder der andern Rücksicht gesündigt hatten und wies in dem krausen Zeuge ein System nach, dessen gefährlichste Spitzen gegen die Religion und das Heiligthum der Familie gerichtet seien. Das Rasseln seiner Lärmtrommel wurde von den offiziellen Beschützern der Gesellschaft vernommen, der durchlauchtige Bundestag verwandelte sich in einen Areopag und erließ ein Interdikt gegen alles, was Heine nebst Anhang geschrieben habe, schreibe und schreiben werde. Der schwäbische Eifer für gute Sitte beruhigte sich selbst damit noch nicht, vielmehr dauerten von dieser Seite die Angriffe fort — eine Rache wegen der Heineschen Angriffe auf die Poesie der Gelbveiglein — und die „Deutsche Vierteljahresschrift" eröffnete gleich ihr erstes Heft mit einem fulminanten Artikel Gustav Pfizer's gegen Heine. Nicht lange, und die eigene Schule wiederholte das Anathem, das der Bund ausgesprochen hatte. Heine wurde sich selbst untreu, wenn man anders von ihm behaupten kann, daß er in irgend einer Zeit seines Lebens einer politischen Ansicht mit Wärme der Ueberzeugung angehangen habe. Er selbst deutete seine Umwandlung an, als er lange vor seinem berüchtigten Buche über Börne schrieb: „Man muß in wirklichen Revolutionszeiten das Volk mit eigenen Augen gesehen, mit eigener Nase gerochen haben, man muß mit eigenen Ohren anhören, wie dieser souveräne Rattenkönig sich ausspricht, um zu begreifen, was Mirabeau andeuten will mit den Worten: So lange wir die Revolutionen in den Büchern lesen, sieht das alles sehr schön aus, und es ist damit, wie mit jenen Landschaften, die, kunstreich gestochen, auf dem weißen Velinpapier so rein, so freundlich aussehen, aber nachher, wenn man sie in natura betrachtet, vielleicht an Grandiosität gewinnen, doch einen sehr schmutzigen und schäbigen Anblick in den Einzelnheiten gewähren; die in Kupfer gestochenen Misthaufen riechen nicht, und der in Kupfer gestochene Morast ist leicht mit den Augen zu durchwaten." Das Buch über Börne machte auf die früheren Vertheidiger Heine's den unangenehmsten Eindruck. Der ultra-

liberale Dichter lieferte hier mit großer Unbefangenheit die Beweise, daß es ihm nie Ernst gewesen sei mit seinen Freiheitsphrasen, daß er sich im Gegentheil unangenehm berührt gefühlt habe, so oft er in wirklichen Kontakt mit der Freiheit gekommen sei. Dabei legte er sich aber das Verdienst bei, daß er das Schiff, an dessen Bord die schützenden Götter gewesen, gerettet habe, als blinder Unverstand im Begriff gewesen sei, es dem Abgrund zuzutreiben. Derselbe Mann, der die Stichwörter des Liberalismus im glänzenden Antithesenspiel gegen das herrschende System gebraucht und keinen andern Zweck gekannt hatte, wollte gleichwohl der echteste, wenn nicht einzige Vertreteter des Konstitutionalismus gewesen sein. Der poetisch schöne, zur Bewunderung zwingende Schluß des Buchs treibt den selbstvergötternden Unsinn auf die Spitze. Die Welt, ist Heine's Vision, verfällt dem Wüsten und Häßlichen, die Chöre von Horden, in die der wimmernde Ton des Mettenglöckleins sich mischt, erfüllen die Luft, und in diesem Augenblicke stirbt der letzte Hellene, der natürlich Heine ist. Das schlechte Buch, das die deutsche Journalistik ohne eine einzige Ausnahme verdammte, verwickelte Heine auch in ein Duell mit einem Manne, den das Gift, das er gegen Börne ausspritzte, mitgetroffen hatte. Die leichte Säbelwunde, die er in dem Zweikampfe davontrug, verharrschte bald, sein Dichterruhm blutet noch heute an der Wunde, die er mit dem Buche über oder vielmehr gegen Börne sich selbst geschlagen hat. Das müssen wir indessen zu seinem Ruhm sagen, daß er in Paris deutscher geblieben ist, als Börne. Der letztere hatte sich in das französische Leben ganz hinein gedacht, seine berühmten Briefe aus Paris hätte eben so gut ein Franzose schreiben können, nur daß in diesem Falle die Ausfälle gegen Deutschland etwas manierlicher gehalten sein würden; Heine dagegen, so leicht und willig er sich in die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse Frankreichs gefunden hat, ist ausschließlich, fast einseitig deutsch geblieben in allem, was das innerste Leben des Menschen und die Formen angeht, in denen es sich äußert. In Sachen des Geschmacks ist er so germanisch, wie er es nur in Göttingen und Hamburg sein konnte, selbst seine Schwärmerei für den südlichen Himmel und die griechischen Götter ist ein Zug mehr, in dem der Nordländer sich verräth. Die Franzosen haben das freilich nicht heraus gefunden, sie halten Heine für einen halben Franzosen, vorzüglich wohl deshalb, weil er in seinem Köcher alle die kleinen Waffen trägt, welche jenseits des Rheins so mächtige Wirkung üben. Durch diesen Irrthum begünstigt, hat Heine unserm deutschen Geist in Paris eine Achtung erworben, welche selbst ein tieferer und größerer Mann unserer klassischen Literatur unter den spöttischen und hochmüthigen Franzosen nicht hätte erringen können. Er hat Deutschland, so viel dem Schreiber dieser Zeilen bekannt ist, nach 1830 nur einmal einen kurzen Besuch gemacht, der auf Hamburg beschränkt geblieben ist. Dieser Besuch fällt in eine spätere Zeit, in der jüngere und lärmendere Dichter die Regierungen vollauf beschäftigten. In den dreißiger Jahren hielt Heine sich bedroht, falls er Deutschland besuchen würde, und pflegte zu sagen, daß er unter einer Bedingung kommen werde, nämlich wenn Preußen ihm seine Festungen ausliefere. Jener letzte und einzige Besuch mag die Regelung von Geldverhältnissen zum Zweck gehabt haben. Heine bekam von seinem Oheim, dem bekannten Hamburger Geldmann Salomon Heine (s. d.) ein Jahrgehalt, das ihm von den Erben fortgezahlt wird. Eine andere Quelle, aus der seine Einkünfte bis zur Februarrevolution flossen, ist trüberer Art. Durch die Révue restrospective, welche die Heimlichkeiten der orleanistischen Regierung enthüllte, ist bekannt geworden, daß Heine zu denen gehörte, welche mit Jahrgeldern auf die geheimen Fonds angewiesen waren. Er erhielt eine namhafte Summe, mehrere tausend Franken jährlich. Nach seiner Erklärung (Allgemeine Zeitung, 1848, a. B. zu Nr. 144) hätte ihm diese Unterstützung keinerlei Verpflichtung auferlegt. Er bewarb sich um sie in einer Zeit, als die bekannten Bundesbeschlüsse erschienen, die ihn als Chorführer des sogenannten jungen Deutschlands auch

finanziell zu verderben trachteten. Seit 1845 ist er schwer erkrankt, ein eben so ungewöhnliches als unerbittliches Leiden, das in den geheimnißvollsten Verzweigungen zwischen Hirn und Nerven seinen Sitz zu haben scheint, bringt ihn durch eine tückische rastlos weiter schleichende Lähmung dem Tode näher und näher. Zorn und Aerger über einen Streich, den seine Familie gegen ihn führte, erzeugten die Krankheit durch eine Art von Schlagfluß. Die Bäder von Baréges in den Pyrenäen waren wirkungslos, in den Fortschritten des Uebels verlor sich auch das Augenlicht fast ganz, im Mai 1848 machte er seinen letzten Ausgang, seitdem hütet er Zimmer und Bett. Aber Shakspeare hat Mercutio nicht fröhlicher sterben lassen, als Heine sich selbst sterben läßt. Hören wir ihn selber über seine Krankheit. Die Stelle, die wir abschreiben, steht im Anhange zum „Romanzero", dem Testament, das der Dichter auf seinem Todtenbette geschrieben hat. Er klagt, daß er zu einem spiritualistischen Skelett abgemagert sei, und fährt dann fort: „Aber existire ich wirklich noch? Mein Leib ist so sehr in die Krümpe gegangen, daß schier nichts übrig geblieben als die Stimme, und mein Bett mahnt mich an das tönende Grab des Zauberers Merlinus, welches sich im Walde Brozeliand in der Bretagne befindet, unter hohen Eichen, deren Wipfel wie grüne Flammen gen Himmel lodern. Ach, um diese Bäume und ihr frisches Wehen beneide ich Dich, Kollege Merlinus, denn kein grünes Blatt rauscht hinein in meine Matratzengruft zu Paris, wo ich früh und spat nur Wagengerassel, Gehämmer, Gekeife und Klaviergeklimper vernehme. Ein Grab ohne Ruhe, der Tod ohne die Privilegien der Verstorbenen, die kein Geld auszugeben und keine Briefe oder gar Bücher zu schreiben brauchen — das ist ein trauriger Zustand. Man hat mir längst das Maß genommen zum Sarg, auch zum Nekrolog, aber ich sterbe so langsam, daß solches nachgerade langweilig wird für mich, wie für meine Freunde. Doch Geduld, alles hat sein Ende. Ihr werdet eines Morgens die Bude geschlossen finden, wo Euch die Puppenspiele meines Humors so oft ergötzten." Die einzige in seinen Ansichten vorgegangene Veränderung ist, „daß er zurückgekehrt ist zu Gott, nachdem er lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet." Selbst bei dieser Erklärung kann er den Spott nicht lassen, und es erheben sich Zweifel an dem Ernst der Bekehrung wegen der Worte, in denen sie angekündigt wird. „Das himmlische Heimweh überfiel mich", sagt er, „und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die schwindlichsten Bergpfade der Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Panteisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumerische Wesen ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert und gähnt Dich an, willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muß man eine Person sein, und um ihn zu manifestiren, muß man die Ellnbogen frei haben. Wenn man nun einen Gott begehrt, der zu helfen vermag — und das ist doch die Hauptsache — so muß man auch seine Persönlichkeit, seine Außerweltlichkeit und seine heiligen Attribute, die Allgüte, die Allweisheit, die Allgerechtigkeit u. s. w. annehmen. Die Unsterblichkeit der Seele, unsere Fortdauer nach dem Tode, wird uns alsdann gleichsam mit in den Kauf gegeben, wie der schöne Markknochen, den der Fleischer, wenn er mit seinen Kunden zufrieden ist, ihnen unentgeltlich in den Korb schiebt." In seiner Krankheit pflegt ihn seine Frau, eine Französin, mit der er seit etwa funfzehn Jahren verheirathet ist. Er ist unheilbar, der „Romancero" ist sein Abschied an das Publikum.

Die Werke Heine's sind außer seinen Jugendschriften: „Buch der Lieder" (9 Auflagen), „neue Gedichte", „Deutschland, ein Wintermärchen", „der Salon", vier Theile, „Tragödien, nebst einem lyrischen Intermezzo", „Ueber den Adel" (nur die Vorrede ist von Heine, das Buch selbst wird R. Wesselhöft zugeschrieben), „die romantische Schule", „Ueber Ludwig Börne", „Gegen den Denuncianten" (W. Menzel), „Französische Zustände", „Der Schwabenspiegel", „Atta Troll", „Doktor Faust, ein Tanzpoem", „der Romancero." Alle diese

Werke sind in Hamburg im Verlag von Hoffmann und Campe erschienen. Heine würde unser größter Lyriker sein, wenn er es hätte werden wollen, und selbst seine unverzeihliche Unart hat nicht hindern können, daß viele seiner Lieder zu den köstlichsten Perlen unseres Literaturschatzes gehören. In seinem Buch der Lieder, dem besten, was er geschrieben hat, ist er weich, empfindsam, liebend, und so grellen Mißton er zuweilen und oft sogar in seine Harmonien schleudert, zeigt er uns doch ein reines, stilles, frommes Gemüth, das sich gern in dem Kinderglauben einer heitern Märchenwelt heimisch fühlt, das mit der ganzen Kraft und Zartheit, die ihm eigen ist, in solcher Heimath Wurzeln schlagen und gedeihen möchte. In seinen Liedern kehren jene wunderbaren Laute wieder, die im Herzen lange nachzittern, Laute von unbezwinglicher Gewalt, wie wir sie im alten Volksliede und bei Goethe antreffen. Seine Klagelieder sind von dichterischer Wehmuth und innerster Wahrheit, aber schon mischt sich in sie „das schöne grelle Lachen", der mephistophelische Zug, der die Schönheitslinien verzerrt, wird bereits stark sichtbar. In seinen spätern Gedichten und Schriften gewinnt der Schalk, die Satyre die Oberhand, die „blöde Jugendeselei" wird verspottet, der Brunnen der süßen Klagelieder versiegt. Es bildet sich die fatalste Manier aus, die sich denken läßt, die Manier, alle Schönheiten des Gedichts einer neuen überraschenden, unmotivirt eintretenden Spitze zu opfern. Wenn die schönen Glieder einer Dichtung vor unsern Augen aus dem Nichts emporsteigen und nur ein weniges fehlt, das ganze zu herrlicher Vollendung zu bringen, hält Heine in seiner dichterischen Schöpfung plötzlich inne und führt gegen sein eigenes Gebilde einen Schlag, der dasselbe zertrümmert. In Kupferwerken, welche lange von Hand zu Hand gegangen sind, findet man Gestalten, denen pöbelhafte Hände einen Schnurrbart oder eine gemeine Zuthat angemalt haben. Dasselbe nimmt Heine mit seinen Gestalten vor, eine kalligraphische Handschrift erscheint ihm nicht vollkommen, wenn sie nicht in einem Klecks endigt. Wäre die alte Definition noch gültig, daß der Charakter des Lächerlichen in getäuschter Erwartung beruhe, so würden diese Gedichte mustergültige Produktionen im Lächerlichen genannt werden müssen. Nicht selten bereiten eingestreute gemeine Redensarten und Zoten auf den das Gedicht zerstörenden Schluß vor, in diesem Falle ist die Wirkung von vorn herein gestört, und verwundert fragt man sich, was nur mit diesen Uebergängen vom Hohen zum Niedrigen, mit diesen kalten Sturzbädern, die über die Begeisterung gegossen werden, gemeint sei. Leider kann das Urtheil kaum ein anderes sein, als daß die Frivolität Hauptzweck sei, daß die Schönheit als Folie der Fratze dienen solle. Durch diese Manier hat Heine sich ein Publikum erworben, das andere Dichter weit von sich fern halten, und ist das Entzücken des Pöbels geworden, der sich vor Freude nicht lassen kann, wenn hehre Göttergestalten vor seinen Augen im Koth herumgezerrt werden. Abgelebte Wüstlinge empfinden bei seinen Gedichten dieser Art einen angenehmen Kitzel, unter andern hat Gentz seine vollste Befriedigung durch Heine ausgesprochen, und der Dichter hat sich dieses Beifalls so oft und laut gerühmt, daß man den Werth erkennt, den er auf diesen von zitternden, unreinen Greisenhänden dargereichten Lorbeerkranz legt. Wie vielen Freunden echter Poesie er dadurch den Genuß der herrlichen Gaben verbittert, die er darreicht, so oft er will, scheint er sich nicht gesagt zu haben, wenn ihm diese Störung nicht zu einer geheimen Schadenfreude gereicht. Die Romanze, in der er Meister ist, benutzte er fast nur zu Spott und Hohn; nichts liegt dieser Form so fern als Satyre, und gerade dazu verwendet sie Heine. Nur wenige seiner Romanzen sind ganz frei von widerlichen Zusätzen, diese wenigen aber sind Meisterwerke ersten Ranges. Die altdeutsche, namentlich angelsächsische, wie die katholische Sage, sind ihm gleich vertraut, er trifft ganz genau den Ton, den sein Stoff verlangt, in den kleinen Charakterzügen, die mit ein paar Strichen eine ganze Situation malen, ist er unübertrefflich. Kein Romantiker, nicht Werner, nicht Hoffmann, erreicht ihn in der Kraft, womit er das Grauen

vor der Geisterwelt in unserer Seele erweckt. Der todte Pastor vor dem Fenster der Pfarrerstube, in der seine Kinder von Gott und Tugend sich abwenden, die Leichen der Anbeter, die dem Nachen der Pfalzgräfin Jutta in nächtlicher Stunde auf dem Rhein nachschwimmen, wem erweckten sie nicht Schauer, wie sie die krampfhaftesten Anstrengungen der Nacht- und Blutromantiker nie hervorbringen können. Die Romantiker — Heine gehört mit Haut und Haar ihnen an, obgleich er mit Heftigkeit leugnet — haben viel von „mondbeglänzten Zaubernächten“ gesungen, aber es fehlt ihnen der Schlüssel, der die Feenwelt aufschließt, Heine führt uns in sie ein, seine Wälder sind wirklich „grüne Flammen“ es leuchtet in ihnen der geheimnißvolle Glanz, „der den Sinn gefangen hält“. Lassen wir die Frage aus dem Spiele, ob die Geisterwelt zu dergleichen benutzt werden darf, so müssen wir auch die Balladen und Romanzen Heine's vortrefflich nennen, in denen die Gespenster zur Verspottung menschlicher Thorheiten aus der Unterwelt citirt werden. Die beste Ballade dieser Art findet sich im „Romancero“, Marie Antoinette überschrieben. Die arme Königin und alle ihre Hofdamen sind guillotinirt, aber von den Tuilerien können sie nicht lassen, und auch nicht von ihrem leeren Gespreize, von ihrem abgeschmackten Scherwenzen. Jede Nacht hält Marie Antoinette ihr Lever wie sonst, ihre Damen vollziehen mit Grandezza die gewohnten Geschäfte. Sie merken nicht „wie todt sie sind, und daß sie verloren die Köpfe“, nur die Oberhofmeisterin ist anfänglich in einiger Verlegenheit gewesen. Natürlich muß die edle Dame im Sonnenschein der königlichen Huld ewig lächeln, und es fehlt ihr der Kopf. Doch die Noth macht erfinderisch, die Oberhofmeisterin lächelt mit der Parodie des Gesichts, die sich irgendwo am menschlichen Körper vorfinden soll, und kümmert sich nun nicht mehr um den Verlust des Kopfes.

Wohl durch die verhängten Fenster wirft
Die Sonne neugierige Blicke,
Doch wie sie gewahrt den alten Spuk,
Prallt sie erschrocken zurücke.

So wenig Heine im Stande gewesen ist, den eigenen Geist im Dienst einer Idee zu zügeln, eben so wenig hat er je über sich vermocht, die Lust des poetischen Producirens mit streng arbeitendem Ernst auf ein großes Werk zu wenden. Die vier Bände seiner Reisebilder sind ein buntes Mosaik, dessen Steine kein einziges großes Bild darstellen, der Dichter ergießt hier seine Laune wie einen Bach, der nach Laune und Gefallen weiter hüpft und keine Zeit hat, sich zu einem tiefen, in ruhiger Klarheit weilenden See auszubreiten. Wir wüßten in Heine's Werken viele Anfänge und Bruchstücke von Novellen nachzuweisen, aber keine einzige fertige Novelle, kein vollendetes Märchen. In den „florentinischen Nächten“ ist die Liebe zu einer Statue prächtig angelegt, aber die Erzählung bricht ab, nachdem sie uns einige jener zauberisch beleuchteten Situationen gegeben hat, welche Heine so vorzüglich gelingen. In seinen prosaischen Schriften tauchen einzelne Gestalten auf, meist von unwiderstehlich komischer Wirkung, und verschwinden, wenn wir von ihnen aufs höchste ergötzt werden. Mit seinen Frauen treibt Heine den unverzeihlichsten Mißbrauch; sie dienen ihm zu geheimnißvollen, lüstern verschleierten Andeutungen von unerhörtem Liebesglück, das er mit ihnen genossen haben will. Sein größtes Gedicht „Atta Troll“ ist ebenfalls kein abgerundetes Ganzes, sondern ein tolles Capriccio, dessen Grundlage, eine gewöhnliche Dorfanekdote, so wenig Interesse bietet, daß sie nur durch die Masse von Allotrien erträglich werden kann, in denen sie verschwindet. Wir zögern nicht, den Atta Troll für das verfehlteste Werk Heine's zu erklären, in dem selbst die Form, in die der Dichter seine Einfälle gegossen hat, eine geschmacklose ist. Die vierfüßigen reimlosen Trochäen des Gedichts sind das langweiligste eintönigste Metrum, das die deutsche Sprache kennt, höchstens in kleinen Erzählungen statthaft, und für größeres wohl minder um seines Wohllauts, als um der

Bequemlichkeit willen angewendet. Von dem Musikalischen seiner frühern Poesien trifft sich nur selten eine Spur, und auf Kosten der Schönheit wird gar zu oft der Witz begünstigt. Dazu dient dieser Witz einer Masse von verwerflichen Spöttereien, Persönlichkeiten und Fraubasereien, wodurch viele Stellen des Gedichts für die Leser völlig räthselhaft werden. Daß ihn die Nachwelt verstehe, darauf muß Heine, wenn er nicht auf die Ehre eines Scholiasten rechnet, jedenfalls verzichten. Manches ist reiner Unsinn; was ist die Bärin, die sich in den Fürsten Lichnowsky verliebt, was bedeuten die Berge, die sich in Bayaderen verwandeln, was können wir uns bei dem Kahn denken, der „ein pläschendes Geheimniß" auf dem See herumspaziert? Das Gedicht, welches mit dem Romancero zugleich veröffentlicht worden ist, führt den Namen eines Tanzpoems und ist ein ehrliches Ballet, bei dem die Erfindung des Dichters sich auf die Anordnung der Szenen und auf die Andeutung der Pantomime zu beschränken hatte. Der volle Titel ist: „Der Doktor Faust. Ein Tanzpoem, nebst kuriosen Berichten über Teufel, Hexen und Dichtkunst." Lumley, Direktor des Theaters der Königin forderte Heine zu diesem Tanzpoem auf, das aber nie zur Aufführung gelangt ist — der Baletmeister wollte nicht. „Dieser Baletmeister hielt es nämlich für eine gefährliche Neuerung, daß einmal ein Dichter des Libretto eines Ballets gedichtet hatte, während doch solche Produkte bisher immer nur von Tanzaffen seiner Art, in Collaborazion mit irgend einer dürftigen Literatenseele, gedichtet worden." Daß die Gedankenwelt, der die Faustsage angehört, nicht getanzt werden kann, hat Heine selbst gefühlt, denn wir lesen in seinem Briefe an Lumley, der dem Buche angehängt ist: „Eine leichtbegreifliche Zagniß überfiel mich als ich bedachte, daß ich zu meinem Ballet einen Stoff gewählt, den bereits unser großer Wolfgang Goethe, und gar in seinem größten Meisterwerk, behandelt hat. Wäre es schon gefährlich genug bei gleichen Mitteln der Darstellung mit einem solchen Dichter zu wetteifern, wie viel halsbrechender mußte das Unternehmen sein, wenn man mit ungleichen Waffen in die Schranken treten wollte! In der That, Wolfgang Göthe hatte, um seine Gedanken auszusprechen, das ganze Arsenal der redenden Künste zu seiner Verfügung, er gebot über alle Truhen des deutschen Sprachschatzes, der so reich ist an ausgeprägten Denkworten des Tiefsinns und uralten Naturlauten der Gemüthswelt, Zaubersprüche, die im Leben längst verhallt, gleichsam als Echo in den Reimen des Göthe'schen Gedichts wiederklingen und des Lesers Phantasie so wunderbar aufregen! Wie kümmerlich dagegen sind die Mittel, womit ich Aermster ausgerüstet bin, um das was ich denke und fühle zur äußern Erscheinung zu bringen! Ich wirke nur durch ein mageres Libretto, worin ich in aller Kürze andeute wie Tänzer und Tänzerinnen sich gehaben und gebärden sollen, und wie ich mir dabei die Musik und die Dekorationen ungefähr denke." Weshalb dichtete er trotzdem das Tanzpoem? Läugnen läßt sich nicht, das er alles versucht hat, die unmögliche Aufgabe zu lösen. Alle brauchbaren Motive des Volksbuchs und Puppenspiels sind benutzt, der Pomp der Dekorationen und Kostüme, die Zauber des Maschinenwesens werden verschwenderischer angewendet, als wir in unsern größern Prachtopern zu sehen gewohnt sind, gespenstige, barocke und anmuthige Gestalten tummeln sich in kunstvoll geordneten Gruppen, Schäferspiele, Hexentänze, griechische Chorreigen, Kirmeßsprünge wechseln mit einander ab. Die Vorrede und Nachrede enthalten Mittheilungen über die Faustsage, manche kuriose und pikante Einzelnheiten, keine zusammenhängende historische oder philosophische Studien. Dafür ist Heine, wie er sagt, ein Goldschmied, und es kümmert ihn nicht, wenn die Grobschmiede seine Arbeit schlecht finden.

Es ist ein tieftragisches Loos, das uns in Heine's Schicksal vor Augen liegt. Nicht blos das ist tragisch, daß der frivolste Dichter auf dem Marterbett, das ihn seit Jahren festhält, den bittersten Ernst des Lebens empfinden muß, auch das nennen wir Verhängniß, daß seine geniale Begabung nicht von den entsprechenden Schöpfungen begleitet gewesen ist, sich selbst zum größten Theil zerstört hat.

kleinere Dichter, die aber mit ihrem Pfunde wucherten, kommen in ganzer Gestalt auf die Nachwelt, von Heine wird die Zukunft nur Bruchstücke annehmen, diese freilich als ein kostbares Vermächtniß den fernsten Geschlechtern überliefern. Wir zweifeln, ob die Kritik der folgenden Generation Heine einen andern Platz anweisen wird, als unter den Uebergangsdichtern, die man in der Literaturgeschichte als Marken benutzt, um die Grenze einer ausgehenden und einer beginnenden Periode zu bezeichnen. Und in der That, worin hat seine Thätigkeit bestanden, als unserer großen Literaturepoche den Epilog zu sprechen und die neue Zeit, die noch nicht da ist, zu bekomplimentiren? Er hat dieses Geschäft mit Grazie, aber auch mit schlechten Witzen und Possenreißereien verrichtet, ein Zusatz, der manchem den ganzen Dichter verleidet hat. Welche Entschuldigung für ihn die Zeit ist, in der er seine lebhaftesten Eindrücke empfing, haben wir im Anfange angedeutet. Darin hat man ihm viel Unrecht gethan, daß man ihn für seine geistlosen Nachtreter verantwortlich gemacht hat. Für dieses imitatorum pecus kann er nichts, ja er ist gegen sie fortdauernd im Stande der Nothwehr gewesen, er hat ihnen die Nachahmung so sauer als möglich gemacht, um seinen Dichterwagen für sich allein zu haben, und viele seiner Launen und Einfälle muß man als Nägel beurtheilen, die er in das Kutschenbrett schlug, damit kein Lakei hinten aufsteige. Trotzdem hat unsere Literatur fast zwanzig Jahre lang heinisirt, die Vermischung der Frivolität und des Pathos, der Zote und des Gebets ist zur stehenden Verkehrtheit geworden. Umgekehrt könnte sich Heine über seine Jünger beklagen, daß sie ihn durch ihren vollen Chor in die Täuschung gestürzt hätten, als habe er mit sicherer Hand die im Herzen der Nation vibrirende Saite getroffen. Er hat nur eine verstimmte Saite getroffen, und es ist ja bekannt, daß ein Mißton durch alle Harmonie hindurch sich vernehmbar macht.

Malta und der Johanniterorden. Die Gruppe von Malta gehört in geographischer Hinsicht zu Italien, da sie nur etwa zehn Meilen von dem sizilianischen Vorgebirge Passaro entfernt liegt. Die in dieser Gruppe begriffenen Inseln sind Malta, Gozzo, Cominotto und Comino, und haben zusammen einen Umfang von acht Geviertmeilen, wovon sechs allein auf Malta kommen. Die Zahl der Einwohner betrug 1846 in runder Summe 120,000 Menschen. Malta ist von Natur ein unfruchtbarer Felsen, den der Fleiß des Menschen tragbar gemacht hat, selbst die dünne Erdkruste, der man die Ernten abgewinnt, ist an vielen Stellen erst durch die Bewohner auf den Felsen gekommen. Auf vielen Bergen und Anhöhen sind die Felder mit Steinwänden umschlossen, in Form von Terrassen aufgebaut, damit die großen Regengüsse im Winter den Boden nicht wegschwemmen und das Vieh nicht hineinbrechen kann. Diese Mauern, die aus Bruchsteinen, aus den Steinbrüchen der Insel, gemacht werden, geben dem Lande ein sehr eintöniges Ansehen, während ihre helle Farbe die Sonnenstrahlen im Sommer zurückwirft und die Hitze noch stärker macht. Die Hauptprodukte der Insel sind Korn und Baumwolle. In einigen Theilen des Landes trägt der Boden 40-, ja 60fach, während in andern nicht mehr als das 12te bis 25ste Korn erzielt wird. Diese Fruchtbarkeit muß man eben so wohl der Industrie der maltesischen Bauern, als dem natürlichen Reichthum des Bodens zuschreiben. Der Fleiß der Landleute bei Bebauung ihrer kleinen Insel ist wirklich überraschend. Dem Lande wird nie Rast gegönnt, sondern es wird ohne Unterbrechung Jahr aus Jahr ein bepflügt und besäet. Weizen wird jedes andere Jahr mit Gerste und Klee gegen den Monat November gesäet; die Ernte fängt im Junius an. Die Gerste wird schon um den Monat Mai eingebracht. Nach dieser Ernte werden die Felder mit Baumwolle, Melonen, Kümmel, Sesam und andern Sämereien bestellt. Dadurch werden die Felder nicht erschöpft, und sollte es so scheinen, so werden stets Gerste, Erbsen, Bohnen, Mais und andere Gemüsepflanzen gesäet. Die Baumwolle von Malta ist sehr schön und bildet den Hauptausfuhrartikel. Es giebt zwei Arten, die durch ihre Farbe unterschieden sind, die eine ist weiß, die andere

von einer dunklen Nankingfarbe. Sie wird gegen Ende Mai gesäet und Anfang September, wenn der Regen anfängt, eingebracht. Im Jahre 1801 betrug der Werth der rohen auf der Insel gewonnenen Baumwolle fast eine halbe Million Pfund Sterling. Aus verschiedenen Ursachen jedoch, besonders der neuerfundenen Maschinen wegen, und weil Aegypten sie in größern Massen und wohlfeiler liefert, hat sich die Produktion um die Hälfte vermindert. Der Same dieser Pflanze wird von den Einwohnern zum Mästen des Rindviehs benutzt, welcher Gebrauch auch im Orient vorherrscht. Eine schöne Art Klee, den Linné hedysarum coronarium nennt, mit rother Blüthe, wächst während der Regenzeit auf der Insel sehr üppig auf. In der Blüthezeit dieser Pflanze gewähren die Felder einen wirklich anmuthigen Anblick. Sie wird 4 bis 5′ hoch, und giebt den Pferden, Maulthieren u. s. w. im Winter grünes Futter; was übrig bleibt, wird aufgehoben, getrocknet und im Sommer als Heu verbraucht. Das andere trockne Futter für das Rindvieh besteht in Gerste und Johannisbrod (carob), die beide auf der Insel wachsen, doch nicht hinreichend für die Konsumtion. Der Johannisbrod- oder Heuschreckenbaum wächst sehr häufig im Lande, und ist einer der wenigen Bäume, die das ganze Jahr grün bleiben. Er ist über das ganze Land zerstreut, und kommt im steinigsten, felsigsten Boden fort. Viele aus den ärmern Klassen brauchen seine Frucht als Speise, die, wenn sie im Ofen gebacken ist, keinen unangenehmen Geschmack hat. Doch auch außer dem Obengenannten bringt Malta eine Menge von Pflanzen und Früchten hervor. Der Markt ist in der Obstzeit wohl versehen mit Erdbeeren, Feigen, Granatäpfeln, Trauben, Aepfeln, Birnen, Pfirsichen, Aprikosenpflaumen (nectarine), Aprikosen, Melonen, Zwetschen und indischen Feigen, die zu sehr niedrigen Preisen verkauft werden, und von denen Viele der ärmern Klassen aus Mangel anderer Speisen hauptsächlich leben. Die Orangen von Malta werden mit Recht ihrer Trefflichkeit wegen gerühmt, und die große Menge, die nach England und andern Ländern ausgeführt werden, zeigt, wie sehr man sie im Auslande schätzt. Die Obstzeit dauert fast fünf Monat, vom November bis April, während welcher Zeit die schönen Bäume reich mit Früchten bedeckt sind. Die Ei- und Blutorangen werden für die vorzüglichsten gehalten. Auch die Trauben sind trefflich, doch bringt die Insel nicht mehr hervor, als sie selbst verbraucht. Feigen hat Malta vier Arten, die große Johannisfeige und drei kleinere Arten von angenehmerem Geschmack. Unter der Verwaltung des Sir Friederick Cavendish Ponsonby versuchte man, die Cochenille auf der Insel einzuführen, doch der Versuch schlug fehl, da das Klima sich nicht günstig dafür zeigte. In noch neuerer Zeit wurde viel gethan, um Seidenwürmer zu ziehen, unter der Verwaltung des Marquis von Hastings wurden eine Menge Maulbeerbäume zu diesem Zweck gepflanzt, doch obschon die gewonnene Seide außerordentlich gut war, so konnte man doch keinen vortheilhaften Handel daraus erwarten, denn die Würmer kamen nicht fort, und darum gab man die Sache auf. Das Land wird durch verschiedene Brunnen und Quellen, die auf der Insel gefunden werden, mit Wasser versorgt. Außer den letztern, die sehr zahlreich sind, besitzt auch noch jedes Feld seine Cisternen. Hierdurch und durch den leichten Thau, der in den Frühlings- und Sommermonaten fällt, wird der Boden fruchtbar und ergiebig erhalten, denn da der Grund sehr seicht ist, so wird er leicht feucht, und weil der Fels darunter von etwas poröser Natur, hält er das Ueberflüssige zurück und feuchtet die Wurzeln stets an. Wäre dies nicht der Fall, so würde man im Sommer gar keine Ernte machen, da die Hitze der Sonne außerordentlich stark ist. Schlachtvieh für den Bedarf der Insel wird zum größern Theil aus den Barbareskenstaaten herüber gebracht. Die Esel und Maulthiere von Malta und Gozo sind ihrer außerordentlichen Größe und schönen Gestalt wegen bemerkenswerth. Diese Thiere geben vorzüglich die Last- und Zugthiere, auch nicht selten sieht man sie neben Ochsen gespannt, um das Korn auszutreten. Die Race maltesischer Hunde, die so bekannt ist in Europa, und

von Buffon in seiner Naturgeschichte Bichons genannt wird, ist jetzt fast ausgestorben. Sie sind sehr klein, mit langem, bis an die Füße herabhängenden glänzenden Haar, das auch das Gesicht bedeckt, und aufgestülpter Nase, und wurden oft, wohl nur ihrer Seltenheit wegen, mit 50 Thalern bezahlt. Der Hafen und die umliegende See sind reich an Fischen, woran selten Mangel ist. Barben, Weißlinge, Thun- und Schwertfische, Aale und verschiedene andere aus dem Geschlechte der Crustaceen, wie Hummern, Krabben und Seegarnellen, machen besonders den Markt. Austern findet man in großer Menge, wie auch verschiedene Arten von Cardima oder Strahlmuscheln, z. B. die Venus, Tellina und Patella, welche die Eingebornen sehr gern essen; auch die phola dactilus oder Seedattel wird von ihnen sehr geschätzt. Sie wird in weichem, aus der See genommenen Kalkstein und zwar in solcher Menge gefunden, daß Avalos funfzig aus einem Steine herrausnehmen sah, der nur einen Fuß im Gevierte maß. (Dr. Avalos, l'Isola di Malta.) Das Klima Maltas ist so mild, daß die Vegetation nie aufhört, und jeder Monat seine eigenen Blumen hervorbringt. Die Freiheit der Insel, sagt Badger in seiner kurzen Description of Malta and Gozzo, von jeder endemischen Krankheit, die gewöhnlich feste Gesundheit, deren die Eingebornen, die Engländer und die hier wohnenden Fremden sich erfreuen, wie der wirkliche Stand des Wetters das ganze Jahr hindurch, lassen über das gesunde Klima des Landes keinen Zweifel. Während der Sommermonate wechselt das Thermometer zwischen $21^1/_3$ bis 23° R., und gegen Ende Oktober sinkt es auf 17° R. Von dieser Zeit nimmt es nach und nach ab bis zum Januar, wo es zwischen 8 und $10^2/_9$° R. wechselt, selten fällt es tiefer, steigt aber zu Anfang Fabruar schon zu $12^1/_2$°. Von März bis Mai steigt es meist bis auf 17°, und fährt fort zu steigen bis Ende Juni, wo der Sommer anfängt. So geht es ein Jahr ums andere, ohne bedeutende Veränderung. Doch ist die Hitze oder Kälte nicht dann stets am drückendsten, wenn das Thermometer am höchsten oder niedrigsten steht. Dies muß wohl den Winden zugeschrieben werden. Der Nord- oder Nordwestwind bringt Frische, der Südwind größere Hitze. Obgleich es im Sommer zuweilen regnet, so ist es doch höchst selten. Meist herrscht in den Sommermonaten der Nord- und Nordwestwind vor, und macht namentlich die Abende sehr angenehm. Die Eingebornen pflegen, besonders in den ärmern Klassen, während dieser Jahreszeit unter freiem Himmel zu schlafen, oft ohne Bett und Bedeckung, obgleich zuweilen ein sehr starker Thau fällt. Herrscht Südwind im Sommer vor, so ist die Hitze sehr drückend, die Atmosphäre wird dann neblig, die Luft hat zuweilen einen unangenehmen Geruch, und äußert namentlich auf Meubeln und Bücherdecken, die es wirft und rissig macht, einen sehr nachtheiligen Einfluß. Hält der Wind einige Tage an, so wird die Luft still und beengend. Doch dauert dieser Zustand selten länger als drei bis vier Tage, und kommt selten vor. Dieser Wind ist es, den die Fremden unter dem Namen Sirocco fürchten, und da er auf dem Meere nicht frei wird von seinem Miasma, das er in den dürren Ebenen Afrikas aufgenommen, so ist er auf Personen, die an den Lungen leiden, von üblem Einflusse. Vorherrschend ist er nur im September, doch kehrt er auch im ganzen Jahr von Zeit zu Zeit wieder.

Malta ist übervölkert, dieselbe Strecke Landes, welche in England 152 Seelen ernährt, unterhält in Malta fast die achtfache Zahl; und trotz der Wohlfeilheit des Lebensunterhalts herrscht die größte Armuth, wozu die Unwissenheit des Volks viel beiträgt. Die Bevölkerung macht so starke Fortschritte, daß die afrikanischen Küsten und die ionischen Inseln viele maltesische Auswanderungen empfangen. Neuerdings dachte die Regierung daran, die maltesischen Kolonisten vorzugsweise nach dem Peloponnes zu lenken; sie wollte aber dieselben durch ein Uebereinkommen unter eine besondere Garantie der griechischen Regierung gestellt wissen. Allein die griechische Regierung ging darauf nicht ein, da sie nicht für jedwede Möglichkeit einstehen könne. Die Bevölkerung ist arabischen Ursprungs,

ihre Sprache ist ein eigenes Idiom, dem man den Namen des maltesisch-arabischen giebt. Geschrieben und gedruckt wird diese Sprache nicht, dennoch ist sie für die Kanzel in Gebrauch. Der ganze bildende Unterricht, auch das Theater, ist italienisch, die dritte Sprache, die englische, bringt die Regierung, die englische Besatzung und die große Zahl der durchreisenden Engländer mit. Die Geistlichkeit macht sich sehr bemerklich. Malta zählt unter 120,000 Einwohnern 850 Geistliche, wozu noch 421 Klosterbewohner kommen, in Summe 1280 Geistliche, welche reichlich ein Drittheil alles nutzbaren Grundes und aller Gebäude in Besitz haben. Bebautes Land giebt es auf der Insel nur 63,582 englische Acker, mithin kommt auf je 49 Acker eine geistliche Person. Der Klerus hat sich durch Vermächtnisse aller Art bereichert, die meist zu frommen Familienzwecken bestimmt waren, und legt über deren Verwendung keine Rechenschaft ab. 1845 fand sich die englische Regierung veranlaßt, über diese verschiedenen Vermächtnisse jährliche Rechnung zu fordern und eine Oberaufsicht anzuordnen, da erhob sich aber von allen Seiten her ein tumultuarisches Geschrei über ungebührliche Eingriffe in die Rechte der römisch-katholischen Kirche, und die Regierung blieb auf halbem Wege stehen und wagte nicht ihre Maßregeln entschieden durchzuführen. Die Geistlichkeit macht auch die Einführung einer Gemeindeverfassung unmöglich, denn die Geistlichen vertreten die Stelle des Schulzen, Bürgermeisters, des Raths und der Aeltesten. Die englische Regierung gestattet eine Freiheit, welche fast unbeschränkt genannt werden kann, verfährt mit der äußersten Schonung und wagt nichts anzutasten. Dieses Verfahren gilt den Maltesern als ein Zeichen von Feigheit, alles Fremde ist ihnen verhaßt, und auch in den Engländern sehen sie trotz deren halbhundertjährigem Besitz der Insel Fremdlinge. Man opponirt gegen sie offen und versteckt, der Malteser verhöhnt und beleidigt die Fremden ungescheut, und ist stets der Freisprechung vor Gericht sicher, weil sich für den Fremden nie ein Zeuge findet, gegen ihn so viel man will. Die sehr im Argen liegende Gesetzgebung wird zu tausend Prellereien gegen die Fremden benutzt. Die Gesetzbücher sind noch die alten vom Großmeister Rohan gegebenen, oft noch ganz mittelalterlich, ungenügend, mangelhaft, verkehrt und mit dem Geist der neuen Zeit durchaus in Widerspruch. Das englische Geld behagt den Maltesern sehr wohl, auch die englische Flagge und der Schutz unter englischen Konsuln im Orient sind ihnen ganz genehm, sie wollen aber Herren auf Malta sein und blos gestatten, daß die englische Flotte dort ihr Geld verzehre. Außer denen, welche von der Regierung mit Aemtern bedacht werden, ist alles unzufrieden und fordert ein eigenes Parlament für Malta, eine Selbstregierung in solcher Art, daß der Krone Englands höchstens der Titel der Oberherrschaft bliebe. Der angenehme Traum der Malteser ist eine Republik unter päpstlichem Schutz, aus der sofort eine jesuitische Theokratie werden würde. Uebrigens ist der englische Einfluß durch keinen andern beeinträchtigt, obgleich in neuerer Zeit zwei Versuche der Art gemacht wurden. Der erste geschah, als die russische Flotte mit ihrem Admiral nach der Schlacht bei Navarin der Reparatur halber in Malta verweilte. Die russische Marine machte einen solchen Luxus und solche Schenkungen unter das Volk, daß die englische Regierung auf Malta sich es angelegen sein ließ, dagegen zu wirken, und das immer und immer zögernde Auslaufen der russischen Flotte möglichst zu beschleunigen suchte. Man erinnerte sich dabei des überaus freundlichen Entgegenkommens der russischen Regierung mit dem Anerbieten ihrer Protektion, bevor sich die Insel von neuem Englands Schutz übergeben hatte. Ganz ähnlich war das Verhalten der französischen Flotte, die im Juli 1846, sieben Dreidecker, sechs Dampffregatten und mehrere kleine Schiffe stark, mit 12,000 am Bord, vor Malta ankerte. Der Prinz Joinville befehligte persönlich, und das freundliche Entgegenkommen der Franzosen gegenüber den Maltesern äußerte sich so stark, daß der englische Gouverneur für nöthig hielt, von den Quarantänegesetzen den stärksten Gebrauch zu machen.

Die ehemalige im Innern der Insel liegende Hauptstadt Civita Vecchia besteht jetzt aus den Landhäusern der Vornehmen. Hauptstadt ist gegenwärtig La Valetta (Citta nuova), die aus fünf einzelnen abgesonderten Städten besteht und zwei große Häfen Porto-Grande und Porto die Marza Muscetto nebst mehreren kleineren hat, in denen ganze Geschwader Aufnahme finden können. England hat Malta zur Hauptstation für seine Flotte im Mittelmeer gemacht, da die Insel am gelegensten ist, um rasch die Punkte zu erreichen, wo das Erscheinen englischer Kriegsschiffe nöthig werden kann. Die Häfen sind sämmtlich von schönen Kais, geräumigen Docks, Krankenhäusern, Werften, Dampfmühlen, Pulvermagazinen, Waarenlagern umgeben, eine Kriegsflotte kann sich mit Mundvorrath versehen, oder nach einer Schlacht ihre Schäden ausbessern und ihre Munition ersetzen. Die Festungswerke gelten für uneinnehmbar, und England thut sehr viel, die natürliche Stärke von La Valetta mit jedem Jahr zu vermehren. Im Jahr 1846 wurden allein 200,000 Pf. St. für Festungswerke verwendet. Besonders wird dabei das Fort St. Elmo berücksichtigt, das man durch Durchschneiden des Felsens ganz von der Stadt isolirt hat. Da die neuen Werke gegen die Stadt gerichtet sind, so kann St. Elmo vertheidigt werden, wenn ein Feind auch La Valetta und die Insel besetzt hätte, oder wenn die Stadt sich auflehnte. St. Elmo beherrscht die Hauptstadt, es ist für Wasser und Unterkunft für 4 bis 5000 Personen gesorgt, so daß also die ansässigen englischen Familien nebst den gesammten Truppen sich im Nothfall dorthin zurückziehen und längere Zeit sich halten könnten. Die Besatzung ist aber zu schwach, für gewöhnlich beträgt dieselbe nur 800 Mann, darunter zweihundert Artilleristen — ein arges Mißverhältniß, da die Zahl aller im Platz befindlichen Geschütze über 2000 ist.

Der Johanniterorden erhielt Malta, Gozzo und Comino 1530 durch Kaiser Karl V. zum Geschenk, nachdem Soliman II. 1522 Rhodus, die frühere Besitzung der Ritter, erobert hatte. Um diese Zeit bestand er aus acht Zungen: Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Arragonien, Deutschland, Castilien und England. Bis zur französischen Revolution sagte sich blos die englische Zunge vom Orden los, in Deutschland hatte die Reformation nur die Folge, daß auch Protestanten Zutritt bekamen. Die Seemacht der Johanniter bestand 1770 aus 4 Galeeren, 5 Galeotten, 4 Schiffen von 60 und 2 Fregatten von 36 Kanonen nebst mehreren kleinen Fahrzeugen, und leistete noch hie und da gegen die Seeräuberschiffe gute Dienste. Die Zahl der Ritter betrug zur Zeit der französischen Revolution etwa 3000. Die Revolution zerstörte den Orden in seiner alten Gestalt, die drei französischen Zungen gingen ein, die beiden spanischen trennten sich nach dem Frieden von Amiens von Malta, die italienische und deutsche Zunge hörten in Folge der Zeitereignisse ebenfalls auf. Die Insel selbst ergab sich bei Bonapartes Zug nach Aegypten an diesen ohne Widerstand, nicht daß der damalige Großmeister Hompesch ein Verräther gewesen wäre, sondern weil die Meuterei der französischen Ritter und der Verfall des kriegerischen Geistes im Orden einen andern Entschluß unmöglich machten. 1800 fiel die Insel, durch Hunger bezwungen, in die Gewalt der Engländer, im Frieden von Amiens (1802) wurde bedungen, daß Malta unter der Garantie einer neutralen Macht dem Orden zurückgegeben werden solle. Die Bezeichnung der garantirenden Macht blieb fernerer Vereinbarung anheimgestellt, und dies war einer der Punkte, an denen der Friede nach kurzer Dauer scheiterte. In der Zwischenzeit hatte der Orden den Kaiser Paul von Rußland, der sich der Johanniter angenommen hatte; zum Großmeister erwählt, doch blieb dies ohne Folge, da der Kaiser nicht lange darauf ermordet wurde, und sein Sohn und Nachfolger die Ansprüche auf Malta fallen ließ. Mit dem Papst, der einen schismatischen Großmeister nicht dulden wollte, geriethen die Johanniter durch ihre Wahl in Differenzen. Die napoleonischen Vasallenkönige in Deutschland und Italien hoben den Orden in ihren Ländern auf, dasselbe thaten von 1807—1811 Würtemberg, Baden und Baiern, Preußen

erklärte 1811 die Ballei Brandenburg und das Herrenmeisterthum zu Sonnenburg für aufgelöst. 1803 verlegten die Johanniter ihren Hauptsitz nach Messina und von da nach Catania. Tommasi, den der Papst ernannte, und Caracciolo, den das Kapitel mit möglichster Beschleunigung wählte,' waren die nächsten Großmeister. Die Hoffnungen, daß der Sturz Napoleons Malta und die übrigen Besitzungen dem Orden zurückgeben werde, erfüllten sich nicht. Malta blieb den Engländern, die zurückgekehrten legitimen Fürsten gaben die Güter nicht heraus, welche die Napoleoniden eingezogen hatten. Die Wiederherstellung des Johanniterordens in Preußen hat keine Bedeutung, der preußische Johanniterorden ist ein gewöhnlicher Orden. In Deutschland behielt der Orden allein das Großpriorat in Böhmen mit Kommenden in Oesterreich, Mähren und Schlesien, in Italien seine römischen und sizilianischen Güter. 1826 verlegten Ordenskapitel und Großmeister-Stellvertreter (Luogotenente, ein eigentlicher Großmeister wurde nicht wieder gewählt) ihren Wohnsitz nach Ferrara, 1834 berief der Papst beide Behörden nach Rom, damit der Orden ganz und gar ein päpstlicher werde. Der 1834 neu ernannte und mit unumschränkter Vollmacht bekleidete Statthalter des Ordens Bali Karl Candida entwickelte eine große Thätigkeit. Die nach der Revolution von 1830 stärker hervortretende Vorliebe für Restaurationen suchte er für seine Zwecke auszubeuten und erreichte wenigstens so viel, daß der Orden oft genannt und mit mancherlei Zwecken in Verbindung gebracht wurde. Der Plan, die Johanniter gegen den Sklavenhandel zu verwenden, gefiel ihnen selbst am wenigsten, sie zogen vor, ihre italienischen Besitzungen zu vermehren. Lieblingsplan der Mitglieder und ihres Statthalters war, die kleine Insel Ponza, südwestlich von Terracina, von dem König beider Sizilien durch Kauf oder Schenkung zu erhalten. Sie wollten sich verpflichten, auf dieser Insel, die wenn auch keinen großen, doch einen sichern Hafen sogar für größere Schiffe darbietet, eine Quarantäne für die ganze westliche Küste von Italien anzulegen und zu unterhalten. In Wien sah man das Projekt nicht günstig an, und so scheiterte auch der fernere Plan, den man auf den Eintritt des Erzherzogs Friedrich in den Orden baute, eine dalmatinische Insel zu erwerben. In Folge der neueren politischen Veränderungen in Syrien tauchte auch der Gedanke auf, in Palästina ein unabhängiges christliches Reich zu gründen und unter den Schutz der Johanniter zu stellen. Viele nicht dem Orden angehörende Männer, z. B. der bekannte Philhellene Eynard, verwendeten sich lebhaft dafür, umsonst, da die nüchterne Politik der Großmächte durch romantische Träumereien nicht zu bestechen war. Mit dem Tode Candida's (1845), dem Philipp Colloredo folgte, stockten die hochfliegenden Entwürfe, und erst der Umschwung von 1849 und 1850 hat in die Johanniter wieder neues Leben gebracht. Sie haben die Erlaubniß erhalten, in Toskana Komthureien zu errichten, an allen italienischen Häfen sind ihre Agenten thätig, und bedeutende Geldmittel sollen zu ihrer Verfügung stehen. Der Plan, den sie in neuester Zeit mit der größten Lebhaftigkeit betrieben haben, ist der, die Militärmacht des Kirchenstaats zu organisiren und unter ihre Leitung zu nehmen. Von alters her, sagen die Johanniter zur Vertheidigung ihres Plans, hat der Orden eine Konstitution gehabt, welche das Zusammenwirken von Individuen aller Länder Europas zu demselben Zweck und unabhängig von heimathlichem Verbande möglich gemacht hat; der nationale Zusammenhang der Einzelnen ist durch die Theilung in acht Zungen mit ihren besondern Vorstehern möglich gewesen, die oberste Leitung eine einheitliche. Wenn man einem solchen Orden die militärische Vertheidigung des heiligen Stuhls anvertraut, so wird eine katholische Armee aus Leuten der verschiedensten Länder gebildet werden, gleichsam eine fortwährende Emanation von 200 Millionen Katholiken, welche so der Reihe nach den Schutz des Papstes übernehmen und einen lebendigen Zusammenhang zwischen Rom und ihrer Heimath vermitteln werden. In ihrer Organisation muß diese Armee, um solchem Zweck

wahrhaft zu genügen, von allen fremden und lokalen Einflüssen frei sein und die Befehle blos vom heiligen Stuhle empfangen, was sich am leichtesten bewirken läßt durch das Dazwischentreten eines zugleich geistlichen und Militärordens, welcher, von allen Staaten unabhängig, mit dem Papstthum durch seinen religiösen Charakter verbunden ist. Eine solche Heeresmacht wird alle nöthigen Garantien darbieten und auch die Empfindlichkeit der Bewohner des Kirchenstaats nicht verletzen, indem sie kosmopolitisch sein wird wie alle geistlichen Orden, Rom aber das immerwährende Centrum ihrer Organisation sein muß, während ihre Elemente durch das gesammte Europa verbreitet sind. Mit einem solchen Heere endlich wird der heilge Stuhl sich außerhalb der Sphäre der politischen Bewegung befinden, und im Vollgenuß seiner Macht und Freiheit seine Völker jeder moralischen und materiellen Verbesserung theilhaftig werden lassen können. Dies sind die Hauptargumente für einen Plan, der nicht aufgegeben ist, den kennen zu lernen jedenfalls von Interesse ist, sollte er auch Plan bleiben. Das Gegenargument ist ein einziges, aber entscheidendes, daß nämlich das Papstthum völlig entnationalisirt werden würde, was großen Bedenken unterliegt.

Jullien. Wenn man die wunderlichen Launen der Engländer ein wenig näher beobachten und kennen lernen will, so braucht man blos die abenteuerlichen Schicksale von zwei französischen Charlatanen, die seit einer Reihe von Jahren dem englischen Publikum durch kecke Aufschneidereien und durch tolle Einfälle das Geld auf eine geschickte Weise abzunehmen verstehen, zu studiren. In der That bieten die Erlebnisse der Herren Jullien und Soyer einen nicht unwichtigen Beitrag zur Charakteristik Londons. Soyer ist bekanntlich der Unternehmer dieser grandiosen Restauration, in welcher er erst kürzlich die Vertreter der gesammten europäischen Journalistik zu einem solennen Banket versammelte, seine Industrie dürfte bekannter sein. Wer ist aber dieser Jullien? Auch er ist in einem großen Theile des deutschen Publikums nicht ganz unbekannt geblieben. Manche Besucher von Paris sahen gewiß auch den berühmten Leiter der Konzerte im jardin turc. Da thronte er in strohgelben Handschuhen mit dem Taktstabe in der Hand auf einer prachtvollen Estrade und dirigirte gleich einem Monarchen die Konzerte, zu welchen die ganze elegante Welt zusammenströmte. Ein höchst merkwürdiges Duell, welches er um diese Zeit bestand, verschaffte ihm eine noch größere Berühmtheit, die er sehr geschickt auszubeuten verstand, und nur in Folge einer Mißhelligkeit mit der Polizei, die er durch einen kolossalen Anschlagezettel erbitterte, in welchem einzelne mit riesigen Lettern gedruckte Buchstaben ein den Behörden straffällig scheinendes Wort bildeten, sah er sich veranlaßt, Paris etwas eilfertig zu verlassen und London zu seinem künftigen Aufenthalt zu wählen. Dort angelangt, organisirte er eine Musikbande, welche sich theils durch ausgezeichnete Leistungen einzelner Künstler, theils aber durch die wunderlichen Einfälle Julliens eine große Beliebtheit zu verschaffen wußte. So begab er sich nicht wie ein gewöhnlicher Kapellmeister zu seinem Pult, sondern, wenn das Publikum bereits erwartungsvoll versammelt war, öffnete sich eine Fallthür und im Strahl der leuchtenden Blitze und des bengalischen Feuers schwang er sich, wunderlich aufgeputzt, auf seinen Sitz, empfing aus den Händen des Bedienten seine strohgelben Handschuhe, welche dieser auf einem silbernen Präsentirteller überreichte, und begann endlich den Takt zu geben. Kaum war ein Musikstück beendet, so warf er sich, dem Anschein nach von der gehabten Anstrengung gänzlich erschöpft, in einen kostbaren Armsessel und ließ sich vom Publikum, welchem vor zehn, zwölf Jahren ähnliche Manieren noch ganz neue waren, staunend bewundern.

Es ist begreiflich, daß alle Welt neugierig hinzuströmte, Jullien zu sehen und dabei auch — zu hören. Jullien's Musikbande wurde immer beliebter und die Damen und Herren der vornehmen Gesellschaft übertrugen ihm die Leitung ihrer Bälle und Konzerte. Sein Glück schien gemacht, um so mehr, als seine Frau einen Blumenhandel errichtete, der bald eben so Mode wurde, als seine

Konzerte, welche die vornehme Welt nicht anders besuchte, als mit einem für zwei, drei Pfund gekauften Bouquet aus dem Laden der Madame Jullien in der Hand. Jullien eröffnete sodann eine große Musikalienhandlung, die noch heute, wenn auch in fremde Hände übergegangen, unter seinem Namen fortbesteht, und organisirte eine Sängergesellschaft, mit welcher er die wichtigsten Provinzialstädte bereiste. Er mag übrigens dem schlechten Geschmack der Engländer gar zu viel aufgebürdet haben; denn in Dublin war das Publikum über die schlechte Musik unwirsch geworden und begrüßte ihn mit faulen Eiern und anderen unappetitlichen Beweisen der Unzufriedenheit, was ihn jedoch nicht außer Fassung brachte. Im Gegentheil ging er sogleich nach London und ließ dort in seinen Konzerten eine eigens unter dem Namen „les Oeufs“ komponirte Polka spielen. Der Zudrang zu diesen Konzerten grenzte nun ans Fabelhafte und seine Beliebtheit, welche sich in mannigfachster Weise kund that, hatte wieder den höchsten Gipfelpunkt erreicht, sein Name war in aller Mund, sein Portrait in allen Auslegekästen. Man konnte dasselbe überdies in Gyps, Porzellan, Pfefferkuchen und in verschiedenen anderen Transformationen bewundern. Jullien gewann ein enormes Vermögen, welches er auch auf die großartigste Weise verschwendete. Im Besitz eines Hauses in der Stadt und auf dem Lande begründete er in seinen glänzenden Salons eine sogenannte nationale Musik, die, obgleich nur von Fremden executirt, der Eitelkeit des englischen Publikums unendlich schmeichelte, und sowohl von Seiten des Hofes als von Seiten des Publikums wurde er aufgemuntert, ein größeres Theater für diese nationalen Darstellungen zu pachten. Im Jahr 1847 eröffnete er das Drurylanetheater mit einem selbst in London unerhörten Luxus; Doktor Berlioz wurde aus Paris verschrieben, um das Orchester zu dirigiren, und mehrere berühmte Künstler wurden engagirt, um das Publikum herbeizulocken. Die Sache ging anfangs sehr gut; aber eines schönen Morgens fand er ein Deficit von 400,000 Pfund Sterling vor! Wie gewonnen, so zerronnen auch die prächtigen Häuser sammt der Beliebtheit des Impressario. Ein anderer wäre diesem harten Schlage erlegen, er aber verzweifelte keineswegs. Um seine Verlegenheit zu vermehren, begann der Geschmack des Publikums sich gegen die von ihm eingeführte Musikgattung zu sträuben und er hatte nicht nur für die Erlangung seines Vermögens, sondern was noch weit wichtiger war, für die Zurückeroberung seiner früheren Beliebtheit zu kämpfen. Ein genialer Mensch wie Jullien verzweifelt nie! Er ließ aus Paris zwölf Tambours der Nationalgarde und einen Regimentstambour von merkwürdig schönem Wuchse und martialischer Haltung kommen, komponirte eine Quadrille für diese sonderbaren Musikanten, führte sie erst in die Provinz, und kam dann nach London zurück, wo er zum Erstaunen aller Welt einen fabelhaften Erfolg errang. Heute ist dieser Mann, welcher in zehn Jahren, wie er selbst gesteht, zwei Millionen Pfund Sterling verdient hat, Orchesterdirektor der Surreygärten, in welchen er nicht selten eine Einnahme von 1000 Pfund Sterling erzielt.

Er hat nun seine ehemalige Beliebtheit, wenn auch nicht sein ganzes Vermögen, wieder zurückerobert und ist nach wie vor der extravagantkste, aber gutmüthigste Charlatan, welcher, die vielen Schwächen des englischen Publikums genau kennend, nie verzweifelt, wenn der momentane Erfolg ihm ungünstig ist. Sein großes Einkommen theilt er oft mit den armen Kunstgenossen auf die liebenswürdigste Weise und ist trotz seiner Thorheiten der Liebling Londons.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (D. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. G. Gato in Meißen.

Das Rauhe Haus zu Horn (bei Hamburg). Das berühmte Rettungshaus, das der Kandidat J. H. Wichern gegründet hat und fortwährend leitet, liegt zu Horn auf Hamburger Gebiet, ungefähr eine Stunde von der Hauptstadt entfernt. Der Name ist kein neu erfundener, „rauhes Haus" war seit Menschengedenken der Name des bescheidenen, mit Stroh gedeckten Gebäudes, das für die Anstalt ersehen wurde. Die Gründer desselben gehörten einem männlichen Besuchsverein an, der sich in Hamburg aus Männern allerlei Alters und Standes gebildet hatte, um die Armen in ihren Wohnungen aufzusuchen und ihnen geistigen und leiblichen Trost zu spenden. In einer Versammlung, welche dieser Verein am 8. Oktober 1832 hielt, wurde der Gedanke laut, ein Rettungshaus zu gründen, welches keinen andern Zweck habe, als die Kinder aus dem Elend der Sünde und des Unglaubens zu retten. Es waren fast lauter Männer, die entweder gar keine Mittel, oder nur so viel hatten, um ihre eigenen Familien zu ernähren, vor der großen Menge meist unbekannt und Neulinge darin, etwas Oeffentliches zu beginnen. Ein Fremder, der von dem Plan nicht wußte, überbrachte einem der Vereinsmitglieder hundert Thaler, die er für milde Zwecke, am liebsten für eine erst im Entstehen begriffene fromme Stiftung verwendet wissen wollte — das war das erste Kapital des Rauhen Hauses. Der Empfang der Summe mußte öffentlich bescheinigt werden, und der Besuchsverein sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, sich nach einem Manne umzusehen, dessen Name öffentliches Ansehn und hinreichendes Gewicht hätte, um Bürge für richtige Verwendung der Summe zu sein. Man wählte dazu den Senator Hudtwalker, der die Bescheinigung drucken ließ und den Namen des Rettungshauses zum erstenmal öffentlich nannte. Derselbe Mann war Verwalter eines Testaments, worin eine Summe von 17,500 Mark für ein künftiges Rettungshaus ausgesetzt war, und konnte diese Summe darbieten. Aber der Verein gelangte nicht sogleich zum Genuß dieses Legats, da das Testament von mehreren Seiten angegriffen wurde, wodurch sich die Ueberantwortung des Geldes längere Zeit verzögerte. Der Beschluß wurde darum nicht aufgegeben, man gab eine Volksschrift, den „Bergedorfer Boten", heraus und forderte zu milden Gaben auf. Die erste Nummer des Januars 1833 hatte eine überraschende Wirkung; eine Dame schenkte 100 Mark, Dienstmägde thaten sich zusammen, um ihr Scherflein beizutragen, ein nicht begüterter Schuhmachergeselle brachte seinen ganzen Spartopf mit Silber und Gold, mehrere ähnliche Gaben folgten von unbekannter Hand. Der Syndikus Sieveking wies ein Haus an, damals eine verfallene Bauernhütte, die der Schenker erst wohnlich einrichten mußte, und am 1. November 1833 bezog Wichern mit seiner Mutter das „Rauhe Haus" und nahm gleich darauf die ersten drei Knaben zu sich. Am Ende des Jahres waren zwölf Knaben beisammen, von denen die Abtragung des Walles, der gegen Westen und Süden das Grundstück umgab, begonnen und bis zum 25. Januar 1834 vollendet wurde. Die Arbeit sollte aller Welt beweisen, daß das Rauhe Haus ein Haus der freien Liebe sei, das keine Wälle, keine Mauern und keine Riegel dulde. Die dringenden Bitten von Eltern und Freunden gefährdeter Kinder ließen daran denken, die Räumlichkeiten zu erweitern, um mehr Kindern Aufnahme gewähren zu können. Die zwölf Knaben halfen treulich mit zum Bau eines neuen Hauses, welches wegen seiner Bauart das Schweizerhaus genannt wurde. Eine Freitreppe mit einer Biege, unter dem Schutze eines überstehenden Daches, führt in das obere Stockwerk. In dem vordern Giebel ist über die ganze Breite des Hauses hin ein schönes Bild enkaustisch gemalt: der gute Hirte mit zwölf Schafen, das Sinnbild einer Kinderfamilie des Rauhen Hauses. Der obere Stock wurde mit zwölf reinlichen Betten eingerichtet für die zwölf künftigen Bewohner, das untere mehr niedere Gemach zum Wohn-

zimmer der zwölf bestimmt. Am 20. Juli 1834 wurde das Schweizerhaus eingeweiht, die Sorge für die zweite Kinderfamilie von zwölf übernahm ein Schweizer, Joseph Baumgartner, dem wenige Tage später ein zweiter Lehrer Rickmeyer folgte. Im Mai 1835 standen also zwei Häuser, der Garten war noch von geringem Umfang, kein Strauch, kein Baum war bis dahin darauf gepflanzt. Da man jetzt auch Mädchen aufzunehmen beschloß, so mußte ein neues Haus gebaut werden, welches nicht blos für Mädchen, sondern auch für Knaben dienen sollte und dem Zweck gewidmet wurde, die neu eintretenden Kinder zuerst die Liebe und Pflege der rettenden Liebe erfahren und sich an Ordnung und Sitte des Hauses gewöhnen zu lassen, ehe sie in die Familienhäuser übergingen. Auch die fernere Bestimmung eines Krankenhauses wurde dem Gebäude gegeben, und namentlich sollte dasselbe den heranwachsenden Mädchen nützen, um hier die Dienste in einem bürgerlichen Hauswesen zu erlernen und zu erfahren, daß das Haus und seine Freuden die Welt des Weibes in sich beschließen. Am 29. Oktober 1835 wurde das Mutterhaus, wie Wichern es nannte, eingeweiht und auf der zum gemeinschaftlichen Betsaal eingerichteten Hausflur der erste Gottesdienst gehalten. Die zwölf Mädchen, welche vom 1. Dezember 1835 bis zum 22. Februar 1836 sich einfanden, bezogen mit der ihr als Führerin dienenden Schwester das alte Haus. Der Knaben waren jetzt 33, der Lehrer ohne Wichern vier. Die Arbeit, die der Stifter von Anfang an als eines der wirksamsten Besserungsmittel in seinen Plan aufgenommen hatte, trieb aus einem kleinen Kern Aeste, Blätter und Früchte. Im ersten Winter des Bestehens der Anstalt beschafften die Kinder hauptsächlich Hausstandsarbeiten, kochen und wuschen, arbeiteten außerdem aber auch im Garten, an Wällen und Wegen. Frost und Unwetter trieben aber oft auf halbe und ganze Tage ins Haus zurück, wo es an hinreichender Arbeit fehlte. Eine alte kanadische Pappel im Garten mußte den ersten Arbeitsstoff hergeben; die Knaben fällten sie und bearbeiteten das Holz zu Pantoffeln, ohne anderes Handwerkszeug zu haben, als einen alten Schneidebock und ein rostiges Ziehmesser. Das erste Arbeitslokal war ein alter halbverfallener Stall, später wurde ein Raum im Schweizerhause, dann das ehemalige Treibhaus eingerichtet, endlich im Sommer 1836 ein schönes Arbeitshaus erbaut. Die Arbeiten dehnten sich von kleinem Anfange immer mehr und mehr aus, zuerst wurde eine Drehbank aufgestellt, dann eine Hobelbank, ein Backofen erbaut, eine Schneiderei eingerichtet u. s. w. Daneben schritten die Landarbeiten rüstig fort; 1836 bestellten die Zöglinge des Rauhen Hauses zum erstenmal alle ihre Felder und Gärten (15 Scheffel Landes), zum größten Theil mit dem Spaten, pflanzten viele Obstbäume, legten Wege und Gebüsche an, pflanzten Blumen, Gemüse und Kohl in Menge und machten die erste reichliche Ernte. Eine unerwartet reiche Beisteuer amerikanischer Freunde des Rauhen Hauses gestattete 1839 die Erfüllung eines Lieblingswunsches, für die von Jahr zu Jahr stärker anwachsende Gemeinde eine eigene Kirche zu erhalten. Dieses sogenannte Thurmhaus enthält außer dem Betsaal Wohnungen, Schule und Bibliothek. Zu allen Arbeiten halfen die Zöglinge mit. Das Ebenen und Ordnen der Baustelle und der dahin führenden Wege wurde in 995 Arbeitstagen von 25 meist kleinen Knaben zu Stande gebracht, 41 halfen den Maurern, 30 Knaben waren abwechselnd in 117 Arbeitstagen mit den Zimmerleuten beschäftigt. Die Einrichtung des Hofplatzes und die Pflasterung des Eingangs und der übrigen anliegenden Wege wurde nach und nach von 26 Knaben vollendet, die kleinen Tischler lieferten fast sämmtliche Tischlerarbeit, auch ein paar Maler fanden sich unter den Kindern. Ganz ohne fremde Beihülfe, allein von Lehrern und Schülern der Anstalt, wurde 1841 der Bienenkorb gebaut, ein Haus für Knaben. Die Maurer- und Zimmerarbeit machte die meiste Mühe, aber das Haus wurde doch ohne Fehler fertig. Im folgenden Jahre vergrößerte sich der Grundbesitz durch den Ankauf von zehn Scheffel Land, es wurde eine Buchdruckerei eingerichtet und ein neues Mädchenhaus gebaut. 25 Freunde der

Anstalt gaben für Herstellung der Buchdruckerei ein kleines Darlehn, und am 2. Februar des genannten Jahres erschien der erste Druck des Rauhen Hauses auf einer alten hölzernen Presse, zu der drei bis vier Schriftkasten mit einigen Lettern gehörten. Der erste Druck war der 23. Psalm: „Der Herr ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln!" In zwei Jahren war die Druckerei so weit fortgeschritten, daß in ihr über zwanzig Personen Arbeit hatten, die auf Pressen und Maschinen hunderttausende von Druckbogen lieferten. Um die Mädchenwohnung bauen zu können, forderte Wichern zu öffentlichen Beiträgen auf, und schon sechs Tage später waren statt der erbetenen 2500 Mark 2600 zusammen. Er bat nun öffentlich, mit Gaben inne halten zu wollen, aber trotz seiner Versicherung, daß das bereits Erhaltene genüge, liefen noch 900 Mark mehr ein. Die Fischerhütte, ein Gebäude für eine Knabenfamilie, ein Gebäude für die Buchbinderei, in der auch eine Steindruckerei errichtet ist, ein landwirthschaftliches Gebäude, ein Waschhaus, eine Hirtenhütte für die Lehrer sind die weitern Bauten des Rauhen Hauses; ein Pensionat und Seminar wurden für 1851 vorbereitet und werden jetzt wahrscheinlich fertig sein. 1850 hat sich Wichern ein eigenes Haus gebaut, welches der Anstalt nicht gehört, aber an drei Seiten von den Anstaltsgärten umgrenzt ist, so daß er dennoch mitten in der Anstalt wohnend bleibt, wie er auch deren Hausvater und alleiniger Vorsteher zu sein fortfährt.

Nach achtzehnjährigem Bestehen ist das Rauhe Haus zu einem stattlichen Umfang gelangt, ohne Unterstützung des Staats, durch Gaben der Liebe und den aufopfernden Fleiß seiner Angehörigen, unter denen Wichern durch eine sehr seltene Vereinigung der moralischen und geistigen Eigenschaften, welche zu seinem eben so schönen als schwierigen Werke erfordert werden, besonders hervorsticht. Das mit Gebäuden besetzte Areal umfaßte Ende 1850 (nach dem Vorwort des „Festbüchleins des Rauhen Hauses zu Horn") ungefähr sechs Scheffel Landes (zu 200 sechszehnfüßigen Geviertruthen); daneben liegen aber als Fortsetzung dieser sechs Scheffel noch zehn gleich große Scheffel mit einem Kastanienwäldchen und einem fließenden Wasser. Jenseits dieser Grenze, die von einem Kranze schöner Eichen bezeichnet wird, liegt noch am Ende eines 800 Fuß langen Wegs, der von einem 100 Fuß breiten Stück Landes begleitet wird, das eigentliche Feldstück, zehn Scheffel groß, außerdem hat die Anstalt noch zwei Scheffel Ackerland und $13\frac{1}{2}$ Scheffel Wiesenland in Pacht, so daß ihr 27 Scheffel eigen sind und $15\frac{1}{2}$ Scheffel pachtweise angehören. Die Erwerbung dieser Grundstücke ist zum Theil sehr schwierig gewesen, in der letzten Zeit besonders deshalb, weil die Meinung allgemein geworden war, als verfüge das Rauhe Haus über die größten Geldsummen, so daß die Eigenthümer von Grundstücken unannehmbare Preise stellten. Die Zahl der Gebäude belief sich 1850 ohne das eigene Gebäude Wicherns auf dreizehn. Die Lage der Anstalt ist von der Natur sehr begünstigt; nach Norden hat sie den Blick auf Wandsbeck, das mit seinem langgestreckten Gehölz, aus dem der Kirchthurm hervorragt, die Aussicht schließt, nach Süden sieht sie in den zwei Meilen breiten Grund, der von der Elbe und dem lieblichen Billfluß, zwischen dem die Berlin-Hamburger Eisenbahn ihren Weg nimmt, durchschnitten wird; den Horizont zeichnen die hohen hannoverschen Elbufer, an denen die nach Kassel abgehenden Eisenbahnzüge zu sehen sind; Elb- und Billschiffe, zwei in das Herz Deutschlands führende Eisenbahnen, Deiche, Mühlen, Fabriken, reiche Gärten und Viehweiden, Ackerfelder und Dorfschaften mit Kirchthürmen beschäftigen den weit hinschweifenden Blick im Süden, während nach Westen über einen stundenlangen, mit dem üppigsten Baumwuchs gezierten Thalgrund hin das Auge seinen Halt in dem weiten Bogen findet, den Hamburg mit seinen hohen Thürmen und hellen Vorstädten beschreibt. So mitten im Getriebe der großen Welt, ihrer Märkte, ihrer Wasser- und Eisenstraßen, zwischen dem reichsten Stadt- und dem stillsten Landleben, holsteinisches, hannoversches, hamburgisches und hamburg-lübeckisches Land fast in einem Blick zusammensehend, liegt abgeschieden

von all diesem Getümmel, zu seinen Füßen die große Landstraße, von der aus man von der Anstalt und ihrem Leben nichts gewahrt, das Rauhe Haus, ein Kranz von dreizehn kleinen Häusern, ein jedes derselben und zugleich das ganze eingerahmt in Blumen-, Gemüse- und Obstgärten, die in Kornfelder münden, in der Mitte der Häusergruppen ein Kirchlein, das täglich das ganze Hauswesen zur Andacht und zur Sammlung vereinigt.

Zwei Anstalten vereinigen sich im Rauhen Hause, ein Rettungshaus für Kinder und eine Brüderanstalt für die innere Mission (s. d.). Nicht blos Kinder aus Hamburg finden Aufnahme, das Rauhe Haus enthält deren aus vielen Theilen von Deutschland, aus Holland und Dänemark. Jedes Kind hat ein Noviziat zu bestehen; ehe es in die Familie eintritt, wird es vorbereitend mit dem Geist der Anstalt bekannt gemacht und auf den Ernst seines künftigen Lebens hingeführt. Eine Familie besteht immer aus zwölf Kindern, jeder Familie steht ein Bruder vor, der mit ihr fortwährend zusammen lebt, als Vater und Lehrer wirkt und wegen der geringen Zahl der ihm anvertrauten Kinder auf die Individualität der einzelnen eingehen kann. Arbeit und Gebet sind innig mit einander verbunden, selbst die Erholungen und Feste des Rauhen Hauses sind von dem Geiste der Religion durchdrungen. Freude und Lust sind darum keineswegs ausgeschlossen, vielmehr bestätigen alle Berichte den Eindruck, den wir durch die eigenen Veröffentlichungen der Anstalt empfangen, daß ein frischer lebendiger Geist jene Duckmäuserei, die man gewöhnlich von dem Walten der innern Mission unzertrennlich glaubt, nicht aufkommen läßt. Wie viel in dieser Beziehung auf Persönlichkeiten ankommt, daß namentlich die schönen Bemühungen der innern Mission der Gefahr ausgesetzt sind, ohne tüchtige, wir möchten sagen große Charaktere abzusterben und zu einer Karikatur ihrer selbst zu werden, ist leicht zu sehen. Die verschiedenen Werkstätten, welche das Rauhe Haus zur Zeit besitzt, sind drei für Schneider, zwei für Schuster, eine Pantoffelmacherei, eine Wollspinnerei für Knaben, eine Tischlerei mit sieben Hobelbänken, eine Buchdruckerei, Buchbinderei und Steindruckerei. Die drei letztgenannten Zweige nehmen Bestellungen von außen an, alle andern Werkstätten arbeiten nur für den Bedarf des Rauhen Hauses. Außerdem werden landwirthschaftliche Arbeiten betrieben, Bäckerei, Malerei und Maurerarbeit. Die Mädchen sind Hausmädchen, Wäscherinnen, Köchinnen und werden theilweise mit mehrerlei Nadelarbeit beschäftigt. Täglich wird Gottesdienst gehalten. Der freundliche, achtzehn Fuß hohe Betsaal ist den ganzen Sommer und Winter mit Blumen geschmückt. In der Mitte ist der Raum von den Kindern gefüllt, links sitzen die Knaben, rechts die Mädchen, sie sind umschlossen von den erwachsenen Hausgenossen. Im hintern Theil des Betsaales ist eine Emporkirche, worauf die Orgel steht. Eine siebenfache Bogenreihe von Laub, hinter deren mittelster die Orgel ihren Platz hat, verleiht dem ganzen einen freundlichen Schmuck. An der entgegengesetzten Wand befinden sich die Plätze für den Hausvater, der den Hausgottesdienst leistet, und für den Vorleser, so wie der Tisch, hinter welchem die im Gottesdienst besonders mitwirkenden Knaben ihre Stelle haben. Auf diesem Tische liegt eine Hausbibel im größten Format, zugleich als Bekenntniß des Hauses. Die Knaben und Mädchen zerfallen in zwei Reihen, in welchen sich das verschiedene Verhältniß zur Konfirmation, also auch zur Taufe, ausdrückt. Das Aufrücken von einer Reihe zur andern bis zur obersten führt der Konfirmation immer näher entgegen, welche von der obersten Reihe angesprochen werden darf. Jede Reihe ist mit ihr eigenthümlichen Aemtern für den Betsaal begabt, durch deren Verwaltung die liturgische Gestalt des Hausgottesdienstes mit bedingt ist. Der tägliche Hausgottesdienst umschließt das ganze Zusammenleben und Einzelleben der Hausgenossen nach seinen Hauptbeziehungen. Für jeden einzelnen Anwesenden kommt vor sein Geburtstag, Tauftag, Aufnahmetag; das Verhältniß der bereits Entlassenen wird vermittelt durch den Tagesspruch und die Berücksichtigung seines Entlassungstags; das Leben

der einzelnen Kinderfamilien der Anstalt erscheint nach seinem Kern und Mittelpunkt im Wochenspruch; die Geschichte der Anstalt findet ihre Stätte in den Hausfest- und Gedenktagen, das Verhältniß zu dem Vereine, der das Rauhe Haus durch seine Liebe trägt, das Verhältniß zu verwandten Bestrebungen und Anstalten theils am Monatsanfang, theils in besondern Stunden für innere Mission, der Zusammenhang mit der christlichen Kirche bekundet sich außer Gebet und Bibel durch die nicht blos den Betsaal, sondern auch das übrige Zusammenleben durchgreifend gestaltende Berücksichtigung des Kirchenjahrs, und noch spezieller mit der evangelischen Kirche durch die tägliche Wiederkehr des kleinen lutherischen Katechismus als Kirchenbuchs und die eine ganze Woche durchgehende Reformationsfeier. Das ganze Leben wird auf diese Weise hier in seinem Mittelpunkt gesammelt und in einer festen Form, die gleichwohl viel freie Bewegung zuläßt, in die göttliche Liebe zurückgeführt. Unter den Festen des Rauhen Hauses ist auch ein Arbeitsfest, das jedoch nur selten — von 1833—1850 nur zweimal — gefeiert wird. Die Zöglinge stellen dabei ihre Arbeiten aus, um den Freunden des Rauhen Hauses ihre Fortschritte zu beweisen, auch ausgetretene schicken Beiträge aus der Ferne ein. In den siebenzehn Jahren, über die Wichern in seinem Festbüchlein Rechenschaft giebt, hat das Rauhe Haus 195 Knaben und Mädchen als vollkommen gebessert und ausgebildet entlassen, und 100 weilen noch darin. Für die entlassenen jüngern Hausgenossen, welche in Hamburg bleiben, sorgt weiter ein Verein, der am 11. Oktober 1841 in Hamburg entstanden ist und Abendversammlungen hält. Die nach andern Städten gehenden Zöglinge empfiehlt man der Theilnahme solcher Männer, die ähnlich wirken. Das Rauhe Haus hat Handwerker aller Art, Landwirthe, Matrosen ausgebildet, und sehr selten sind die Fälle, in denen ein ehemaliger Zögling in die üblen Gewohnheiten, denen die Anstalt ihn entriß, zurück gefallen ist.

Das mit dem Rauhen Hause verbundene Brüderhaus nimmt Erwachsene auf, deren Zweck ist, später für Kinder in Rettungshäusern zu arbeiten, oder den Gefangenen in den Gefängnissen, den Armen in Stadt- und Landgemeinden, oder in Werk- und Armenhäusern zu dienen, die Bibel und Andachtsbücher als Kolporteurs zu verbreiten, als Stadtmissionäre zu arbeiten, oder den verlassenen Auswanderern in Amerika und andern Orten Handreichung zu thun, oder als Handwerker über die Landstraßen der Heimath zu ziehen und durch Wort und Wandel mit ihren Händen arbeitend in Herbergen und Werkstätten für ihre frommen Zwecke zu wirken. Das Brüderhaus entstand 1836, aber wiewohl sieben Jahre hindurch öffentlich genannt, der Pflege und Handreichung empfohlen, konnte es sich doch lange nicht heben. 1843 erwachte plötzlich der Sinn für diese Anstalt, welche seitdem stark besucht gewesen ist. Bis Ende 1850 sind 80 Brüder entlassen worden, die jetzt in der eben angedeuteten Weise an 60 andern Stellen thätig sind, im Rheinlande, in Würtemberg, Baiern, Sachsen, Schlesien, Pommern, Oldenburg, in den Marken, in der Schweiz und in Ungarn, an verschiedenen Uferstellen der Ostsee, in Rußland und jenseits des Meeres am Ohio und Mississippi. 40 Brüder weilen noch im Rauhen Hause, um sich zu gleicher Bestimmung vorzubereiten; diese besorgen zugleich die Geschäfte der innern Mission in Hamburg. Die Schwestern, deren Anzahl jene der Brüder nicht zur Hälfte erreicht, werden, wenn sie nicht im Rauhen Hause bleiben, in Diakonissenanstalten, Mägdeanstalten oder Marthastiftungen und Magdalenums Verwendung finden.

Das Rauhe Haus ist einer der Centralpunkte der innern Mission, der berühmteste von allen. Tausende besuchen die Anstalt, in den letzten Jahren werden wenige der nach Hamburg kommenden Fremden versäumt haben, sich von den Einrichtungen in Horn zu unterrichten. Ist es natürlich, daß Wichern unter den Gegnern seines Strebens Feinde findet, so erregt es doch Befremden, daß viele Freunde mit Gehässigkeiten ihm begegnen. Die als Pfarrer angestellten

Geistlichen seiner eigenen Partei wirken ihm entgegen, indem sie ihm den Vorwurf machen, daß er Kandidat bleiben, nicht zu dem höhern Range des Pfarramts aufsteigen will. Dieser geistliche Hochmuth hat sich namentlich in Elberfeld bei Gelegenheit des Kirchentags von 1851 geäußert. Wichern ist auch als Schriftsteller sehr thätig, wir kennen von ihm: Nothstände der protestantischen Kirche und die innere Mission, 1844. — Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Denkschrift an die deutsche Nation, 2. Aufl. 1849. — Fliegende Blätter des Rauhen Hauses, seit 1844. — Die Buchhandlung (Agentur) des Rauhen Hauses verlegt blos solche Werke, die auf die Angelegenheiten des Vereins und der innern Mission Bezug nehmen.

Die Theiß-Regulirung. Das Theiß-Gebiet hat vermöge seiner werthvollen Produktionen für Ungarn eine große Wichtigkeit. Man pflegt in Ungarn zu sagen, daß die Bacska und das Banat das Brot, das Theißland den Wein und das Fleisch, das gebirgige Waldland (Siebenbürgen) das Salz und die edeln Metalle liefere. Auf den Pusten der Theißgebiete gehen die größten Pferde- und Rinderheerden, auf der Hortobagyer Puste allein nahe an 40,000 Stück großes Hornvieh und Rosse, auf der Kecskemeter Haide nahe an 20,000 Stück, worunter ein Drittheil Pferde. Dieses Gebiet ist aber starken Ueberschwemmungen ausgesetzt, die sich sowohl an der Theiß als an deren Nebenflussen wegen der flachen, nach dem Binnenlande wenig aufsteigenden Ufer weit ausdehnen. Mehr als 100 Geviertmeilen des fruchtbarsten Landes befanden sich den größten Theil des Jahres unter Wasser, etwa eben so viel Land litt periodisch durch starke Ueberschwemmungen, und es waren im ganzen mehr als 1,700,000 Joche Landes, die einer geregelten Kultur nicht unterzogen werden konnten, obgleich manche Grundstücke gerade den vieljährigen Rücklässen der Ueberschwemmungen ihre außerordentliche Fruchtbarkeit zu verdanken hatten. Ferner bildeten die Krümmungen der Theiß mannigfache Erschwernisse in der Schifffahrt auf dieser für das Kronland Ungarn höchst wichtigen Wasserstraße. Der Plan einer Regulirung war lange frommer Wunsch geblieben, bis die Verheerungen des Frühjahrs 1845 die Nothwendigkeit der Ausführung eindringlich predigten. Noch im nächsten Sommer sah man eingestürzte Häuser, unfruchtbar gewordene Gärten, verwüstete Saaten, verschlemmte Wiesen, verdorbene Hutungen auf Strecken von ganzen Meilen; der Fleiß von Hunderttausenden von Menschen wurde in kurzer Zeit dahin gerafft, und nach Ablauf des meilenweit stehenden Wassers blieben grundlose Wege, auf denen die an höher gelegenen Stellen vorhanden gebliebenen Saatenreste mühselig, mit nicht geringer Entwerthung des Zugviehs, an Ort und Stelle geschafft werden mußten. Inwiefern überdies die Entwässerung des bezeichneten großen Flächenraums in sanitätspolizeilicher Beziehung wünschenswerth wäre, erhellte daraus, daß im Laufe des Sommers von 1845 im Ueberschwemmungsgebiet der Theiß vielleicht die Hälfte der Bevölkerung vom Fieber befallen war. In manchen Orten blieb fast kein Haus verschont, es wurde demnach aus der arbeitenden Klasse ein großer Theil oft wochenlang der Arbeit entzogen. Dann brach aber auch, wie nach jeder Ueberschwemmung der Theiß, eine Viehseuche aus, und das verschont gebliebene Vieh konnte in Folge des Futterverlustes nur mit großen Kosten erhalten werden. Die am stärksten heimgesuchten Bewohner der Theißstrecke von Tokay bis Tisza-Füred bildeten nun eine Gesellschaft, die jedoch so geringe Theilnahme fand, daß die erste am 1. Dezember 1845 in Debreczin abgehaltene Versammlung nur von 30 Theilnehmern besucht wurde. Durch den Hinzutritt der Staatsregierung gewann das Unternehmen die entsprechenden Dimensionen, eine am 19. Januar 1846 zu Pesth abgehaltene Versammlung vereinigte Abgeordnete aus allen an die Theiß und deren Nebenflüsse angrenzenden Gespannschaften. Man bildete nunmehr einen Verein und entwarf Statuten, in welchen bestimmt wurde, daß alle Grundbesitzer im Theißgebiete Theilnehmer der Theißregulirungs-Gesellschaft seien, daß die Regulirungsausgaben

von den Grundbesitzern nach Maß des Umfanges des Grundbesitzes und des Gewinns, welcher denselben durch die bewirkte Trockenlegung und Sicherung ihrer Gründe zugehe, getragen werden müssen, daß die Gesellschaft unter den Schutz und die gesetzliche Oberaufsicht des Staats gestellt sei, welche letztere durch ausgesendete Mitglieder des damaligen Kommunikations-Landeskommissariats geübt wurde. Die Generalversammlung der Gesellschaft war berufen, über die Art der Beischaffung der Geldmittel zu verfügen, dem Centralkomité stand dagegen die Entscheidung zu über die Vertheilung der Geldmittel an die Bezirksvereine und über die von den einzelnen Vereinen vorgelegten Regulirungsentwürfe. Seine Gelder erhielt der Verein zum größten Theil durch die Regierung, nämlich aus dem Staatsschatz 100,000 und 117,000 Gulden, aus dem erhöhten Salzpreisfonds 300,000 G. Fernere Mittel flossen aus mehreren Einzahlungen aus den mit den Wechselhäusern Rothschild, Sina, Arnstein und Eskeles kontrahirten Anleben von 400,000 G., wovon aber der Staat 167,856 G. hat übernehmen müssen. In den fünf Jahren von 1846—1851 wurden nahe an 700,000 Gulden verausgabt und damit 192,000 Joch trocken gelegt, während noch mehr als anderthalb Millionen Joch der Wohlthat der Entsumpfung und Sicherung entgegensehen. Dieses Ergebniß der fünfjährigen Arbeiten kann im Vergleich zu den aufgewendeten Geldmitteln kein befriedigendes genannt werden, allein die Ursachen des mindern Fortschreitens dieser Unternehmung müssen theilweise in von dem Wirken der Gesellschaft unabhängigen Einflüssen und in widerwärtigen Zeitverhältnissen gesucht werden. Das in der Einrichtung des gesellschaftlichen Unternehmens selbst liegende Gebrechen war vornehmlich der geringe Einfluß und die verfehlte Richtung, welche der Regierung der Gesellschaft gegenüber eingeräumt waren. Die Folge davon war eine überwiegende Vertretung der Partikular-Interessen der einzelnen Bezirksvereine, woraus sich der Nachtheil ergab, daß durch die einzelnen Gesellschaften, ohne Rücksicht auf den Gesammtzweck, Bauten vorgeschlagen und ausgeführt wurden, welche mit dem gesammten Regulirungswerke nicht im Einklange standen, dagegen andere nöthigere und wirksamere Bauten, namentlich die Durchstiche zur Verkürzung des Flußlaufes und die dadurch zu bewirkende Erniedrigung des Wasserspiegels in den höhern Gebieten unterblieben.

Nach der Ordnung der ungarischen Verhältnisse hat das österreichische Gesammtministerium das Unternehmen der Theiß-Regulirung in seine Hand genommen und für die einzelnen Gesellschaften einen über den Parteiinteressen stehenden Vereinigungspunkt geschaffen. Es ist dies eine Centralkommission, welche einerseits die Anträge und Ansprüche der Bezirks- und Sondervereine gegenüber dem Ministerium zu vermitteln, andererseits die Bauanträge und Pläne zur Entscheidung der Reichsbaubehörde vorzubereiten und die sachgemäße Ausführung der von dieser letztern genehmigten Bauentwürfe zu überwachen hat. Außer den Kosten für diese Kommission trägt der Staatsschatz noch die Ausgaben, welche erwachsen aus den Kosten der Flußstandsbeobachtungen und anderer auf die Flußaufsicht Bezug nehmenden Geschäfte, ferner aus solchen Flußbauten, welche aus Staatsrücksichten im Interesse der Schifffahrt ausgeführt werden müssen. Außerdem giebt der Staat vorschußweise jährlich 100,000 Gulden auf so lange, bis das Unternehmen sich selbst deckt, was voraussichtlich in wenigen Jahren der Fall sein wird. Da das Unternehmen von sich selbst die Mittel zur Fortsetzung schöpfen muß, welcher Zweck nur durch die allmälige Zurückzahlung der auf die hergestellten Schutzbauten ausgelegten Summen erreicht werden kann, und da es der Billigkeit angemessen ist, daß von jener Grundfläche, welche bereits vollkommen gesichert, oder deren gänzlicher Schutz durch die im Bau begriffenen Dämme zu erwarten steht, die ratenweise Rückzahlung eingeleitet werde, so ist die Bestimmung getroffen, daß von 1851 an für jedes gesicherte Joch von dem Grundeigenthümer ein Gulden gezahlt werde. Die Zuschüsse der Regierung sind auf fünf Jahre zugesichert, nach deren Verlauf eine große Grundfläche gewonnen

sein wird. Da 10,000 österreichische Joche einer Quadratmeile gleich sind, mithin die zu entwässernden 1,500,000 Joche 150 Geviertmeilen ausmachen, so kann man sich die unermeßliche Bedeutung des Unternehmens versinnlichen. Die innere Kolonisation, deren Vorzüge vor der überseeischen Jedermann zugestehen wird, erscheint hier unter solchen Verhältnissen, daß die Theiß-Regulirung wichtiger wird, als die Eroberung eines fremden Landes. Bei den langen und blutigen Kriegen, die Ludwig XIV. mit dem deutschen Reiche führte, handelte es sich um Gebiete, die an Umfang die Eroberung, welche Oesterreich an der Theiß macht, nicht sehr übertrafen. Auch nicht an innerm Werth, sobald die Bemühungen der österreichischen Regierung um die ungarischen großen Eisenbahnlinien mit ihren Seiten- und Flügelbahnen, um die Regulirung der Donau, Theiß, Szamos, Maros, Bodrog, Körös, Drau, Waag, Gran, Raab, Leytha und Rabnitz ihre Früchte getragen haben werden. Der gegenwärtige Werth dieses Landes beträgt im Durchschnitt nicht mehr als 30 Gulden für das Joch, durch die Entwässerung wird dasselbe aber in solches verwandelt, welches in hochcivilisirten Ländern mit 1000 bis 2000 Gulden bezahlt wird, und selbst in Ungarn zu einem Preise von 100 bis 200 Gulden als sehr wohlfeil zu betrachten ist. Eine Bevölkerung von 450,000 Menschen findet hier Raum, ohne die Fieber fürchten zu müssen, welche bis jetzt die Theißufer so gefährlich gemacht haben, und die Hebung Ungarns durch Einwanderer, für die gegenwärtig eine neue Aera angebrochen zu sein scheint, kann nun an der Theiß beginnen. Die Anlegung von mittleren Hofwirtschaften auf den entwässerten Theißgründen war einer der Vorschläge, die Friedrich List in seiner berühmten Denkschrift machte. (Ueber die national-ökonomische Reform des Königreichs Ungarn. In den gesammelten Schriften Bd. 2. S. 299—366.) Die Schifffahrt auf der Theiß gewinnt ungemein, schon durch die Verkürzung des gegenwärtigen Flußlaufs um mehr als den sechsten Theil seiner Länge von Tisza Ujlak bis zu dessen Einmündung in die Donau unterhalb Tittel. Die Theißregion im allgemeinen, besonders aber die nächst den beiderseitigen Ufern gelegenen Orte werden schon in der nächsten Zeit nach der Verwirklichung des großartigen Unternehmens mannigfachen Segen ernten in dem höhern Werth ihres Grund und Bodens, in der Erhöhung des Quantums ihrer gegenwärtigen Erzeugnisse, der Handel sowohl im kleinen als im großen, durch Erleichterung der Thal-Bergfahrt belebt, wird durch Entstehen von neuen Stapelorten und Handelsplätzen auch die ganze Theißgegend in einen Wohlstand versetzen, der nach der schlimmen Verwüstung dieser Gebiete durch den Krieg doppelt wünschenswerth ist.

Karl Friedrich Scheurlen, geboren am 31. März 1798 in Stuttgart, verlebte seine Jugend theils im elterlichen Hause, theils in dem Pensionat eines Gymnasiallehrers, und verband frühe mit einem unverdrossenen Fleiß, einer gründlichen Aufmerksamkeit und einem glücklichen Gedächtniß den sanftmüthigen Charakter und die gewinnende Herzlichkeit, von denen er in seinem spätern Leben, unangefochten von den schroffen Gegensätzen der Meinung und des Interesses unserer Zeit, so viele Proben gegeben hat. Er war, wie ihm einer seiner Freunde bezeugte, bei allen geliebt und geachtet durch eine sein ganzes Wesen durchdringende Liebe und Freundlichkeit, durch theilnehmendes Eingehen in alles, was seine Freunde betraf, und stetes Bereitsein im Helfen und Vermitteln. Die in ihm liegende Religiosität ließ ihn den Kirchendienst als Bestimmung wählen, der Vater, der als Hofgarteninspektor zu Bissingen an der Erz lebte, gab um so lieber seine Einwilligung, als die allgemeine Verpflichtung zum Militärdienst auf eine andere Weise nicht zu umgehen war. Im Herbst 1813 vertauschte er das obere Gymnasium zu Stuttgart mit dem evangelischen Seminar zu Maulbronn, wo er zwei Jahre blieb. Seine Prüfung bestand er nicht als angehender Theolog, sondern um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. So mild und fromm sein Sinn war, so hatte doch sowohl der damalige Stand der geistlichen Wissenschaft,

als die Form, in welche der Studienlauf des theologischen Stifts zu Tübingen und das akademische Leben der Zöglinge gebunden war, nichts Anziehendes für ihn. In Tübingen war er ein sehr fleißiger und ordentlicher Student, genoß aber auch das Jugendleben und nahm an allen Studentenverhältnissen lebhaften Antheil. Genaueren Umgang hielt er mit wenigen Freunden, mit denen er die Abende in heitern und wissenschaftlichen Unterhaltungen verlebte. Im Herbst 1817 zerstreuten sich die Freunde auf fremde Hochschulen, und Scheurlen ging mit einigen derselben nach Göttingen, um besonders bei Hugo und Eichhorn zu hören. Im folgenden Jahre kehrte er mit dem Doktorhut in die Heimath zurück, unterzog sich im Oktober der ersten höhern Staatsprüfung und bestand dieselbe so glänzend, daß er nach damaliger Sitte der zweiten enthoben wurde. Seine erste Anstellung führte ihn als Referendär zweiter Klasse zu dem Appellationstribunal in Ulm, von da zum Auditoriat in Stuttgart, 1819 trat er einundzwanzig Jahre alt als Assessor des Gerichtshofs für den Donaukreis ein. Die ersten Jahre praktischer Thätigkeit waren ihm eine Vorschule, die ihn gegen theologische Einseitigkeit schützte und seinen juridischen Blick schärfte. Er selbst betrachtete sie so, das wissenschaftliche Interesse überwog in ihm so sehr, daß er nach einem Lehrstuhl strebte. Sein Wunsch wurde schon 1823 erfüllt, indem ihn die Regierung zum Professor der Rechtswissenschaft in Tübingen ernannte. Im Sommersemester des genannten Jahrs begann er seine Vorlesungen, die sich auf Civil- und Kriminalprozeß, Praktikum und Kirchenrecht erstreckten. Seinen Schülern ein theilnehmender Freund und aufrichtiger Berather, seinen Amtsgenossen ein stets gefälliger Kollege, dessen Geschäftskenntniß und Federgewandheit nie vergebens angerufen wurde, zog sich Scheurlen die vielseitigsten Geschäfte zu, indem er nicht allein in die wichtigeren akademischen Kommissionen, sondern auch mehrmals zum Rektorat der Universität berufen wurde. Als Mitglied des Gerichtshofs für den Schwarzwaldkreis blieb er in fortdauernder Verbindung mit der Praxis, die für ihn als Lehrer des Prozesses von besonderm Werth war, und beritete sich so auf seinen spätern Uebergang in den Staatsdienst. Troß vielen Geschäften behielt er noch Muße zum Schriftstellern und veröffentlichte mehrere kleinere Schriften über das Verfahren beim Staatsgerichtshof, über würtembergische Gesetzgebung, einen Grundriß des Kirchenrechts und viele Abhandlungen für Hofacker's Jahrbücher, wie er auch von 1826—1830 die Tübinger kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft mit herausgab. Sein „System des gemeinen würtembergischen und Civilprozesses" ist unvollendet geblieben. An dem politischen Leben seines Vaterlandes wollte er lange keinen Antheil nehmen und lehnte Einladungen zu Wahlbewerbungen im Mißmuth darüber ab, daß die Bewegungen der dreißiger Jahre trübend in seine sonst ungestörte Wirksamkeit eingegriffen hatten. Im Jahre 1839 nahm er doch eine Wahl für die Kammer der Abgeordneten an und blieb deren Mitglied bis zum Frühling des Jahres 1848. In diesen Jahren seines ständischen Wirkens wurde er zu den wichtigsten Geschäften berufen und namentlich mit der Abfassung schwieriger Adressen beauftragt. Er war Referent über die Beschwerden des Bischofs von Rottenburg gegen die Staatsregierung, daß die Strafprozeßordnung durchging, verdankte man hauptsächlich ihm, der das mildernde, versöhnende Element der Kammer war. Seit 1843 war er ein thätiges Mitglied des ständischen Ausschusses. Sobald er in die Kammer trat, legte er sein akademisches Amt nieder, um nicht fortwährenden Störungen und Unterbrechungen ausgesetzt zu sein, welche sich mit diesem Berufe am wenigsten vertragen. 1839 erhielt er die Ernennung zum königlichen Obertribunalrath, 1842 berief ihn der König zu der Stelle eines Direktors im evangelischen Konsistorium, wozu nach zwei Jahren auch das Amt eines Vizepräsidenten, dann eines Präsidenten der Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins kam. Im Konsistorium war Mohl sein Vorgänger, der, als er im Gefühl der zunehmenden Gebrechen des Alters ein Gesuch um Inruhesetzung einreichte, Scheurlen dem König empfahl und von dem Konsistorium

mit dem Wunsche schied, daß ihm zum Nachfolger im Amt ein Mann möchte gegeben werden von so großer Geschäftsübung, gediegenen Kenntnissen und wohlwollendem Sinne wie der Obertribunalrath Scheurlen. In seiner Stellung an der Spitze der Centralleitung hatte er bald Fürsorge zu treffen gegen das Ueberhandnehmen der Verarmung und der Noth in Stadt und Land, die in Folge der Kartoffelkrankheit, der Fruchtheuerung und dem dadurch bedingten allgemeinen Stocken der Erwerbsthätigkeit drohte. Er richtete sein Augenmerk dabei besonders dahin, den Organismus des Armenwesens in den Bezirken und Gemeinden wieder zu beleben, durch Darreichung von Rathschlägen, Geldmitteln und Arbeitsstoff fruchtbar zu machen, wie auch die Begüterten im Volke zu einem allgemeinen Zusammenwirken zu vereinigen. Diese ganze wichtige Aufgabe wurde von ihm in ihren tiefsten, sittlich religiösen Motiven aufgefaßt. In das Konsistorium brachte er das gründlichste Wissen in kirchenrechtlichen Dingen mit, wobei ihn ein bewunderungswürdiges Gedächtniß unterstützte, die innigste Vertrautheit mit der Geschichte der würtembergischen Kirche und ihrer Verfassung, die genaueste Kenntniß der konfessionellen Verhältnisse zwischen Protestanten und Katholiken und der abweichenden Normen und Einrichtungen in den verschiedenen Theilen des evangelischen Deutschlands. Wie er die schwierigsten Aufgaben selbst übernahm, so trat er auch hülfsweise in den Geschäftskreis seiner Räthe an, obgleich er selbst belastet war mit einem jährlichen Stoff von etwa 18,000 Einlaufnummern des Konsistoriums und der Synode, die er alle mit pünktlichem Auge durchlas, wenn sie nicht dem untergeordneteren Gange des Dienstes angehörten. An den Berathungen im Kollegium nahm er einen Antheil, der keine oberflächliche Behandlung irgend einer Angelegenheit, aber auch keine unnöthige Weitschweifigkeit aufkommen ließ. Wer aus dem geistlichen und Lehrstande sich ihm vorstellte, begegnete in dem Chef des Konsistoriums jener pastoralen Stimmung, welche den richtigen Unterschied zwischen weltlicher und geistlicher Obrigkeit bezeichnet. Ein warmer Eifer für die Sache, der es galt, ein lebendiger Antheil an Wohl und Wehe der Kirche, eine tiefe Religiosität durchdrangen sein ganzes amtliches Wirken. In Streitfragen der Theologie sich einzulassen, hielt ihn, den einfachen evangelischen Christen, die Scheu vor dem Hohen und Göttlichen der Religion ab. Jede Richtung, die etwas Tüchtiges in sich trug und nicht der hohlen Negation huldigte, hatte seine Achtung. Kirche und Schule hatten sich des Eifers zu erfreuen, womit er noch vor 1848 an der Ausbesserung schlechterer Stellen arbeitete, und auf sein Betreiben geschah es, daß die am geringsten dotirten Pfarrstellen aus dem Geistlichen-Unterstützungsfonds auf 700 Gulden, zunächst im Erledigungsfall, erhöht und für Schullehrer, welche normalmäßig das geringste Einkommen von 200 Gulden bezogen, Gehaltszulagen aus der Staatskasse vermittelt wurden. Lange beschäftigte ihn die Sorge für ein Uebereinkommen, durch das der rechtliche Anspruch der evangelischen Kirche in Würtemberg auf die verfassungsmäßige Zurückerstattung ihres Eigenthums in der geeignetsten Weise realisirt werden könne. Manche und große Schwierigkeiten stellten sich dem entgegen, doch gelang es endlich ein Ergebniß zu erzielen, welches den Kirchen beider Konfessionen eine dankenswerthe Gewähr ihrer Zukunft verspricht. Das Jahr 1848 schien diese Bemühungen vernichten zu wollen; die so lange zurückgeschobenen, jetzt überstürzten Ablösungsgesetze brachten den Kirchen und milden Stiftungen die größten Verluste, versetzten eine große Anzahl von verdienten Geistlichen in eine trostlose Lage, drückten die Pfarrdotationen auf ein kümmerliches Maß herab und drohten dem geistlichen Stande manche der besten Kräfte zu entziehen. Scheurlen unterstützte die Bedrohten und arbeitete unverdrossen an der erwähnten Vereinbarung fort, durch die ein besseres Verhältniß angebahnt wird. Gleich empfindlich traf Scheurlen die Revolutionszeit in einem andern Punkte, indem sie die kirchliche Verfassungsfrage aufs äußerste verwirrte. Scheurlen faßte diese Frage so auf, daß er die lauten Forderungen der Neuzeit mit den kirchlichen

Interessen zu vermitteln strebte, von der Reform verlangte er, daß sie nicht von oben herab durch Hinwegräumen alles Bestehenden, sondern, wie es dem protestantischen Prinzip allein angemessen und für eine sichere Durchführung unumgänglich sei, von unten herauf durch Grundlegung in den Gemeinden und durch allmälige Weiterbildung auf der vorhandenen Grundlage erfolge. Oft äußerte er die Besorgniß, daß, wenn die Kirchenleitung aufhöre, in den Organismus der Staatsregierung eingefügt zu sein, und somit auch die politischen Orts- und Bezirksbehörden ihr nicht mehr untergeordnet wären, alsdann nur zu leicht die Entwicklung der an sich bessern kirchlichen Einrichtungen durch eine gleichgültige oder abgeneigte Stimmung der weltlichen Obrigkeit werde gehindert werden. Die kirchliche Verfassungsarbeit wurde eingeleitet durch die Anträge der Synode von 1842 auf eine zweckmäßigere Erweiterung der Mitgliedschaft und der Befugnisse des Instituts der Kirchenkonvente, dem schon zu Anfang der zwanziger Jahre ein repräsentativer Charakter hatte beigelegt werden sollen. Auch in der Abgeordnetenkammer brachte der Abgeordnete Schmid von Tuttlingen einen Antrag darauf ein, und die Synode von 1845 arbeitete einen vollständigen Entwurf einer Presbyterial- und Synodal-Ordnung aus. Scheurlen erkannte die Vorschläge als unvermeidlich an, nur war er nicht damit einverstanden, daß das landesherrliche Kirchenregiment in Frage gestellt werde, welche Ansicht er in einem von ihm geforderten Gutachten niederlegte. Mit vollkommenster Billigung nahm er den Vorschlag auf, die Grundzüge einer Konföderation der evangelischen Landeskirchen zu entwerfen, zu welchem Zweck 1846 die Konferenz in Berlin abgehalten wurde. Er empfahl den Plan den Synoden von 1845 und 1846, und traf als Kommissionsvorstand die Vorbereitungen zu der für 1848 nach Stuttgart ausgeschriebenen Konferenz bis zu dem Augenblicke, in dem die Zeit dieses Werk vereitelte. Vom November 1848 war er in derjenigen Kommission, welche den Entwurf einer neuen Kirchenordnung ausarbeitete, worin das presbyteriale und synodale Prinzip mit dem Konsistorialsystem verbunden wurde. Diese Arbeit dauerte bis 1850 und hatte sich mit den schwierigsten Fragen zu beschäftigen, namentlich mit der Ausscheidung des Bürgerlichen und Kirchlichen in den Gemeindebehörden. Es ist daraus die königliche Verordnung vom 25. Januar 1851 über Einführung von Pfarrgemeinderäthen in der evangelischen Landeskirche hervorgegangen.

Scheurlen hatte nicht mehr die Freude, die neue Gemeindeordnung ins Leben einführen zu könnnen. Große körperliche Beschwerden, gegen die der Gebrauch des Kissinger Brunnes nicht wirksam war, erinnerten ihn schon im Laufe des Jahres 1849 an die Nähe des Lebensziels. Dennoch widmete er sich mit starkem Willen seinen anstrengenden Amtsgeschäften, überstand die arbeitsvollen Wochen der Synode in den letzten Monaten des Jahrs, und leitete, nachdem ihn der Arzt in das Haus gebannt hatte, noch am 4. Januar 1850 die Sitzung des Konsistoriums. Am Nachmittage empfing er noch einen Besuch, klagte dann über Beengung der Brust und hatte, ehe noch der Arzt herbeigerufen werden konnte, an einem Herzschlag geendet. Er hinterläßt nach achtundzwanzigjähriger Ehe drei Söhne und eine Tochter, welche letztere, glücklich verheirathet, ihm bereits einen Enkel geschenkt hatte. In seiner Heimath hinterläßt er ein Andenken, welches nur mit jenem Bernhard Bilfinger's, des milden Theologen aus dem achtzehnten Jahrhundert, verglichen werden kann; Freundeshand zeichnet uns in der „Allgemeinen Zeitung" sein Bild. „Es mag nicht verschwiegen bleiben, daß die menschenfreundliche, vorwiegend zum Verzeihen und Versöhnen gestimmte Persönlichkeit, die im schönsten Sinne etwas Frauenhaftes an sich trug, manchen, welche ihn nicht genau kannten, zu weich erschien, um sich nicht von andern alles am Ende zumuthen und abtrotzen zu lassen. Er hat es jedoch, zumal in amtlichen Verhältnissen, nicht an dem männlichen Ernst fehlen lassen der das Ungeordnete zurechtwies, wenn es der milderen Behandlung sich nicht fügen wollte, und in wichtigen Fällen einer starken Majorität des Kollegiums gegenüber seine abweichende

Ueberzeugung beharrlich und mit gründlicher Ausführung geltend machte. Seine Neigung zum Vermitteln der Gegensätze hat auf dem politischen Felde bisweilen auch seinen Freunden nicht gefallen, und ist von Meinungsgegnern nicht selten früher für eine Zweideutigkeit ausgelegt worden. Er aber that so wie er that, nicht blos weil er nach seiner Gemüthsart nicht wohl anders konnte, sondern weil er sich in dem einzelnen Fall eine Ueberzeugung gebildet hatte, und sich in der gegebenen Lage berechtigt und verpflichtet wußte. Es trägt darum auch hier für alle die ihm näher standen sein Thun und Lassen den Stempel einer ungeheuchelten Redlichkeit und Treue. Dabei durchdrang ihn zugleich von Jugend auf eine landsmännische Pietät, die tiefgewurzelte Anhänglichkeit an die Person des Königs und dessen Haus. Der sittliche Charakter seiner persönlichen Milde trat noch besonders hervor im Privatleben, theils durch eine großartige Wohlthätigkeit, die er als wohlhabender Mann und unter andern auch durch namhafte Anleihen übte, die schon an sich edel, es noch mehr durch ihre Verborgenheit und durch die Langmuth des Anleihers waren, auch wenn der Empfänger seine Pflicht der Heimzahlung vergessen zu wollen schien; theils durch die starke Selbstbeherrschung, die er empfangenen Kränkungen gegenüber bewies, und wobei er die Würde des Gleichmuths im Benehmen auch neben tiefer innerer Verletztheit nicht verlor."

Der unterseeische Telegraph. Die Verbindung solcher Länder, welche von Meeren getrennt werden, durch den elektrischen Faden wurde bis auf die neueste Zeit von Vielen für unmöglich gehalten. Man zweifelte an dem Gelingen wegen der tiefen und abschüssigen Stellen, welche sich vielfach im Meere vorfinden, wegen der scharfen Felsen, der mit zerreibendem Triebsand gefüllten Flächen, die hier und da zerstreut sind, wegen der Gewalt der Strömungen, endlich wegen der Gefahren, welche ankernde Schiffe mit ihren Ankern drohen. Dem alten Plan, einen unterseeischen Draht von Dover nach Calais zu führen, wurden theils diese allgemeinen Einwürfe gemacht, theils hob man die besondere Schwierigkeit hervor, welche eine Stelle machen würde, die von den Franzosen der Colbart und die Varne genannt wird. Es ist dies ein tiefes unterirdisches Thal in der Mitte des Kanals, zwischen zwei mit den Ufern laufenden Felsenrücken von 17 und 22 Meilen Länge. Der unermeßliche Schlund, den diese Felsen einschließen, wird wegen seiner beweglichen Sandgründe, wo man stets der Gefahr ausgesetzt ist, Anker und Netze zu verlieren, ganz besonders von den Seeleuten gefürchtet. Diese Schwierigkeiten schreckten den Unternehmungsgeist lange ab, bis sich eine Gesellschaft bildete, deren Vorbereitungen, einen mit Gutta Percha umhüllten Draht zu legen, im Sommer des Jahres 1850 vollendet waren. Die ersten Versuche mußten wegen ungünstiger Witterung eingestellt werden, am 28. August machte der Dampfer Goliath mit Reed, Wollaston, Crampton, Edwards, Beer und mehreren andern wissenschaftlichen Männern an Bord, die Reise glücklich von Dover bis Calais. Um 10½ Uhr Morgens vom Regierungskai in Dover abstoßend, begann der Goliath seinen Metalldraht abzuwickeln, der einen Zehntel Zoll dick war. Denjenigen Theil des Drahtes, welcher für die Tiefe bestimmt war, hatte man einfach mit Gutta Percha eingehüllt, den vom Fesen herabhängenden etwa 300 Fuß langen Theil sicherte man noch durch eine Bleikapsel vor Reibung. Der Dampfer verrichtete seine Operation mit einer Schnelle von drei bis vier englischen Meilen in der Stunde, in geradester Richtung auf den Felsenvorsprung in der Nähe von Calais steuernd. Gegen acht Uhr Abends war das Werk vollendet, und in Dover traf die erste Depesche ein: „Kap Grisnez, an der französischen Küste, Abends 8½ Uhr. Der Goliath ist glücklich eingetroffen, und der von Dover ausgehende unterseeische Draht hat die Küste erreicht. Zum erstenmal können Frankreich und England mittels der Tiefen des Kanals und durch dieselben hindurch sich gegenseitig begrüßen." Wenige Tage später war aber die Verbindung bereits wieder gestört, der Draht war zerrissen, und zwar unter dem Felsen bei Kap Grisnez, wo er nach der

Beschaffenheit der Oertlichkeit sich schwer befestigen ließ. Die Bleiröhre, in welche die Gutta-Percha-Hülle eingeschlossen war, soll zu schwach gewesen sein und unter den Oscillationen der See sich abgelöst haben, nach andern Nachrichten hätten neugierige Fischer die Röhre abgelöst und dann den Draht durchschnitten. Es zeigte sich dann noch, daß der Draht auch an andern Orten zerstört sein müsse, denn im September brachte ein Fischer ein längeres Stück mit der Umkleidung nach Boulogne und forderte 60 Franken Ersatz für den Schaden, den der Draht in seinen Netzen angerichtet habe. Dieser erste Versuch diente zur Lehre, daß man der Leitung größere Stärke geben müsse, um sie zu sichern. Wollaston und Crampton gaben eine neue Konstruktion an, welche von der Gesellschaft genehmigt wurde. Das Tau besteht jetzt aus vier Kupferdrähten von der Dicke eines gewöhnlichen Glockendrahts; jeder einzelne Draht hat eine doppelte Hülle von Gutta Percha, alle vier sind vermittelst Hanf und einer Mischung von Theer und Talg zu einem Stricke von 1 Zoll Durchmesser zusammengewunden, um das Ganze schlingen sich zuletzt zehn Drähte aus galvanisirtem Eisen von ungefähr $\frac{1}{3}$ Zoll Dicke, wodurch das Tau eine Stärke von $4\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser und das Aussehen eines gewöhnlichen Metalltaues bekommt. Die Drähte sind mit einer Zinkauflösung überzogen, um das Rosten zu verhüten. Die Fertigung des Taues erfolgte auf einer Maschine, die den Ingenieur Georg Fenwick zum Erfinder und Erbauer hat, die sich eben so sehr durch Originalität und Einfachheit, als durch die merkwürdige Schnelligkeit ihrer Verrichtungen auszeichnet. Die Arbeiten fanden zu Wapping in London statt und waren in drei Wochen beendet. Freilich fertigte die Maschine bei jeder Umdrehung 11 Zoll Tau und machte in der Minute achtzehn Umdrehungen. Das in so kurzer Zeit gefertigte Tau ist 24 englische Meilen lang, wiegt 180 Tonnen und bildete in der Werkstatt einen Haufen, dessen äußerer Durchmesser 30 Fuß, der innere 15 Fuß betrug. Die englische Regierung unterstützte das Unternehmen in jeder Weise und stellte auch ein altes Kriegsdampfschiff, den „Blazer", zur Verfügung, auf dem das Tau fortgeschafft wurde. Am 25. September 1851 setzte sich der Blazer nach Dover in Bewegung, wo er Morgens acht Uhr ankam und das eine Ende des Taues landete. Unter den Gelehrten und Ingenieuren, welche dem Unternehmen beiwohnten, befanden sich Foy, der deutsche Professor Jacobi, Wollaston, der technische Leiter der Arbeiten, Professor v. Hamel von der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg u. a. m. Um 9 Uhr war man schon fünf englische Meilen von der Küste entfernt, um 1 Uhr verlor man das Schiff aus Sicht. Die Meerestiefe im Kanal war sehr verschieden und wechselte stark; eine Meile vom Ufer hatte man 5 bis 14, in einer Entfernung von sechs Meilen schon 20 Faden Tiefe, über 30 Faden sank aber das Seil nicht. Zum Verbindungspunkte auf der jenseitigen Küste hatte man einen Punkt drei englische Meilen unterhalb Calais gewählt, wo der Anschluß an die Telegraphenstation der Nordbahn leicht zu bewerkstelligen war. Die „Times" erhielt bereits Abends zehn Uhr eine telegraphische Depesche: „Der unterseeische Telegraph liegt jetzt noch $3\frac{1}{2}$ Meile von der französischen Küste entfernt, wo der Blazer ankert. Die elektrische Verbindung mit der englischen Küste ist vollkommen." Die Küste konnte an diesem Tage wegen des starken Windes nicht erreicht werden, der es unräthlich machte, mit dem Blazer zu nahe am Lande zu ankern, so daß der Plan aufgegeben werden mußte, das Tau an der Grenze auszuwerfen, wo die Ebbe den Grund trocken legt, und dasselbe vollends ans Land ziehen zu lassen. Die Arbeiten verzögerten sich nun bis zum 28. September, an welchem Tage die Küste erreicht und die Verbindung vollständig bewirkt wurde. In Calais gab die Municipalität zur Feier dieses Ereignisses den Unternehmern ein Bankett auf dem Stadthause, wobei manche warme Trinksprüche auf die bleibende Dauer des guten Vernehmens beider Nationen ausgebracht wurden, und die Regierung der Republik stellte der submarinen Telegraphen-Gesellschaft das Dampfboot Ariel zur Verfügung, an dessen

Bord die Unternehmer und ihre Gäste am Morgen des 30. September nach Dover zurückfuhren. Verschiedene interessante Experimente ergaben das befriedigende Resultat, daß der Telegraph vollständig isolirt sei. Man kommandirte z. B. von Calais aus Feuer, und hörte einige Sekunden darauf den Knall einer Kanone von England herüber, welche durch den Draht selbst abgefeuert wurde. Die Mittheilungen geschahen durch den Brett'schen Drucktelegraphen und durch den Zweinadel-Apparat in gleich befriedigender Weise. Am 13. November wurde der Telegraph der Benutzung des Publikums übergeben, anfangs zu sehr hohen Preisen, die auch nach der bald darauf eingetretenen Ermäßigung noch hoch genug sind. Eine Depesche von 20 Worten kostet auf 100 englische Meilen und darüber 2 Schilling 6 Pence, hingegen für weitere Entfernungen im Lande 5 Schilling. Die Schnelligkeit der Beförderung läßt kaum etwas zu wünschen übrig, Depeschen von Dover nach Paris, von Paris nach Dover, sind schon nach $1^1/_2$ Minuten am Ort ihrer Bestimmung, so daß man in Paris und London von Ereignissen in der andern Stadt in demselben Augenblicke, in dem sie vor sich gehen, unterrichtet ist. Ein großer Uebelstand liegt noch darin, daß die französische Station nur französische, die englische nur englische Privatdepeschen annimmt. Deutsche Mittheilungen werden mithin zweimal übersetzt, und es sind dadurch schon arge Mißverständnisse vorgekommen, z. B. bei der Reformbill Lord John Russels, die den deutschen Zeitungen in einer Fassung angekündigt wurde, als habe der englische Staatsminister einige der Hauptforderungen der Chartisten-Partei in sein Programm aufgenommen. Die Gesammtkosten des Telegraphen sollen 20,000 Pf. St. betragen. Derselbe hat eine harte Prüfung bestanden, und ist siegreich daraus hervorgegangen. Während des Sturmwindes, der in der Nacht vom 3. auf den 4. Januar 1852 im Kanal wehte und manchen Schaden an Schiffen anrichtete, warf der russische Handelsschooner Robert, nach Kadiz unterwegs, den Anker aus, und dieser faßte in der Tiefe das Tau des Telegraphen. Der Anker zog dasselbe nach manchen Erschütterungen etwas in die Höhe, allein der Telegraph erlitt keine Beschädigung, man erfuhr in Dover und Calais den ganzen Vorfall erst aus dem Bericht des Kapitäns.

Nachdem das Problem gelöst ist, denkt man an allgemeinere Einführung des unterseeischen Telegraphen. Schon 1850 war im Plan, einen Draht über den Mersey zwischen Liverpool und Birkenhead zu legen, desgleichen einen vom dortigen Zollhaus den großen Docks entlang, damit bei schlechtem oder nebelichtem Wetter die Schiffseigenthümer es sogleich erfahren können, wenn ein Schiff in der Mündung des Flusses angekommen ist. Auch unter dem Hafen von Folkesstone hin wollte man einen Draht legen, in Verbindung mit dem elektrischen Telegraphen der südöstlichen Eisenbahn. Diese kleineren Projekte sind in der Zwischenzeit wahrscheinlich bereits zur Ausführung gelangt. Von größerer Wichtigkeit ist die projektirte Verbindung Englands und Irlands durch einen unterseeischen Telegraphen, der etwa die doppelte Länge des zwischen Dover und Calais liegenden haben würde. Gegenwärtig denkt man sogar auf eine telegraphische Verbindung zwischen England und Amerika, und es liegen mehrere Pläne vor, wie eine solche hergestellt werden könnte. Der englische Plan faßt einerseits Kanada, andererseits den westlichsten Punkt der irischen Küsten ins Auge und berechnet die Entfernung auf 2000 Seemeilen, die Kosten der Verbindung auf 100,000 Pf. St. Diesen Plan übergehen wir, um des ausführlicheren französischen zu erwähnen, der von Aristide Dumont ausgeht. Dieser nimmt drei Linien als besonders geeignet an, die eine zwischen der äußersten Spitze der Insel Neufundland, Cap Raye oder St. Jean, zur Südwestküste von Irland oder Kap Klear, die zweite von Neufundland durch die Azoren nach Kap St. Vincent in Spanien, die dritte von eben daher nach der französischen Insel Ouessant. Die Länge der ersten Linie wird zu 4840 Kilometern oder etwa 600 deutsche Meilen angegeben. Der Plan selbst ist folgender: In gewissen Entfernungen, die je 12,000 Fuß von einander

abstehen, werden Flösse aufgestellt, die an minder tiefen Stellen mit Ankern an den Grund des Meeres befestigt sind, bei großer Tiefe durch Ketten, an deren untern Ende sich starke Gewichte befinden, auf ihrem Platze festgehalten werden. Auf den Flössen stehen Baken von galvanisirtem Eisenblech oder einer ähnlichen Masse, wodurch die Stelle den in der Nähe vorbeisegelnden Schiffen bezeichnet wird. An jeder der Baken sind unten eiserne Schafte befestigt, die in Ringen ausgehen, durch welche der Draht der elektrischen Leitung läuft. Da diese Schafte dreißig Fuß nach unten hinabgehen, so befindet sich der Draht überall in einer solchen Tiefe, daß er der Schifffahrt nicht hinderlich werden kann. Die Leitdrähte sollen wie bei dem unterseeischen Telegraphen zwischen Dover und Calais aus Kupferdraht bestehen, mit Gutta-Percha umwunden werden und in einem metallischen Tau liegen. Das System soll nach der Versicherung seines Erfinders den Vortheil haben, daß sich die Punkte leicht entdecken lassen, wo die Linie unterbrochen ist, und daß die Ausbesserung zu bewirken sein wird, ohne daß die ganze Linie in Angriff genommen zu werden braucht. Die Größe der Last, welche ein Floß mit Bake zu tragen haben wird, berechnet Dumont auf $40\frac{1}{2}$ Tonnen für das Telegraphentau und die Gewichte an den Schaften, die Kosten der Baken auf 10—12 Millionen Franken, die gesammte Herstellung mit Einschluß des Telegraphentaues auf 50—60 Millionen Franken.

Unter der frühern französischen Regierung war die Rede von einer Verbindung Frankreichs mit Algier durch den unterseeischen Telegraphen, die leichter herzustellen sein und das Mittelglied zwischen dem Calais-Dover und dem transatlantischen Telegraphen bilden würde.

Robert Reinick wurde im Jahre 1805 zu Danzig geboren. Ein Schüler von Begas in Berlin, ging er nach Düsseldorf, dessen schönste Künstlerperiode er mit verlebte, und machte in Gemeinschaft mit andern Malern die gewöhnliche Künstlerreise nach Italien. Ein Liebling seiner Kunstgenossen, die Seele aller ihrer Feste, erhielt er durch den römischen Aufenthalt eben so viel Anregung, als er den Freunden gab, und kehrte gehoben und bereichert nach Deutschland zurück. Zu seinem fernern Aufenthalt wählte er Dresden, und er hat dort in glücklichem Familienleben, in weitem Kreise geachtet und geliebt, bis an das Ende seiner Tage gelebt. Am 7. Februar 1852 ist er aus diesem Leben geschieden. Reinick war Maler und Dichter, in beiden Richtungen tüchtig und liebenswürdig, seinen Platz ganz ausfüllend, wenn derselbe auch kein hervorragender war. Er ist neben den glänzenderen Gestirnen des Tages seinen bescheidenen Weg gegangen, wenn andere mit den großen Zügen der Zeit und des Menschenlebens sich beschäftigten, erschütternden und imponirenden Naturszenen ihre Aufmerksamkeit widmeten, so hat er dem Mikrokosmos sich zugewendet, die Kleinwirthschaft der Natur belauscht und glücklich wiedergegeben. In seinen Gedichten entzückten die lieblichen Naturbilder, die gemüthlichen Töne aus der heitern Welt der Künstler, der der Dichter mit ganzer Seele angehörte. Diese Gedichte blieben anfangs in dem Kreise der Kunstgenossen, für die sie gedichtet wurden, und hatten manches fröhliche Gelag der Maler erheitert, ehe sie ihren Weg in das größere Publikum fanden. Einmal bekannt geworden, warben sie ihrem Dichter zahlreiche Freunde wegen des reinen ehrlichen Gemüths, das in ihnen seinen Ausdruck findet, und weil sie den Charakter der unsere Künstlergenossenschaften auszeichnet, im treuesten Spiegel zeigen. Dieses Künstlerleben, das im Rhein und jenseits der Alpen am mannigfaltigsten sich entfaltet, aber überall sein halb burschikoses, halb ideales Wesen treibt, hat in Reinick seinen liebenswürdigsten Sänger, dem wir weder Kugler noch Kopisch an die Seite stellen möchten. Er lebte ja mit den Malern in Osterien und Schenken, er wanderte mit ihnen über Berg und Thal, er war mit ihren Freuden und Schmerzen vertraut, was Wunder also, daß seine Lieder überall gesungen und gepfiffen werden, wo die heitern Ritter der Palette sich zusammen finden, daß der einsame Wanderer sie in die Ferne trägt und bei der Heimkehr nicht vergißt.

Außer seinen gedruckten Gedichten, hat er noch eine Menge anderer gedichtet, für Feste und Gesellschaften in Düsseldorf, Rom, Dresden, jetzt werthe und wehmüthig anmuthende Nachklänge von Freuden, die längst vorüber gerauscht sind. Eine Vereinigung eigener und fremder Lieder ist das „Liederbuch für deutsche Künstler", das Reinick gemeinschaftlich mit Kugler herausgegeben hat, das ebenso verbreitet ist, wie die Kommersbücher für Studenten. Zugleich Maler und Dichter, war Reinick vorzugsweise berufen, das glückliche Zusammenwirken von Wort und Bild zu befördern, das in unsern illustrirten Büchern und Zeitungen sich ausgebildet hat. Seine „Lieder eines Malers mit Randzeichnungen" gehören zu den ersten mit künstlerischen Gaben des Zeichenstifts ausgestatteten Werken und haben den Geschmack an solchen Produktionen recht eigentlich verbreitet. Die ersten Maler Düsseldorfs steuerten sämmtlich bei, die Zeichnungen haben daher einen bedeutenden Kunstwerth und manche derselben stellen die anspruchslosere Gabe des Dichters in Schatten. In einer spätern Zeit verband sich Reinick mit dem Maler Richter zu einer Herausgabe der allemannischen Gedichte Hebels; Richter entwarf die Zeichnungen, Reinick übersetzte den Text ins hochdeutsche, Ton und Färbung auf das glücklichste treffend, in der metrischen Reproduktion des schwäbischen Hexameters hinter dem Original zurückbleibend. Auch die Verse zum Rethel'schen Todtentanz sind von ihm. Seine einfache Natürlichkeit, seine kindliche Dichtung war so auf die Schriftstellerei für die Jugend hingewiesen, daß es fast Staunen erregt, Reinick diesen Weg nicht früher als 1845 einschlagen zu sehen. Einem illustrirten A B Cbuch folgte sein „Jugendkalender", vier Jahrgänge von 1849—1852. Den fünften Jahrgang hat er nicht mehr herausgeben können, das dazu gesammelte Material hat sich beinahe vollständig in seinem Nachlasse vorgefunden. Als er diesen Jugendkalender begann, hegten seine Freunde die Befürchtung, daß seine Kleinmalerei keinlich werden, seine Gemüthlichkeit zur weichlichen Spielerei werden möchte. Dies ist nicht geschehen, Reinick ist nicht kindisch geworden, er hat nicht ein Bretano'sches Eiapopeialied angestimmt, er ist in seinem heitern Ernst, in seiner sinnigen Frömmigkeit geblieben. Wollte man Parallelen ziehen, z. B. mit Andersen, so würde sich herausstellen, wie seiner selbst sicher Reinick in einer Sphäre war, die nur diejenigen eine untergeordnete nennen werden, die sich nicht in ihr heimisch machen können. „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" ist der Spruch, den wir am liebsten an der Spitze seiner gesammelten Jugendschriften sehen würden.

Seinen Malerruhm hat Reinick durch sein Dichtertalent selbst so überstrahlt, daß fast vergessen worden ist, er habe einst unter unsern anmuthigsten Malern seinen wohlverdienten Platz eingenommen, Gutes leistend und noch mehr versprechend. Sein Talent neigte sich zur Landschaft wie zum Genrebild, ein Oelgemälde, dem letztern Fach angehörend, hat der Dresdener Kunstverein angekauft. Seine Mappe ist reich an Landschaftsbildern und Skizzen aus dem Volksleben, die er als Ausbeute seiner Reisen, namentlich der italienischen, heimgebracht hat, wahrscheinlich würde er diesen Schatz verwerthet haben, wie seine dichterischen Arbeiten weiter fortschritten. Sein Tod hat alle Freunde wahrer Dichtkunst auf das schmerzlichste berührt, am tiefsten trauern seine Kunstgenossen und die, welche ihn ihren Freund nennen durften. Die Kritik mag ihm den Platz anweisen, den er im Dichtersaal der Gegenwart beanspruchen durfte, wir fühlen, daß sein Tod eine Stelle leer läßt, die so leicht kein anderer ausfüllen wird. Wenn so viele Dichter im Wettrennen nach einem Preise, der keinem beschieden war, ihre Kräfte überschätzt und überarbeitet haben, wenn so manche in den Saiten rasselten, damit man sie vor den andern heraushöre, hat Reinick, unbekümmert um die wilde Jagd nach ephemerem Ruhm und Beifallsgeschrei, nur die Töne gesungen, die in seiner Brust lagen, und ist ein wahrer Mensch und ein wahrer Dichter geblieben.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (D. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von C. E. Klinkicht in Meißen.

Tao-Kuang, Kaiser von China. Das große Reich der Mitte ist in neuester Zeit in eine Phase seiner Geschichte getreten, durch welche es sich den Reichen des Aufgangs zugesellt hat, deren Schicksal es ist, freiwillig oder gezwungen den Kampf mit der Natur des Abendlandes aufnehmen zu müssen und fremdartige Stoffe in ihren Körper einzulassen, durch die im glücklichsten Falle, wenn seltene Persönlichkeiten und seltene Schicksalsfälle zusammenwirken, eine Neugeburt hervorgerufen werden kann, deren wahrscheinlichere Bestimmung aber die ist, einen Todeskampf hervorzurufen, dessen endlicher Ausgang dem Westen, dem europäischen oder dem amerikanischen, eine reiche Erbschaft überliefern wird. Von den großen Weltstraßen, auf denen die Geschichte ihren Umzug hält, ziemlich abgelegen, in künstlicher strengster Absperrung sich selbst genügend, hat China doch nur etwa ein Menschenalter länger als die vorderasiatischen Reiche vermeiden können, in den Umschwung des gigantischen Zeitrades hineingerissen zu werden. Die Türkei, Persien und die Nebenländer sind etwa zu Anfang des Jahrhunderts in die Zeitbewegung eingetreten, China ist von ihren Schwingungen unter der Regierung des letztverstorbenen Kaisers Tao-Kuang erreicht worden. Bewegungen im Innern, ein rauhes Rütteln von außen erschüttern seitdem die stabilste Staats- und Gesellschaftsordnung, welche die Welt kannte, der Koloß schwankt aus dem Gleichgewicht gebracht, und wir sehen dem seltsamen Schauspiel verwundert zu, mit der Frage auf den Lippen, ob das Reich auf einem neuen Schwerpunkt sich setzen, oder krachend aus den Fugen gehen wird. Wir stoßen hier wieder auf die orientalische Frage, der die entscheidende Kriegsfrage des Jahrhunderts auf den Fersen folgt, und sie erscheint uns in einer neuen Gestalt, mit einer neuen Verwicklung. Die um das Mittelmeer gruppirten Barbarenstaaten und deren Hinterländer beschäftigen die Politik von Oesterreich, Frankreich, England und Rußland, und die Interessen, die durch sie in Anregung kommen, konzentriren sich auf die Fragen, wer das Mittelmeer, die Karavanenstraßen Mittelasiens, den großen Handelsweg nach Indien beherrschen wird. Bei der Zukunft China's sind von den vier europäischen Großmächten nur die beiden mächtigsten, England und Rußland, betheiligt, aber zu ihnen tritt eine dritte Macht, die nordamerikanische Union. Die Interessen, um die es sich hier handelt, sind so großartig, daß sie eines Tages die Aufmerksamkeit von den vorderasiatischen Reichen, dem bisherigen Erisapfel, ganz ablenken könnten. Wer über das unermeßliche Becken des stillen Meers die Botmäßigkeit ausüben wird, das hängt wesentlich von der Vorfrage ab, wem es gelingen wird die Hülfsquellen China's sich auf die eine oder die andere Weise zugänglich zu machen. Das Interesse, das uns um dieser Frage willen das chinesische Reich einflößt, kann nur ungenügend befriedigt werden, so lange wir nur die äußere Geschichte China's, und diese meist aus europäischen Berichten kennen. Neue und lehrreiche Gesichtspunkte entstehen uns durch die Zugänglichmachung der chinesischen Geschichtsquellen, um die sich vor allen andern Gützlaff († 9. August 1851 zu Viktoria auf Hong Kong) ein großes Verdienst erworben hat.*) Mit der innern Geschichte China's unter der letzten Regierung werden wir uns hier beschäftigen.

Seit 1646 herrscht eine fremde Dynastie, aus den Mandschu's hervorgegangen, die sich selbst die sehr reine Dynastie nennt, über China. Die Kaiser sind unumschränkte Herrscher, denen mit tausend kleinen Faden Hände und Füße so gebunden sind, um keine freie Bewegung zu gestatten. Der Große Kaiser,

*) Geschichte des chinesischen Reichs. Stuttgart bei Cotta, seit 1847. — Das Leben des Tao-Kuang, verstorbenen Kaisers von China, nebst Denkwürdigkeiten des Hofes von Peking. Die deutsche Uebersetzung ist in Leipzig, in der Dyk'schen Buchhandlung erschienen.

Fürst aller Fürsten, der Statthalter des Himmels auf Erden, der Stellvertreter aller lebenden Wesen diktirt dreihundert und fünfundsechszig Menschen seinen Willen, sein Wort ist Gesetz, seine Handlungen sind Muster für das Verhalten, das Leben und Vermögen aller seiner Unterthanen steht ihm zu Gebote, aber er selbst ist ein Sklave der Gebräuche und muß den kleinlichsten Forderungen der Hofsitte nachkommen. Unzählige Förmlichkeiten machen ihn zu einem Automaten, er kann ein Tyrann sein, Elend über das ganze Land bringen, aber die Fesseln der Etikette darf er nicht brechen. Wollte er die Opfer für seine Ahnen nicht aufmerksam beobachten, im Frühjahr nicht den Pflug in die Hand nehmen, in unglücklichen Zeiten nicht als Reuiger in Sacktuch gekleidet umhergehen, so würde er verachtet werden und den Thron nicht lange behaupten. Dann und wann muß er, wenigstens zum Schein, das bessere Urtheil seiner Staatsmänner beachten, Jedermann muß zu ihm gelangen und ihm seine Wünsche vortragen können. Ein Despot, muß er doch volksthümlich sein, vor allen Dingen die verschiedenen Nationalitäten seines Reichs jede nach der ihr zusagenden Weise behandeln. Außerdem hat der Sohn des Himmels sehr oft in den Mandarinen seiner Umgebung Führer, und nie kann er umhin, seine wichtigen Entschlüsse und Bewegungen von dem Rath der Sterndeuter abhängig zu machen.

Tao-Kuang, als kaiserlicher Prinz Mienning genannt, wurde zu Ende des Jahres 1781 geboren, noch unter der Regierung seines Großvaters Kienlung. Sein Vater Kiaking war der dritte von vier am Leben gebliebenen Söhnen, und das funfzehnte Kind des Kaisers, das diesem eine Kebsfrau geboren hatte. Die rechtmäßigen Kinder waren lange zuvor gestorben, und Kienlung hatte diesen Sohn als den fähigsten von allen zu seinem Nachfolger erkoren. Tao-Kuang und die andern kaiserlichen Prinzen hatten zwei Klassen von Lehrern, Doktoren aus China, Reiter und Bogenschützen aus der Mongolei. Die chinesische Staatsklugheit will, daß die Glieder der kaiserlichen Familie den Chinesen durch Gelehrsamkeit, den Mongolen und Mandschu's durch körperliche Gewandtheit Achtung abnöthigen. Zu Yuen-ming-yuen war ein großes Zimmer zum Unterricht der jungen Leute besonders bestimmt, mit dem Volk ließ man sie keine Verbindungen anknüpfen, ihr Verkehr mit dem Hofe war ein seltener. Sobald Tao-Kuang über zwanzig Jahre alt war, hatte er den Ceremonien bei Hof beizuwohnen, als Stellvertreter seiner erlauchten Verwandten bei feierlichen Gelegenheiten die religiösen Gebräuche abzuhalten, dann und wann einen Ausflug nach den kaiserlichen Gräbern zu machen und von Zeit zu Zeit einer Sitzung des Staatsraths beizuwohnen. Kienlungs Regierung war von Unfällen begleitet. Mit dem kühnen Plan beschäftigt, dem ostindischen Reich der Engländer in Indien ein Ende zu machen, erlitt der Kaiser in Birma zwei empfindliche Niederlagen, wurde von den Miaotse (Bergvölkern) seines Reichs geschlagen, und mußte sich von dem tributpflichtigen König von Annam trotzen lassen. Kienlung legte die Regierung in einer Zeit nieder, als ein allgemeiner Aufstand die nordwestlichen Provinzen von China ergriffen hatte und den Staat bis auf den Grund unterwühlte. Sein Sohn und Nachfolger Kiaking, der 1799 den Thron bestieg, war das gerade Gegentheil des ernsten und strengen Kienlung. Fröhliche Gesellschafter, Possenreißer und Schauspieler wurden an den Hof berufen, Schwelgereien verdrängten die Staatsgeschäfte, der kaiserliche Schatz von achtzig Millionen Taels (120 Millionen Thaler) war in Luxus und Verschwendung bald ausgegeben. Je wüster der Kaiser lebte, um so grausamer wurde er, und da bald Niemand mehr in Sicherheit leben konnte, so entstanden Verschwörungen auf Verschwörungen, in die viele Hofleute und selbst Prinzen verwickelt waren. Seeräuber brandschatzten die Küsten, acht Jahre wüthete im Innern der Krieg gegen die Sekte der Wasserlilie, die sich gegen die Mandschu-Dynastie verschworen hatte, grausame Christenverfolgungen füllten die ruhigeren Zwischenräume aus. Tao-Kuang hielt sich sowohl von den Orgien seines Vaters, als von den Verschwörungen der Großen entfernt, und beschäftigte

sich mit der Ausbildung seiner kriegerischen Fähigkeiten. Sein Vater achtete nicht auf ihn, auf die Thronfolge hatte er keine Aussicht, bis ihn ein furchtbares Ereigniß des Jahres 1815 in den Vordergrund treten ließ. Eine neue Verschwörung hatte sich angesponnen, Minister und Prinzen nahmen Theil, und eines Tages stürmten die Verschwörer den kaiserlichen Palast, der fast ohne Besatzung war. Sie hatten die letzte Mauer erstiegen und drangen gegen das kaiserliche Gemach vor, als Tao-Kuang sich ihnen entgegenwarf, zwei mit eigener Hand niederschoß und Leute sammelte, welche das weitere Vordringen der Verschworenen hemmten. Von dieser Zeit an befand sich Tao-Kuang stets um die Person seines Vaters, der ihn insgeheim auf einem Stück Papier, das er sorgfältig versteckt hielt, als seinen Nachfolger bezeichnet hatte. In seinen Gewohnheiten, den Staatsgeschäften Gleichgültigkeit zu beweisen, änderte dies nichts, und wahrscheinlich rettete ihn diese Theilnahmlosigkeit vor den Verfolgungen, die in den letzten fünf Regierungsjahren seines Vaters den größten Umfang gewannen und mehrere Prinzen des kaiserlichen Hauses erreichten. Am 2. September 1820 starb Kiaking auf einem seiner Lustschlösser an einer Krankheit, die nicht näher angegeben wird, nachdem er in seinem Testament Tao-Kuang als seinen Nachfolger bezeichnet hatte. Es ist dies der Name, den der neue Kaiser bei seiner Thronbesteigung annahm, und er bedeutet „Glanz der Vernunft“. Er war 39 Jahre alt und hatte das Ansehen eines Greises. Schmächtig von Gestalt und klein, mit einem hagern häßlichen Gesicht und finstern Blicke, hatte er sich durch den unmäßigen Gebrauch von Stärkungsmitteln sehr geschwächt. Seine Züge, die nie sehr anziehend gewesen waren, schrumpften dadurch zusammen und zeigten tiefe Runzeln, er verlor die meisten Zähne, was die Häßlichkeit seines Mundes vermehrte, und sein ganzes Ansehen wurde das eines finstern Sittenrichters. Viele hielten diesen Ernst für eine Maske und sagten eine Regierung voraus, die noch schlimmer sein würde, als die seines Vorgängers.

In feierlicher Sitzung der Minister und Großen des Reichs zeigte Tao-Kuang „dem Himmel, der Erde und seinen kaiserlichen Ahnen“ seine Thronbesteigung an und verkündete wichtige Reformen. Diese bei allen Thronbesteigungen in China üblichen Versprechungen wurden bei ihm zur That. Er reinigte den Hof von den Weibern und Schmarotzern, ernannte Männer von sehr tüchtigen Eigenschaften zu seinen Rathgebern, öffnete die Gefängnisse durch eine allgemeine Amnestie und stellte die Verfolgungen gegen die religiösen Sekten ein, nicht aber gegen die politischen Verbrüderungen, die in China seit den ältesten Zeiten bestanden haben. Indem er alle unnöthigen Ausgaben beschränkte, verrieth er zugleich seinen Geiz, der ihn während der ganzen Zeit seiner Regierung getrieben hat, so viel Silber als möglich aufzuhäufen und dadurch den Geldumlauf in einer Weise zu vermindern, daß daraus großes Elend entstanden ist. Die ersten fünf Jahre seiner Regierung verliefen so friedlich und ruhig, das die chinesischen Geschichtsschreiber keine Veranlassung gefunden haben, dieser Zeit zu erwähnen. Der Kaiser lebte gewöhnlich in der Nähe von Peking in seinem Palaste von Yuen-ming-yuen, zu den Festen, welche er dort gab, wurden blos Mandschu geladen, um nach alter Sitte ihres Stamms große Mengen Fleisch zu essen und dazu das bekannte, aus Stutenmilch bereitete Getränk zu trinken. Die europäischen Sammlungen, welche von frühern Kaisern aufgehäuft waren, wurden entfernt, eben so die letzten Europäer, die noch beim astronomischen Kollegium der Hauptstadt angestellt waren, aller Verkehr mit dem Auslande möglichst beschränkt. Furcht vor der europäischen Macht kann das Motiv nicht gewesen sein, da der Kaiser dieselben den Handel hemmenden Maßregeln, die er an den Küsten ergriff, auch gegen die Steppenländer im Westen seines Reichs eintreten ließ. Die dadurch hervorgerufene Unzufriedenheit schürte ein Usbeken-Häuptling Tehangir bis zu einem Kriege, der innerhalb der chinesischen Grenzen einen Aufstand der Mohamedaner zur Folge hatte.

Die Häuptlinge von Kokand und Bokhara unterstützten das Heer von

Turkomanen und Abenteurern aller Nationen der Steppe, mit dem Tehangir, sich als Befreier der Gläubigen ankündigend, durch das Thal von Syr einbrach. Den ersten Angriff schlugen die Chinesen ab, ein zweiter Einfall, von Bodakschai aus unternommen, hatte bessern Erfolg und lieferte Tehangir außer drei andern Städten auch Kaschgar in die Hände (1826). Die großen Streitkräfte, die Tao-Kuang ausschickte, gewannen wohl eine Schlacht am Fluß Turim, in der auf beiden Seiten 60,000 Mann gefochten haben sollen, fanden aber in der Beschaffenheit des Landes solche Hindernisse, daß keine Entscheidung erfolgte. Die freiwilligen Geschenke der Unterthanen, mittelst deren der Krieg geführt wurde, erreichten nach und nach eine enorme Höhe, da allein der Unterhalt des Heeres, der mit 10,000 Kamelen durch die Wüste geschafft wurde, täglich 220,000 Thaler erforderte. Nach einem mehr als jährigen Kampfe erlangten die Chinesen ihren Feind durch Verrath, den Sektenhaß und Bestechung vermittelten. Tehangir wurde gefangen nach Peking gebracht und in Gegenwart des Kaisers in Stücke gehauen, aber ein großer Theil von Turkestan war zur Wüste geworden, China hatte viele Millionen Unzen Silber verloren, und gewonnen hatte allein der Khan von Kokand, den China als Schiedsrichter aller Streitigkeiten unter den Usbeken und als Beschützer der Karawanen anerkannte. Dieser Krieg, mit dem ein Aufstand auf Formosa gleichzeitig war, hatte als übelste Folge die, daß Tao-Kuang, um seine leere Schatzkammer zu füllen, zu dem System griff, die Aemter an solche zu geben, welche die größten freiwilligen Gaben darbrächten. Dieses System des Aemterverkaufs ist geblieben, die Staatsstellen sind von den gelehrten Mandarinen an Spekulanten gekommen, die sich für ihre Auslagen mit Zinsen bezahlt zu machen suchen, Erpressungen und Bestechlichkeit sind ganz allgemein geworden. Außerdem hat der Krieg eine große Anzahl von Usbeken als Offiziere in das chinesische Heer geführt, und selbst Verbrechern, aus denen man das Heer rekrutirte und die sich auszeichneten, den Zutritt zu höhern Staatsämtern geöffnet. Ein zweiter, im Jahr 1830 zum Ausbruch gekommener Usbeken-Krieg wurde rasch beendet, da Tao-Kuang gleich anfangs das Mittel der Bestechung anwendete.

Die Chinesen sagen, es sein kein Jahr der Regierung Tao-Kuang's ohne ein Volksunglück oder irgend ein unheilvolles Ereigniß vergangen. Ein Erdbeben in Honan, das seine Verwüstungen bis zur Hauptstadt erstreckte, Ueberschwemmungen der großen Flüsse und Kanäle, Mißernten mit Hungersnoth in ihrem Gefolge, nahmen den Einwohnern den Glauben an das Glück ihres Regenten. 1832 regten sich die Miaotse wieder in den hohen, zum Theil unzugänglichen Gebirgen, die sich zwischen den Provinzen Honan, Kwang-si und Kwang-tung erheben. Einer ihrer Häuptlinge nahm den Titel des goldenen Drachen an, d. h. erklärte sich zum Kaiser von China, kam von den Gebirgen herab und legte die ganzen untern Ländereien wüst. Das erste Heer, das Tao-Kuang gegen die Rebellen schickte, wurde geschlagen, das zweite in einem Engpaß fast vernichtet, das dritte überfallen und in wilde Flucht getrieben. Der Sohn des Himmels mußte wieder zu seinem Mittel der Bestechung greifen; 900,000 Unzen Silber und die Garantie aller ihrer Freiheiten machten die Miaotse so geschmeidig, daß sie Frieden schloßen und selbst ihren Anführer auslieferten, dessen Hinrichtung in Peking die Chinesen glauben machte, daß der Kaiser den Sieg davon getragen habe. Die Miaotse scheinen in Verbindung mit der Taosekte gestanden zu haben, die in derselben Zeit die Waffen erhob und gleichfalls durch Geld beschwichtigt werden mußte. Auch die Tien-tih-Huei oder Dreiheitsgesellschaft zeigte sich in der allgemeinen Verwirrung, und diese Empörer waren die einzigen, die mit Waffengewalt bezwungen wurden. Die Tendenz ihres Aufstandes war aber auch die gefährlichste, zugleich gegen die Mandschu-Dynastie und gegen die Eigenthumsverhältnisse gerichtet. Das Strafurtheil gegen sie fiel hart aus, vielfach wurde der Kaiser gebeten, wenigstens die unschuldigen Verwandten zu schonen, sie nicht den alten

Gesetzen gemäß nach neuen Ansiedelungen zu verbannen und den Soldaten zu Sklaven zu geben. Tao-Kuang weigerte sich dessen, indem er antwortete: „Rebellen sind ein heftiges Gift, welches eine ganze Gegend ansteckt, und insofern sie Offiziere, Soldaten und deren Familie mit verwickeln, ist ihr Verbrechen von der schwärzesten Farbe, ihre Gottlosigkeit von der schlimmsten Art. Wenn ihre Verwandten nicht gänzlich ausgerottet werden, ist der Menschlichkeit genug geschehen." Die strengsten Edikte ergingen gegen die Mißbräuche im Heer und in der Flotte, aber ohne allen Erfolg. China behielt ein Heer, das trotz seiner ungeheuren Anzahl von 1,700,000 Soldaten kaum für den Polizeidienst im Frieden ausreichte, schlecht gekleidet, genährt und bewaffnet war, im Frieden durch massenhafte Beurlaubungen der Soldaten durch Oberoffiziere, welche den Sold der Entlassenen für sich unterschlugen, auf weniger als die Hälfte seiner Zahl herabgebracht wurde, und in jedem Kriege kläglich zusammenschmolz, da stets viele Soldaten den Abschied nahmen, „um ihre alte Mutter zu pflegen", was ihnen dem chinesischen Gebrauch gemäß, nachdem sie für ihre Feigheit eine Anzahl von Stockschlägen empfangen hatten, bewilligt werden mußte. Die Flotte blieb in dem alten Zustande, der ihr nicht möglich machte, bei einem Sturm das offene Meer zu halten, und nicht blos den europäischen Schmuggelfahrzeugen an der Küste, sondern auch den chinesischen Seeräuberschiffen das Uebergewicht über sie gab.

1834 machten die Engländer den ersten Angriff auf die Forts vor Kanton. Der unerhebliche Widerstand, den diese gegen zwei kleine englische Fregatten leisteten, erbitterte Tao-Kuang im höchsten Grade. „Es scheint," ließ er sich vernehmen, „daß alle diese Forts vergebens errichtet worden sind, sie können nicht zwei Barbarenschiffe zurückschlagen. Es ist lächerlich, verabscheuenswerth! Wenn die Kriegsanstalten auf einen Zustand, wie dieser, zurückgebracht sind, braucht man sich da wohl zu wundern, daß die Barbaren von außerhalb sie für nichts achten?" Die nächsten vier Jahre vergingen ruhig, die Zügel der Regierung führte in dieser Zeit die zweite Gemahlin des Kaisers, durch deren Einfluß die fähigsten Staatsmänner emporkamen. Als sie, vom Kaiser vernachlässigt, aus Gram starb, riß Unordnung in alle Zweige des Staatsdienstes ein. Der Aemterverkauf wurde nun auf die höchste Spitze getrieben, auf diese Weise sollte der Ausfall in den Finanzen gedeckt werden, der in manchem Jahr bis auf funfzig Millionen Thaler stieg. Selbst am Hofe riß Verschwendung ein, die Ausgaben für Puder und Schminke im Tung-tsao-Harem betrugen jährlich 100,000 Taels (zu $1\frac{2}{3}$ Thaler), die Besoldungen der Verschnittenen 120,000 T., die Gärten zu Yuen-nimg-yuen kosteten mehr als 400,000 T., der Hofhaushalt zu Dschehol 480,000, die beaufsichtigenden Beamten bezogen an Gehalt 160,000 T., und die Frauen in diesen Gärten erhielten 250,000 T. an Geschenken. An diesen Mißbräuchen änderte der Kaiser nichts, um so strenger verfuhr er gegen den Opiumhandel, der außer seinen demoralisirenden Folgen den Nachtheil hatte, daß das Reich die theure und in steigenden Massen eingeführte Waare mit baarem Gelde bezahlen mußte, wodurch der Geldumlauf vermindert wurde. Bis in den kaiserlichen Harem machten sich die verderblichen Wirkungen des Opiums bemerkbar (Tao-Kuang soll eine Zeitlang selbst geraucht haben), unter den Mandarinen, Kaufleuten, Soldaten und Matrosen in den Küstenprovinzen war die Sitte ganz allgemein geworden. Die Behörden des ganzen Landes wurden aufgefordert, ihre Gutachten abzugeben, die große Mehrzahl stimmte für die stärksten Strafen gegen Händler und Raucher. Ein Gesetz drohte allen, die das Laster befördern würden, den Tod, den Händlern durch Enthauptung, den Rauchern durch Erdrosselung, mit der Milderung jedoch, daß die letztern zuvor, um sich den Gebrauch abzugewöhnen, sechs Monate ins Gefängniß gesetzt und nur beim Rückfall hingerichtet wurden. In der Ausführung erhielt das Gesetz die gehässigste Form, denn nicht nur, daß gegen wirklich Schuldige mit zu großer Strenge verfahren wurde, füllte gewissenlose Angeberei die Gefängnisse mit Schuldlosen, Kaufleute wurden unter dem Vorwande,

Opium bei ihnen zu suchen, beraubt, fremde Schiffe ausgeplündert oder gebrandschatzt. Der erlaubte Handel stockte gänzlich, der verbotene Verkehr nahm durch Schmuggeln noch zu. In ihrer Machtlosigkeit versuchte die Regierung ein neues Mittel, indem je zehn Familien solidarisch dafür verantwortlich gemacht wurden, daß keines ihrer Glieder Opium rauche, und erntete denselben schlechten Erfolg. Den ferneren Gang des Opiumstreites haben wir in dem Artikel: China (B. 2, S. 368 fgg.) erzählt, auf den wir verweisen. Es fehlte in China nicht ganz an Männern, die eine dunkele Ahnung von dem Uebergewicht der Abendländer hatten. Man suchte sich über die eigentliche Beschaffenheit dieses Uebergewichts aufzuklären, der Mandarin Lin stellte zu diesem Zwecke eine Anzahl von Uebersetzern an, um ihm aus europäischen Quellen Nachrichten zu verschaffen, die dann zu einem Buche zusammengetragen wurden. Gützlaff, der von diesem Buche Kenntniß erlangt hat, erklärt dasselbe für das außerordentlichste Gemisch von Lügen, Erdichtung und Geschichte, das ihm je vorgekommen sei. Nach den auf solche Weise erlangten Aufklärungen wurden Pläne entworfen, z. B. durch die Wüsten von Sibirien und durch Rußland nach London zu marschiren, eine dreimal stärkere Flotte als die englische zu bauen, sie in der Nähe von Singapur und Andschihr aufzustellen, alle Schiffe auf ihrem Wege nach China abzuschneiden und so die englische Flotte Stück für Stück zu vernichten. Englische Kriegsschiffe, die aber erst erobert werden mußten, sollten als Modelle für den Schiffsbau benutzt werden. Da man keine bekam, überließ man dem chinesischen Genie, ohne Modelle fertig zu werden, und ertheilte den Befehl zum Bau, aber der damit beauftragte Beamte entleibte sich. Einige Dampfschiffe wurden wirklich erbaut, nur fehlte die Dampfmaschine darin, und man mußte die Schaufelräder durch Menschenhände in Bewegung setzen. Den besten Plan hatte Hou-tschoun, der berühmteste General der Chinesen, nämlich ein Dampfschiff zu bauen, welches sechstausend Mann, zur Hälfte Taucher und zur Hälfte Kanoniere, aufnehmen und in wenigen Minuten eine Seemeile weit segeln könne. Mit diesem außerordentlichen Fahrzeuge war er bereit, der ganzen englischen Flotte entgegen zu gehen; in dem Augenblicke, wo man sie in Sicht bekäme, sollten die Taucher über Bord springen und in den Boden der Kriegsschiffe große Löcher bohren, während die Kanoniere ein unaufhörliches Feuer unterhalten würden. Nach diesen ernstlich gemeinten Plänen kann man die Stimmung des Volks beurtheilen, von allen Seiten des ungeheuren Reichs erhob sich das allgemeine Geschrei: „Vernichtung den Barbaren! Tod dem ganzen Volke!“ Die Kaiserin-Wittwe erklärte ihrem Sohne, wenn er nicht Krieg führe, bis die gottlose Barbarenbrut vernichtet sei, so würden seine Ahnen im Himmel ihn niemals anerkennen; die Engländer könnten mit den Chinesen zugleich unter dem Himmelszelt nicht existiren, eine Partei müsse fallen. Tao-Kuang zweifelte nicht, daß er die Unverschämtheit der Barbaren bändigen könne, seine Befehle an die Generale lauteten sehr gemessen, die Engländer in das Meer zu jagen und nicht einen einzigen entkommen zu lassen. In wie weit er selbst durch die Berichte seiner Generale, die von nichts als Siegen meldeten, und durch die Gefangenen — versprengte Engländer und friedliche Ausländer aller Nationen — die in Käfichen nach Peking geschickt wurden, sich täuschen ließ, möge dahin gestellt bleiben. Bald konnten die Unglücksfälle aber nicht mehr verhehlt werden, ein General nach dem andern wurde abgesetzt, an den Amurfluß in Sibirien verbannt, hingerichtet. Yukihn vergiftete sich nach einem „glänzenden Siege“ mit Blattgold, Yangfang starb vor Gram, die eifrigsten Vorkämpfer der Kriegspartei erwiesen sich im Kriege als Feiglinge und erlitten entehrende Strafen. Die drei Freunde des Friedens unter den Mandarinen, Keschen, Elipuh und Yi-king waren 1841 in Ungnade gefallen, weil sie die englische Macht besser kannten. Elipuh und Yi-king waren verbannt worden, Keschen hatte man in Ketten nach der Hauptstadt geführt, sein unermeßliches Vermögen — er besaß allein für zwanzig Millionen Thaler an Silber — konfiszirt,

seine Frau und seine Konkubinen öffentlich an den Meistbietenden versteigert. Im nächsten Jahre zog man die Friedenspartei hervor, damit sie, deren Ansichten bekannt waren, die Engländer durch Unterhandlungen hinhalte. Als Sir Henry Pottinger sich nicht täuschen ließ, die englische Flotte den Yang-tse-kiang hinauf segelte, wurde der Hof von Peking von einem panischen Schrecken befallen. Tao-Kuang rüstete sich zur Flucht in die innern Provinzen und ließ seinen Schatz einpacken, wobei neun Millionen Unzen Silber gestohlen wurden. Die Gefahr, die der Hauptstadt weniger durch die Engländer als durch die ärmern Klassen drohte, war in der That nicht gering. Es giebt in den Städten und auf dem flachen Lande einen äußerst zahlreichen chinesischen Pöbel, der bereit ist, jede Gelegenheit zu ergreifen, um Raub an den gewerbfleißigen Bürgern zu begehen und die Vorräthe der Regierung zu plündern. Dies geschah immer, so oft die Engländer in dem chinesischen Kriege eine Stadt nahmen; der Pöbel plünderte alle Häuser vollkommen aus und nahm sogar die Rahmen von Thüren und Fenstern mit. In Peking ist die Zahl der Armen besonders groß; nach einer der frühern Mißernten hatten 400,000 Menschen mehrere Wochen lang aus den kaiserlichen Magazinen ernährt werden müssen. Die Befürchtung vor Aufständen und Plünderungsszenen beschleunigte den Abschluß des Friedens von Nanking, in dem China allen Bedingungen der rothhaarigen Barbaren sich unterwarf (29. August 1842). Sechszig Millionen Unzen hatte der Versuch gekostet, die Meinung zu erhalten, daß der Kaiser der mächtigste Monarch der Welt sei. Diese Summe sollte durch Abgaben ersetzt werden, aber auch die dem Privatschatz gestohlenen 9 Millionen Unzen waren wieder herbeizuschaffen. Für diese letztere Summe machte Tao-Kuang alle Beamten verantwortlich, die seit dreißig Jahren die Verwaltung des Schatzes gehabt hatten, für die inzwischen gestorbenen mußten die Nachkommen zahlen.

Nach dem Kriege gingen unruhige Bewegungen durch China, genährt durch das Bestreben der Regierung, die finanziellen Verluste so schnell als möglich zu ersetzen. Die zur Miliz berufenen Volkshaufen hatten ihre Macht kennen gelernt und gingen nicht sogleich aus einander, die Steuerausschreiben blieben unvollzogen, mißbeliebte Mandarinen wurden verjagt oder ermordet, die Gemeindeältesten stellten das unerhörte Verlangen, bei allen Maßregeln befragt zu werden, welche das Wohl des Volks beträfen. Durch die allgemeine Gährung begünstigt, sammelten sich Räuberbanden und boten den Streitkräften der Regierung Trotz, die geheimen Verbindungen mischten sich ein, und Tao-Kuang ließ sich durch dieses alles so einschüchtern, daß er viele Mandarinen absetzte, der ganzen Klasse die entstandenen Mißbräuche Schuld gab, die Volksführer als Kinder des Kaisers belobte, die rückständigen Abgaben im Betrage von 98 Millionen Thalern erließ. Eine heftige Krankheit, in die er 1845 fiel, enthüllte ihm neue Gefahren. Die ehemalige chinesische Herrscherfamilie Ming hat noch immer viele Anhänger, die an ihrer Wiederherstellung arbeiten und in einer geheimen Verbindung vereinigt sind, die sich durch den Einfluß und Reichthum vieler Mitglieder weit verzweigt. Die Komplotte dieser Geheimgesellschaft wurden in nächster Nähe des Kaisers geschmiedet, und nicht seine Getreuen hielten ihr die Wage, sondern die Anhänger eines Kronprätendenten aus der kaiserlichen Familie, Huei-wang, dessen Einfluß während der Krankheit Tao-Kuangs dermaßen stieg, daß dieser nach seiner Genesung einen Vertrag einging. Huei-wang adoptirte einen Sohn des Kaisers, den er zu seinem Erben zu machen versprach, wenn er den Thron besteige. Die mißtrauische Verschlossenheit Tao-Kuangs nahm nach seiner Krankheit zu, er zog sich fast ganz von den politischen Geschäften zurück, und wenn nicht Ueberschwemmungen, Deficits im Schatze, ein gelegentlicher Volksaufstand die Minister aufrüttelten, waren auch sie unthätig. In den Kalamitäten, die diese Regierung bis ans Ende nicht verließen, verschwanden die dreißig Millionen Unzen Silber, die als Reservefonds im Nationalschatz aufbewahrt wurden, bis auf acht Millionen, und das zweite Depositum zu

Mukden, das für Zeiten der höchsten Noth aufbewahrt wird, verminderte sich auf die Hälfte. 1847 war die Bevölkerung wieder mit vierzig Millionen Unzen Abgaben im Rückstande, und es wurde daher beschlossen, daß nur das Militär bezahlt werden solle, die Civilstaatsdiener warten müßten, bis die Finanzen sich in einem blühenderen Zustande befinden würden. Die Nothwendigkeit, eine neue Ordnung der Finanzen und der Steuern vorzunehmen, wurde wohl erkannt, aber der Muth zur Ausführung fehlte, alle beabsichtigten Reformen sind unterblieben, weil gegen jede einzelne Einwände erhoben werden konnten. Die Bergwerke in Bau zu nehmen, wurde verworfen, weil sie Pöbel anziehen würden, von dem die Regierung Aufstände zu befürchten habe, indirekte Besteuerung gefiel nicht, weil sie etwas Neues sei. Die Salzsteuer wurde aufrecht erhalten, obgleich sie in China zu der am wenigsten einträglichen Steuer geworden ist. Das Salz ist Monopol, der Verkauf erfolgt durch Bevorrechtete, die in neuester Zeit aber fast alle Bankerott gemacht haben unter dem Vorwande, daß das massenhafte Einschmuggeln des Salzes ihnen den Verdienst nehme. Das Militärwesen ist trotz manchen Reformprojekten ebenfalls beim Alten geblieben. Der Soldat behält seinen Bogen, der für eine heilige Waffe gilt, da die Mandschu mit seiner Hülfe das Land erobert haben. Die wenigen Flinten des Heeres sind Luntenflinten, bessere europäische Waffen finden sich in der Bevölkerung, die ihre Berufung zum Milizdienst benutzt hat, sich in schlagfertigen Zustand zu setzen. Am Yang-tse-kiang wurden große Befestigungen angelegt, um das Einlaufen einer Flotte für die Zukunft zu verhindern, aber diese unüberwindlichen Werke bestehen in einfachen Mauern mit Schießscharten, die ein einziges europäisches Schiff in kurzer Zeit in Trümmer legen würde. Die nach europäischem Modell erbauten Schiffe wagten nicht, den Schutz der Batterien vor Kanton zu verlassen, und wurden hier mehrmals von Seeräubern beunruhigt. Die Seeräuberei wurde wieder in großem Maßstabe betrieben, ganze Flotten, mit Seeleuten bemannt, die der englische Krieg brodlos gemacht hatte, vernichteten die Schifffahrt und beunruhigten die Küsten. Tao-Kuang unterhandelte mit ihrem Anführer Sapongtsai, als die Engländer in ihrem eigenen Interesse einschritten und ihre Flotte in den Gewässern von Tunkin zerstörten. Sapongtsai entkam indessen an die Küste, wurde von dem dortigen Statthalter gut aufgenommen, zu hohem Range erhoben und zur Unterdrückung eines Aufruhrs verwendet, der auf der Insel Lihntschu ausgebrochen war. Außer diesem Aufstande haben noch mehrere andere stattgefunden, bald in dieser, bald in jener Provinz. Der Erwähnung werth haben die Chinesen nur die Rebellion von 1849 gefunden, in der ein Abenteurer, der sich zum König ausrief, längere Zeit den Beherrscher der Provinz Kwang-tung machte.

Die auswärtigen Verhältnisse beschäftigten die letzten Regierungsjahre des Kaisers nicht blos an der Küste in neuen Verwicklungen mit Engländern und Portugiesen, sondern auch länger und ernster an der Landgrenze. In dem Zeitraume von fünf Jahren drang die Nachricht von den Niederlagen der Chinesen durch die Engländer in die nördliche Steppe und that ihre Wirkungen. Usbeken, Kalmücken und Kinghis geriethen in Aufregung, die Abkömmlinge der vertriebenen mohamedanischen Häuptlinge wollten ihr Land wieder erobern, fanatische Bokkharen und der Khan von Kokand boten ihre Unterstützung an. Kaschgar war bereits gefallen, Yarkand stark bedroht, als der chinesische Bevollmächtigte eintraf, den Tao-Kuang bevollmächtigt hatte, den Frieden zu erkaufen. Die Steppenvölker schwankten lange, ob sie einen sichern Gewinn annehmen, oder das Glück der Waffen versuchen sollten; was sie endlich für den erstern Entschluß bestimmte, war die kluge Maßregel der chinesischen Regierung, den Handel an der Grenze ganz freizugeben. Die Messen von Kaschgar und Yarkand sollen sich seitdem (1848) sehr gehoben haben. Glücklicher Weise erfolgte der Abschluß des Friedens, ehe man in der Steppe etwas von dem Aufstande erfuhr, den die Mohamedaner der westlichen Provinzen erhoben hatten, und der selbst jetzt, der Unterstützung der

unabhängigen Glaubensverwandten beraubt, nur mit dem größten Aufwande von Blut und Geld bewältigt werden konnte. Die Ruhe dieser Grenze war nun um so mehr gesichert, als die Chinesen Tibet, dessen Dalai Lama in der Mongolei des größten Ansehns genießt, durch eine kluge Politik sich dienstbar gemacht hatten. Diesen Erfolg, den größten von Tao-Kuang's ganzer Regierung, erreichte Keschen, der nach dem Frieden wieder in Gunst gekommen war, und in mehreren Jahren Tibet in eine chinesische Provinz verwandelte, der nichts als der Name einer solchen fehlt. Seit dieser Zeit ist Tibet den Engländern verschlossen, nicht daß man ihnen verböte, das Land zu betreten, aber man untersagt den Einwohnern, ihnen Lebensmittel zu liefern. Ueber den Erfolg der fernern Versuche des Kaisers, andere Vasallenstaaten, Kochinchina, Katmand namentlich, in chinesisches Interesse zu ziehen, ist nichts bekannt geworden.

Mit der Abnahme seiner Kräfte wurde Tao-Kuang sehr fromm und kannte außer seinen Gebeten, Ceremonien und Wallfahrten nur noch die Sorge, seine steigende Schwäche vor Jedermann zu verbergen. So oft das Gerücht ging, er werde diese Welt bald verlassen, erschien er plötzlich öffentlich, prächtig gekleidet und strengte sich auf das äußerste an, zu zeigen, daß er noch Energie besitze. Sein letztes Edikt, am 11. Februar 1850 erlassen, betraf die Verlegung des Neujahrstags, weil an diesem Tage eine Sonnenfinsterniß stattfinden werde, und das neue Jahr mit einem so unglücklichen Ereignisse doch nicht anfangen dürfe. Mehrere Tage hörte man von ihm nichts mehr, und es waren verschiedene Gerüchte in Umlauf, eins unwahrscheinlicher als das andere. Am 25. Februar erschien jedoch eine Proklamation vom Karminpinsel: „Es soll Yi-tschu, der kaiserliche vierte Sohn, für den muthmaßlichen Thronerben erklärt werden. Ihr Prinzen und Mandarinen, warum wartet ihr auf unsere Worte? Steht ihm bei und unterstützt ihn mit vereinten Herzen. Und Du beachte alles genau, was zu den Geschäften des Landes gehört, da sie von hoher Wichtigkeit sind, ohne Dich um anderes zu bekümmern." Dies sind anscheinend des Kaisers letzte Worte, was sich im Palast weiter zugetragen hat, ist nicht bekannt. Wie es heißt, that Huei-wang alles mögliche, um zum Nachfolger eingesetzt zu werden, und wurde von einer starken Partei unterstützt. Ein Feuer, vielleicht zufällig entstanden, vielleicht angelegt, um die entstehende Unruhe zu benutzen, beschleunigte den Tod des Kaisers. In der Ahnenhalle führt er den Titel des weisen Ahnen und vollkommenen Kaisers, sein Nachfolger hat den Namen Hienfung oder allgemeine Fülle angenommen.

Unter Tao-Kuang hat die Kenntniß der Chinesen von außerchinesischen Ländern zugenommen. Gützlaff hat mit einem Gehülfen auf Befehl des Kaisers und für diesen geographische Werke über das Ausland ins Chinesische übersetzt, und Exemplare davon sind an alle hohe Beamten in den Provinzen geschickt, um sich zu unterrichten. Die Missionäre und Kaufleute tragen das Ihrige dazu bei, diese Kenntnisse zu verbreiten. Der Kaiser hatte sich von der Ueberlegenheit der Europäer zuletzt so überzeugt, daß er seine Reformen hauptsächlich deshalb unterließ, weil er fühlte, daß er ohne europäische Hülfe, die er nicht mochte, damit nicht zu Stande kommen werde. Für die Dauer wird diese Hülfe sich nicht abweisen lassen. Die beiden Zweige des Staatsdienstes, in denen sich Orientalen der Mangel höherer Kenntnisse am fühlbarsten macht, Heerwesen und Finanzen, liegen in China sehr im Argen. Nicht einmal die Usbeken vermag das Heer des Reiches der Mitte zu besiegen. Die Finanzen können nach chinesischer Weise nicht mehr emporgehoben werden, je mehr die Bevölkerung wächst, in demselben Verhältnisse nehmen die Staatseinkünfte ab. Der Grund ist in den Gesetzen und Gewohnheiten des Volks zu suchen, wonach das Grundeigenthum bis zu kleinsten Parzellen getheilt wird, welche nicht die geringste Steuer zu tragen vermögen. Der Krieg mit England hat den kaiserlichen Thron auf das furchtbarste erschüttert, je fester bis dahin die Ueberzeugung von der fast göttlichen Macht des Herrschers

stand, um so tiefer ist er in der öffentlichen Meinung gefallen. Die Mandarinen bildeten früher eine geschlossene Phalanx um den Thron, jetzt hat die Käuflichkeit der Aemter ihre Reihen gesprengt und auch hierhin die Unzufriedenheit verbreitet, die früher auf die andern Klassen beschränkt war. Im Süden von China wüthet seit 1850 ein Aufstand, der die Vertreibung der Mandschu- und die Wiedererhebung der Ming-Dynastie zum Zwecke hat und mehrmals große Ausdehnung gewonnen zu haben scheint. Dies sind Zeichen des Verfalls, die uns berechtigen, die Geschichte des alten China's mit der Regierung Tao-Kuang's für geschlossen zu halten.

Kriegsraketen sind diejenigen Raketen, welche im Felde theils zum Zünden, theils zum Fortschleudern von Geschossen benutzt werden. Ihre Anwendung war in Europa bereits im 14., 15. und 16. Jahrhundert bekannt, wo man sich derselben nicht allein zum Zünden bediente, sondern auch um die Reiterei in Unordnung zu bringen und um des Nachts die Umgegend belagerter Plätze zu erleuchten. Schriftsteller jener Zeit empfehlen bereits, deren Hülsen von Eisenblech zu machen und vorn mit einer Granade oder Petarde von gegossenem Eisen zu versehen; Furtembach (1650) giebt an, daß sich die Barbaresken derselben im Seekriege bedienten und verlangt sogar bereits, man solle in jene Petarden eiserne und bleierne Kugeln füllen, um so gleichzeitig die Wirkung der Kartätschen zu erhalten. Mit der größern Ausbildung des Geschützwesens verlor sich die Anwendung der Raketen in Europa nach und nach gänzlich, während sie sich bei den indischen Völkern, wo man ebenfalls so wie in China schon lange damit bekannt gewesen zu sein scheint, vollständig erhielt. Hier lernten die Engländer und Franzosen selbige aufs Neue kennen, als sie sich im Laufe des 18. Jahrhunderts in die innern Angelegenheiten dieser Völker mischten. Besonders hatte der bekannte Nabob von Maisur, Haider Ali bereits 1766 bei seinem Heere 1200 Raketenwerfer, wovon er später 500 auf Kamele setzte und jedem einen mit Feuergewehr bewaffneten Schützen beigab. Dessen Sohn und Nachfolger, Tippu Saib verstärkte seine Raketenwerfer bis auf 5000 Mann und in den Kämpfen dieses Fürsten, so wie in denen der Mahratten und anderer Völker Ostindiens finden diese Raketen eine häufige Erwähnung. Hierdurch aufmerksam gemacht, begannen die Franzosen und Engländer die Raketen von Neuem Versuchen zu unterwerfen, die zwar anfangs erfolglos waren, endlich aber doch 1804 durch den General Congreve unter etwas veränderter Gestalt in England Eingang fanden. Da sie anfänglich nur zum Zünden bestimmt waren, so nannte man sie nur Brandraketen oder nach ihrem Schöpfer Congreve'sche Raketen. Sie wurden zuerst 1806 bei der Beschießung von Boulogne und hierauf in großer Menge bei dem Bombardement von Kopenhagen 1807, so wie 1809 bei dem Angriffe auf die französische Flotte bei der Insel Aix und bei der Beschießung von Vliessingen angewendet. Im Jahr 1813 wurden englische Raketen bei den Belagerungen von Danzig und Wittenberg benutzt und eine englische Raketenbatterie zuerst im freien Felde in dem Gefechte an der Göhrde bei dem Wallmodenschen Korps und in der Schlacht bei Leipzig ins Treffen gebracht. Dem englischen Heere in Spanien wurden ebenfalls Raketen beigegeben, und auch im Krieg gegen die Nordamerikaner bediente man sich derselben.

Zuerst ahmten sie die Dänen mit Erfolg nach, wo auch der Hauptmann Schuhmacher deren Gebrauch dadurch erweiterte, daß er sie zum Fortschleudern von Geschossen und zum Leuchten benutzte. Auch die Franzosen experimentirten von 1809 an, verwandten selbst 1811 Raketen bei der Beschießung von Cadix, doch ruheten die Versuche bis 1830 wieder, da sie viel Gegner fanden. Die Oesterreicher ergriffen dagegen die Sache mit vielem Eifer, indem vom damaligen Hauptmann Augustin, welcher die dänischen Raketen 1814 hatte genau kennen lernen, nach Beendigung der Freiheitskriege unter sorgfältiger Prüfung der vorhergangenen, großartig angestellten Versuche, ein besonderes Raketenkorps

organisirt und zu Raketendorf bei Wienerisch-Neustadt ein ausschließlich zu diesem Zwecke bestimmtes Laboratorium errichtet wurde. Bereits 1821 folgte eine Abtheilung dieses Korps dem österreichischen Heere in den neapolitanischen Krieg, ohne aber Gelegenheit zur Verwendung zu finden. Die lange Periode der Friedensjahre gab den intelligenten und strebsamen Artillerien der meisten Staaten hinreichende Zeit, sich mit weiteren Versuchen zu beschäftigen, und so sehen wir in Sachsen, Preußen, Rußland, Sardinien, der Schweiz, den nordamerikanischen Freistaaten Reihen von vielfachen Versuchen, ohne daß man jedoch zu einem Abschluß gekommen zu sein scheint. Bei der bengalischen Artillerie und in Griechenland wurden sogar berittene Raketenbatterien eingeführt und in Sachsen hat man noch neuerlich ein vom Bergrath Kühn in Meißen verbessertes Raketensystem (s. d.) von Staatswegen angekauft. Der Hauptgrund, woran die Einführung der Raketen in den meisten Artillerien scheiterte, lag zum Theil in der großen Geheimhaltung der gemachten Verbesserungen Seiten der Einzelstaaten, wodurch der Gegenstand dem Ausbeuten durch die Gesammtkräfte in öffentlicher Besprechung entzogen wurde, zum Theil in dem nicht unbegründeten Mißtrauen gegen die wirklichen Leistungen der Raketen. Nirgends hatte man erhebliche Wirkungen bei ihrer Verwendung oder einen entscheidenden Einfluß auf die taktischen Erfolge wahrgenommen. Ihr Haupteffekt wurde mehr in dem Ungewöhnlichen der Erscheinung und in dem moralischen Eindruck auf Menschen und Pferde gesucht, bis endlich die österreichischen Kriege in Italien 1848 und 1849 und zu gleicher Zeit insbesondere der ungarische Krieg ihren großen Werth für besondere Gelegenheiten unwiderleglich dokumentirten. Bevor eben dieselben näher beleuchtet werden, ist es nothwendig, die Konstruktion und Anfertigung in ihren Hauptzügen darzulegen.

Jede Kriegsrakete besteht aus der Hülse, dem Treibsatze, der Versetzung und dem Stabe. — Die Hülse von starkem Eisenblech, ist mehrentheils cylindrisch und nicht über 4—5 Kaliber (d. i. der Durchmesser im Lichten) lang. Aeußerlich befindet sich entweder eine Stabhülse oder Krempe zum Einschieben des Stabes angenietet, wenn der Stab an der Seite angebracht ist (Oesterreich), oder der Boden der Hülse (das sogenannte Mundblech) ist mit einer fünffach durchlochten Stoßplatte verschlossen, in deren Mitte der Stab in der Richtung der Raketenachse verschraubt ist (England). Die Entzündung erfolgt im ersteren Falle von der Seite durch ein in der Nähe des Mundlochs befindliches Zündloch oder im zweiten Falle von hinten vermittelst der 5 Brandlöcher in der Stoßplatte. Der Treibsatz oder die Füllung besteht aus einem möglichst verdichteten Pulversatze und zwar in Oesterreich aus 68 Theilen Salpeter, 17 Theilen Kohle, 15 Theilen Schwefel, in England aus 63 Theilen Salpeter, 23 Theilen Kohle, 14 Theilen Schwefel. In der Richtung der Raketenachse zunächst am Mundloche befindet sich in dem Treibsatze eine konische Ausdrehung, die sogenannte Bohrung, welche in der Regel 1 Kaliber lang ist. Der unausgebohrte Theil des Treibsatzes heißt die Zehrung. Auf dieser befindet sich am andern Ende der Hülse ein schwacher Thonvorschlag mit einer Oeffnung, durch welche das Feuer nach beendigtem Ausbrennen der Rakete sich dem Brandstoffe oder dem Zünder des an der Rakete befestigten Geschosses mittheilt. Der Treibsatz wird über einen konischen Dorn von der Gestalt der Bohrung, mittelst einer Schrauben- oder hydraulischen Presse in die Hülse gepreßt; seine Dichtheit und Raschheit müssen hierbei ins richtige Gleichgewicht gesetzt werden. Da die ganze Rakete nur als Träger des an ihr befestigten Geschosses zu betrachten ist, so liegt auch ihre Wirksamkeit in dem Charakter desselben und so führt man zur Erreichung verschiedener Zwecke mannigfache sogenannte Vorsetzungen am vordern Ende der Hülse, z. B. Vollkugeln, Hohlkugeln, Kartätschenbüchsen, Schrapnels, Brandgeschosse, Leuchtkörper oder Signalkörper. Zuweilen besteht die Vorsetzung aus einer cylindrischen, vorn spitzzulaufenden Brandhaube von Blech, welche mit Brandlöchern zum Ausströmem des entzündeten Brandsatzes versehen ist. Jetzt wird jedoch mehrentheils statt der Brand-

haube ein Geschoß mit starken, blechernen Kreuzbändern an die Hülse befestigt, zuweilen wohl auch nur ein eiförmiger, hohler, eiserner Körper, welcher mit Pulver gefüllt ist, dessen man sich vermöge seiner petardenähnlichen Wirkung auch zur Zerstörung fester Gegenstände bedienen kann. Auch benutzt man die Raketen, um Leuchtkugeln zu werfen, welche mit einem leichten Fallschirm versehen sind, der sich erst entfaltet, so bald sich in angemessener Höhe die Leuchtkugel von der Hülse trennt und dann dieselbe nur sehr langsam herabsinken läßt. Sie erhellen dann einen Kreis von 600 Klafter Durchmesser und zwar so, daß man jeden Druck lesen kann bei einer Dauer von $2\frac{1}{2}$ Minute Leuchtzeit (Oesterreich). Man benutzt dieselbe im Festungskriege zum Richten der Geschütze und Abgeben einiger Probeschüsse. Als Gegengewicht dient der fertigen Rakete jederzeit ein am hintern Ende angebrachter Stab von Holz, welcher rund, vier- bis achtkantig ist und 28—40 Kaliber Länge hat. Er steht entweder in der Verlängerung der Achse der Hülse oder ist, viel unzweckmäßiger, seitwärts an derselben in einer Hülse oder Krempe mit seinem Kopfe eingeschoben und festgenagelt. Versuche, eiserne Stäbe anzuwenden, oder den Stab ganz entbehrlich zu machen (durch an die Hülse angesetzte Flügel) oder ihnen durch Züge eine spiralförmige rotirende Bewegung zu ertheilen, haben bisjetzt keine ausreichend günstigen Resultate geliefert. — Die Kriegsraketen benennt man entweder nach der Art der Vorsetzung (z. B. Kugel-, Granat-, Bomben-, Brand- 2c. Raketen) oder nach dem Kaliber, d. h. nach dem innern Durchmesser der Hülse. Die Raketen kleineren Kalibers bis zu $2\frac{1}{2}$zölligen sind für den Feldkrieg, die größern für den Festungs- und Marinedienst bestimmt. In Oesterreich verwendet man für den Krieg im freien Felde gewöhnlich Granatraketen, welche nach ihrer Bestimmung, ob sie zum Schießen oder Werfen dienen sollen, in Schuß- und Wurfraketen getheilt werden. Die Schußrakete hat den Kaliber von 2″ und als Geschoß eine Granate vom Durchmesser der 6pfündigen eisernen Vollkugel. Die Rakete verliert bei der horizontalen Richtung nach dem ersten Aufschlage die Granate (etwa auf 300 Schritt), welche dann fortgüllert und bis auf 1500—1700 Schritt ausläuft. Um 800 Schritt ohne Aufschlag zu erreichen sind 5°, für 1000 Schritt 8°, für 1200 Schritt 15° Elevation nothwendig. Zur Wurfrakete im Felde werden die Hülsen der 2 und $2\frac{1}{2}$zölligen Kaliber verwendet; das Geschoß bildet für die ersteren eine Hohlkugel vom Durchmesser einer 9pfündigen, für die letztere eine solche vom Durchmesser einer 18pfündigen Vollkugel. Beide sollen beim ersten Aufschlag liegen bleiben und verfehlen auch in der That selten auf 800 Schritt ein Quarrée von 80 Schritt Seitenlänge. Mit einer Elevation von 12, 15, 17, 20, 25 und 28 Graden werden mit der 6pfündigen Wurfrakete die Distanzen von 450, 600, 700, 800, 900 und 1000 Schritt erreicht. In England bedient man sich im Feldkriege nur der 6pfündigen Rikoschettrakete als Schußrakete. Die Wurfrakete hat für Hülse und Geschoß einerlei Durchmesser und zwar ist dieser für die englischen 6 und 12pfündigen Raketen dem Kaliber der 6 und 12pfündigen Vollkugel gleich. Das Projektil ist ein elipsoides Hohlgeschoß. — Als Bombenrakete führt man für den Belagerungskrieg und die Marine die 3zöllige Rakete mit der 24pfündigen Bombe und die $6\frac{1}{4}$zöllige Rakete mit der 42er Bombe. In Griechenland führt man dem österreichischen Systeme nachgebildete 2 und $2\frac{1}{2}$zöllige Hülsen, in Frankreich ebenfalls 2zöllige Hülsen zum Feldkriege aber nach englischem Muster. Die englische 6pfündige Schußrakete erreicht von 7 bis 11 Grad Elevation 500—1100 Schritt; die 12pfündige Wurfrakete bei 10 Grad Elevation 1200 Schritt und fortsteigend bei 45 Grad bis 4000 Schritt; die 24pfündige erreicht bei 30 Grad dieselben Distanzen wie die vorigen, dann vergrößert sich ihre Schußweite und zwar bei 45 Grad bis 4400 Schritt. Zum Abfeuern der Raketen und zur Ertheilung der für ihren Flug nöthigen Richtung bedient man sich der Abfeuerungsgestelle, auch Raketengestelle, Raketenstation oder Raketen-

geschütze genannt. Nach dem englischen System wird die Einhaltung der Flugdirektion durch die der Hülse ertheilte Richtung, nach dem österreichischen System dagegen durch eine dem gleichsam das Steuerruder bildenden Stabe primitiv gegebene Richtung bewerkstelligt. Zu beiden Zwecken bedient man sich blecherner oder broncener Leitröhren. Zur Bedienung eines Raketengestelles rechnet man 4 Mann. 6—8 Raketengeschütze formiren gewöhnlich eine Batterie. Die Mannschaft fährt auf vierspännig bespannten Wurstwagen, von welchen in Oesterreich jeder 53 Raketen und auch gleichzeitig die Gestelle transportirt. — Bei den reitenden Raketenbatterien in England und Griechenland werden von jedem Raketier einige Raketen oder die Gestelle und Stäbe auf dem Pferde mitgeführt; die Munitionsergänzung folgt auf Packpferden oder Maulthieren. Gestatten die Lokalverhältnisse nur den Zugang von Menschen, so geschieht das Zutragen auf den Abfeuerungsplatz durch die Raketiere selbst oder die Bedeckungsmannschaft. Rücksichtlich des Kostenaufwandes geben die Franzosen an, daß die 2zöllige Rakete circa $4^1/_4$ Pf. das Stück, die $2^1/_2$zöllige $5^3/_4$ Pf., die $3^1/_2$zöllige $10^1/_4$ Pf. kostet.

Die Ursache der Bewegung der Rakete liegt in der Dauer und Stärke des Drucks, welchen das aus dem Treibsatze entwickelte Gas auf die Wände der innern Ausbohrung der Rakete ausübt, während es auf der entgegengesetzten Seite durch das Mundloch nur langsam ausströmen kann, um sich zu verdünnen. Dieser einseitige und nicht vollständig paralisirte Druck auf die sogenannten Seelenwände der Bohrung ist es also, welcher die ganze Rakete sammt ihren Geschoß forttreibt. — Je stärker der treibende Satz ist, je schneller derselbe zusammenbrennt, je größer der Flächeninhalt der Bohrungswände ist, um so mehr Gas wird in einer bestimmten Zeit entwickelt. Je kleiner das Brandloch ist, um so mehr Zeit braucht das Gas, um sich durch Ausströmen zu verdünnen, um so größer wird also in allen diesen Fällen die Wirkung auf die Seelenwände sein; doch müssen diese Dinge in einem richtigen Verhältniß unter sich und zur Stärke der Hülse stehen; denn wird anfangs zu viel Gas bei einer bestimmten Größe des Brandlochs entwickelt, so springt die Rakete. Deshalb erhalten die treibenden Sätze im Vergleich zum Schießpulver eine bedeutende Vermehrung der Kohle. Steht die Gasentwickelung des Treibsatzes in einem richtigen Verhältnisse mit dem Gewichte des ganzen Körpers, so erfolgt die Verbrennung ganz regelmäßig lagenweise und zwar wird die Brennfläche und mithin auch die Geschwindigkeit der Rakete so lange größer, bis sie ein Maximum erreicht hat; dann nimmt sie bis zum Ende fortdauernd ab. In Folge der Abnahme der Spannkraft der Gase wegen der Verminderung der Brennfläche, bis dieselbe endlich ganz verschwindet, so wie durch den Widerstand der Luft, der vermöge der Gestalt der Rakete sehr einflußreich ihr entgegenwirkt, und endlich durch die fortwährende Verrückung des Schwerpunkts, der nach Maßgabe der Verbrennung des Treibsatzes immer weiter vorrückt, wird die Gestalt der Flugbahn bedingt. Namentlich ist es die Lage des Schwerpunkts, die von dem wichtigsten Einflusse ist, zumal man sie vermöge der Anbringung des Stabes ganz in seiner Hand hat. Je mehr derselbe gegen das hintere Ende zu liegt, desto gekrümmter, je mehr er sich gegen das vordere Ende zu befindet, desto flacher wird der konvexe Bogen der Flugbahn werden. Hieraus folgt, daß bei übrigens gleichen Verhältnissen auch nur bei gleicher Schwerpunktlage eine Gleichförmigkeit in der Wirkung bezüglich der Trefffähigkeit der Raketen zu erwarten steht, und ferner, daß hierauf die Verwendung der Raketen als Schuß- oder Wurfraketen, je nachdem sie im flachen oder steilen Bogen gehen sollen, begründet ist. — Noch ist bei der Flugbahn der Raketen des Einflusses der an der Seite befindlichen Zündlöcher nach österreichischem System zu gedenken. Nach dem gleichen Gesetze, das die ganze Rakete zur Bewegung in der dem Mundloch gegenüberliegenden Richtung nöthigt, entsteht auch in Folge der Gasausströmung durch das Zündloch demselben gegenüber ein Seitendruck, der die Rakete gleich anfangs, wenn auch unbedeutend, nach der Seite des Zündlochs hin aus der gegebenen Richtung

drängt, so daß die Ebene der Flugbahn einen kleinen Winkel mit der Visirebene bildet. Man nennt dies die Deklination der Rakete und hilft sich in der Praxis, um bei einem schmalen Ziele nicht vorbeizuschießen, durch erfahrungsmäßiges Seitwärtshalten beim Richten. Bei der Zündung in der Richtung der Achse tritt natürlich dieser Uebelstand nicht ein.

Vergleicht man das innere Wesen der Raketen mit den Geschützen, so ist zuvörderst zu bemerken, daß die Raketen, obgleich sie nie der anfänglichen Geschwindigkeit der Kanonenkugeln gleich kommen, dennoch die nämliche und oft weitere Entfernung erreichten, als diese, weil sie die bewegende Kraft in sich tragen und deren Einwirkung während der ganzen Flugzeit unterworfen sind; auch dringen sie auf mittle Entfernungen tiefer ein, als andere Geschosse, was besonders dann sehr erklärlich erscheint, wenn sie das Ziel erreichen, bevor der Treibsatz vollkommen verbrannt ist. Gegen Mauerwerk ist ihre Eindringungs(Perkussions)kraft zwar gering, in Erde aber drangen englische 12pfündige Raketen auf 700 Schritt 22 Fuß tief, französische 2 und 2½zöllige Raketen auf 800 Schritt 6 bis 8 Fuß tief ein. Gegen Menschen und Pferde wirken außer den Beschädigungen, welche das Treffen und das Zerspringen ihrer Geschosse hervorbringen, auch noch der Stab und die Hülse mit tödtender Kraft, indem besonders der Stab, der beim Aufschlag gewöhnlich abbricht, nach allen Seiten mit größter Kraft umherschlägt. Ein anderer Vorzug vor den Geschützen liegt in der Unabhängigkeit ihrer Anwendung vom Terrain, denn wohin überhaupt ein Mensch gelangen kann, ist es auch möglich, Raketen abzuschießen. Sie eignen sich daher nicht allein vorzüglich zum Gebirgskrieg, und für diejenigen Terrainbeschaffenheiten, wo man an der Aufstellung von Geschützen gehindert ist, z. B. in Sümpfen, auf für Geschütz unzugänglichen Höhen, Inseln, auf Barken und kleinen Schiffen, in Häusern, sondern sie erscheinen auch ganz besonders zur Verwendung geeignet, wenn man Bedenken trägt, Geschütze der Möglichkeit eines Verlustes auszusetzen, z. B. bei Forcirung von Flußübergängen, wo man den zuerst übergehenden Truppen mehr Kraft verleihen will, ferner bei Straßen- und Barrikadenkämpfen, wo enge, gebrochene und gekrümmte Straßen der Anwendung des Geschützes entgegentreten und wo nicht allein jeder Straßenpunkt, sondern auch jeder Balkon, jedes Fenster u. s. w. zur Aufstellung von Raketengestellen benutzt werden kann. Hiernächst ist noch des Vortheils zu gedenken, den die Raketen als Träger der fortgeschleuderten Hohl- und sonstigen Geschosse im Gegensatz zu den Geschützen äußern. Während bei den letztern nämlich immer noch nicht das Problem vollkommen gelöst ist, dem Hohlgeschoß im Rohre gegen den Stoß der Pulverladung eine solche Widerstandsfähigkeit zu geben, daß ein Ausstoßen oder Zerbrechen der Zünder vermieden und bei einer möglichst schwachen Hülle ein Maximum der Fülle an Leucht- und Brandstoff, Kugeln u. s. w. angewendet werden kann, so ist es bei den von Raketen getragenen Hohlgeschossen, welche die Pulverkraft gar nicht unmittelbar berührt, dies Alles nicht zu befürchten. Auch ist es noch weiteren Forschungen vorbehalten, ob man in Folge dieser Vortheile nicht die sogenannten Perkussionszünder, welche ihre Wirkung erst beim Einschlagen des Geschosses in das Ziel äußern sollen, so wie einige Gasarten in fester Form, ferner alle Knallpräparate u. s. w. durch diese so zuverlässige als unschädliche Benutzung der Raketen als Geschoßträger zu einer weiteren und allgemeinen Verwendung bringen könnte, als die zeither nicht zu beseitigenden Uebelstände der Geschütze erlaubten.

Die Verwendung der Raketen als Brandgeschosse gründete zuerst ihren Ruf und heute stehen sie als das intensivste und vorherrschendste Brandmittel obenan; auch übertrifft ihre Benutzung als Leuchtmittel jede andere Vorrichtung zum nächtlichen Erleuchten, wenn nicht ein heftiger Wind die Leuchtkugel sammt Fallschirm davon führt, welchem Uebelstande aber alle derartigen Leuchtmittel ausgesetzt sind. Ueber die Benutzung der Raketen im Festungs- wie im Seekriege fehlen außer dem Versuchsschießen gegen einen Linzer Fortifikationsthurm 1829

noch umfassende Versuche, wenigstens ist in den von den Oesterreichern geführten Feldzügen der letzten Jahre keine derartige Verwendung im größern Style bekannt geworden. Doch haben partielle Versuche sowohl in Preußen, als auch in Metz 1841 ihre verheerenden Wirkungen gegen Bresche- und Kontrebatterien, so wie gegen die Erdarbeiten des Belagerers gezeigt, worin sie die Hohlkugeln weit übertrafen. Jedenfalls ist dieser Zweig ihrer Verwendung noch zu wenig erörtert, um ein definitives Urtheil darüber fällen zu können. Der gewöhnliche Einwand, daß Raketen zu kostspielig seien, ist nur im Vergleich mit der Kammer sehr wesentlich, bei den Hohlgeschossen dürfte dies, wenn man den Wegfall der Haubitzen und Mörser veranschlagen wollte, viel weniger stattfinden. Doch werden die Raketen selbst in größter Vollkommenheit der Natur ihrer Konstruktion wegen niemals die Geschütze entbehrlich, wohl aber durch ihre mögliche Anwendung in schwierigen und abnormen Verhältnissen sich bezahlt machen. Die größere Ueberlegenheit der Geschütze beruht besonders in der größern Wahrscheinlichkeit des Treffens, welche dieselben ihren Geschossen selbst bei schwachen Pulverladungen mitzutheilen vermögen; bei den Raketen ist hingegen fast immer der Uebelstand zu bekämpfen, daß schon in der Konstruktion derselben häufig der Grund zu Abweichungen aus der Richtungslinie liegt. Denn sollen die Raketen Linie halten, so ist es unbedingt erforderlich, daß der Schwerpunkt des ganzen Körpers selbst bei fortrückender Verbrennung des Treibsatzes mathematisch genau in der Längenachse liegen muß, und daß der Treibsatz nach allen Seiten ganz gleichförmig verbrennt, so daß die treibende Kraft sich in der Richtung jener Achse äußert. Sind aber auch diese Bedingungen erfüllt, was beiläufig gesagt, sehr schwer ist, so genügt dies doch nur für ruhiges Wetter, denn selbst geringer Wind ist hinreichend, eine Veränderung der Flugbahn herbeizuführen. Der Stab, welcher den Einwirkungen am meisten ausgesetzt ist, wirkt vermöge seiner Länge als Hebelsarm und drängt die Hülse gegen den Wind von ihrer Bahn ab. Die Seitenabweichung wird am größten, wenn der Wind rechtwinklich auf die Rakete stößt; weht der Wind in der Richtung der Flugbahn von vorn, so vermindert er die Flugweite und weht er von hinten, so tritt der entgegengesetzte Fall ein, und Wind in der Richtung der Diagonale führt Längen- und Seitenabweichungen herbei. Alle diese Abweichungen fallen aber bedeutender aus, weil die Rakete die bewegende Kraft in sich schließt. Diese bedeutenden Abweichungen machen daher die große Flugweite eher schädlich als nützlich. Endlich ist auch noch zweifelhaft, ob die Raketen bei längerer Aufbewahrung und anhaltenden Transporten nicht an ihrer Wirksamkeit verlieren. Die Meinungen sind darüber getheilt und kommt hierbei sehr viel auf die Art der Anfertigung und Verpackung an, doch ist faktisch erwiesen, daß nach längeren Landtransporten ungeachtet aller dabei angewendeten Vorsicht eine große Anzahl Raketen beim Abfeuern sprangen, was natürlich die eigenen Truppen in die nachtheiligste Lage versetzte. So sprangen beim Bombardement von Lemberg 1848 eine große Anzahl von Raketen auf dem Gestelle, weil der Raketenwagen, auf dem sie verladen gewesen waren, beim Abladen von der Eisenbahn umgefallen war und wobei wahrscheinlich der Treibsatz Sprünge bekommen hatte. — Alle Vortheile und Nachtheile zusammenbetrachtet und gegenseitig in Rechnung gezogen, führen zu dem Endresultate, daß die Leistungsfähigkeit der Artillerie durch die leichte Handhabung, vielfältige Gebrauchsweise und eigenthümliche Wirkung der Raketen als Kriegswaffe einen bedeutenden Zuwachs erhalten hat und wie in gewissen Fällen nur dieselben als Ersatzmittel für Geschütze einstehen können. Obgleich die Resultate in den frühern Kriegen von den Gegnern der Raketen als nur scheinbare und unzulängliche, dagegen von den Verehrern derselben mit wahrhafter Schwärmerei als der Anfangspunkt einer neuen Aera im Geschützwesen betrachtet wurden, so ist man doch erst durch ihre Verwendung in den günstigen Feldzügen der Oesterreicher in Oberitalien und Ungarn zu einer unparteiischen und klaren Ansicht über ihren wahren Werth und ihrer Gebrauchs-

weise gelangt. Während man sie anfangs daselbst den Brigaden als unmittelbare, gewöhnliche, Hülfswaffe zugetheilt hatte, erkannte man doch bald, daß ihr Platz bei einer richtigen Vertheilung der Artilleriewaffen nur für spezielle Fälle, also in der Reserve-Artillerie sei und vielfache glänzende Resultate bewährten hierbei ihren Nutzen. Denn obgleich Oberitalien nicht als ein den Raketen günstiger Kriegsschauplatz angesehen werden kann, indem fast alle Fruchtfelder mit Maulbeerbäumen bepflanzt sind und diese dichten Baumreihen mit den festonartig vielfach verschlungenen Weinreben und Buschranken weder der Kavallerie noch dem Geschütz den Durchgang gestatten und die Flugbahn der Rakete in dem dichten Laubwerk aufgehalten und abgeleitet wird, so wie eine Einwirkung auf die steinernen Mauern der Casinen sehr unbedeutend sein muß, so haben sie doch bei Flußübergängen, auf den Gebirgen und in den Thälern Südtyrols, bei Bewerfung der Schanzen, durch Anzünden feindlicher Laubhütten, Bivouacs u. s. w. Ausgezeichnetes geleistet. So wurde bei der Bewerfung der Schanzen von Montenara und Curtatone in Kurzem ein Pulverkarren in die Luft gesprengt und die hölzernen Baraken im Innern der Schanzen waren sofort entzündet. In dem Gefechte bei Garda am 28. Mai 1848 wurde der stark gelegene und barrikadirte Kirchhof durch Bewerfen mit Granatraketen in kurzer Zeit vom Feinde gesäubert. In den Gefechten von Vicenza trug am 10. Juni eine sehr günstig auf einem Balkon gedeckt aufgestellte Raketenbatterie wesentlich zur Vertreibung des Feindes von der sehr festen Stellung an der Kirche madonna del monte bei, während bei Beschießung der Stadt Vicenza selbst es nicht gelang, die massiven Häuser der Stadt in Flammen zu setzen. Neuerdings ist die kleine Kriegsflotille auf dem Gardasee mit Raketen ausgerüstet worden, wodurch es leichter gelingen wird, bei einem abermaligen Aufstande die Uferstädte zu zügeln und die Festung Peschiera im Rücken freizuhalten. Bei der Einnahme Wiens im Oktober 1848 durch den Feldzeugmeister Windischgrätz wurde das hierzu bestimmte Truppenkorps wesentlich durch die Mitwirkung der Raketen unterstützt, namentlich beim Kampfe um den Glognitzer Bahnhof, so wie um die Jägerzeile und beim Vordringen der Truppen durch Gumpendorf und Mariahilf gegen das Glacis. Auch die Russen erwähnen im Feldzuge 1848 im Kaukasus die Anwendung der Raketen, welche namentlich beim Angriff auf Achti am 22. September, wobei man 10 Raketengestelle im Flußbette des Samur placirte, durch ein wirksames Flankenfeuer erfolgreich mitwirkten. — Mehr noch als in Italien hoben die Oesterreicher die Wirkung der Raketen im ungarischen Kriege hervor, wo in dem ebenen und freien Terrain überall deren Anwendung stattfinden konnte und wo dieselbe als Ersatz der Geschütze an sumpfigen Ufern und Waldgründen, auf lehmigen Gebirgspfaden, beim Angriff auf die leicht entzündlichen Dörfer mit Holzbaraken und Schindeldächern, auf die ausgetrockneten Verhaue und die in kompakter Masse auftretende Infanterie und Kavallerie von häufig entscheidendem Einflusse war (Schlacht bei Pered, Gefecht bei Szegedin u. a.). Ein neuerer, kompetenter Schriftsteller verlangt daher das Verhältniß der Raketengestelle zu den Geschützen in Italien wie 1:6 und für Ungarn wie 3 oder 2:1 und hält es hier für vortheilhaft, jeder Brigade außer einer Geschützbatterie noch eine halbe Raketenbatterie beizugeben. — Ohne den Werth der Raketen schmälern zu wollen, sollte und wird man den Grundsatz fernerhin festhalten, daß sie immer nur in abnormen Fällen die Geschütze ersetzen können, daß man bei freier Wahl aber immer das Geschütz vorzuziehen hat, so bald dessen Anwendung nur irgend statthaft ist.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (D. Fr. Goedsche) in Leipzig.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. G. Gato in Meißen.

Der Maulbeerbaum und der Seidenbau. Der Maulbeerbaum (Morus) gehört botanisch zu der zweiten Klasse (monoecia) mit getrennten männlichen und weiblichen Blüthen auf einer Pflanze, oder mit halb getrennten Geschlechtstheilen, und zwar zur vierten Ordnung (tetrandria) mit vier Staubfäden. Die männlichen Blumen stehen in länglichen Kätzchen, haben einen viertheiligen Kelch, kein Blumenblatt und vier Staubfäden, welche länger als der Kelch sind. Zwischen den Staubfäden auf der Grundfläche sitzt ein unfruchtbarer abgestumpfter Griffel. Die weiblichen stehen in einem kürzern Kätzchen, welches schon den Ansatz zur Frucht hat; das weibliche Blümchen hat einen vierblättrigen bleibenden Kelch, welcher von dem Fruchtknoten mit seinen zwei zurückgebogenen Griffeln abgesondert ist. Ein Blumenblatt ist nicht vorhanden. Das ganze Kätzchen erwächst zu einer beerenartigen Frucht, an welcher die Kelche fleischig werden und jeder ein Samenkorn enthält. Wild kommt der Maulbeerbaum in China und Persien vor, aber auch in der kumanischen Steppe zwischen dem Don und der Wolga, zumal in den Gründen des Flüßchens Sarpa und in der Nähe von Zarizim, wie Pallas (neue Reisen, III., 582 und 640) nachgewiesen hat. In Palästina war er schon in den frühesten Zeiten bekannt; dort erreicht die Frucht des schwarzen Maulbeerbaumes die Größe einer Feige; auch in Aegypten und Griechenland wurde er sehr früh kultivirt. Der Seidenbau verbreitete die Kultur des Maulbeerbaumes immer mehr; man pflanzte ihn nun in Sicilien und Italien an, unter Karl VIII. auch in Frankreich, namentlich in der Gegend von Tours und Lyon. Heinrich IV. veranstaltete große Pflanzungen, unter Ludwig XIV. wurde das nördliche Frankreich mit Maulbeerbäumen versehen. Der große Kurfürst verpflanzte den Baum in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts nach der Mark, gegenwärtig ist derselbe durch ganz Deutschland verbreitet, und weiter nördlich, wo überhaupt das Klima die Kultur von Obstbäumen gestattet.

In botanischer Beziehung unterscheidet man folgende zwölf Arten des Maulbeerbaumes: Morus alba (Vaterland: Persien, Kleinasien und China); M. scabra oder canadensis im nördlichen Amerika; M. rubra oder virginiensis, eben da; M. nigra in Persien; M. celtidifolia (Humboldt) in Quito; M. corylifolia (Humboldt) in Quito; M. indica in Ostindien; M. constantinopolitana in Thracien und Kreta; M. latifolia auf der Insel Mauritius; M. australis, eben da; M. mauritiana, eben da und auf Madagaskar; M. insularis, auf den Inseln des stillen Meers. Die Morus multicaulis (vielstängliche Maulbeerbaum), die der Schiffskapitän Pirotet von den philippinischen Inseln mitgebracht hat, scheint identisch mit der M. latifolia der Insel Mauritius zu sein. Die Kultur hat mehrere Abarten erzeugt, von dem weißen Maulbeerbaum allein über dreißig. Die ursprünglichen Abarten des weißen Maulbeerbaums, aus denen diese Varietäten entstanden sind, werden bezeichnet als der wilde M. mit den kleinsten ausgezacktesten Blättern, der veredelte mit größern und ausgiebigeren Blättern, der italienische mit hellgrünen, glänzenden, zarten Blättern, langen und geraden Zweigen, der spanische mit dunkelgrünen, herzförmigen, fetten, saftigen Blättern. Der vielstängliche Maulbeerbaum, der neuerdings sehr geschätzt wird, hat sehr große, zehn Zoll lange, acht Zoll breite, gewölbte zarte Blätter. Der Maulbeerbaum erreicht ein sehr hohes Alter, Bäume, die zweihundert Jahre stehen und noch den besten Ertrag an Blättern und Früchten liefern, finden sich sehr häufig, einzeln auch in Deutschland. Der merkwürdigste, geschichtlich dokumentirte Beweis eines sehr hohen Alters in unserm Vaterlande ist folgender. Im Jahre 988 pflanzte der Pfalzgraf Hermann bei seiner Vermählung mit Mathilde, Schwester des Kaisers Otto III., in dem Garten der Abtei Brauweiler bei Köln einen Maulbeerbaum. Dieser steht noch heute und trägt reichliche und schmackhafte Früchte. Außer den Blättern, die den Seidenwürmern

zum Futter dienen, benutzt man vom Maulbeerbaum die Früchte und das Holz. Am geschätztesten sind die Früchte des schwarzen Maulbeerbaums, die größer sind, als die weißen, und einen säuerlich-süßen Geschmack haben. Die weißen Früchte haben einen faden süßlichen Geschmack, es läßt sich aber aus ihnen, da sie sehr vielen Zuckerstoff enthalten, ein guter Syrup und ein vortrefflicher und dabei gesunder Essig bereiten. Das Holz ist sehr hart und daher als Nutzholz zu Tischler-Arbeiten geeignet. Als Brennholz kommt es dem Buchenholze beinahe gleich und giebt eine vortreffliche Asche. Es enthält auch einen gelben Farbestoff. In landwirthschaftlicher Beziehung spricht für den Maulbeerbaum, daß er, wenn man ihn gehörig stutzt, nur wenig Schatten giebt, also zur Bepflanzung der Straßen und Wege vorzüglich sich eignet, daß seine Wurzeln sich nicht so weit ausbreiten, wie jene der Pappel und Linde, endlich daß kein Insekt auf ihm sich einnistet. Obgleich das Vorurtheil das Gegentheil behauptet, unterliegt doch keinem Zweifel, daß der Maulbeerbaum in unserm Klima selbst in den strengsten Wintern ausdauert. Zum Beweise mögen folgende Thatsachen dienen. In den strengen Wintern 17$\frac{88}{89}$ und 18$\frac{22}{23}$, deren letzterer eine Kälte von 28° Reaumur brachte, erfroren bei Berlin alle Nußbäume und selbst viele Kirschbäume, die Maulbeerbäume litten nicht. Bei Königsberg in Ostpreußen überdauerten 18$\frac{37}{38}$ die ganzen Maulbeerbäume eine längere anhaltende Kälte von 26° Reaumur, der die jungen Birnbäume in den Baumschulen erlagen. 1739 war in Schweden der Maulbeerbaum der einzige Obstbaum, der von dem Winter verschont blieb, und eben so litten im Monat Februar 1827 in der Gegend von Heidelberg bis Freiburg die Maulbeerbäume nicht, während alle Nußbäume und selbst die Tragknospen der Obstbäume erfroren. Dieselbe Erfahrung hat man bei strengen Wintern in Frankreich gemacht.

Der Maulbeerbaum läßt sich zwar jeden Boden gefallen, wenn derselbe nicht ganz unfruchtbar und für jede Vegetation untauglich ist, allein nicht überall erlangt er dieselbe Stärke, nicht überall sind seine Blätter von derselben Güte. Am angemessensten ist seiner Natur ein hoher, den Winden zugänglicher, trockener Standpunkt, und ein lockeres, nicht zu fettes Erdreich. In humusreichem und fetten Boden wächst er schnell und üppig, aber sein Blatt wird stark und die damit genährten Würmer spinnen eine grobe schwere Seide. In Vertiefungen, oder nassem Boden, oder nahe an Gewässern kann man wohl schwarze Maulbeeren zur Benutzung des Bastes und Holzes pflanzen, aber nicht für die Seidenzucht. Man zieht die Bäume aus dem Samen, auch aus Senkern und Setzlingen, versetzt die jungen Stämmchen aus dem Samenbeete in die Baumschule und von dort an ihren künftigen Standort. Man veredelt die Bäume auf die gewöhnlichen Weisen, es wird aber von Mehreren empfohlen, das unveredelte Stämmchen im Gartenbeete mit dem Reise eines zwar unveredelten Baumes, der jedoch in gutem Boden erwachsen, große und herrliche Blätter trägt, zu verbinden. In Frankreich zieht man die Bäume auf dreierlei Weise, als Hochstämme, Mittelstämme und Zwergstämme. Bisher hat man in Deutschland nur Hochstämme gezogen, aber den Vorzug verdienen Mittelstämme, d. h. solche, deren Stamm bis zur Krone nur eine Höhe von 3 bis 3½ Fuß hat. Man giebt dem Baum eine möglichst große Ausdehnung in die Länge und Breite, bei geringerer Höhe, und duldet keine nach innen wachsenden Zweige, weil ihr Laub des Lichtes und der Luft entbehren, also ungesund sein würde. Sehr vortheilhaft sind Maulbeerhecken, indem man durch sie in den Stand gesetzt wird, die Würmer früher zu füttern, da sie früher ausschlagen, und das Laub der großen Bäume zu schonen. Das Pflücken der Blätter kann bei ihnen durch Kinder bewirkt werden, und man verliert bei ihnen nur den Ertrag, den die Hochstämme durch ihre Beeren geben, und der in der Umgegend von Potsdam auf jährlich 4—6 Thaler vom Baum angegeben wird. Von dem Augenblicke an, wo der Baum entblättert wird, muß das Düngen des Bodens beginnen, damit dem Baum die entzogene Kraft wieder

zugeführt werde. In Frankreich bedient man sich außer dem gewöhnlichen Dünger einer Mischung aus 1/5 Dünger, 2/5 Rasen, 1/5 Gartenerde, 1/10 Schlamm oder Straßenkoth, 1/10 Kalk oder Asche. In den Hecken beginnt die Blatternte spätestens im zweiten Jahre, Bäume kann man erst im fünften Jahre belauben. Von dieser Zeit an wird der Boden nicht blos gedüngt, sondern auch mehrmals aufgelockert, um der Luft Zutritt zu verschaffen, und in trockenen Zeiten täglich zwei bis dreimal begossen. Das Pflücken der Blätter erfordert mehr Umsicht, als man gewöhnlich annimmt. Man muß die Blattknospen schonen, die den Trieb geben, man darf die Blätter der Wasserreiser, die mit Honigthau befallenen, die im Schatten anderer Bäume gewachsenen Blätter nicht abstreifen, weil sie den Würmern schädlich sind.

In den Blättern des Maulbeerbaumes findet man fünf verschiedene Stoffe, eine faserige Substanz, einen färbenden, wässerigen, zuckerigen und harzigen Stoff. Die drei ersten Stoffe, mit Ausnahme eines kleinen Theils des wässerigen Stoffs, sind nicht nährend für den Seidenwurm. Der Zuckerstoff gewährt dem Thier seine Nahrung, befördert sein Wachsthum und wird in die Substanz des Seidenwurms umgewandelt. Der harzige Stoff dagegen wird durch den Organismus des Seidenwurms abgesondert und häuft sich in zwei kleinen Gefäßen an, um später die Seide zu bilden. Den Blätterertrag eines Maulbeerbaumes von einem Alter von 30 Jahren kann man im nördlichen Deutschland, wenn nur ein Jahr um das andere gelaubt wird, auf mindestens 150 Pfund annehmen. Auf dem Riesenberge bei Wien brachte es Herr von Reichenberg durch sorgfältige Kultur zu einem außerordentlichen Ertrage. Neunjährige Buschbäume lieferten:

	Auf den Morgen:	Werth:
1) Morus Moretti	24 Ctr.	32 Thaler.
2) M. alata	20 „	26 2/3 „
3) M. alba	15 „	20 „
4) M. alba aus Samen gezogen . .	9 „	18 „

Der Preis der Maulbeerblätter ist in der Umgegend von Mailand 2 Thlr. 4 Sgr. bis 2 Thlr. 25 Sgr., tritt Mangel an Blättern ein, so steigt derselbe bis auf 4 Thlr. Im südlichen Frankreich ist der gewöhnliche Preis der Maulbeerblätter 1 Thlr. bis 1 Thlr. 15 Sgr., bei uns ist derselbe im mittlern Werth auf 1 Thlr. 10 Sgr. für 100 Pfd. anzunehmen. Hiernach würde eine Allee, eine Meile lang, die ein Jahr um das andere 200,000 Pfd. Blätter liefert, einen jährlichen Ertrag von 2666 Thlr. 20 Sgr. gewähren. Mit den Krankheiten, denen der Baum unterworfen ist, hat es nicht viel auf sich, wie schon der Umstand beweist, daß derselbe trotz der größtmöglichen Schonungslosigkeit, Vernachlässigung und Mißhandlung, denen er bereits so lange Zeit unterworfen gewesen ist, seine Lebenskraft sich nicht hat schwächen und anfechten lassen. Eine wohlgeordnete und sorgsame Behandlungsart ist das kräftigste Mittel, ihn in gesundem Zustande zu erhalten und möglichst nutzbar zu machen. Es scheint auch überdies, als ob er im nördlichen Deutschland bei weitem nicht den üblen Zufällen unterworfen sei, über welche in Italien und andern Südländern so viele Klagen geführt werden, wo sogar von ansteckenden Krankheiten der veredelten Stämme die Rede ist, von welchen in Deutschland noch nie etwas gehört wurde. Von den Surrogaten des Maulbeerbaums, nach denen in neuerer Zeit mit Eifer gesucht wurde, hat keines ein befriedigendes Resultat gegeben. Die Blätter der Schwarzwurzel (Scorzonera hispanica), die man am häufigsten empfiehlt, geben ein Futter, von dem viele Seidenwürmer sterben, während die Bälge der überlebenden von sehr geringem Seidengehalt sind.

Der Seidenwurm, wie wir die Raupe des Seidenschmetterlings (Bombyx mori) gewöhnlich nennen, entsteht aus den Eiern des genannten Nachtschmetterlings, dessen Vaterland China und Persien ist. Das Weibchen legt sogleich nach der Begattung Eier, welche in der freien Natur durch die Wärme der atmosphärischen Luft aus-

gebrütet werden. Aus dem Ei kriechen die Raupen, wenn man die Eier nicht nach einem kühlern Orte bringt, bei uns nach ungefähr vierzehn Tagen aus, häuten sich drei oder viermal, verpuppen sich darauf in einem hierzu bereiteten Gespinnste, welches eben die Seide liefert, und aus dieser Puppe kommt nach vierzehn Tagen der Schmetterling hervor. Das Insekt macht seine Verwandlungen aus dem Ei zur Raupe, Puppe und Schmetterling in unsern Gegenden etwa binnen sechszig Tagen, in heißern Klimaten so rasch, daß in Ostindien in einem Jahre 4—6 Seidenernten stattfinden. Die Seidenraupe hat zwölf Ringe oder Gelenke, an jeder Seite finden sich neun Luftlöcher, durch welche sie frische Luft einathmet. Die Haut ist glatt, die Farbe schmutzig weiß oder gelblich, zuweilen auch graubraun. Von den sechszehn Füßen sind die sechs vordern hornartig und unbeweglich, die übrigen fleischig, beweglich und mit Haken versehen, die der Raupe zum Festhalten dienen. An dem mit einer hornartigen Haut überzogenen Kopfe stehen zwei sägenförmige Kinnladen oder Freßzangen, unter denen sich eine sehr kleine Oeffnung befindet, aus der die Seide hervorkommt. Diese Oeffnung steht mit zwei Seitenbehältern in Verbindung, die im Leibe der Seidenraupe zu beiden Seiten der Gedärme liegen, und in denen alle die Seide bereitet wird, deren der Seidenwurm bedarf. Die Raupen häuten sich drei bis viermal. Wenn der Zeitpunkt der Häutung herannaht, nimmt die Raupe wenig Nahrung zu sich und läßt aus dem Munde kleine seidene Faden hervorgehen, die sie umgeben, damit die Haut, wenn sie sich ihrer entledigt, an denselben hafte. Die hornartige Haut des Kopfes wird zuerst nach vorn geschoben, dann zieht sich die Raupe durch den ersten Ring zurück, welcher der engste ist, und streift durch fortgesetzte wurmförmige Bewegungen die alte Haut vollends ab. Nach jeder Häutung verbringt die Raupe zwei Tage in einem Zustande der Abspannung, zeigt dann aber eine große Freßlust, namentlich nach der letzten Häutung. Malpighi hat berechnet, daß der Seidenwurm täglich sein eigenes Gewicht an Nahrung zu sich nimmt. Wenn er seine volle Größe erlangt hat, sucht er eine andere ruhige Stelle auf, wobei er sich von den übrigen Seidenwürmern trennt, zieht sich zusammen und verfertigt ein loses Gespinnst von Fäden, die er an den nächsten Gegenständen befestigt. Man macht ihm zu diesem Zwecke eine sogenannte Hütte aus Birkenreisern, Heidekraut, Eichenzweigen mit Blättern, Rübsenstroh u. dgl. Innerhalb dieses losen Gespinnstes webt der Seidenwurm eine eiförmige, dichte Hülle, und in dieser geht seine Umwandlung in eine Puppe vor sich. Er heißt in diesem Zustande Cocon, mit welchem Worte die Hülle mit bezeichnet wird. Aus der Puppe entwickelt sich der Schmetterling, der nicht sobald seinen vollkommenen Zustand erreicht hat, als er die Hülle durchbricht und sich begattet. Das Weibchen stirbt so wie es die Eier gelegt hat, das Männchen gleich nachher. Das Weibchen legt im Durchschnitt 510 Eier.

Aus den naturgeschichtlichen Notizen, die wir bisher mitgetheilt haben, ergeben sich die Hauptmomente der Zucht der Seidenwürmer. Zur Fortpflanzung wählt man die Puppen aus, die von reiner weißer Farbe, an beiden Enden am festesten und vom feinsten Gespinnst sind. Ein Pfund Puppen enthält 230—235 einzelne Puppen, von denen man beinahe drei Loth Eier (Grains) oder 63,000 Eier erhält, von denen aber durchschnittlich nur 40,000 auskriechen. Wenn die Schmetterlinge ausgekrochen sind — was bei einer Temperatur von 15° Reaumur in vierzehn Tagen geschieht — bringt man sie in ein dunkles Zimmer, läßt sie sich begatten und die Weibchen auf einem Stück wollenen Zeuges ihre Eier legen. Diese haben anfangs eine gelbgrünliche Farbe, die nach acht Tagen rothgrau und nach 15—20 Tagen, wenn die Eier ihre vollkommene Reife erlangt haben, aschgrau wird. Hat man die Eier einige Tage nach erlangter Reife von der Wolle getrennt, so bringt man sie an einen kühlen trockenen Ort, dessen Temperatur im Sommer 15° Reaumur nicht übersteigen darf. Kälte bis zu 21° Reaumur ertragen die Eier sehr gut, lassen sich auch in gläsernen Flaschen oder blechernen

Büchsen weit verschicken. Wenn der Maulbeerbaum die ersten kleinen Blätter getrieben hat, schafft man die Eier in ein helles und trockenes Zimmer, das in den ersten Tagen bis zu 15° gewärmt ist, womit man allmälig bis zu 20° steigt. Tritt ungünstiges Wetter ein, wodurch die Entwicklung der Maulbeerblätter aufgehalten wird, so hält man das Auskriechen der Würmer auf, indem man dieselbe Temperatur beibehält. Die Eier liegen in kleinen Pappkästchen, die man, wenn die Zeit des Auskriechens herankommt, mit Gaze bedeckt und Maulbeerblätter darüber legt, auf welche die Seidenwürmer kriechen. Sobald alle Blätter mit kleinen Würmern bedeckt sind, setzt man die Kästchen auf ein zum Transport bestimmtes, an den Seiten mit einem Rande versehenes Brettchen, und bringt sie in das eigentliche Seidenbauzimmer. Dieses muß durch Fenster hinlänglich erleuchtet, mit Oefen, Kaminen und Luftlöchern versehen sein, eine milde gleichförmige Temperatur haben, und es hat ein allmäliger Luftwechsel stattzufinden. Am besten hat man zwei Zimmer, ein kleineres und ein größeres, und schafft die Seidenwürmer in das letztere, wenn sie die dritte Häutung überstanden haben, weil sie dann des meisten Raums bedürfen. Die Würmer befinden sich auf Hürden, die sich in Lagen in einer Entfernung von 22 Zoll über einander befinden, deren Boden aus Schilf oder Rohr mit Papier oder Leinwand überzogen besteht. Wenn diese Lager gereinigt werden sollen, deckt man mit Netzen überzogene Rahmen auf sie, mit Blättern belegt, auf welche die Würmer kriechen. Mindestens einen Tag um den andern müssen die Würmer ein reines und trockenes Lager erhalten. Ueber die Art der Fütterung herrscht sehr viel Streit, und es werden die verschiedensten, widersprechendsten Vorschriften gegeben, z. B. zerschnittene Blätter zu füttern, täglich 3, 5, 9, 10 Mahlzeiten zu geben u. s. w. Es kommt alles darauf an, daß die Würmer mit gutem gesundem Laube von ihrer Geburt an bis zum Heben in ihre Hütten hinreichend genährt werden. Sie sind sechs Krankheiten ausgesetzt, von denen drei, das Gelbwerden (la chaunisse), das Steifwerden (Muscardine) und die Auszehrung (la consomption) am häufigsten vorkommen. Alle diese Krankheiten haben indessen fast einzig und allein ihren Grund in der unterdrückten Ausdünstung der Seidenwürmer, oder in dem verdorbenen Zustande der Luft, in der sie leben. Auch auf den Raum, den man ihnen gewährt, und der nach den verschiedenen Perioden ihrer Entwicklung kleiner oder größer sein muß, kommt viel an. Die Seidenwürmer eines Loths Eier bedürfen:

Vom 1.—5. Tage	4	Quadratfuß	9	Zoll.
„ 6.—9. „	9	„	6	„
„ 10.—15. „	23	„	—	„
„ 16.—22. „	55	„	—	„
„ 23.—32. „	120	„	—	„

Die Zimmer ventilirt man, weil nur dadurch die verdorbene Luft zu entfernen ist, die Heizung erfolgt am besten durch Oefen, die im Erdgeschoß angebracht sind, und von denen man die Wärme durch Röhren zu den Würmern leitet. Diese Einrichtung haben die Franzosen in der sogenannten Magnanerie salubre, wo man außerdem eine in einen kalten Keller führende Röhre hat, um zu heiße Luft abkühlen zu können. Vermöge dieser Magnanerie salubre erntete man 1838 zu Neuilly mit 3354 Pfund Maulbeerblättern 327 Pfund Cocons, wovon 252 ein Pfund Seide gaben. Nach dem bisher gewöhnlichen Verfahren rechnete man für die Seidenwürmer eines Loths Eier, die 40 Pfund Cocons gaben, 800 Pfund Blätter, dort aber gaben 800 Pfund Blätter 78 Pfund Cocons, folglich ward durch jenes Verfahren beinahe die Hälfte der Blätter erspart. Im Königreich Sachsen hat der Seidenbau-Verein eine solche Magnanerie in der Nähe von Leipzig erbauen lassen. In Frankreich hat man auch eine Maschine (Tarare), welche den Zweck hat, die Luft im Seidenbauzimmer, wenn sie mit bösen Dünsten angefüllt und folglich verdorben ist, schnell zu entfernen. Es ist eine hölzerne Pyramide von fünf Fuß Höhe, in deren Innern eine Welle mit sechs breiten Flügeln sich befindet, bei deren Um-

drehung die Luft durch eine, oben an der Oeffnung der Pyramide befindliche Röhre in das Kamin oder den Schornstein geleitet wird. Durch diese Maschine wird die verdorbene Luft aus einem Zimmer von 100′ Länge, 30′ Breite und 10′ Fuß Höhe in Zeit von fünf Minuten fortgeschafft.

Zu den Feinden der Seidenwürmer gehören Ratten und Mäuse, Katzen, Ameisen, Spinnen und verschiedene Arten von Raupentödtern. Das Licht zählt man fälschlich zu den Feinden der Seidenwürmer, der unmittelbaren Einwirkung der Sonnenstrahlen muß man sie indessen entziehen. Unser nördliches Klima schadet dem Seidenwurme ebenfalls nicht, im Gegentheil gedeiht er darin besser und ist weniger Krankheiten ausgesetzt, als in heißeren Gegenden. Bei einer mittleren Jahrestemperatur von höchstens 16 bis mindestens 9° des hunderttheiligen Thermometers dürfte der Seidenbau hinsichtlich der Qualität der Seide am besten gedeihen, denn die Seide aus wärmeren Gegenden wird zu den beliebtesten und gesuchtesten Stoffen wenig benutzt, und selbst in der Lombardei werden die Cocons aus höheren, kälteren Gegenden theurer bezahlt, als die aus den Ebenen. In diese Zone fällt Deutschland größtentheils, Berlin hat eine mittlere Jahrestemperatur von 9,14, Hamburg von 8,90°. In der Hauptsache handelt es sich aber weniger um die mittlere Jahrestemperatur, als um jene der drei Monate Mai, Juni und Juli, in die der Seidenbau fällt, und diese ist durchaus günstig, wie die folgende Uebersicht zeigt. Die mittlere Temperatur ist.

Orte.	Mai.	Juni.	Juli.
Augsburg	13,75.	16,44.	18,69.
Berlin	14,00.	17,72.	19,29.
Karlsruhe	15,55.	17,95.	19,64.
Dresden	18,55.	21,97.	23,92.
Grätz	11,12.	14,18.	14,67.
Insbruck	16,40.	17,28.	19,70.
Lüneburg	13,29.	16,60.	17,98.
Prag	11,80.	15,60.	16,60.
Regensburg	16,16.	17,70.	24,71.
Stuttgart	15,01.	17,33.	19,43.
Wien	12,72.	16,29.	18,14.
Würzburg	12,91.	15,47.	16,13.

In Frankreich kennt man verschiedene Arten von Seidenwürmern, und zwar acht Arten, welche gelbe, und drei Arten, welche weiße Seide liefern. In der Gegend von Lyon pflegt man seit etwa einem Vierteljahrhundert einen Seidenwurm aus China, der vorzüglich schöne weiße Seide giebt, der Sterblichkeit nicht mehr unterworfen ist, als der gewöhnliche, robuster ist und einen stärkeren Faden giebt, auch früher sich einspinnt. In Preußen hat der Regierungsrath v. Türk diesen Seidenwurm mit Unterstützung des Handelsministeriums eingeführt. Die Seidenfabrikanten geben der ursprünglich weißen Seide den Vorzug, weil sie bemerkt haben wollen, daß aus ursprünglich gelber, nachher gebleichter und weißgefärbter Seide verfertigte Stoffe, wenn sie sechs Monate und länger liegen, wieder eine gelbliche Farbe annehmen.

Wenn der Seidenwurm seine völlige Reife erlangt hat, wird sein Körper ungefähr so durchsichtig, wie eine sehr reife weiße Weintraube und erhält eine teigähnliche Weiche. Das Thier kriecht nun zu den Hütten hinauf, die der Seidenbauer vorher von Haidekraut, Eichenzweigen, Raps, Stroh und Birkenreisern bereitet hat, um seine Cocons zu spinnen. Der kräftige und gesunde Seidenwurm braucht von dem Augenblicke, wo er die ersten Fäden spinnt, $3^1/_2$ Tag bis zur Vollendung seines Cocons. Die zur Erzeugung von Eiern bestimmten werden abgesondert, die übrigen gewogen und sobald als möglich zubereitet. Damit die Seide unversehrt bleibe und sich gut abwinden lasse, muß man den Schmetterling in der Puppe tödten. Dies geschieht auf zweierlei Weise,

entweder in einem Backofen, der aber zu stark geheizt die Seide versengt, oder durch heiße Wasserdämpfe, welches letztere Verfahren gegenwärtig in Frankreich allgemein ist, während in Italien und Deutschland beide Methoden neben einander bestehen. Die Cocons sortirt man nach vier Gattungen; die erste Sorte, an ihrem seidenreichen, festen, ringelartigen Bau kenntlich, giebt die sogenannte Kettseide (Organsin, Orsojo), aus der die haltbarsten und durch den schönsten Glanz ausgezeichneten Zeuge gewebt werden, die zweite Art von mittelmäßiger Festigkeit und glattem Bau die Eintragseide (Trama), die dritte Gattung, aus schwachen Cocons bestehend, die zu Schnüren passende Belloseide, endlich die vierte Sorte, in der die doppelten Cocons mit unreinen Faden verwendet werden, die Strick- und Nähseide. Je besser das Futter der Würmer war, und je sorglicher sie gepflegt wurden, um so seidenreicher werden die Cocons. In Mailand rechnet man auf 11²/₃—14 Pfund Cocons ein Pfund Seide, in Frankreich auf 10 Pfund lebendige Cocons 1 Pfund Seide, und das letztere Verhältniß gilt auch für die Mark Brandenburg, wo aber durch das dort übliche Backen von 10 Pfund 2 Pfund verloren gehen, so daß 8 Pfund Cocons 1 Pfund Seide geben. Der ungefähre Werth der Cocons stellt sich bei der Annahme, daß 12 Pfund lebendige Cocons 1 Pfund Seide enthalten, auf 5 Thaler für 12 Pfund, mithin auf 12 Ngr. 6 Pf. für ein Pfund. Die doppelten Cocons haben nicht die Hälfte dieses Werths. Da man bei uns beim Sortiren noch nicht sorgfältig genug verfährt, so ist der durchschnittliche Preis der einfachen Cocons nicht höher als 10—12 Ngr. Die Cocons windet man ab, indem man sie in einen Kessel mit siedendem Wasser wirft, wo der Gummi, von dem die rohe Seide durchdrungen ist, sich auflöst. Es ist dies ein sehr mühsames, die größte Aufmerksamkeit erforderndes Geschäft, und da die Güte und Brauchbarkeit der Seide wesentlich von dem Abhaspeln abhängt, hierbei aber die Beobachtung des Kleinsten und Unbedeutendsten die Hauptsache ist, so richten ungeschickte Arbeiter oft den größten Schaden an, und es ist dies die Hauptursache, weshalb der Seidenbau unverdienter Weise in Deutschland in üblen Ruf gekommen ist. Man braucht zum Abhaspeln der Seide gewöhnlich Frauen, weil sie sorgsamer als Männer sind, Kinder dürfen gar nicht verwendet werden. Die Procedur muß früh vorgenommen, im Juli und August beendet werden, damit die Cocons nicht zu sehr vertrocknen, wodurch sie verschlechtern, auch nicht in den später eintretenden kalten Tagen an Schimmel leiden. Würde man länger warten, so verlöre auch die Seide an Werth, weil sie nicht gehörig austrocknete, ihren Glanz einbüßte und die Fäden leicht in den Strähnen zusammenklebten. Zum Aufweichen der Cocons bedient man sich des weichsten Wassers, in das man in Italien noch etwas Stroh, Mehl u. dgl. schüttet, um es noch weicher zu machen. In Preußen bedient man sich einer Haspelmaschine, die der Maschinenbauer Quewa verbessert hat. Die Länge des Fadens, den ein Gespinnst giebt, wird gewöhnlich zu 720 Berliner Ellen angegeben, Rammlow fand dieselbe zu 1312 Berliner Ellen. Das Abhaspeln der Seide in größern Haspelanstalten ist am vortheilhaftesten. Aus den sämmtlichen Abgängen der Seide bei dem Seidenbau, also aus den losen Netzen um die Gespinnste, aus den zur Fortpflanzung benutzten, von den Schmetterlingen durchbrochenen Cocons, aus den Abgängen beim Haspeln oder dem Kesselwerg, bereitet man die Floretseide.

Der Seidenbau gehört zu den ältesten Industrien der Welt, wenn es wahr ist, was die Chinesen behaupten, daß derselbe bei ihnen schon seit 4454 Jahren getrieben werde. In Deutschland findet sich die erste Spur von der Wartung und Aufziehung der Seidenwürmer gegen Ende des 16. Jahrhunderts unter der Regierung des Kurfürsten Joachim II., doch ist der Zeitpunkt der wirklichen Einführung des Seidenbaues erst von dem Zeitpunkte zu datiren, als der große Kurfürst die französischen Reformirten in seinen Ländern aufnahm. Sie und ihre Nachkommen richteten am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts ihre Aufmerksamkeit

auf die Anpflanzung des Maulbeerbaumes und die Kultur der Seide. Duclos, Beyon, Rison u. A. m. pflanzten bei Frankfurt an der Oder und Peiz Maulbeerbäume, die nicht nur fortkamen, sondern auch eine ausgezeichnete Höhe und Stärke erreichten. Der Kurfürst Friedrich III., später als König Friedrich I. fand nicht blos Maulbeerbäume, sondern auch Seidenwürmer vor. Er beschloß die Sache weiter zu treiben, und erließ unterm 28. Februar 1690 einen Befehl an die Berliner Amtskammer, „mit den Seidenhändlern Müller und Kappisch, auch mit andern wohlerfahrenen Männern die Sache zu überlegen, die Vorschläge derselben zur Aufnahme der Seidenkultur zu erwägen, besonders aber dahin zu sehen, daß in allen kurfürstlichen Aemtern, wo es irgend thunlich, so viele Maulbeerbäume als möglich angepflanzt würden.“ Die Akademie der Wissenschaften half seit 1709 mit besonderm Eifer, ihr Mitglied Johann Leonhard Frisch legte einen Garten mit Maulbeerbäumen an, miethete andere Pflanzungen dazu und bewirkte Anpflanzungen auf den Wällen um Berlin und Spandau. In dem „alten und neuen Berlin“ von Küster wird berichtet, daß dieser Mann in manchem Jahr an 100 Pfund Seide gewonnen habe. Er gab die Verordnung von 1719 ein, die Kirchhöfe mit Maulbeerbäumen zu bepflanzen. In den ersten Regierungsjahren Friedrich's II., der sich der Seidenkultur wieder sehr annahm, war dieselbe so sehr gesunken, daß der ganze Ertrag in den preußischen Staaten nicht mehr als 100 Pfund ausmachte. 1774 wurden aber in beiden Marken 6315, im Herzogthum Magdeburg, Pommern und Halberstadt 6849 Pfund gewonnen, mithin zusammen 13,164 Pfund. Der Minister v. Herzberg steigerte den Ertrag noch mehr, und 1782 besaß Preußen drei Millionen laubbare Maulbeerbäume, mit denen im Jahre 1784 über 14,000 Pfund Seide erzeugt wurden. Die Regierung dachte nun bedeutende Summen zu verdienen, wenn sie den Seidenbau auf eigene Rechnung im großen betreibe. Das große Militärwaisenhaus in Potsdam, das Landschullehrerseminar in Berlin und andere königliche Institute legten Seidenzimmer an und alle machten die schlechtesten Geschäfte. Man kannte die chemische Beschaffenheit der Luft noch nicht und legte einseitig alles Gewicht auf die Erhaltung von Wärme, weshalb man die frische Luft gänzlich absperrte und den Erfolg hatte, daß die Seidenwürmer wegen Mangel an Sauerstoff starben. Weil man den Ursachen des Mißlingens nicht nachforschte, bildete sich die übelste Meinung von dem Seidenbau, der in unser Klima nicht passen sollte. Die königlichen Anstalten gingen ein, die Maulbeerbäume wurden zum großen Theil gefällt, und eine Kabinetsordre vom 19. Januar 1810 versetzte der ganzen Industrie den Todesstoß, hauptsächlich dadurch, daß man den Bauern gestattete, gegen Erlegung von zehn Neugroschen für jeden Baum die Maulbeerbäume umzuhauen. Da die alten Bäume jeder mindestens $1/4$ Klafter vorzügliches Brennholz lieferten, so machten die Bauern ein vorzügliches Geschäft und benutzten die Erlaubniß auf das umfangreichste. Von den drei Millionen Bäumen blieben höchstens 20,000 verschont. Legt man den Ertrag zum Grunde, den gegenwärtig in Preußen ein Baum an Blättern liefert, so findet man, daß mit einem Schlage ein Kapital von 29,800,000 Thaler zerstört wurde, wovon der Staat durch die von den Bauern gezahlten Kaufpreise nicht mehr als 67,000 Thaler erhielt.

Der neuere Seidenbau hat zu Anfang der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts seinen Anfang genommen. Die Erweiterung der wissenschaftlichen Kenntnisse, neuere Beobachtungen und Erfahrungen hinsichtlich des Seidenwurms und verschiedene technische Verbesserungen lassen jetzt das Resultat ein ganz anderes sein als früher. Um die Wiederbelebung des Seidenbaues in Preußen haben sich besonders Götze, Küster in Stücken, und Regierungsrath v. Türk verdient gemacht, der Gewerbeverein für Preußen hat bedeutende Prämien ausgesetzt und vertheilt, die Regierung ihre Unterstützung gewährt. Unter den übrigen deutschen Staaten zeichnet sich besonders Baiern durch außerordentliche Anstrengungen aus,

die meisten Staaten haben Vereine für Seidenbau, betrieben dürfte derselbe in größerem oder geringerem Umfange in allen werden. Die auswärtigen, demselben Zweck dienenden Bestrebungen überflügeln uns freilich noch. Das lombardisch-venetianische Königreich hatte in neuerer Zeit in dem Grafen Dandolo einen Seidenbauer, dessen Reformen glänzende Ergebnisse geliefert haben. Das lombardisch-venetianische Königreich gewinnt in seinem Seidenbau im jährlichen Durchschnitt 80 Millionen Lire, oder 30,769,230 Gulden. Die Sorge der frühern französischen Regierung Ludwig Philipp's für den Seidenbau hat sich unter anderm darin geäußert, daß ein praktisch und theoretisch bewährter Mann, Hebert, nach China geschickt wurde, um sich Nachrichten über die dortige Seidenkultur zu verschaffen und von allen vorzüglicheren Gattungen von Maulbeerbäumen und Seidenraupen Sendungen nach Frankreich zu bewirken, und daß gleichzeitig der Sinologe Julien den Auftrag erhielt, eine Uebersetzung der chinesischen Bücher zu veranstalten, welche von der Seidenkultur handeln. Beide haben sich ihres Auftrags entledigt und der französischen Seidenkultur einen neuen Anstoß gegeben. In Deutschland ist es die Seidenweberei, welche die meisten Fortschritte gemacht hat und dem Seidenbau den größten Vorschub leisten würde. In Preußen hat sich die Zahl der Seidenwebstühle von 1831—1840, also innerhalb neun Jahren, um mehr als funfzig Prozent vermehrt, und betrug im Jahre 1840 in den verschiedenen Regierungsbezirken 15,715. Wie die Lyoner Seidenfabrikanten selbst eingestehen (z. B. Dervieux im Courrier de Lyon vom Oktober 1844), konkurriren die deutschen Fabriken erfolgreich und selbst bedrohlich mit den französischen. Eine Ausdehnung des Seidenbaues würde aber für uns die wohlthätigsten Folgen haben, wobei besonders der Umstand zu beachten ist, daß die Seidenbauarbeiten in solche Monate fallen, in denen die größern landwirthschaftlichen Arbeiten mit Ausnahme der Heuernte ruhen. Für rohe Seide gehen aus ganz Deutschland jährlich 13 Millionen Thaler ins Ausland, aus dem Zollverein über 11 Millionen Thaler. —

Die bessern deutschen Werke über den Seidenbau sind: Anleitung zur Pflege und Erziehung der Maulbeerbäume, von Wilhelm v. Türk. — Vollständige Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung des Seidenbaues u. s. w., von demselben. — Anweisung zum Seidenbau, von August v. Zieten. — Maulbeerbaumzucht und Seidenbau, von J. C. Rammlow (gegen v. Türk polemisirend). — Mögling, Maulbeerbaum- und Seidenzucht von Julien. — Auf Ungarn und Kroatien nimmt Bezug die Schrift: Der Maulbeerbaum und die Seidenraupe, oder praktische Anleitung zur Seidenkultur, von F. X. W.

Graf Derby (Edward Geoffrey Smith), bekannter unter dem Namen Lord Stanley, den er bis auf die neueste Zeit geführt hat, stammt aus einem alten Adelsgeschlecht, das in der Grafschaft Lancaster und in Irland begütert ist und für seinen Senior die Grafenwürde erlangt hat. Am 29. März 1799 geboren, erhielt er die gewöhnliche Erziehung seines Standes und bewarb sich, als er seine Volljährigkeit erlangt hatte, um die Stimmen des Wahlfleckens Preston. Die Familie Derby übte dort einen Einfluß aus, der um so mächtiger war, als in Preston allgemeines Stimmrecht galt, vermöge dessen jeder männliche Bewohner über 21 Jahre, der sechs Monate im Ort gelebt hatte und nicht in den letzten zwölf Monaten einem Kirchenspiel als Almosenempfänger zur Last gefallen war, Antheil an der Wahl hatte. Lord Stanley wurde ohne Opposition gewählt. Seine Jungfernrede hielt er bei einer unbedeutenden Frage, bei den Verhandlungen über die Einführung der Gasbeleuchtung in Manchester, sprach aber so, daß die Parteiführer, die dem ersten Auftreten junger Mitglieder mit Aufmerksamkeit zu folgen pflegen, in ihm ein großes Talent erkannten. In derselben Parlamentssitzung von 1824 sprach er gegen Hume's Antrag, zu untersuchen, ob die Einkünfte der Staatskirche in England und die große Zahl ihrer Angestellten den Diensten angemessen seien, welche diese Kirche in Irland

wirklich leiste. Es erregte Befremden, daß ein Whig, zu welcher Partei Lord Stanley vielleicht mehr aus einer alten Familiengewohnheit als aus Ueberzeugung hielt, die irische Staatskirche nicht blos gegen übertriebene Behauptungen, sondern überhaupt vertheidigte. „Wenn die Katholiken gegen die Kirche eifern," war der Gang seiner Rede, „so hat das Parlament als der natürliche Beschützer zu zeigen, daß es weder zu schwach noch zu gleichgültig ist, sie zu erhalten. Unter ihren Freunden erregt der Reichthum der Kirche keine Unruhe, und zum Glück ist die Zeit noch nicht da, wo ihre Feinde sie berauben könnten unter dem Vorwande, ihr Erleichterung zu verschaffen. Allerdings können Umstände eintreten, welche eine Einmischung in das Kircheneigenthum rechtfertigen würden, aber bis jetzt liegen keine Umstände vor, als solche, welche auf gleiche Weise eine Einmischung in das Eigenthum an Landgütern, Staatspapieren und Handelseffekten rechtfertigen würden. Die vorgeschlagene Maßregel kann nicht dazu beitragen, den Geist der Versöhnung zu beleben, und ist vielmehr darauf berechnet, den irischen Katholiken die protestantische Kirche als ein stolz über sie hervorragendes Gebäude zu zeigen." Er gab zu, daß Irland von vier Hauptübeln gedrückt werde, durch den Mangel an einer angemessnen Volkserziehung, den Mangel an Kapital, den Mangel einer im Lande wohnenden Klasse angesehener Gutsbesitzer, doch milderte dieses Zugeständniß nicht die Schärfe der Entgegnung, die ihm von radikalen Gegnern, namentlich von Sir Francis Burdett, zu Theil wurde. Eine Reise nach Amerika entführte ihn auf längere Zeit dem Parlament, nach seiner Rückkehr nahm er selten Antheil an den Verhandlungen. In einer Anstellung beim Ministerium der Kolonien bewährte er sich als thätigen und gewandten Arbeiter. Seine Ferien verlebte er in Irland auf den Familiengütern, durch Sonderbarkeiten ausgezeichnet, die ihm den Namen des wunderlichen Herrn aus England verschafften. In einem Lande wo nur der Aermste dem Gebrauch von Pferd und Wagen entsagt, Fußreisende für Bettler angesehen werden, wanderte er mit seinem Stabe, durch einen breitrandigen Hut gegen die Sonne geschützt, meilenweit durch das Land. Das war die Seltsamkeit, welche die Gesellschaft registrirte. Böser gemeint war der Spitzname, den ihm O'Connell anhing, als Lord Stanley 1828 unter dem Statthalter Lord Anglesea als erster Sekretär an die Spitze der gesammten Verwaltung von Irland gestellt wurde. Der Name shave beggar, der durch starken Gebrauch in öffentlichen Reden in die Volkssprache überging, und der sich nur annähernd durch Bartkratzers-Objekt wiedergeben läßt, bezieht sich auf den europäischen Gebrauch der Bartscherer, ihre Lehrlinge die ersten Uebungen an den Stoppelfeldern von Eckenstehern und andern nicht bevorzugten Klassen der Gesellschaft machen zu lassen. O'Connell behauptete nämlich, daß der Herzog von Northumberland, der Hauptgegner der Katholiken-Emancipation, zu klug und zu empfindlich, um sich persönlich von den feindlichen Katholiken kratzen zu lassen, Lord Stanley auf den Marterstuhl gesetzt habe. Unbarmherzig genug wurde mit dem Ableiter des Volkszorns umgesprungen, und das Uebungsobjekt rechtfertigte auch in der Beziehung den ihm gegebenen Beinamen, daß er allem Kratzen und Schaben die gänzlichste Unempfindlichkeit entgegensetzte. Im Parlament erst nahm er seine Rache durch einen Angriff, der so schneidend und dabei so kalt höflich war, daß O'Connell der Herausforderung auswich. In der nächsten Parlamentswahl von 1830 spielte ihm das allgemeine Stimmrecht seines Wahlfleckens einen Streich, der radikale Hunt wurde ihm vorgezogen. Der Einfluß seiner Familie eroberte ihm einen andern Wahlflecken, und Lord Stanley trat als Abgeordneter von Windsor in das Parlament. Lord Grey nahm ihn als ersten Sekretär für Irland und bald nachher als Mitglied des Geheimraths in die neue Verwaltung. Der erste Posten war der ausgesetzteste der ganzen Verwaltung, England war trotz der Aufregung durch die Reformkämpfe im Vergleich zu Irland ruhig zu nennen, und Stanley sah sich bald denselben und heftigeren Angriffen wie früher ausgesetzt. Seine

Maxime war der festländischen verwandt, daß Reformen zu ihrem Gedeihen der größtmöglichen Ruhe und Ordnung bedürfen, und so begann er mit scharfen Maßregeln gegen die irische Agitation, die in der damaligen Lage jedenfalls unklug waren. Vom Parlament verlangte er die Erneuerung des erloschenen Waffengesetzes von 1807 und für die Regierung die Ermächtigung, in den Häusern, wo sie Waffen vermuthe, nach denselben suchen zu lassen. Der lebhafte Widerstand der Irländer und der mit ihnen gehenden Mitglieder der Radikalen und eines Theils der Whigpartei entmuthigte ihn nicht, dennoch mußte er seinen Antrag fallen lassen, da die übrigen Mitglieder des Ministeriums ihre schwankende Stellung nicht auf diese Prüfung setzen wollten. Lord Stanley machte darauf den Versuch, wenigstens O'Connell durch eine gerichtliche Verfolgung unschädlich zu machen, und wies alle versöhnenden Vorschläge zurück, welche die Feinde des Verhafteten machten. In gleicher Weise wies er die Vorstellungen seiner Whigskollegen zurück, wie man glaubte, weil er früher sein Wort gegeben hatte, den Agitator ins Verderben zu stürzen, und nur die Auflösung des Parlaments endete eine Verwicklung, die den Ministern die größten Verlegenheiten bereitete. In der kräftigen Vertheidigung der Reformbill schliff er die Scharten aus, die dieses doppelte Mißlingen seinem staatsmännischen Rufe geschlagen hatte. Sein Kampf mit Sir Robert Peel, der in den März des Jahres 1831 fällt, ist einer der oratorischen Höhenpunkte der glänzenden Reformdebatten, und macht Lord Stanley noch mehr Ehre als seinem ebenbürtigen Gegner. Auch die Nothwendigkeit war ihm klar geworden, den Agitator und dessen Schweif zu gewinnen, und er bahnte nun die Reformen an, deren Zweckmäßigkeit für Irland er bereits früher angedeutet hatte. Bei der Verbesserung der Geschworenengerichte erbat und erhielt er O'Connell's Mitwirkung. Die größere Aufgabe, die er sich gesetzt hatte, wurde zuerst durch seinen Brief an den Herzog von Leinster bekannt, worin er die Absicht der Regierung ankündigte, eine Kommission für die Volkserziehung einzusetzen. Der Lehrplan, den Lord Stanley dem Parlament vorlegte, war nach den Verhältnissen einer gemischten Volksmenge bemessen, deren aus Katholiken bestehende große Mehrzahl dem unbeschränkten Lesen der Bibel entgegen war. Der Kern der protestantischen Lehre sollte durch diese Konzession bedroht sein, ein fanatisches Geschrei erhob sich, Exeter-Hall machte mit seiner berühmten Kirchentrommel einen betäubenden Lärm, ein Aufruf an die Protestanten verkündete, daß die Mächte der Erde und der Hölle sich verbündet hätten gegen den Herrn und seinen Gesalbten, daß eine Verschwörung bestehe zwischen den Heerschaaren des Unglaubens, des römischen Papstthums und des Liberalismus, das Wort Gottes von der Erde zu vertilgen. Eine in diesem Sinne abgefaßte Bittschrift verschaffte Lord Stanley Gelegenheit, die Absichten der Regierung im Unterhause zu erörtern. Das Ministerium wolle ein System, sagte er, das Protestanten und Katholiken vereinigen und nach den Worten der Schrift Liebe, Frieden, Sanftmuth und Freundlichkeit herbeiführen werde. Dieses System schloß eine Veränderung der Zehntenverhältnisse in sich, die sich nicht mehr aufrecht halten ließen, da ein förmlicher Zehntenkrieg herrschte, der nicht blos das Land fortwährend krampfhaft schüttelte, sondern auch die protestantischen Geistlichen, was die Ernährung und die Sicherheit ihrer Personen betraf, in einen fortwährenden Blokadezustand versetzte. Mit dem Regierungsantrage, den Zehnten gegen eine bestimmte Entschädigung mittels einer Abgabe vom Grundeigenthum oder Abtretung von Ländereien gänzlich abzulösen, verband Lord Stanley einen zweiten Gesetzesvorschlag, einen Theil des irischen Kircheneigenthums zu Staatszwecken zu verwenden, womit er freilich gegen seine sieben Jahre früher ausgesprochenen Grundsätze in den direktesten Widerspruch trat. Er mußte bittere Worte hören, der eine Theil beschuldigte ihn, zu wenig, der andere, zu viel zu thun, da aber der parlamentarische Krieg andern Gesetzen unterliegt, als der im freien Felde, so erhielt die Regierung durch dieses auf sie gerichtete Kreuzfeuer

den Vortheil, ein Kompromiß durchsetzen zu können, das den Tories als Ersatz für die Kirchenreform ein strengeres irisches Zwangsgesetz gab. Der Austritt Hobhouse's aus dem Ministerium, der bald darauf erfolgte, gestattete Lord Stanley sein irisches Sekretariat mit einer andern Stelle zu vertauschen, die übrigens keineswegs ein Ruheposten war. Als Minister der Kolonien fiel ihm nämlich die Aufgabe zu, die Sklaverei in den brittischen Niederlassungen abzuschaffen und eine Entschädigung zu ermitteln, welche die Ansprüche der westindischen Pflanzer zu befriedigen geeignet sei. Die Lehrlingszeit, der er die erwachsenen Sklaven unterwarf, die Haussklaven für die Dauer von fünf, die Feldsklaven für die Zeit von acht Jahren, hat sich später als überflüssig erwiesen und die Pflanzer selbst haben sie in Wegfall gebracht; als die Maßregel erörtert wurde, hielten mit Lord Stanley die meisten Negerfreunde die Lehrlingszeit für unerläßlich, und einer der Haupteinwände, die er zu bekämpfen hatte, bestand darin, daß der plötzliche Uebergang aus der Sklaverei zur Freiheit für die Niederlassungen die bedenklichsten Folgen haben werde. Am 25. August 1833 erhielt der von Stanley beantragte und nach heißem Kampfe in beiden Häusern durchgesetzte Plan der Emancipation der Katholiken die königliche Genehmigung. Im nächsten Jahre war er in seinen Ansichten über das Eigenthum der irischen Staatskirche wieder zu seinen frühesten Ueberzeugungen zurückgekehrt, denn als Ward im Unterhause einen Antrag auf die Erklärung stellte, daß die Einkünfte der protestantischen Kirche in Irland die Bedürfnisse dieser Kirche weit überstiegen, und daß dieselben demgemäß zu vermindern und zu andern Zwecken zu verwenden wären, und als nun ein Theil der Whigminister den Antrag zulassen wollte, fühlte sich Lord Stanley in seinem Gewissen beunruhigt und nahm mit den Ministern Sir James Graham, Herzog von Richmont und Ripon seine Entlassung aus dem Kabinet. Die Torypartei sah darin einen Abfall Lord Stanley's von den Whigs, und Sir Robert Peel glaubte daher, als er sein Ministerium vom November 1834 bildete, Lord Stanley für dasselbe gewinnen zu können. England würde in diesem Falle ein Koalitionsministerium von Tories und gemäßigten Whigs gehabt haben, doch Stanley verweigerte seine Theilnahme, da er seine alten Whiggrundsätze nicht aufgegeben habe und keine Möglichkeit sehe, wie er, ohne denselben untreu zu werden, mit den Tories zu gemeinschaftlicher Führung der Verwaltung sich vereinigen könne. Was er für die Tories that, beschränkte sich darauf, daß er sich der ministeriellen Adresse nicht widersetzte. Seine gänzliche Lossagung von den Whigs erfolgte 1835 bei der Berathung der Appropriationsklausel, welche die Verwendung von einem Theile des Vermögens der irischen Staatskirche zu andern als kirchlichen Zwecken gestattete. Mit den Tories seitdem innig vereint, war er der geschickte Sekundant Sir Robert Peel's bei dessen Angriffen auf die Whigverwaltung und trat mit seinem Parteiführer in das Kabinet, welches dieser im August 1841 bildete, worin er das Staatssekretariat für die Kolonien übernahm. In der ruhigeren Zeit dieses Ministeriums beschäftigte er sich stark mit den speziellen Angelegenheiten seines Ministeriums, im ganzen nicht mit Glück. Da er anerkennen mußte, daß die Sklavenemancipation, so wohlthätig ihre Wirkungen für die Schwarzen seien, durch das theilweise Aufhören der Arbeit den Interessen der Pflanzer geschadet habe, und daß der Arbeitermangel durch weiße Einwanderer nicht ersetzt werden könne, wollte er die Einwanderung von freien Schwarzen aus Afrika befördern, wodurch sich England dem Vorwurf ausgesetzt haben würde, daß es die Sklaverei in anderer Form wieder aufleben lasse. Statt dieses Projekts entschied man sich für die Aufhebung des in Ostindien bestehenden Auswanderungsverbots und begünstigte die Verwendung indischer Culies in den übrigen Kolonien. Die bereits von der frühern Verwaltung angeordnete Negerexpedition, von der man eine Förderung dieser Zwecke erwartete, schlug in dem Grade fehl, daß Lord Stanley im Parlament die Erklärung gab, die Regierung werde nie wieder Europäer zu solchen Unter-

nehmungen verwenden. Die drohendere Gestalt, welche die Verhältnisse am Kap unter seiner Verwaltung annahmen, begriff er so wenig, als seine Vorgänger sie richtig gewürdigt hatten. Wie die Handels- und Zollmaßregeln Sir Robert Peel's sich mehr entwickelten, trat zwischen beiden Staatsmännern ein Zwiespalt ein, der in ihrer verschiedenen Grundanschauung tief begründet war. Peel meinte seine Maßregeln, wie in diesen Blättern bei mehreren Veranlassungen dargelegt wurde, als eine Fortsetzung der Reformbill, in dem Sinne, daß die Mittelklasse als Geld- und Handelsaristokratie mit der Landaristokratie versöhnt werden sollte. Lord Stanley, in dem sich der schroffe Landaristokrat mit den zunehmenden Jahren herausgebildet hatte, hielt eine solche Versöhnung für unmöglich und meinte im Gegentheil, daß, nachdem die Reformbill die frühere Alleinherrschaft des Adels wenigstens grundsätzlich aufgehoben habe, jedes neue Zugeständniß an die Mittelklassen deren Begehrlichkeit und damit die Gefahr für den Adel vermehren müsse. In seinen häufigen Verhandlungen mit Peel konnte er sich auf Thatsachen berufen und mit diesen den Beweis führen, daß die Aristokratie der Mittelklassen ihre Interessen der Landaristokratie scharf entgegenstelle, die Herrschaft nicht theilen, sondern für sich allein haben wolle. Als der zunehmende Nothstand Englands und vorzüglich Irlands erleichternde Maßregeln nicht länger aufschieben ließ, sprach und stimmte er im Kabinet für eine temporäre Aufhebung der Korngesetze, und schied aus, als er mit seiner Meinung in der Minderheit blieb. Dies war im November 1845, im folgenden Jahre kam der große Kampf um die Korngesetze, in dem Lord Stanley, seit 1844 Mitglied des Oberhauses, im Verein mit der Protektionisten-Partei alle Kräfte anstrengte, einen Zoll zu beschützen, den er als die Vormauer der Adelsvorrechte über alles schätzte. In seiner großen Rede gegen die Korngesetze (Oberhaussitzung vom 25. Mai 1846) ist der Grundgedanke der, daß England, wenn Peel durchdringe, seine mehrhundertjährige Politik verlasse, um sich auf eine neue Basis zu stellen, die der trügerischste Grund von der Welt sei. Von den Staatsmännern des Tags appellirte er an die großen Namen eines Chatham, William Pitt und Huskisson, an Liverpool, Canning und Grey, und schloß die Frage an, ob etwa alle Staatsmänner früherer Zeiten so ganz aller politischen Weisheit und Einsicht entbehrt hätten, daß in die allgemeine Finsterniß kein einziger Lichtstreif fiel, bis endlich im November 1845 ein wunderbarer Lichtstrahl zuckte. Vordem habe man bei großen Gesetzen das Land befragt, jetzt buhle man um die Gunst einer Partei, woraus der verhängnißvollste Fehler entstehe, den ein Staatsmann begehen könne, der Fehler, den rauschenden Sturzbach der Agitation mit dem tiefen stillen Strome der öffentlichen Meinung zu verwechseln. Die angebliche Hungersnoth in Irland behandelte er als eine Vision, von dem Parteigeist erfunden, um das Fabrikinteresse zum herrschenden zu machen. Die Blüthe des Fabrikwesens sei aber nicht ohne ihre Gefahren; den Aufschwung desselben solle man zwar nicht hemmen, aber sorgsam überwachen; die Produktionskraft habe immer eine Neigung, die Absorbirungskraft zu überbieten, und die Hypertrophie des Manufakturwesens führe endlich zum Platzen der Seifenblase und zu tausendfältigem Ruin. Man vernichte alles, zuerst die Landwirthschaft, mit ihr die Grundherren, die Zeitpächter, die Knechte und Tagelöhner. Zerstöre man die Schutzgrundsätze, so vernichte man zugleich die ganze Grundveste, worauf die Kolonialmacht ruhe. „Lehrt man unsere Kolonien erst die Handelsunabhängigkeit, so werden sie die politische Unabhängigkeit von sich selber lernen. Was insbesondere Canada betrifft, so steht ihr jetzt im Begriff die dieser Provinz gegebenen Versprechungen zu brechen, ja noch mehr, ihr seid im Begriff die Kommunikation durch den St. Lorenzstrom zu stören, und New-York zum Kanal unseres Verkehrs mit Ober-Canada zu machen; die Vereinigten Staaten aber werden aus unserer selbstmörderischen Politik reichlichen Gewinn zu ziehen wissen, politischen so gut wie kommerziellen." Er argumentirte weiter: mancher möge vielleicht darum für Annahme dieser Bill sein, um der Agitation der Gegen-

Korngesetz-Liga ein Ende zu machen; aber noch niemals sei eine organisirte Agitation durch ein feiges Zugeständniß gestillt worden, sondern dieser gefährliche Bund werde, sobald er erst den Becher politischer Macht gekostet, den Trank nur immer süßer finden. Man sage, die Liga werde sich auflösen sobald die Korngesetze gefallen seien; aber das glaube er nicht, sondern dann werde die Agitation für allgemeines Wahlrecht an die Reihe kommen, und sofort der durch die Kornbill gedemüthigten und geschwächten Aristokratie, dem Hause der Lords zu Leibe rücken. „Und nun“, so schloß der Redner, „erlaube ich mir die Frage an die sehr hochwürdige Bank der Bischöfe: ist Freetrade (freier Verkehr) im Handel möglich, ohne daß auch Freetrade in der Religion daraus folgen wird? Werden römische Katholiken und Dissenter dann nicht fragen: ist es recht, daß die Kirche Christi in den Fesseln des Staates bleibe? Ja, das werden sie fragen, und in ihrem Sinne auch mit vollem Recht, und die Trennung von Kirche und Staat wird dann das glorreiche Resultat der Handelsfreiheit sein. Endlich, Mylords! will ich noch eins erwähnen, was auf hochherzige Männer seine Wirkung nicht verfehlen kann: es ist Euer unwürdig zu fürchten, man könne Euch selbstsüchtiger Beweggründe zeihen, wenn Ihr gegen diese Maßregel Opposition macht. Nein! Ihr handelt nicht um persönlicher Interessen willen, und Ihr dürft den verachten, der solche Motive Euch schuldzugeben wagt. Ihr seid als Pfleger bestellt für Euer Vaterland, als Pfleger für die Nachwelt, als Pfleger für die Verfassung des Reichs. Mit welchem Gefühl, Mylords! wenn Ihr für die Zerstörung alles Agrikulturschutzes gestimmt haben werdet — mit welchem Gefühl könnt Ihr Euch inmitten Eurer Nachbarn, Eurer Pächter zeigen, welche bisher Euch mit Hochachtung angesehen, auf deren Grundsätze und Meinungen Ihr bisher bestimmenden Einfluß geäußert habt? Sie werden Euch vorwerfen — und zwar vorwerfen mit Recht, wie Ihr es jetzt der Regierung vorwerft — daß Ihr die mißleitet und verrathen habt, die ihr Vertrauen in Euch setzten. Daher, Mylords! solltet Ihr Eurer gewiegten Ueberzeugung entgegen in die Annahme dieser Bill einwilligen, so haltet Euch gefaßt der hohen Stellung zu entsagen, die Ihr bisher in unserer Konstitution eingenommen; opfert Ihr Eure eigenen Ansichten der Einschüchterung durch andere, so gewärtiget hernach als ein untergeordneter Zweig unserer Verfassung betrachtet zu werden, als die bloßen Registratoren des Hauses der Gemeinen, die blinden Nachtreter der Minister des Tags. Euch, Mylords! kommt es zu, übereilte Gesetzgebung zu verhüten, Euch geziemt es, das Volk zu schützen nicht vor seinen eigenen übereilten Urtheilen, aber vor dem Verrath derer, die es zu seinen Führern gewählt hat. Gehorcht Eurer Ueberzeugung, verachtet den unwürdigen Argwohn als folgtet Ihr den Eingebungen der Selbstsucht, und seid versichert, daß die Nation so wenig wie Euer Gewissen Euch verdammen wird. Ihr mögt besiegt werden, der Ueberzahl unterliegen; aber Herabwürdigung werdet Ihr nicht leiden. Es mag Euch mißlingen, das Volk vor dem drohenden Uebel zu retten, aber sichern werdet Ihr Euch den Beifall Eurer Freunde und die Achtung Eurer Widersacher. Sollte aber, mit Gottes Segen, Euer Entscheid in dieser großen Frage dem Fortgange dieser übereilten und unbedachten Maßregel Einhalt thun, so daß die Intelligenz des Landes Zeit gewinne, auf den Volksgeist einzuwirken, sollte es Euch gelingen, der allzu sehr verachteten Weisheit der Altvordern wieder Geltung und Achtung zu verschaffen, dann mögt Ihr wohl stolz sein auf Eure Stellung und Euer Benehmen. Eure beste Belohnung, Mylords! wird zwar die Gutheißung des eigenen Gewissens sein, aber noch einen andern schönen Lohn werdet ihr ernten in der Gutheißung und dem Dank eines bewundernden Volkes, welches dann mit Recht ausrufen wird: „Gottlob, wir haben ein Haus der Lords!“

Bei diesen Debatten übernahm Lord Stanley, als Führer der Opposition Ihrer Majestät im Oberhause feierlich proklamirt, zum ersten Male die Leitung der Protektionistenpartei. In der parlamentarischen Schlacht, müssen wir hinzu-

setzen, nicht in der Landesagitation, die so lange, als keine Protektionisten-Mehrheit im Unterhause bestand, eigentlich die Hauptsache war. Sich bei dieser letztern nicht in erster Linie zu betheiligen, bestimmten ihn unabweisbare Rücksichten, denn wenn auch eine Uebertreibung in den Berechnungen der Liga gegen die Korngesetze liegen mag, daß Lord Stanley vier Fünftheile seines unermeßlichen Einkommens dem Fabrikinteresse verdanke, so ist doch gewiß, daß seine Besitzungen in Lancashire ihren Hauptwerth durch die Fabriken erhalten, welche auf ihnen im Gange sind. Auch im Parlament verlegte er seine Angriffe nicht auf das Gebiet der Schutzzölle, sondern wählte die auswärtige Politik zu seinen Interpellationen. Diese Taktik befolgte er zuerst 1847 bei Gelegenheit der portugiesischen Intervention, zog sich dann aber zurück und überließ Lord Brougham Plänkeleien, deren Erfolg voraussichtlich kein günstiger sein konnte. Als er 1850 wieder hervortrat, führte die Protektionistenpartei, mit einem Theil der gemäßigten Tories im Bunde, alle ihre Truppen ins Gefecht, doch war der Erfolg diesesmal nur der, daß die Stellung des Whigministeriums stark erschüttert wurde. Eine wirkliche Ministerkrisis wurde erst im nächsten Jahre durch die Schwäche der Whigs hervorgerufen, und nun ließ die Königin Lord Stanley zu sich bescheiden, der aber erklärte, daß er nicht im Stande sei (not prepared), ein Ministerium zu bilden (22. Februar 1851). Eine zweite Berufung in den Palast blieb ebenfalls ohne Erfolg, obgleich der protektionistische Oberleiter, um die wesentlichen Bestandtheile seiner Regierung nicht unter den obskuren Bewerbern der Protektionistenbänke suchen zu müssen, die Sache des Schutzzolls fallen ließ. Vergebens machte er den Versuch, durch eine Versöhnung mit wenigstens einigen Anhängern Sir Robert Peel's die konservative Partei zu rekonstituiren, die Staatsmänner, bei denen er anfragte, wollten von einer solchen Koalition nichts wissen. Schon damals war er nicht blos bevollmächtigt, sondern durch die Noth des Augenblicks recht eigentlich gedrängt, ein Ministerium zu bilden, und er brauchte von jetzt an blos zu warten, bis das flackernde Lichtchen der Whigs gänzlich erloschen und eine neue Schlappe seiner Gegner ihm die Frucht reif in den Schooß werfen würde. Die Ankündigung einer neuen Reformbill, die von den Radikalen als illusorisch, von den Tories als das demokratische Element begünstigend verworfen wurde, führte den Moment des Sturzes der Whigregierung herbei. Bei einer Nebenfrage und Abstimmung über ein Amendement Lord Palmerston's geschlagen, erklärte Lord John Russel im Parlament seinen Rücktritt (21. Februar 1852), und Lord Stanley, jetzt Graf Derby, bildete zur Königin gerufen sein Ministerium. Wir geben das vollständige Mitgliederverzeichniß: Erster Lord der Schatzkammer und Premierminister Graf Derby; Schatzkanzler und Leiter des Unterhauses Herr Benjamin Disraeli; Lordkanzler Sir E. Sugden (mit bevorstehender Erhebung in die Pairie); Lord-Präsident des geheimen Raths Graf v. Lonsdale; Lord-Siegelbewahrer (Lord Privy Seal, ehemals Lord Keeper genannt), Marquis v. Salisbury (mit einem Sitz im Kabinet). Die drei Staatssekretäre: für das Innere, Hr. Walpole; für das Auswärtige, Graf v. Malmesbury; für das Kolonialdepartement, Sir John Pakington. Erster Lord der Admiralität (Marineminister) Herzog v. Northumberland; Lords der Admiralität Hyde Parker, Philipps Hornby, Sir Thomas Herbert, Milne, Augustus Stafford; Präsident des indischen Kontrolamtes (d. h. der die Handlungen der ostindischen Kompagnie zu kontroliren hat) Hr. Herries; Präsident des Handelsamtes, Hr. Henley; Generalpostmeister, Graf v. Hardwicke; Kriegsminister (Secretary at War), Hr. Beresford; Vicepräsident des Handelsamtes, Hr. G. F. Young; Oberkommissär der Wälder und Forsten (Minister der öffentlichen Arbeiten) Lord John Manners; Kanzler des Herzogthums Lancaster, Sir John Y. Buller (ohne Sitz im Kabinet); Generalfeldzeugmeister, Lord Hardinge; Generalfiskal (Attorney-General) für England, Sir F. Thesiger;*)

*) Wie die Times bemerkt, hofft er im nächsten Parlament Sprecher des Unterhauses zu werden.

General-Staatsprokurator (Solicitor-General) für England, Sir Fitzroy Kelly. Lordstatthalter von Irland, Graf v. Eglinton (Eglintoun); Generalsekretär für Irland, Lord Naas; (Kanzler für Irland Blackburne Lord Oberrichter der Dubliner Queensbench); Attorney-General für Irland, Hr. Napier; Solicitor-General für Irland, Hr. Whiteside. Beisitzende Lords der Schatzkammer: Marquis v. Chandos und Hr. Bateson; Unterstaatssekretär des Innern, Sir W. Jolliffe; Unterstaatssekretär des Auswärtigen, Lord Stanley (der älteste Sohn des Grafen v. Derby, der aber noch nicht von seiner Reise nach Ostindien zurück ist). Judge Advokate für Schottland, Hr. Bankes; Sekretär der Admiralität, Hr. Stafford; Oberkommissär des Armengesetz-Amtes, Sir John Trollope. Sekretarien des indischen Ministeriums: Lord Jocelyn und Hr. Henry Baillie; Unterstaatssekretär der Kolonien, Lord Desart. Sekretarien der Schatzkammer: die HH. G. A. Hamilton und Forbes M'Kenzie; Clerk des Feldzeugmeisteramts, Oberst Forester. — Dann die neuen Beamten der Hofhaltung: Obersthofmeister (Lord Steward) Herzog v. Montrose; Lord Kämmerer, Graf v. Exeter; Oberstallmeister (Master of the Horse), Lord Jersey (das Hofmarschallsamt ist erblich in der Familie der Howard-Norfolk); Kontroleur der Hofhaltung, der ehrenw. Cecil Forester; Vice-Kämmerer, Lord Worcester; Hauptmann der Leibtrabanten (Captain of the Yeomen of the guard), Lord de Roose (hoffentlich nicht derselbe, der im Jahr 1835 wegen allzu „geschickten" Kartenspiels auf Reisen gehen mußte?); dienstthuende Kammerherren (Lords in waiting): die Lords Morton, Byron (ein Hochtory), Munster, Templemore, Glengall, Galway, Canterbury, Wynford.

Als praktischer Staatsmann hat Graf Derby nicht die Anerkennung gefunden, die ihm auf seinem jetzigen Posten zu wünschen wäre. Man spricht ihm ab, daß er ein ruhig prüfendes Urtheil in den Geschäften der Gesetzgebung und Verwaltung besitze, und wirft ihm vor, daß er zuweilen voreilig Anträge an das Parlament gebracht habe, durch deren plötzliches Aufgeben der ministeriellen Würde Eintrag geschehen sei. In den parlamentarischen Kampf bringt er ein kräftiges Selbstvertrauen, ein stolz hervortretendes Bewußtsein seiner Talente mit, und verleugnet nie seine Kaltblütigkeit und Selbstbeherrschung. Kann er nicht widerlegen, so sucht er mit herber Schärfe in Verlegenheit zu bringen, dann ist sein Verfahren das eines Feldherrn, der einen hitzigen Feind durch Neckereien aus einer festen Stellung lockt. Ohne Bewegung des Gemüths, spricht er zum Verstande, und dem Leuchten seines Geistes, dem es nicht an blendendem Effekt fehlt, gesellt sich nicht die philosophische Tiefe, die Großartigkeit der Auffassung, ohne die ein vollkommener Redner nicht zu denken ist. Unter seinem Ministerium ragt er hervor, die meisten Mitglieder desselben sind der Aufgabe nicht gewachsen, die Graf Derby sich und ihnen aufgebürdet hat. Er selbst scheint dies zu fühlen, wie die bescheidene Haltung des Programms andeutet, das er in der Oberhaussitzung vom 27. Februar entwickelt hat. Die wichtigste darin enthaltene Stelle ist die auf die Kornzölle bezüglich. Der Freihandelstarif Englands ist schlecht, derjenige, den die Vereinigten Staaten angenommen haben, ist der stichhaltigste. Dieser erhebt fast von allen Artikeln der Einfuhr mehr oder weniger große Zollabgaben, und namentliche hohe Zölle von solchen Artikeln, die mit den eigenen Boden- und Gewerbserzeugnissen der Republik konkurriren. Graf Derby sieht keinen Grund, warum bei der allgemeinen Regel, Finanzzölle auf fremde Waaren zu legen, das Korn allein eine Ausnahme machen soll. Dieser Drohung der Wiederherstellung der Kornzölle sucht er den Stachel zu nehmen durch das Versprechen, das Parlament mit Gegenständen von heilsamer socialer Art zu beschäftigen, mit Maßregeln zur Verbesserung, Vereinfachung und Verwohlfeilerung der Rechtspflege, mit socialen Reformen, um das geistige, sittliche und körperliche Wohl der Nation zu heben.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von X. G. Gaio in Meißen.

Henriette Sontag, Gräfin Rossi, wurde am 13. Mai 1805 (galante Schriftsteller nennen 1808 als ihr Geburtsjahr) in Koblenz geboren. Beide Eltern waren Schauspieler, der Vater, ein seiner Zeit sehr beliebter Komiker aus der guten alten Schule, hatte den kleinen Wildfang mit helltönender Silberstimme zu seinem Liebling erkoren. Namentlich von seiner Seite geschah alles, die geistigen und körperlichen Eigenschaften des Kindes so früh als möglich auszubilden. Als Henriette 1811 mit ihrer Mutter, die für das Theater des Großherzogs gewonnen war, nach Darmstadt kam, erregte sie bereits durch ihre Stimme, ihre Lebhaftigkeit und Naivetät die Aufmerksamkeit der Freunde des Hauses. Im „Donauweibchen" trat sie als kleine Salome acht Jahre alt zum ersten Male auf und setzte alles in Erstaunen, da man bei einem so zarten Kinde noch keine so seltene Festigkeit der Stimme erwartet hatte. 1814 verlor sie ihren Vater durch den Tod, bald darauf ging die Mutter nach Prag zum dortigen Theater, und hier fand sich für Henriette die Gelegenheit, sich die für ihr Fach nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Nach den Statuten des dortigen Konservatoriums werden nur solche Personen aufgenommen, welche das zwölfte Jahr zurückgelegt haben, und diese müssen dann sechs Jahre in der Anstalt verweilen, indem dieser Zeitraum einen vollen Lehrkursus umfaßt. Mit der Sontag wurde eine Ausnahme gemacht, erst elf Jahre alt erhielt sie die Aufnahme und noch nicht funfzehn Jahre alt die Entlassung mit dem Zeugniß völliger Reife. Ihre Lehrer in Prag waren, was Theorie und höhere musikalische Bildung überhaupt anbelangt, der Kapellmeister Triebensee, im Klavierspiele der berühmte Pianist Piris, im Gesange der Flötist und Komponist Bayer und die Gesanglehrerin Czegka. Ihre Entlassung stand mit der plötzlichen Erkrankung der ersten Sängerin des Theaters in Verbindung; da kein anderer Ersatz aufzufinden war, so mußte die Sontag wider ihren Willen in der Rolle der Prinzessin in „Johann von Paris" aushelfen. Mit Zagen und Zittern betrat sie die Bretter und feierte einen doppelten Triumph, einmal dem Publikum, dann ihren Lehrern gegenüber, welche die Ausbildung einer solchen Schülerin für vollendet erklärten. Sie ging mit ihrer Mutter nach Wien, wo sie Gelegenheit fand, die große Sängerin Fedor-Mainville zu hören, in deren Geist einzudringen und sie in Methode und Vortrag zum Muster zu nehmen. Vier Jahre setzte sie ihr Studium mit dem treuesten Eifer und einem entsprechenden Erfolge fort, die deutsche und italienische Bühne der Kaiserstadt betrat sie nur nebenbei, in jeder Rolle neue Fortschritte zur künstlerischen Selbständigkeit bekundend. 1824 verließ sie als gereifte Künstlerin Wien, um ihre erste Kunstreise anzutreten. Leipzig mit seinen schönen Kunstinstituten, seinen Kunstkennern und Kunstfreunden, seinen zahlreichen Zeitschriften, pflegt der Ort zu sein, wo Künstler aller Art ihr Talent der Probe unterwerfen, um bei günstigem Ausfall mit einem wohlgegründeten Ruf in die Welt gehen zu können. Die Sontag sang in Leipzig in mehreren Opern, namentlich in der „Euryanthe", und erntete stürmischen Beifall. Die Zeitungskorrespondenten, an denen Leipzig den empfindlichsten Ueberfluß leidet, setzten die Lobposaunen an den Mund, die Zeitungen von ganz Deutschland wurden mit überschwänglichen Artikeln versorgt, und die Gefeierte, wie sie nun in dem Kanzleistyl der Theaterkritiker hieß, erhielt ein Engagement an der Königstädter Bühne zu Berlin. Mit ihr wurde ihre Mutter und ihre Schwester Nina, damals noch in Kinderrollen beschäftigt, dort engagirt. In dem Justizrath Bode wurde ihr ein Vormund gegeben, der sie wie eine Tochter liebte und ihre Einkünfte so gut anlegte, daß sie im Besitz eines ansehnlichen Vermögens war, als sie zwei Jahre später ihre Reise nach Paris machte. Der Empfang, den sie unterwegs auf den größern Bühnen des südlichen Deutschlands fand, machte ihr Muth, aber es war doch ein gewagtes Unternehmen, in Paris mit einem unbekannten Namen,

den höchstens einige Zeitungen nebenbei genannt hatten, gegen die berühmten Italienerinnen in die Schranken zu treten. Die Tagblätter von Paris spöttelten, als sie ankam, über die petite allemande, und gefielen sich darin, ihr Bild zu zeichnen, das man sich in gemeinschaftlicher Uebereinstimmung als das einer robusten, wohl beleibten Provinzialsängerin mit großen Händen und rothen Armen ausmalte. Schon drei Tage nach ihrer Ankunft — hierin von der Manier der Sängerinnen abweichend, sich längere Zeit erwarten zu lassen — trat die Sontag auf dem Theater Favard in der Rolle der Rosine im „Barbier von Sevilla" auf. Die Räume des Theaters waren überfüllt, man erwartete einen Skandal, ein Fiasko, die Herren wollten höhnen, die Damen bemitleiden. Aber statt einer dicken Bäuerin erschien ein liebliches schüchternes Mädchen, dessen Glockentöne in der schönen Kavatine (Akt 1 Szene 6) so siegreich hervorbrachen, daß die Zuhörer ganz Enthusiasmus waren. In vierundzwanzig Vorstellungen steigerte sich der Beifall immer mehr, die Kunstschwärmer der Oper versetzten sich in eine Art von Delirium, es kamen Fälle vor, daß Dilettanten, um es allen Konkurrenten mit ihrem Beifall zuvor zu thun, vor Entzücken in Ohnmacht fielen. Die verbrauchten Mittel des Klatschens, Hervorrufs bei offener und geschlossener Szene, der Kränze, Devisen und Gedichte genügten nicht mehr, man wollte sich mit etwas Neuem, Unerhörtem Luft machen. Lange zermarterte man sich ohne Erfolg, endlich fand ein Glücklicher, was er brauchte. Eines Abends im Zwischenakt tritt er an die Brüstung seiner Loge, macht dem Publikum seine Verbeugung und erbittet sich das Wort. Alles schweigt, und er beginnt: „Ich schlage vor dem König von Preußen den Krieg zu erklären." Man unterbricht ihn mit unwilligem Geschrei, man pocht und zischt, und es läßt sich der ominöse Ruf vernehmen: „Hinaus mit dem Narren!" Er läßt sich aber nicht einschüchtern, und eine momentane Pause benutzend fährt er fort: „Nicht um eine Provinz, sondern um Fräulein Henriette Sontag zu erobern." Ein allgemeiner Beifallssturm belohnt seine Beharrlichkeit, die Sontag wird vorgerufen und hundert Stimmen zugleich benachrichtigen sie von dem allgemeinen Wunsche, die Fahnen mit den Lilien ihrer Kehle zu lieb in Pulverdampf zu tauchen. Mehr als dieser Taumel, bei dem Mode und Eitelkeit die Hauptrolle spielten, will sagen, daß die Sontag mit ihrer Lieblichkeit die Starrheit aristokratischer Vorurtheile aufthauete. Durch den preußischen Gesandten bei einem festlichen Diner eingeführt, von Alexander von Humboldt in den Häusern seiner Bekanntschaft vorgestellt, durch ihre Begleiterin, eine Frau von Stand und Bildung, in dem fürstlichen Dalbergischen Hause bekannt gemacht, erhielt Henriette Sontag in den ersten Familien Zutritt. In den Cirkeln Benjamin Constant's, der mit einer Gräfin Hardenberg verheirathet war, verkehrte sie als der liebste Gast. Als nun gar die alte sittenstrenge Herzogin von Lothringen, Madame de Vaudemont, der sie im Hause Talleyrand's durch die Herzogin von Dino vorgestellt wurde, in die Worte ausbrach: „Ich möchte um die Welt nicht, daß meine Tochter anders wäre", war ihr Ruf in den höchsten Gesellschaftskreisen festgestellt. Es würde nun Niemand mehr gewagt haben, sie einzuladen, daß sie in einer Gesellschaft für Geld singe. Auch ihr Herz wurde bestürmt, ein berühmter Tonkünstler und ein junger Mann von hohem Range warben zugleich um ihre Hand. Ihr Gefühl sprach für den letztern, aber sie hielt sich verpflichtet, für ihre Familie zu sorgen, ein in dieser Beziehung noch in zartester Kindheit gegebenes Versprechen zu halten, und wies beide Anträge mit Zartheit zurück. Ihre Gesundheit hatte bei diesen innern Kämpfen gelitten, die Seebäder von Boulogne stellten sie indessen bald wieder her, und blühender als je kehrte sie im September 1826 nach Deutschland zurück. Mit der italienischen Oper in Paris hatte sie vorher einen Kontrakt auf dreijähriges Engagement geschlossen, wenn sie noch einmal nach Berlin ging, so war es nur, um ihren dortigen Verpflichtungen gerecht zu werden. Alle Anträge, ihren Berliner Kontrakt zu lösen und ihr die Verzeihung des Königs von Preußen zu erwerben, wies sie mit hohem Redlich-

keitsgefühl ab. Ihre Rückreise glich einem Triumphzuge, besonders Frankfurt am Main und Weimar bereiteten ihr den festlichsten Empfang. Von der Aufnahme in Frankfurt erzählt Börne (Gesammelte Schriften, in der kleineren Stuttgarter Ausgabe Bd. 1 S. 310 fgg.), und seine Schilderung mag hier als ein in mehrfacher Beziehung interessantes Zeitbild mit Abkürzungen einen Platz finden. Die Worte Börne's sind: „Man könnte einen Preis von hundert Dukaten auf die Erfindung eines neuen Adjektives setzen, das für die Sontag nicht verwendet worden wäre, und Keiner gewönne den Preis. Man hat sie genannt: die Namenlose, die Himmlische, die Hochgepriesene, die Unvergleichliche, die Hochgefeierte, die himmlische Jungfrau, die zarte Perle, die jungfräuliche Sängerin, die theure Henriette, liebliche Maid, holdes Mägdelein, die Heldin des Gesanges, Götterkind, den theuern Sangeshort, deutsches Mädchen, die Perle der deutschen Oper. Ich sage zu allen diesen Beiwörtern ja, aus vollem Herzen. Selbst nüchterne Kunstrichter haben geurtheilt: ihre reizende Erscheinung, ihr Spiel, ihr Gesang, könnte auch jedes für sich verglichen werden, so habe man doch die Vereinigung aller dieser Gaben der Kunst und der Natur noch bei keiner andern Sängerin gefunden. Auch diesem stimme ich bei, ob mich zwar die Seltenheit dieser Vereinigung nicht bestechen konnte; denn mit der größten Anstrengung war es mir nicht gelungen, sie zugleich zu sehen und zu hören, denn ich mußte ihre einzelnen Vorzüge zusammenrechnen, um die Summe ihres Werthes ganz zu haben. Daran halte ich mich: was eine wochentägliche deutsche Stadt in so festliche Bewegung bringen konnte, ohne daß der Kalender oder die Polizei befohlen, das mußte etwas Würdiges, etwas Schönes sein. Unsere Sängerin zu preisen, will ich von dem Taumel reden, den sie hier hervorgebracht; denn ein so allgemeiner Rausch, lobt er auch die Trinker nicht, so lobt er doch den Wein. Henriette Sontag könnte, mit einer kleinen Veränderung, wie Cäsar sagen: ich kam, man sah, ich siegte. Der Sieg ging vor ihr her, und ihr Kampf war nur ein Spiel zur Feier des Sieges. Die Eingangspreise in das Schauspielhaus wurden verdoppelt, und das sagt viel! denn uns Frankfurtern, so reich wir auch sind an Geld, ist jede ungewöhnliche Ausgabe eine unerträgliche. Die Zuschauer strömten in großen Schaaren herbei, und nicht blos die hiesigen Einwohner, nicht blos die Bewohner der nahe gelegenen Städte, gar weit her, von Cöln und Hannover kamen die Fremden. Es war wie bei den olympischen Spielen. Ein Engländer, der keinen Logenplatz mehr bekommen konnte, wollte das ganze Parterre für sich allein miethen, und zeigte sich, als man ihm bemerkte, daß dieses schicklicher Weise nicht auszuführen sei, sehr erstaunt über die wunderliche Kontinental-Prüderie. Ein junger Mensch machte den Weg von dem acht Stunden entfernten Wiesbaden zu Fuße, langte gerade hier an, als das Haus geöffnet wurde, erstürmte sich einen Sitz, war so gutmüthig, diesen einer matten Dame abzutreten, stellte sich, ward dann ohnmächtig, ehe die Vorstellung begann, wurde, weil in Ohnmacht zu fallen kein Platz da war, stehend und leblos von Hand zu Hand zur Thür hinaus geschoben, erholte sich erst wieder, als der Vorhang gefallen war, und kehrte noch in der nämlichen Nacht zu Fuße nach Wiesbaden zurück. Einen hiesigen Einwohner hatte die Enge und die Schwüle so erschöpft, daß er nach Hause gehen mußte und noch denselben Abend starb. Von einigen Verletzungen und Erkrankungen, von Solchen, die mehrere Tage das Bett hüten mußten, hat man sich erzählt. In diesen Tagen war das Intelligenzblatt wie besäet mit verlornen Ketten, Ringen, Armbändern, Schleiern und andern Dingen, welche Weiber im Gedränge verlieren können. Als ich am Tage des ersten Auftretens der Sontag zum Optiker kam, um mein zur Ausbesserung dahin gegebenes Perspektiv zu holen, mußte es unter andern funfzig Ferngläsern, die alle in gleicher Absicht dort versammelt waren, hervorgesucht werden. Es war eine allgemeine Augenrüstung der ganzen waffenfähigen Mannschaft in Frankfurt, und die vielen hundert im Glanze des neuen Kronleuchters schimmerden Fernröhre,

die alle auf ein schwaches Mädchen gerichtet waren, boten einen furchtbaren, kriegerischen Anblick dar. Doch nie war eine Artillerie schlechter bedient worden, denn der Feind wurde gar nicht, nur die ungeschickten Artilleristen wurden beschädigt. Das Schauspielhaus wurde zwei Stunden früher als gewöhnlich geöffnet, und schon lange vorher war der große Platz vor demselben mit Menschen bedeckt. Die Hälfte der Menge war gekommen, in das Haus zu dringen, die andere Hälfte hinter der Fronte dem Kampfe zuzusehen. Ein hiesiger Theater-Kritiker hat das Gedränge sehr treffend mit den Worten geschildert: „Man hätte glauben sollen, dem ersten eintretenden Fuße wäre ein Paar goldene Stiefel zugedacht.“ Nun denke man ja nicht, es sei etwas Kleines, es sei ein bloßes Lustgefecht, in das hiesige Theater zu stürmen. Das Haus ist gar nicht gebaut, den Eingang zu erleichtern, sondern vielmehr ihn zu erschweren, es ist wie eine Festung gebaut, der sich Vauban nicht zu schämen hätte. Eine so hochgespannte Erwartung zu befriedigen, habe ich, ehe ich die Wirklichkeit erfahren, nicht für möglich gehalten. Aber alle Zuschauer gestanden, daß Fräulein Sontag jede Erwartung übertroffen habe. Und hier, wo der Schein zum Wesen gehört, was könnte verführt, was geblendet haben? Eine bezaubernde, unbeschreibliche Anmuth begleitet alle Bewegungen dieser Sängerin, und man weiß nicht, ob man ihr Spiel oder ihren Gesang als den schönen Putz einer vollkommenen Schönheit ansehen soll. In scherzhaften Rollen bewahrt sie immer jene weibliche Schicklichkeit, die auf den Brettern so leicht zu verletzen, und in ernsthaften eine Hoheit, die zugleich gebietend und rührend ist. Madame Catalani soll von ihr geurtheilt haben: Elle est unique dans son genre, mais son genre est petit; wer sie aber als Desdemona in Rossini's Othello gehört hat, wird dieses Urtheil sehr ungerecht finden. Man vergaß ganz den abgeschmackten Text des Rossinischen Othello, man sah und hörte Shakspeare's Desdemona. Sie ist eben so bewunderungswürdig im einfachen Gesange, der zu dem Herzen spricht, als im verzierten, der nur mit dem Ohre plaudert. Man sah alte Männer weinen — eine solche Wirkung bringt bloße Künstelei, sei sie noch so unvergleich und unerhört, nie hervor. Ihre kleinen Töne, ihre wundervollen Verschlingungen, Triller, Läufe und Cadenzen gleichen den anmuthigen kindlichen Verzierungen an einem gothischen Gebäude, die dazu dienen, den strengen Ernst erhabener Bogen und Pfeiler zu mildern, und die Lust des Himmels mit der Lust der Erde zu verknüpfen, nicht aber jenen Ernst zu entadeln und herabzusetzen. Die Begeisterung, welche Henriette Sontag als Desdemona entzündet, glich einem griechischen Feuer, das gar nicht zu löschen war, und...... Doch jetzt klammere ich mich an den Felsen der Besonnenheit, der sich einzig mir zur Rettung darbietet. Vielleicht war es auch der Strudel, der mich fortgerissen, vielleicht war es nicht blos eine Art zu reden, wenn ich früher sagte: „ich weiß nicht mehr, was ich spreche.“ Sollte so etwas geschehen, sollte mir etwas Menschliches begegnet sein — dann will ich mich nicht allein dem spottenden Mitleide preisstellen, sondern mich unter meine schiffbrüchigen Leidensgenossen mischen, und will darum Einiges von dem erzählen, was einige Theater-Kritiker und Dichter hier und in Darmstadt von der Sontag gesagt, gesungen und gewüthet haben. So verbunden spotten wir der Spötter. Mir schwindelt! Ich habe trunkene Deutsche gesehen — aber nicht betrunken von Wein, sondern trunken von Begeisterung! Die Zeit im Gebähren, das Jahrhundert wird Vater werden, und große Dinge werden geschehen. Was ist gedichtet, was gefabelt worden! Es war ein Landsturmsaufgebot im Olymp; selbst die Weiber, Kinder, Greise und Veteranen der Mythologie mußten die Waffen ergreifen. Kritische alte Weiber haben der Sängerin Liebeserklärungen gemacht, und düstere Recensenten haben mit ihr gekos't. Schwere Philologen haben leichte Gedichte gemacht, und tändelnde Anakreons haben mit dem schönen Mädchen von Tod und Unsterblichkeit gesprochen, von dem Jammer der Erde und von der Seligkeit des Himmels, und haben sie sehr gebeten, ihre bisherige Unschuld zu bewahren.“

In Berlin kannte man ihr Pariser Engagement und machte ihr unerhörte Anerbietungen, wenn sie bei der königlichen Oper bleiben wolle. Sie erklärte ihren Widerwillen, einem gegebenen Worte untreu zu werden, und nun rief man sogar die Hülfe der Gesetze an, um sie zum Bleiben zu zwingen. Dieser Versuch mußte indessen fehlschlagen, da die Sontag, als in Koblenz geboren, ihr Familienrecht nach französischen Gesetzen hatte, mithin mit dem erreichten 21. Jahre volljährig war und über sich disponiren konnte. Da ihr Aufenthalt nur ein kurzer war, so beeilten sich die Berliner, in diesen kurzen Zeitraum alle Extravaganzen zusammenzudrängen, deren ein verrückt gewordener Enthusiasmus überhaupt fähig ist. Ein nüchtern gebliebener Theaterrecensent, als Kritiker begabter wie als Dichter, Ludwig Rellstab, geißelte diesen Theaterfanatismus in einem satyrischen Roman: „Henriette, die schöne Sängerin", wofür ihn die im Schwindel umhergetriebene Hauptstadt der Intelligenz in Acht und Bann that. Nicht zufrieden damit, richtete man auch Reklamationen an die Gerichte, und diese Art von Stadtaufruhr endete mit einer Verurtheilung zu mehrmonatlichem Gefängniß, das „der Pasquillant" in Spandau zu verbüßen hatte. Die Sontag reiste inzwischen nach Paris (September 1827), um neue und größere Triumphe zu feiern. Die Pasta trat eben in ihren beiden Hauptrollen Desdemona und Semiramis auf, eben diese Rollen wählte auch die Sontag und trug über ihre Nebenbuhlerin den Sieg davon. In London, wo sie mehrere Monate gastirte, erreichte sie den Kulminationspunkt ihres Ruhmes und Glücks. Nach ihrer Rückkehr zur Pariser italienischen Oper verbreiteten sich zum ersten Male nachtheilige Gerüchte über sie, die insofern begründet waren, als die eheliche Verbindung der Sontag mit dem Grafen Rossi, Gesandschaftssekretär bei der sardinischen Gesandschaft, da sie geheim gehalten wurde, den Anschein eines unlautern Verhältnisses annahm. Die Geburt eines aus dieser Ehe entsprungenen Kindes wurde durch einen angeblichen Fall maskirt, in dessen Folge die Sängerin mehrere Monate das Bett hüten müsse. Nach und nach wurde die wahre Natur des Verhältnisses mit dem Grafen Rossi bekannt, und die bösen Gerüchte verstummten. Die Sontag erklärte nun, daß sie die Bühne verlassen werde, nachdem sie eine letzte Kunstreise durch Europa gemacht habe. Auf dieser Reise wurde sie von ihrem Gemahl begleitet und trat mit einer fürstlichen Pracht auf. Ausgenommen in Berlin, wo sie am 19. Mai 1830 ihre frühere dramatische Laufbahn mit der Vorstellung der Semiramis von Rossini beschloß, trat sie nur noch in Konzerten auf. Von Berlin ging sie nach Rußland und sang in Moskau und Petersburg mit unglaublichem Erfolge. Nach Deutschland zurückgekehrt, sang sie zum letzten Male in Hamburg öffentlich in einem Konzerte, worauf die Deklaration ihrer Heirath erfolgte. Wir schließen diese Darstellung der ersten Periode der Sontag mit dem Urtheil, das Dr. **Schilling** in der „Encyklopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften" über sie ausspricht: „Neben der äußersten Reinheit, Klarheit, Lieblichkeit und Biegsamkeit der Stimme besaß sie die glänzendste Leichtigkeit, Nettigkeit und Eleganz des Vortrags. Uebertrafen eine Schechner und Pasta sie wohl an Kräftigkeit und Fülle des Ausdrucks, und in neuerer Zeit eine Malibran an Universalität des Talents, und früher eine Catalani vielleicht an Fertigkeit und Großartigkeit des Gesanges, so stand sie denselben doch bei Weitem voran in jener Zartheit der Bildung, welche entzückt. Sie erschütterte nicht durch eine imponirende Stimmfülle, aber bezauberte durch wahre Flötenpassagen, welche sie größtentheils mit halber Stimme, aber mit der vollkommensten Artikulation vortrug, und rührte durch Lieblichkeit des einfachen Gesanges. War sie nicht eigentlich groß im Heroischen und Tragischen, so war sie doch unübertrefflich im Sentimentalen und Scherzhaften, wie überhaupt in dem, was mehr das Herz für sich als die gesammte Geistigkeit des Hörers ergreift. Nehmen wir die genannten allenfalls aus, so ist wohl noch keine Sängerin dagewesen, und wird sicher sobald auch keine wieder erstehen, welche, selbst über die höchste Vollkommenheit im Technischen hinaus, an

Geschmack und Erfindung der Sontag auch nur nahe kommt. Wer hat sie gesehen und gehört z. B. als Fräulein im „Schnee," als Rosine im „Barbier," als Italienerin, Cenerentola, Helene, Donna Anna, Prinzessin von Navarra, Euryanthe, Agathe, Karoline und Sophie, und ist nicht noch jetzt, in der Erinnerung, selig bewegt von ihrer ganzen Erscheinung? — Welche andere Sängerin hat in diesen und solchen Rollen vor und nach ihr so Vollkommenes geleistet? — Haben die meisten jener Opern doch auch nur durch sie allein das Glück gemacht, auf welches die Komponisten stolz sind. Eine Blume voll des zartesten Duftes und anziehend allein erscheint sie in dem großen, üppigen Sängerstrauße der Zeit. Dabei war sie das liebenswürdigste Mädchen zugleich."

Als Frau des Grafen Rossi begleitete sie diesen zu den verschiedenen Gesandschaftsposten, die ihr Gatte zu verwalten hatte. Anfangs war sie mit ihm im Haag, dann begleitete sie ihn nach Franfurt am Main und von da nach Neapel. Von diesem Posten, den der Graf 1834 antrat, wurde er bald darauf abgerufen, um als sardinischer Geschäftsträger nach Rio de Janeiro zu gehen. Man schickte ihn in diese Verbannung auf den Wunsch des sardinischen Adels, der, an Hochmuth viel reicher als an materiellen Gütern, nicht ertragen konnte, daß eine durch Liebreiz und Reichthum jeder Art ausgezeichnete Dame an der Seite eines unbedeutenden Grafen erscheinen sollte. Die Verbannung wurde indessen zurückgenommen, und der Graf blieb in Europa. Lange Jahre vertrat er seinen Souverän am preußischen Hofe, in Berlin, wo seine Gattin zuerst auf der Bühne geglänzt hatte. Die Gräfin vernachlässigte ihre musikalischen Studien keineswegs, sie ließ sich oft in Privatkreisen hören, ihr Leben war ein glückliches. Alle Gerüchte, die das Gegentheil behaupten wollten, waren grundlos, doch möchten wir nicht glauben, daß die kältere, mit Herablassung versetzte Huldigung, die ihr in den Hofcirkeln zu Theil wurde, sie habe entschädigen können für das Jauchzen der Begeisterung, an das ihre frühere Laufbahn sie gewöhnt hatte. Künstlerherzen können nur in der Umgebung, in die sie gehören, voll und frei schlagen, und wir glauben gern, daß das bessere Theil von einer gefeierten Nebenbuhlerin der Sontag gewählt wurde, die einen ganz ähnlichen Heirathsantrag abwies und auf spätere Vorwürfe nur die Antwort hatte: „Was würde ich denn sein? Eine armselige Gesandtenfrau" (una povera ambasciadrice). Bei dem Anfange der großen Bewegung von 1848 war der Graf noch als Gesandter in Berlin, jetzt ohne Vermögen, da die beträchtlichen Ersparnisse seiner Gemahlin sowohl, als die geringfügigen Summen, die er selbst in die gemeinschaftliche Kasse hatte werfen können, in den Repräsentationskosten draufgegangen waren. Die Revolution nahm ihm nun auch noch sein Amt und sein Einkommen, da er zu den älteren Diplomaten gehörte, die den Anforderungen der neuen Zeit an größere Sparsamkeit des Hofes geopfert wurden. Der Graf, heißt es, ertrug den Schlag, der seine Existenz beeinträchtigte, mit männlichem Muth, und verzichtete sogar auf den ihm angetragenen Ruhegehalt. Es ward Raths gepflogen zwischen ihm und seiner Gattin, und wohl mag die Erinnerung an gefeierte Triumphe, das wiederauftauchende Bedürfniß des Künstlerlebens unter berauschender öffentlicher Anerkennung auf die Entscheidung mit eingewirkt haben; kurz, nach reiflicher Ueberlegung ward beschlossen, daß die Gräfin wieder als Sängerin erscheinen, Henriette Sontag zum zweiten Male ihre künstlerische Laufbahn beginnen solle. Auf diese unverhoffte Nachricht begab sich Herr Lumley, der bekannte Direktor der königlichen Oper zu London, flugs auf den Weg nach Berlin, um für die Bühne Ihrer huldvollen Majestät der Königin von England die huldreiche Fürstin des Gesanges zu gewinnen. Es gelang. Ein Vertrag ward unterzeichnet. Einige Tage darauf hatte Gräfin Rossi Berlin verlassen und Demoiselle Sontag ihren Einzug in London gehalten. Man schlug ihr zu ihrem Antritt den Barbier von Sevilla vor, worin sie so schöne Triumphe gefeiert. Sie lehnte das Anerbieten ab. „Wird man denn nicht sagen, daß ich eine Passagensängerin bin und immer wieder die alte Leier anstimme?" bemerkte

sie, und verlangte in einer neuern Opern aufzutreten — der Linda von Chamouny. Die Proben wurden angesetzt, Lablache, der denkende Künstler und treue Freund, gebeten ihnen beizuwohnen als Richter und Beistand; Sonnabend den 7. Juli war erste Vorstellung, ganz London in Bewegung, und Abends das Haus überfüllt. . . . Beim Aufrollen des Vorhangs stand jeder auf seinem Posten. Die Spannung war allgemein. Wie hätte nicht manches Herz klopfen müssen bei dem beängstigenden Gedanken an das nahe Erscheinen der Künstlerin, die einst in ihrem Fach als der ersten eine gegolten, und nun an einem und demselben Abend das Glück ihrer Zukunft und zugleich den Ruf der Vergangenheit aufs Spiel setzte! Ich habe, schreibt ein Pariser Augenzeuge, aus dessen Bericht wir diese Zeilen entnehmen, ich habe beim Grafen Pourtalès in Paris das Porträt der Demoiselle Sontag in ganzer Figur von Paul Delaroche gesehen. Es ist aus ihren Jugendjahren, aus der Zeit ihres ersten Auftretens in Paris. Seit jenen Jahren hat sie an Fülle der Gestalt gewonnen, ohne jedoch den Anstrich von Vornehmheit, den Adel eingebüßt zu haben, durch welchen sich schon damals ihre ganze Persönlichkeit auszeichnete. Es sind immer noch die feinen ausdrucksvollen Gesichtszüge, die schöne Harmonie der Formen und jener ihr angeborne Anstand, den sie weder am Berliner noch am Petersburger Hof verlieren konnte. Die Handlung der Linda von Chamouny ist bekannt; keine anmuthig heitere wie im Barbier, den Rossini's genialer Wurf mit hinreißender Kraft ausstattete, sondern eine ernste, rührende, keine zum Lachen, eine zum Weinen. Schien doch fast die Sängerin, die als Rosine so ganz in ihrem Elemente war, durch die Wahl der dieser Rolle völlig entgegengesetzten Linda Ansprüche anderer Art andeuten zu wollen. Kurz vor dem Tag ihres Auftretens hatte der englische hohe Adel der Sängerin seine Aufwartung gemacht. Auch die Königin hatte sich kurz vor ihrer Abreise nach der Insel Wight viel mit dem Wiederauftreten der deutschen Sängerin beschäftigt. Unter solchen Umständen konnte diese jedenfalls auf eine wohlwollende, wenngleich auch nicht gar leicht zu befriedigende Zuhörerschaft rechnen. Das einzige gefährliche und allerschlimmste war das noch frische Andenken an die begeisternde Jenny Lind. Die Sängerin erschien. Ihr Auftreten ward mit einem Beifall begrüßt, der sich in fünf bis sechs rauschenden Salven zu erkennen gab. Sie sang, und mit ihren Tönen ergoß sich ein wahrer Zauber über die Hörer. Anmuth, Zartheit, Einfachheit, Färbung des Vortrags, Ausdruck und Empfindung, alles verrieth die vollendete Künstlerin. Sie schuf aus dieser von mancher Sängerin mit Geringschätzung betrachteten Linda eine ganz neue Rolle, und riß die Mitwirkenden mit sich fort. Die Vorstellung war vorzüglich. Eine Arie, ein Duett, ein Finale und eine Cavatine mußten wiederholt werden, und die Sängerin ward unter Beifallsturm und Blumenregen zehn- bis zwölfmal hervorgerufen. Lumley hatte der Sontag einen Jahrgehalt von 8000 Pfund Sterling zugesichert und machte glänzende Geschäfte. 1849 und 1850 sang sie in London und machte nur einmal, so viel uns bekannt, einen Abstecher nach Belgien, um in Brüssel ein Konzert zu geben. Für die nächste Saison übernahm Lumley die Leitung der italienischen Oper in Paris und betrieb die Sache wieder im großartigen Styl; obgleich die Alboni, die Grisi, Mario nach Spanien gingen, bildete er eine neue Gesellschaft mit Frau Sontag an der Spitze, mit Lablache, Calzolari, Ferranti, und gewann für die Leitung sämmtlicher musikalischer Angelegenheiten unsern Landsmann Karl Eckert, dessen große Oper: Wilhelm von Oranien, in Berlin, so wie im Haag, mit außerordentlicher Theilnahme gegeben wurde. Die Pariser vornehme Welt mochte anfänglich an ein neues Aufleben der italienischen Oper nicht recht glauben, und die erste Vorstellung der diesjährigen Saison wurde wenigstens zu Anfang mit eisiger Kälte aufgenommen, doch schon in dem zweiten Akte drang Frau Sontag durch und ist jetzt der gefeierte Liebling eben so der Pariser Theaterwelt, wie sie es im vergangenen Jahre der Londoner war. Es ist aber auch unmöglich (es ist ein deutscher Korrespondent aus Paris, der hier spricht), etwas liebenswürdigeres

zu hören und zu sehen als diese Künstlerin, die vor langen langen Jahren mit dem bedeutendsten Namen, den je eine deutsche Sängerin gehabt, vom Schauplatze abtrat, um nach dieser geraumen Zeit wieder in voller Jugendkraft aufzutreten, und eben diesen gefeierten Namen mit neuen, frischen Lorbeern zu umgeben. Man geht mit einem gewissen, spannenden, um nicht zu sagen ängstlichen Gefühle hin, Frau Sontag zu hören, doch schon ihre Erscheinung allein, der Beifallsturm, mit dem sie das sonst so kühle Publikum im Saal Ventadour empfängt, die ersten herrlichen frischen Töne, die sie anschlägt, lassen uns frei aufathmen, wir theilen ihre Sicherheit, wir geben uns ganz dem herrlichen Genuß hin sie zu hören. Es ist unerklärlich aber wahr, an dieser Frau ist die Zeit spurlos vorübergegangen, ihre rauhe Hand — so scheint es wenigstens — hat nicht eine einzige dieser Blüthen abzuknicken vermocht; das sind noch dieselben weichen, schmelzenden, liebeswarmen Töne, die vor so und so vielen Jahren alles entzückten, alles dahinrissen! Mit unaussprechlichem Behagen folgt man diesen melodischen lieben Klängen, unbekümmert um die unendlichen Schwierigkeiten ihrer Passage, ihrer Fiorituren; man fühlt sich getragen durch die Sicherheit, Leichtigkeit, mit der Frau Sontag ihre Töne anschlägt, mit der sie alles das unternimmt und glänzend durchführt; man ist überzeugt, es kann ihr nichts mißlingen. Diese Behaglichkeit sieht man aber auch an der Art, wie das versammelte Publikum seinen Beifall zollt. Die Damen in den Logen nicken ihr freundlich zu, jede schaut entzückt ihre Nachbarin an, alle die goldgestickten Fächer gerathen in Bewegung, alte Herren lehnen sich in ihren Fauteuil zurück, gedenken der Zeit, wo sie vor 20 Jahren die Sontag ebenfalls gehört, und glauben sich einen Augenblick in jene Zeit zurückversetzt, mit dem angenehmen Gedanken, auch sie seien so frisch und jung geblieben wie die Stimme der Künstlerin da unten. Eine Todtenstille herrscht in dem großen Hause, ein leises Bravo ertönt, schwillt zu lautem Jubelrufe an und hört mit einem Male wieder auf, damit man nichts von den neuen prächtigen Tönen verliere, die sie so eben angefangen. Dabei steht die Sontag ganz ruhig, ohne die geringste unnöthige Bewegung auf der Szene, eine angenehme, wohlthuende Erscheinung, die dem Publikum die Töne lachend und spielend entgegenwirft. In der ungezwungensten Art schlingt sie die Fäden ihres Gesanges zu einem zierlichen Gewebe der anmuthigsten Figuren, nichts ist überflüssig, nichts zu viel, keine Ueberladung, alles voll Anmuth und Schönheit. Musikkenner behaupten, und gerade solche die keine Enthusiasten sind, ihre Stimme habe, namentlich in der Tiefe, bedeutend an Kraft gewonnen, in keiner Lage verloren. Bei allem dem hat die große Künstlerin durch ihr Auftreten in London und hier eine sehr schwere Aufgabe übernommen, sie singt wenigstens viermal in der Woche, hält täglich aufs genaueste ihre Proben, fehlt niemals in denselben, ein nachahmungswerthes Beispiel vieler ihrer Kolleginnen bei uns, die gewohnt sind bei dem Zunehmen ihres Rufes und vielleicht auch ihrer Kunst beständig neue Launen und Capricen anzunehmen, zur Qual sämmtlicher Hofintendanten und Direktoren.

Von Frankreich ist Henriette Sontag nach Deutschland gekommen, um in den Hauptorten zu gastiren, von denen ihr aber die preußischen Städte durch Schicklichkeitsrücksichten verschlossen sind, da sie nicht wohl in einem Lande gastiren kann, wo ihr Gatte dereinst der Repräsentant eines Monarchen war. Die starken Einnahmen, die sie erhebt — sie erhält für den Abend nicht unter hundert Louisdor — sind einer Frau wohl zu gönnen, die am Abend ihres Lebens, den Vorurtheilen ihres gegenwärtigen Standes trotzend, für die Existenz ihrer Kinder aufopfernd thätig ist. In der nächsten Zeit wird sie nach England zurückgehen, als Hauptzierde der deutschen Oper, die Lumley in London zu begründen denkt. Mit einer Rundreise durch die Vereinigten Staaten wird ihre künstlerische Laufbahn abschließen.

Die Krippen (Crèches) sind Anstalten, welche die ganz kleinen Kinder armer, braver Mütter gegen geringe Entschädigung den Tag über in Aufbewahrung nehmen, verpflegen und versorgen. Man könnte sie mit einem längern Namen

auch Säuglingsbewahranstalten nennen. Die Mütter sollen durch diese Anstalten Zeit für die Arbeit und den Unterhalt gewinnen, die Kinder durch eine sorgsame Pflege vor Gefahr geschützt werden. Almosen soll die Krippe nicht geben, sie läßt von den arbeitenden Müttern für die Kinder sich eine Kleinigkeit bezahlen. Hat sie Nutzen für die Mutter und das aufgenommene Kind, so ermöglicht sie auch den Schulbesuch für die größern Kinder, die gewöhnlich während der Abwesenheit der Mutter die Bewachung der kleineren Schwestern und Brüder zu übernehmen haben. Der segensvolle Fortschritt, der durch die Krippen entsteht, liegt noch insbesondere in dem sittlich veredelnden Beispiel einer vernünftigen Kinderpflege, zu der kein Buch und keine Predigt die untern Volksmassen zu bringen vermag, zu der nur die liebevoll geleitete Hand der eigenen Erfahrung verhilft. Die Einrichtungen in den verschiedenen Krippen weichen in Einzelnheiten von einander ab, wir wählen zu der nachfolgenden Darstellung die Krippe im Breitenfeld zu Wien, theils wegen ihrer musterhaften Einrichtung, theils weil sie die erste derartige Anstalt in Deutschland ist. (Vgl.: Die Krippe im Breitenfeld zu Wien. Eine Monographie sammt einer Statistik der Krippen Europa's, von Dr. Karl Helm. Leipzig, 1851.)

Die Krippe im Breitenfelde zu Wien ist vom Central-Vereine für Krippen gegründet und steht unter der Oberleitung der Direktion des genannten Vereins. Die unmittelbare Leitung und Ueberwachung besorgt ein Komité, bestehend aus einem Mitgliede der Direktion, der leitenden Aufsichtsdame und jenen Aufsichtsdamen, welche sich zu einem regelmäßigen Besuche an bestimmten Wochentagen verpflichtet haben. Aufnahme finden nur Kinder in dem Alter von vierzehn Tagen bis zum vollendeten zweiten Jahre, die gesund sind und von armen, braven, außer dem Hause arbeitenden Eltern abstammen. Ueber die Gesundheit entscheidet der Arzt, der auch das Impfen besorgt. Die Ernährung der Kinder richtet sich nach dem Umstande, ob sie gleichzeitig von ihren Müttern gesäugt werden, und nach ihrem Alter. Nur die gesundesten, auf das reinlichste zugerichtete Speisen werden gereicht und immer kurz vor dem Gebrauche bereitet; das Wärmen derselben auf dem Ofen ist streng untersagt. Das Lokal befindet sich in einer der gesündesten Vorstädte, in einem in einer breiten Straße belegenen einstöckigen Hause. Eine helle Treppe führt zu der im ersten Stockwerk befindlichen Anstalt, durch ein lichtes Vorhaus gelangt man zu den beiden Zimmern und dem Kabinet, woraus die Räumlichkeiten bestehen. In dem ersten Zimmer halten sich vorzugsweise die Kinder auf, welche nicht schlafen, und es befinden sich hier zwei sogenannte Gehschulen, deren Bestimmung darin besteht, die Kinder auf die einfachste Art aufstehen, stehen und gehen zu lehren. In dem zweiten Zimmer stehen die Bettchen, mit Gestellen von Eisen, einem Strohsack, einem mit Häckerling gefüllten Kopfkissen, einem Leintuch, einem Fleck Wachsleinwand und einer Decke. In das Kabinet werden die Kinder getragen, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Sämmtliche Lokalitäten sind gedielt. An den Hof grenzt ein Garten mit schattigen Bäumen und Wiesengrund, welcher mit seinem kleinen Gartenhause der Anstalt zur Benutzung überlassen ist. Drei Dienstmädchen besorgen die Kinder, die leitende Aufsichtsdame macht täglich mehrere Besuche, das Direktionsmitglied kommt wöchentlich mehrmals. Die überbrachten Kinder werden entkleidet, mit gestandenem Wasser mittelst Handtüchern gereinigt, gekämmt und mit der Wäsche der Anstalt bekleidet. Jedes Kind behält sein Bett und sein Eßgeräthe, so wie die Wäsche, die es am Tage des Eintritts bekommt, so lange es in der Anstalt ist. Die in der Anstalt befindlichen Windfänge (Ventilatoren) sind unausgesetzt in Thätigkeit. Die Zimmerwärme wird meistens auf 13° Reaumur gehalten, gegen Abend etwas kühler. Die Verpflegungsgebühr für die Kinder beträgt zwei Kreuzer täglich, und ist täglich früh beim Ueberbringen der Kinder zu entrichten. Da in Wien zur Zeit noch keine Kleinkinderbewahranstalten bestehen, so hat der Centralverein eine zweite Abtheilung der Krippe gegründet, wo die älteren Kinder versorgt

werden. Im Jahre 1850 haben die Auslagen die Einnahmen um 774 Gulden überstiegen, welche vom Centralverein bestritten wurden. Außer der Breitenfelder Krippe bestehen in Wien noch sieben (Neue Wieden, Schottenfeld, Brigittenau, Leopoldstadt, Wieden, Gumpendorf und innere Stadt). Die Breitenfelder, die erste von allen, wurde am 4. November 1849 eröffnet. Man berechnet in den Krippen die Frequenz nach sogenannten Kindestagen, d. h. nach den Tagen, welche die aufgenommenen Kinder darin zubrachten; solche Kindestage zählen sämmtliche Krippen Wiens vom Augenblicke ihrer Entstehung bis zum 31. Oktober 1850 zusammen 28,003.

Die Krippen haben in Frankreich ihre Entstehung genommen, und es war der menschenfreundliche F. Marbeau, welcher zuerst auf ein Mittel bedacht war, den armen redlichen Müttern, welche sich um ihres Erwerbes willen von ihrem Säugling trennen müssen, entsprechend zu helfen. Die erste Krippe wurde in der Straße Chaillot in einem der ärmsten Quartiere von Paris errichtet und am 14. November 1844 mit zwölf Bettchen eröffnet. Das kleine Institut wurde auf die billigste und einfachste Weise eingerichtet, Damen von Stand, barmherzige Schwestern und Aerzte übernahmen wetteifernd die dabei nothwendigen Arbeiten. Diese Krippe, wie die zweite in der Straße Faubourg-du-roule mit 15, und die dritte in der Straße Saint-Lazare ebenfalls mit 15 Bettchen wurden noch ganz von den Beiträgen der Mütter und den milden Gaben der Gründer erhalten. Die sehr günstigen Resultate bestimmten sehr bald die Staats- und städtischen Behörden, die Sache zu fördern. Sowohl der Generalrath der Spitäler, als der Generalrath des Seine-Departements faßten in diesem Sinne Beschlüsse, auch die französische Akademie empfahl die Krippen auf Villemain's Bericht der Regierung, die Stadt Paris ließ nun mehrere Lokale neu erbauen, zahlte für andere den Miethzins, und die Regierung gab Zuschüsse. Ein Verein für Krippen, der auch ein regelmäßiges Journal, das Bulletin des Crèches herausgiebt, vermehrte die Zahl seiner Mitglieder in raschen Progressionen. Da die Regierung gleichzeitig strenge Mittel gegen die Aussetzung der Kinder ergriff, so hielt man es den Klugheits- und Menschlichkeits-Rücksichten angemessen, den Müttern, welche durch Elend oder momentane Verhältnisse gehindert sind, ihre Kinder aufzuziehen, eine entsprechende Hülfe zu gewähren. In mehreren Rundschreiben des Ministers des Innern wurden die Präfekten aufgefordert, für die Einrichtung von Krippen Sorge zu tragen, die auf einander folgenden Volksrepräsentationen, sowohl die Deputirtenkammer, als die Gesetzgebende Versammlung, als die aufgelöste Nationalversammlung beschäftigten sich mehrfach mit dem Gegenstande. Alle großen Städte Frankreichs haben gegenwärtig Krippen, dasselbe gilt von den meisten Städten zweiten und dritten Ranges, und die Nacheiferung beginnt unter dem Einflusse der Grundeigenthümer und Pächter sich bis auf das flache Land zu verbreiten. Nachdem sieben Jahre seit Eröffnung der ersten Krippe verflossen sind, zählt Frankreich gegenwärtig über 400 solcher Anstalten. Paris hatte zu Ende 1851 achtzehn, im Seinedepartement bestehen noch weitere sechs, in Belleville, Neuilly, Thernes, Passy, Batignolles und Auteuil. Die Anzahl der Kindestage, in den sämmtlichen Krippen des Seine-Departements belief sich im Jahre 1850 auf 137,356, wovon 114,903 auf die Krippen von Paris und 22,453 auf die Krippen der nächsten Umgegend entfallen. In den Pariser Krippen befanden sich 1850 im Durchschnitt täglich 383 Kinder, die Gesammteinnahme war 96,887 Franken, wovon die Mütter 16,916 Fr. beitrugen, die Gesammtausgabe 77,764 Fr. Vor der Februarrevolution wurden in jeder Krippe ohne Unterschied für einen Kindestag 20 Centimes und für zwei Kinder derselben Mutter 30 Centimes gezahlt, seitdem fordert man in zwei Krippen von Paris 10, in zwei andern 15 Centimes, in allen andern wie früher 20. Die Leitung der Krippe führt ein Verwaltungsrath, ein Ausschuß von Damen und ein Ausschuß von Aerzten. Von den achtzehn Aufsichtsdamen sind zehn weltliche Frauen, acht barmherzige Schwestern.

Die größte Schwierigkeit besteht in Paris in den Lokalen. Der hohe Miethzins ist dort eine der drückendsten Auslagen und ein Hinderniß der größern Vermehrung, ja es giebt Stadttheile, z. B. St. Roch, wo man keine Lokalität finden konnte.

Belgien war der erste Staat, wo die Krippe Nachahmung fand, die erste derartige Anstalt war die Crèche-École-gardienne in der Gemeinde St. Josse-ten-Noode zu Brüssel. Diese Anstalt, welche in jeder Hinsicht als eine Musteranstalt zu betrachten ist, steht in Verbindung mit einer Kleinkinderbewahranstalt und besorgt arme Kinder von der Geburt bis zu dem Alter, in welchem dieselben im Stande sind, die Primärschule zu besuchen. Nach ihrem Vorbilde sind die andern in mehreren Städten Belgiens bestehenden Krippen eingerichtet. Auf einer Reise nach Paris lernte die Gattin eines englischen Parlamentsmitgliedes, Frau Holland, die französischen Krippen kennen und veröffentlichte nach ihrer Rückkehr einen Aufsatz darüber. Ihr Vorschlag erregte die verdiente Theilnahme, es wurde ein Versuch mit einer Krippe in der Pfarrei Marylebone gemacht und eine andere in Kensington errichtet. Neben dieser Dame hat sich besonders Frau Arthur Hobhouse Verdienste um die Krippen erworben, die sie auch zu dem Zwecke empfiehlt, um der Schrecken erregenden Sterblichkeit der armen Kinder der arbeitenden Klassen in Manchester entgegenzuwirken. Zur Zeit besitzt England vier Krippen, die dort infant nurseries genannt werden, wovon zwei in London, eine in Plymouth, eine in Manchester. Die älteste in Marylebone hat eine Lokalität von zwei Zimmern mit zwölf eisernen Bettchen, und wird von einem Ausschuß von Damen geleitet, welcher sich am ersten Donnerstag eines jeden Monats versammelt, um Einsicht in die Bücher zu nehmen und die nothwendigen Angelegenheiten zu verhandeln. Jedes Ausschußmitglied übernimmt durch eine Woche den Besuch der Anstalt. Die Mütter, welche ihre Kinder in die Krippe aufgenommen haben wollen, müssen eine Anempfehlung von einem Geistlichen der Pfarre, oder einem achtbaren Eigenthümer des Bezirks, in dem sie wohnen, mitbringen. Die Kinder werden in jedem Alter zwischen einem Monat und drei Jahren zugelassen, für jedes Kind bezahlt die Mutter täglich drei Pence. In Italien wurde die erste, bis jetzt einzige Krippe (ricovero pei bambini lattanti) zu Mailand gegründet und am 15. Juni 1850 eröffnet. Diese Krippe steht unter der Leitung des Schriftstellers Giuseppe Sacchi. Die in Kopenhagen bestehende Krippe, welche gleich den englischen nur Kinder verheiratheter Mütter aufnimmt, besteht seit dem 17. Mai 1849. Der etwas hohe Preis beträgt für jedes Kind zwei Neugroschen (etwas über 4 Kr.) täglich, was aber nicht verhindert, daß fast die Benutzung der Anstalt im Steigen begriffen ist, weshalb die ursprünglichen 12 Plätze auf 18 haben erweitert werden müssen. Die Krippe ist auch nur für strebsame und fleißige Frauen, es wird von den Aufsichtsdamen darauf gesehen, daß die Mütter arbeiten und ihre Kinder reinlich halten, erfüllt eine Mutter diese Bedingungen nicht, so wird ihr die Erlaubniß, die Anstalt für ihr Kind benutzen zu dürfen, nach wiederholter Warnung entzogen. In Pesth hat sich ein Verein für Krippen gebildet, und die erste Anstalt dieser Art ist im Werden begriffen. Die einzige, außerhalb Oesterreich in Deutschland befindliche Krippe ist die Dresdener, welche die Königin von Sachsen unter Beirath des Appellationsraths G. A. Ackermann hat ins Leben treten lassen. Diese wurde am 2. Juni 1851 eröffnet, und es werden die Kosten bis jetzt aus der königlichen Kasse bestritten. Bei der Einrichtung derselben hat sich der Dresdener Frauenverein durch Spendung von Wäsche und Effekten betheiligt, eine Pflegemutter und Marienmädchen besorgen unter Oberaufsicht und Leitung der Vorsteherinnen der Kleinkinderbewahranstalten die Aufsicht und Wartung der Kleinen. Auch hier finden nur eheliche Kinder Aufnahme, um die Eltern nicht aller materiellen Sorge für die Kinder zu entfremden, wird von jedem verpflegten Kinde täglich ein Neugroschen erhoben. Nach dem Muster dieser Anstalt wird in Leipzig eine Krippe vorbereitet.

Literatur: Des Crèches, par F. Marbeau, Paris 1846 (4. Aufl., dieses Werk hat die französische Akademie gekrönt). — Visite à la Crèche-Modèle par J. Delbruck, 1846. — Manuel de la Crèche Saint-Louis-d'Antin par Mme la Tresorière, 1850. — La Crèche sous la Republique, par Escodeca. 1849. — Les Crèches de Paris, 1850. — Bulletin des Crèches, Paris 1846—1850, und dessen Fortsetzung: Bulletin des Crèches et de l'education populaire, Paris 1851. — Giuseppe Sacchi, Sulla fondazione del primo ricovero pei bambini lattanti in Milano, mit zwei Fortsetzungen 1849—1851. — Public nurseries, London, 1850 — Außer dem schon angeführten Werke von Dr. Helm hat derselbe Verfasser noch ein Werkchen: „Ueber Krippen", Wien 1851, veröffentlicht.

Wilhelm Dode de la Brünerie, Marschall von Frankreich, wurde am 30. April 1775 zu Geoire, einer kleinen Stadt im Departement der Isère geboren. wo sein Vater Notar war. Er begann seine militärische Laufbahn im Ventose des Jahres II als Souslieutenant und Zögling auf der Genieschule zu Metz und wurde bereits im Frimaire des Jahres III zur Kleber'schen Armee nach Deutschland gesendet, welche damals vor Mainz stand, und in dieser der Division Saint-Cyr zugetheilt, in welcher er am 1. Germinal zum Lieutenant und am 2. Fructidor zum Kapitän zweiter Klasse aufrückte. Im folgenden Jahre bei der Rheinarmee eingetheilt, war er zuvörderst bei dem Uebergange derselben über den Rhein bei Kehl thätig und wurde mit der Leitung des Angriffs auf den Inseln Erbrin beauftragt, worauf er an den Operationen des rechten Flügels bei der Division Delmas bis zum Einzuge derselben in Stuttgart Theil nahm. Er wurde hierauf vom General Moreau bestimmt, als Chef die Anlage des Brückenkopfs vor Hüningen zu leiten und nahm später an der Vertheidigung dieses Platzes bis zu dessen Uebergabe Theil. Auch beim zweiten Rheinübergange bei Diersheim am 3. Floreal des Jahres V betheiligt, dirigirte er die falschen Angriffe auf die Inseln Alhemden und das Fort Vauban und folgte den weiteren Operationen dieses Feldzuges, welcher bekanntlich durch den Frieden von Campo Formio beendigt wurde. Im Anfange des Jahres VI wurde der Kapitän Dode von Straßburg nach Toulon gesendet, um der ägyptischen Expedition beizuwohnen. Am 30. Floreal zu Marseille am Bord der Fregatte Alceste eingeschifft, sehen wir ihn zuerst in Thätigkeit bei der Landung auf der Insel Gozzo, wo er den gegen das Fort Chambras gerichteten Angriff kommandirte. Als die Armee in Alexandria ihre Ausschiffung bewirkte, wurde Dode zunächst der Brückenequipage bis Rosette und Gizeh attachirt, bald aber zu den Befestigungsarbeiten dieses letzteren Platzes, so wie Cairos verwendet. Später ließ er unter den Befehlen des Brigadechefs Cretin die Befestigungen von Alexandria ausführen und nahm im folgenden Jahre an den Expeditionen der Division Friant gegen die englische Armee unter den Mauern dieses Platzes Theil. Am 11. Floreal des Jahres VIII war er bereits zum Bataillonschef ernannt worden. Am 28. Brumaire des Jahres X nach Frankreich zurückgekehrt, wurde der Kommandant Dode zuvörderst als Sousdirektor der Fortifikationen nach Saint Omer verwendet. Doch erheischten die großartigen Befestigungsarbeiten am Kanal bald die nothwendige Hülfe der vorzüglichsten Ingenieure, und so sehen wir vom Messidor des Jahres XI an die Konstruktion der Forts von Heurt und de la Crèche, so wie sämmtliche Küstenbefestigungen vom Kap Grinez bis zur Mündung der Canche unter seiner geschickten Leitung entstehen. Am 9. Nivose des Jahres XII ward Dode zum Unterchef des Generalstabs des Genie der Armee der Küsten des Oceans und bei der Stiftung der Ehrenlegion am 25. Plairial zum Mitglied dieses Ordens ernannt. Der kühne Angriff Napoleons gegen Oesterreich führte hierauf Dode abermals über den Rhein. Seine vorzüglichste That in diesem Feldzuge war der mit eben so viel Schnelligkeit als Geschicklichkeit bewirkte Uebergang über den Inn bei Mühldorf, den er am 30. Brumaire des Jahres XIV an der Spitze von

4 Kompagnien Sappeurs und Mineurs erfolgreich ausführte. Nach der Schlacht bei Austerlitz zum Generalstabschef des Genie beim 5. Korps ernannt, wurde er nach der kurz darauf folgenden Besetzung von Brünn Befehlshaber des Genie dieses Ortes und der Citadelle des Spielbergs, in welcher Eigenschaft er jedoch nur kurze Zeit verblieb, indem ihn seine am 5. Nivose erfolgte Vorrückung zum Obersten zu seinen Funktionen beim 5. Korps wieder zurückrief, wo er den General Kirgener während der darauf folgenden Feldzüge gegen Preußen und Rußland ersetzte. In dieser Eigenschaft wohnte er dem Gefechte von Saalfeld, der Schlacht von Jena, dem Gefecht bei Ostrolenka, dem Uebergang über den Narew, so wie der Schlacht bei Pultusk bei. Am 14. Mai 1807 ward er zum Offizier der Ehrenlegion und am 9. Dezember 1807 zum Ritter des baierischen Militär-Verdienst Ordens ernannt.

Nach dem Frieden von Tilsit folgte der Oberst Dode dem 5. Armeekorps in die Kantonnements in Schlesien und ging von hier zur spanischen Armee 1808, wo er nach dem Tode des Generals Lacoste (den 13. Februar 1809) die Belagerungsarbeiten von Saragossa dirigirte, welche unter dem Marschall Lannes am rechten Ebroufer angelegt waren. Am 13. März 1809 zum Brigadegeneral ernannt und am 3. Juni d. J. mit den Funktionen des Chefs des Generalstabs des Genie bei der Armee von Spanien betraut, stand er in dieser Eigenschaft im Verlauf des Feldzugs den spanisch-englischen Truppen am Tajo und in der Mancha gegenüber. In diese Epoche fällt seine Ernennung zum Baron des Kaiserreichs, so wie das Kommando der zur Belagerung von Badajoz bestimmten Genietruppen. Im Oktober mit der Anlage eines befestigten Lagers des Buen Retiro von Madrid beschäftigt, rief ihn ein Befehl des Kaisers nach Frankreich zurück. Hier wurde er im Juni 1811 befehligt, die angeordneten Befestigungsanlagen von Ostende, Nieuport, Dünkirchen, Calais, Boulogne, Montreuil und Abbeville zu inspiciren und am 8. September mit der Befestigung der Küsten von Brest bis zur Loire beauftragt. Schon am 27. Januar 1812 wurde er jedoch wieder zur aktiven Armee und zwar an die Spitze des Genie des Ney'schen Armeekorps berufen, bei welchem er bis Liozna zwischen Witepsk und Smolensk blieb, um am 9. August in gleicher Eigenschaft zum 2. Korps überzutreten. Im russischen Feldzuge war er in den Kämpfen von Smolensk, Polozk, Tschanitzki, Borrissow und der Beresina unter den Befehlen der Marschälle Oudinot, Gouvion St. Cyr und Viktor thätig. Der unglückliche Ausgang des Feldzugs wies den Kaiser auf die Elb- und Oderlinie zurück, deren Festungen sofort in Vertheidigungszustand gesetzt wurden. Der Brigadier Dode wurde zu diesem Zwecke vom General Chasseloup am 2. Dezember nach Küstrin und Glogau geschickt und nach Beendigung dieser Arbeiten wiederum als Genie-Kommandant beim 11. Korps im April 1813 angestellt, doch schon am 6. Juni auf eine Spezialordre des Kaisers dem in der Gegend von Frankfurt sich bildenden Reservekorps unter dem Marschall Augereau überwiesen. Nach der Schlacht von Dresden sollte er ein ähnliches Kommando beim 14. Korps übernehmen, aber die rückgängige Bewegung der französischen Armee gestattete ihm nicht, dieses Korps zu erreichen, daher er im großen Hauptquartiere blieb, dem er bis Mainz folgte. Im November war er kurze Zeit dem Viktor'schen Korps zugetheilt, worauf er die Befestigungen von Landau bis zur Schweizergrenze inspicirte und am 17. November der italienischen Armee zugewiesen wurde, bei welcher er bis zur Räumung des italienischen Gebietes verblieb.

Im April 1814 kehrte Dode nach Paris zurück und wurde von Ludwig XVIII. mit Ehrenbezeigungen überhäuft, um ihn der königlichen Sache geneigt zu machen. Am 17. Juni erhielt er das Kreuz des heiligen Ludwig, wurde am 29. Juli zum Kommandeur der Ehrenlegion ernannt, am 4. August Mitglied der Kommission zur Festsetzung der Reklamationen der emigrirten Offiziere, den 20. August Generallieutenant und am 20. November Mitglied der Kommission zur Untersuchung der Bewaffnung und Restauration der französischen Festungen. Am

17. März 1815 wurde ihm das Genie-Kommando der Festung la Rochelle übertragen und er hierbei unter die Befehle des Herzogs von Bourbon gestellt, welcher Gouverneur der 5. Militärdivision des Westens war. Der Uebertritt der Armee im Felde zu Napoleon, der auch bald die Garnisonen der Festungen folgten, ist bekannt. Der Kaiser hatte zwar den General Dode nach seiner Rückkehr von Elba zur Begleitung des Herzogs von Treviso bei der Inspicirung der französischen Nordfestungen bestimmt, aber bei dieser Mission durch den General Campredon ersetzt, leistete Dode während der 100 Tage keine Dienste. Am 1. März 1816 wurde er zum Mitglied des Genie-Komité's ernannt.

Im spanischen Feldzuge 1823 sehen wir den General abermals in kriegerischer Thätigkeit und zwar als Kommandant des Genie der Armee von Spanien, wo er alle Operationen seiner Waffe beim 1., 2. und 3. Korps von Andalusien und dem 2. Reserve-Korps bis zur Rückkehr nach Frankreich leitete. Im Kriegsrathe des Herzogs von Angoulême verfocht er die Meinung, welche zum raschen Vordringen gegen Madrid rief, statt den Krieg langsam und methodisch nach alter Weise zu führen. Später schuf er die Angriffsmittel vor Cadix, drang aber vielmehr auf die Belagerung St. Sebastians und Pampelonas, da er im Falle von Cadix nicht die strategische Beendigung des Feldzugs zu erblicken vermochte. Am 13. Juli ward er zum Großoffizier der Ehrenlegion, am 3. September zum Kommandeur des Ordens des heiligen Ludwig, am 4. November zum Großkreuz des Ordens Karls III. ernannt, erhielt am 23. Dezember die Pairswürde und am 25. August 1825 den Titel Vicomte. Am 17. Februar 1828 wurde General Dode Mitglied des Kriegskonseils und am 9. Mai 1836 der Kommission zugetheilt, welche die Arbeiten der Vertheidigungs-Kommission vom Jahre 1818 fortzusetzen hatte. Vom Jahre 1837—1840 mit der Inspektion der polytechnischen Schule beauftragt, erhielt er nach dem Tode des Generallieutenants Rogniat am 25. Mai 1840 den Vorsitz als Präsident im Fortifikations-Komité, wurde aber schon den 1. September desselben Jahres mit der oberen Leitung der Befestigungsarbeiten von Paris betraut, welchen kolossalen Bau er mit eben so viel Talent als Umsicht und Oekonomie ausführte. Diese großartige Arbeit war der würdige Schlußstein einer so thatenreichen, der genialsten Kriegswissenschaft so vielfach gewidmeten Thätigkeit. Als Anerkennung dieser Dienste ward Dode, nachdem er bereits am 28. April 1843 die Insignien des Großkreuzes der Ehrenlegion erhalten hatte, am 17. September 1847 zum Marschall von Frankreich ernannt, eine Gunstbezeugung, nach welcher das Genie-Korps seit Vauban vergeblich gestrebt hatte. Seit 1848 lebte er von allen Geschäften zurückgezogen im Kreise seiner Familie, in welchem ihn am 28. Februar 1851 nach kurzer Krankheit der Tod ereilte.

Armand Marrast, als eines der Häupter der republikanischen Partei eine der bekanntesten Notabilitäten Frankreichs, wurde im Jahre 1801 zu Toulouse geboren und war bereits mit achtzehn Jahren Professor der Rhetorik in Orthez. Dort lenkte er die Aufmerksamkeit des Generals Lamarque auf sich, und dieser bewog ihn, nach Paris zu gehen. In der Hauptstadt setzte er seine Studien fort und hielt bald darauf Vorlesungen im Athenäum, wo er Männer wie Benjamin Constant, Salverte, Lafitte, Labbey de Pompières, Chateaubriand unter seinen Zuhörern hatte. Vor der Julirevolution Mitarbeiter des Courrier français, warf er sich von dieser Epoche an in den Strom der Bewegung. Seine erste Schrift, in der er die Theilnahme der Abgeordneten an der Julirevolution erörterte, zeigte ihn als eifrigen Republikaner, und dieser Richtung ist er bis an seinen Tod treu geblieben. Die sogenannte amerikanische Partei des „National" war Vielen zu zahm, die überspannteren Republikaner gründeten 1831 die „Tribüne" und übergaben Marrast die Leitung. In diesem Blatte griff er Tag für Tag den König, die Regierung, die Kammern an, und war ein um so gefährlicherer Gegner, als die Lebhaftigkeit seiner Darstellung und sein beißender glatter Styl seinen Angriffen die weiteste Verbreitung gaben. Kein Blatt wurde so häufig unter Anklage

gestellt, als die Tribüne, und keines von den sonst freisinnigen Pariser Geschwornen häufiger verurtheilt. In den vierthalb Jahren ihres Bestehens wurden im ganzen fünfundneunzig Anklagen gegen sie erhoben, ohne daß sich Marrast dadurch einschüchtern ließ. Der berühmteste dieser Prozesse ist der, in dem die Abgeordnetenkammer zu richten hatte. Die Tribüne hatte der Kammer vorgeworfen, daß sie käuflich und bestechlich sei, und der Abgeordnete Viennet, der sowohl als fanatischer Ordnungsmann wie als schlechter Dichter das beständige Stichblatt der Opposition war, ließ den Geranten Lionne vor die Schranken laden. Marrast war unter den Vertheidigern und überbot den ursprünglichen Angriff durch die Heftigkeit der Vertheidigung. „Wir sind nicht hier", sagte er, „um Sie als Richter zu verletzen oder als Ankläger zu reizen; aber wir sind auch nicht hier, um unsern Charakter zu beugen, oder heuchlerisch eine Anklage zu umgehen, die wir so, wie sie gestellt wurde, annehmen. Warum sollten wir auch uns gegeneinander verstellen? Ihnen gegenüber sind wir heute, im Umkreise dieser Mauern, Dieselben, die wir gestern, außerhalb derselben waren, und die wir morgen sein werden. Sie sind Richter nach demselben Rechtsgrunde, nach dem wir Vertheidiger sind. Es sind zwei feindliche Lager hier, Ihnen sind wir die schlechte Presse; Sie sind uns eine — nicht im Einklange mit dem Lande befindliche Kammer. Also Krieg! immerwährender Krieg! Ja es sind zwei nicht blos von einander abweichende, sondern einander durchaus entgegengesetzte, nicht blos getheilte, sondern feindliche Systeme, feindlich wie das Privilegium es gegen die Freiheit ist, die Usurpation gegen die Rechte, die sie verweigert, das Monopol gegen die Bürger, die es ausbeutet. Zwei Systeme sind es, die sich überall begegnen, kämpfend ohne Rast, wie Gutes und Böses: im öffentlichen Haushalte die Arbeit und der Müßiggang, in der Moral die Selbstsucht und die Hingebung, in der Politik die Freiheit und die Willkür, die Revolution und die Kontrerevolution. Freiheit und Recht, Arbeit und Hingebung — dies ist für uns die Republik, das Gegentheil sehen wir in der Monarchie. Wir vertheidigen die eine, wir kämpfen gegen die andere, und der wahre Richter in dieser Sache sind nicht Sie, das Land ist es. Das Land! nicht die Elite von ein paarmal hunderttausend Menschen aus einer Bevölkerung von 32 Millionen, sondern das Land: die ganze Masse der Einwohner, Arme und Reiche, Proletarier und Eigenthümer. Nur einer Volksregierung ist es möglich, in ihrem weiten Kreise alle diese gesellschaftlichen Kräfte zu entwickeln; Sie aber haben sich einem Systeme angeschlossen, das sich selbst als unvolksthümlich bekennt. Wo ist also sein Leben? Im Volke? Nein. Wie erhält es sich aber? Man muß die Kräfte, die es erhalten, natürlich außerhalb des Volkes suchen. Und was liegt außerhalb jener mächtigen Wirklichkeit? Die Täuschung, die Lüge, die List und — ich muß die Sache bei ihrem Namen nennen, weil dieser Alles umfaßt — die Bestechung (corruption) — Bestechung durch Furcht, Eitelkeit, Ehrsucht, kurz durch die stete Aufreizung aller schlechten Leidenschaften. Und die Regierung, die sich selbst als unvolksthümlich (impopulaire) bekennt, giebt mir schon dadurch das Recht, sie die Quelle der Bestechung zu nennen. Wir sind vor Ihre Schranken geladen, weil wir gesagt haben, was Sie im Grunde selbst zugestanden, indem Sie mit Ihren Stimmen die gegenwärtige Regierung unterstützten!" Natürlich wurde Lionne auf eine solche Vertheidigung hin zu der härtesten Strafe — drei Jahre Gefängniß und 10,000 Franken Geldbuße — verurtheilt, die das Gesetz kannte. Eine Freisprechung war aber auch gar nicht beabsichtigt gewesen, man wollte der Regierung trotzen und der Masse zeigen, daß sie unternehmende, nichts fürchtende Führer habe. Die Verurtheilung erfolgte im April 1833, und noch ein volles Jahr setzte Marrast seinen Krieg auf Leben und Tod gegen die Regierung fort. Im April 1834 brach der große Aufstand der Republikaner aus, und die Regierung benutzte diese Gelegenheit, um die Tribüne zu unterdrücken, die sie als das offizielle Blatt der auf den Straßen kämpfenden Gesellschaft der Menschenrechte kannte.

Am 14. April, während noch gekämpft wurde, versiegelten Polizeibeamten die Pressen, Kasten und Geschäftszimmer der Tribüne. Marrast wollte darum den Kampf noch nicht aufgeben, er protestirte und suchte einen neuen Drucker, doch ohne Erfolg, denn unter den achtzig Druckereibesitzern in Paris befand sich, wie er selbst im National erklärte, nicht ein einziger, der den Muth gehabt hätte, seine Pressen zu der Herausgabe der Tribüne zur Verfügung zu stellen. Wenige Tage später wurde er mit den andern Redakteuren der Tribüne verhaftet und unter die Anklage gestellt, „daß er an der großen Verschwörung des Vereins der Menschenrechte Antheil genommen habe, die in Paris, Lyon und auf andern Punkten Frankreichs gleichzeitig zum Ausbruch gekommen sei.“ Die Szenen, welche bei diesem vor der Pairskammer geführten Prozesse vorfielen, gaben demselben das Ansehn eines politischen Verfolgungsakts. Da man den Gefangenen ihr gesetzliches Recht entzogen hatte, sich frei Vertheidiger zu wählen, so antworteten sie auf keine Frage und erschienen selbst nicht im Gerichtssaal, außer wenn sie mit Gewalt dahin geschleppt wurden. Um den tumultuarischen Auftritten ein Ende zu machen, trennten die Pairs den Prozeß in mehrere Abtheilungen, neue Verzögerungen standen dadurch für die Angeklagten in Aussicht, die bereits funfzehn Monate im Gefängniß waren, und diese versuchten die Flucht. Die am meisten Blosgestellten, unter ihnen Marrast, führten aus einem Keller, in den sie sich Eingang verschafft hatten, einen unterirdischen Gang in den Garten eines benachbarten Privathauses und machten sich in der Nacht des 13. Juli 1835 davon. In einem zurückgelassenen Schreiben erklärte Marrast, da die Trennung des Prozesses ihm und seinen Genossen die Aussicht eröffne, nach funfzehnmonatlicher Haft noch längere Zeit im Gefängnisse zuzubringen, so hätten sie es für Pflicht gehalten, zu zeigen, wie muthige Männer ungerechte Unterdrückung zu vereiteln und lächerlich zu machen wüßten. Marrast entkam mit spielender Leichtigkeit nach England, wohin die Regierung eine Verurtheilung zu lebenslänglicher Deportation ihm nachschickte. Von London aus berichtete er mehrere Jahre dem National über englische Zustände, ohne republikanische Uebertreibung, wenn auch mit der Einseitigkeit, von der sich gewiß kein Franzose bei der Beurtheilung fremder Zustände wird losmachen können. Im Herbst 1839 machte er eine Reise nach Spanien und verweilte namentlich in Barcelona, wo der Herd republikanischer Wühlereien, aber auch der Sitz einer sehr aufmerksamen, von Frankreich her inspirirten Polizei war. Marrast wurde von den spanischen Behörden als gefährlicher Mensch verhaftet und so übel behandelt, daß er vorzog, sich unter den Schutz des französischen Konsuls zu stellen. Dieser ließ ihn auf einem Kriegsschiffe nach der französischen Küste führen, und der durch seine Flucht unterbrochene Prozeß hätte nun wieder aufgenommen werden sollen. Da aber inzwischen eine Amnestie ausgesprochen war, so würde es gehässig gewesen sein, Marrast von derselben auszuschließen, und man ließ ihn ungestört. Anfangs Mitarbeiter, später Hauptredakteur des National, verfocht er seine geläuterten Meinungen mit Mäßigung und staatsmännischem Takt. Die Februarrevolution hob ihn für eine kurze Zeit auf ihre Wogen hoch empor. Er war in der unruhigsten Zeit Maire von Paris und dann Vorsitzender der konstituirenden Versammlung, für welches Amt er sich vermöge seiner Unparteilichkeit und des ihm eigenen Wohlwollens besonders eignete. Mit dem Aufhören dieser Versammlung zog er sich sehr zurück und brach nie sein Stillschweigen, obgleich er die heftigsten Angriffe zu erfahren hatte. Im November des Jahres 1851 traf ihn ein Schlagfluß, von dem er sich nie ganz erholte, dessen Wiederkehr am 10. März 1852 seinem Leben ein Ende machte. Seiner Leiche folgten alle Vicepräsidenten der konstituirenden Versammlung, die Mitglieder und Minister der provisorischen Regierung und viele ehemalige Deputirte. Marrast war vor der Februarrevolution vermögend und starb so arm, daß seine Freunde die Kosten seines Leichenbegängnisses tragen mußten.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. C. Gato in Meißen.

Birma. Das Reich der Birmanen grenzt gegen Norden an das von den Engländern abhängige Assam und die von Gebirgsbewohnern besetzten, wenig bekannten Bezirke von Yünnan im chinesischen Reiche, im Osten an Yünnan und den Saluen, der es von dem Gebiete des Königs von Siam und den englischen Besitzungen trennt, im Süden an den bengalischen Meerbusen, im Westen an den bengalischen Meerbusen, das Königreich Arakan, Kathy oder Kassai und andere den Engländern gehörende Landstriche. Da Birma, wie Hinterindien überhaupt, noch sehr wenig bekannt ist, so existiren über Areal und Volksmenge die verschiedensten Angaben. Nach den zuverlässigsten Nachrichten dürfte Birma 10,566 deutsche Geviertmeilen mit 4,759,000 Einwohnern (auf die Geviertmeile 450) haben. Arrowshmith nimmt 14,750 Geviertmeilen an, Symes (Account of an embassy to the Kingdom of Ava in the year 1796, London 1800) spricht von 17 Millionen Einwohnern. Das Land bildet ein ungeheures, von dem mächtigen Irawaddy durchströmtes Tiefthal, hohe Gebirge, eine Fortsetzung der Gebirgsreihen im östlichen Hochlande von Asien, fassen es zu beiden Seiten ein. Im Westen zieht die Bergkette von Mugg, die unter den Gewässern des Meerbusens von Bengalen verschwindet, im Osten ein selbst dem Namen nach unbekanntes Gebirge, das sich in Tibet entwickelt, dem Irawaddy folgt und auf der Halbinsel Malakka an der Straße von Singapur mit dem Vorgebirge Romania endet. Diese Gebirge, die eine bedeutende Höhe erreichen müssen, da man selbst im Sommer auf ihnen Schnee bemerkt, streichen indessen nicht in einer, sondern in mehreren Parallelketten zum Meer hinab und schicken auch einige Ausläufer in das breite Thal des Irawaddy. Dieser Fluß ist gleich dem Nil und Ganges der Ernährer des Landes, das seinen periodischen Ueberschwemmungen seine Fruchtbarkeit zu verdanken hat. Er entspringt in Tibet unter 23° 30′ n. Br. und 108° 30′ L. aus einem Binnensee, zieht die meisten Flüsse des Landes, worunter der Kin Duam und Pegu die bedeutendsten sind, an sich und vereinigt sich, ein weites Delta umschließend, in vierzehn Mündungen mit dem Meere. Die andern Flüsse, Arakas, Sittang, Talnaya Tavay und Tenasserim, sind bloße Küstenflüsse. Das Delta des Irawaddy ist sumpfig, weiter oben wird der Boden leicht und sandig, in der Nähe der Gebirge steinig, aber doch überall fruchtbar, wo sich Wasser findet. Das heiße Klima wechselt mit zwei Jahreszeiten, einer trocknen und nassen, die Fruchtbarkeit hängt von dem rechtzeitigen Eintritt der letztern ab. Die Gegend von Rangun, über die allein genaue Beobachtungen vorliegen, ist eine tropische von gemäßigtem Klima. Die heißesten Monate sind März und April, wo das Thermometer von 18° bei Sonnenaufgang bis über 30° in der Mittagsstunde steigt. In der Nacht ist es sehr kühl. Die Regenzeit beginnt Anfang Juni und dauert bis Mitte Oktober. Die dabei eintretenden kühlen Winde sind Fremden sehr gefährlich. Birma besitzt keinen Vulkan, ist aber häufigen Erderschütterungen ausgesetzt. Die Produkte sind mit wenigen Ausnahmen dieselben, welche Ostindien eigen sind. Birma hat alle große, nutzbare, reißende und schädliche Vierfüßer Ostindiens, namentlich den Elephanten, der hier seine größte Ausbildung und Schönheit erlangt. Sein Herrscher führt den Titel: König des weißen Elephanten, und dieser Titel wird so hoch gehalten, daß unter den Monarchen Hinterindiens über die Berechtigung, denselben zu führen, die blutigsten Kriege stattgefunden haben. Häufig sind auch Rhinozeros und Königstiger, aber seltsamer Weise findet sich weder Schaf noch Schakal. Die schönen Vögel Ostindiens, alle dortigen Fische, der Seidenwurm und die Biene, alle Arealien des Gangeslandes, Tabak, Baumwolle, Indigo, Zuckerrohr, Thee, die Gewürze der Molucken, die schönsten Tropenfrüchte, die härtesten und dauerhaftesten Waldbäume, darunter der Teakbaum, kommen in Birma vor. Das Mineralreich

besitzt Gold, im Irawaddy auch einigen Goldsand, Silber, Kupfer, herrliche Edelsteine, namentlich die schönsten Rubinen.

Das herrschende Volk in Birma nennt sich Mranma, was wie Byamma ausgesprochen wird, und bewohnt das Hochland von Ava zu beiden Seiten des Irawaddy, bis wo dieser sich spaltet und das Delta bildet. Gleich den meisten übrigen Völkern Hinterindiens, stehen sie zwischen den mongolischen, kaukasischen und malayischen Völkern, gleichsam das vermittelnde Glied zwischen denselben bildend, neigen sich aber in der Gesichtsbildung mehr dem mongolischen und insbesondere chinesischen Typus zu. Die Birmanen sind der körperlich und geistig kräftigste Stamm Hinterindiens, kurz gebaut, stämmig, von guten Verhältnissen, braun von Farbe. Ihr Haupthaar ist vom Charakter der übrigen hinterindischen Völker nicht sehr abweichend, dagegen haben sie mehr Bart und scheinen auch am übrigen Körper behaarter zu sein. Außer dem herrschenden Volk der Birmanen sollen noch elf andere Stämme das Land bewohnen, von denen wir aber wenig mehr als die Namen kennen. Zwei, die Muggs und Tanaynthari sind Hindu, einer ist malayischer Herkunft. Der merkwürdigste Volksstamm sind die Karier (Karianer, Karaen, Kariang, Karayn), über die neuerdings der Abbé Jurine einiges Licht verbreitet hat. Die Volkszahl der Karier muß sehr bedeutend sein, da sie auf einem sehr weiten Raume ausgedehnt ist. Sie reichen von den wilden Völkern, welche um die Grenze China's gegen Yünnan hin wohnen, bis unterhalb der Mündung des Tenasserim. Somit sind die Stämme der Karier zerstreut über einen Theil der unbebauten Ländereien des siamesischen Gebiets gegen Westen hin, und in den ungeheuren Wäldern des Innern von Birma, auf dem ganzen Raum, den die lange Bergkette einnimmt, welche auf der einen Seite an einen Zweig des Himalaya stößt, auf der andern sich in die malayische Halbinsel verliert. Auch behauptet man, daß mehrere Stämme dieses Volks auf den Gebirgen der Provinz Arakan verbreitet sind, wo sie mit Ackerbau und Viehzucht sich beschäftigen. Einige Stämme oder Theile von Stämmen sind selbst in Pegu zerstreut, und man findet zahlreiche Familien nicht weit von Rangun. Sie sind es namentlich, welche Lebensmittel aller Art, so wie Wachs und Elfenbein, nach dieser Stadt bringen und die zahlreich dort anliegenden Schiffe versorgen. Der erste Europäer, welcher Gelegenheit hatte, die Karier näher zu beobachten, der Missionär Barbe, war erstaunt, an ihnen ein gutmüthiges, gastfreies Volk zu finden, das von den groben Lastern der meisten dortigen Völker frei ist. Ein Theil der Karier lebt in festen Sitzen, ein Theil führt ein Nomadenleben. Die wandernden Stämme haben, wie Jurine bemerkt, den Grundsatz, mit aller Welt in Frieden zu leben, und ergreifen nie die Waffen gegen ihre Nachbarn; eben so wenig aber können sie die Sklaverei ertragen, und so entfernen sie sich lieber von den andern, zerstreuen sich in den unermeßlichen Wäldern, und ziehen es vor, unabhängig mit den Tigern und andern wilden Bestien zu leben, als mit den Birmanen, deren despotische Regierungsform, Religionsansichten und Gebräuche ihren Traditionen und Sitten so ganz entgegengesetzt sind. Die Freiheit und die Wälder gehen diesem eigenthümlichen Volk über alles. Als wahres Kind der Wüste kann der Karier die Städte nicht leiden, und siecht dahin, sobald er seine Wälder und Berge verläßt; von zarter Jugend auf gewöhnt, einsam und unabhängig mitten in Wäldern unter den wilden Thieren zu leben, irrt er gern in diesen ungeheuren Einöden umher, stets mit einem großen Jagdmesser bewaffnet, das fast die Form eines Säbels hat und an der Küste von Tenasserim Parang heißt; so setzt er sich in Marsch, ohne Tiger und andere wilde Thiere zu fürchten.

Unter den Birmanen findet man Männer von athletischen Formen, und bei den Frauen sind anziehende jugendfrische Gestalten nicht selten; beide Geschlechter zeichnen sich durch eine bewunderungswürdige Biegsamkeit der Glieder aus. Die einzelnen Beobachter wollen bei den Birmanen bald vorherrschend gute, bald vorherrschend schlechte Eigenschaften gefunden haben. Symes beschreibt sie als lebhaft,

reizbar, muthig und frohen Sinns, dabei arbeitssam, gegen Fremde leutselig und redlich, und rühmt von ihnen, daß sie Wißbegierde, Fassungskraft und Geistesgegenwart zeigen, das Alter ehren, Wohlthätigkeit üben und Andersglaubenden mit Duldung entgegenkommen. Nach der Schilderung von Joseph Smith dagegen (Asiatic journal, Aprilheft von 1841) betrachten die Birmanen als einen Nationalruhm, daß sie in der Geschicklichkeit, die Wahrheit zu verbergen, nicht ihresgleichen haben. Offenheit und Aufrichtigkeit sind ihnen unbekannt, sie sind durch Erfahrung frühzeitig belehrt, Vorsicht anzuwenden, und gebrauchen die Verstellung bei jeder Handlung ihres Lebens. Froh oder traurig, verrathen ihre Physiognomien weder Vergnügen noch Gram, über den einfachsten Gegenstand befragt, geben sie eine unbestimmte Antwort. Ihre Versprechungen sind leer und ihre Achtungsversicherungen nichtig, Kunstgriffe und Betrug gehören zu den legitimen Mitteln, ihre Zwecke zu erreichen, und werden als so nothwendig betrachtet, daß Jemand, welcher weder Betrug noch List zur Erlangung seines Gegenstandes anwendet, für wenig besser als ein Narr betrachtet werden würde. Alle Beobachter stimmen darin überein, daß im birmanischen Charakter ein Zug der Grausamkeit liegt, der sich nicht blos im Kriege, sondern bei allen Vorfallenheiten des Lebens ausspricht. Beleidigungen rächen sie, wenn sie können, geht der Angriff von einem Mächtigeren aus, so unterwerfen sie sich ihrem Schicksal ohne eine Klage und ertragen selbst die ausgesuchtesten Martern mit derselben Standhaftigkeit und Verachtung der Schmerzen, wie die nordamerikanischen Indianer. Die Birmanen lieben Geselligkeit und gestatten ihren Frauen eine Freiheit, die im Orient fast unerhört ist. Die Kleidung der untern Klasse ist höchst einfach und besteht in wenig mehr als einem um die Mitte des Körpers geschlungenen Tuche, die Frauen hüllen sich züchtig in ein baumwollenes Gewand, das jedoch so gefaltet ist, daß beim Gehen das nackte Bein zum Vorschein kommen muß. Die Reichen entfalten in ihrer Kleidung und ihren Gewohnheiten den größten Luxus, Opiumrauchen und Spielen sind herrschende Gewohnheiten, Pferderennen, Wettfahrten mit Booten und Hahnengefechte beschäftigen die Vornehmen, geringere Spiele die Armen. Die Wohnungen sind fast alle einstöckig und ruhen der Ueberschwemmungen wegen auf Pfählen, die im chinesischen Geschmack aufgeführten Tempel sind mit Zierrathen und Gold überladen. Der Arme ernährt sich hauptsächlich von Reis, genießt aber nebenbei alles Lebendige, was irgend als Lebensmittel dienen kann, selbst Schlangen, Gewürm und Fleisch von gefallenen Thieren, obgleich die Religion den Genuß des Fleisches von Vierfüßern untersagt. Die Landwirthschaft der Birmanen ähnelt der, welche in Dekan seit unvordenklichen Zeiten gebräuchlich ist; Reis ist das Hauptkorn, in den höhern Gegenden sieht man auch Korn, Zuckerrohr, Indigo, Pfeffer, Tabak und Baumwolle. Die Vegetabilien erfreuen sich der sorgfältigsten Behandlung, die Fischerei wird lebhaft betrieben, die Viehzucht vernachlässigt. Dem Seidenbau und mehr noch dem Bergbau widmet man große Aufmerksamkeit. Die Birmanen wissen sehr geschmackvoll in Gold zu arbeiten, weben sehr zusammengesetzte Muster, deren Nachahmung selbst in England schwer befunden wurde, und verstehen mit erträglicher Geschicklichkeit in Holz zu schneiden, aber im ganzen bringen sie es zu nichts Ausgezeichnetem, oder auch nur zur Mittelmäßigkeit in irgend einer Kunst, welche sorgfältige Manipulation erfordert, und die wenigen Manufakturen, welche sie noch besitzen, blühten in größerer Vollkommenheit unter ihnen zur Zeit der ersten Bekanntschaft der Engländer mit den Birmanen, als in dem gegenwärtigen Augenblick. Waffen und Pferdegeschirr führen die Birmanen ein, im Schiffsbau sollen sie Ausgezeichnetes leisten und Schiffe bis zu tausend Tonnen zu bauen verstehen. Die Ausfuhrartikel Birma's sind Baumwolle, Elfenbein, farbige Edelsteine, Ambra, Betelnüsse und Salanganennester, welche meistens über Bamu nach China gehen, und Teakholz, das die Engländer aus dem Hafen von Rangun abholen. Die Chinesen geben dafür Thee, seidene und Stahlwaaren,

die Engländer baumwollene Zeuge, breite Tücher, Glas und Stahl zurück. Rangun ist der Haupthafen, den Werth aller Ausfuhren und Einfuhren schätzt man auf 7,000,000 Gulden C.-M., wovon etwa die Hälfte auf Rangun kommt. Diesen Außenhandel beengt die Regierung außerordentlich, indem sie fast alle Stapelwaaren an sich gerissen und zum Monopol gemacht hat. Das niedere Land bietet eine ausgezeichnete Binnenschifffahrt dar, der Irawaddy ist zu jeder Jahreszeit mit Fahrzeugen aller Art bedeckt. Geschlagene Münzen kennt man im Lande nicht, die Metalle werden an Zahlungsstatt zugewogen, kleinere Summen mit Blei, größere mit Silber und Gold bezahlt.

So wenig wir über das Geistesleben der Birmanen wissen, so tritt doch mit Bestimmtheit die betrübende Thatsache hervor, daß dieses Volk keiner eigenthümlich höhern Entwicklung aus sich fähig gewesen ist, und selbst die in sich aufgenommenen Resultate fremder Civilisation hat verkümmern lassen. Die Religion ist der Buddhaismus, der aber nicht von dem Festlande, sondern von Ceylon ins Land gekommen ist. Die Kraft ist seit Jahrhunderten aus diesem Glauben gewichen, es scheint selbst, als ob der ältere Götzendienst wieder aufgelebt ist und in den Buddhaismus verwachsen seine Existenz erweitert. Einer höhern Kultur steht schon die Sprache entgegen, die für viele selbst gewöhnliche Dinge keinen Ausdruck hat und sich überall durch Tropen oder Umschreibungen helfen muß. Diese Sprache gehört zu den einsylbigen, bildet aber durch das Aneinanderrücken von einsylbigen Wörtern vielsylbige Wörter. Man kennt eine heilige Sprache, Pali, und eine gemeine, beide werden von der Linken zur Rechten geschrieben. Das aus 12 Vokalen und 32 Konsonanten bestehende Alphabet ist Vorderindien entlehnt. Die Birmanen sind in der Literatur nicht weiter fortgeschritten, als die übrigen hinterindischen Völker. Ihre Bücher über Religion und wissenschaftliche Gegenstände sind Uebersetzungen, sie haben keine Kenntniß von der Perspektive, ihre Zeichnungen sind alle im Profil. Ihre Poesie beschränkt sich auf Oden, Liebes- und Kriegslieder, die größern Gedichte sind umschreibende Uebersetzungen der großen epischen Hindudichtungen. Ihre Kenntniß von Musik ist sehr beschränkt, ihr System der Anatomie unvollkommen, sie sind unbekannt mit der Chemie und glauben an die Verwandlung der Metalle. Ihre Kalender machen Brahmanen aus Indien, die seit den ältesten Zeiten zu diesem Zweck am Hofe von Ava angestellt sind. Auf der andern Seite sind sie mit der Physiologie der Pflanzen vertraut und kennen die Geschlechter derselben. Viermal des Jahres versammelt sich die Geistlichkeit in ihren Schulen, um die Lehren Buddha's und seiner heiligen Schüler zu erklären. Einige entlegene Dörfer ausgenommen, steht das Volk auf einer durchaus gleichen Stufe der Erziehung, indem dasselbe auf dem gewöhnlichen Wege des Schulunterrichts seine Belehrung empfängt, welche überall die gleiche ist und Lesen und Schreiben in der Muttersprache, sodann eine oberflächliche Kenntniß des Pali aus einigen Elementarbüchern umfaßt. Da die Schulen keine direkten Einkünfte beziehen, so sind die Priester von den freiwilligen Gaben des Volks abhängig. Das Herkommen legt aber den Eltern die Verbindlichkeit auf, die Geistlichkeit der Schule zu ernähren, wo ihre Kinder erzogen werden. Der Priesterstand steht als Körperschaft in Einfachheit und tugendhaftem Lebenswandel der Geistlichkeit mancher gebildeten Länder nicht nach. Da die freiwilligen Gaben des Volks ihn erhalten, so erheischt schon sein Vortheil die Beobachtung der Sittenregel.

Die Bevölkerung theilt sich in sieben Klassen: Prinzen der königlichen Familie, Beamten, Priester, Kaufleute, Ackerbauer, Sklaven und Ausgestoßene. Erblich sind die Auszeichnungen in der Regel nicht, von den Beamten sind nur die tributpflichtigen Häuptlinge unterworfener Länder im erblichen Besitz ihrer Titel und Aemter. Um als Kaufmann in die Register eingetragen zu werden, bedarf man eines großen Vermögens, dieses Privilegium ist aber ein rein oneroses, da die Kaufleute diejenige Klasse sind, welche außer den gewöhnlichen Auflagen

auch außerordentlichen unterworfen werden kann. Jeder Birmane ist ein Sklave des Königs und kann zu jedem Dienst befohlen werden. Jeder ist an die Scholle gebunden und bedarf zu jeder Reise eines Urlaubs, der nur auf kurze Zeit ertheilt wird. Die eigentlichen Sklaven sind entweder erbliche Sklaven, die man vom König geschenkt erhalten oder auf dem Markt gekauft hat, oder Schuldner, welche ihre Schuld abverdienen. Auf die Kinder geht die Verpflichtung der Eltern über, Frauen, welche mehr als 25 Takal (zu 25 Ngr.) schulden, sind ihrem Gläubiger zum Konkubinat verpflichtet und erhalten ihre Freiheit erst, wenn sie einen Knaben geboren haben. Die Ausgestoßenen bestehen aus Pagodensklaven, Henkern, Gefängnißwärtern, Verbrennern der Todten, Aussätzigen, zur Strafe Verstümmelten und Lustdirnen. Die letztern werden wieder ehrlich, sobald sie ihr Gewerbe aufgeben. Diese Klasse hat keine bürgerlichen Rechte und ist vom Besuch der Tempel ausgeschlossen. Die Regierung ist so despotisch, daß dem König die freie Verfügung über Leben und Eigenthum aller Unterthanen zusteht. Der Kaiser führt als Haupttitel den der großen Schlange und nennt sich den Herrn der Luft und Erde, aller kostbaren Edelsteine, der weißen, rothen und gefleckten Elephanten u. s. w. Der weiße Elephant wird zu ihm in naher Beziehung gedacht, denn man nimmt an, daß die Seelen großer königlicher Vorfahren in solche Thiere übergehen. Jeder weiße Elephant muß gefangen und an den Hof gebracht werden, wo er einen Palast, schöne Schmucksachen und eine zahlreiche Bedienung erhält. Der Name des Monarchen ist so heilig, daß Niemand ihn auszusprechen wagt; man sagt nur, unsere Bitte hat das goldene Ohr erreicht. Die Thronfolge ist durch kein bestimmtes Gesetz geregelt, der König pflegt unter seinen Söhnen denjenigen auszuwählen, welchen er für den befähigtsten hält. Zwei Räthe, der geheime Rath des Königs und der Staatsrath, führen die Verwaltung. Das Reich ist in viele Provinzen von ungleicher Größe getheilt, die wieder in Bezirke zerfallen. Der Statthalter der Provinz vereinigt alle Autorität, die bürgerliche wie die militärische, seine Verwaltung ist eine unbeschränkt öffentliche, denn alle Geschäfte müssen in einer offenen Halle erledigt werden. Gehalt zu geben ist nicht gebräuchlich, die Beamten erhalten statt dessen Anweisung auf Ländereien und auf die Arbeiten einer gewissen Anzahl von Bauern. In der Rechtspflege sind Torturen und Gottesurtheile in Gebrauch, die Strafen ausnehmend hart, doch läßt sich alles mit Bestechung abmachen. Wie in solchen Despotien gewöhnlich, üben die kaiserlichen Befehle nur im nächsten Umkreise eine Wirkung, und trotz der strengen Gesetze ist das Land voll von Räubern. Das Finanzwesen ist Raub und Erpressung, die Einkünfte werden von Beamten erhoben, welche für diese Erlaubniß große Summen an den Hof bezahlen müssen und alles aussaugen. Crawfurd (History of the Indian Archipelago) behauptet, daß trotzdem der königliche Schatz höchstens $5\frac{1}{2}$ Millionen Gulden enthalte. So tauglich der Birmane durch seinen physischen Bau zum Soldaten ist, so schlecht ist das Heerwesen beschaffen. Einen von den übrigen geschiedenen Soldatenstand giebt es nicht, alle Beamten und alle Birmanen, deren man habhaft werden kann, müssen als Soldaten dienen. Die aus gewaltsam ausgehobenen Leuten bestehende Armee wird auf Staatskosten bewaffnet und ernährt, Sold erhält Niemand. Man rechnet auf drei bis vier Häuser einen Soldaten, die Waffen sind plump und schlecht, das im Lande selbst bereitete Pulver kaum zu gebrauchen. Die Reiterei ist ebenso werthlos wie das Fußvolk, beide Truppenkörper kennen weder Ordnung noch Disciplin und sind nur gegen die einheimischen noch roheren und unkriegerischen Stämme von Nutzen. Die Birmanen sind sehr geschickt in der Anlegung von Verschanzungen aus Pfahlwerk, sogenannten Stockaden, verstehen sie aber nicht zu vertheidigen.

Die älteste Geschichte Birma's ist so dunkel, daß wir nicht einmal wissen, ob die ursprünglichen Bewohner Australneger waren und wann der jetzt herrschende Volksstamm mongolisch-chinesischer Abkunft einwanderte. Die Geschichte der ersten

Königsreihe von Takoung ist rein mythisch und knüpft ohne alle historische Wahrscheinlichkeit an die Geschichte und den Geburtsort Buddha's an. Die Makha-Aera der Birmanen, welche mit der Einführung des Buddhismus beginnt, datirt vom Jahre 638 der christlichen Zeitrechnung. Die schönen alten Tempel, welche aus dieser Zeit vorhanden sind, lassen auf eine Blüthezeit schließen, in der das birmanische Reich zu seinem Glanzpunkt gelangt ist. Mongolen, Chinesen, später Malayen und viele einheimische Fehden mögen diese Kultur zerstört haben. Im Jahr 1364 wird die fünfte birmanische Dynastie erwähnt. In den nächsten Jahrhunderten gab es Kriege Birma's mit Pegu und Siam, deren Wechselfälle für uns interesselos sind. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war Pegu den Birmanen unterworfen, machte sich aber frei und gelangte zu solcher Macht, daß die Birmanen, nachdem ihr König gefangen worden war, ihrerseits in Abhängigkeit geriethen. Dies geschah 1733, und etwa 1750 erhob ein birmanischer Bauer aus dem Orte Montgabo die Fahne des Aufstandes, schlug die Peguer aus dem Lande und gründete sich einen Thron. Er nahm den Namen „zum Buddha bestimmt" an, die Engländer haben ihm den korrumpirten Namen Alompra gegeben. Schlau, ehrgeizig, tapfer und glücklich behauptete er sich nicht allein auf dem Throne, sondern trat auch als Eroberer auf und vereinigte Pegu, Martaban, Tavoy und Tenasserim mit seinem Gebiete. Er starb 1761, nachdem er in seinem Testamente bestimmt hatte, daß seine sieben Söhne einer nach dem andern regieren sollten, wodurch viele Unruhen entstanden. Sein erster Nachfolger schon hatte mit Empörungen und zugleich mit den Chinesen zu kämpfen. Die Kriege mit dem Reiche der Mitte berichten die birmanischen Geschichtschreiber unter den ungeheuersten Uebertreibungen. Im Jahre 1766 kamen die Chinesen mit 50,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reitern, im nächsten Jahre mit 250,000 Fußgänger und 25,000 Reitern, im dritten Jahre mit 600,000 Fußsoldaten und 60,000 Pferden. Im vierten Jahre wurde Friede geschlossen und die Birmanen kamen in den Besitz der Vortheile, die sie nach ihrem fabelhaften Waffenglück beanspruchen konnten. Als der König, der diesen Frieden erkämpfte, gestorben war, wurde bis 1791 ein Monarch nach dem andern vom Throne gestürzt. In dem genannten Jahre befestigte sich endlich Padunmang auf dem Throne, der bis 1817 regierte. Die blutigen Thronstreitigkeiten und die eigenen Grausamkeiten des neuen Königs hatten einen solchen Eindruck gemacht, daß die bisherige Residenz Ava für entheiligt galt und der Sitz der Regierung nach Amarapura verlegt wurde.

Wir sind nun zu der Zeit gelangt, in der Birma mit Europäern den ersten großen Krieg führte, und schalten hier die auswärtigen Beziehungen ein, wie sie aus dem Handel entstanden. Die Araber von Maskat und Bassora und die Perser am Golfe waren die ersten Kaufleute, welche mit den Einwohnern von Birma Handel trieben; diesen folgten die Armenier und die Eingebornen von Surat; jene behielten aber dennoch den größten Theil des Handels bis zur Ankunft der Portugiesen, welche in der Mitte des 16. Jahrhunderts einen blühenden Handel getrieben zu haben scheinen. Pegu, Siriam und Martaban waren zu jener Periode volkreiche Städte, die Stapelplätze der reichsten Erzeugnisse der zwei Kontinente, und die Bewunderung der Fremden wegen der dort herrschenden Ordnung und Sicherheit. Die Portugiesen errichteten Handelsagentschaften an vielen Punkten der Küste, und waren bald im Besitz des ganzen Handels; ihr unruhiges Betragen aber und ihre Einmischung in innere Angelegenheiten machten bald einen ungünstigen Eindruck; sie benahmen sich mit der Anmaßung von Eroberern, intriguirten mit den Eingebornen und ermuthigten sie sogar zur Empörung. Dieses Betragen führte zu verschiedenen Anordnungen, die den europäischen Fremden feindlich und der Verbreitung des Handels nachtheilig waren, denn die Regierung, stets geneigt, mit Argwohn auf Fremde zu blicken und ihr Betragen mit Strenge zu beurtheilen, sah in dem aufrührerischen und herrschsüchtigen Benehmen der Portugiesen die

gefährlichsten Folgen für die Integrität des Staats. Die Araber dagegen traten in gesellschaftlichen Verkehr mit dem Volke, schmeichelten seiner Eitelkeit, indem sie die Sprache desselben erlernten und Weiber unter ihnen nahmen: als daher die Macht der Portugiesen in Indien abzunehmen begann, wurde die Nachricht davon mit Freude empfangen, und das Gouvernement, die durch ihre Schwäche dargebotene Gelegenheit ergreifend, schrieb neue Einrichtungen und Abgaben vor, unter welchen ihr Handel schnell in Abnahme gerieth und in die Hände der Mohamedaner zurückfiel. Nicht lange nachher begannen die Franzosen und Engländer, deren Schiffe vorher blos in langen Zwischenräumen das Land besuchten, nun in großer Anzahl die Seehäfen zu frequentiren; aus Furcht vor den Eingebornen und vor einander selbst bauten sie Waarenniederlagen, angeblich für die Aufbewahrung ihrer Güter, und umgaben sie mit Befestigungswerken, um sich selbst vor jenen Angriffen zu schützen, die sie nur zu oft selbst hervorriefen. Da die Birmanen und Peguer zu jener Zeit in Feindseligkeiten begriffen waren, so nahmen die rivalisirenden Kaufleute, eingeladen durch die Aussicht auf Gewinn und immer bereit Uneinigkeit unter den Völkern, mit denen sie Handel trieben, zu fördern, eifrig an dem Streite Theil, die Engländer mit den Birmanen und die Franzosen mit den Peguern; aber beide zu schwach, irgend einer Partei wirksame Unterstützung zu leisten, verlängerten durch ihre Einmischung blos den Krieg und vermehrten das Blutvergießen, ohne zu einem entscheidenden Resultat zu führen. Die Europäer fingen bald darauf an, hinlängliche Beschäftigung unter sich selbst in Hindustan zu finden, und der Handel ging wieder an die Araber und Armenier über, denen er verblieb, bis die Beendigung des Kampfes um die Herrschaft in Indien, zwischen den Franzosen und Engländern, die letztern in den Stand setzte, wieder theilweisen Besitz von den Märkten zu nehmen; was sie jedoch nicht ohne geheime Opposition von den Mohamedanern und offen ausgesprochenen Widerwillen von Seite der Regierung thaten. In der Absicht, der vexatorischen Behandlung, der sie täglich ausgesetzt waren, ein Ziel zu setzen und ein freundliches Vernehmen zwischen beiden Regierungen herzustellen, schickte der Generalgouverneur von Indien eine Gesandtschaft unter Kapitän Symes ab, welche nach Ava ging, eine Audienz bei dem König hatte und zurückkehrte; aber mit Ausnahme eines sehr hübschen Buches und einer guten Karte des Irawaddy führte die Reise zu keinen günstigen Resultaten, die Kaufleute wurden, wie zuvor, durch kleinliche Plackereien gequält, die sie sich nur zu häufig selbst zuzogen: die wenigen Europäer, welche zu jener Zeit und noch Jahre nachher dauernd im Lande wohnten, waren, vielleicht ohne eine einzige Ausnahme, Leute von dem schlechtesten Charakter, welche entweder aus dem englischen Gebiet vertrieben worden waren, oder ein freiwilliges Exil in Birma gewählt hatten, weil sie dort einen schändlichen Lebenswandel mit weniger Schmach führen konnten als in den brittischen Besitzungen. Das gewöhnliche Verfahren der Kapitäne von Handelsschiffen war, blos an dem Seehafen sich temporär aufzuhalten während des Verkaufs ihrer Ladung, die in die Hände der arabischen und armenischen Kaufleute überging, wobei die obengenannten europäischen Abenteurer in den meisten Fällen als Vermittler und Dolmetscher dienten, und die Gelegenheit benutzten, so viel immer möglich für sich zu gewinnen, womit sie dann zuweilen bis in das Innere des Königreichs drangen und es mit enormem Gewinn verkauften.

Die Plackereien hatten die bessere Klasse der englischen Kaufleute zuletzt so entmuthigt, daß nicht mehr als vier Handelshäuser in Rangun und drei in Ava sich befanden. 1819 starb der König der Birmanen und Jag=sche=men trat die Regierung an. Der neue König wollte Streitigkeiten an der Nordwestgrenze zur Erweiterung seiner Macht benutzen und besetzte Munipur, um von da Einfälle in Assam und Cachar zu machen. In Assam stellte ein geflüchteter Birmane einen Kronprätendenten auf, wurde besiegt und flüchtete mit seinem Monarchen zu den Engländern. Von Bhotan aus wurde von dem Prätendenten und dem vertriebenen

Herrscher von Assam ein Einfall in dieses Land gemacht, wobei die Birmanen, indem sie ihre Gegner verfolgten, eine Verletzung des englischen Gebiets sich zu Schulden kommen ließen. Auch in den folgenden Jahren bis 1822, zu welcher Zeit die Birmanen Assam sich völlig unterwarfen, kamen Beleidigungen vor, und der brutale Uebermuth der Birmanen machte jede Ausgleichung unmöglich. Der birmanische Hof hatte Großes im Sinn, nämlich das brittische Reich in Indien zu zerstören und den Thron Sr. goldfüßigen Majestät in Delhi aufzurichten. Die Vorbereitungen, die man zu diesem Zwecke traf, waren für Birma bedeutend zu nennen, und das Nationalgefühl berauschte sich an ihnen dergestalt, daß man das Entgegenkommen der Engländer in Unterhandlungen für Feigheit hielt und um so eifriger auf Krieg bestand. Als die birmanischen Vorposten bis Dschittagong vorgedrungen waren, erklärte England seinerseits den Krieg. Nun ging Assam in kurzer Zeit verloren, und Rangun fiel in die Gewalt der englischen Flotte (19. Mai 1824), der das Emporium des birmanischen Reiches nicht einmal Widerstand zu leisten wagte. Die von den Grenzen zur Vertheidigung des innern Landes zurückgerufenen Heere hielten nirgends Stand; dreimal in vierzehn Tagen führte der birmanische Oberbefehlshaber **Bandulah** seine Truppen gegen Sir A. **Campbell**, und eben so oft wichen sie zurück, ohne es zu einer eigentlichen Schlacht kommen zu lassen. Bandulah war der einzige Mann, welcher hinreichende Geschicklichkeit besaß, ein Heer zu befehligen; als er in der Nähe der Stadt Denophyju von einer platzenden Bombe erschlagen wurde, war der König rathlos.*) Die Häfen von Mergui, Tavoy und Martaban wurden von den Engländern genommen, die nun den Irawaddy hinauffuhren und am 24. Februar 1825 Prome besetzten. Der König suchte bei den Nachbarstaaten um Hülfe nach, bei Cochinchina, Siam, China. Alle drei Mächte weigerten sich Hülfe zu schicken, die Antwort Tao-Kuang's bestand in dem Erbieten, den König in der himmlischen Burg zu Peking freundlich aufnehmen zu wollen, falls die westlichen Barbaren ihn aus seinem Reiche vertreiben sollten. Schlechtes Wetter und hinterlistige Unterhandlungen verzögerten das Vordringen der Engländer bis zum nächsten Jahr, als sie sich dann wieder in Bewegung setzten, drangen sie bis Yandabo, vier Tagereisen von der Hauptstadt entfernt. Kämpfe fanden mit Ausnahme unbedeutender Scharmützel dabei nicht statt, die Birmanen räumten regelmäßig ihre Verschanzungen, sobald die Engländer zu einem ernstlichen Angriff sich anschickten. In Yandabo begannen neue Unterhandlungen, welche am 24. Februar

---

*) Joseph Smith a. a. O. theilt eine für das Hofleben von Birma charakteristische Anekdote mit, wie Bandulah emporstieg. Er war Kammerdiener in des Königs Palast zu Ava und blieb in dieser Stellung bis zu seinem 36. Jahre, bisweilen arm, bisweilen reich, versetzte heute seine goldenen Ohrringe, um Nahrung zu kaufen, und beraubte morgen die Gewölbe der fremden Kaufleute ihrer schimmerndsten Seidenzeuge und feinsten Musseline. Der König nahm keine Notiz von ihm, noch nie hatte er seinen Namen, weder lobend noch tadelnd, von den goldnen Lippen aussprechen hören. Er überlegte lange, wie er die Aufmerksamkeit des Herrschers auf sich ziehen könne, und faßte endlich den Entschluß, einen Tumult im Palaste, unter den Augen des Königs selbst, zu veranstalten. Am nächsten Morgen also, als seine Diensttour begonnen hatte und er mit einem einzigen Gefährten die Ehre theilte, im Vorzimmer der goldenen Person zu warten, ergriff er den letzteren plötzlich bei den Haaren und versetzte ihm eine tüchtige Tracht Schläge. Das Geschrei des Opfers zog eine Anzahl erschrockener Diener zur Stelle, welche den unglücklichen Höfling aus den Händen seines Angreifers befreiten und beide vor den König brachten. Dieser fragte Bandulah, weshalb er seinen Gefährten angegriffen habe, und der Kammerdiener antwortete der Wahrheit gemäß: „Blos damit ich meinen Namen von Ew. Majestät goldenen Lippen aussprechen höre." Der König war von der Sonderbarkeit der Entschuldigung sehr überrascht, und da seine Eitelkeit der lächerlichen Schmeichelei seines Dieners nicht widerstehen konnte, so verzieh er ihm auf der Stelle und zog ihn in seine nähere Umgebung. Er entdeckte nun die guten Eigenschaften Bandulah's, und da er bemerkte, daß die Neigungen desselben der militärischen Laufbahn zuneigten, so sandte er ihn zur nächsten auswärtigen Expedition, wo Bandulah sich so auszeichnete, daß er bei jedem folgenden Streifzuge verwendet und beim Einfall der Engländer in das Land zum Anführer der Armee gegen die weißen Fremdlinge erwählt wurde.

1846 zum Friedensabschluß führten. Die Birmanen versprachen, die nördlichen Gebirgsstaaten Assam, Cachar, Jyntea und Mainpur ihrer eigenen Entwicklung, d. h. dem englischen Schutz zu überlassen, traten vier Provinzen ab, Arakan bis zur östlichen Gebirgskette von Ava mit den Inseln Ramri und Cheduba, die südlich gelegenen Ye, Tavoy und Tenasserim, zahlten ein Kror Rupien (12 Millionen Gulden), räumten wichtige Handelsfreiheiten ein, die durch den Handelsvertrag vom 23. November 1826 noch besonders bestätigt wurden, und empfingen in Ava einen englischen Gesandten.

Daß Birma, das mächtigste Reich zwischen dem Ganges und China, in diesem Kriege erlegen war, machte in Hinterindien den mächtigsten Eindruck. Die Ruhmredigkeit der Birmanen stellte sich indessen bald wieder ein, die Hofannalen des Reichs sagten über den Krieg: „In den Jahren 1186 und 1187 (nach der birmanischen mit 638 beginnenden Zeitrechnung) kamen die weißen Barbaren, erregten Unruhen, nahmen Rangun und Prome. Der Gebieter des goldenen Hofes leistete keinen Widerstand, sein frommes Herz wollte kein Blutvergießen. Die Barbaren rückten bis nach Yandabo, was ihnen viele Unkosten verursachte. (Das ist richtig, die Engländer geben selbst ihre Kriegskosten auf 13 Millionen Pfund Sterling an, wovon sie nicht den zehnten Theil ersetzt erhalten haben.) Jetzt waren ihre Hülfsquellen erschöpft, sie geriethen in Noth. Der König, von Mitleid bewogen, sandte ihnen große Summen Geldes, damit sie ihre Schulden bezahlen könnten, und ließ sie dann aus dem Lande bringen." Die Frömmigkeit des Königs kostete ihn Thron und Leben, sein Bruder Tharawaddy stürzte ihn und setzte sich selbst auf den Thron. Von der Persönlichkeit und der Regierung dieses Königs erhalten wir durch Joseph Smith genauere Kenntniß. Tharawaddy, oder Tharet-men, wie er gewöhnlicher von seinen Unterthanen genannt wird, zeichnete sich stets durch seine liberalen Ansichten und seine Opposition gegen die begünstigte Hofpartei des letzten Königs aus, welcher sich unglücklicherweise durch die Königin, ein lasterhaftes Weib von niederer Geburt und heftigen Leidenschaften, beherrschen ließ. Während des letzten Kriegs befehligte der Prinz ein Truppenkorps und befand sich mit demselben in der Nachbarschaft von Prome; als dieser Platz in englische Hände fiel, war er der erste, die Nachricht von dem Vorrücken der Engländer zu den Ohren des Königs zu bringen, und er rieth ihm ernstlich, zu irgend einem Vergleich zu kommen mit dem Feinde, der viel zu mächtig sei, als daß er mit den mangelhaften, in seines Bruders Gewalt befindlichen Mitteln zu bekämpfen wäre. Dieser Rath sagte den Ministern so wenig zu, daß sie ihn öffentlich anzuklagen drohten, und sie brachten es auch bei dem König, indem sie ihn als einen Feind der Integrität des Staats darstellten, so weit, daß ihm der Palast verboten wurde, und von diesem Augenblick an mag sich der Haß zwischen ihm und der Partei der Königin datiren, welche zuletzt zur Revolution und den darauf folgenden furchtbaren Grausamkeiten geführt haben. Von Person ist Tharawaddy mittelgroß, nämlich 5 Fuß 4 Zoll, etwas schmächtig und von heller Bambusfarbe; seine Stirn ist übermäßig hoch, und da dieser merkwürdige Bau des Kopfes bei jedem männlichen Nachkommen des berühmten Alompra sich zeigt, welcher selben in ungemeinem Grade besaß, so wird er bei dem Volke „die Alompra Stirne" genannt und sehr bewundert, obgleich er beinahe einer Mißgestaltung ähnlich ist. Seine Augen sind lichtgrau und rastlos, sein Mund ist groß und sinnlich. In Beziehung auf allgemeine Bildung steht er in seinem Reich nur seinem Onkel Mekran-men nach, aber in Schlauheit und Geschicklichkeit hat er weder innerhalb noch außerhalb der Grenzen des Königreichs seines Gleichen. Da er den Grundsätzen, nach welchen seines Bruders Regierung geführt wurde, entgegen stets eine große Bewunderung für die Europäer an den Tag legte, erwartete man, daß seine Usurpation zur Annahme eines weniger barbarischen Systems von Politik führen, und die Eifersucht beseitigen würde, welche allenthalben gegen die Niederlassung von Fremden vorherrscht; aber Tharawaddy

hatte nicht sobald seinen Bruder vom Throne vertrieben, als seine Regierung auf eine Bahn einlenkte, welche jeden in Erstaunen setzte, der ihn als einen liberalgesinnten Fürsten gekannt hatte. Zuerst ließ er alle Mitglieder der alten Hofpartei mit Einschluß der Königin und des muthmaßlichen Thronerben hinrichten. Er verbannte alsdann den brittischen Residenten aus seiner Hauptstadt, und bestimmte zu seinem Vicekönig in Rangun den ehemaligen Anführer einer Diebsbande, welcher früher als Spion von ihm benutzt worden, aber seiner Niederträchtigkeit sich selbst so bewußt war, daß er es ablehnte, mit den Ehrenbezeugungen eines Mannes von Rang empfangen zu werden. Dieser Mann hatte nun alle Korrespondenz mit dem brittischen Gesandten zu führen; aber so roh er immer war, hatte er doch die Bescheidenheit, sich als gänzlich unfähig zu betrachten für die ihm angewiesene Stelle, und bat ernstlich um seine Abberufung. Seiner Bitte wurde entsprochen, und ein Ghaung oder Dorfvorstand an seine Stelle eingesetzt. Der König begann alsdann seine Reformen oder Wiederherstellungen, denn er versicherte, nichts Neues zu thun, sondern blos die Uebel wieder gut zu machen, die seines Bruders Regierung hervorgerufen hatte. Er suchte alle Proklamationen der frühern Regierungen in Beziehung auf Wucher, Rechtsstreitigkeiten, Parteilichkeit und Unterdrückung der Richter, Erpressungen der Einwohner, Kirchenraub und Grausamkeit gegen Sklaven hervor, wodurch er dem Volke schmeichelte, seine Ehrfurcht für den abgesetzten Monarchen vertilgte und dessen Treue auf sich selbst übertrug: die Proklamationen blieben so gut ein todter Buchstabe, als wenn sie nie wieder erschienen wären. Er begann sodann Rekruten auszuheben und einen Artilleriepark zu bilden, welcher unter die Aufsicht einiger halbblütigen portugiesischen Topassis gestellt wurde: die erstern wurden bald auf dem Felde zum Pflügen, Säen und Ernten gebraucht, und der letztere verblich eines natürlichen Todes, aus Mangel an Pulver. Seine nächste That war die Unterdrückung einer gefährlichen Verschwörung, welche auf dem Punkte war, in Rebellion überzugehen zu Gunsten seines verstorbenen Neffen, des Thronerben, den das Volk noch immer am Leben glaubte. Er weigerte sich dann, den brittischen Residenten zur Audienz vor sich zu lassen, dieser Beamte verließ daher das Königreich, und ließ Tharawaddy in seiner gefährlichen Lage, in die er durch Uebernahme der Gewalt sich versetzt, und welche zu behaupten er sein königliches Wort verpfändet hat.

Die Engländer waren durch die Eroberungen des Birmanenkriegs in Beziehung auf Hinterindien in eine Stellung gekommen, derjenigen nicht unähnlich, welche sie gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Vorderindien erlangten. Was damals für Vorderindien die Präsidentschaft Kalkutta, das waren jetzt für Hinterindien Dschittagong, Sylhed, Assam und die andern nordwestlichen Besitzungen, und der Präsidentschaft Madras entsprachen die Südprovinzen Ye, Tavoy und Martaban. Die Vortheile, welche die Stellung zunächst für den Handel gewährte, wurden mit englischer Energie ausgebeutet. Die Engländer fanden verwüstete, fast von Bewohnern entblößte Länder, die der barbarische Kriegszustand in diese Lage versetzt hatte. Weite Strecken sind mit ausgedehnten Dschungelwäldern besetzt, welche innerhalb ihrer riesenhaften Erstreckung die Ruinen zahlreicher Forts und Tempel einschließen, die dazu dienen, die Stellen zu bezeichnen, welche in frühern Zeiten mit einer dichten Bevölkerung besetzt waren, deren Nachkommen in spärlichen Gruppen an den Ufern der herrlichen Flüsse sich sammelten, welche noch immer das Land bewässern. Dies hat sich unter der englischen Herrschaft schnell zum Bessern gewendet. Arakan ist jetzt die Getreidekammer aller Länder rings um den bengalischen Meerbusen. Der Werth der jährlichen Ausfuhr an Reis schwankt zwischen 12 und 13 Millionen Gulden, und obgleich noch kein Drittel des herrlichen Landes angebaut ist, hat sich die Bevölkerung doch von den 100,000 Einwohnern des Jahres 1827 bis zum Jahre 1851 auf 500,000 gehoben. Moalmain, 1827 eine Einöde mit wenigen Fischerhütten, war 1851 zu einer Stadt von 60,000 Einwohnern geworden, die

im Handel einen jährlichen Umsatz von vier Millionen Gulden machte. Einige Meilen unterhalb der Stadt wurde Amherst gegründet, das wegen der Nähe des Saluen (Martaban) und Irawaddy eine große Entwicklung verspricht. Nicht so überraschend schnell, aber doch vielversprechend haben sich die andern neuen Provinzen der Engländer gehoben, in denen die kostbaren östlichen Erzeugnisse in reichlichem Maße gedeihen, Indigo, Baumwolle, verschiedene Farbhölzer und Gewürze aller Art, auch Thee, der eine eigene Gilde, die Assam-Theegesellschaft, ins Leben gerufen hat. Die stark anwachsende Bevölkerung dieser Gebiete kommt hauptsächlich aus dem Birmanenreiche, dessen bedrückte Bewohner schaarenweise in die englischen Besitzungen flüchten. In Birma sah man die englische Nachbarschaft natürlich mit steigendem Grimm. Nachdem der Handelsvertrag die drückendsten Beschränkungen aufgehoben, die Zahl der englischen Kaufleute stark vermehrt, die Einfuhren und Ausfuhren belebt hatte, brach Tharawaddy plötzlich das freundliche Einvernehmen mit der ostindischen Gesellschaft und vernichtete den Verkehr beinahe ganz. Der König wollte offenbar einen Bruch herbeiführen, der ihm Gelegenheit verschaffe, seinem Lande die frühere Grenze wieder zu geben. Er erklärte bei jeder Gelegenheit, daß die letzte Regierung die Nation erniedrigt habe, und daß dieser Flecken nur durch die Wiedereroberung der drei Königreiche ausgetilgt werden könne, welche in dem birmanischen Kriege von demselben losgerissen wurden, daß er in die Fußstapfen seines glorreichen Vorfahren Alompra treten und die Interessen seines Landes aufs beste befördern werde. Eine Gesandschaft, die er nach langen Weigerungen nach Ostindien schickte, mußte spioniren und erstattete Berichte, wie Tharawaddy sie zu haben wünschte. Oberst Burney hat sich die geheimen Berichte der birmanischen Gesandschaft auf irgend eine Weise verschafft und der Generalstatthalter Lord Auckland hat sie 1838 drucken lassen. Man ersieht aus ihnen aufs deutlichste, wie solche brutal despotische Höfe in ihren Verhandlungen mit civilisirten immer im Nachtheil stehen müssen, weil ihre eigenen Agenten nicht wagen, ihnen die Wahrheit zu sagen, und sie daher auf eine falsche Basis hin handeln. In diesen Geheimberichten wird die ostindische Militärmacht der Engländer um die Hälfte geringer angegeben und wiederholt versichert, da die abgetretenen birmanischen Provinzen den Engländern nichts einbrächten, so werde der König mit einer geringen Geldsumme sie zurückkaufen können. Am meisten beschäftigten sich die Gesandten mit den Feinden der Engländer, und in dieser Zeit wird wohl der Anfang zu den Verbindungen Tharawaddy's mit den indischen Fürsten gemacht worden sein. Hundertmal ist eine gleichzeitige Bewegung der indischen Fürsten zur Vertreibung der Engländer beabsichtigt worden, und der birmanische König hat sich mit diesem Projekt fortdauernd beschäftigt. Nach englischen Berichten hätte er einen förmlichen Bund zu Stande gebracht, auch an China und die Nepalesen Botschaft geschickt, selbst mit französischen Gesandten verkehrt, aber stets den rechten Zeitpunkt verfehlt.

In den letzten Jahren äußerte sich der Groll des birmanischen Hofes in vielfachen Beleidigungen gegen England, welche immer übersehen wurden. Man begnügte sich damit, in der größten Handelsstadt des Landes, zu Rangun, einen geheimen Agenten zu haben, dessen Bemühungen bei Streitigkeiten das Interesse der Engländer zu wahren, selten Erfolg hatten. Der Zustand wurde bald wieder so, wie vor dem Kriege von 1824: die redlichen Kaufleute zogen sich zurück, der Handel kam in die zweideutigsten Hände. „Dutzende von Dieben ließen sich in Rangun nieder, um dort Geschäfte zu machen, wie man es nennt. Rangun ist die Grundsuppe (sentina), der Schmutzwinkel Asiens (the sink of Asia), das Asyl, wohin alle Abenteurer flüchten, die sich sonst nirgend aufhalten können — Leute, die das übrige Asien zu heiß für ihre Sohlen finden, und nun am Ausflusse des Irawaddy sich ein neues Vermögen und eine neue Reputation zu machen suchen." (Graf Ellenborough in der Oberhaussitzung vom 16. Februar 1852.) Die Nachgiebigkeit der Engländer wurde von den Birmanen als Schwäche oder Furcht aus-

gelegt, und der Statthalter von Rangun glaubte jetzt den Handelsvertrag von 1826 ungestraft umgehen zu können. Die Kauffahrer und Handelsleute sollten willkürliche Zölle und Abgaben entrichten, wer sich dessen weigerte, wurde wie ein gemeiner Verbrecher behandelt. England konnte im Interesse seiner eigenen Würde nicht länger zögern, im Herbst von 1851 wurden ernstliche Demonstrationen, im Nothfall ein Krieg, beschlossen. Im Dezember 1851 erschien der Kommodore Lambert mit einigen Schiffen vor Rangun. Er überbrachte ein Schreiben des Generalstatthalters Lord Dalhousie, das der goldfüßigen Majestät anzeigte, England erwarte Genugthuung für die wiederholten Beleidigungen des Statthalters von Rangun und eine angemessene Entschädigung für die Verluste seiner Unterthanen. Lambert fügte hinzu, daß er nur eine bestimmte Zeit warten und dann die Feindseligkeiten beginnen werde. Der König fügte sich scheinbar, weil er Zeit für seine Rüstungen gewinnen wollte. Am 1. Januar 1852 kamen Briefe an, die mit barbarischem Gepränge überreicht wurden. Drei prachtvolle geharnischte Elephanten gingen unter unaufhörlichen Kanonensalven majestätischen Schritts zum Landungsplatze hinab, wo sie niederknieten. Die drei Beamten, welche unter goldenen Schirmen saßen, stiegen aus und begaben sich in drei Boote, um das Schreiben ihres Gebieters nach der englischen Fregatte zu bringen. Die Briefe lagen im äußersten Ende des Vordertheils eines vierten Bootes, damit Niemand unversehens vor sie hintreten und ein Majestätsverbrechen begehen könne. Die Unterschrift der goldfüßigen Majestät wurde von vier goldenen Schirmen beschattet. In dem Schreiben war die Erklärung enthalten, daß der Statthalter von Rangun abberufen und der Statthalter von Prome beauftragt sei, alle Klagen der Engländer zu untersuchen und nach Befinden der Umstände Entschädigung zu leisten. Alles dies geschah aber blos, um Zeit zu gewinnen und die Engländer sicher zu machen, damit sie keine Vorkehrungen zum Widerstande treffen möchten. Man rüstete von birmanischer Seite eifrig zum Krieg und zog an beiden Ufern des Irawaddy ein Heer angeblich von 150,000 Mann zusammen. Aber auch England rüstete zum Kriege, und im Januar schon brachen die Feindseligkeiten aus.

Rangun, um dessen Besitz in einem neuen englisch-birmanischen Kriege es sich zuerst handeln wird, war noch vor hundert Jahren ein kleiner Ort und hieß nach einem buddhistischen Tempel in seiner Nähe Dagong. Alompra, der Begründer des neuen Birmanenreichs, erhob Dagong nach der Zerstörung der Städte Pegu und Sirian zur Residenz der südlichen Lande und nannte sie Janyong oder die Sieggekrönte, woraus in einem andern Dialekt Rangun geworden ist. Ueber den jetzigen Zustand berichtet im „Examiner“ ein Reisender, der im Jahr 1826 ein halbes Jahr daselbst gewohnt: „Dieser Ort liegt ungefähr 26 englische Meilen von der See, am östlichen Ufer der Irawaddy, fünf Meilen unterhalb der Einmündung der Flüsse Lain und Panglang, und etwa zwei Meilen oberhalb des Syrian-Flusses. Stadt und Vorstädte dehnen sich ungefähr eine Meile lang und $^3/_4$ Meilen breit am Ufer aus. Das Fort, oder richtiger die Palisadenverschanzung, ist ein unregelmäßiges Viereck, auf der Nord- und Südseite 1145, auf der Ostseite 598, im Westen 197 Ellen lang, und aus 14 Fuß hohen starken Balken von Teakholz bestehend. In den Rasen-Brustwehren darüber sind Schießscharten angebracht. Auf der Südseite zieht sich ein elender Graben hin, theilweise ein tiefer Sumpf. Darüber führt eine lange Holzbrücke, die eines der Thore mit einem großen Buddha-Tempel und Kloster verbindet. Seine hohe Lage schützt Rangun vor den Ueberschwemmungen des Stroms während der periodischen Regen, wodurch regelmäßig fast das ganze Delta des Irawaddy unter Wasser gesetzt wird. Das Klima ist im ganzen für ein Tropenklima gemäßigt und angenehm, und jedenfalls gesund; denn die Sterblichkeit unter unsern Truppen rührte nicht von klimatischen Ursachen her, sondern vom Mangel an Obdach und gesunder Nahrung.“ Der Birmanenkrieg von 1824 bot bereits, was die militärischen Operationen betrifft, keine Schwierigkeiten dar,

und jetzt sind die Bedingungen für die Engländer noch ungleich günstiger geworden. Die Dampfschifffahrt, von der im früheren Kriege der erste Gebrauch im größern Maßstabe gemacht wurde, hat sich im Busen von Bengalen seitdem sehr entwickelt. Die Geschwader und die Truppen, die man zum Kriege verwendet, lassen sich aus den nächsten besten englischen Niederlassungen an der Küste von Tenasserim, die nicht zwölf deutsche Meilen entfernt liegt, auf dem Wasserwege reichlich mit frischen Lebensmitteln versorgen, während Kalkutta selbst für ein kräftiges Dampfboot nicht mehr als drei Tagereisen entfernt ist. Den Irawaddy haben die englischen Seemänner genau kennen gelernt; der Fluß ist für Dampfboote von geringem Tiefgang 89 deutsche Meilen weit bis zu der auf seinem linken Ufer gelegene Hauptstadt Ava schiffbar. Die wenigen Positionen, die es von Rangun bis Ava giebt, sind für Birmanen gegen Engländer nicht zu halten. — Quellen über Ava sind außer den genannten: Hiram Cox, journal of a residence in the Barman Empire, 1821. — James Hamilton, description of Hindostan etc., 1820. — Snodgrass, Narrative of the Burmese War, 1827. Deutsch von Nagel, Hannover 1830. — Gute Berichte hat der katholische Sendbote Sangermano geschrieben, die 1833 zu Rom von William Tandy zusammengestellt sind.

Karl Filangieri ist der Sohn des im Jahre 1788 gestorbenen Verfassers des trefflichen Werkes über die Gesetzgebungswissenschaft und wurde am 15. Mai 1784 in Cava in der Provinz Principato Citeriore geboren. Sehr jung ward er als zweiter Lieutenant im 2. Kavallerie-Regimente Prinz Leopold angestellt und mußte im Juni 1800 mit seiner im Rufe liberaler Gesinnungen stehenden Familie das Land verlassen. Vom ersten Konsul in das französische Prytaneum aufgenommen, trat er aus demselben, um im Jahre 1803 als Unterlieutenant bei der 33. französischen Halbbrigade seinen ersten Feldzug unter Mortier im Hannöverschen zu machen. Später ward er in Vliessingen am Beine verwundet, als er eine Kanonierschaluppe mit Verlust von 10 getödteten und 14 verwundeten Grenadieren rettete. Er stand damals unter den Befehlen des Admirals Verhuel. Den Feldzug von 1805 machte er als Lieutenant mit und eroberte in einem Gefechte mit dem Meerfeldtschen Korps eine österreichische Fahne, wobei er zwei Bajonnetstiche erhielt. Bei Austerlitz nahm er an der Spitze seiner Grenadiere zwei am Eingange des Dorfes Tellnitz angelegte Redouten und 4 Geschütze in den Verschanzungen von Sockolnitz weg, erhielt aber hierbei eine Schußwunde am Kopfe. Nach Neapel zurückgekehrt, wurde er 1806 von Joseph Bonaparte zum Hauptmann beim Generalstabe ernannt und zeichnete sich bei der Belagerung von Gaeta als Adjutant des Generals Matthieu Dumas aus, indem er die englisch-sicilianische Flotille verhinderte, die Brücke über den Garigliano in Brand zu stecken. Als Rittmeister der Garde-Chevauxlegers wohnte er der Belagerung des Schlosses Scilla bei, trat 1808 wieder in den Generalstab und wurde Ordonnanzoffizier des zum König von Spanien ernannten Joseph. Nach der Schlacht bei Burgos wurde er von Napoleon nach Neapel zurückgeschickt, weil er den korsischen General Franceschi im Zweikampfe getödtet hatte. Im Jahr 1811 ward er Oberst des 8. neapolitanischen Linien-Regimentes, 1812 des 12. leichten Infanterie-Regimentes, 1813 Marechal de Camp (entspricht nach dem altfranzösischen Avancementsmodus unserm Generalmajor); im Jahre 1814 wurde er von Murat, dessen Adjutant er damals war, mit wichtigen diplomatischen Sendungen nach Wien, Paris und Mailand beauftragt. Am 4. April 1815 war er der Erste, der die Brücke über den Panaso überschritt und den dortigen Uebergang erzwang; er durchbrach die dort stehenden österreichischen Bataillone, wurde aber von 3 Flintenkugeln und einem Stutzenschuß getroffen, deren eine ihm sein rechtes Bein zerschmetterte. Dieser glänzenden Waffenthat wegen ward er zum Generallieutenant befördert. Der bald nachher nach Neapel zurückgekehrte Ferdinand ernannte ihn zum Mitglied des obersten Kriegsrathes, dann zum Inspektor der 4., 5. und 6. Militär-Division

und im Jahre 1819 zum Mitglied des Kapitels des königlichen und militärischen Ordens von San Giorgia della Riunione. Bei der Reorganisation des Heeres im Jahre 1822 nicht wieder angestellt, wurde Filangieri erst im Jahre 1831 wieder in seinen Rang und Grad eingesetzt, 1833 zur Inspektion der sedentären Truppen und 1834 zur Hauptdirektion der Specialwaffen berufen.

In neuerer Zeit hat er sich namentlich durch die unter seinem Befehle erfolgte Unterwerfung der aufständischen Insel Sicilien im Jahre 1848 und 1849 einen großen militärischen Ruf erworben. Im August 1848 führte er das zu deren Unterwerfung bestimmte Korps, als auf der ganzen Insel nur noch auf der Citadelle Messina das königliche Banner wehete. Nach einem 2tägigen hartnäckigen Widerstand der Sicilianer, welcher besonders durch die Hülfe zweier Schweizerregimenter gebrochen wurde, wurde zwar Messina am 6. und 7. September erobert, doch konnten wegen der geringen Truppenzahl und der Einmischung der fremden Mächte die Operationen nicht weiter als auf die Behauptung dieser Stadt ausgedehnt werden. Im Frühjahr 1849 begannen die Feindseligkeiten von Neuem und in einer Reihe glänzender Gefechte, welche von Filangieri mit ebenso viel Umsicht angeordnet als von den Truppen mit Tapferkeit ausgeführt wurden, fielen in kurzer Zeit hinter einander die Brennpunkte des Aufstandes in die Hände der königlichen Truppen und zwar Catania am 6. April und Palermo am 15. Mai. Die übrigen Städte und die Provinzen folgten bald nach und so ist Siciliens Rückkehr unter den rechtmäßigen Scepter nur dem General Filangieri und seinen weisen Anordnungen zu verdanken. Seine vortreffliche Kriegführung erwarb ihm nicht nur einen hohen militärischen Ruf, sondern auch die vollste Anerkennung seines Souveräns. Er erhielt vom König Ferdinand den Titel eines Herzogs von Taormina nebst einem Majorat von 12,000 Dukati, vom russischen Kaiser ein sehr schmeichelhaftes, eigenhändiges Schreiben und das Großkreuz des heiligen Andreas-Ordens, vom Kaiser von Oesterreich das Komthurkreuz des Maria-Theresien-Ordens und von der Königin von Spanien das Großkreuz des Ordens der Konzeption. Ein zuverlässiger Schriftsteller, welcher als Offizier unter Filangieri's Führung den sicilianischen Feldzug mitmachte, schreibt von ihm: „Der Feldherr (Filangieri) hatte vollständig seine große und edle Aufgabe gelöst. Durch seine Leutseligkeit und seltene Charakterfestigkeit hatte er sich alle Herzen gewonnen. Er hatte sich stets als unermüdlicher Arbeiter, vortrefflicher Verwalter, geschickter Heerführer und als ein mit ungewöhnlicher Kaltblütigkeit begabter Mann bewährt. Wie mit einem Zauberschlage hatte er Sicilien wieder organisirt, dessen Handelsverbindungen und die öffentliche Sicherheit im Lande wieder hergestellt. Von den Vollmachten, mit denen er versehen war, machte er dabei stets nur einen mäßigen Gebrauch. Mit einem Worte, er entsprach allen Erwartungen des Königs vollständig." (Steiger, die Schweizer-Regimenter in königlichen neapolitanischen Diensten.)

Benjamin Disraeli (D'Israeli) ist jüdischer Abstammung, der Sohn eines als Literarhistoriker bekannten Mannes, und im Jahre 1805 geboren. Er selbst machte Aufsehen durch einen Roman „Vivian Grey", den er in einem Alter schrieb, in dem minder entzündliche Naturen mit den ersten ernsten Studien den Anfang zu machen pflegen. Dieser Roman erschien 1823, drei Jahre später machte sein Befasser die große Reise durch Europa, die er auf den Orient, die Türkei, Syrien, Palästina, Aegypten ausdehnte, und von der er 1831 zurückkam. Da die Zeit seiner Rückkehr die Periode der großen Reformbewegung war, so konnte es bei seinem Naturell nicht anders sein, als daß er sich mitten in den Strom warf. Joseph Hume, der radikale Zahlenmeister des Parlaments, empfahl ihn den Wählern, woraus sich auf ein sehr entschiedenes Glaubensbekenntniß des Kandidaten schließen läßt. Aber weder diese Empfehlung, noch die pikanten Reden und Schriften Disraeli's erreichten ihren Zweck — er fiel durch. Diesen schlimmen Erfolg erklärte er sich dadurch, daß er die Farben nicht

Digitized by Google

stark genug aufgetragen habe, nicht hinreichend excentrisch und auffallend gewesen sei. Um dies nachzuholen, schrieb er 1834 ein sehr wunderliches Buch, „Ehrenrettung der brittischen Verfassung," und ließ mehrere politisch-romantische Romane folgen, „Contarini Flemming," „Sybille," „Tankred" u. a. m. Damit erreichte er sein Ziel, 1837 in das Parlament gewählt zu werden. Seine Jungfernrede, mit der er sich sobald als möglich vordrängte, war so ungeschickt als möglich abgefaßt, denn der Redner gab darin eine Quintessenz seiner Ansichten über Staat, Kirche, Leben u. s. w., und zwar in so barocker Aufputzung, daß seine Zuhörer, wenn sie nicht gähnten, in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Mit dieser Rede wurde Disraeli Leibeigener der Karikatur, was er seitdem geblieben ist. Aber in England hat jede Narrheit Aussicht auf Erfolg, wenn sie nur beharrlich ist und an irgend einem Punkte mit einer menschlichen Schwäche zu sympathisiren versteht. Der Roman „Coningsby", der 1844 erschienen ist, brachte den Namen seines Vefassers in den Kreisen, auf welche dieser es abgesehen hatte, zum Durchbruch. Es giebt in England wie überall eine große Anzahl vornehmer Laffen, die, zu gründlichen Studien zu träg und zu geistesschwach, doch gar gern sich den Anschein geben, als hätten sie alle Gegenstände des höchsten Interesses irgend einmal herangezogen. Für diese Menschenklasse existirt namentlich bei uns eine eigene Literatur, deren Aufgabe es ist, alles zu berühren, überall auf der Oberfläche zu bleiben, konfus und scheinbar geistreich zu sein, die Gegenstände mit einem glänzenden Firniß zu überkleiden, dessen Schillern kein tieferes Eindringen des Blicks gestattet, und auf ihrem wunderlichen Pfade Brocken tiefsinniger Plattheit auszustreuen, die der geneigte Leser aufsammeln kann, um gelegentlich damit zu prunken. Diese Sorte von Literatur hat Disraeli mit seinem Coningsby in England eingeführt und damit den verdienten Beifall geerntet. Sein Held, der er selbst ist, schwebt hoch über der gemeinen Welt, und gewinnt aus seiner Vogelperspektive die kuriosesten Anschauungen über Dinge, die sich unten im Staube ganz anders ansehen. Für jedes hat er seinen ihm eigenthümlichen Gesichtspunkt, den er orakelhaft ausspricht, Hohes und Niedriges muß sich von ihm sagen lassen, daß es nicht an seinem rechten Platze stehe. Er würde die Welt zurechtrücken, wenn er Zeit dazu hätte und nicht Glacehandschuhe trüge, die bei angestrengter Arbeit platzen würden. Dieser Coningsby, an sich schon sonderbar genug, hat noch eine äußerst komische Seite. Was Börne und Andere den Judenfeinden im Scherz gesagt, nämlich daß Israel im Grunde die älteste und vornehmste Aristokratie der Welt sei, das trägt Coningsby in vollem Ernst vor. Die Juden sind aber nicht allein die Aristokraten der Vergangenheit, sie bilden zugleich den Rahm der Gegenwart. Was irgend in der Wissenschaft, Kunst, Literatur, im Staatswesen, im Handel sich auszeichnet, ist ganz bestimmt jüdischer Abkunft. Die glänzenden Beispiele, die sich für diese Ansicht anführen lassen, genügen Disraeli nicht, er macht vielmehr auch Leute zu Juden, die es nie gewesen sind, z. B. den ehemaligen preußischen Minister Graf Arnim-Boitzenburg. In literarischer Beziehung ist der Roman ein Plagiat, Coningsby ist Bulwer's Pelham, mit dem Unterschiede jedoch, daß Bulwer Pelham als Modegecken, der Nachahmer seinen Helden als Muster hinstellt. Coningsby soll das romantische Ritterthum in die Welt zurückführen, er soll die prosaische Welt durchgeistigen, und John Bull wird gut thun, bei ihm in die Schule zu gehen, denn er wird ein chevaleresker Mann und dabei fett werden. Das Sturzbad satyrischer Lauge, womit die Presse diesen Roman überschüttete, hinderte nicht, daß Disraeli stark in die Mode kam und schwärmerische Anhänger fand. Die Partei Jungengland, die er im Roman proklamirt hatte, bildete sich in der Wirklichkeit, nicht blos in der Gesellschaft, sondern auch im Parlament. Die jugendlichen Fuchsjäger des Parlaments brauchten für ihre Nichtigkeit ein Relief, Disraeli schob ihnen ein Postament unter, das sie größer erscheinen ließ, und sie stellten

sich darauf. Der Zersetzungsprozeß, der in den englischen Parteien seit der Reformbill vor sich geht, gab Jungengland dieselbe Bedeutung, die kurz vorher O'Connell's Schweif gehabt hatte. Gleich diesem schwach an Zahl, vielleicht nicht zwanzig Leiber stark und mit dem einzigen Kopfe Disraeli, konnte die Partei bei wichtigen Fragen zuweilen den Ausschlag geben. Die toryistischen Staatsmänner, mit denen die Romantik am häufigsten ging, zeigten dem belletristischen Anführer eine unverhohlene Abneigung, dies änderte sich aber, als Peel mit den ihm zunächststehenden Parteigenossen von der Masse abfiel. Disraeli begriff diesen Wendepunkt vollkommen; von dieser Zeit gerechnet streifte er einige seiner Sonderbarkeiten ab und studirte nicht mehr, wie er sich, sondern wie er Peel lächerlich machen könne. Waren seine unausgesetzten Angriffe nur das Gebell eines Hündchens, das einem erst dahinschreitenden Wanderer gegen die Beine fährt, so war doch dem Parteihaß das Gekläff süße Musik, und Disraeli stieg zusehends im Ansehn. Lord George Bentinck, der damalige Leiter der Protektionisten im Unterhause, brauchte einen Sekundanten und nahm Disraeli als solchen. Jungengland hatte nun seine Dienste gethan, wurde entlassen und ließ sich im protektionistischen Regiment einkleiden. Aus Freischaaren werden aber nicht so leicht regelrechte Soldaten, es wurden starke Fehler gemacht, und darum staunte alles, als nach Lord Bentinck's Tode, bei der Eröffnung der Sitzung von 1849 Disraeli sich erhob und in der Adreßdebatte das herkömmliche Amendement stellte, womit er sich nach Parlamentsgebrauch als den anerkannten Leiter der Tories zu erkennen gab. Freilich hatte man ihn nehmen müssen, so arm war die Partei nach dem Ausscheiden der Peeliten an guten Rednern und erträglichen Staatsmännern geworden. Seit dieser Zeit hat Disraeli ein unleugbares Geschick bewiesen. Er ist mit seiner schwächeren Schaar dem Gefecht ausgewichen, wenn er den stärkeren Feind in guter Stellung und Haltung sah, aber so oft er die Whigs auf einem ungünstigen Boden fand und in ihren Reihen jenes unsichere Schwanken bemerkte, das in dieser Partei seit den letzten Jahren häufig gewesen ist, so hat er mit gesammelten Kräften und den schwächsten Punkt sich ersehend seinen Angriff gemacht. Zweimal brachte er die Whigs auf unbedeutende Majoritäten herab. Daß sein persönlicher Ruf noch nicht als gereinigt erschien, zeigte sich, als die frühere Ministerkrisis den Versuch der Bildung eines Torykabinets hervorrief. Ihm, dem Leiter im Unterhause, hätte unzweifelhaft ein Platz im Ministerium gebührt, aber seine Gönner zögerten, sie fürchteten den Tadel der öffentlichen Meinung, wenn sie einem Plänkler ein Kommando anvertrauen würden. Da aber die Noth das gebieterische Gesetz der Welt ist, hat Lord Derby doch nicht umhin können, bei der Bildung seines Kabinets dem Literaten einen Stuhl anzubieten, den dieser hastig angenommen hat. Da der Ort, den er im Parlament vertritt, ihn wieder gewählt hat, so ist ihm seine Stelle so lange gesichert, bis Lord Derby „die Kutsche umwirft". Nach der Rede zu urtheilen, die er vor seinen Wählern gehalten hat, wird Disraeli der Schönredner des Ministeriums sein.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von C. E. Gato in Meißen.

Inhalt: Felix Mendelssohn Bartholdy S. 641—649. — Der Metallgeld-Umlauf S. 649—656.

Felix Mendelssohn Bartholdy wurde geboren am 3. Februar 1809 zu Hamburg in einem Hause hinter der Michaeliskirche, das bei dem großen Brande von 1842 verschont geblieben ist, in welchem ein Jahr später auch sein treuer Freund und vieljähriger Kunstgenosse Friedrich David das Licht der Welt erblickte. Der bekannte jüdische Philosoph Moses Mendelssohn war sein Großvater, sein Vater Abraham M., ein wohlhabender und angesehener Banquier, zeichnete sich durch Kenntnisse und Kunstsinn aus. Auch die Mutter, eine geborne Bartholdy, war eine hochgebildete Frau, die sich namentlich gern und viel mit Musik beschäftigte. Durch sie wurde der Familienkreis, nachdem man nach Berlin übergesiedelt war, der Sammelplatz der berühmtesten Tonkünstler und vieler ausgezeichneten Männer. Die Mutter gab ihm den ersten Unterricht im Pianofortespiel, anfangs besorgt, daß die Gesundheit des Kindes leiden könne, weshalb sie in der Unterrichtszeit täglich nicht mehr als eine Minute zulegte. Die glücklichen Gaben des Knaben, namentlich sein ausgezeichnetes Gedächtniß, dem sich die schnellste Auffassung zugesellte, beseitigten diese Besorgniß. Felix litt nicht, obgleich er von seinem Instrument kaum zu trennen war und selbst zu komponiren anfing. In den Mußestunden war er ganz das fröhliche Kind, tollte im Garten umher, kletterte auf Bäume und gab sich den Spielen seiner Altersgenossen mit derselben Lust wie sie hin. Als Julius Benedikt, jetzt Kapellmeister im Drurylane-Theater zu London, 1821 in Berlin war, spielte er Felix die Melodien des Freischütz kurz vor der Aufführung vor. Drei Tage später wiederholte dieser die Ouverture und alle andern Musikstücke aus dem Gedächtniß, ohne einen Fehler zu machen. In derselben Zeit ließ er sich als Begleiter des Flötisten Guillon zum erstenmale öffentlich im Konzert hören und komponirte sein erstes Quartett in C-Moll für Piano und Saiteninstrumente (Op. 1). Als er sechszehn Jahre alt war, hatte er außer Sonaten, Charakterstücken, Quartetten, Gesängen und Liedern auch mehrere Symphonien und fünf Operetten geschrieben, darunter „die Hochzeit des Camacho", eine komische Oper, deren Vorwurf er dem Don Quixote des Cervantes entnahm. Vom zwölften bis funfzehnten Jahre brachte er in dem Freundeskreise des Hauses an jedem seiner Geburtstage eine Operette zur Aufführung. Ueber eine derselben schreibt Zelter an Göthe: „Felixens vierte Oper ist gestern Abend vollständig nebst Dialog unter uns aufgeführt worden. Es sind drei Akte, die mit zwei Balletten etwa drittehalb Stunden füllen. Das Werk hat seinen hübschen Beifall gefunden. Von meiner schwachen Seite kann ich meiner Bewunderung kaum Herr werden, wie der Knabe, der so eben funfzehn Jahre geworden ist, mit so großen Schritten fortgeht. Neues, Schönes, Eigenes, Ganzeigenes ist überall zu finden. Geist, Fluß, Wohlklang, Ganzheit, Dramatisches. Das Massenhafte wie von erfahrenen Händen; Orchester interessant, nicht erdrückend, ermüdend, nicht blos begleitend. Die Musiker spielen es gern, und ist doch eben nicht leicht. Das Bekannte kommt und geht vorüber, nicht wie genommen, vielmehr an seiner Stelle willkommen und zugehörig. Munterkeit, Jubel ohne Haß, Zierlichkeit, Liebe, Leidenschaft, Unschuld. Die Ouverture ist ein sonderbares Ding. Du denkst Dir einen Maler, der einen Klecks Farbe auf die Leinwand streicht, die Masse mit Finger und Pinsel austreibt, woraus zuletzt eine Gruppe an den Tag kommt, daß man, fort und fort überrascht, sich nach einer Begebenheit umsieht, weil ja geschehen sein muß, was wahr ist." Als Zelter dies schrieb, war der junge Felix auf mehreren Instrumenten, Pianoforte, Orgel, Violine und Bratsche, bereits Virtuose, und seine eminente Fähigkeit war ihm fast ohne Mühe wie von selbst gekommen. Partituren las er mit bewunderungswürdiger Fertigkeit, sein Luchsauge entdeckte Fehler, von denen selbst Zelter gestand, daß er sie niemals gefunden haben würde. Glückliche Verhältnisse,

in denen selten ein Künstler aufwächst, der tägliche Umgang mit edlen, fein gebildeten Menschen, Reisen, die seinem Geiste Erholung waren und ihm zugleich frische geistige Nahrung zuführten, ausgezeichnete Lehrer begünstigten seine Entwicklung. Ludwig Berger unterrichtete ihn im Klavierspiel und in der Instrumentallehre, wobei Mozart als Vorbild aufgestellt wurde, Zelter machte ihn mit der Theorie und Komposition, mit der Kirchenmusik von Sebastian Bach bekannt. Es läßt sich nicht leugnen, daß Zelter, der einer großen Einseitigkeit huldigte und namentlich Beethoven wegwerfend beurtheilte, auch in nachtheiliger Weise auf M. einwirkte, doch machte sich dieser von den schädlichen Eindrücken, welche von dieser Seite kamen, frühzeitig los. Eine Krisis, die für den jungen Komponisten bei dessen Uebergang ins Jünglingsalter eintrat, lag in natürlichen Ursachen, und Zelter hatte damit nichts zu thun. M., der nicht genug Partituren lesen, nicht genug Meister studiren konnte, mußte nothwendig in ein unsicheres Schwanken gerathen, schon sein Gedächtniß spielte ihm den Streich, daß aus seinen ersten Kompositionen bald dieser bald jener Styl heraustönte. Beethoven, dessen hohen Geist er trotz Zelter erkannte, führte ihn auf den richtigen Weg. Seine Ouverture zum Sommernachtstraum — er spielte sie zum erstenmal in vierhändiger Einrichtung für das Klavier am 19. November 1826 — gehört schon ganz der eigentlichen Romantik an, dem Gebiet also, in welchem M. erfinderisch und schöpferisch wurde.

Karl Maria von Weber und Cherubini hatten dem Vater auf Befragen erklärt, Felix habe einen so entschiedenen Beruf zur Musik, daß es rathsam sei, dieses Talent vorzugsweise in ihm auszubilden. Damit aber auch die höhere wissenschaftliche Ausbildung nicht versäumt werde, bezog er 1827 die Berliner Hochschule und hörte die Vorlesungen mit einem Eifer, als wolle er ein Gelehrter werden. Wie tief er in das Verständniß der Alten eingedrungen sei, beweist seine metrische Uebersetzung des „Mädchens von Andros" von Terenz, mit der Göthe vollkommen zufrieden war. Zu den Lehrern M.'s auf der Hochschule gehörte unter andern Hegel. Als Student führte er in Stettin im Februar 1827 seine neuesten Werke auf und leitete dann in Berlin die Proben und Darstellungen der großen Bach'schen Passion aus dem Evangelium Matthäi (11. und 25. März 1829). Seine Werke waren hier und da in Deutschland in Konzertsälen und Theatern gespielt worden, hatten aber kalt gelassen, obgleich sie größere Schönheiten enthielten, als manches, was vom Beifall der Menge zu den Wolken emporgetragen wurde. Wenn neue Sachen vorgeführt werden, pflegt sich das Publikum sein Urtheil von Halbwissern und Musikern niedern Ranges zu holen, die regelmäßig tadeln, die ersten, um sich als über den Beurtheilten erhaben darzustellen, die zweiten, um jungen Talenten das Aufkommen zu erschweren. Diese Allianz stand M. entgegen, „die Dii minorum gentium und die kleinen Feldteufel schnitten ihm Gesichter", wie er humoristisch klagt. Der erste volle Beifall harrte seiner in England, in dessen Hauptstadt er am 10. April 1827 eintraf. Die Ouverture zum Sommernachtstraum wurde zweimal gespielt und brachte eine wahrhaft elektrische Wirkung hervor. Von London bereiste er zu seinem Vergnügen die schottischen Hochlande, wo er die Eindrücke seiner Ouverture zu den Hebriden oder der Fingalshöhle empfing. Dieses Werk entstand das nächste Jahr in Berlin. Es wird erzählt, daß er auf die Bitte seiner Schwester, ihr etwas von den Hebriden zu erzählen, die Antwort gegeben: „Das läßt sich nicht erzählen, nur spielen;" und sogleich das geisterhafte Thema gespielt habe, das dann zu jener Ouverture weiter ausgesponnen ist. Im Mai des Jahres 1830 trat er über Weimar und München seine Reise nach Italien an. Göthe war er im November 1821 durch Zelter vorgestellt worden, auf der Reise nach Italien machte er seinen zweiten Besuch, empfing Lehre und Rath und wahrscheinlich auch einige Anweisungen für seine Komposition der „ersten Walpurgisnacht." Er verweilte vierzehn Tage in dem Dichterhause, seine Begleiter auf

Digitized by Google

der weitern Reise waren die Maler Schadow, Bendemann, Hübner, Hildebrand und Sohn, eine Gesellschaft, die ihm um so mehr zusagte, als er selbst mit Glück malte und besonders in der Landschaft Tüchtiges leistete. In Rom verweilte er vom 1. November 1830 bis in den April 1831, in stetem Verkehr mit den geistreichen Männern, denen der preußische Gesandte Ritter Bunsen sein gastliches Haus öffnete, mit Horace Vernet, Lißt und Berlioz. Frei von lästigen Berufspflichten, in der Fülle der Jugend und Gesundheit, schwelgend im Genuß der unvergänglichen Meisterwerke Roms, geliebt und geachtet von vielen hervorragenden Männern aller Nationen, ging er mit seiner Geistesfrische auf alle Freuden ein, die sich ihm darboten, und ist vielleicht in seinem ganzen Leben nie so glücklich gewesen, als hier in Rom. In seinen römischen Aufenthalt fallen wichtige Kompositionen: die erste Walpurgisnacht von Göthe, die lutherischen Lieder: „Mitten wir im Leben stehen," und: „Verleih' uns Frieden gnädiglich", der 115. Psalm, drei Motetten für weibliche Stimmen, komponirt für die Nonnen im Kloster Trinita del Monte, zum Theil auch das erste Heft der „Lieder ohne Worte." Neapel war der südlichste Punkt, den er in Italien besuchte; von dort zurückgekehrt, verweilte er noch einmal in Rom und ging dann über die Alpen zurück, nach der Schweiz, Paris, London, Berlin. Die englische Hauptstadt empfing seine Produktionen mit gesteigertem Beifall, sein Name wurde hier bereits den berühmtesten beigezählt, während sein Vaterland und selbst das heimathliche Berlin ihn noch mit Achselzucken nannte. M. komponirte und spielte mit Moscheles gemeinschaftlich, und das Zusammenwirken beider ging so weit, daß beide häufig vierhändig phantasirten. Dreimal war er in den Jahren 1832 und 1833 in London, wo zwei Kompositionen entstanden, die von einem südlichen Hauch durchwehte Symphonie in A-Dur und die Ouverture zur Melusine. Der Ausgangspunkt dieser Reisen nach London war Berlin, dessen Kunstkenner ihn mehr und mehr anerkannten, seit das Ausland, Paris und London, sein Lob verkündeten, und die von ihm zu wohlthätigen Zwecken veranstalteten Konzerte zahlreich besuchten. Die erledigte Stelle eines Musikdirektors der Akademie wurde aber doch nicht ihm, sondern einem glücklicheren Bewerber zu Theil. Dafür entschädigte ihn die Aufforderung, die Leitung des großen Musikfestes in Düsseldorf zu übernehmen. Die Wahl und Ausführung der Musikstücke, zu denen M. mit der großen Ouverture in C-Dur einen Beitrag lieferte, erweckten solchen Beifall, daß man ihn an Düsseldorf zu fesseln wünschte. Man schuf für ihn die Stelle eines städtischen Musikdirektors, in der ihm die Pflicht oblag, den wöchentlichen Singverein, die Winterkonzerte und die Musik in den katholischen Kirchen zu leiten. Im Herbst von 1833 trat er sein Amt mit dreijährigem Kontrakt an. Die Konzerte, so sorgsam die Ausführung der klassischen Musikstücke war, sprachen anfangs nicht an, im ersten Winter wurden deren nur drei gegeben. Immermann, zu dem M. in ein vertrautes Freundschaftsverhältniß trat, begeisterte ihn für den Plan, in Düsseldorf eine Bühne zu errichten, die für Sänger, Schauspieler und Publikum eine Schule sein sollte und nach dem Wunsche der Stifter die Veranlassung zu einer Regeneration des gesammten deutschen Theaters geben konnte. Die Probevorstellungen: Don Juan, Wasserträger, Egmont mit der Musik von Beethoven, warben dem Plan zahlreiche Freunde, eine Aktiengesellschaft schoß die Mittel her, M. übernahm die Oper, Immermann das Schauspiel, und die Vorstellungen begannen im Oktober 1834. Es ist zu bedauern, daß dieses Unternehmen den davon gehegten Erwartungen in keiner Weise entsprach, und zwar größtentheils durch die Schuld der beiden Leiter. Beide kannten das Theater nicht, M. insbesondere fehlte durch übereilte Engagements, wodurch er selbst eine volle Wirkung seiner Anstrengungen unmöglich machte. Außerdem entzweite er sich mit Immermann, weil der eine das Schauspiel, der andere die Oper bevorzugt sehen wollte, und es kam zu einem Bruch, der nicht wieder ausgeglichen wurde. Nachdem M. zweimal den

Oberon geleitet hatte, trat er zurück und überließ Julius Rietz seine Stelle. Seine Thätigkeit als Komponist gewann durch seinen Rücktritt, wir verdanken derselben die drei Heine'schen Volkslieder im ersten Heft seiner Gesänge für Sopran, Alt, Tenor und Baß, das zweite Heft der Lieder ohne Worte und die drei Klaviercapriccios (Op. 33). Ob die Ouverture „Meeresstille und glückliche Fahrt" in dieser Zeit oder schon früher entstanden sei, wird verschieden erzählt.

Eine Klausel seines Düsseldorfer Kontrakts machte ihm möglich, schon nach zwei Jahren seine Stelle niederzulegen und einem Ruf nach Leipzig zu folgen. Am 2. Juli 1835 dirigirte er zum letztenmal ein großes Konzert, wobei er sein H=Moll Capriccio spielte. In Leipzig vollendete er sein Oratorium „Paulus", dessen größten Theil er in Düsseldorf geschrieben hatte, wo auch am 22. Mai 1836 die erste Aufführung stattfand. So glänzend der Erfolg war, so wenig ließ er sich dadurch über die Mängel täuschen, die er bei der Aufführung empfunden hatte. Die Abänderungen, welche er vornahm, waren so bedeutend, daß dadurch der ganze für 600 Mitwirkende angeschaffte Stimmenvorrath unbrauchbar wurde. Viele halten den Paulus für das beste Werk M.'s. Dem kräftigen Bibeltexte, den er sich selbst auswählte, fügen sich die energischen Rhythmen und Harmonien an, die Instrumentation ist überall der Höhe der neuen Kunst angemessen, reich, wirksam und ergreifend. Der moderne Effekt ist verschmäht worden, im musikalischen Geiste nähert sich das Oratorium den Kirchenmusiken Händel's und Sebastian Bach's. Mit Paulus gründete M. seinen Ruf beim großen Publikum, das ihn bis dahin nur als Dirigenten großer Musikfeste (Düsseldorf, Köln) und, so weit Gesangvereine in Frage kommen, als Komponisten von Männergesängen kannte. Der Paulus machte in den Jahren 1836—1838 die Runde durch alle größern Städte Deutschlands, bald unter des Komponisten eigener, bald unter fremder Leitung, und kam außerhalb der deutschen Grenzen zu Gehör in der Schweiz, in Dänemark, Holland, Polen, Rußland, England, Amerika. Viel größer noch war die Verbreitung des Werks in Klavierauszügen und einzelnen Gesangstücken. Für das Leipziger Musikleben speziell war M. fördernd und anregend, wie kein Musiker in langer Zeit, und die Gewandhauskonzerte erlangten unter seiner Leitung einen mehr als europäischen Ruf. Das Programm jedes einzelnen Konzerts war das gewählteste, die Ausführung jedes Stücks die musterhafteste. Die Werke von Händel, Gluck, Haydn, Beethoven, Mozart, Cherubini, Weber, Spohr, Rossini hörte man hier neben den neuern Leistungen von Kalliwoda, Lachner, Möhring, Dobrycinski, Franz Schubert, Schumann u. A. Um dem Publikum den Stufengang in der Entwicklung der Musik zu verdeutlichen, richtete er historische Konzerte ein. Das erste brachte Arbeiten von Sebastian Bach, Gluck, Händel und Viotti, das zweite von Haydn, Cimarosa, Naumann und Righini, das dritte von Mozart, Salieri, Mehul und Andreas Romberg, das vierte von Abt Vogler, Beethoven und Maria v. Weber. Im Gewandhause unterstützte ihn sein Freund David, ein zweiter Freund, Moscheles, kam in seine Nähe, als später das neue Konservatorium der Musik unter seiner thätigsten Mitwirkung in Leipzig errichtet wurde. Wie er in der ersten Zeit seines Leipziger Aufenthalts den Vater verlor (19. November 1835), der in der letzten Zeit als Berliner Stadtrath fungirt hatte, so lernte er auch das Glück der Ehe kennen, indem er eine Tochter des Pfarrers Jennrenaud in Frankfurt am Main heimführte. Von Kompositionen aus dieser Zeit sind zu nennen: Klavierkonzert in D=Moll (Op. 40), Quartett in F=Moll, der 42. Psalm, der 114. Psalm, das Trio in D=Moll für Pianoforte, Violine und Violoncello, das Gutenbergslied, die große Symphoniekantate „der Lobgesang", eines seiner genialsten Werke, den Sieg des Lichts über die Finsterniß in entzückendem Wohllaut der Harmonie und Melodie verherrlichend, das wunderbar schöne Lied „der deutsche Wald." Im März des Jahres 1836 machte ihn die Leipziger Hochschule „wegen ausgezeichneter Verdienste um die Musik" zum Doktor der Philosophie, 1841 ernannte ihn der König von

Sachsen zu seinem Kapellmeister und noch in demselben Jahre erhob ihn der König von Preußen mit einem glänzenden Gehalt zu demselben Amt. Die Gunst des Publikums wurde seit dem Paulus fast überschwänglich, man sollte meinen, der Künstler habe sich durch den nicht immer zarten Beifall, der ihn auf Schritt und Tritt begleitete, häufig gedrückt fühlen müssen. Die kälteren Engländer blieben in dieser Beziehung nicht zurück, bei seinen wiederholten Besuchen dieses Landes, wo er unter anderm der ersten Aufführung des Paulus vorstand, begrüßte ihn stets ein Enthusiasmus, der sich seit Händel's Tagen für keinen Meister ernster Musik dort so gezeigt hatte. Seine Berufung nach Preußen, die ihm übrigens seine Thätigkeit in Leipzig ungeschmälert ließ, war durch des Königs Wunsch herbeigeführt worden, zu Sophokles Antigone eine entsprechende Musik zu erhalten. Es wird behauptet, daß M. die Ouverture, die Chöre und die melodramatische Begleitung zu der alten Tragödie binnen elf Tagen vollendet habe. Am 15. Oktober 1841 ging die Antigone mit dieser Begleitung auf der Potsdamer Hofbühne zum ersten Mal in Szene, im nächsten Jahre in Leipzig, 1844 in Paris und Athen, 1845 in London. Die Versammlung deutscher Philologen in Kassel erließ im Herbst 1843 ein Dankschreiben an ihn, „daß er durch seine Musik zur Antigone wesentlich zur Wiederbelebung des Interesses an der griechischen Tragödie beigetragen habe.“ Auf die Antigone folgte unmittelbar die A-Moll Symphonie, deren erste Aufführung in Leipzig auf den 13. März 1842 fällt. Sie ist das Gegenstück der A-Dur Symphonie, deren warmen südlichen Klängen sie die ernsteren mit Wehmuth verschwisterten Töne des Nordens gegenüberstellt. Da diese Symphonie viele schottische Anklänge, selbst an den Dudelsack erinnernd, hat, so erhielt sie vorzugsweise in England die wärmste Aufnahme. Von dem König von Preußen zum Generalmusikdirektor ernannt, sollte M. die Oberleitung aller kirchlichen Musik in Preußen, speziell bei dem Domgottesdienste in Berlin übernehmen, außerdem aber seinen Verpflichtungen in Leipzig gerecht werden, die sich noch vermehrten, als die Freigebigkeit des Königs von Sachsen und Spenden von Privaten 1843 die Eröffnung des Konservatoriums in Leipzig (3. April 1843) ermöglichten. M. übernahm nun eine der sechs Lehrerstellen, nicht auf lange Zeit, da dieser Beruf ihm zu fern lag und seinen Neigungen nicht im entferntesten entsprach. Die „Walpurgisnacht“ hörten die Leipziger zuerst am 2. Februar 1843, in einer Gestalt, die von der ursprünglichen Komposition in Rom wenig Züge mehr an sich trug und auch so noch vielfach verändert wurde, ehe sie den strengen Anforderungen ihres Schöpfers entsprach. Den nächsten Sommer verlebte er in der Schweiz an den Ufern des Genfersee's und im Bade Soden, um volle Muße zu seinen Tondichtungen für den Sommernachtstraum zu gewinnen, womit der König von Preußen ihn beauftragt hatte. Wir möchten diese Dichtung einen Kommentar nennen, im höchsten Sinne, da das poetische Verständniß des Shakspeare'schen Werkes dadurch unendlich gewonnen hat. Köstlich ist vor allem der Hochzeitsmarsch, in welchem die drei Elemente des Stücks repräsentirt sind, der gespreizte Pomp des athenischen Hofes, die hölzerne Begeisterung der Rüpel und ihnen gegenüber die liebliche, wie aus Duft gewobene Poesie der Elfen. Starke Anklänge dieses Marsches finden sich in dem Marsch aus Athalia, den er wie die ganze Musik zu diesem Werke Racine's 1844 in Berlin gedichtet hat. Wie diese Musik, entstand auch die zu Sophokles Oedipos auf Kolonos auf Veranlassung des Königs von Preußen. Die beiden letzten Kompositionen haben außerhalb Berlins keinen Anklang, keine Darstellung auf einer Bühne gefunden.

Die Berliner Verhältnisse waren M. fremd geworden, als er seinen bleibenden Wohnsitz dorthin verlegte, und er konnte sich in sie nicht wieder hineinleben. Auf seinen Wunsch löste der König von Preußen sein Dienstverhältniß, doch blieben ihm der Titel und ein bedeutender Theil des Gehalts. Im November

1844 verließ er Berlin, wo er genau ein Jahr verweilt hatte, wovon noch der Sommer des Jahres 1844 abzuziehen ist, den er auf Reisen nach England und an den Rhein verbrachte. Leipzig, wohin er 1845 zurückkehrte, sollte von nun an sein bleibender Aufenthalt sein. Er vollendete dort sein zweites großes Oratorium „Elias". Im nächsten Sommer von 1846 dirigirte er vier Musikfeste am Rhein und in Lüttich, für die er ein großes Lauda Sion (Op. 73) und Schiller's „Festgesang an die Künstler" komponirt hatte. Mitte August war er in England, um auf dem großen Musikfeste zu Birmingham seinen Elias zum ersten Male aufzuführen. Haydn's Schöpfung füllte den ersten, Händel's Messias den dritten, der Elias den zweiten Tag. Der leitende Ausschuß hatte jede laute Beifallsäußerung streng untersagt, aber der Jubel brach sich gewaltsam Bahn, achtmal verlangte das Publikum ein Musikstück Dacapo, am Schlusse des ganzen Werks wurde der Komponist stürmisch gerufen. Die außerordentlichen Anstrengungen dieses Sommers ließen in M. eine solche Schwäche zurück, daß nach seiner Rückkehr der Hausarzt ihm das öffentliche Spielen untersagte. In seiner Zurückgezogenheit komponirte er um so fleißiger, im Scherz pflegte er zu äußern, daß er die kurze Spanne Zeit benutzen müsse, da ein Musiker nicht später als bis zum 40. Jahre schöpferisch thätig sein dürfe. Die Aufführung des Paulus in der erleuchteten Paulinerkirche am Charfreitag von 1847 leitete er persönlich, gleich darauf ging er abermals nach England, weil er der Gesellschaft für Kirchenmusik sein Wort gegeben hatte, den Elias für die Produktion in der Exeter-Halle einzustudiren. Angegriffen wie er war, hatte er mit einem ungeschulten, mangelhaften Chor die Proben abzuhalten, was ihn wegen seiner gesteigerten Reizbarkeit furchtbar abmattete. Dreimal in London und einmal in Manchester dirigirte er den Elias, am königlichen Hofe außerdem noch den Sommernachtstraum. Er fühlte, daß er sich übernommen habe, einem Freunde, der ihn noch länger zu bleiben aufforderte, gab er die Antwort: „Ach, ich fürchte, daß ich schon zu lange hier gewesen bin. Nur eine Woche noch mit solchen Anstrengungen hätte mich geradezu umgebracht." In Frankfurt, wo er die Seinigen zu finden hoffte, gedachte er sich in froher Muße zu erholen, und gerade hier traf ihn der härteste Schlag. Es erwartete ihn die Nachricht, daß seine Lieblingsschwester Fanny, die mit dem Hofmaler Hensel verheirathet war, mit der er durch die feinsten geistigen Fäden und durch gemeinschaftliche Kompositionen verbunden war, gestorben sei. Bei einem der Chöre aus dem zweiten Theil des Faust, an die sie sich gewagt hatte, war sie vom Nervenschlage getroffen todt in den Sessel zurückgesunken. M. stieß einen lauten Schrei aus, als ihm die erschütternde Mittheilung gemacht wurde; es scheint ein kleines Blutgefäß im Kopfe gesprungen zu sein, und das in das Gehirn eintretende Blut den quälenden Kopfschmerz hervorgerufen zu haben, der ihn seitdem fast nicht mehr verließ. Musik ergriff ihn nun so, daß er sie nicht hören konnte, ohne zu weinen, mit Mühe ließ er von seiner Gattin sich bestimmen, die Reise nach der Schweiz zu machen, welche die Aerzte zu seiner Wiederherstellung dringend nöthig hielten. Die reine Bergluft des Berner Oberlandes gab ihm anscheinend seine Gesundheit wieder, er nahm seine Arbeiten auf, komponirte den ersten Akt einer Oper „Loreley", deren Text Geibel gedichtet hatte, und begann ein großes Oratorium „Christus", das in drei Theilen die irdische Wallfahrt, die Himmel- und Höllenfahrt des Erlösers umfassen sollte. In Leipzig, wohin er Ende Septembers zurückkehrte, war er ruhig, fast heiter, nur äußerte er mehrmals, daß die Leipziger Luft ihn drücke. Todesahnungen, die er mehrfach laut werden ließ, suchten seine Freunde hinweg zu scherzen, da der Arzt eine vorsichtige Wiederaufnahme der musikalischen Thätigkeit gestattete, so hoffte man das beste. Er arbeitete an seiner Oper und komponirte das Nachtlied von Eichendorf: „Vergangen ist der lichte Tag," sein letztes. Während er eine Freundin zu diesem Liede auf dem Piano begleitete, wurde er plötzlich todtenbleich und von einer Ohnmacht befallen,

so daß er nach Hause gebracht werden mußte. Am 28. Oktober trat ein zweiter Schlaganfall ein, die dritte Wiederholung machte seinem Leben am 4. November 1847 ein Ende.

M. vereinigte in sich drei künstlerische Eigenschaften, die man selten zusammen antrifft, war Komponist, Virtuose und Dirigent. Die großen Musikfeste und die Leipziger Gewandhauskonzerte haben seine glänzenden Vorzüge in letzterer Beziehung über allen Zweifel erhoben. Unter seiner Leitung schien die Instrumentenmasse des Orchesters ein einziges Instrument zu sein, das er mit seinem Taktstock spielte. Sein großer Ruf, sein heiliger Ernst, seine versöhnende Liebenswürdigkeit, der der übellaunigste Künstler nicht widerstehen konnte, unterstützten ihn mächtig. Obgleich er auf die genaueste und reinste Ausführung hielt, namentlich die Piano's nicht zart genug bekommen konnte, waren die von ihm geleiteten Proben doch keine Arbeit, sondern ein Genuß. Die versteckteste Intentionen eines Meisters wußte er hervorzuheben, die Vorzüge, die ein Musikstück hatte, kamen durch ihn gewiß zur vollsten Geltung. Man hat ihm vorgeworfen, daß er die Alten bei den Aufführungen modernisirt habe, was er aber wirklich that, beschränkte sich darauf, ihre Werke durch ein hin und wieder beschleunigtes Tempo und durch feinere Abschattungen im Anschwellen und Absterben des Tons dem gegenwärtigen Geschmack näher zu bringen. Die Massen der Mitwirkenden mochten noch so groß sein, M. hörte gewiß jeden falschen Ton und Strich. Bei einem Musikfeste, zu dem 300 Sänger und 200 Instrumente mitwirkten, hielt er plötzlich inne, um einer jungen Dame mit der freundlichsten Miene zu sagen: „F, liebes Fräulein, nicht Fis." Die Orchesterwirkungen, die er auf diese Weise erzielte, sind großartig zu nennen, und wir können daher entschuldigen, wenn Leipzig, dankbar für die reinen, durch ihn gebotenen Genüsse, seinen Namen bis zu den Sternen erhob und etwas Abgötterei mit ihm trieb. Als Virtuose setzte er seinen Ruhm nicht etwa in bloße Fertigkeit und in Gewandtheit bei Ueberwindung von Schwierigkeiten. Eleganz, Rundung und Sicherheit, Deutlichkeit, Kraft und Zartheit waren die äußern Vorzüge seines Spiels, sein Hauptvorzug war aber der, jedes Stück vollkommen nach seinem Charakter und eigenthümlichen Geist wiederzugeben. Auf dem Klavier, das er am meisterhaftesten spielte, trug er am liebsten Beethoven's Kompositionen vor, deren Adagios er mit hinreißendem Schmelz, mit unaussprechlicher Innigkeit und Zartheit spielte. Zu seinen Kompositionen übergehend, haben wir vor allem hervorzuheben, daß er in reinem edlen Streben kein anderes Ziel kannte als die Musik selbst, seiner Begeisterung gehorchend niemals fragte, was wohl den Hörern am besten gefallen möge. Die universelle Bildung seines Geistes machte ihn in jeder Sphäre heimisch, ließ ihn in jeden gegebenen Stoff tief eindringen. Seine seltene Kraft der Objektivität zeigt sich schlagend, wenn man die Ouverturen zum Paulus, Sommernachtstraum, Hebriden, Meeresstille und glückliche Fahrt, mit einander vergleicht. Die klassische Antigone und der romantische Sommernachtstraum sind durch ihn mit derselben Meisterschaft verherrlicht worden. Künstlerischer Bildungstrieb und Klarheit des Verstandes gingen bei ihm Hand in Hand, er wußte stets, was er wollte, und nicht eher ruhte er, als bis sein Gedanke in der schönsten Vollendung ausgeführt war. Seine reiche Phantasie machte ihn nie um Formen und Bilder verlegen, in seine schönsten Kompositionen hat er sein tiefinnerstes Gemüthsleben gelegt. Seine beiden großen Oratorien Paulus und Elias sind von einem frommen christlichen Herzen eingegeben, das alle Trübsal als eine Prüfung Gottes in Demuth aufnimmt, bei dem ersten Strahl des Glücks in lauten Lobgesang ausbricht. Wird dadurch eine gewisse Weichheit bedingt, so fehlt doch nicht die Kraft, in welcher Beziehung wir nur an den Choral im Paulus: „Wachet auf, ruft uns die Stimme," an das wundervolle Thema im Lobgesang „Alles was Odem hat lobet den Herrn," an die Baalschöre im Elias zu erinnern brauchen. Schwermuth, sinnige Träumerei, aber auch feurige Leidenschaft und leichter

anmuthiger Scherz finden besonders in den kleinern Werken M.'s ihren Ausdruck. In den Liedern ohne Worte hat er ein Genre geschaffen, das ihm besonders zusagte, von andern Komponisten aber nicht ohne ernste Prüfung betreten werden sollte. Wie man ihm den Vorwurf hat machen können, daß er gelehrt, nicht poetisch sei, seine Kompositionen nicht fühle, sondern denke, ist schwer zu begreifen. Unter den Meistern der deutschen Gegenwart hat er in erster Reihe gestanden, groß ist namentlich der Einfluß, den sein Beispiel auf die jüngere Künstlerwelt ausübt. In der Oper hat er sich nur in seiner Jugend und kurz vor seinem Tode versucht. Eine Jugendarbeit „die Heimkehr aus der Fremde" und ein Finale seiner letzten Oper Loreley gestatten uns kein Urtheil darüber, was M. in der Oper, welche gewöhnlich für das höchste Genre gilt, hätte leisten können. Es ist bekannt, und in diesem Aufsatze selbst wurden Beispiele dafür beigebracht, daß M. den ersten Wurf nicht besonders hochschätzte, daß er unablässig feilte und häufig völlig umarbeitete, ehe er sich selbst genügte. Mehrere seiner Partituren sind so durchkorrigirt, daß sie kaum zu lesen sind. Um über seine Befähigung zum Operndichter absprechen zu können, müßten wir eine von ihm selbst für vollendet erklärte Oper vor uns haben. Wenn es mit der Veröffentlichung jedes Nachlasses seine Bedenken hat, so gilt dies von dem Nachlasse M.'s ganz besonders. Er arbeitete sehr viel und huldigte dabei dem Grundsatz Göthe's:

> Was hilft es viel von Stimmung reden?
> Dem Zaudernden erscheint sie nie;
> Gebt ihr euch einmal für Poeten,
> So kommandirt die Poesie.

Es war ihm unmöglich müßig zu sein, wenn er nicht in Stimmung war, nahm er doch eine Arbeit vor, um sich warm zu machen, wie er sagte. Diese Kompositionen bewahrte er sorgfältig auf, zu Bänden angereiht, füllten sie ganze Fächer seiner Bibliothek. Solche Arbeiten zu veröffentlichen, daran dachte er nicht, selbst die für die Veröffentlichung bestimmten sichtete er vorher durch, von zwölf Liedern kamen vielleicht nicht sechs zum Druck. Wie man sich von großen Geistern zu erzählen pflegt, daß sie zur Arbeit der Reizmittel bedurft hätten, so hat man auch von M. dergleichen Mährchen herumgeboten. Er habe nicht allein der größten Stille bedurft, sondern auch alle Fenster verhängen und eine Menge Kerzen anzünden lassen, will die prosaische Plattheit wissen. Die Wahrheit ist, daß er aller Orten arbeiten konnte, selbst auf Reisen, sogar in Gesellschaft Anderer. Die Ouverture zum Sommernachtstraum entstand in voller Gesellschaft, war er auf Reisen unter Dach und Fach, so begann er sogleich „Noten zu schreiben", wozu er keiner andern Vorbereitung bedurfte, als sich ein Tischchen zurechtzurücken. Im Anfange schrieb er seine Sachen gleich in Partitur, später ging er von dieser Gewohnheit ab und skizzirte sie zuvor. Sein vielseitiges Talent äußerte sich nicht allein im Komponiren und Dichten, M. war auch Maler. Er hatte dieses Talent zu Düsseldorf im Umgange mit den dortigen Künstlern so kultivirt, daß er gelungene Landschaften in Aquarell ausführen konnte. Das Malen füllte bis an sein Lebensende manche Mußestunde aus, während in seiner Lehrerzeit am Leipziger Konservatorium die Schüler ihre Aufgaben lösten, zeichnete er mit der Feder kleine Landschaftsbilder, die er auch sammelte. Viele seiner Freunde bewahren Bilder von ihm, die er ihnen für das Album malte.

Das Aeußere M.'s war charakteristisch, liebenswürdig und edel, ohne gerade schön zu sein. Die hohe schön gewölbte Stirn, das tiefe blitzende Auge, die fast römische Nase, der feine und feste Mund, die zarte und durchsichtige Gesichtsfarbe nahmen auf den ersten Augenblick für ihn ein. Mittelgroß, in Gang und Haltung etwas nachlässig, verrieth er in seinem Körperbau eine Zartheit der Gesundheit, die ihm kein langes Leben versprach. Er war sich dessen vielleicht selbst bewußt, wenn er sagte: „Mir gehören Frühling und Sommer des Lebens, Herbst und Winter sind mir versagt." Seine zarte Gesundheit machte ihn reizbar,

Digitized by Google

er bedurfte oft der Alpenluft oder des Seebades zu seiner Stärkung. Seinem hohen Geiste entsprach sein vortreffliches Herz. Er war ein gläubiger und zugleich werkthätiger Christ, wer Unterstützung verdiente, erhielt sie durch ihn mit einer Zartheit, welche den Werth der Gabe unendlich erhöhte. Vom Glück fortwährend begünstigt, angebetet von der Stadt, in der er lebte, geachtet und geliebt von allen Musikfreunden Deutschlands und Englands, von den Mächtigen dieser Erde wetteifernd bevorzugt, nahm er keine Laune eines verzogenen Günstlings an. Bis an sein Lebensende fanden seine Kunstgenossen, deren Werke ihm darum nicht immer zusagten, einen liebreichen fördernden Freund in ihm. Wer mit dem Vorurtheil, daß M. seine konkurrirenden Kollegen vernachlässigen werde, nach Leipzig ging, schied mit warmen Lobsprüchen auf ihn. Daß er jemals fremde Werke mit geringerer Sorgfalt einstudirt habe als seine eigenen, haben selbst seine Feinde nicht behaupten können. Er hatte solche, und nicht ganz ohne seine eigene Schuld, denn seine Reizbarkeit machte ihn leicht verstimmt, wenn er mit nicht zusagenden Persönlichkeiten zusammentraf, und er ließ diese Verstimmung merken. In größern Gesellschaften war er meist zurückhaltend und schweigsam, im kleinern Kreise seiner Familie und Freunde konnte er bis zur Ausgelassenheit lustig sein und war der liebenswürdigste geistreichste Wirth. Oeffentliche Vergnügungsorte besuchte er nicht, seine Erhohlungen bestanden in Spaziergängen, Lesen und Zeichnen, womit zuweilen Schach- und Billardspiel mit Freunden wechselte. Mit Politik beschäftigte er sich viel, in seiner Jugend war er radikal, im spätern Lebensalter gemäßigt liberal. Er war Ritter der Friedensklasse des Ordens für Verdienst, auch andere äußere Auszeichnungen fehlten ihm nicht. Der König von Sachsen und das englische Königspaar schätzten ihn unter allen Monarchen am höchsten. Mißachtung hat er nur durch den Kurfürsten von Hessen erfahren, nach seinem Tode, als die von Spohr beabsichtigte Trauerfeier in Kassel untersagt wurde. Dieses Verbot galt indessen wohl weniger dem Todten als dem Lebenden, der die Feier veranstalten wollte. Seine Leiche ruht in Berlin auf dem Kirchhofe vor dem Hallischen Thor neben seiner Schwester Fanny. Alle größern Städte Deutschlands haben bei seinem Tode Trauerfeierlichkeiten veranstaltet, die schönsten Berlin und Wien, wo sich die Aufführung des Elias damit verband. Die Könige von Preußen und Sachsen, die Königin von England übersandten der Wittwe ehrende Trostschreiben. M., der zärtlichste Gatte und Vater, hat außer dieser Wittwe fünf Kinder, drei Knaben und zwei Mädchen, hinterlassen. — Unter den zahlreichen Werken, die sich mit ihm beschäftigen, erscheint uns als das gelungenste ein englisches, von einem Deutschen verfaßtes: J. Benedict, Sketch of the life and works of the late Felix Mendelssohn Bartholdy.

Der Metallgeld-Umlauf. Wie viel der Vorrath an Gold und Silber auf der bewohnten Erde beträgt, wie viel jährlich an beiden Metallen aus der Erde gefördert wird, wie viel davon durch Abnutzung, Unglücksfälle wieder verloren geht, darüber sind die Angaben der Natur dieser Verhältnisse nach im höchsten Grade abweichend. Ueber die Gewinnung der edlen Metalle hat A. v. Humboldt die sorgfältigsten Untersuchungen angestellt, und zumeist auf seine Angaben gestützt ist dann von W. Jakob (Produktion und Konsumtion der edlen Metalle, deutsch von Kleinschrod, 1838*) eine Berechnung der jetzigen Vorräthe angestellt worden, welche so weit dies überhaupt möglich ist der Wahrheit nahe kommen dürfte. Was die frühern Zeiten betrifft, so besitzen wir glaubwürdige historische Angaben, wonach der Vorrath an edlen Metallen zur Zeit des römischen Kaisers Augustus überhaupt 300 Millionen Pfd. St. (das Pfund zu 10 Gulden C.-M.) betragen hat. Für die ganze folgende Zeit bis zur

*) Der englische Titel heißt: An historical inquiry into the production of the Precious Metals. Das Werk ist 1831 in London erschienen und gilt noch heutigen Tags für die erste Autorität in allen hier einschlagenden Fragen.

Entdeckung von Amerika fehlt es uns an Anhaltpunkten, es ist aber eine allgemeine, in den verschiedensten Beobachtungen und Berechnungen wurzelnde Annahme, daß die Metallgewinnung nach Augustus nur etwa hinreichend gewesen sei, das zu ersetzen, was jährlich durch Abnutzung und sonst verloren gegangen sei, so daß der Metallvorrath im Jahre 1492 etwa derselbe gewesen sein wird wie zur Zeit des Augustus. Von der Entdeckung Amerika's an bis zum Jahre 1810 besitzen wir durch A. v. Humboldt die zuverlässigsten Nachrichten, über die folgende Zeit sind die Angaben minder sicher und hier und da aufzusuchen. Eine gute Zusammenstellung findet man im österreichischen Lloyd (1851 Nr. 171), und diese benutzen wir an diesem Orte. Bei der letzten Berechnung wird angenommen, daß die Metallgewinnung in Amerika in den Jahren 1810—1830 auf die volle Hälfte herabgesunken, in Europa nicht gestiegen sei, daß sie dagegen in beiden Welttheilen von 1830 bis 1840 bedeutend zugenommen habe, in Amerika zu mehr als $^6/_8$ der ursprünglichen Höhe, in Europa um hundert Prozent. In der folgenden Tabelle repräsentiren die beiden ersten Linien die Metallgewinnung nach der Eroberung von Mexiko, aber vor der Entdeckung der Minen von Potosi. Die Metallgewinnung betrug:

In den Jahren	1492—1521.	Jährlich in Pfd. St.: 52,000.	Zusammen:	1,308,000.
" " "	1521—1546.	" " " " 630,000.	"	15,750,000.
" " "	1546—1600.	" " " " 2,250,000.	"	121,000,000.
" " "	1600—1700.	" " " " 3,375,000.	"	337,500,000.
" " "	1700—1810.	" " " " 8,000,000.	"	880,000,000.
" " "	1810—1830.	" " " " 5,000,000.	"	100,000,000.
" " "	1830—1840.	" " " " 8,100,000.	"	81,000,000.
" " "	1840—1850.	" " " " 11,000,000.	"	110,000,000.
		Zusammen von 1492—1850		1,646,558,000 Pfd. St.

Mit Hinzurechnung der vor der Entdeckung von Amerika vorhanden gewesenen 300 Millionen Pfd. St. erhält man für den Vorrath an edlen Metallen eine Summe von nahe 2000 Millionen Pfd. St. oder 20,000 Millionen Gulden. Von dieser Summe ist nun abzuziehen, was durch die Abreibung und den zerstörenden Verbrauch des Metalls verloren gegangen ist. Die Abreibung schlägt Jakob mit 446 Millionen Pfd. St. viel zu hoch an, sie beträgt nicht mehr als etwa 78 Millionen Pfd. St. Bei der Jakob'schen Berechnung liegt die jährliche Abreibung zu Grunde, welche die weichen unvortheilhaft legirten englischen Münzen erleiden, die obige Summe basirt auf den Erfahrungen, die man in Frankfurt am Main, Stuttgart und Paris bei dem Einschmelzen alter Münzen gemacht hat. In der Schätzung des Verbrauchs der edlen Metalle zu Waaren können wir wieder unbedenklich der englischen Autorität folgen. Der jährliche Verbrauch beträgt für England in Unzen, die Unze zu $4^3/_8$ Pf. St. gerechnet:

1) Gold.

Goldschläger-Arbeiten . . .	17,500	Unzen.
Vergoldung mittelst Quecksilber .	31,800	"
Ornamente	21,200	"
Goldplattirung	2,600	"
Porzellan- und Thongefäße .	5,200	"
	78,300	Unzen = 342,562 Pf. St.

2) Silber.

Plattirung	900,000	Unzen.
Kleinere Silberwaaren . .	500,000	"
	1,400,000	Unzen = 350,000 Pf. St.

Der jährliche Verbrauch an Gold und Silber beträgt mithin für England in runder Summe 700,000 Pf. St. Der Verbrauch von England wird zu $^3/_7$ des europäischen geschätzt, der von Amerika zu $^1/_{20}$ des letztern, wodurch wir für den jährlichen Gesammtverbrauch die Summe von 1,800,000 Pfd. St. erhalten. Nimmt man den gleichen Bedarf für das laufende Jahrhundert an, so wären von 1800—1850 durch dergleichen Arbeiten 90 Millionen Pfd. St. verloren gegangen. Ueber den Metallverbrauch früherer Zeiten fehlen Angaben, geringer als jetzt war derselbe jedenfalls und wird für die ganze Periode von der Entdeckung Amerika's bis 1850 mit 210 Millionen Pfd. St. wohl hoch genug angeschlagen sein. Die Gesammtsumme, zusammengerechnet mit der Ziffer der Abreibung und abgezogen von der Masse des Metallvorraths, läßt den jetzigen Vorrath von Gold- und Silbermünzen im Werthe von 1,568,558,000 Pfd. St. erscheinen. Die Summe kann aber nicht ganz so hoch sein, es ist davon abzunehmen, was durch Schiffbrüche, Brände, Vergraben verloren geht. Für diesen Verlust nennen wir keine Summe, da die Schätzung bei dem Mangel jedes Anhaltpunktes ganz willkürlich gegriffen werden müßte. Mit Berücksichtigung dieses letzten Verlusts pflegt man die in der Welt vorhandene Masse edler Metalle auf 1200 Millionen Pfd. St. oder 12,000 Millionen Gulden anzuschlagen. In dieser Summe ist nicht blos das gemünzte Gold und Silber begriffen, es gehört dazu auch, was an Geräthen vorhanden ist, in dieser Gestalt Jahrhunderte lang bleibt, theilweise aber auch rasch zum Tiegel zurückkehrt. Von den 160 Millionen Pfd. St. Metallwerthe, welche England besitzt, sind 60 Millionen in gemünztem Gelde, 100 Millionen in Geräthen vorhanden. Die Schätzung der Erdbewohner auf 1000 Millionen Menschen als richtig angenommen, berechnet sich auf den Kopf 1,2 Pfd. St. Von den 1200 Millionen Pfd. St. Metall kommen auf Europa 880 Millionen Pfd. St., wovon auf England und Frankreich mit einer Bevölkerung von 60 Millionen Menschen 400 Millionen entfallen. In diesen beiden Ländern berechnen sich daher auf den Kopf $6^1/_2$ Pfd. St., im übrigen Europa nur 3 Pfd. St.

Wie die Metallwerthe durch das kalifornische Gold vermehrt werden müssen, das wird schon jetzt von Vielen mit einer gewissen Aengstlichkeit berechnet. Angenommen, daß die gemachten und noch zu machenden Entdeckungen dieselbe Ausdehnung erlangen würden, wie ihrer Zeit die Auffindungen in dem neuen Welttheil, so könnte selbst in diesem mehr als unwahrscheinlichen Falle eine plötzliche Entwerthung des Geldes und dem entsprechend ein Hinaufgehen der Waarenpreise und Arbeitslöhne nicht erwartet werden. Nach der Entdeckung von Amerika ließ die allgemeine Steigerung der Lebensmittel und Bedürfnisse, die in unserer Zeit viel geringfügigerer Minenarbeiten manchem als nahe bevorstehend erscheint, viele Menschenalter auf sich warten, ehe sie wirklich eintrat. Ein sehr gründlich geschriebener Aufsatz in der „deutschen Vierteljahrsschrift" (Jahrgang 1852, erstes Heft, S. 128—215) stellt über den Einfluß des kalifornischen Goldes eine Berechnung an, die nur geeignet ist, übertriebene Besorgnisse zu zerstreuen. Nach Angaben im „New york Herald" vom Ende 1850 sollen in Kalifornien bis dahin 30 Millionen Pfd. St. an Gold gewonnen sein, das „Journal des Debats" setzt diese Summe auf 22 Millionen herab, die englischen Blätter sprechen gar nur von 14 Millionen. Den höchsten Ansatz für richtig genommen, haben wir eine Vermehrung der ganzen Masse um etwas mehr als $2^1/_2$ Prozent. Die mit großer Vorsicht aufzunehmenden Berichte aus Australien werden im höchsten Fall das ergänzen, was an der obengenannten Summe des kalifornischen Goldes in der Wirklichkeit fehlt. Kalifornien wie Australien sind menschenarme Länder, die sich die ihnen nöthige Einwanderung am leichtesten durch das Aussprengen der übertriebensten Nachrichten über ihren Goldreichthum verschaffen können. Ueber die Nachhaltigkeit der Ausbeute läßt sich nur nach allgemeinen Erfahrungen urtheilen, und diese sagen, daß die ersten Entdeckungen stets die reichsten sind.

Erzgänge hat man in Kalifornien noch nicht entdeckt, es ist auch sehr zweifelhaft, ob bergmännische Arbeiten den Ertrag größer und wohlfeiler machen würden, da bei den Ablagerungen von Gold in Flüssen und Thälern die Natur selbst die Arbeiten verrichtet hat, welche der Bergmann mit großen Kosten vornehmen müßte. Die Gewinnung würde dieselbe sein, wie bei uns, denn das Gold findet sich nicht in Massen, wie man gefabelt hat, sondern in das Gestein eingesprengt in folgendem Verhältniß (Dufrenoy, Annales des mines, Heft 4):

Eisenoxydul mit dem Magnet ausgezogen .	59,82	Prozent.
Titaneisenglanz mit Spuren von Braunstein	16,32	"
Zirkon, Opal, Corund	23,51	"
Gold	0,29	"
	100	Prozent.

Die Wascharbeiten, auf die man beschränkt bleiben wird, sind äußerst beschwerlich und ungesund, ihr Ertrag ein sehr unsicherer, aus diesen Gründen läßt sich eine größere Ausdehnung nicht erwarten. Was einem Einwirken des kalifornischen und australischen Goldes auf plötzliche Entwerthung vorzüglich entgegensteht, ist die große Summe von vorhandenen Werthen, welche die Vermehrung der Metallwerthe durch jene Länder als geringfügig erscheinen läßt. Allein England hat ein Kapitalvermögen von 7400 Millionen Pfd. St., eine jährliche Produktion von 1000 Millionen Pfd. St., ganz Europa erzeugt jährlich für 3000 Millionen Pfd. St. Werthe — was vermag da eine Goldgewinnung wie die kalifornische? Auf Europa zumal ist kein unmittelbarer Einfluß denkbar, da Kalifornien, wie die Erfahrung zeigt und die Natur der Verhältnisse bedingt — in Amerika können Gelder mit Sicherheit zu 6—10 Prozent Zinsen angelegt werden — sein Gold in Nordamerika als Kapital anbringt. Amerika wird dieses Geld zu nutzenbringenden Unternehmungen verwenden, dadurch entsteht dann eine Erhöhung der Tagelöhne, wie sie in der Union bereits bestanden hat, freilich auf unsolideren Grundlagen, wie die Krisis von 1846 bewiesen hat. Einer Entwerthung steht ferner das entgegen, daß mit der Zunahme der Bevölkerung, der Produktion, der Kultur der Bedarf an edlen Metallen steigt, endlich daß, je mehr von solchen vorhanden, um so mehr auf Geräthe verwendet wird. Das goldreiche England verarbeitet jährlich 1,700,000 Pf. St. für Schmuck und Luxusgegenstände, und 700,000 Pf. St. gehen jährlich durch Vergoldung und Versilberung verloren.

Mit der von uns unbegründet nachgewiesenen Behauptung, daß das kalifornische Gold eine Entwerthung des Geldes überhaupt zur Folge haben werde, verbindet man mit noch größerer Sicherheit die Darlegung, daß die erhöhte Ausbeute an Gold in dem Preisverhältniß dieser beiden Metalle eine Veränderung zum Nachtheil des Goldes herbeiführen werde. Dieselbe Befürchtung tauchte auf, als die Goldausbeute vom Ural beträchtlich stieg, und wurde damals von A. v. Humboldt (Deutsche Vierteljahrsschrift, 1838, Heft 4) widerlegt. Die jährliche Gewinnung von Gold und Silber ist für das Werthverhältniß beider Metalle nicht entscheidend. Zur Zeit Herodot's war das Verhältniß von Silber zu Gold wie 1 : 13, zur Zeit Alexander's wie 1 : 10, zur Zeit Julius Cäsar's wie 1 : 9, aber es kamen Schwankungen vor wie 1 : 17. Die Entdeckung Amerika's hat bis ins sechszehnte Jahrhundert nur folgende Veränderungen hervorgebracht 1 : $11^{6}/_{10}$, 1 : $10^{7}/_{10}$, 1 : 12, in den beiden letzten Jahrhunderten hat das Verhältniß variirt zwischen 1 : 14 und 1 : 16. Europa hat aber nur $^{1}/_{47}$ seiner Geldwerthe in Gold, und richtete sich der Preis des Goldes nach seiner Seltenheit, so müßte derselbe ein dreimal höherer sein. Nach Humboldt kamen vor dem kalifornischen Golde auf 1 Pfd. St. Gold dem Werthe nach 2,7 Pfd. St. Silber, oder dem Gewichte nach auf 1 Mark Gold 42 Mark Silber. In der

Periode von 1840 — 1850 war die jährliche Ausbeute an edlen Metallen 11 Millionen Pfd. St., wovon 3 Millionen in Gold, 8 Millionen in Silber. Rechnet man die kalifornische Goldausbeute sehr hoch an mit jährlich 10 Millionen Pfd. St., so steigt die jährliche Goldausbeute auf 13 Millionen Pfd. St. oder 407,000 Mark Kölnisch, während die Silbergewinnung von 8 Millionen Pfd. St. sich zu 3,696,000 Mark berechnet. Geht die Goldausbeute in demselben Verhältniß ein Jahrhundert fort, so erhalten wir für das Jahr 1950 einen Goldvorrath an 50,7 Millionen Mark, einen Silbervorrath von 792 Millionen Kölnische Mark, und die Vorräthe von Gold und Silber stehen im Verhältniß = 1 : 15,6. Es würde mithin bei dieser für die Goldausbeute in Kalifornien sehr hohen Annahme erst in hundert Jahren der Vorrath beider Metalle dem gegenwärtig bestehenden Werthverhältnisse gleichkommen, und ein Sinken des Goldpreises könnte, wenn die Vorräthe für den Werth bestimmend sein sollen, erst nach diesem Zeitpunkte eintreten.

Fast alle Staaten haben das Silber als Werthmesser angenommen, nur England hat das Gold als Werthmesser aufgestellt, das Silber blos für kleinere Zahlungen zugelassen. Neuerdings hat Nordamerika durch ein Gesetz vom 3. März 1849 die Goldmünze als gesetzliche Zahlungsmünze anerkannt und das Silber für Waare erklärt. Umgekehrt hat die holländische Regierung ihre zu zehn Gulden ausgeprägten Goldstücke als Waare erklärt und auf den Goldwerth nach dem Kurs herabgesetzt. Auf die Goldpreise haben in neuester Zeit ganz andere Verhältnisse eingewirkt, als die Vermehrung oder Verminderung dieses Metalls. Als 1839 und 1840 bedeutende Goldsendungen von England nach Deutschland gemacht wurden, um das aufgekaufte Getreide zu bezahlen, sanken die Goldpreise bei uns in ähnlichem Verhältniß wie 1849 und 1850. Die erwähnte Maßregel der holländischen Regierung erzeugte das neueste Sinken, indem der Geldmarkt darin eine Bestätigung der ungegründeten Furcht sah, daß Kalifornien solche Massen Gold in den Verkehr werfen werde, um den Preis gänzlich herabzudrücken. Nachdem das Gold in den unruhigen Revolutionsjahren in Folge der thörichten Besorgniß der Besitzenden, daß alle Sicherheit aufhöre, einen übertrieben hohen Stand behauptet hatte, ging derselbe um 3 Prozent von dem Normalstande 1 : 15,5 herab und näherte sich erst allmälig wieder diesem Stande. In Folge der holländischen Manipulation hatte besonders England zu leiden. In Hamburg stand das Gold um 0,40 Prozent schlechter als in England, in Paris um 0,16, das Gold strömte daher nach London, um den besten Markt aufzusuchen, wogegen das Silber so schnell nach dem Kontinent abzog, daß die Regierung mit dem Schlagen von Silbermünzen nicht fortmachen konnte. Die Nachtheile sind so fühlbar geworden, daß man in England die Frage aufwirft, ob die Goldwährung nicht abzuschaffen sei. Tritt der Fall ein, daß ein für England ungünstiger Wechselkurs große Baarzahlungen nach dem Kontinente nöthig macht, so muß uns Gold gezahlt werden, was, wie bei Zahlungen nach Hamburg, fast ein halbes Prozent Verlust ergiebt. Dann ist für England der Zeitpunkt gekommen, seine Währung zu ändern, um das Zurückströmen des Goldes zu verhindern, und geschieht dies, so tritt für den Kontinent eine schlimmere Kalamität ein, als bei den Getreidezahlungen von 1839, ja der Verlust würde sich auf viele Millionen belaufen. Von diesen Verhältnissen abgesehen, sind in unserer ganzen Periode die Goldpreise in Wien am höchsten, in Amsterdam am niedrigsten gewesen, oder, was damit gleichbedeutend ist, die Silberpreise in Wien am niedrigsten, in Amsterdam am höchsten. Die in die Augen fallende Folge davon ist, daß das Silber aus Oesterreich fortwährend ausgeströmt ist, um sich in Frankreich und Holland anzusammeln. Auf der andern Seite läßt sich annehmen, nicht beweisen, daß Gold nach Oesterreich eingeströmt sein wird.

Schwankungen im Geldwerthe haben die größten Nachtheile und keine Vortheile, da sie so wenig als die Börsenspiele wirkliche Werthe erzeugen. Eine Abhülfe müßte sich hauptsächlich darauf richten, daß die Bezahlungen im europäischen Verkehr mit Gold abgemacht werden könnten. Dieses ist gegenwärtig das beste Zahlungsmittel, wohlfeiler als Silber und Wechsel, wozu die Postreformen und die Eisenbahnen es gemacht haben. Im deutschen Postverein zahlt man für hundert Gulden in Gold:

	Post.	Eisenbahn.*)
Auf 50 Meilen Entfernung .	$\frac{1}{2}$ Kr. pro Mille.	$\frac{1}{2}$ Kr. pro Mille.
„ 100 „ „ .	1 „ „ „	1 „ „ „
„ 200 „ „ .	$1\frac{1}{4}$ „ „ „	$1\frac{5}{6}$ „ „ „

Dagegen kostet Silber:

Auf 50 Meilen Entfernung .	$2\frac{1}{2}$ Kr. pro Mille.	1 Kr. pro Mille.
„ 100 „ „ .	5 „ „ „	1,95 „ „ „
„ 200 „ „ .	9 „ „ „	3,84 „ „ „

Die Posttare für Silbersendungen beträgt daher $2\frac{1}{2}$mal mehr als die Eisenbahntare für Werthsendungen, oder 12 Kr. für Centner und Meile auf der Post, 4,8 Kr. für Centner und Meile auf der Eisenbahn. Nach den bestehenden Tarifen würde der Transport des Goldes von Wien nach London nicht $1\frac{1}{2}$ pro Mille kosten, während die Schwankungen des Wechselkurses 2 bis 3 Prozent betragen und die Anschaffungskosten in der Regel den Betrag von 2 pro Mille übersteigen.

Wie den Schwankungen des Geldwerthes ein Ende gemacht werden könne, hat man vielfach erwogen und verschiedene Vorschläge gemacht. Ein nur auf den Verkehr zwischen Süddeutschland und Oesterreich Rücksicht nehmender Vorschlag geht dahin, den süddeutschen Gulden des $24\frac{1}{2}$ fl. Fußes in gleicher Werthung zu 60 Kr. anzunehmen und somit die Währung des 20 fl. und des 24 fl. Fußes zu vereinigen. Da eine solche Reduktion nach den von der österreichischen Regierung durch die Schuldverschreibungen eingegangenen Verbindlichkeiten nicht möglich ist, so könnte nur davon die Rede sein, den rheinischen Gulden und den Konventionsgulden in ein richtiges Verhältniß von 24 zu 20 zu bringen, was bei Beibehaltung des $24\frac{1}{2}$ Guldenfußes in Süddeutschland einen Münzfuß von $20\frac{5}{12}$ Gulden für Oesterreich begründen würde. Dieses wurde auf dem Postkongreß von 1847 vorgeschlagen, der süddeutsche Gulden würde bei Annahme dieses Münzfußes genau 50 Kr. werth sein, das Zweiguldenstück 100 Kr. und Oesterreich könnte als Silbermünze eine Rechnungsmünze von 100 Kr. einführen. Dieser Münzfuß ist aber zu verwerfen als ungeeignet für Norddeutschland, indem der Gulden im $24\frac{1}{2}$ Guldenfuße in der Thalerrechnung von 14 Thalern sich nicht ohne Bruchtheil aufführen läßt und mit einem Werth von 17 Sgr. $1\frac{5}{8}$ Pf. in den Verkehr nicht aufgenommen werden kann. Besser als die Annahme des süddeutschen Guldens entspräche den Anforderungen an ein deutsches Münzsystem ein Zurückgehen auf den Konventionsfuß, da der alte Konventionsthaler in Norddeutschland 1 Thlr. 12 Sgr., in Süddeutschland 2 Gulden 27 Kr. Silberwerth hat. Endlich hat man für Oesterreich die Annahme des 21 Guldenfußes vorgeschlagen, wonach die alten Konventionsthaler um 5 Prozent leichter zu fertigen wären und $1\frac{1}{2}$ Gulden österreichische Währung einem preußischen Thaler gleich kämen. Dieser neue Speciesthaler würde in Deutschland $2\frac{1}{3}$ Gulden gelten, freilich aber um 1 Prozent werthloser sein als der Fünffrankenthaler, mithin bei dem Verkehr mit Frankreich, Belgien, Sardinien und der Schweiz neue Verwicklungen herbeiführen.

---

*) Würtembergische Eisenbahn.

Den Weltverkehr auf den englischen Sovereign und auf den französischen Fünffrankenthaler zu basiren, ist ein neuer Vorschlag, dem unter andern der Verfasser des citirten Aufsatzes in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" das Wort redet. Wir wollen diesen Vorschlag näher entwickeln. Man gebe dem Sovereign im Werth von 1 Pfund Sterling auf dem Kontinent einen möglichst festen Kurs, erkenne auf der andern Seite in England die Silbermünzen ebenfalls als gesetzliches Zahlungsmittel an und schlage solche, die sich für den Verkehr auf dem Kontinent eignen. Eine solche Silbermünze ist der französische Fünffrankenthaler, welcher in Europa unstreitig gegenwärtig in größter Menge vorhanden ist und auf den Geldverkehr den entschiedensten Einfluß übt. Die Annahme des metrischen Systems brauchte mit dem Fünffrankenthaler nicht verbunden zu werden; dasselbe ist in Frankreich selbst nicht beliebt und allen Verboten zum Trotz haben sich im kleinen Verkehr die bequemeren Sous und Liards erhalten. Oesterreich erhielte durch diesen Thaler eine Reichsmünze im Werth von 2 Gulden, die immerhin nach der alten Kreuzerrechnung eingetheilt werden könnte. Der Münzfuß würde dadurch um 3,93 Prozent leichter als bisher, es ist aber in Betracht zu ziehen, daß die österreichischen Münzen trotz der vollwichtigen Ausmünzung der neuen Zwanziger bisher im Kurs gegen das Ausland verloren haben. Für Wien gehen beim Kurs auf Amsterdam in der Regel 3, beim Kurs auf Frankfurt 2 Prozent verloren. Dieser Verlust ist bei dem Wechselkurs so allgemein angenommen, daß auch bei den letzten österreichischen Anlehen von 85 Millionen Gulden für Frankfurt und Amsterdam das Silberpari auf diese Weise berechnet wurde. Wenn Oesterreich eine Geldmünze annimmt, die wie der Fünffrankenthaler im Verkehr so beliebt ist, wird sich der bisherige Verlust bei Wechselzahlungen kaum merklich erhöhen, wenn die Silberwährung in der angegebenen Weise verringert wird, sollte aber auch noch einmal ein Verlust eintreten, so könnten die Staatsangehörigen diesen nach den bittern Erfahrungen der letzten Jahre gern tragen, da so allen Schwankungen der Valuta für die Zukunft begegnet werden kann. 24 Kr. würden genau dem französischen Franken entsprechen, 10 Gulden Münze sind gleich einem Sovereign, mithin hätte die Einführung dieser Goldmünze für den innern Verkehr kein Bedenken. Der Fünffrankenthaler eignet sich ferner dazu, dieses Münzsystem mit jenem der andern deutschen Staaten in Verbindung zu setzen, indem derselbe zu $2^{1}/_{3}$ Gulden in Süddeutschland und zu $1^{1}/_{3}$ Thaler in Norddeutschland den bestehenden Münzsystemen angepaßt werden kann. Er kursirt bereits zu diesem Werth als ein sehr beliebtes Zahlungsmittel am Rhein, was sich dadurch hinreichend erklärt, daß bei diesem Zahlwerth die Fünffrankenthaler ungefähr 1 Prozent mehr Silberwerth haben, als die Goldstücke der dort geltenden beiden deutschen Fuße. Die Münzen der Hauptstaaten würden dadurch in ein Verhältniß kommen, welches die nachstehende, der „deutschen Vierteljahrsschrift" entnommene Tabelle veranschaulicht.

	England.	Frankreich, Belgien, Schweiz, Sardinien.	Oesterreich.	Norddeutschland.	Süddeutschland.
Goldmünzen:					
Sovereign	20 Schill.	25 Fr. — Ct.	10 fl. — kr.	6 thlr. 20 sgr.	11 fl. 40 kr.
Silbermünzen:					
Thaler .	4 „	5 „ — „	2 „ — „	1 „ 20 „	2 „ 20 „
Gulden .	2 „	2 „ 50 „	1 „ — „	— „ 20 „	1 „ 10 „
Scheidemünzen:					
	1 „	1 „ 25 „	— „ 30 „	— „ 10 „	— „ 35 „
	6 Pence.	1 „ — „	— „ 24 „	— „ 8 „	— „ 28 „
	2 „	— „ — „	— „ — „	— „ — „	— „ — „
		— „ 50 „	— „ 12 „	— „ 4 „	— „ 14 „
	1 Penny	— „ — „	— „ — „	— „ — „	— „ — „

	England.	Frankreich, Belgien, Schweiz, Sardinien.	Oesterreich.	Norddeutschland.	Süddeutschland.
Scheidemünzen:					
	½ Penny	— Fr. 25 Ct.	— fl. — kr.	— thlr. — sgr.	— fl. 7 kr.
	¼ "	— " — "	— " — "	— " — "	— " — "
			Scheidemünze.	Scheidemünze.	Scheidemünze.
		Scheidemünze.	6 kr.	2 sgr.	6 kr.
		10 Ct.	3 "	1 "	3 "
		5 "	1 "	4 pf.	1 "
		2 "	½ "	2 "	½ "
		1 "	¼ "	1 "	¼ "

Zum Schluß haben wir mit wenigen Worten des Verhältnisses des Papiergeldes zu den gemünzten Geldwerthen zu erwähnen. Bis auf die neueste Zeit war der Satz geltend, daß der Notenumlauf unbedenklich auf das Dreifache der zur Deckung bestimmten Metallvorräthe ausgedehnt werden könne. Die seit den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts gemachten Erfahrungen haben das Unhaltbare dieses Satzes gezeigt, zuerst die nordamerikanischen Banken, bei welchen die Notenemission zum Uebermaß gesteigert worden war, was zunächst das Repudiationssystem oder die Insolvenzerklärung der meisten Staaten und Banken herbeiführte und sofort Maßregeln des Kongresses nöthig machte. Die englische Bank machte in der ruhigsten Zeit bittere Erfahrungen, als der Bedarf für Zahlungen des eingeführten Getreides ihre Vorräthe so erschöpfte, daß die Pariser Bank mit einer Anleihe aushelfen mußte. Man hat seitdem den Baarvorrath immer vermehrt und ihn bis auf die Hälfte des Notenumlaufs gebracht. Ende August 1851 betrug der Notenumlauf 27,6 Millionen Pfund Sterling, die Deckung in Metall 13,6 Millionen. Noch vorsichtiger hat die Pariser Bank agirt, in den unruhigen Zeiten seit 1848 ihr Baarvermögen fortwährend gesteigert, so daß dasselbe zur Zeit den Notenumlauf völlig deckt. In den letzten Jahren war der Stand der Banknoten und der Baarvorräthe:

1848 . .	Notenumlauf:	376	Mill. Fr.	Baarvorrath:	169,3	Mill. Fr.
1849 . .	"	447	" "	"	411,9	" "
1850 . .	"	486	" "	"	470	" "

Im Jahre 1851 hat der Baarvorrath der Pariser Bank die volle Ziffer von 500 Millionen Franken erreicht. Ein Beispiel entgegengesetzter Art haben wir in Oesterreich, dessen Metallvorrath sich unzulänglich bewährte, die Valuta aufrecht zu erhalten. Haben diese neuesten Erfahrungen den Beweis geliefert, daß die Masse des durch Werthzeichen entbehrlich zu machenden Metallgeldes nicht so beträchtlich ist, als man bisher annahm, so stellt sich die Aufgabe der Staatswirthschaft nunmehr dahin, die Metallvorräthe auf das bei dem gegenseitigen Verkehr zulässige Minimum zu beschränken, was hauptsächlich durch gegenseitige Erleichterung des Verkehrs mit Metallgeld geschehen kann.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (D. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redacteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. G. Gate in Meißen.

Die Londoner Industrieausstellung.*) II. Die Rohprodukte. Diese bilden die natürliche Grundlage aller Industrie, und in ihnen sind wieder die mineralischen die unmittelbarste, unwandelbarste und am schwersten zu transportirende Basis. Darum ist gerade ihre Vergleichung, zusammengehalten mit den weiteren Verarbeitungen in den einzelnen Ländern, von besonderer Wichtigkeit. Die Kohlen überragen an technischer Bedeutung in der gegenwärtigen Zeit alle andern Mineralschätze. England fördert jährlich mehr Kohlen aus der Erde als das übrige Europa zusammengenommen, nämlich 40 Millionen Tonnen, während Frankreich nur 5 Millionen, Belgien etwa eben so viel, Deutschland mit Einschluß von Oesterreich 4,500,000, Spanien kaum 100,000 Tonnen liefert, die Produktion der andern Länder nicht nennenswerth ist. Nordamerika kann diese ganze europäische Produktion überflügeln, seine Kohlenausbeute ist je nach dem Bedürfniß fast beliebig zu steigern, das Kohlengebiet von Illinois nimmt allein fast so viel Raum ein als England, von dem nicht mehr als der zehnte Theil in die Kohlenregion fällt, die Kohlengebiete von Pennsylvanien, Ohio und Virginien umfassen etwa 63,000 englische Geviertmeilen. Die englischen Kohlen sind durchschnittlich die besten von allen, sie versorgen einen Theil von Norddeutschland, die Häfen des Mittelmeers, Afrika's, Südamerika's, Ostindiens und Neuhollands. Die im Lande bleibenden Kohlen ziehen andere Rohprodukte heran, rohe Erze aus Australien und von den Anden Südamerika's, welche besonders in den hunderten von Oefen Swansea's geschmolzen werden. Die Ausstellung hatte Kohlenblöcke und riesige faßförmige Cylinder von allen Dimensionen, bis zehn Fuß hoch und sechs Fuß dick, aus den Gebieten von Newcastle, Sheffield, Staffordshire, Manchester, Birmingham, Bristol, Swansea, St. Asoph, selbst ein ganzes Sopha für sechs Personen hatte man aus Cännelkohle von Wemyß in Fifeshire geschnitzt, wie ferner der schöne Tempel von Durham als großes Modell, endlich eine große Anzahl von Perlen, Brochen, Armbändern, Leuchtern, Schreibzeugen, Briefbeschwerern, Vasen u. s. w. aus demselben Material gefertigt waren. Dieser Kohlenschmuck ist in England neuerer Zeit zu einer beliebten Mode geworden. Ein achtzehn Fuß langer und achtzehn Tons wiegender Steinkohlenblock aus den Gruben von Chesterfield, und das in seiner vollen, 28 Fuß 11 Zoll englisch betragenden Mächtigkeit aufgestellte schöne Kohlenflötz von Twidale in Süd-Staffordshire waren die glänzendste Illustration für die einzelnen Kohlensuiten Englands, denen häufig genaue Grubenplane und instruktive Modelle beigefügt waren. Nordamerika, sowohl das englische als das unabhängige, hatten Suiten von Anthracit und von Steinkohle geliefert, Spanien und Portugal nur unscheinbare Proben, Frankreich eine kleine Kohlensuite, welche ein neues patentirtes Reinigungsverfahren darstellen sollte, Algier etwas Braunkohle, Belgien mächtige Anthracitblöcke von Charleroi, so wie Steinkohlenmassen nebst zugehörigen Gebirgssuiten von S. Gilly, Chatelineau, Lüttich, Pont de Loup, Namur, der Zollverein einige Kohlenproben von Essen u. a. O., um die Darstellung vortrefflicher, den englischen nichts nachgebender Coaks zu zeigen, Italien einige Proben aus Toskana, Ostindien einige große, zum Theil angeschliffene Blöcke schöner Steinkohlen, Borneo, Neuseeland, Vandiemensland, Trinidad und Barbados Proben. In der Eisenproduktion behauptet England ebenfalls den Vorrang vor andern Ländern, was das quantitative Uebergewicht und die Billigkeit der Erzeugung anlangt. Ausgestellt waren englische Eisensteinsuiten in großer Zahl, daneben Grubenpläne, geognostische Profile, Modelle von bergmännischen Maschinen, Roströfen, Hochöfen, Flammöfen, dann wieder Proben

*) S. Band 7, Heft 2, Nr. 327.

des gesammten Hüttenprozesses und der spätern Verarbeitung bis zu den zierlichsten Gußarbeiten und zur feinsten Messerklinge. Die englischen Thoneisensteine, welche unter den dortigen Eisenerzen durchaus vorherrschen, werden größtentheils aus denselben Schichten gewonnen, welche zugleich die Steinkohlenlager enthalten, oft durch dieselben Schächte. Die Eisengewinnung erfolgt auf die bequemste Weise, indem man beide Naturprodukte, nachdem man sie eben zu Tage gefördert hat, in den Schacht eines Hochofens wirft, um das eine durch das andere zu schmelzen. Nach England hatte Oesterreich das meiste geschickt, namentlich Spatheisensteinsuiten aus Steiermark, wo dieses zur Stahlbereitung ganz vorzugsweise geeignete Material massenhaft vorkommt, z. B. das Erzgebirge bei Vordernberg beinahe nur daraus besteht. So sehr die Spatheisensteingänge am Rhein dagegen in den Hintergrund treten, so übertrifft doch der Gußstahl von Krupp aus Essen alles derartige, wie seinerseits England in feinen Stahlarbeiten unübertroffen ist. Im Zollverein herrschten die Eisen- und Stahlfabrikate, schlesisches Guß- und Walzeisen, Berliner und Eisenberger feine Gußwaaren, westphälische Stahlarbeiten, gänzlich vor über die wenigen hier und da beigefügten Erze, Frankreichs Eisenindustrie trat ziemlich zurück, aus Belgien hatte Cockerill Eisen in Menge aufgestellt zugleich mit den unübertrefflichen Maschinen, die er daraus fertigt. Von außereuropäischen Ländern waren besonders Ostindien vertreten (durch die Indian iron and steel Compagny), Neuschottland durch Braun-Eisenerze und Glanzeisenerze, Neuseeland durch den dort in großen Quantitäten vorkommenden Eisensand, Südaustralien durch Magnet-Eisenblöcke und Eisen-Glanzgangstücke, Kanada durch mächtige Erzmassen von Magnet-, Titan- und Brauneisen. Nach dem Eisen ist das Zink immer wichtiger geworden: man deckt damit Häuser, stellt Statuen, Badewannen, Röhren und Draht daraus her, klascht Holzschnitte damit ab und verbraucht immer größere Quantitäten zur Erzeugung galvanischer Ströme. Man begegnete diesem Metall in der Ausstellung in allen Abtheilungen und unter gar vielerlei Gestalten. Die schönsten Fabrikate aus dem einfachen Metall lieferte die Vieille Montagne Company aus Belgien, Preußen, lange Zeit das einzige Land, welches Zink in größern Quantitäten verkaufte, hatte Galmei, Blende und Zinkfabrikate von Eschweiler, Mühlheim an der Ruhr und Stolberg geschickt, Paris ungeheure Zinkgefäße von Deydier, England prachtvolle Zinkblendedrusen von Alston Moor in Cumberland, Nordamerika als prachtvolles Rohprodukt dieses Landes einen 16,400 Pfund schweren Fesblock aus dem Staat Neu-Jersey, ganz aus einem krystallinisch körnigen Gemenge von Franklinit und Rothzinkerz bestehend. An das Zink reiht sich das Kupfer, vor Zeiten das wichtigste Metall der Erde. Die schönsten Kupfererze hatte die Ausstellung in dem russischen Malachit, der in der Gestalt von Vasen, Thüren, Kaminen u. s. w. vorgeführt wurde. Der Malachit eignet sich mehr als jede andere bekannte Substanz zur Darstellung von Gegenständen, in welchen sich Reichthum mit Schönheit paaren soll. Während einerseits die Dichte und die Feinheit seines Korns die höchste Politur zuläßt, findet der Künstler in der prachtvollen Lebhaftigkeit der Farben und in der unendlichen Mannigfaltigkeit der natürlichen Zeichnungen dieses Minerals ein unbegrenztes Feld, die merkwürdigsten Effekte hervorzubringen. Ueberdies verleihen die zahllosen Abstufungen in der nämlichen Farbe den Malachitarbeiten einen ganz eigenthümlichen Reiz und eine wohlthuende Harmonie, während man diese Vorzüge bei den übrigen Metallen, welche zu Verzierungen verwendet werden, meistens vermissen muß, da es fast unmöglich ist, in ihrer Anwendung eine große Monotonie, oder auch buntscheckige, dem Auge ungefällige Farbenkontraste zu vermeiden. Den russischen Malachit ausgenommen, fanden sich die schönsten Kupfererze in der australischen Abtheilung, Malachit, Kupferlasur, gediegenes Kupfer, Buntkupfererz und Kupferkies, mächtige Blöcke und prächtige Drusen vom saftigsten Grün und vom dunkelsten Blau, gemengt mit metallischem Bunt, Roth und Gelb. Diese Erze kamen aus den Minen von Burra, Karmantoo

und Bassora Range. In der nordamerikanischen Abtheilung lag ein Block gediegenes Kupfer von drei Fuß Länge und zwei Fuß Dicke, 2544 Pfund schwer, vom Obersee, die Kanada-Abtheilung enthielt noch einen solchen von 40 Tonnen Gewicht. Das geologische Interesse erregte ein an den Ufern des Obersees gefundenes, ganz abgerundetes Geschiebe von gediegenem Kupfer, 10 Zoll lang und 3 bis 4 Zoll dick, eine Form, die an diesem so geschmeidigen und doch so festen Metall bisher nicht beobachtet worden ist. Von Coquimbo in Chili, aus Neuschottland und Kawaw, Neuseeland, Spanien und Toskana, wie von Waterford in Irland, lagen mächtige Blöcke von Kupferkies und andern Kupfererzen umher. Am reichsten war die Ausstellung aus Cornwall bedacht worden, unter dessen Kupfererzen Kiesklumpen von fünf Fuß Durchmesser waren, ferner gediegene Kupferschollen von Trenance Mine bei Lizard, bis 2500 Pfund schwer. Aus den skandinavischen Kupfererzgruben lag nur eine Schwarzkupferplatte vor. Zinnerze hatte fast nur Cornwall zur Ausstellung gebracht, darunter einen Klumpen von zwei bis drei Fuß Durchmesser und 60 Prozent Metallgehalt aus der Grube Augusta. Von Blei und Silber, die in der Natur fast überall zusammen vorkommen, hatte England Exemplare geliefert, welche selbst in Sammlungen so schön nicht vorkommen. Es waren silberhaltige Bleiglanzkrystalle von der Insel Man bis ein Fuß Durchmesser, Gangstücke aus Devonshire von zwei bis drei Fuß Mächtigkeit, in denen dicke Lagen von Bleiganz mit dünnern von Schwerspath abwechseln, und große Trauben von zwei bis drei Zoll dicken Bleiglanzwürfeln, die unter Kalkspathskaleole-Adern von neun bis zehn Zoll Durchmesser hervorragen, wechselnd mit ähnlichen Blendekrystallen von Snailbach in Shrewsbury. Wie gewöhnlich schlossen sich an die Erze Metallproben, eine Gruben- und Hüttenbesitzer hatten sich durch ungeheure Silberkuchen zu überbieten gesucht. Einer derselben hatte vier Fuß Durchmesser und 3314 Pfd. St. Werth, und der Herzog von Buccleuch stellte zugleich einen sehr zierlichen Haufen von sogenanntem gesprattzten Silber auf von 1¼ Fuß Höhe. Aus Nordamerika fanden sich in der kanadischen Abtheilung mit Kalkspath verwachsene gediegene Silbermassen vom Obersee, aus Norwegen eine kleine Suite gediegenes Silber und Glaserz von Königsberg, aus dem Zollverein Bleierze von Arnsberg, Commern, Mägdesprung und Nassau, aus Frankreich nur ein Block silberhaltiger Bleiglanz mit Kupferkies von Bagneres in den Pyrenäen, wenig Silber- und Bleierze aus dem daran so reichen Spanien. Die schönsten Silbererze lieferte Chile, ein goldhaltiges von der Grube Gottesmutter bei Coquimbo, einen Fuß breiten Klumpen gediegenes Silber von 256 Mark Gewicht, welcher 1850 in der Provinz Alacama gefunden wurde, das massigste Silbererz, das man bisher noch gesehen hat. Den größten Goldklumpen, so groß wie eine starke Faust, sandte Rußland, Kalifornien einen von 18 Pfund Gewicht, größere Stücke nur in Gypsabgüssen, die schönste Suite von Waschgold die Chaudiere mining Company in Kanada. Platina war nur aus dem Ural da, der Hauptvaterland dieses Metalls ist, Quecksilbererz, namentlich Zinnober, aus Spanien, Kalkutta, Kalifornien, Algier, Idria und Westphalen, Antimon vom Mägdesprung, Algier und Borneo, Nickelerz, das jetzt für die Argentanbereitung eine große Bedeutung gewonnen hat, vom Huronsee in Kanada, aus Algier, Spanien und Nassau, Norwegen und England, Manganerz aus Hessen, Irland, Kanada, Neuschottland, Neuseeland und Südaustralien.

Zu den Steinen übergehend, müssen wir leider mit der Rüge beginnen, daß die Bausteine in Deutschland lange nicht die Aufmerksamkeit finden, die ihnen aus Gründen der Schönheit und der Nützlichkeit geschenkt werden sollte. Nicht blos, daß Prachtbauten aus Steinarten aufgeführt werden, die bald abschiefern und einem Palast nach Verlauf einiger Jahre das Ansehen einer Ruine geben, vernachlässigt man bei gewöhnlichen Gebäuden die Gesundheitsrücksichten in dem Grade, daß man Steinarten verwendet, welche stets kalte und feuchte Wände

bilden. Die Schlechtigkeit der Steine ist an gar manchen örtlichen Leiden der Menschheit Schuld. England, das in dieser Beziehung sorgsamer ist, hatte alle seine Bausteinvarietäten, Kalksteine, Dolomite, Sandsteine und Granite, in sehr vollständigen Lokalsuiten, behauen und unbehauen, ausgestellt. Die besten Mühlsteine aus zelligem, tertiären Süßwasserhornstein, die unter anderm die gute Eigenschaft haben, das Mehl nicht im mindesten zu färben, hatte Frankreich geliefert, dem Werthe nach stuften sich dann ab Bouvignes in Belgien, Niedermending bei Koblenz, Eßlingen in Würtemberg, Sheffield, Barosley in Yorkshire. Schleifsteine produzirten sich in übersichtlichen Sammlungen, deren Vergleichung ohne Probe nicht möglich ist. Filtrirsteine gab es außerordentlich wenig, eigentlich nur eine große Filtrirvase aus graugelbem porösen Sandstein von Vandiemensland und einen Apparat von künstlichem Filtrirstein in der englischen Abtheilung. Die Pappenheimer lithographischen Kalksteine aus Baiern behaupteten ihren Ruf vor allen andern, nach ihnen kamen die aus Frankreich, von Marn und Comp. in Paris ohne Angabe des Fundorts ausgestellt, Madras und aus der untern Grauwackenformation von Marmona in Kanada. Düngemineralien, ganze Suiten von Mergel, besonders aber von phosphorsäurehaltigen Mineralien, meist Kalksteinversteinerungen, namentlich aber Koprolithen von Fischen und Sauriern, gleichsam vorweltlicher Guano, waren in der englischen Abtheilung zu sehen. Noch vor wenigen Jahren wurden aus den Koprolithen auch Schmucksachen verfertigt, als aber die Damen erfuhren, daß sie versteinerte Exkremente an Hals und Busen trügen, verschwand dieser Schmuck, um den Steinkohlen Platz zu machen. Die gewöhnlichste Anwendung des Schiefers zur Bedachung der Häuser zeigte sich in den Dachschieferproben aus England, Kanada, Nordamerika, Belgien, Frankreich und Sardinien. England verwendet diesen Stein noch zu tausend andern Zwecken, die alle in der Ausstellung hervortraten, zu Tischplatten, Wassertrögen, Fischkästen, Zifferblättern für Thurmuhren, ganzen Zimmerwänden, Schreibzeugen, Briefbeschwerern u. s. w. Aus den Pimlico Slate Works stand in der Ausstellung ein ganzes prachtvolles Badehaus, dessen Bassin, Wände u. s. w. aus marmorirtem, gemaltem und vergoldetem Schiefer zusammengesetzt waren, daneben Tischplatten mit großen Blumenbouquets, Billardgestelle, Kamine u. s. w.

Von den mineralischen Rohprodukten, welche der Industrie dienen, gehen wir zu den Luxussteinen über. Den Reichthum Englands an diesen Produkten erkannte man schon vor dem Gebäude an zwei 25—35 Fuß hohen grauen Granit-Obelisken von Pensance in Cornwall, schwarzen Marmorblöcken von Galway und einem prachtvollen braunen weißgeaderten Serpentin aus Cornwall, dem herrlichsten seiner Art, der wegen eigenthümlicher kräftiger Färbung und Politurfähigkeit das schönste Gestein zu Postamenten in bedeckten Räumen ist, der noch zu einigen zehn Fuß hohen Obelisken, kleineren Rundsäulen für Büsten, Kandelabern, Vasen, einem Kamin, einem Taufstein verarbeitet war. Die braunrothen und gelbbraunen Porphyre und porphyrartigen Granite Cornwalls hatten in Platten, Kaminen u. s. w. ihre Repräsentanten, eben so der ausgezeichnet schöne weiß und saftgrün geflammte Serpertinmarmor von Connemara in Irland, der gleichmäßig und ganz kohlenschwarze Marmor aus Derbyshire, der wie das feinste polirte Ebenholz aussieht, und auf dem häufig feine Zeichnungen radirt waren, die mattgrau auf dem glänzend schwarzen Grunde hervortraten. Ein Dioritporphyr aus Mimhaid in Irland, von Lord Roßmore eingesandt, gleicht ganz dem antiken Porfido verde, die sogenannte Derbyshire-Mosaik zeigte sich in einer prachtvollen Tischplatte von 40 Steinarten dieser Grafschaft. Es zeichneten sich neben den englischen Sachen aus schöne und große Serpentinplatten von Kanada, die prachtvollen fossilen Palmenhölzer von der Insel Antigua (Dosenmaterial), schwarzer Muschelmarmor, Topas und Aquamarin aus Vandiemensland, Bildsteine, geschnittene Bergkrystalle und Corunde aus China, roher

Digitized by Google

Chrysopras, Tischplatten aus fleischgelbem Alabaster und aus schwarzem Marmor aus der Türkei, weiße Marmorblöcke aus dem griechischen Paros, noch immer die schönsten der Welt, ein kolossaler Bergkrystall aus der Schweiz, ein gelblich fleischrother Muschelmarmor mit vielen durchschnittenen Ammoniten aus Portugal, geschliffene Gesteine der Pyrenäen und Vogesen, rother Marmor aus Frankreich, aus dem Zollverein Marmorarbeiten von Rübeland am Harze, Granit- und Marmorsäulen, Tische und Bänke von Gantian in Berlin, zum Theil aus nordischen Geschieben hergestellt, vielerlei kunstreiche Arbeiten von Achat aus Oberstein, Rauchtopase aus Schlesien, rohe und zierlich verarbeitete Bernsteine von den Küsten der Ostsee, darunter einzelne Stücke dieses fossilen Harzes von zehn Zoll Länge, aus Oesterreich Vasen von Karlsbader Sprudelstein und Muster von böhmischen Pyropen, aus Italien schöne Marmorarten von Carrara, Serpentine, Aphiten, Diorite, Granite von Toskana, Vasen aus fleischgelbem ägyptischen Alabaster, aus Rußland Vasen von grünlichgrauem Jaspis und von viollettgrauem feinen Porphyr aus Tomsk, ferner zwei vielbewunderte Diamantschmucke, deren einer 5500 Steine in einem Diadem enthielt, die aber, sowohl was die Steine als die Arbeit betraf, eigentlich Rußland nicht angehörten, aus Schweden ein hohes Granitkreuz, Vasen von dunkelgrünem Porphyr und grauröthlichem Granit, Tabaksbüchsen und Messerhefte von Hjulastein. Holland benutzte alle Edelsteine seiner Kolonien, um aus geschliffenem Amethyst, Saphir, Türkis, Zirkon, Rubin, Granat und Topas einen eben so kostbaren als geschmacklosen Raubvogel zusammenzusetzen. Von den fernen Ländern war Ostindien am reichsten vertreten durch schwefelgelb geflammten Marmor, dunkelgrünen Serpentin von der Mündung des Pued, roh und zu Gefäßen verarbeitet, Türkise, Bergkrystalle, Amethyste, Achate und Karneole, endlich durch den vielbewunderten Berg des Lichts, den Koh-i-Nur Diamant, dessen Werth auf zwei Millionen Pfd. St. geschätzt wird, und der in der Ausstellung durch Konstabler und eine sinnreiche Vorrichtung besonders geschützt war.

Wir gehen zu den Mineralien über, deren mechanische oder chemische Bearbeitung allerlei nutzbare Artikel liefert, ohne daß sich dieselben einer bestimmt umgrenzten Klasse zurechnen ließen, indem wir hier die Produkte besonders berücksichtigen. Unter den Alaunkrystallisationen fesselte die Aufmerksamkeit am meisten der acht Fuß hohe Krystalltrichter von Wilson in Hurlet bei Glasgow, den ähnliche prachtvolle Krystallgruppen von Kupfervitriol und von chromsaurem Kali aus Manchester umgaben. Aus Northwich in Cheshire war ein 6—7 Fuß hoher röthlicher Steinsalzpfeiler da, Graphit in großen und kleinen Massen aus Nordamerika, Baiern, Ostindien, Neuschottland, Kanada und Kumberland, letzteres ausgezeichnet durch Reinheit und Feinheit, weshalb aus ihm die besten Bleistifte hervorgehen, während in den Schmelztiegeln aus Graphit Passau, nahe erreicht von Belgien, oben ansteht. Schwefel fand sich aus Galizien, Kroatien, Toskana und der Türkei, Pech namentlich aus England und Belgien, ein Medaillon mit dem Brustbild Pius IX., vorherrschend aus Asphalt, nach dem Aussteller aus fusible lava bestehend, aus St. Gilles bei Brüssel, aus Edinburg Kerzen von Bitumen. Die aus Thon und Lehm bestehenden Produkte hatte vorzugsweise England geliefert, darunter die jetzt dort sehr beliebte Art hohler Mauerziegel, von denen jeder der Länge nach von cylindrischen Löchern durchbohrt ist. Solche Backsteine machen die Wohnungen wärmer, da die eingeschlossene Luft einer der schlechtesten Wärmeleiter ist, und sind noch fester als die gewöhnlichen, indem der Prozeß des Brennens der Höhlung wegen die ganze Masse besser durchdringt und härtet. Verschiedene englische Landestheile führten ihre Thonfabrikate vor, hohe Schornsteine, Vasen, Krüge, Oefen, kleine Brücken mit horizontaler Wölbung, Brunnen- und Untergrundröhren, Mosaikfußböden, feuerfeste Ziegel, große Schmelztiegel, gothische Verzierungen; was andere Länder, namentlich Belgien und Frankreich, davon brachten, stand dem

englischen nach. Das größte Thongefäß stellte Spanien aus, eine unglasirte Vase aus Alcazara von acht Fuß Höhe und fünf Fuß Durchmesser, Tetschen seine durch antike Formen und schöne Farben Beifall findenden Gefäße, Königsbrück und Kamenz in Sachsen Thonwaaren, die wegen ihrer Billigkeit auffielen, Frankreich verschiedene geschmackvolle Muster. In künstlichen Steinen, Cementsteinen und andern Nachahmungen war unvergleichlich eine 20 Fuß lange und 8 Fuß breite Platte von Portland-Cement-Stein von Robins, Aspdin und Comp., den zweiten Platz behaupteten die künstlichen Porphyre, Syenite und Marmorarten von Francis und Söhne, die Proben Cement-, Marmor- und Porphyr-Konglomerat von White und Söhne. Nach den ausgestellten Porzellanen zu urtheilen, ist diese der Kunst sich annähernde Industrie gegenwärtig in den Hauptstaaten Europa's auf gleicher Höhe. Eigenthümliche Vorzüge behauptet Sevres durch die Dienste, welche ausgezeichnete Künstler der dortigen Manufaktur leisten, Meißen hat noch immer das beste Material und seine Rokokoformen, denen die Mode wieder auf das entschiedenste huldigt, sind Originale, während die übrigen Fabriken nur Arbeiten bringen, denen man die Nachahmung auf den ersten Blick ansieht. In Krystallen und Gläsern wetteiferten Oesterreich und England, die französischen Fabriken von St. Louis und Baccarat hatten nichts geschickt. In den weißen Gläsern behauptete England, in den farbigen Böhmen den Vorzug. Von Engländern waren Riesenarbeiten ausgestellt worden, ein ganzer Springbrunnen von Glas, Spiegel von zehn Ellen Breite und sechs Ellen Höhe.

Die Rohprodukte aus dem Thierreich hatten ihre wichtigsten Vertreter in den russischen Juchten, in den Buenos-Ayres-Häuten, in dem Talg und der Wolle Australiens, woran sich Rohseide, Wachs, Honig, auch der altberühmte vom Berge Hymettos, reihten. Die sehr zahlreichen Rohprodukte des Pflanzenreichs waren Flachs, Hanf, Werg, neuseeländischer Hanf, Manna, Klee, Luzerne, Sesam, Rüben, Krappwurzeln, Tabak, Cichorien, Safflor, Saffran, Gelbbeeren, Sumach, Baumwolle, vorzüglich aber Hölzer, darunter die australischen, von denen die Industrie in kürzester Frist den ausgedehntesten Gebrauch machen wird. Interessant waren auch die Dauerlebensmittel, von denen besonders die Marine Nutzen zieht, die man jetzt so zu bereiten versteht, daß sie sich Jahre lang unverändert erhalten.

Rohe Völker. Die eben aus der Wiege hervorgehende Industrie übt sich an der kunstvollen Behandlung der einfachsten Stoffe, wie die umgebende Natur sie darbietet, und bringt es darin häufig zu einer großen Vollkommenheit. Guyana hatte eine vollständige Sammlung der Artikel geschickt, welche seine Wilden anfertigen, Cassavabrod und Wegerichmehl, Canoe's von Baumrinde, die tragbar sind und das Wasser mit der größten Geschwindigkeit durchschneiden, Hängematten aus einem außerordentlich dauerhaften Gewebe von vorzüglicher Baumwolle, Töpferwaaren, die nicht ganz geschmacklos waren, selbst bereiteten Zucker. Die Abtheilung von Brasilien zeigte eine Sammlung von Gemälden und Vasen, mit vorzüglicher Naturtreue aus bunten Federn zusammengesetzt, welche die prachtvoll gefiederten Bewohner der Wälder jenes Landes lieferten. Man war schon der Meinung, daß diese seltene schöne Kunst, welche sonst in Mexiko ausgeübt wurde, mit der Vernichtung der Azteken zu Grunde gegangen sei, doch sieht man, daß sie nur über den Isthmus auswanderte und jetzt in Rio de Janeiro sehr großartig getrieben wird. Von Neuschottland waren Proben von Weizen da, den die Indianer gebaut hatten, und der in jeder Beziehung den Vergleich mit unserm besten aushält. Ein Bürger der Vereinigten Staaten hatte einen Gürtel geschickt, von einem Indianermädchen gestickt, der ein schätzenswerthes Erzeugniß der Frauenbeschäftigung genannt zu werden verdient. Modelle von Häusern amerikanischer Wilden waren mit jeder Art von Hausgeräth zierlich ausgerüstet. Der leichte Stuhl, die Wachskerzen, der niedliche Tisch, die Zunderbüchse, das moderne Bett für alte Männer, die vielfach verbesserte Hängematte, verschiedene musikalische

Instrumente, mannigfache Kochutensilien, die Zuckerpresse, die schöne Matratze, der Mahlstein und hundert andere Gegenstände thaten auf das schlagendste die Aufnahme von Bequemlichkeiten dar, welche mit der Civilisation entstehen. Auch Modelle aus Südamerika waren da, z. B. in der brasilianischen Abtheilung ein Probestück eines Flosses, welches bei den Eingebornen im Gebrauch ist. Westafrika liefert den Gattungen nach so verschiedene Artikel, und in solcher Fülle und von solchem Werth in der Handelswelt, daß, wenn man diese Erscheinung mit der Rohheit und Wildheit des Volks vergleicht, man sich unmöglich der Annahme erwehren kann, daß der Handel allein nicht im Stande ist, die Menschen zu civilisiren. Die Westafrikaner sind insbesondere sehr thätige Kaufleute. Die Proben von Baumwolle, sowohl im rohen als verarbeiteten Zustande, welche aus diesen Gegenden geschickt wurden, waren sehr zahlreich. Töpferwaaren standen sehr verschiedener Art umher und zeugten von einer ziemlichen Kunstfertigkeit, wie wohl Gefäße aus vegetabilischen Stoffen verfertigt im Volke selbst am meisten im Gebrauche sind. Farbestoffe und Medizinen waren im Ueberflusse da, und es war an ihnen zu bemerken, daß die Eingebornen von ihrer Kenntniß der Gifte den allerschlechtesten Gebrauch machen. Vorzüglich verdient ein Artikel, der von den wildesten Stämmen für die Ausfuhr gesammelt wird und eine interessante Geschichte hat, noch besonderer Erwähnung. Wir meinen das Palmöl, zu dessen Einfuhr zuerst Thomas Bentley, Kaufmann in Liverpool, aufforderte, und das von einer unbedeutenden Quantität sich zu mehr denn 20,000 Tonnen mit einem Werthe von 600,000 Pfd. St. alljährlich gesteigert hat. Von Westafrika waren zur Ausstellung auch die berühmten kleinen Lederflaschen mit Farbe geschickt, deren sich die Eingebornen bedienen, um die Augenlider zu färben, woraus in Verbindung mit andern entfernten Aehnlichkeiten man die Identität oder wenigstens Verwandschaft der alten Aegypter und der Neger hat beweisen wollen. Die Ausstellung aus Südafrika bestand namentlich aus Mänteln, die aus kunstvoll gearbeiteten Häuten wilder Thiere verfertigt waren; Straußenfedern und Elfenbein repräsentirten die Erzeugnisse und den sozialen Zustand der Urbewohner jener Gegenden. Die Königin Pomare hatte sich mit einer Sendung der Artikel bemüht, welche die allgemein bekannten Erzeugnisse der von ihr beherrschten Inseln sind. In der Sammlung von Vandiemensland war den jetzt erloschenen Urbewohnern ein trauriger Denkstein gesetzt. Während der vierzigjährigen Herrschaft über diese Niederlassungen haben die Engländer dieselben gänzlich ausgerottet. In der Ausstellung sah man deutlich, daß dieses arme Volk einen gebildeten Geschmack besaß und auch Sinn für Industrie hatte. Ihr Brod wird in Hobarttown als Delikatesse zu den Suppen verwendet, sie verstanden auch, aus verschiedenen Stoffen einen Halsschmuck anzufertigen, durch Abkochen gewisser Kräuter und Wurzeln mannigfache Dinten und Farbestoffe zu bereiten und durch Verbrennen gewisser Eisenerze die schönsten Farben zu erzeugen, welche sie dann auf Mahlsteinen zu Pulver rieben. Sie wußten aus Seemuscheln und Seekraut die schönsten Wasserbehälter kunstgerecht anzufertigen, sie webten und flochten Körbe von den verschiedensten Formen und sie bauten Böte, welche noch heute ihrer Sicherheit und Leichtigkeit wegen angestaunt werden. Alle diese Gegenstände waren ausgestellt und alle zeugten von einer glücklichen Anlage ihrer Schöpfer.

Despotische Reiche. Die Chinesen sind ein Volk mit einer sehr vorangeschrittenen, obgleich eigensinnigen und beinahe unbeweglichen Industrie. So bizarr und phantastisch der Geschmack der Chinesen ist, so glänzend war ihr Land auf der Ausstellung vertreten, besonders durch eine Fülle von Rohstoffen und durch die schönsten Seiden. Zahllose Sorten von grünem und schwarzem Thee, dessen Zubereitung noch ein Geheimniß ist, die prächtigsten Seiden erregten Bewunderung, die gestickten Kreppshawls, die klassischen Töpferwaaren und die wundervollen Elfenbein-, Horn- und Marqueterie-Arbeiten konnten jeder Konkurrenz trotzen. Nur ein einziger nicht chinesischer Aussteller hatte gewagt, ähnliche

Kreppshawls auszustellen, die nur durch ihre größere Leichtigkeit auffielen. Ein Zusatz zu der chinesischen Ausstellung war die auf der Themse liegende Dschonke von 500—600 Tonnen, welche die Reise von Kanton nach London nicht ohne Gefahr gemacht hatte. Die ostindische Gesellschaft hatte alle Mühe und eine halbe Million Thaler aufgewendet, um ihr Reich von 150 Millionen Unterthanen auf der Ausstellung würdig vertreten zu sehen. Diese Ausstellung zog die Blicke am meisten auf sich, und sie verdiente den Vorzug, den das Publikum ihr zu Theil werden ließ. Die indische Kunst hat mit keiner andern Aehnlichkeit; sie ist nicht bizarr wie der chinesische Geschmack, sie entbehrt der römischen und griechischen Regelmäßigkeit, sie ist nicht modern flach. Sie ist konsequent, mäßiger als der Ruf von ihr behauptet, und selbst in ihren Auswüchsen noch geschmackvoll. In der Töpferei ist sie einfach und anmuthig. Die krummen Linien sind wellenförmig, schmiegsam und biegsam, wie bei einer Schlange, bei den groben Töpferwaaren eben so reich und mannigfaltig, wie bei den feinen. Die Kunstweberei ist in Ostindien offenbar auf eine sehr hohe Stufe gelangt. Ohne von den Kaschmir-Shawls zu sprechen, welche Urbilder der Gattung geworden sind, gab sich die ganze Ausstellung der ostindischen Gesellschaft als eine Sammlung von Meisterstücken. Goldgestickte Musseline, tausendfarbige Halstücher, glänzende Schärpen vom ausgesuchtesten Geschmack, mit Blumen durchwirkte Tischdecken, Gewebe aller Art mit smaragdgrünem Schmelze, Sättel, Mäntel, Tapetenstoffe, kleingewürfelte Odalisken-Taschentücher von einem zarten silberquadrillirten Roth, alle Farbenmischungen, welche die Natur an die Schmetterlingsflügel verschwendet hat, fanden sich in dieser indischen Sammlung wieder. Auch die musikalischen Instrumente waren nicht vergessen, die bekannten Tamtams in allen Formen und Größen, Cimbeln in zwanzig Becken, an einem Kreise von drei Fuß Durchmesser aufgereiht, Mandolinen der Urzeit mit Messingdrahtsaiten. In einer Doppelsammlung befanden sich alle Waffengattungen und alle Arten von Schiffen, welche in jenen fernen Meeren segeln. Die Waffen waren die mannigfaltigsten Formen von Flinten, plumpe Kanonen, Pistolen, Pfeile, Säbel, verzierte Dolche aller Art, mit geraden und krummen Klingen, vergoldet, niellirt. Die Schiffe zeigten Formen als wären sie für die Seeräuberei, nicht für den Handel gebaut. Die Schiffe von Mindanao mit zwei Ruderbänken und viereckigen Segeln, die Sampans von Singapore mit lateinischen Segeln, die Schlangenschiffe von Cochinchina mit kleinen Schaufeln statt der Ruder gaben Bilder der Piratenflotten, mit denen England in jenen Meeren unaufhörlich zu kämpfen hat. Alle Landesgewerke waren durch die Leute, die sie betreiben, in Figürchen anschaulich gemacht. Man sah sie in ihrer Stellung bei der Arbeit, mit ihren Werkzeugen in der Hand, mit ihren Webstühlen vor sich, in der ärmlichsten Kleidung. Wenn man diese plumpen Sänften sah, getragen von halbnackten Menschen in einer Haltung von Lastthieren, und zu gleicher Zeit die Pracht der goldgestickten Möbel, der mit Edelsteinen bedeckten Goldgewebe, so ließ sich dieser ganze, durch so viele Dürftigkeit erzeugte orientalische Luxus nur zu sehr als das Loos der menschlichen Gattung auf jenen alten Ausgangspunkten der Civilisation erkennen. Zu lernen wäre hier für europäische Industrielle viel gewesen, und um so mehr ist es zu bedauern, daß die ostindische Gesellschaft mit Strenge darauf sah, daß nichts kopirt wurde. Ein neuer Stoff, der sich unter den Ausstellungsgegenständen befand, ist das Jute, welches die Faden von zwei Pflanzen liefern, nämlich der binsenartigen Klapperschote (Crotolaria juncea) und der Kohlmußpflanze (Corchorius clitarius). Das Jute ist eine Art Hanf, welches die Eigenthümlichkeiten des Hanfes mit denen der Baumwolle verbindet, sich sowohl in parallele Faden kämmen, als auch kartätschen läßt, gleich gut mit der Seide, der Wolle, dem Flachs und der Baumwolle verbunden werden kann. Die Engländer stellten davon gemachte Flanelle, Tricots, glatte Zeuge und Tuche aus. Mit gleicher Leichtigkeit nimmt es alle Farben an, und wenn, wie man hofft, der Versuch,

welcher mit den eingeführten mehr als 20,000 Tonnen gemacht worden ist, vollständig gelingt, so werden sich die Engländer einst vom Joche der amerikanischen Baumwolle befreien und von ihrem indischen Boden einen Rohstoff in unerschöpflicher Menge beziehen können. Von ganz anderm Charakter als die Erzeugnisse des indischen Festlandes waren die Gegenstände, mit welchen Java, Borneo, Sumatra, Celebes und andere Inseln des indischen Ozeans die Ausstellung bereicherten. Einen Theil dieser Gegenstände sammelten die Behörden von Sarawak, einen andern Theil ein Centralausschuß in Singapore. Die Ackergeräthe sind namentlich wegen ihrer äußersten Einfachheit von Interesse. Der Pflug, sowohl einspännig als zweispännig, zeugt, wie wohl nicht so alt als der in Ceylon gebräuchliche, gleichwohl von einem sehr hohen Datum. Die Egge, Harke und große Hacke haben ganz das Ansehen, als seien sie von dem ersten Erfinder gezeichnet worden, und tragen für den Ueberfluß an Arbeit und den leicht lehmigen Charakter des Bodens in diesen sonnigen Regionen vollständiges Zeugniß. Mit mehr Geschmack und Geschick erschienen die Betelbüchse und der Betelnußknacker angefertigt, als die sämmtlichen Hausgeräthe und Ackerwerkzeuge. Der Webestuhl, die Baumwollenpresse und Zuckermühle sind alle von einer sehr einfachen Bauart. Ihre Entwicklung spricht in unverkennbaren Zügen für die erste Entwicklungsstufe der Industrie, doch geben sie zugleich Zeugniß für die ungeheure Billigkeit der menschlichen Arbeit in jenen Ländern. Wie wohl die Beiträge von Seidenstoffen neben den einfachen Baumwollenfabrikaten durch ihre Goldstickereien einen reichen und malerischen Anblick gewähren, so halten diese Gewebe doch mit den kostbaren Fabrikaten aus dem Dekkan, aus Audh, Delhi und Guzerat kaum einen Vergleich aus. Fast alle Baumwollbeiträge, welche die Inseln ausgestellt hatten, waren von schwerfälligem Druck, oder unharmonischer Farbenzusammenstellung. Form, Styl und Zeichnung einiger Waaren von Cutch waren sonderbar, sie nahmen sich indessen, wie wohl sie der Qualität nach sehr mangelhaft waren, ziemlich gut aus. Die Drillsachen waren zwar nicht schlecht, doch konnten sie kaum mit den Webereien und der Güte der Servietten und Handtücher von Patna verglichen werden, welche in der That von ausgezeichneter Arbeit waren und sehr schöne Muster enthielten. Mit Ostindien gemeinschaftlich hatten die Inseln Stricke und Seile, welche von verschiedenen neuen Fasern gefertigt sind und als sehr brauchbar gerühmt werden. Wir erwähnen hier nur der Seile und Leinen von der wilden Aloe, der Ananas, dem Hibiscus cannibinus und einigen andern Substanzen, welche dem Archipelagus angehören, als Ejou, Gogu u. a. m. Die englischen Behörden haben in den letzten Jahren diesen Substanzen eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt und durch die Bemühungen derselben sind vortreffliche Fasern bereitet worden, aus denen man einen bedeutenden neuen Handesartikel bilden zu können hofft. Die medizinischen Oele und Spirituosen des Archipels bedürfen erst der sorgfältigen Prüfung Sachverständiger, ehe sich über sie mit Zuversicht etwas sagen läßt. Die Gutta-Percha-Fabrikate waren größtentheils Nachahmungen der englischen Erzeugnisse dieser Art von Mackintosh und andern Fabrikanten.

Von dem fernen Meer, dessen weltgeschichtliche Entwicklung erst der Zukunft, wenn auch einer sehr nahen, angehört, haben wir uns zu dem schönen Becken des Mittelmeers zu wenden, auf dessen nun verödeten Ufern einst die Hauptsitze der Kultur gruppirt waren. Tunis, noch vor wenigen Jahren nur durch seine Seeräubereien bekannt, war mit Zusendungen da, die mehr als Kuriositäten wie ihres innern Werthes wegen bemerkbar waren. Zuerst fielen hier einige Teppiche, Decken, Wollenzeuge, vor allem aber eine reiche Auswahl von Männer- und Weiberkleidungen in die Augen, die meistens aus einem Gemisch von Wolle und Seide verfertigt, indessen dem Anschein nach ziemlich abgetragen waren. Die höchste Mannigfaltigkeit herrschte in den Kopfbedeckungen, in den Turbans, Calabaschen, Arta's, Majidscha's, Kalebscheds u. s. w. Neben einem bedeutenden

Vorrath von aus Stroh geflochtenen Hüten sah man zwei gigantische Hüte von rothem Marokko, die durch das überraschende Ensemble der Form, der Farbe und namentlich der Dimensionen allgemeines Staunen erregten. Interessant waren die Lederwaaren, eine Masse von Schuhen, Stiefeln und Pantoffeln, und zwar von allen Gestalten, welche die nicht europäische Phantasie ersinnen kann, und in den Farben des Regenbogens. Die Waffen hatten das gewöhnliche orientalische Gepräge und zeichneten sich in keiner Beziehung aus. Die Hausgeräthschaften von Eisen, Zinn, Blech und Erde trugen noch ganz den Stempel des patriarchalischen Zustandes. Gegerbte und ungegerbte Häute lagen in allen Richtungen umher, Matten, Sonnenschirme, Fächer, Schmucksachen von Silber und Gold, Zierrathen aller Art, große und kleine Geräthschaften von allen Formen und zu allen Zwecken ließen einen Blick in die Gewohnheiten und die Kultur der nordafrikanischen Stämme werfen. Ein Zelt von Kamelhaaren war mit den Gegenständen angefüllt, welche die geringen Bedürfnisse der wandernden Stämme befriedigen. Im Kontrast zu dem gewöhnlichen Durcheinander und dem abgetragenen Aeußern vieler Waaren standen einige kostbare goldbordirte Gewänder und Pferdsättel, die in schönen zierlichen Glaskasten aufgestellt waren, Gegenstände aus dem eigenen Kabinet des Bey's selbst. Einige Zimmerverzierungen, von Gyps modellirt, besaßen eine gewisse Kühnheit der Erfindung und einen Geschmack, den man nach dem Eindruck des andern hier am wenigsten gesucht hätte. — Vor Zeiten waren die Länder, welche dem türkischen Sultan gehorchen, weniger als Einfuhr- wie als Ausfuhrländer für Europa wichtig. Die Baumwollengarne und Gewebe aus der Levante waren lange beliebt, noch in spätern Zeiten lieferte Macedonien Baumwolle, die asiatische Türkei Seidenstoffe und prächtige Shawls. In der Lederbereitung, in der Verfertigung der Klingen, in der Färberei des adrianopelrothen Garnes und der sogenannten türkischrothen Zeuge war die Türkei unsere Lehrmeisterin, jetzt drückt in der Türkei selbst österreichische, schweizerische, französische und englische Konkurrenz die einheimische Fabrikation. Das ungeheure brittische Kapital, die gewaltigen Maschinen Englands haben die kleine und Hausindustrie zerstört, die Webstühle für geringere Gewebe sind fast alle verschwunden, Konstantinopel ist gegenwärtig ein Hauptmarkt für europäische Industrieerzeugnisse. Die türkische Ausstellung war geschmackvoll geordnet in einem schönen Bazar, der heller und schmucker war, als die orientalischen Waarenhallen dieser Art zu sein pflegen. Die Kattune waren abscheulich, von Teppichen, die noch immer den gangbarsten Artikel bilden, nichts vorhanden, was durch Muster und Farbe Aufmerksamkeit verdiente. Merkwürdig waren durchweg nur die mühsamen Handarbeiten, Stickereien in Leder und Musselin mit Gold- und Silberfäden, Perlen und Flittern, Rosenöl und Ambraperlen, Tabak und Meerschaum. Echt türkisch waren die Halter der Kaffeetassen, Eierbechern ähnlich, zierlich von Silber in durchbrochener Arbeit oder von Kokosnuß gefertigt, die gestickten Tücher, die zu den Kaffeetassen herumgereicht werden, die zur Heizung der Stuben dienenden Mangals oder Kohlenpfannen von blankem Messing und nicht ungalanter Form, die Schalen und Becken, deren sich die Türken vor und nach ihren Mahlzeiten zum Waschen der Hände bedienen. Ob die ausgestellten kleinen Kaffeetassen, die seit unvordenklichen Zeiten unter dem Namen von Türkenbechern in Nürnberg gemacht werden, nicht von da, die Sorbetschalen von vergoldetem Glas nicht von Böhmen waren, dürfte zweifelhaft sein. Schöne Schlangenröhre zu Wasserpfeifen, kostbare Spitzen von Bernstein und Ambra waren ebenfalls echt türkisch. In die Kategorie der Merkwürdigkeiten gehörte ein kleiner Löffel aus einem Stoff, der zwischen Elfenbein und Schildkrot in der Mitte steht. Das Material dazu liefert der Schnabel des Löffelreihers, eines Vogels, der bald zu den untergegangenen Thieren gehören wird. Die großen Städte Damaskus und Aleppo zeigten interessante Proben von Seiden- und Baumwollengemischen, auch mit Goldfäden durchwirkte und gestickte Zeuge,

Damaskus eigenthümliche Sättel, die charakteristisch für das Land, aber keine Beweise hoher Kunstfertigkeit waren, und Mosaikfußböden, in denen diese Stadt früher einen gewissen Ruf behauptete. Kleider, Shawls und Gürtel waren im Muster keusch und würdig, die lebhaften Farbenkontraste, welche in ihnen hervortraten, sind eine Eigenthümlichkeit des ganzen Orients. Alles ist da entschiedener ebenmäßiger Farbenglanz, man sieht nicht die matten blassen Farben und grillenhaften Formen, wie sie uns heutzutage in unsern Stoffen entgegentreten. Kleinasien hatte manche Proben nützlicher Produkte auf der Ausstellung, Kupfer von Tokat, schneidende Waffen von Adana, Schwämme von den Inseln, schwarzen Weizen und große Teppiche von ebendaher, Tabak, der an Feinheit der Blume seines Gleichen nicht hat. Die Seide von Brussa und vom Berge Libanon findet bereits große Aufmerksamkeit in der industriellen Welt; englische Häuser haben in Syrien und Palästina Seidenanstalten errichtet, in denen das Produkt so zubereitet wird, wie es der gegenwärtige Stand der Fabrikation verlangt. Hätte nicht Kairo seine alten und neuen Manufakturen geliefert, so würde auch Aegypten in der Kategorie der rohen Völker aufzuführen gewesen sein, da es, seine Hauptstadt ausgenommen, nur Urstoffe und primitive Bearbeitungen derselben lieferte. Aus den von Mehmed Ali dem Reiche zugefügten obern Ländern kamen zur Ausstellung Elfenbeinzähne, Ebenholzbalken, ein Rhinozeroshorn, Gummi, aus Aegypten selbst Reis, Opium, Baumwolle, Manna, Datteln, Zucker und Mais, eine von Ochsen gezogene uralte Säemaschine, auf deren hinterm Theil der Säemann steht, um den Samen mittelst seines Körpergewichts in die Erde zu drücken. Die Wasserflaschen von porösem Thon, welche zu Gheneh am Nil gebrannt und in ganz Aegypten gebraucht werden, sind vielleicht die Urväter jener zahlreichen Klasse poröser Wassergefäße, die in allen heißen Ländern ein Bedürfniß sind, weil sich in ihnen das Wasser auffallend kühl erhält. Der ältern Fabrikation von Kairo gehören die karmoisinrothen Sättel an, welche in der Ausstellung waren, die neuere, durch den verstorbenen Vicekönig ins Leben gerufene Industrie war unglücklich vertreten durch gedruckte Kattune, Tuche und Seidenwaaren, die ohne Lokalton eine Nachahmung europäischer Fabrikation enthielten. Kairo hatte ferner arabische Drucke, ein Exemplar von Tausendundeiner Nacht, die nicht durch Pracht, aber durch Wohlfeilheit hervorstachen.

Die ganze Industrie der orientalischen Völker repräsentirt uns einen Zustand, in dem der größte Ueberfluß und der bitterste Mangel neben einander bestehen. Wir begegnen darin zugleich einer großen Uebereinstimmung, einer Wirkung des Mohamedanismus, der, indem er sich meteorgleich mit überraschender Schnelligkeit ausbreitete, eben so schnell eine Kunst ins Leben rief, welche mit seinen poetischen und phantasiereichen Lehren übereinstimmte. Es war durch Glaubenssatzung verboten, die Menschenform nachzubilden, daraus ging eine Ornamentirung hervor, wie noch keine andere dagewesen war. Reich und bunt, war sie vielleicht eine Erinnerung an die Seidengewebe, welche das Zelt der Araber während ihres Wanderlebens geschmückt hatten. Stellen aus dem Koran, abwechselnd mit allen möglichen Ornamenten, trugen zur Verschönerung bei und waren ein Ausdruck des Glaubens. Den Charakter, der sich auf diese Weise ausgebildet hat, finden wir am schönsten aufgefaßt in dem, was Owen Forbes über den orientalischen Theil der Ausstellung gesagt. „Man wird hier," sagt dieser kompetenteste Beurtheiler, „das Gefühl einer höchst wohlthätigen Ruhe empfinden. Denn hier ist kein Haschen nach Effekt, alles ergiebt sich einfach und natürlich aus der Natur des Zweckes, für den es bestimmt ist. Man sieht es am reich gestickten Gewande, wie am bescheidensten irdnen Kruge, daß Alles gleicher Regel folgt. Die lebhaftesten Farben treten hier instinktmäßig harmonisch zusammen. Es ist nicht möglich einen schneidenden Mißton zu finden, jede Verzierung giebt den Beweis, daß ihr Künstler erdachte, anstatt zu kopiren, was er wirkte und bildete. Was ist der Grund, daß dies Alles so ist? Schwer ist es in Worten auszudrücken, was das

Auge mit einem Blicke sieht und erkennt. Es scheint mir, daß eine leitende Regel bei ihrer Ornamentirung ihnen vielleicht unbewußt zum Maßstabe diente, nämlich alle Verzierungen nur mit Bezug auf die Oberfläche zu denken, welche Art man „Flächenverzierung" nennen könnte. Die allgemeinen maßgebenden Formen werden zunächst festgehalten und dann diese Formen verziert. Ihre Blumen sind nicht natürliche Blumen, sondern dafür angenommene konventionelle, dem Material entsprechend geformte. Wir sehen somit nicht wie in europäischen Kunstgewerbeartikeln, eine höchst geschickt ausgeführte Nachahmung der Natur, welche man sich Mühe giebt durch künstliche Vertheilung von Licht und Schatten aus dem Stoff gleichsam heraustreten zu lassen, sondern ein vortretendes Bild, dem Urbild ähnlich genug, um dem Sinne die nöthige Andeutung zu geben, ohne dadurch die Einheit des Gegenstandes zu zerstören, welcher verziert ist. Alle Schatten sind vermieden. Ihre Shawl- und Teppichmuster sind harmonisch und effektvoll, in Folge der geeigneten Vertheilung von Form und Farbe, und sie haben nicht nöthig, daß man zur Erhebung der Wirkung scharfe Gegensätze anbringt. Die Aufgabe ist, daß farbige Gegenstände von einer gewissen Entfernung angesehen in eine neutrale Tinte verschwimmen, während mit jedem Schritt näher anmuthige Farben und Formen mehr verdeutlicht hervortreten. Diese Wirkung zu erzielen, bedarf es einer genauen Zergliederung der Mittel, wodurch solche herbeigeführt wird. In ihren klein gemusterten Zeugen und krausen Arbeiten, scheint jene harmonische Wirkung hervorgebracht zu sein durch eine gleiche Vertheilung des Ornaments (Musters) und des Grundes (Fonds) auf gleichmäßigem Flächenraum. Dies zu erzielen und zwar ohne der Zeichnung große Gewalt anzuthun, erfordert nicht geringe Geschicklichkeit und kann nur durch eine geübte Hand und ein höchst ausgebildetes Auge bewirkt werden. Schon die Kopirung mancher dieser Muster würde manchem europäischen Zeichner viel Mühe schaffen, um dieselbe gleiche Vertheilung von Form und Farbe hervorzubringen. In ihrem konventionellen Laubwerk gehen alle Blätter und Zweige von einem Hauptstamm aus, der zu füllende Raum, wie immer auch verschieden, ist mit größtem Geschick benutzt, man bemerkt hier nirgends Verzierungen, welche irgendwo hineingekleckt sind, man weiß nicht aus welchem Grunde. Jede Blume, so weit sie auch entfernt ist, kann bis zu ihrem Zweig und ihrer Wurzel verfolgt werden. Hier mögen unsere besten Zeichner studiren, aber keineswegs jene konventionellen Formen kopiren, welche ihnen so bequem dargeboten werden. Eindringen sollen sie vielmehr in die unerschöpfliche Werkstatt der Natur und sich dieselbe selbst zurechtlegen. Soll denn nur das Acanthusblatt allein das Feld behaupten gegen Alle, die da kamen und noch kommen? Eine aufmerksame Naturbetrachtung wird uns zeigen, wie überall die Farbe der Form bei ihrem Heraustreten Unterstützung und mannigfachen Reiz verleiht, der ohne sie nicht zur Erscheinung gekommen wäre". Die Regeln, die der Erfinder benutzen kann, sind von Forbes dahin angegeben: „1) Die Konstruktion ist zu verzieren. Die Verzierung ist niemals als etwas für sich Bestehendes zu konstruiren; 2) die Schönheit der Form entsteht durch Linien, welche eine aus der andern hervorwachsen in allmäligen Wellungen. Dabei giebts keine Auswüchse. Nichts könnte beseitigt oder weggelassen werden etwa mit Absicht, das Muster oder die Zeichnung eben so gut oder noch besser zu machen. 3) Die Grundform ist zunächst festzustellen. Diese wird getheilt und ornamentirt durch Hauptlinien, Zwischenräume, dann ausgefüllt mit Ornamenten, welche eben so wieder getheilt und im Einzelnen ausgearbeitet werden, damit sie bei näherer Beschauung hervortreten. 4) Die Farbe soll die Austragung der Form unterstützen und dazu dienen, daß man Gegenstände oder Theile derselben von einander unterscheiden kann. 5) Künstliche, gemachte Schatten dürfen niemals gebraucht werden, um die Wirkung von Licht und Schatten zu veranschaulichen; jene Wellenbewegung der Form zu unterstützen, ist eine geeignete Wahl von verschiedenen Farben zu treffen. 6) Die vorherbezeichneten Zielpunkte

Digitized by Google

sind am besten durch Verbindung der primären Farben in geringer Menge oder auf kleinen Flächen zu erreichen. Diese Farben sind durch komplementare und sekundäre Farben in den größeren Massen zu unterstützen und auszugleichen."

Der Plan unseres Aufsatzes führt uns zu den Ländern, welche an der großen Konkurrenzbewegung der europäischen Industrie einen verhältnißmäßig geringeren Antheil nehmen. Holland hat sich alte Gewerbzweige, sein Papier, sein Leinen, seinen Zwirn durch den überwältigenden Einfluß der Maschinen und die Absperrung der Nachbarländer zu Grunde richten lassen müssen. Die Plüsche von Kamelgarn, welche unter dem Namen Velours d'Utrecht als Möbelüberzüge bekannt waren, verdienen, wie die aus Amsterdam geschickten Artikel dieser Art erwiesen, noch immer alten Ruf, der ihnen freilich durch Frankreich, die Rheinlande, Preußen und Sachsen geschmälert worden ist. Den jetzigen befriedigenden Stand der Teppichbereitung legten dar die Artikel von Breda, Delft und Deventer, Leiden schickte seine Blankets (wollene Decken), Bortel und Kempen Leinendamaste. Außerdem hatte Holland ausgestellt Genever, Tabakspfeifen und Cigarren, Schiffsvorräthe, verschiedene Sorten von Maschinen, Dauerlebensmittel, mathematische Instrumente, Chemikalien und Färbereistoffe, namentlich Bleiweiß, Cement, feine Wasserfarben, blaue Farbe, Krompräparate, Krapp. Die vielen Zeuge, welche Holland für seinen ganz eigenthümlichen Handel in den westasiatischen Meeren braucht, waren nicht mitgekommen, jedenfalls, um nicht das holländische Monopol in diesen Artikeln zu gefährden. War Italien hauptsächlich bemüht gewesen, durch seine Kunstgegenstände zu glänzen, so fehlte es doch aus einigen Staaten nicht an solchen Artikeln, welche dem eigentlichen Gebiet der Industrie angehören. Sardinien ist seit langer Zeit durch seine Seide berühmt, von der einige Turiner Häuser, sowohl in gelber als weißer Organzine, Proben eingeschickt hatten. Die Auswahl von Seidenstoffen aus Genua lieferte den Beweis, daß die dortige Manufaktur wohl an Ausdehnung, aber nicht an Güte abgenommen hat. Ganz besonders bemerkenswerth waren zumal die in Damastmustern geschorenen Sammete in den prachtvollsten Farben, bei denen das Muster mit bewunderungswürdiger Genauigkeit ungeschoren gelassen war. Turin zeichnete sich in Seidenstickerei und Spitzen aus, Wollenzeuge einer hübschen Qualität zeigten, daß auch in diesem Zweige gearbeitet wird. Besonders reich war aber die Beschickung aus Genua und Turin an verzierter Möbelarbeit, die Abwege in der Ornamentirung, die an ähnlichen Arbeiten aus andern Ländern verletzten, bemerkte man hier nicht. Des eigentlichen Sardiniens Naturprodukte und Halbfabrikate legten eine Menge Elemente industrieller Entfaltung dar, die nur des Friedens und einer weisen Verwaltung bedarf, um die Insel, die durch ihre Lage so außerordentlich begünstigt ist, zu immer größerem Gedeihen zu führen. In der Ausstellung von Toskana erfreuten außer schönen Marmorn, Taffeten u. s. w. die berühmten Florentiner Strohhüte, die nirgends in solcher Vollkommenheit gefertigt werden, was in klimatischen Verhältnissen seinen Grund hat. Künstlerisch höchst anerkennenswerthe Mosaiken und Kameen repräsentirten Rom, Rohprodukte und recht wackere Hanfwaaren waren alles, was den Stand der sonstigen Produktion bekundete. Fast das Gesammte der spanischen Ausstellung bestand aus Gegenständen der ausgedehnten Klasse, welche die Rohprodukte in sich begreift. Ramon de la Sagra, der spanische Bevollmächtigte für die Ausstellung, hat das Ausbleiben der andern Gegenstände entschuldigt, „mit Gründen, welche aus einander zu setzen zu weitläuftig sein würde." Unter den ausgestellten Tüchern bemerkte man besonders blaue und schwarze, die aus der besten Wolle des Landes gearbeitet waren und jeden Vergleich mit den entsprechenden Qualitäten anderer Länder aushalten konnten. Die Seidenwaaren aus Valencia behaupteten ebenfalls ihren alten Ruf, ließen aber in der Appretur, in der Farbenwahl und selbst in der Zeichnung viel zu wünschen übrig. Ein Versuch mit schwarzen, farbig gestickten Spitzen war weniger gelungen, gute und schöne Muster von Segeltuch und Kabeltauen zeugten auch von dem

Wiederbetrieb der Garnwebereien, die in den Kolonien viele Aussicht auf eine schöne Zukunft haben. Wenig Waffen waren mitgekommen, aber darunter einige aus der Fabrik von Toledo, der Heimath der guten Dolche und der elastischen Klingen, die mit reptilienartiger Geschmeidigkeit in den Körper dringen. Einige Pistolenkästchen und zwei Kanonen, eine von Bronze und eine von Stabeisen, letztere von den Karlisten während des Bürgerkriegs aus freier Hand geschmiedet, vervollständigten die ganze Waffensammlung. Vom Süden unsers Welttheils zum Norden überspringend, haben wir weniger zu berichten. Unter der Firma der dänischen Industrie hatte auch die schleswig-holsteinische erscheinen müssen, vertreten durch tüchtige Handwerkserzeugnisse aus Kiel und Altona. Kopenhagen stand voran mit 33 Einsendern, 10 kamen auf das übrige Land. Die dänische Hauptstadt hat ausgezeichnete Uhrmacher, Mechaniker, Plastiker und Instrumentenmacher. Die königliche Porzellanmanufaktur hat bewiesen, daß sie noch herrliche Arbeiten zu liefern vermag, den Kontrast zu ihren Ausstellungsgegenständen bildeten die schwarzen jütischen Töpfe, die gleich ihren Landsleuten, den früher allgemein verbreiteten Randerschen Handschuhen, die Grundlage eines nicht unbedeutenden Volksgewerbes ausmachen. Sogenannte Tondersche Spitzen machten den Beschluß. Aus Schweden und Norwegen gab es nur 31 Ausstellungen, außer Rohstoffen Eisen- und Stahlwaaren, mathematische Instrumente, hausgewebte Zeuge. Rußland hat eine noch unentwickelte, mit dem stärksten Schutzsystem umgebene Industrie, die sich ihre Fabrik-Menschenarbeitskräfte durch Ermiethung derselben von den Berechtigten verschaffen muß. Die Hauptfabrikate Rußlands sind altursprünglich, und wir begegnen unter ihnen jenen Juchtenfabrikaten, die ihre großen Vorzüge haben, auf der andern Seite aber den Tulaer Waaren, an denen der Geschmack gegenwärtig erstorben sein dürfte. Was Rußland sonst an schönen Fabrikaten ausgestellt hatte, war nicht national russisch, sondern kam auf Rechnung der zahlreichen Arbeiterkolonien deutschen und französischen Ursprungs, die in dem großen Reiche leben. Rußland ist bedeutend in Waffen und Rüstungen für den Krieg, aber gerade diese Seite zeigte es auf der Ausstellung nicht.

Wie Rußland hat auch Nordamerika eine noch unentwickelte Industrie, die freilich unter ganz andern Verhältnissen und Bedingungen arbeitet. Im allgemeinen haben die nördlichen Staaten und unter diesen Newyork zur Ausstellung am meisten beigetragen, denn Newyork stellte zugleich landwirthschaftliche und industrielle Maschinen, Getreidekörner und Mehl, Meß- und Schneideinstrumente, Waffen, Karten, Tücher und Pelzwerk aus. Dann kam Pennsylvanien mit seinen Werkzeugen, Seifen, Parfumerien, feinen Sattlerarbeiten, chemischen Produkten, Lampen, musikalischen Instrumenten, bunten Papieren, Möbeln, Mineralien und Steinkohlen. Ohio stellte aus Blitzableiter, Mais, Tabake, Weine, Specköl, Mehl, Maschinen und Nahrungskonserven, Massachusetts, Newhampshire und Rhode Island lieferten Baumwollenzeuge, und gedruckte Kalikos, Tennessee rohe Baumwolle, Südkarolina Baumwolle, Reise und Wagenarbeiten, Neu-Jersey Mineralien und Zinkoxyd für die Malerei, Indiana landwirthschaftliche Maschinen, Vermont Ahornzucker, Missouri und Virginien Mineralien, Tabake und Sattlerwaaren. Die eigentlichen Waffen der Amerikaner, mit denen sie erobernd Thal auf Thal ihres unermeßlichen Gebiets sich unterwerfen, sind ihre landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen. Von den ersten wird später in einer besondern Rubrik die Rede sein, nach ihnen nahmen die aus Kautschuk gefertigten Gegenstände in der amerikanischen Ausstellung einen großen Raum ein. Man sah da ungeheure Cylinder, aus denen man feste Schiffbrücken macht, wenn man sie mittelst eines Blasebalges mit Luft ausfüllt. Einige dieser Schiffbrücken hatten die Form viereckiger Blasebälge, die sich, gut vorgerichtet, von selbst mit Luft füllen. Von demselben Stoff waren auch mehrere Muster von Rettungsböten vorhanden. Die amerikanischen Kutschenfedern aus Kautschuk werden die Kunst des Wagenbauers sehr vereinfachen, denn anstatt den Kutschkasten

auf zierlich gekrümmte Federn zu stellen, wird man ihn auf vier Kautschukpolstern ruhen lassen. Modelle von großen Werken für Eisenbahnen und Schifffahrt waren in kleiner Anzahl da, doch hatten die Vereinigten Staaten zwei Exemplare von Hängebrücken aufgestellt. Von den neuen Erfindungen, woran die Vereinigten Staaten bekanntlich sehr reich sind, erwähnen wir diejenigen, die eine Zukunft haben. Ein Apparat zur Distanzenmessung auf dem Meere ist eine kleine archimedische Schraube, welche unter dem Kiel des Schiffes angebracht durch den Lauf des Schiffes bewegt wird und mittelst eines Räderwerks auf einem Zifferblatt mit drei Zeigern die Meilen, die Hunderte und Tausende von Meilen anzeigt, welche das Schiff zurückgelegt hat. Eine von Professor Dr. Bache erfundene, gegenwärtig in allen Münzstätten Nordamerika's ausgestellte Wage ist so empfindlich, daß sie den zehntausendsten Theil einer Unze anzeigt. Der Alarmbarometer des Kapitäns Ericson hat eine solche Einrichtung, daß, wenn die Quecksilbersäule in Folge atmosphärischer Veränderung unter einen Normalstand sinkt, eine Auslösung sogleich den Fall eines Hammers bewirkt, der auf eine Glocke schlägt und dadurch den Beobachter aufmerksam macht. Wenn man die schnellen Veränderungen erwägt, welche zuweilen ohne Vorzeichen in der Luftsäule vor sich gehen, so leuchtet es ein, welchen Nutzen dieses Instrument für den Seefahrer haben kann. Derselbe Erfinder hatte auch ein Senkblei ausgestellt, welches mit einer in Grade abgetheilten Glasröhre versehen ist, die durch die Höhe des durch den Druck der Atmosphäre in die Röhre aufgestiegenen Wassers die Tiefe anzeigt, bis zu welcher das Senkblei gelangt ist. Eine unten am Instrument angebrachte Klappe dient zum Ablassen des Wassers, um eine neue Operation bewirken zu können. Die amerikanischen Oele sind schon seit längerer Zeit durch eine neues Oel bereichert worden, von dem im Glaspalast mehrere Proben vorlagen, nämlich durch das Specköl (Lard oil), welches in Cincinnati mittelst Dampfes aus dem Schweinefleisch gewonnen wird. Dieses Specköl wird in Nordamerika um 50 Prozent wohlfeiler hergestellt als der Wallfischthran, welchen es mit Vortheil als Beleuchtungsmaterial ersetzt. Der merkwürdigste Gegenstand in der sehr zahlreichen Waarengruppe der Lebensmittelfabrikate war der konzentrirte Fleischzwieback, den Texas eingesandt hatte. Es ist stark eingekochte Fleischbrühe, die, wenn sie die Konsistenz von Melasse erhalten hat, mit reinem Mehl vermischt und wie gewöhnlicher Zwieback gebacken wird. Diese Zubereitung, die weder Salz noch irgend ein Gewürz enthält, wird nicht von den Insekten angegriffen, und hält sich sehr gut ein Jahr lang. Die Produktion der Mischung, die fünfmal kräftiger als Ochsenfleisch ist, hat geringe Kosten, und ihre Leichtigkeit bei großem Nahrungsgehalt empfiehlt sie für Reisen wie für Märsche, weshalb sie auch bei der Armee der Vereinigten Staaten eingeführt ist. An Kuriositäten war die amerikanische Ausstellung reicher als jede andere. Da war eine Dampfflinte von Jakob Perkins, angeblich von so zerstörender Wirkung, daß durch sie jeder fernere Krieg unmöglich gemacht wird, die aber so verwickelter Natur ist, daß der gewöhnliche Soldat sie nicht zu handhaben versteht, und außerdem den Fehler hat, daß man sie nicht forttragen kann. Da waren Pianoforte's, deren Tasten mit Bogen in Verbindung stehen, die auf Geigen streichen, so daß der Idee des Erfinders nach der fortschwingende Ton erzeugt wird, den man am Klavier vermißt. In Wahrheit entsteht aber ein kratzender schreiender Ton, wie wenn ein Anfänger Geige spielt. Im allgemeinen machte diese Ausstellung den Eindruck, daß die Vereinigten Staaten in Bezug auf Mechanik, Schiffskunst und Telegraphie selbst England überboten, und in praktischer Zweckmäßigkeit, Solidität und Leichtigkeit vieler anderer Artikel das Feld streitig machten, aber rücksichtlich der Zierlichkeit und Anmuth der Zeichnung dem europäischen Gewerbfleiß im allgemeinen noch bei weitem untergeordnet erscheinen. Die Wagen, Möbel, Pianoforte's, Glaslampen standen in dieser Beziehung den europäischen weit nach, eine seltene Ausnahme von dieser Regel machten das prachtvolle

Pferdegeschirr und die bewunderungswürdigen Riemerarbeiten aus Philadelphia, die herrlichen Schuhmacherwaaren aus Newyork. Die Ausstellung amerikanischer Gewebe war nicht glänzend, Tuche, Baumwollenzeuge, gedruckte Zeuge, leichte Stoffe, alles bekundete eine Industrie, die kaum aus den Windeln heraus ist. In gewisser Beziehung machen auch die Philadelphischen Wagen und Schlitten eine Ausnahme, die ein Gegenstand amerikanischer Eitelkeit sind. Es sind tolle Formen, von skelettartiger Dünnheit und Leichtigkeit, mit wespenartigen Insekten zu vergleichen. Die Spur ist nicht drei Viertelzoll breit, die Felgen gleichen Stücken eines durchgeschnittenen spanischen Rohrs, die Speichen sind schlank wie ein Spazierstock, die Nabe gleicht mit ihrer neusilbernen Kapsel einem zierlichen Schnupftabaksdöschen, der Kutschenhimmel scheint eine Art Regenschirm von lackirtem Handschuhleder, die Sitze und der Fußboden sind Rohrgeflecht zwischen Eisenstangen mit einem Teppich darüber. Alles am Gestell, außer den hölzernen Speichen und Felgen, ist Eisen und Stahl. Das ist entschieden geschmackvoll, daß weder durch Vergoldung, noch blitzenden Lack und bunten Anstrich das Auge bestochen wird. Das Holz ist naturfarben und blos durchsichtig gefirnißt, der Stahl blank, das Eisen ist holzfarben angestrichen. Die Grazie ist allein in der Form gesucht, obgleich bei der Neigung zum modisch Bizarren nicht immer gefunden.

Die letzte und wichtigste Gruppe der Ausstellung umfaßt die in der großen Industriebewegung konkurrirenden Staaten: Deutschland, England, Frankreich, Belgien, die Schweiz. Aus der Masse der sich hier zur Besprechung drängenden Gegenstände scheiden wir zu abgesonderter Besprechung eine Rubrik aus, die Maschinen, speziell die dem Ackerbau und der Landwirthschaft dienenden. Von diesen war in der Ausstellung eine reiche Sammlung zu sehen, 537 Fabrikmaschinen, 813 Lokomotiven, 467 Erfindungen im Civilingenieurfach, 281 im militärischen Fach und im Schiffbau, 498 Ackerbaugeräthe. Keine der Nationen, welche nach London Sendungen gemacht hatten, konnte eine so glänzende und so vollständige Sammlung von Maschinen aufweisen, als die Engländer. Waren die deutschen und vorzüglich die Berliner Maschinen in Beziehung auf Eleganz, Zweckmäßigkeit und Güte in Material und Ausführung eben so vorzüglich, so traten sie doch an Anzahl und Größe zurück. England hatte seine ganzen Kräfte aufgeboten, um seine Maschinenkraft im vollsten Lichte zu zeigen. Die hydraulischen Pressen, die Lokomotiven, die Dampfmaschinen der Engländer gehen über alle bekannten Verhältnisse. Sie stellten Schienen aus einem Stück aus mit einer Streckung von 60 Fuß Länge, Bleuelstangen aus Schmiedeeisen für Maschinen von 800 Pferdekraft, Spinnstühle von 1200 Spindeln, Krahne, Schöpfpumpen, Waggons, Brückenmodelle von bemerkungswerther Kühnheit. Alle Maschinen arbeiteten in einer Reihe Galerien, wohin der Dampf unterirdisch gelangte, um sie in Bewegung zu setzen. Jede Maschine erhielt, sei es aus Sparsamkeit, oder um den betäubenden Lärm so vieler, zu gleicher Zeit thätigen Webstühle zu vermeiden, den Dampf nur in übrigens nahen Zwischenräumen, so daß ein Theil der Apparate ruhte, während der andere arbeitete. Die Werkführer gaben dem Publikum überall die Erklärung der Verfahrungsweisen, man spann, webte, machte Strümpfe, Spitzen, Bänder, Leinwand. Es war eine ordentliche industrielle Encyklopädie in Thätigkeit, der Dampf gelangte zu Maschinen von 20 Pferdekraft und zu Modellen von der Größe eines Spieltisches. Besonders wurde der Welt durch die englischen Ackerbaumaschinen ein System von Hülfsmitteln geoffenbart, wovon Niemand die geringste Kenntniß zu haben schien, und die deutlich nachweisen, welche Hülfsquellen der Landbau in diesem Lande von der Manufaktur-Industrie entlehnt.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von F. C. Gato in Meißen.

Die Londoner Industrieausstellung. II. Es ist offenbar, daß die Engländer in der Kunst des Ackerbaues seit kurzem eine wahre Revolution vorbereiten, oder vielmehr durchführen. Sie betreiben den Ackerbau mit ungemeiner Umsicht und Aufmerksamkeit, weil sie sehr gut begreifen, daß ungeachtet aller kommerziellen und industriellen Entwicklung der Boden die solideste Grundlage alles Wohlstandes ist. Im Vordergrund stehen gegenwärtig die Arbeiten zur unterirdischen Entwässerung des Bodens, die sogenannten Drainage-Arbeiten, zu denen mancherlei Arbeitswerkzeug erfordert wird. Da die Ergänzungsblätter dieser auch für Deutschland hochwichtigen Neuerung einen besondern Artikel widmen werden, so übergehen wir hier die zur Entwässerung dienenden Maschinen. Säemaschinen sind in Deutschland wie in England seit längerer Zeit bekannt, die auf der Ausstellung befindlichen gehörten ausschließlich England an und sollten das dort bevorzugte Cook'sche System mit neuesten Verbesserungen darstellen. Dieses System benutzt kleine, auf Scheiben befestigte metallene Löffel, welche den Samen bei ihrer Umdrehung schöpfen und bei weiterem Kreislaufe durch Entleerung in zweckmäßig angebrachte Trichter zu Boden fallen lassen. Die neuesten Verbesserungen bestehen darin, daß der Boden, auf dem ausgesäet werden soll, ohne Nachtheil von ungleicher Güte sein kann, daß der Saatkasten auch bei hügeligem Boden in horizontaler Lage bleibt, der Wagen mit der größten Genauigkeit gelenkt werden kann. Eine abweichende Konstruktion haben solche Säemaschinen, die zugleich den Dünger ausstreuen, oder Rübensamen säen, endlich die sogenannten Pflanzmaschinen, d. h. solche, mittelst derer in völlig gleichen Entfernungen von 4—6 Zoll der Same in die Erde gebracht wird. Michelson hatte eine Pflanzmaschine von wahrhaft genialer Erfindung ausgestellt. Hebt man mit den Händen zwei Hebel in die Höhe, so machen in den Hülsen bewegliche Cylinder Löcher in den Boden, drückt man die Hebel nieder, so werden die Cylinder so hoch gehoben, daß die in einem in der Nähe angebrachten Samenkasten befindlichen Körner in die gemachten Oeffnungen des Bodens fallen können. Drückt man die Hebel noch tiefer, so hebt und schiebt sich der Apparat um 4 oder 6 Zoll weiter, um aufs neue seine verschiedenen Funktionen zu beginnen. Pferdehaken waren viele vorhanden; der beste, von Busby, ist zum Reinigen von Hackfrüchten bestimmt und hat nicht nur zwei Messer, welche das Unkraut wegschneiden, sondern auch eine sogenannte norwegische Egge, welche hinterdreinfährt und den Boden auflockert. In Dreschmaschinen und Häckselschneidern konkurrirten Amerikaner und Engländer, die von erstern aufgestellten Exemplare gehörten sämmtlich zu der Klasse der Göpelwerke und waren transportabel. Die vollständigsten hatten noch einen Strohschüttelungsapparat, um das Fortschleppen der Körner mit dem Stroh ganz zu vermeiden, und auch solche Vorrichtungen waren da, welche den letzten gegen die Dreschmaschinen erhobenen Entwurf beseitigen, daß das Stroh aus ihnen krumm und zerrissen herauskomme. Kornreinigungsmaschinen, zu denen noch die in Deutschland unbekannten Maschinen zum Reinigen der Gerstenkörner von den diesen anhängenden Spitzen zu rechnen sind, der vollkommensten Art waren die englischen von Horosby und die amerikanischen von Graut, letztere hatte den Vorzug einer zweckmäßigen Form und einer einfachen Vorrichtung. Unter den vorhandenen Mahl- und Quetschmühlen, Rübenschneidemaschinen, Heuwenden und Heuharken, Butterfässern, Pflügen und Eggen konnte der deutsche Landwirth die reichste Auswahl treffen, und war sicher, solche Geräthe zu finden, die seinen Mitteln, seiner Betriebsart und seinem Boden am besten entsprachen. Der sogenannte schottische Schwingpflug wird gegenwärtig in England und Amerika am häufigsten, fast allgemein angewandt, doch mit der Modifikation, daß man demselben vorn eine Sterze oder Rolle gegeben hat, da

man die Handhabung desselben ohne Ruhepunkt vorn als für den gewöhnlichen Arbeiter zu schwierig erkannt hat. Eben so allgemein wird die norwegische Egge, welche die Erdschollen in kleine Stücke zertrümmert, das Festsetzen von Erdschollen zwischen den Spitzen verhütet, beim Umwenden nicht in den Boden faßt und auf nassem Boden nicht zu tief einfällt. Das schwierige Problem einer Mähemaschine scheint endlich die Erntemaschine des Amerikaners Cormigk gelöst zu haben. Die Maschine hat das sinnreiche Prinzip, daß das Getreide nicht geschnitten, sondern durch eine sehr fein gezahnte Säge, die sich durch eine Kreiskurbel sehr schnell in horizontaler Richtung bewegt, abgesägt wird. In Folge des schnellen Ganges der Maschine überstürzen sich die Halme, unterstützt durch eine haspelartige Vorrichtung, nach dem Gesetze der Schwerkraft in die rückwärtige Fläche, von welcher dieselben durch den auf der Maschine reitenden Arbeiter mit einer gewöhnlichen hölzernen, sehr weiten Harke abgerafft und gleich in Wellen auf die Stoppeln des vorigen Ganges gelegt werden. Sehr sinnig und entsprechend ist in dieser Maschine die linke Hand des Sichelschnitters ersetzt, mit welcher dieser bekanntlich das Getreide vor dem Sichelschnitte zusammenfaßt. Unmittelbar über der Säge befinden sich nämlich vor und feststehend nach der ganzen Breite der Maschine zwanzig lange Eisenstäbe, welche das Getreide unmittelbar, ehe es an die Säge kommt, unter sich theilen, zwischen sich aufnehmen und also fest zusammengedrängt dem Schnitte der Maschine entgegenhalten. Ein Paar Pferde bewegen dieselbe sehr leicht fort, und sie kann bei einiger Behendigkeit des Abraffers im vollen Schritt gefahren werden. Die Pferde gehen knapp an dem zu mähenden Felde, die Maschine arbeitet links von ihnen im Getreide. Nach Erfahrungen, welche die patriotisch-ökonomische Gesellschaft in Böhmen auf einem dortigen Gute gemacht hat, kann man mit dieser Maschine 14 niederösterreichische Joch (zu $2^1/_4$ Magdeburger Morgen) in einem Tage und zwar so rein und ohne Körnerverlust abmähen, wie es mit der Sichel oder Sense so vollkommen nicht ermöglicht werden könnte. Vielfach ist in England die Verwendung transportabler Dampfmaschinen geworden, die zum Betrieb landwirthschaftlicher Werkzeuge dienen. Die Dampfcylinder sind theils in senkrechter, theils in wagerechter Richtung angebracht, die erstere Einrichtung hat zu landwirthschaftlichen Zwecken insofern den Vorzug, als sie mehr gegen die äußere Witterung und gegen den Staub geschützt sind. An der die Kolbenstange führenden Krummzapfenwelle ist zugleich ein Schwungrad angebracht, dessen äußerer Umkreis zugleich als Riemscheibe dient. Soll nun irgend eine landwirthschaftliche Maschine in Bewegung gesetzt werden, so führt man die Dampfmaschine nach der passenden Stelle hin, stellt durch einen Riemen die Verbindung mit der zu bewegenden her, und die Aufstellung ist fertig. Von den Dampfmaschinen zu den gewöhnlichen Werkzeugen übergehend, erwähnen wir den einspännigen Leiterwagen, der die alte Frage, ob der vierrädrige Wagen oder der einspännige Karren den Vorzug verdiene, in den kultivirtesten Bezirken von England zu Gunsten des letztern entschieden hat. Die ausgestellte Karrenart war wegen der nach allen Richtungen hinausragenden Leitern besonders geeignet zum Transport von voluminösen, aber spezifisch leichten Gegenständen. Die Pferdegeschirre sind ausgezeichnet, und um ihnen eine größere Dauer zu geben, werden sie mit Gutta-Percha überzogen. Wie der englische Landwirth auf die scheinbar geringfügigsten Dinge achtet und bei Gegenständen des gemeinsten Gebrauchs außer Zweckmäßigkeit und Dauerhaftigkeit eine hübsche Ausführung liebt, bewiesen die ausgestellten Schweinetröge von Gußeisen für junges Vieh, bei denen jedes Schweinchen seinen abgesonderten Freßnapf hat, damit die stärkern Thiere die schwächern nicht fortstoßen und am Freßen hindern können.

Wir beginnen unsere fernere Uebersicht mit der Spitzenfabrikation. Diese Industrie des reinen Luxus steht nicht mehr ganz auf der alten Stufe, die demokratische Bewegung hat sich auch hierhin erstreckt, die Fabrikation im Großen gehorcht auf diesem Gebiete wie auf vielen andern dem Gesetze der Wohlfeilheit.

Man hat armen Gegenden, dem sächsischen Erzgebirge, den Bergen an der obern Loire, in dem Spitzenklöppeln einen Nahrungszweig geschenkt, und kann nun nicht erwarten, daß die armen, von Tag zu Tag lebenden Arbeiter Muster ihrer Kunst liefern. Die französische Industrie war vertreten durch die Orte Bayeux, Mirecourt, Chantilly und Alençon, besonders durch den letzten Ort, dessen Spitzen Kenner ganz französisch nennen, anmuthig und doch stark, zierlich und doch ernst. Die Brüsseler Spitzen behaupten noch immer ihren ersten Rang, aus Deutschland waren wenig Spitzen geschickt worden, die den gegen früher gehobenen Stand unserer Industrie nicht genügend darstellten. In dem Artikel der Stickerei führt die östliche Schweiz den Reigen der europäischen Produktion. Die feinste und in den höchsten Kreisen Deutschlands, Englands, Italiens, Rußlands u. s. w. gesuchte Stickerei, welche die Modehändler Broderie au sublime nennen und von den Ursprungsorten Nancy oder Paris herleiten, ist schweizerisches Fabrikat, und dies gilt selbst von einem großen Theil der aus Frankreich kommenden Waare, die in sehr großen Quantitäten von der Schweiz dahin eingeschmuggelt wird, was in den verschiedensten Zeiten und noch neuerlich von Seiten Ludwig Bonaparte's die schärfsten, stets wirkungslosen Dekrete hervorgerufen hat. In der Schweiz ist diese Industrie eine neue — sie datirt aus den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts — hat aber eine solche Verbreitung gefunden, daß sie im Auslande, in Würtemberg, Baiern, Voralberg und Tyrol Hände zur Aushülfe suchen muß. Die Summe des Arbeitslohns, der auf diese Weise außerhalb der Schweiz verausgabt wird, schlägt man jährlich auf 800,000 Gulden an. Die feinste und theuerste Arbeit wird fast ausschließlich im katholischen Theil des Kantons Appenzell, im Innerrhoden, gefertigt. Alle Fabrikate lassen sich füglich in drei Klassen theilen, nämlich in solche, die für den Verbrauch der Damenwelt in Europa berechnet und nur weiß in weiß gestickt sind, ferner die für asiatische und transatlantische olivenfarbige, kupferbraune und schwarze Schönheiten jährlich in Massen ausgeführt werden und im Reichthum einer herrlichen Farbenpracht prangen, und endlich in solche, die weniger Gegenstände des eigentlichen großen Handels sind, sondern nach allen Richtungen hin Beweise der Kunstfertigkeit liefern und die Reichhaltigkeit der Behandlungsweise übersichtlich darstellen sollen. In bloßer Weißstickerei für den luxuriösen Garderobeverbrauch stand die Firma Bänziger obenan, die zweite Klasse war angemessen vertreten durch zwei für den tropischen Geschmack berechnete Damenkleider, das eine auf rohen naturgelben Seidenstoff theils weiß theils farbig mit erhabenen Blumen gestickt, das zweite auf weißem Mousseline mit Baumwolle, Seide und Gold weiß und farbig gestickt, die Blumen erhaben und als außerordentlicher Schmuck Federn und Perlen hinzugefügt. Ein Prachtstück der dritten Klasse war ein 68 französische Zoll hoher und breiter Taufschleier mit Plattstich auf Musseline gestickt, woran 4—6 Stickerinnen Monate lang Tag und Nacht beschäftigt gewesen waren. Auf die Schweiz folgten in der Ordnung, wie wir sie an diesem Orte nennen, Paris, Nancy, Metz, Belgien, Sachsen. Schottland, welches meist Artikel von mittlerer und geringer Qualität arbeitet, liefert diese so billig, daß das Ausland in England nicht konkurriren kann. Die Seidenarbeiten haben Lyon den industriellen Ruf verschafft, den die zweite Stadt Frankreichs in dieser Beziehung noch immer behauptet. Was die dortige Fabrikation besonders auszeichnet, das ist der feine Geschmack, der aus allen ihren Erzeugnissen wie eine natürliche Luft strömt, in der ihre Arbeiter leben, das ist jene Kette von Ueberlieferungen, welche weder von den Revolutionen der Mode, noch von den Verheerungen des Bürgerkrieges, noch von den stürmischen Zerstreuungen der Politik unterbrochen werden konnte. Es ist ein geheimnißvoller Einklang unter den zahllosen Händen, welche oft ohne sich zu kennen zu der Vollendung der wundervollen Gewebe zusammenwirken. Zettler, Zeichner, Zurichter, Färber sind ohne Anstrengung und beinahe ohne Methode wechseitige Stütze, daraus entstehen Meisterwerke, wie sie so zahlreich keine andere

Stadt der Welt liefert. Auf der Ausstellung hatten die Lyoner Fabrikanten den glücklichen Gedanken, mit Selbstverleugnung ihrer Persönlichkeiten unter gemeinschaftlichem Namen zu erscheinen. In einem Raum, der durch die Ueberschrift: Lyon bezeichnet war, hatte man alle Lyoner Artikel derselben Gattung ohne Unterschied der Quelle zu einem Ganzen vereinigt und sie im vortheilhaftesten Lichte ausgestellt. Den Anfang machten die glatten Stoffe von den billigsten bis zu den allertheuersten Qualitäten, dann kamen die geschnittenen und gezogenen Sammete, hierauf die Taffete, Atlasse und Gros de Naples, endlich die Kreppe, Plüsche, Foulards, die façonnirten und golddurchwirkten, die Kirchen- und Prachtmöbelstoffe. Die neuen Stoffe entfalteten eine unvergleichliche Mannigfaltigkeit und Pracht, sie ließen nach französischem Urtheil (Blanqui) selbst alles, was in Lyon bis dahin gearbeitet worden war, weit hinter sich zurück. So hatten Mathevon und Bouvard Goldstoff mit seidenbroschirten Blumen ausgestellt, wovon 1½ Ellen auf 400 Franken geschätzt werden, von so vortrefflicher Arbeit, daß es als das Schönste betrachtet werden kann, was je aus den Lyoner Werkstätten hervorgegangen ist. Die Kirchenparamente und die gewebten und gestickten, mit Edelsteinen besetzten Meßgewänder standen diesem Goldstoff an Kostbarkeit nicht nach. Die façonnirten Stoffe nahmen vermöge des Charakteristischen ihrer Fabrikation, ihres Farbenreichthums und der großartigen Schönheit ihrer Verzierungen den ersten Platz ein. Von Lyon kommen die Gala- und Luxusanzüge der Damen, die fürstlichen Seidentapeten und die glänzendsten Ausstattungen der Gemächer. Ein einziges Haus hatte Kreppe geschickt, gerippte und glatte, aerophane weiß in weiß oder in Farben gestickt, die von unbeschreiblicher Lieblichkeit, Leichtigkeit und Frische waren. Nicht weit von diesen Nebelgeweben war eine Ausstellung von mehr als zweihundert Stück Foulards, Taschen- und Halstücher, die ordinärer und solider, aber ungemein gangbar sind, und in deren Fabrikation die Lyoner Industrie seit funfzehn Jahren beträchtliche Fortschritte gemacht hat. In der speziellen Fabrikation der seidenen Halsbinden haben die Engländer Lyon den Rang abgelaufen und beschicken sogar den Pariser Markt sehr stark. In der Lyoner Ausstellung war noch ein Artikel, der unter dem Namen Chiné's bekannt und in letzter Zeit sehr in Mode gekommen ist, ohne es besonders zu verdienen. Dieses dunstige Zwittergenre, das für Damenkleider sehr viel ausgebeutet wird, giebt der Zeichnung etwas Unbestimmtes und Mattes, das den Traditionen der Lyoner Fabrikation ganz entgegen ist. Die nicht französischen Seiden bestrebten sich, ausgenommen die italienischen, die auch auf Kostbarkeit Anspruch machten, durch Billigkeit und Solidität den Platz zu behaupten. In Shawls hat Lyon nach und nach zu arbeiten aufgehört, nachdem einerseits Paris, andererseits und zwar vorzugsweise Oesterreich den Vorzug erobert hat. Die Wollenfabrikation von England, Belgien, Frankreich und Deutschland dürfte sich auf der gleichen Höhe der Auszeichnung behaupten. Es ist gegenwärtig zur Fabel geworden, daß englische und sogenannte niederländische Tücher den unsern an Güte vorangingen, auf der andern Seite haben englische Fabrikanten auf der Ausstellung, als sie die deutschen Preise erfuhren, ihr höchstes Erstaunen ausgesprochen, wie man in Deutschland bei so wohlfeilen Preisen eine so gute Waare herstellen könne. Etwas Neues in dieser Manufaktur ist das Tuch mit zwei rechten Seiten, das man, wenn wir nicht irren, zuerst von Reichenberger Tuchfabrikanten auf der Leipziger Industrieausstellung von 1850 sah. Der Engländer Samuel Powell hat diese Entdeckung weiter fortgeführt und fertigt nicht blos Tuche, die auf beiden Seiten von gleicher Farbe und Vollendung sind, sondern auch solche, bei welchen jede Seite von verschiedener Farbe, oder die eine Seite Mittel-, die andere Feingut ist. Auf fernen Märkten, deren Geschmack man nicht recht kennt, hat diese Erfindung große Vortheile.

Die Baumwollenindustrie ist in England gegenwärtig auf dem Höhenpunkte ihrer Entwicklung angelangt, 16 Millionen wohlausgerüstete Baumwollmaschinen-

spindeln und 300,000 Webstühle sind die industrielle Armee, mit der es sich die Welt unterthan zu erhalten sucht. Den Gipfel der Baumwollenkultur hat England in allen drei Beziehungen erreicht, sowohl was die Masse und Wohlfeilheit der Produktion, als was die Vorzüglichkeit der weißen Waare betrifft. Nirgends wird die Baumwolle so fein gesponnen als dort, auf der Ausstellung war Baumwollengarn Nr. 2070 ausgestellt, so zart wie Spinnengewebe. Es sind nicht blos die Vorzüge der englischen Maschinen, der Selfactors von 1200 Spindeln und der mechanischen Webstühle, die den Engländern diesen mächtigen Vorsprung geben, ihr großer Vortheil besteht hauptsächlich darin, außerordentliche Massen Waaren zu verarbeiten und kein Atom von irgend einem Stoffe zu verlieren. Sie lassen es sich angelegen sein, bei der Arbeit einer Maschine, bei einer Nummer Garn die scheinbar geringfügigste Summe zu sparen, und aus dieser Sparsamkeit ziehen sie viele Millionen, indem sie ihre Märkte durch Nachfrage und die Nachfrage durch Wohlfeilheit vermehren. Diese Kunst wird in England auf die allerkleinsten Einzelnheiten ausgedehnt, und man sieht dort tropfenweise wahre Meere von Reichthum sich sammeln, wenn man die allmäligen Umgestaltungen der Betriebskapitalien verfolgt. In der weißen Waare hatte England keine Nebenbuhler, ausgenommen die Nordamerikaner, deren Domestiks (glatte starke Baumwollenzeuge) dem Mutterlande viel zu schaffen machen. In allen Druckerwaaren trug Mühlhausen den Sieg davon. Mühlhausen war wie Lyon unter gemeinschaftlichem Namen erschienen und hatte besonders Musseline, gedruckte Jakonnet für Damenkleider, Vorhang- und Möbelzitze ausgestellt. Die elsässischen Fabrikanten sind vermöge ihrer Kapitalien und der Kapitalien der Bankiers, welche sich bei den Geschäften als stille Gesellschafter betheiligen, die ersten Fabrikanten von Frankreich. Alle haben es mit der Fabrikation ernst genommen, und sie betreiben sie nicht, wie die Franzosen gewöhnlich, um sich ein kleines Vermögen zu machen und sich dann zurückzuziehen; sie leben und sterben in der Industrie. Die Fabriken gehen vom Vater auf den Sohn über und werden durch die Einsichten der folgenden Generation stets vervollkommnet. In Mühlhausen studirt alles, Niemand bewegt sich im altgewohnten Geleise, es bestehen industrielle und wissenschaftliche Gesellschaften, die täglich Probleme der Manufakturarbeit zu lösen suchen und sich allgemein auf der liberalsten Bahn halten. Das Elsaß ist das Muster eines Manufakturlandes. Maschinen-, Spinn-, Web- und Druckfabriken, alles findet sich da beisammen, die Mechaniker, Zeichner und Techniker haben da ihre Heimath. Alle tüchtigen Fachmänner leihen sich wechselseitige Stütze, und daraus ist eine Gesammtheit von Kräften erwachsen, die dem ganzen Manufakturbetriebe zu gut kommt und bei jeder Gelegenheit die Aufmerksamkeit aller Gewerbtreibenden dem Elsaß zuwendet. Die berühmtesten Fabriken haben deutsche Eigenthümer, die Köchlin, Hartmann, Dollfuß, Schlumberger, Zuber haben keine französischen Namen zur Seite. Dem Elsaß verdankt man den ungewöhnlichen Aufschwung, den seit fünfundzwanzig Jahren die Kalikos-Industrie in Europa genommen hat. Das Elsaß hat die besten Fabrikationsmethoden verbreitet und verbessert sie fortwährend. Nirgends besser als in diesem Lande behandelt man die Farbestoffe, den Wau, den Krapp, die Kochenille, das Lackmus, nirgends werden sie glänzender und solider verarbeitet. Das Elsaß ist wie eine große Druckerei-Schule, wo die Meister und die Werkführer des ganzen Fabrikationszweiges sich ausbilden. Ihm ist es zuzuschreiben, daß Europa an den anmuthigen und leichten Geweben Geschmack fand, die mit so wenig Kosten alle Wohnungen zieren und worin sich alle Frauen so wohlfeil kleiden. Belgien, Oesterreich (dieses am wenigsten), der Zollverein, England (ein paar Fabrikanten aus Manchester ausgenommen, die Zeichnungen, Muster und Farben aus dem Elsaß beziehen), das übrige Frankreich (Rouen, Turcoing, Lille und Roubaix) kamen der Mühlhäuser Ausstellung nicht gleich. Diese Inferiorität Deutschlands in der Kattunbereitung hat Gründe, die sofort zu beseitigen nicht in

unserer Gewalt steht, in andern Zweigen, so in der Posamentirarbeit und in der Strumpfwirkerei, verschulden wir selbst unser Zurückbleiben. Die deutschen Posamentirer wollen nichts von Mühlstühlen und Franzenmaschinen, die deutschen Strumpfweber nichts von Rundstühlen wissen, und gefährden so ihre Existenz, indem sie mit jedem Jahre an Boden verlieren. Erfreulichere Wahrnehmungen ließen sich an den ausgestellten Leinen und Damasten machen, einer Industrie, die dergestalt vom Ruin bedroht wurde, daß große Anstrengungen gemacht wurden, deren Erfolg bereits so günstig ist, daß die deutschen Leinen wieder neben den belgischen und englischen sich sehen lassen können.

Ueber die zahlreichen Waffen, die in der Ausstellung waren, haben wir wenig zu sagen, da diese zu den Artikeln gehören, deren Brauchbarkeit die Erfahrung lehren muß, so daß eine Ausstellung keinen Maßstab zur Beurtheilung darbietet. Eleganz und Geschmack ließ sich den aus allen Ländern eingeschickten Luxuswaffen nicht absprechen. Von den Streitfragen, die über dies und jenes mit dem Heerwesen Zusammenhängende schweben, bekam man auf der Ausstellung einen Begriff. Man hat in den verschieden Ländern Vorkehrungen getroffen, dem Soldaten das Tragen des Gepäcks zu erleichtern, so daß weder seine Gesundheit, noch seine Marschfähigkeit leide. Darauf bezog sich das „Modell einer neuen Kriegsrüstung zur Erleichterung beim Tragen des Tornisters, der Patrontasche und der Waffen für den Krieger zu Fuß" von einem böhmischen Aussteller. Daß das jetzige Kanonenmetall seinem Zwecke nicht ganz entspreche, wird allgemein zugegeben und man hofft, ein Ersatzmittel ausfindig machen zu können. Auf der Ausstellung waren nun mehrere belgische Kanonen aus kanellirtem Eisen, auch aus der preußischen Rheinprovinz ein Sechspfünder aus gegossenem Stahl, an dem alle Theile der Lafette aus diesem Material bestanden, auch das Rohr selbst mit Ausnahme eines starken eisernen Cylinders, welcher den Stoß umgiebt. So wenig England an Waffen ausgestellt hatte, einen so glänzenden Reichthum entfaltete es in seinen Messern und Kurzwaarenartikeln. Im Eisen und Stahl fühlt sich der Engländer in seinem Element, überall, wo wir Holz gebrauchen, wendet er Eisen an, gegossen oder geschmiedet. Dem Beobachter, der die Ausstellung durchwanderte, fiel besonders die bewunderungswürdige Vollkommenheit und Mannigfaltigkeit der englischen Werkzeuge auf, vom Beile bis zum Hobel, von den Bohrmaschinen bis zu den allerfeinsten Feilen. Die Messer, Scheeren, Rasirmesser, Federmesser Englands, diese für das gewöhnliche Leben unentbehrlichen Geräthschaften, deren Unvollkommenheiten so viele kleine Verdrießlichkeiten verursachen, sind in England von der probehaltigsten Qualität und einem äußerst mäßigen Preise. Eine interessante Fabrikation ist die der Nähnadeln, die in England seit 1560 einheimisch ist und seit langem ein Fabrikat liefert, das nachdem es siebenzig verschiedenen Manipulationen unterworfen wurde, auf eine tadellos zu nennende Güte Anspruch machen kann. Die Stahlfedernfabrik konkurrirt neuester Zeit mit der Nadelfabrikation, so wohl was massenhafte Produktion als Vollendung des Artikels betrifft. Es giebt in England Stahlfederfabriken, die mehrere hundert Arbeiter beschäftigen. Feuerfeste Schränke sind eine englische Erfindung, den Ruhm unerbrechbare Schränke erfunden zu haben, den ein Engländer beanspruchte, hat ein Amerikaner zerstört, der eines der Brahma-Schlösser nach dem andern eröffnete. Was endlich die lackirten Blech- und Eisenwaaren, wie Thee- und Präsentirteller, Brod- und Fruchtkörbe und sonstiges Geschirr für trockene Sachen betrifft, so steht England darin auf keiner so großen Kunsthöhe wie Deutschland bezüglich des feinen Schliffs und der Malerei, aber in Wohlfeilheit möchte ersteres wohl den Vorrang behaupten, wie daraus hervorgeht, daß deutsche Kurzwaaren-Händler englische lackirte Waaren vielfach beziehen. In den ausgestellten Lampen, die französischen ausgenommen, gab sich überall eine große Geschmacklosigkeit kund. Hier ließ man den Docht aus einem Rosenkelche oder einer Tulpenkrone hervorgehen, dort aus einem Vogelauge, einem

Apfel, einer Birne, einer Aprikose. Manchmal waren die Cylinder an Baumzweige befestigt, zuweilen hatte man sie in der Form umgekehrter Glocken geschnitten, oder sie stellten Convolvulus dar, Lilien, Hyacinthen. Die französischen Lampen erregten dagegen allgemeine Bewunderung. Die Carcel'schen und Gaigneau'schen Lampen aller Art leuchten gleich gut, sind tragbar, leicht, ohne Mühe zusammenzustellen und aus einander zu legen, zu reinigen, nehmen nur so viel Raum ein, als gerade nöthig ist, und entsprechen ihrer Bestimmung ganz vollkommen. In kursorischer Uebersicht schließen wir noch einige Artikel an. Musikalische Instrumente aller Art waren in Menge vorhanden. Als Pianofabrikant behauptete Evard den Ruf, den er in England und Frankreich vor jedem andern hat, namentlich durch ein bewunderungswürdiges Piano, im Style Ludwig's XIV. nach dem Evard'schen System gearbeitet. Eine Orgel von Ducroquet übertönte alle andern. An den Messinginstrumenten bemerkte man Ventile über Ventile, dem Zustande unserer vom Virtuosenthum gefälschten Musik angemessen, wobei die Schönheit des Tons dem Streben geopfert wird, Schwierigkeiten zu überwinden. An Instrumenten, die der Bequemlichkeit, dem Unterricht, dem Lebensunterhalt von Kranken, Blinden, Verstümmelten zu dienen bestimmt waren, konnte man die Sorgfalt für Unglückliche erkennen, welche eine der schönsten Eigenschaften des jetzt lebenden Geschlechts ausmacht. An den Anfang unseres Aufsatzes anknüpfend, erwähnen wir noch der Kunstschreinerei, die halb Gewerks- und halb Kunstthätigkeit ist. Drei Schulen waren auf der Ausstellung vertreten, die französische, deutsche, namentlich österreichische, und englische, die erste am würdigsten. Ein Büffet von Bourdinois war das Hauptstück der französischen Fabrikation, ein prächtiger Bücherschrank von Barbedienne, ein zweiter der Arbeiterverbrüderung aus der Antonsvorstadt, beide von Palisanderholz, die farbigen Inkrustationen von Cremer, ein Büffet aus rohem Eichenholz von Krieger, ein zweites von Jolly bereiteten der französischen Kunstschreinerei einen Triumph, der ganz der ausgesuchten Kunst in der Zeichnung und der Vollendung in der Ausführung zu verdanken war. Ein Fabrikant von Bordeaux Beaufils, der aus einem einfachen Arbeiter ein geschickter Meister geworden ist, repräsentirte die häusliche und gangbare Möbelschreinerei, die durch die Größe der Zahl und den Umfang des Absatzes in das Gewicht fällt. Diesem Fabrikanten ist es gelungen, Möbel zu verfertigen, welche dem in den Kolonien so verderblichen Temperaturwechsel trotzen. Er wählt und behandelt sein Holz mit so vieler Einsicht, daß keines seiner Möbel sich wirft und seine eingelegten Arbeiten alle Proben aushalten. Dieser Umstand, verbunden mit der eleganten Solidität der Arbeit hat die französische Möbelschreinerei in den tropische Gegenden sehr beliebt gemacht und öffnet ihr täglich ausgedehnte Märkte. In den Sälen, die Oesterreich mit seinen Möbeln geschmückt hatte, drängten sich während der ganzen Ausstellung die Besucher. Leistler aus Wien ist in England ein sehr populärer Name geworden, dieser Mann hatte sich in dem großen Schiff des Gebäudes so zu sagen sein eigenes Haus gebaut und eingerichtet. Das erste Gemach war der Speisesaal, seinen Inhalt bildeten glatte Parketen, ein Büffet, zwei große Bronzekandelaber, wenige Stühle, ein langer an den Enden abgerundeter Tisch, wie das Büffet in riesigem Maßstab ausgeführt, mit einer wunderbar gleichmäßigen Tischplatte ausgestattet, auf der hundert Teller und Schüsseln Platz finden könnten. Hohe Flügelthüren aus Mahagoniholz führten aus dem Speisesaal in das Bibliothekzimmer, dessen ganzes Mobiliar aus einem Sopha und zwei großen Bücherschränken bestand. Der eine von diesen aus ungarischem Eschenholze war ein Geschenk des Kaisers von Oesterreich an die Königin Viktoria. Dieser Schrank erinnert an die alten Holzschnitzeleien an den Chorstühlen in Antwerpen, es ist dieselbe Zartheit der Arabesken an der Decke, dieselbe markirte Kantenschärfe an allen Leisten, wie wir sie an Eichenschnitzwerken vergangener Jahrhunderte anstaunen. Die Konstruktion des Schrankes ist eben so originell als zweckmäßig. Zwei mehrseitige Hohlsäulen

mit horizontalen Fächern und an jeder Seite mit einer Spiegelglasthüre versehen, dienen als eigentliche Bücherbehälter und drehen sich auf ihrem solidgearbeiteten büffetartigen Untergestell derart um ihre vertikale Achse, daß jede Glasthüre beliebig nach vorn gedreht werden kann. Auf diese Weise kann der verhältnißmäßig kleine Raum vollständig mit Büchern gefüllt werden, und doch kommen sie blos in einfachen Reihen zu stehen und können nach Bequemlichkeit herausgeholt werden. An den Büchern war wieder jeder Deckel, jeder Rücken und jedes Albumblatt ein besonderes Kunstwerk. An das Bücherzimmer schlossen sich noch zwei Räume an, ein Schlafgemach und ein Saal, deren Eindruck kein so günstiger war. Es scheint, als habe der Aussteller die Wirkung hier in der Massenhaftigkeit des verarbeiteten Holzes gesucht, die Lehnstühle machten den Eindruck, als seien sie für ein vorsündfluthliches Geschlecht bestimmt, das Himmelbett starrte dem Beschauer wie ein wahres Möbelungeheuer entgegen. Dieses Paradebett ging über alle bekannten Verhältnisse, seine vier fürchterlichen Füße konnten als Stützen eines ganzen Gebäudes dienen. Dennoch ist das ganze Stück mit solcher Handgeschicklichkeit gearbeitet, daß der Beschauer unwillkürlich vor diesen Tausenden von Stäbchen und Guirlanden stehen blieb, die eine eigenthümliche und mächtige Wirkung hervorbrachten. Die englische Kunstschreinerei war mit der größten Mannigfaltigkeit der Formen und einer ungeheuren Masse von Möbeln ausgerückt. Die Sparsamkeit beziehentlich des Materials, die unsern Arbeitern durch die Verhältnisse vorgeschrieben ist, kennt der englische Arbeiter nicht; er wendet die reichsten Hölzer massiv an, schneidet ins Mahagoniholz und ins Ebenholz wie in einen Steinfels und vervielfältigt die Flächen, die erhabenen und Reliefarbeiten, als ob das Holz gar nichts kostete. Die englischen Möbel sind bemerkenswerth durch das Massive, das Umfangreiche, das Außergewöhnliche. In dem phantastischen und verkünstelten Genre waren wunderliche Formen da, aber auch bequeme und regelmäßige, die an Korrektheit und Eleganz wenig zu wünschen übrig ließen. Einen großen Vorzug besitzt die englische Schreinerei in den schönen Hölzern, die sie benutzt. Australien, Vandiemensland, Indien, die Molukken, Brasilien, ganz Südamerika liefern die herrlichsten Stoffe, diese wird auch unsere Kunstschreinerei verwenden müssen, wenn sie nicht monoton werden will. In den typographischen Arbeiten, mit denen wir schließen, behauptete Oesterreich den ersten Rang. Die kaiserliche Druckerei in Wien besitzt alle Modelle der in ihren Werkstätten verwendeten Buchstaben, und hatte sogar die Matrizen ausgestellt, die zu der Herstellung derselben gedient hatten. Man war insbesondere auf die geistreiche Erfindung aufmerksam, wodurch die 80,000 Zeichen der chinesischen Sprache wie die Musiknoten aus beweglichen Typen gebildet werden. Dieselbe Druckerei legte ein Werk vor, das zum ersten Male mit beweglichen Buchstaben in japanischer Sprache gedruckt war und wegen seiner Vollendung eher aus dem Lande selbst eingeführt als in Deutschland nachgedruckt zu sein schien.

Das offizielle Urtheil der Preiskommission ist nicht zu übersehen, obgleich die Unparteilichkeit desselben gerechten Bedenken unterliegt. Wenn schon ausgezeichnete Männer in den Preisgerichten saßen, so hatten sich doch die Engländer hier wie im Glaspalast die volle Hälfte der Plätze vorbehalten und hatten in Wahrheit stets die Majorität, da viele der auswärtigen Mitglieder nicht Monate lang von Haus entfernt sein konnten. Die englischen Mitglieder fehlten nie und konnten die Medaillen fast nach Gutdünken zuerkennen. Es muß auffallen, daß die an Aussteller vertheilten Preise fast nie gegeben wurden, wo es sich um Manufakturwaaren handelte, die von den Massen gebraucht werden und einen wichtigen Zweig der Ausfuhr bilden können, daß sie bewilligt wurden für Gegenstände von einem besonders künstlerischen Charakter, für Erzeugnisse der individuellen Arbeit, die nie einen ausgedehnten Absatz haben. Nach diesen Vorbemerkungen lassen wir das Preisverzeichniß folgen. England, mit Ausschluß der Kolonien und der Kanalinseln, erhielt 1335, Frankreich 658, Belgien 107, die Schweiz 69

Ausstellungspreise. Was die Concil Metals (die wegen Neuheit der Erfindung ertheilten Preise) angeht, so wurden dieselben in folgendem Verhältniß vertheilt: Das Vereinigte Königreich Großbrittanien und Irland 77½, Frankreich 56½, Preußen 7, Vereinigte Staaten 5, Oesterreich 4, Baiern 3, die übrigen Zollvereinsstaaten 3, Belgien, die Schweiz und Toskana je 2, Holland, Rußland, Rom, die ostindische Gesellschaft, Aegypten, Spanien, Tunis, Türkei je 1. Folgendes ist eine Uebersicht der auf Deutschland einschließlich der deutschen Länder Oesterreichs gefallenen Ausstellungs-Medaillen: 1. Jury (Berg- und Hüttenwesen). Große Medaillen an 7 Aussteller, darunter folgende Deutsche: Guttler für Behandlung des Arsenik Erzes, v. Kleist für Eisen, Krupp für Gußstahl; kleine Medaillen an 83 Aussteller, darunter 17 Deutsche. 2. Jury (Chemikalien) große Medaillen an 4 Aussteller, darunter kein Deutscher; kleine Medaillen an 91, darunter 22 Deutsche. 3. Jury (Nahrungsmittel) große Medaillen an 6 Aussteller, darunter kein Deutscher; kleine Medaillen an 129, darunter 5 Deutsche. 4. Jury (Bekleidungsstoffe) große Medaillen an 5, darunter kein Deutscher; kleine Medaillen an 252, darunter 23 Deutsche. 5. Jury (Triebmaschinen) große Medaillen an 6, darunter kein Deutscher; kleine Medaillen an 65, darunter 2 Deutsche. 5a. Jury (Fuhrwerke) kleine Medaillen an 13, darunter kein Deutscher. 6. Jury (Manufakturmaschinen) große Medaillen an 22, darunter 2 Deutsche, Heckmann in Preußen für einen Vacuumapparat und Uhlhorn in Preußen für eine Münzpresse; kleine Medaillen an 91, darunter 5 Deutsche. 7. Jury (Civilbaukunst) große Medaillen an 3, darunter kein Deutscher; kleine Medaillen an 23, darunter gleichfalls keiu Deutscher. 8. Jury (See- und Militärwesen) große Medaillen an 9, darunter 1 Deutscher, das topographische Departement in Wien; kleine Medaillen an 74, darunter 1 Deutscher; 9. Jury (Acker- und Gartenbauwerkzeuge) große Medaillen an 5, darunter kein Deutscher; kleine Medaillen an 38, darunter gleichfalls kein Deutscher. 10. Jury (mathematische, physikalische ꝛc. Instrumente) große Medaillen an 31, darunter 2 Deutsche, Merz und Söhne in München für Teleskope, Siemens und Halske in Berlin für elektrische Telegraphen; kleine an 89, darunter 15 Deutsche. 10a. Jury (musikalische Instrumente) große Medaillen an 8, darunter 1 Deutscher, Böhm in München für Flöten; kleine an 51, darunter 7 Deutsche. 10b. Jury (Uhren) große Medaillen an 4, kleine an 29, darunter kein Deutscher. 10c. Jury (chirurgische Instrumente) keine große Medaillen, kleine an 28, darunter kein Deutscher. 11. Jury (Baumwolle) keine große Medaillen, kleine an 48, darunter 6 Deutsche. 12. Jury (Wollenzeuge) keine große Medaillen, kleine an 158, darunter 38 Deutsche. 13. Jury (Seide) keine große Medaillen, kleine an 125, darunter 13 Deutsche. 14. Jury (Flachs, Hanf) keine große Medaillen, kleine an 46, darunter 7 Deutsche. 15. Jury (gemischte Fabrikate) große Medaillen 1, kleine 61, darunter 13 Deutsche. 16. Jury (Leder, Pelz) keine große Medaillen, kleine 95, darunter 7 Deutsche. 17. Jury (Papier, Druckerei) große Medaillen 1, die Staatsdruckerei in Wien, kleine 89, darunter 16 Deutsche. 18. Jury (Färberei) keine große Medaillen, kleine 42, darunter 3 Deutsche. 19. Jury (Teppich, Stickerei) große Medaillen 2, kleine 128, darunter 11 Deutsche. 20. Jury (Kleidungsstücke u. s. w.) keine große Medaillen, kleine 100, darunter 13 Deutsche. 21. Jury (schneidende Waaren) große Medaillen 1, kleine 90, darunter 10 Deutsche. 22. Jury (Stahl- und Eisenwaaren) große Medaille 12, darunter 2 Deutsche, Miller in Baiern (Münchener Erzgießerei) und Berliner Eisengießerei; kleine 306, darunter 33 Deutsche. 23. Jury (Goldschmiedarbeiten) große Medaille 16, darunter 3 Deutsche, Kämmerer und Zeftigen, Wagner und Sohn, Weishaupt und Söhne; kleine 63, darunter 7 Deutsche. 24. Jury (Glas) große Medaillen 1, kleine 32, darunter 3 Deutsche. 25. Jury (Irdenwaaren) große Medaillen 2, kleine 29, darunter 7 Deutsche (unter ihnen die Meißener Porzellanmanufaktur). 26. Jury (Tapeten, Polster- und lackirte Waaren) große Medaillen 5, darunter 1 Deutscher,

Leistler und Sohn in Oesterreich; kleine 70, darunter 10 Deutsche. 27. Jury (Bauornamente) große Medaillen 4, kleine 79, darunter 2 Deutsche. 28. Jury (vegetabilische und animalische Substanzen, die nicht gewebt und gefilzt sind) große Medaillen 3, kleine 81, darunter 11 Deutsche. 29. Jury (Miscellanen) große Medaillen 4, darunter 1 Deutscher, Kiß in Berlin; kleine 85, darunter 11 Deutsche.

Die finanzielle Seite des Unternehmens hat unerwartete, selbst glänzend zu nennende Resultate geliefert. Der Bericht der königlichen Kommission giebt die Gesammteinnahme der Industrieausstellung auf 504,600 Pfd. St. an (67000 Pfd. Subskriptionen, 424,400 Pfd. Eintrittbillets, 13,200 Pfd. zufällige Einnahmen), wovon nach Deckung aller Kosten 150,000 Pfd. St. übrig geblieben sind. Mit diesem unbedeutenden Gewinn nicht zu vergleichen sind die unermeßlichen Vortheile, die sich für den Ruf der englischen Industrie aus der Ausstellung ergeben haben. Der Glaspalast sollte der Welt die Ueberlegenheit Englands auf den Weltmärkten darthun, und er hat diesen Zweck erfüllt. Allerdings war England bei dieser Ausstellung im Besitz gewisser Vortheile, die sein Uebergewicht größer erscheinen ließen, als es in der That war. Die Engländer waren daheim, ihre Aussteller konnten selbst mit Hand anlegen, die Waaren blieben bis zum letzten Augenblick auf dem Lager, und dann wurde aus dem Guten das Beste herausgesucht. Die größten und schwersten Schaustücke konnten auf den Eisenbahnen schnell zur Stelle gebracht werden, das Ausland mußte von solchen theuren Transporten zum größten Theil absehen. Diese Vortheile hatte England im ungewöhnlichsten Maße benutzt, alle die verschiedensten Geschäftskreise, die in seiner unermeßlichen Gewerbthätigkeit zusammenwirken, waren bemüht gewesen, ein erdrückendes Bild von englischer Kapital- und Arbeitskraft aufzustellen. Man konnte im Glaspalaste zum ersten Male das Panorama der englischen Industrie betrachten und diesen ungeheuren Strom, der Wogen von Gold und Reichthum dahinrollt, bis in seine kleinsten Schlangenwindungen mit einem Blicke überschauen. Es ist hier nicht der Ort, weitläufig zu entwickeln, welche Triebfedern in einander gegriffen haben, um England zu dem zu machen, was es ist, und fortdauernd thätig sind, um es auf seiner Höhe zu erhalten. Eine bevorzugte Lage, eine selbstständige Entwicklung, seit einem Jahrhundert durch keinen Bürgerkrieg und keinen im Lande geführten Krieg gestört, ein natürlicher Reichthum, dessen Rohestoffe von einem intelligenten, kräftigen, freien Volksstamm zu der Entwicklung benutzt worden sind, die sich mit ihnen bewerkstelligen ließ, ein einheimischer Markt in hundert Kolonien — dies alles ist bekannt. Wogegen man sich aber häufig verblendet, was man unter den Faktoren englischer Größe häufig und gern übersieht, das ist die staatsmännische Weisheit seiner Regenten, die sie erkennen ließ, daß dem in der Industrie am besten entwickelten Volke einst die Herrschaft der Welt gehören werde. Dann ist das englische Arbeitskapital, d. h. die Kenntnisse und die Geschicklichkeit der Arbeiter, hervorzuheben, ein Werth, auf den List unsere blos nach Marktwerthen rechnenden festländischen Nationalökonomen erst aufmerksam zu machen hatte. Der englische Arbeiter ist ein Wesen für sich, er identificirt sich mit seiner Maschine, deren kleinste Theile er sorgfältig studirt, deren Bewegungen er mit mathematischer Genauigkeit regelt. Durch kein Zunftwesen gehemmt, vereinigen sich die Arbeiter in Gruppen, die das Bedürfniß bildet, in volkswirthschaftlichen oder industriellen Gesellschaften, die man in England nach Tausenden zählt. Die Spinner und die Drucker von Manchester, die Strumpfwirker von Nottingham, die Messerschmiede von Sheffield, die Grobschmiede von Welverhampton, die Töpfer von Burslem, die Kohlenarbeiter von Newcastle, die Landarbeiter von Coventry, die Tucharbeiter von Leeds bilden eben so viele industrielle Armeen, von denen jede ihrem Banner folgt. Wie die englische, ist auch die französische Regierung bemüht gewesen, die Ueberlegenheit Frankreichs in gewerbskünstlerischer Form und Farbe zu wahren. Seit langer Zeit haben die

Bestrebungen Pflege gefunden, die Zeichnen- und Modellirkunst und die Farbenchemie in allen Klassen durch dazu bestimmte Schulen zu verbreiten, und die Wissenschaft hat in unserm Nachbarlande von je Anstoß empfangen, bei ihren Forschungen die industrielle Seite recht scharf ins Auge zu fassen. Paris ist wie eine große Schule des Geschmacks, die den Ton und die Farbe angiebt. Hier bilden sich in unzähligen Zeichnungsschulen, wovon der größte Theil unentgeltlich ist, jene Legionen von Arbeitern, die später in Paris, Lyon, Mühlhausen in steter Berührung mit Meistern aller verwandten Fächer sich selbst zur Meisterschaft ausbilden. In einer ganzen Reihe von Artikeln, die man deshalb die Pariser nennt, ist Frankreich unübertroffen, hier giebt es aber auch ganze Arbeiterkolonien, welche große Straßen der Hauptstadt umfassen, z. B. St. Denis und St. Martin, Faubourg St. Antoine, Grenetat, Bourg-l'Abbé, die beiden Straßen du Temple u. a. m.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die deutsche Industrie auf der Ausstellung nicht als vollgültige Nebenbuhlerin der englischen und französischen Gewerbthätigkeit erschienen ist. Wo so viele Gründe wie bei diesem Gegenstande ins Auge gefaßt sein wollen, wo man die geschichtliche, staatliche, gesellschaftliche, die ganze materielle und geistige Entwicklung der Nation zu berücksichtigen hat, wenn man erschöpfend sein will, sind nur Andeutungen möglich. Die höhere Industrie ist bei uns als ein später, kaum gern gesehener Gast erschienen, man hat sie vom theoretischen Standpunkt aus betrachtet, Bedenken aller Art haben sich geltend gemacht. Nachdem man endlich erkannt zu haben scheint, daß die ältere Theorie von der Glückseligkeit des reinen Ackerbaustaates, in der deutschen Praxis festgehalten, zur Verarmung und politischen Ohnmacht führen müsse, ist man nach einem kurzen Interregnum der Theorie von dem Schutz der Arbeit, das überdies zahlreiche Fehler und Verstöße aufzuweisen hat, in Bereitschaft, zu der neuesten Theorie des Freihandels überzugehen, die für uns ziemlich gleichbedeutend mit der Ackerbaustaatstheorie ist. Man erkennt die Macht, die in der Industrie liegt, und benutzt sie nicht so, wie man könnte und sollte, weil man sie fürchtet, oder mindestens beargwöhnt. Man schont, was nicht mehr lebensfähig ist, die Zünfte zum Beispiel, und hält nieder, was freigegeben in kräftigstem Wachsthum emporschießen würde. Der Arbeiter fühlt sich von vielen Fesseln gehemmt, man schneidet ihm das Vereinsleben ganz ab, beaufsichtigt ihn mit Aengstlichkeit und fügt ihm, indem man in seinem Interesse zu handeln glaubt, den größten Schaden zu. Noch immer fehlt es bei uns an kräftig gehandhabten Gesetzen zum Schutze eigenthümlicher Muster und Formen, wollen Wissenschaft und Kunst der Industrie ihre Dienste weihen, so müssen sie auf Geldgewinn verzichten und für die Ehre arbeiten. Wie unsere unselige Zersplitterung auf diesem Gebiete wie auf vielen andern schädlich wird, das empfinden Handel und Gewerbe mit tiefem Leid. Im Vergleich zu andern Völkern sind wir nicht reich, und eine affenhafte Vorliebe für Fremdes entführt unsern Gewerben einen großen Theil des Geldes der Klassen, die noch durch Glücksgüter bevorzugt sind. Der deutsche Arbeiter hat seinen Absatz vorzugsweise unter dem Mittelstande und in den niedern Ständen, zwei Klassen, deren Wohlstand keineswegs im Zunehmen begriffen ist.

Österreich erschien im Glaspalaste von allen deutschen Staaten allein mit einem Aufgebot der Kräfte, das einem solchen Unternehmen entsprach. Die öffentliche Meinung wies diesem Staat den dritten Rang in der Ausstellung an und erfreute sich namentlich an der Mannigfaltigkeit der Produktion, welche die im Kaiserstaat vereinigten Völker zur Anschauung brachten. Da die Machtverhältnisse eines Staats wesentlich von der guten oder üblen Meinung des Auslandes abhängen, so kann sich Oesterreich seines Londoner Erfolges auch in politischer Beziehung freuen. Der Zollverein zeigte dagegen viele Lücken, interessante Fabrikzweige waren ausgeblieben oder schlecht vertreten, das Ganze hatte man unscheinbar und zum Theil geschmacklos aufgestellt. Gemalte Papiersäulen und Friese kontra-

stirten in peinlicher Weise mit dem Luxus, den die französischen und englischen Aussteller in ihren Nischen entfalteten. Diese Geschmacklosigkeit hat auf das Urtheil des Auslandes Einfluß geübt und dasselbe härter gemacht, als unsere Arbeiter es verdienen. Man hat gefunden, daß unsere Industrie charakterlos und nachahmend sei, welches letztere mit gewissen Beschränkungen zugegeben werden kann, jedoch nicht den Arbeitern zur Last fällt, sondern dem Publikum, das seine Eingebungen in Sachen des Geschmacks noch immer von Paris zu holen gewöhnt ist. Unsere Fabrikanten arbeiten wohlfeil und jetzt durchschnittlich ehrlich, die erste Eigenschaft trat in dem deutschen Preiskataloge hervor, der besonders hatte herausgegeben werden müssen, da die englische Unredlichkeit in dem allgemeinen Waarenverzeichnisse keine Angabe der Preise duldete. Wir hatten manches ausgestellt, was originell war, Porzellane, die in Deutschland erfunden sind, Leinendamaste, gewisse Leinensorten, deren Etiketten England gefälscht hat, um uns von überseeischen Märkten zu verdrängen, Thibets aus eigenthümlicher feiner sächsischer Wolle, die England von uns kaufen muß, eine Sorte Möbelzeuge von gemischten Fäden, ebenfalls eine deutsche Erfindung, farbige Gläser, Spielzeug, das einen Weltmarkt hat. Unter den vielen ungünstigen Urtheilen des Auslandes können wir auch ein günstiges registriren, das von großem Gewicht ist, da Blanqui es gefällt hat. Der berühmte französische Nationalökonom sagt von uns: „Eine dritte Arbeiterfamilie erschien mit Glanz auf dem großen Schauplatze der allgemeinen Ausstellung, nämlich die der deutschen Lande, zu welchen die preußischen, die österreichischen und die Arbeiter der übrigen germanischen Staaten gehören; sie sind minder bekannt und haben bis jetzt weniger von sich reden machen, als die französischen und englischen, weil sie nicht so zusammengeschichtet und gedrängt sind, wie diese. Die deutschen Fabriken, mit Ausnahme einiger durch ihre industriellen Etablissements berühmter Städte und Thäler, verlieren sich und verschwimmen gleichsam in der Fluth der ländlichen Bevölkerungen, welche in diesem Theile Europa's das vorherrschende Element ausmachen. Aber die deutschen Arbeiter haben jüngst bewiesen, was sie zu leisten im Stande sind, und mit Bewunderung hat die Welt eine große Menge ihrer Fabrikate gesehen, die denjenigen der am weitesten fortgeschrittenen Nationen an die Seite gestellt werden können. Die kaiserliche Buchdruckerei in Wien hat die große Ehrenmedaille erster Klasse erhalten, während derjenigen in Paris nur die zweiter Klasse zu Theil ward. Die preußischen Gießer haben sich mit unsterblichem Ruhme bedeckt. Das Chemnitzthal in Sachsen hat eine Masse von Artikeln ausgestellt, die rücksichtlich des billigen Preises und der guten Ausführung selbst mit Frankreich und England den Kampf aufnehmen können, und nach meiner Ansicht haben die Kunstschreiner aus dem Faubourg Saint-Antoine in der ganzen Welt keine Rivalen mehr zu fürchten, als die österreichischen.“

Die zwei größten Ergebnisse, welche man von der Ausstellung erwartete, ja forderte, nämlich eine genaue Kenntniß der Verkaufspreise im Großen und die offizielle Klassificirung der Ersten in jedem Industriezweige, sind nicht erlangt worden. Der Urpreis wird fortwährend ein Geheimniß bleiben für Alle, die nicht in das Produktionsverfahren eingeweiht sind, und man hat keinen offiziellen Entscheid darüber erhalten, wer in Europa überhaupt in der Welt Leinwand, Möbel, Waffen, Maschinen, diese oder jene Sache am besten mache, und ob man gewisse Artikel besser in Berlin, in London, in Paris oder in Peking kaufe. Das weiß das Publikum jetzt freilich nicht kategorisch, aber die Anhaltspunkte zu dieser wichtigen Würdigung sind doch gegeben, und viele Tausende von Fabrikanten und Arbeitern konnten sich dieselben eben so echt verschaffen, als die Preiskommissionen. Das ist ein großes Resultat, welches glückliche und reiche Früchte tragen wird. Die Ausstellung hat außerdem die allgemeinen Erzeugnisse der maschinenmäßigen und gemeinsamen Arbeit und diejenigen der persönlichen und künstlerischen Thätigkeit glänzend dargelegt. Man konnte sie vergleichen, über ihren relativen Werth

urtheilen, und man weiß jetzt ziemlich gewiß, welches Gewicht diese beiden großen, so verschiedenartig eingerichteten Werkstätten in der Gesammtproduktion der Welt haben. Man kann von nun an die Lage studiren, die jedes der beiden Systeme den Arbeitern verschafft, die Krisen, welche dieselben bedrohen, und die mehr oder minder sichern Absatzquellen, die ihren Erzeugnissen offen stehen. Zu bedauern ist nur, daß unsere deutschen Arbeiter nicht in der Lage waren, um schaarenweise nach London zu gehen und dort ihre Studien machen zu können.

Roderich Benedix, der fruchtbarste und beliebteste unserer gegenwärtigen Bühnendichter, ist am 21. Januar 1811 in Leipzig geboren. Nachklänge der großen Erhebungszeit gaben seinem Knabenleben Eindrücke, die sich nicht wieder verwischt haben, seine erste Jugendzeit war voll der heitersten gemüthlichsten Bewegung. Eine Privatanstalt, in der außer den sogenannten Realien noch neuere Sprachen gelehrt werden, bereitete ihn für die Gymnasialstudien auf der Thomasschule vor. Von seinem vierzehnten Jahre an war er ein Besucher dieser letztern Anstalt, machte sich mit den Alten bekannt und versuchte sich bereits in Nachbildungen. Metrische Uebersetzungen eines Theils der Odyssee und der Metamorphosen Ovids in Hexametern, der Horazischen Oden in den Versmaßen des Originals verschafften ihm unter seinen Mitschülern eine gewisse Berühmtheit. Bei den Festen und Geburtstagen der Familie war er schon früher als bewunderter Gelegenheitsdichter aufgetreten und hatte bei diesen Versuchen am liebsten die Gesprächsform gewählt, auch Märchen und Erzählungen in lebhaftem Dialog dramatisirt. Aus den lyrischen Ergüssen dieser Jugendzeit, zu denen bald eine unschuldige Liebe, bald der in jener Jugend der zwanziger Jahre äußerst lebhafte romantische Drang begeisterte, ließe sich ein mäßiger Band herstellen. Wie die Zeit herankam, die Thomasschule zu verlassen, sollte er sich einen wissenschaftlichen Lebensberuf wählen, und zwar dem Wunsche der Eltern gemäß die Theologie. Für diese Laufbahn fühlte sich B. verdorben, seit er im Leipziger Stadttheater, das unter Küstners Leitung für eine deutsche Musterbühne gelten konnte, dem deutschen Schauspielerleben Geschmack abgewonnen hatte. Der Vater setzte gegen den Sohn nichts weiter durch, als daß dieser das Gymnasium ganz absolvirte, um, wenn seine Neigung verschwände, noch einen andern Weg zum Lebenserwerb offen zu behalten. Zwanzig Jahre alt machte B. die Abgangsprüfung und verließ mit den größten Hoffnungen Leipzig, um sich der Bethmann'schen Truppe anzuschließen, einer Wandergesellschaft, die abwechselnd in den kleinen Residenzen Dessau, Bernburg, Köthen, Meiningen und Rudolstadt spielte. Die Schule, in die er jetzt eintrat, hat die Eigenthümlichkeit, begabte Menschen trotz aller Verwüstungen, die sie an ihren Illusionen anrichtet, durch einen gewissen Reiz festzuhalten. So peinlich manche Erfahrungen sind, die an diesen Wanderbühnen gemacht werden, so bleibt ihnen doch ein poetischer Schimmer, dem sich der Wechsel eines abenteuernden Lebens als zweites Lockmittel anreiht. Nicht ohne Grund haben große Schauspieler, die der Verfall der vornehmen Koulissenwelt betrübte, auf diese „Schmieren" ihren Blick gerichtet, weil hier noch jene Frische und Ursprünglichkeit vorhanden ist, die unsern Hoftheatern abhanden gekommen ist. B. gefiel, seine Träume, daß man in ihm einen angehenden Kunstheroen erkennen, und daß irgend ein Hoftheaterintendant, nachdem er einer Vorstellung unerkannt beigewohnt, ihn nach einer Bühne ersten Rangs abholen würde, gingen zwar nicht in Erfüllung, aber er blieb zwei Jahre bei der Gesellschaft und verlebte neben manchen trüben viele heitere Stunden. 1833 fand er Engagement in Westphalen, später am Rhein, verheirathete sich und spielte abwechselnd in Minden, Paderborn, Kleve, Krefeld, Mainz und Wiesbaden. Die Erfahrungen, die er in diesem wechselnden Leben machte, hat er niedergelegt in seinen „Bildern aus dem Schauspielerleben", die eben so wahr als in poetischer Auffassung sich die Gunst des Publikums erworben haben, wie die zwei Auflagen des Buches beweisen. In Wesel, wohin er 1838 kam, fixirte er sich für längere Zeit, das

Nomadenleben hatte dem gereifteren, mit Frau und Kindern gesegneten Mann doch zu sehr zugesetzt, als daß er nicht das Bedürfniß der Ruhe empfunden hätte. Von hier aus verschickte er sein erstes Schauspiel „das bemooste Haupt", das seiner Vorzüge wegen und weil es in ungewohnter Weise den patriotischen Ton anschlug, auf allen Bühnen mit Beifall gesehen wurde. Die Anlage des Stückes selbst ist verfehlt, es geht nicht an, eine für sich bestehende Welt, die sich in studentischer Burschikosität völlig selbst genügt, in der hergebrachten Weise der Lustspieldichter mit der bürgerlichen Welt in Verbindungen zu bringen. Man sieht es diesem Stücke an, daß B. nie selbst Student war und bei seiner Schilderung der Burschen nur die halbverkümmerten Exemplare Leipzigs vor Augen hatte, die als verlorene Posten der Burschenwelt in die Kreise der Philister sich vorschieben, unglückliche Zwitter, nach Bedürfniß wohlanständig oder schüchtern burschikos. Ein zweites Stück „Dr. Wespe", das ebenfalls von Wesel versandt wurde, zeigt einen merklichen Fortschritt, weil B. mit den Kreisen, die er hier vorführt, schon vertrauter ist. Sein Hauptzweck war jetzt der, Volksschriftsteller zu werden, und er nahm zu diesem Wenigen erreichbaren Ziel einen achtbaren, von Ernst und Kraft sprechenden Anlauf. Außerdem, daß er die Volkszeitschrift „der Sprecher" redigirte, schrieb er eine Geschichte der Freiheitskriege, deutsche Volkssagen (6 Bändchen, die in dritter Auflage erschienen sind), viele in Zeitschriften zerstreute Erzählungen, und gab hier und später in Köln sieben Jahrgänge seines niederrheinischen Volkskalenders heraus, für den er in der letzten Zeit die besten Kräfte, Kinkel, Schücking u. a. m. gewonnen hatte. Da er bemerkte, daß er für diese Thätigkeit zuletzt nicht so viel Beruf habe, als für das Lustspiel, so faßte er den Entschluß, die kleine Stadt zu verlassen, deren bestimmte Kreise und eng abgegrenzte Lebensverhältnisse ihm nicht den Beobachtungsstoff bieten konnten, dessen er bedurfte. An rheinische Sitte und rheinisches Leben gewöhnt, wählte er zu seinem Aufenthaltsort Köln, wohin ihm der günstigste Ruf vorausging. Er führte sich in die niederrheinische Hauptstadt mit Vorlesungen über Göthe's Faust ein, wobei er seinem Publikum eine von andern Seiten vernachlässigte Richtung eröffnete, nämlich die Bedeutung der großen Tragödie als Bühnenstück. Diese Vorlesungen wurden im Winter von 1842 gehalten und hatten gleich den spätern über deutsche Literatur ein zahlreiches Publikum. 1844 übernahm F. Spiegelberger, Direktor des Kölner Theaters, die Direktion der in Elberfeld neu gegründeten Bühne und bestimmte Benedix, ihm als technischer Direktor dahin zu folgen. Ein Jahr lang blieb er in diesem Verhältnisse, dann ging er zurück nach Köln, dessen Bewohner ihm ein Zeichen ihrer Achtung gaben, indem sie ihn in den Vorstand der Karnevalsgesellschaft wählten. So lange das fröhliche Karnevalstreiben den andringenden Wogen der Politik standhielt, wirkte er in dem literarischen Ausschusse der genannten Gesellschaft. Im Jahre 1847 übernahm er noch einmal die technische Leitung einer Bühne, der Kölner, welcher Gerlach als Direktor vorstand. Die nächsten politischen Jahre änderten in seiner angenehmen Stellung nichts, da er mit seinen gemäßigten Ansichten der Ueberzeugung der großen Mehrzahl von Kölns Bewohnern entsprach. Ohne dem Volk zu schmeicheln, suchte er durch Wort und Schrift für dasselbe zu wirken; als eine Darlehnkasse für Handwerker gegründet wurde, förderte er das Unternehmen mit solchem Eifer, daß man ihn einstimmig zum Schriftführer des dieselben leitenden Vorstandes ernannte. In den letzten Wintern hat er über die neuesten deutschen Lyriker und über die dramatischen Dichter Deutschlands Vorlesungen gehalten, die ein Stelldichein der gebildeten Klassen gewesen sind. Seitdem unter der Leitung des städtischen Kapellmeisters Hiller die rheinische Musikschule vollständig organisirt worden ist, hat Benedix eine Lehrerstelle an derselben übernommen. Seine Vorträge umfassen den allgemein schönwissenschaftlichen Theil des Unterrichts und die Lehre vom Vortrage. Die Grundsätze, die ihn als Lehrer leiten, hat er niedergelegt in einer tüchtigen und durchaus selbstständigen Arbeit: „Die Lehre vom

mündlichen Vorträge" (Köln, 1852). Das Buch zerfällt in drei Hauptabschnitte, deren erster von der Deutlichkeit des Sprechens, der Betonung handelt, worauf sich die meisten der über den Vortrag erschienenen Bücher beziehen, von denen aber Benedix so vielfach abweicht, daß er auch diesen Theil wie die beiden andern, für die er keine Vorarbeiten benutzen konnte, als sein Eigenthum ansehen darf. Der dritte Abschnitt schließt mit dem Künstlerischen des Vortrags.

Die eigene Thätigkeit B.'s als Schauspieler war eine so untergeordnete, daß wir sie nur als Vorbereitung seines spätern Wirkens als Lustspieldichter anzusehen haben. Er selbst gesteht von sich, daß er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, und sagt in der Vorrede zu dem eben erwähnten Werke: „Ich sprach so undeutlich, daß mich Niemand verstehen konnte, und ich sprach die Mundart meiner Vaterstadt, die, ohne eigentliche Provinzialismen, mit der Schriftsprache im Wesentlichen übereinstimmend, sich nur durch eine eigenthümliche Aussprache unterscheidet und deshalb schwer abzulegen ist." Hat er diese Mängel überwunden, so ist es ihm doch nicht gelungen, als darstellender Künstler einen Rang einzunehmen, der ihn über die hunderte von Kollegen emporgehoben hätte. B. ist ein sehr fruchtbarer Lustspieldichter, in zwölf Jahren hat er 25 Stücke geliefert, von denen drei fünfaktig, vier vieraktig, acht dreiaktig, eins zweiaktig und neun einaktig sind. Urtheilt man über den Werth dieser Leistungen nach der öffentlichen Meinung, so sind als die besten hervorzuheben „Dr. Wespe", „der alte Magister", „der Vetter", „Eigensinn", „der Prozeß", „die Hochzeitsreise", „der Liebesbrief", und es folgen diesen zunächst, „die Mode", „der Steckbrief", „der Kaufmann". Der „Vetter", ist ins Vlämische übersetzt worden und figurirt auf den nordamerikanischen Bühnen als Cousin John. Leon Gozlan hat eines der neueren Lustspiele B.'s ins Französische übersetzt und als Originalarbeit aufführen lassen. Der Name des modernen Kotzebue's, den man B. hin und wieder giebt, paßt nur insofern, als der neue Dichter mit dem ältern die Leichtigkeit des Schaffens gemein hat, seine Gestalten wie jener aus dem vollen Leben herausgreift und mit glücklicher Hand auf die Bretter stellt. Wie Kotzebue schreibt B. ganz bühnengerecht, sein leichtgefälliger Dialog legt den Schauspielern die Worte in den Mund, bringt er auch nicht immer Neues, so giebt er doch dem Bekannten ein so hübsches Kleid, weiß es so nett aufzustutzen, daß man, wenn ein Stück von ihm angekündigt wird, mit der Gewißheit in das Theater gehen kann, daß man sich nicht langweilen wird. Im tiefern Gehalt seiner Stücke ist B. dem Dichter, mit dem man ihn in Parallele bringen will, weit überlegen. Er ist nie frivol und gemein, wie Kotzebue so oft, die von ihm geschilderten Personen führen ein frisch gesundes Leben, die Sittlichkeit wird sich in seinen Stücken nie beleidigt fühlen. Im höchsten Genre des Lustspiels wird er sich vielleicht nie einheimisch machen, es ist aber auch sehr die Frage, ob dieses Lustspiel in unsern Zuständen gedeihen könnte. Das Konversationsstück ist sein eigentliches Feld, seine stark aufgetragenen Charaktere berechtigen zu der Annahme, daß er in niedriger Komik ebenfalls Gutes leisten würde.

Karl von Ghega, Ritter, Generalbaudirektor der österreichischen Eisenbahnen, wurde am 13. Juni 1808 zu Venedig geboren, aus einer Familie, die dem Staat bis weit in die Zeiten der venetianischen Republik zurück ausgezeichnete Marineoffiziere geliefert hat. Sein Vater, Anton v. Ghega, trat 1814 bei der Uebernahme der Marine in österreichische Dienste und wurde später zu wichtigen Missionen verwendet, so namentlich 1820, in welchem Jahre er das Unterkommando des Kriegsschiffs Carolina führte, welches zu Regierungszwecken nach Brasilien und China geschickt wurde. Zur Zeit des griechischen Unabhängigkeitskrieges leistete er ausgezeichnete Dienste, erkrankte auf einer Fahrt von Aegypten nach Smyrna und starb in der letztern Stadt. Sein Sohn Karl v. G. besuchte das k. k. Militärkollegium zu St. Anna in Venedig, dann in den Jahren 1817 – 1819 die Universität zu Padua, die er mit dem Diplom eines Doktors

der Philosophie und Mathematik verließ. Seine technische Laufbahn eröffnete er bei der jetzigen Landesbaudirektion in Venedig, welche damals als Wasser- und Straßenbauinspektion bezeichnet wurde, und war hier durch vier Jahre fast ununterbrochen bei der Projektirung und Ausführung der großen nach Deutschland führenden Gebirgsstraße in der Provinz Belluno beschäftigt. Als Abtheilungsingenieur führte er von 1824—1830 die Leitung einer Straßen- und hydraulischen Abtheilung in der Provinz Treviso, 1830—1833 war er als Delegationsingenieur in der Provinz Rovigo thätig, von 1833—1836 arbeitete er als Amtsingenieur erster Klasse bei der hydraulischen Abtheilung der Landesbaudirektion in Venedig. An diese Periode seines Wirkens erinnern die hydraulischen Bauten in der Oberpiave der Provinz Belluno, die Straßen in Seravalle bei Conegliano und die Straße Collatta, die Projektirung des großen Tribunalgebäudes für die Provinz Treviso, die großen hydraulischen Bauten am untern Po. Von dieser Stellung abgerufen, projektirte er 27 Meilen der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn und führte Bauten aus, die noch jetzt, nachdem man einen riesigen Maßstab anzulegen gelernt hat, für großartig gelten können: den großen Viadukt und die schiefen Brücken bei Brünn, den Viadukt, der die Ortschaft Raigern übersetzt u. a. m. Von 1840—1842 war er in Tyrol, wo er sich mit den wichtigen Straßen durch das Val Lugana und das Oberinnthal bei dem Finstermünzer Paß beschäftigte, auch das Projekt einer Kettenbrücke über die Etsch bei More entwarf. Bereits in den Jahren 1836 und 1837 hatte er eine wissenschaftlich technische Reise durch Deutschland, Belgien, Frankreich und England gemacht, 1842 begab er sich auf den Befehl des Kaisers in die Vereinigten Staaten, um wissenschaftliche Studien über die dortigen Gebirgsbahnen zu machen. Das Resultat dieser Reise hat er niedergelegt in zwei Werken über amerikanische Brücken und Eisenbahnen, die in deutscher Sprache erschienen sind. Die gemachten Erfahrungen ließen ihn als ganz besonders geeignet erscheinen, die Leitung der durch das Alpenland führenden Eisenbahn zu übernehmen, welche die Regierung aus merkantilen und politischen Gründen zu bauen beschlossen hatte, obgleich sie die Schwierigkeiten dieser Arbeit keineswegs unterschätzte. Als Generalinspektor der Staatseisenbahndirektion projektirte er diese Eisenbahn und leitete persönlich deren Bau bis Laibach. Unsterblich machte er seinen Namen durch den Entwurf des Plans für die Semmering-Eisenbahn (s. d.), mit deren Vollendung der europäische Eisenbahnbau eine höhere Stufe erstiegen hat. Nicht blos für unüberwindlich geltende Naturhindernisse hatte er dabei zu beseitigen, sondern auch hartnäckige Vorurtheile von Fachmännern, die ihm nicht minder zu schaffen machten. Während dieses Baues wurde er nach der Organisirung der Generalbaudirektion zum Vorstande derselben für die Staatseisenbahnbauten ernannt. Seinem energischen Wirken und seiner Umsicht dankt Oesterreich die überraschend schnelle Vollendung der südöstlichen oder ungarischen Staatsbahn, und sein Vaterland und Sachsen sind ihm gemeinschaftlich verpflichtet für die schnelle Eröffnung der Prag-Dresdener Staatsbahn. Der König von Sachsen hat ihm dafür das Komthurkreuz des Albrechtsordens verliehen. Außer den beiden erwähnten Werken über amerikanische Brücken und Eisenbahnen hat er ein kleines technisches Werk in italienischer Sprache veröffentlicht, und ist Erfinder zweier geodätischer Instrumente, nämlich einer verbesserten Nivellirlatte und eines Optanten mit Nonius zur Aussteckung von Kurven, wovon ihm jedes einen Preis und letzteres die silberne Medaille erworben hat.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (D. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von T. C. Gale in Meißen.

Persien. Die neueste Geschichte Persiens gewinnt für uns ein höheres Interesse seit dem Augenblicke, in dem die Geschicke dieses Landes mit den russischen Vergrößerungsplänen sich zu kreuzen beginnen. Dies geschah zum ersten Male zur Zeit Peters des Großen, der, nachdem er am schwarzen Meer Fuß gefaßt, nach dem kaspischen Meer hinübergriff, Khiwa bekriegte und die innern Zerwürfnisse Persiens, dem gleichzeitig die Afghanen drohten, benutzen wollte, um in diesen westasiatischen Gebieten eine Macht zu gründen. Schöll in seiner Histoire des traités (Bd. 14) hat den Vertrag mitgetheilt, den Peter der Große mit Sultan Achmed III. im Jahre 1724 abschloß, ein Dokument, das Hammer-Purgstall mit Recht Vorgänger und Muster der Theilung Polens nennt. Rußland nahm sich in diesem Vertrage das persische Gebiet am kaspischen Meere von Derbend bis Astrabad mit Einschluß der Küstenprovinzen Ghilan und Masanderan, die Pforte stipulirte sich andere Theile des nordwestlichen Persiens. Schah Tamasp sollte auf dem Throne erhalten werden, vorausgesetzt, daß er in die Theilung willige, und in diesem Falle waren die theilenden Mächte bereit, ihm gegen die Afghanen Unterstützung zu gewähren. Fügte er sich nicht, so wollten Russen und Türken nehmen, was ihnen gebühre, den Schah vom Throne stoßen und Persien, nachdem sie dem Lande den Frieden gegeben hätten, dem würdigsten Eingeborenen überlassen. Dieser Vertrag kam nicht zur Ausführung, der Tod Peters des Großen und die Waffen des furchtbaren Nadir Schah schützen Persien noch einmal. Rußland und die Türkei verzichteten diesem Gegner gegenüber auf die Landestheile, welche sie beanspruchten und theilweise bereits besetzt hatten. Am 15. Mai 1747 fand Nadir Schah in einem Aufstande seiner eigenen Leibwache seinen Tod, und sein Nachfolger Kerrim Schah zeigte den einheimischen Faktionen gegenüber so viel Schwäche, daß die Russen ihre Entwürfe auf Georgien und die Herrschaft über das kaspische Meer ungehindert wieder aufnahmen. Aga Mohamed, der Gründer der Dynastie der Kadscharen, richtete auf diese Verhältnisse sein Auge und führte gegen Rußland einen Krieg, der im ganzen nicht unglücklich verlief, als der Schah von einem Sklaven ermordet wurde. Feth Ali Schah, den er als seinen Nachfolger bezeichnet hatte, wurde von feindlichen Parteien bedrängt, und während dieser Unruhen nahm Rußland von Georgien auf immer Besitz (1800). Dies hatte Feth Ali geschehen lassen, doch die Gefahr kam näher, ein Thronprätendent aus dem Geschlecht der Kadscharen verhieß den Russen Eriwan, und zur Behauptung dieser Stadt ergriff der Schah die Waffen (1804). Er hatte drei Jahre früher mit den Engländern, denen eben von den Afghanen ein Angriff drohte, ein Bündniß geschlossen, und fand nichts natürlicher, als seine Verbündeten um Hülfe anzugehen. Diese wiesen aber seinen Gesandten zurück, weil die russische Freundschaft nicht verscherzt werden durfte, und Persien wandte sich nun an Napoleon. Diesem kam das Hülfegesuch sehr gelegen, er gab dem persischen Gesandten, der in Gesellschaft eines türkischen Botschafters in Warschau zu Anfang 1807 bei ihm erschien, mit Ostentation Audienz und verkündete selbst aller Welt, worum es sich handle. „Der Kaiser von Persien,“ heißt es in einem öffentlichen Dokumente vom 28. Januar 1807, „durch die Petersburger Politik im Innern seiner Staaten gequält, wie Polen es 60 Jahre lang war, wie die Türkei seit 20 Jahren es ist, hegt dieselbe Gesinnung wie die Pforte. Er hat dieselben Entschließungen gefaßt und marschirt in Person nach dem Kaukasus, um seine Grenze zu vertheidigen. Unsere Beziehungen zu Persien haben sich so gestaltet, daß wir an den Indus ziehen könnten, was sonst chimärisch war, ist es nicht mehr. Ich empfange häufig Briefe von den Sultanen, die mir sämmtlich Besorgnisse vor der russischen Macht aussprechen.“ Auf dem Schlosse Finkenstein wurde ein Offensiv- und Defensivvertrag abgeschlossen, nach dessen Bestimmungen

General Gardanne mit einer Anzahl guter Offiziere nach Persien ging, „um die Perser über den rechten Gebrauch ihrer Streitkräfte aufzuklären". Als die Nachricht von dieser Sendung nach London kam, suchte man den begangenen Fehler zu verbessern und sandte in der Person des Sir John Malcolm einen Gesandten nach Persien. Dieser erreichte nur Buschir; nach Teheran wurde er nicht gelassen, vielmehr angewiesen, mit dem Statthalter von Schiras zu unterhandeln, worin er nicht willigen konnte und deshalb nach Kalkutta zurückging. Statt Persien suchte nun England Afghanistan an sich heranzuziehen, doch da Schudschah nach kurzer Herrschaft entthront wurde, nahm man das erste Projekt wieder auf und schickte einen neuen Gesandten, Sir Harford Jones, dessen einsichtsvollen Bemühungen es gelang, nicht nur in Teheran zugelassen zu werden, sondern auch den Einfluß des Generals Gardanne nach und nach zu verdrängen. Englische Offiziere traten an die Stelle der französischen, der englische Gesandte in Teheran und ein nach London gehender persischer Botschafter unterhandelten an beiden Höfen einen Vertrag, der auf der Basis gegenseitiger Freundschaft und Hülfeleistung 1814 definitiv abgeschlossen wurde. Inzwischen war der Krieg zwischen Rußland und Persien fortgegangen, aber von beiden Seiten kraftlos geführt worden. England, mit beiden kriegführenden Staaten verbündet, bot seine Vermittlung an, die von Rußland nicht formell angenommen, wohl aber dazu benutzt wurde, bei den Persern den Glauben zu erwecken, als werde das Petersburger Kabinet die Bedingungen bewilligen, für welche der englische Gesandte seine Verwendung eingelegt habe. Insbesondere hofften die Perser kraft dieser Verwendung die Küstenprovinz Talisch im Süden des Arrasflusses behalten zu können, und der Schah unterzeichnete den Friedensvertrag von Gulistan (1814), der die Abtretung dieser Provinz an Rußland stipulirte, nur deshalb, weil der englische Gesandte die Abtretung als eine reine formelle bezeichnete. Der russische Bevollmächtigte General Ritescheff hatte den englischen Gesandten in dieser Meinung bestärkt, allein das Petersburger Kabinet nahm die Abtretung ernstlich und allen englischen Vorstellungen gelang es nicht, hierin eine Abänderung zu bewirken. Die Perser machten mithin zum zweiten Male die Erfahrung, daß sie auf England gegen Rußland nicht rechnen dürften.

Nach dem Frieden mit Rußland machte sich in Persien ein Mann geltend, auf den Europa lange mit einer gewissen Ehrfurcht geblickt hat. Abbas Mirza, der zweite Sohn Feth Ali's, der ihn dem ältern und mehr energischen Mohamed Ali Mirza vorzog und mit Hintansetzung dieses als seinen Thronfolger bezeichnete, wurde in vielfältiger Berührung mit Europäern so von den Vorzügen der Civilisation überzeugt, daß er Persien, zunächst die ihm untergebene Provinz Aserbeidschan, auf europäischem Fuß zu reformiren beschloß. Die Anfänge seiner Unternehmungen fallen bereits in die Zeit vor dem Frieden von Gulistan, die ihm französische und später englische Offiziere zuführte. Mit Hülfe dieser ging er an eine Reform des Heerwesens, welches so beschaffen war, daß ein Erfolg in Kriegen gegen Rußland höchstens zu erwarten war, wenn man nach der Regel des Schahs Aga Mohamed verfuhr: „Haltet Euch fern vom Bereich der russischen Kanonen, aber sorgt durch behende Reiterei, daß die Russen nicht ruhig schlafen." Der Schah verfügte über 25,000 Mann, meistens Reiter, die aber durch das Feudalwesen der unabhängigen Tribus, durch ihr Nomadenleben und ihr willkürliches Heimkehren aus dem Kriege, durch ihre nur scheinbare Organisirung nach Stämmen, durch die Leitung einheimischer Häuptlinge, welche eigentlich nur den Umständen folgten, durch den Mangel gleichartiger Bewaffnung und regelmäßiger Verpflegung sehr unwirksam gemacht wurden. Die einheimischen Anführer standen nie im Einklange, wenn ihre Streitigkeiten einen höhern Grad von Bitterkeit erreichten, konnte es geschehen, daß das im Felde stehende Heer den Feind vergaß und sich selbst bekämpfte. Bei Reform des Heerwesens war freilich keine Opposition von Janitscharen zu befürchten, wohl aber der Hohn des Hofes

selbst und des Adels, der Haß des Volks gegen alles Fremde zu besiegen. Um diesen eingewurzelten Haß zu entwaffnen, lernte Abbas Mirza selbst die Uebungen und legte Uniform an, damit sein Beispiel die Andern fortreiße. Mit 20—30 Leuten übte er sich in dem geschlossenen Hofraum seines Palastes ein, als er für einen ausgelernten Rekruten gelten konnte, befahl er dem Adel, gleich ihm die Muskete zu ergreifen. Die ersten Lehrmeister der Stämme waren die Franzosen Gardanne's, als diese entlassen wurden, englische Offiziere, die Unteroffiziere nahm man aus russischen Ueberläufern. In dem ersten russischen Kriege, in dem Abbas Mirza auf persischer Seite den Oberbefehl führte, war die neue Truppe noch zu schwach, um Großes leisten zu können, stach indessen so vortheihaft hervor, daß die Reformen zahlreiche Verehrer fanden. Mit größern Mitteln versehen, hatte Abbas Mirza 1819 sechs Truppenkorps europäisch eingeschulten Fußvolks hergestellt, über die Oberst Arey von der königlichen Artillerie und Major Lindsay von der Madras-Abtheilung den Befehl führten. Jeder dieser Truppenkörper hatte 6 Kanonen und Haubitzen, das Ganze betrug 12,000 Mann. Es war die Absicht, dieses Heer auf 50,000 Mann zu vermehren, und man hätte dann die Mittel gehabt, Persiens Selbstständigkeit zu behaupten. Die Versuche eine regelmäßige Reiterei zu bilden, waren alle an der Eitelkeit der Perser gescheitert, die sich für das erste Reitervolk der Welt halten. Um seine neue Armee zu prüfen, unternahm Abbas Mirza 1821 einen Krieg gegen die Türken. Den Vorwand gaben Beleidigungen her, wie sie in den orientalischen Grenzprovinzen fortwährend vorkommen: eine Verletzung des persischen Gebiets durch die Türken, strenge Handhabung der Zollgesetze gegen persische Große und deren Frauen, Insulten, von türkischen Sunniten gegen persische Schiiten und Mekkapilger in Damaskus ausgeübt. Der wahre Grund war die Eifersucht Abbas Mirza's gegen seinen Bruder Mohamed Ali Mirza, der durch Händel mit dem Pascha von Bagdad so berühmt geworden war, daß ihm sogar Soldaten der Besatzung von Aserbeidschan zuströmten. Ohne vorgängige Kriegserklärung ging Abbas Mirza über die Grenze und belagerte Bajasid, einer seiner Generale drang sogar bis Diarbekr vor und machte eine große Beute. Zur Vergeltung legte die Pforte auf alles persische Eigenthum Beschlag und ließ die in der Türkei befindlichen persischen Handelsleute in Haft bringen. Der Schah mißbilligte scheinbar das Unternehmen seines Sohnes, der bis Diarbekr vorgedrungene General wurde verhaftet und hinterlistig ermordet, nichts desto weniger ging der Krieg fort, so weit die Geldnoth der Perser dies gestattete. Die Unternehmungen beschränkten sich auf die Wegnahme der Festung Topra-Kaleh im Norden des Van-Sees, die Türken suchten den Platz wieder in ihre Gewalt zu bekommen. Abbas Mirza vereinigte nun seine Macht, die bis auf 40,000 Mann gestiegen sein soll, bei Choi und lieferte den Türken eine Schlacht, worin diese gänzlich besiegt wurden. Er verfolgte sie drei Tagereisen weit bis zum Paß Deear, hier nahm der Krieg ein plötzliches Ende. Die Cholera zeigte sich im Heer, der zehnte Theil der Truppen wurde von der Krankheit weggerafft, der Rest zerstreute sich in wildem Schrecken. Beide Theile wurden zum Frieden geneigt, der unter ziemlich nichtssagenden Bedingungen abgeschlossen wurde. Die Grenze blieb dieselbe, die kurdischen Ueberläufer wurden gegenseitig ausgeliefert, günstig waren für Persien nur die Bestimmungen, daß die Pforte die schiitischen Mekkapilger zu schützen und mit den Pascha's von Erzerum nicht mehr so häufig zu wechseln versprach. Die oft wiederkehrenden Veränderungen in der Besetzung dieses ziemlich selbstständigen Grenzpostens hatten die vielen Grenzstreitigkeiten verursacht. Der Nimbus um Abbas Mirza's Haupt wurde durch diesen Feldzug ziemlich zerstört. Aus englischen Berichten erfahren wir, daß schon um diese Zeit die anfangs vielversprechenden Arbeiten des Thronfolgers in Tabris, das Arsenal und die Gießereien, die Druckerei, die Gruben und Bergwerke ins Stocken gerathen waren. Der ganze Civilisationsversuch war ein verfrühter, und Abbas Mirza beschleunigte selbst durch seine Ungeduld das

Verderben. Stolz auf seine einheimischen Offiziere, auf seine Aerzte und Wundärzte, die auf seine Kosten in England ihre Studien gemacht hatten, glaubte er alles mit Persern ausrichten zu können und vernachlässigte seine europäischen Rathgeber. Die englischen Offiziere verließen einer nach dem andern das Heer, Perser traten an ihre Stelle, und sofort riß die alte Unordnung wieder ein. Alles ging rückwärts, die Magazine wurden nicht gefüllt, die Gelder veruntreut, die schlecht oder gar nicht bezahlten Soldaten rissen schaarenweise aus. In Abbas Mirza's Charakter selbst war eine Veränderung vor sich gegangen. Ein Schriftsteller, der sich durch ein sehr unparteiisches Urtheil auszeichnet, E. Smith, sagt von ihm, daß sein ausschweifender Lebenswandel, in dem er es den persischen Großen noch zuvorgethan, ihn sehr heruntergebracht und seinen Charakter vielfach befleckt habe. Er war ein Trinker, Geizhals und Doppelzüngler geworden, riß voll Habsucht alles an sich und regierte ganz nach Willkür, wie seine Vorgänger. Das Eigenthum der Fremden achtete er wider die sonstige persische Gewohnheit, die Räubereien unterdrückte er mit Strenge, aber die Justiz war verkäuflich, die Statthalter- und Beamtenstellen wurden den Meistbietenden überlassen, von der Leitung seines unumschränkt gebietenden Kaimakan oder Großwesirs war der gute wie der böse Gang der Dinge abhängig. Aehnlich urtheilt Baron Korf in seinen Erinnerungen an Persien: „Abbas Mirza war ein unternehmender und verständiger Mann; er hegte den Wunsch, seinem Vaterlande nützlich zu sein, und dieser Wunsch äußerte sich in vielen edlen Bestrebungen für das allgemeine Beste. Bei seinen Anlagen konnte man von Abbas Mirza wichtige, bedeutende Thaten erwarten, die in der persischen Geschichte Epoche gemacht haben würden, aber man nahm diese Erwartungen für Wirklichkeit, und darum hegten Viele eine allzu hohe und falsche Meinung von Abbas Mirza. Er war sehr reizbar, und im Augenblicke des Zornes konnte er sich zu allem entschließen, aber diese fieberhafte Stimmung ging bald vorüber. Obwohl eine solche Reizbarkeit und solches Aufbrausen im Ganzen eine schlimme Eigenschaft ist, so kann man sie doch demjenigen verzeihen, bei welchem mit dem ersten Sturm auch der Same gehässiger Gesinnung verfliegt; hierdurch zeichnete sich Abbas Mirza aus, und ich würde darum dieser Eigenschaft seines Charakters gar nicht erwähnt haben, wenn sie nicht auch in wichtigen Dingen ihre Wirkung geäußert hätte, wenn die Minuten, in denen er sich zu gewagten Unternehmungen entschloß, nicht so sehr vorüberfliegend gewesen, wenn er bei wichtigen Unternehmungen sich nicht eben so charakterlos gezeigt hätte, wie in seinem Zorn. Alles war ihm ein bloßes Aufflackern, alles fing gut an, aber es fehlte ihm an Wärme, das Begonnene fortzusetzen, es fehlte die Kraft, um eine lange Probe zu bestehen; der Muth, welcher ihn im Anfange beseelte, verschwand in der Folge gänzlich, mit einem Wort, er hatte nicht die gehörige Ausdauer, oder, wenn man will, die Geduld, welche eine unerläßliche Eigenschaft eines jeden ist, der auf ein bestimmtes Ziel losarbeitet. Als Beweis seiner Charakterlosigkeit kann sein Benehmen gegen den ersten Minister dienen: er konnte ihn nicht leiden, da er ihn als einen bösartigen Menschen kannte; bei der geringsten Unzufriedenheit schlug er ihn geradezu, und bei alle dem hatte er nicht genug Festigkeit, ihn zu entfernen, und gestattete ihm sogar, sich sehr willkürlich zu benehmen. Mit dieser Charakterschwäche verband Abbas Mirza noch eine Neigung zu allen möglichen im Orient bekannten Genüssen, welche seine Gesundheit zerstörten, ihm einen sehr großen Theil seiner Zeit raubten und die Stimme der Vernunft in ihm oft so sehr erstickten, daß er ihnen die wichtigsten Geschäfte opferte. Er wollte sein Land bilden und bemühte sich nicht im geringsten, sich selbst zu bilden. Dies ist ein kurzer Abriß seines Charakters; ich bin überzeugt, daß jeder, der in Persien war, oder sich aufmerksam mit der neuern Geschichte desselben beschäftigte, mit mir übereinstimmen wird, daß er seinem Vaterlande von großem Vortheil hätte sein können, wenn seine Schwächen nicht so groß gewesen wären, und daß er für Persien sehr wenig that, was ihm ein Recht

auf den glänzenden Ruf hätte geben können, den er bei Leuten genießt, welche die Dinge nur oberflächlich betrachten."

Nach dem russisch-persischen Friedensvertrage sollten Grenzberichtigungen getroffen werden, worüber aber die Verhandlungen erst zehn Jahre später aufgenommen wurden. Agenten trafen eine Uebereinkunft, welcher aber sowohl in Petersburg als in Teheran die Bestätigung verweigert wurde. Nun besetzte General Yermoloff, dessen hochfahrender Ton als Vertreter Rußland die Perser empfindlich verletzt hatte, Gokdscheh, einen Landstrich, der seit dem Frieden in persischem Besitz gewesen war. Die Empörung darüber war so allgemein, daß Feth Ali Schah den Priestern und Männern des Gesetzes, die ihn aufforderten, eine dem Islam gehorchende Provinz nicht in die Hände von Ungläubigen fallen zu lassen, das feierliche Versprechen gab, den Krieg zu erklären, falls Rußland auf dem Besitz von Gokdscheh bestehen solle. Der Tod des Kaisers Alexander, der die Verhandlungen auf einige Zeit unterbrach, wurde von den Persern als ein günstiges Ereigniß betrachtet. Uebertriebene Gerüchte von dem Aufstande der Garden drangen nach Teheran, und als nun der neue Gesandte Rußlands Fürst Menzikoff, keine günstigern Bedingungen, keine Vollmacht zur Rückgabe von Gokdscheh überbrachte, gab Feth Ali Schah dem Drängen seines Volks nach und erklärte den Krieg. Die ersten Erfolge waren für Persien günstig. Nachdem der Khan von Talisch die russische Besatzung von Arkivan ermordet hatte, erhob sich ganz Südgeorgien, und auf dieses Signal fielen die wilden Bergvölker überall über die russischen Truppen her und warfen sie weit zurück. Größere Schläge vermochte das persische Heer, das Abbas Mirza heranzog, aber nicht zu führen, da die Hauptwaffe der Perser, die Reiterei, gegen die russische Vierecke nichts ausrichten konnte, und der Mangel an grobem Geschütz sich sehr fühlbar machte. Abbas Mirza hemmte jedoch das Vordringen der Russen, bis General Yermeloff abberufen wurde und General Paskiewitsch mit frischen Truppen den Kriegsschauplatz betrat. Jetzt brachte der neue Feldzug von 1827 entscheidendere Erfolge. Die erste Eroberung war die des befestigten Klosters Etschmiadsin, bald darauf gelang es den Russen, sich eine geeignete Reiterei zu verschaffen, indem sie mehrere Khane der Kurden zum Abfall von den Persern bewogen. Auch zwei größere Schlachten gingen für die Perser verloren, und nun bemächtigte sich des leicht beweglichen Volkes eine solche Entmuthigung, daß Abbas Mirza nur mit Mühe sein Heer zusammenhalten konnte. An die Beschützung Eriwans durfte er nicht mehr denken. Am 7. Oktober 1827 eröffneten die Russen die Laufgräben, am 18. war eine gangbare Mauerlücke gelegt, und am folgenden Tage stürmten die Garden, denen hier Gelegenheit gegeben war, ihren Petersburger Aufstand zu sühnen. Mitten im Sturme streckte die Besatzung die Waffen und gab sich mit bedeutenden Vorräthen in die Hand der Sieger. Von nun an war kein Halt mehr. Festung auf Festung steckte die weiße Fahne auf, selbst Tabris öffnete seine Thore und streute dem Sieger Blumen. Persien knüpfte nun Unterhandlungen an, die aber keineswegs redlich gemeint waren. So oft die Russen dem Abschlusse nahe zu sein glaubten, brachten die Gegner neue Einwände vor, und so zog sich das Friedenswerk unabsehbar hin, bis der drohende Ausbruch des Kriegs mit der Türkei, auf den Abbas Mirza eben rechnete, Paskiewitsch die Pflicht auferlegte, rasch durchzufahren. Er brach nun die Unterhandlungen ab, und der Kampf begann aufs neue. Diese letzte Wendung des Kriegs war für die Perser die unheilvollste. Urmia und Ardebil, die Hauptfestung der Landschaft Aserbeidschan, gingen verloren, das Heer war seiner Auflösung nahe, das ganze Land lag den russischen Waffen offen da. Nichts hätte den Marsch der Russen nach Teheran verhindern können, und im Bewußtsein dieser Schwäche bequemte sich Feth Ali Schah zum Frieden von Turmantschai (10. und 22. Februar 1828). Rußland verfuhr bei diesem Vertrage mit Mäßigung, sogar mit Großmuth, indem es sich mit der Araxesgrenze begnügte, mit Eriwan, Nachitschewan, dem Zuwachs

eines schmalen Striches am Ararat, der Küste von Lenkoran und der Gebirge von Talisch. Allerdings liegt innerhalb dieser Grenzen der altberühmte Patriarchensitz Etschmiadsin, durch dessen Besitz Rußland einen verstärkten Einfluß auf die in der Türkei und in Asien zerstreuten Armenier gewonnen hat, die als geräuschlose Propaganda für den mächtigen Kaiser aller Reußen arbeiten. Diese Mäßigung ist eine rein freiwillige, England würde wegen einiger Provinzen mehr keinen Krieg angefangen haben. Hatte doch das Kabinet von St. James bei den Verhandlungen mit Rußland seinerseits einen Vertrag mit Persien abgeschlossen, der es der 1814 übernommenen Verpflichtung überhob, dem Schah von Iran bei einem Kriege mit einer europäischen Macht Beistand zu leisten. Diese scheinbare Mäßigung ist aber Berechnung: Rußland rückt gegen Westasien Schritt vor Schritt vor, indem es das erworbene Gebiet ganz sichert, ehe es neues hinzufügt. In diesem Sinne äußerte der Kaiser 1837 bei seinem Besuche dieser Provinzen, daß man in Transkaukasien vorläufig genug zu thun habe, da ein halbes Jahrhundert erfordert werde, bis man die russische Organisition vollständig eingeführt habe. Die Vortheile der beiden letzen Friedensverträge waren überdies groß. Von der Bedeutung des armenischen Patriarchensitzes haben wir bereits gesprochen, hier haben wir noch hinzuzusetzen, daß Rußland durch die abgetretenen Provinzen über alle Eingänge von Aserbeidschan an der Nordgrenze Persiens im Westen des kaspischen Meers verfügt, so daß ihm bei jedem Kriege das Thor zu den beiden Resindenzen Tabris und Teheran eröffnet bleibt. In Folge dieser Stellung mußte der russische Einfluß in Teheran wachsen, zumal es dem Statthalter von Georgien gelang, in freundschaftlichen Verkehr mit den Turkomanenstämmen an den Ostufern des kaspischen Meers zu treten, deren Gebiet beide Buchareien beherrscht. Dieses freundschaftliche Verhältniß hat erst in neuester Zeit ein Ende genommen. Dadurch wurden Rußland, wie Ritter hervorhebt, beide Ufer des kaspischen Meers und dessen Häfen auf der Ost- wie Westseite zugängig und dessen Beschiffung begünstigt. Astrakan, die Mündungen des Kur und der Hafen von Lenkoran konnten eine neue Bedeutung für den russischen Handel in Innerasien gewinnen, da nun auch die persischen, indischen und chinesischen Waaren direkt über diese Orte ihren Transit fanden. Nicht nur Rußland, sondern auch Persien hat seit dem Fortbestehen dieser friedlichen Grenzverhältnisse großen Gewinn von dem dadurch belebteren Handelsverkehr gezogen. Der Durchgang und gegenseitige Austausch sehr vieler Waaren ist seitdem immer im Zunehmen gewesen, und diese wachsenden Handelsverbindungen haben einen russischen Residenten für dieselben am Hofe zu Teheran unentbehrlich gemacht.

Trotz der Erbitterung des Volks über den Frieden von Turkmantschai blieb das gute Einvernehmen mit Rußland bestehen. Ein kritischer Zeitpunkt war der Februar des Jahres 1829, in dem der Pöbel von Teheran unter der Leitung fanatischer Priester das Haus des russischen Gesandten stürmte, und diesen selbst — es war der Staatsrath Gribojedow — ermordete. Feth Ali Schah gab für diesen Frevel jede denkbare Genugthuung: der Oberpriester wurde verbannt, 1500 Personen büßten mit schweren Strafen, Abbas Mirza überbrachte nach Petersburg die Entschuldigungen seines Vaters. Eine spätere Differenz, die Auslieferung von 800 russischen Ausreißern betreffend, die zum größten Theil im regelmäßigen Heer des Schahs dienten und durch Annahme des Islams geschützt zu sein glaubten, ist ebenfalls durch die Nachgiebigkeit der Perser erledigt worden. Die Ausreißer wurden in Ketten über die russische Grenze geschafft, doch gelang es den meisten, in die Türkei oder nach Persien zurück zu entkommen. Persien suchte nun eine Vergrößerung seines Gebiets nach einer andern Richtung. Khorasan war seit Nadir Schah's Tode von Persien getrennt gewesen. Als der gefürchtete Herrscher starb, gewährten die Afghanen den Mitgliedern seines Geschlechts dort Aufnahme und ließen die Bildung kleiner Dynastien geschehen, die sich über Mesched und Herat ausdehnten. 1831 und 1832 bekämpfte Abbas Mirza die

Kurdenhäuptlinge von Khorasan, wodurch er sich aufs neue sehr volksbeliebt machte, da die Perser nie das Wort Nadir Schah's vergessen haben: „Khorasan ist das Schwert Persiens, wer es schwingt, ist Herr von Iran und Turan." Aber es giebt auch ein persisches Sprüchwort: „Khorasan ist die Muschel der Welt, und Herat ist die Perle." Im Sinne dieses Worts wollte Abbas Mirza Herat unterwerfen, wozu sein Bruder Hassan Ali Mirza durch seine Vermählung mit einer Prinzessin des Kamran, Fürsten von Herat, und durch Bildung einer persischen Partei in jener Stadt bereits Einleitung getroffen hatte. Feth Ali Schah schlug seine Unterstützung ab, er wollte keine feindlich gesinnten Stämme und Sekten seinem Reiche einverleiben, und zog es vor, mit Herat ein Bündniß zu schließen, das ihm eine Vormauer gegen die unruhigen Afghanen verschafft haben würde. Im folgenden Jahre 1833 setzte Abbas Mirza seinen Willen durch und schickte ein Heer zur Belagerung von Herat ab, bei dem sich sein Sohn Mohamed Mirza, der spätere Schah, befand; er selbst folgte nach. Die Belagerung hatte mehrere Wochen gedauert, ohne daß irgend ein Erfolg sichtbar war, als die Nachricht ins Lager kam, daß Abbas Mirza in Mesched an einer Epidemie gestorben sei. Die Belagerung wurde aufgehoben, ein mit Kamran abgeschlossener Vertrag sicherte den Persern den freien Rückzug. Auf Feth Ali Schah soll die Kunde von dem Tode seines Sohnes einen solchen Eindruck gemacht haben, daß er dem Tode nahe gewesen sei, und in der That war dieser Tod des Thronfolgers ein sehr ernstes Ereigniß in einem Lande, wo der Thron regelmäßig von Thronprätendenten, woran in diesem Augenblicke großer Ueberfluß war, bestritten wird. England und Rußland halfen durch ihr einträchtiges Zusammenwirken Persien über diese Krisis hinweg. Beide, das nähere Rußland zuerst, bezeichneten den Sohn des Verstorbenen, Abbas Mirza, als den geeignetsten Thronerben, und boten ihre Hülfe an, Rußland dem Vernehmen nach 40,000 Mann, „um Verwicklungen zu verhüten, welche einen Zustand der Verwirrung und des Bürgerkriegs hervorrufen könnten." (Depesche Lord Palmerston's vom 16. Juni 1834.) Mohammed Mirza wurde zum Thronfolger ernannt und erhielt Aserbeidschan, die Statthalterschaft seines Vaters, der englische wie der russische Gesandte in Teheran erhielten „korrespondirende Instruktionen", zur Befestigung dieses Zustandes der Dinge beizutragen. Ganz korrespondirten die Instruktionen indessen nicht: der russische Gesandte sollte nach der Weisung des Grafen Nesselrode im Interesse der Einigkeit und des Friedens handeln, in den englischen Depeschen fand sich der Zusatz: „und im Sinne der Integrität und Unabhängigkeit Persiens."

Die vorausgesehenen Unruhen begannen noch bei Lebzeiten Feth Ali Schahs. Zwei seiner Söhne, die in Ispahan und Schiras Statthalter waren, empörten sich, auf dem Zuge gegen sie starb der greise Vater am 23. Oktober 1824 nach vierzehnjähriger Regierung im 80. Mondenjahre seines Alters. „Feth Ali Schah war von geringer Größe und sehr mager. Seine ausdrucksvollen Augen und seine ziemlich große, etwas buckelige Nase waren die einzigen Züge seines Gesichts, deren man aus einem dichten Barte heraus ansichtig wurde, welcher bei den Augen anfing und bis über die Brust herabfiel. Dieser Bart galt für den längsten in ganz Persien, und die Maler, welche dem Schah gleich den andern Hofleuten auf alle Weise schmeichelten, vergrößerten ihn in ihren Portraits bis ins Unendliche. Alle möglichen sinnlichen Genüsse und die Befriedigung seiner herrschenden Leidenschaft, Geld aufzuhäufen, bildeten den Hauptzweck seines Lebens. Sein Harem bestand aus dreihundert privilegirten Frauen, und wenn man hierzu die Dienerinnen und Tänzerinnen rechnet, so mochten sich wohl über 1000 Weiber darin befinden. Dafür hinterließ er auch an Söhnen, Töchtern, Enkeln und Enkelinnen eine Nachkommenschaft von 938 Personen, von denen der größte Theil bei ihm in Teheran lebte, während die übrigen in ganz Persien zerstreut waren. Bei der Wahl seiner Frauen ließ sich Feth Ali Schah durch

kein Gesetz binden. Damen vom höchsten Stande und Weiber der niedrigsten Herkunft wurden, wenn sie Sr. Majestät gefielen, ohne weitere Ceremonien zu seinen Beischläferinnen gemacht. Die vornehmste Frau des Schahs in der letzten Zeit seiner Regierung war die Tochter eines Kebabtschi, d. h. eines Mannes, der gekochtes Fleisch auf dem Bazar verkaufte, und diese führte den Titel „Tadschi Doulet" oder Reichskrone. Der Geiz Feth Ali Schahs überstieg alle Begriffe. Er selbst gestand, daß der Tag, an welchem er nichts in seinen Beutel legen konnte, ihm ein verlorner Lebenstag sei, und daß er die Nacht darauf nicht ruhig schlafen könne. Jedesmal, wenn er auf die Jagd ging, brachte ihm dies mehr Geld als wilde Thiere ein. Wenn er sich zum Schießen fertig machte, wandte er sich an einen der Anwesenden und sagte: „Khan, der Schah schießt auf Deine Gesundheit." War der Schuß gefallen, so stürzten die Diener vorwärts und brachten nach einigen Minuten das getödtete Thier. Während dieser Zeit blieb der Schah stehen, legte die Hand auf den Rücken, und der Khan auf dessen Gesundheit geschossen worden war, mußte in die „goldene Hand" des Herrschers so viel Gold legen, als er seinem Vermögen nach konnte. Wenige wagten für die ihnen durch den Schuß erwiesene Ehre weniger als funfzig Badschogli (Dukaten) zu geben. Wenn der Schah irgend einem seiner Hofleute eine Schale mit Milch, oder eine Schüssel mit Früchten zuschickte, so kostete dies dem unglücklichen Schmeichler des „Königs der Könige" eine unmäßige Summe Geldes. Dem Trunke war er stark ergeben, nach seinem Tode fand man in den Kellern des Palastes eine unzählige Menge Flaschen Schiraswein. Feth Ali Schah schrieb Verse, und ein Diwan oder Sammlung seiner Dichtungen befindet sich jetzt in Petersburg in der öffentlichen Bibliothek." (Baron Korf, Erinnerungen aus Persien.)

Mohammed Schah verfügte in Aserbeidschan über sämmtliche regelmäßige Truppen des Reichs, die aber den Dienst verweigerten, es sei denn, daß ihnen der rückständige Sold bezahlt werde. Englische Vorschüsse lieferten das nöthige Geld, englische Offiziere befehligten das Heer, das unter der Anführung Sir Henry Bethune's von Teheran aufbrach. Dort hatte sich ein Oheim, Silli Sutan, zum Schah ausrufen lassen, andere Söhne Feth Ali's proklamirten sich in Masanderan und Schiras. Die beiden ersten unterwarfen sich freiwillig, der Prätendent von Schiras wurde nach einer einstündigen Schlacht, die ihm Sir Henry Bethune lieferte und in der auf beiden Seiten zehn Menschen getödtet oder verwundet wurden, gefangen genommen. Am 2. Januar 1835 zog Mohamed Schah in Teheran ein, wo er gekrönt wurde, drei Prinzen ließ er blenden, acht ins Gefängniß werfen, mit diesen Maßregeln sicherte er seinen Thron. Nach dem Willen seiner europäischen Rathgeber erklärte er seinen vierjährigen Sohn Nasireddin Mirza zum Nachfolger, damit sich Jedermann an den Gedanken gewöhne, in ihm den künftigen Schah zu sehen, und so die Aufstände vermieden würden, welche jeden Thronwechsel in Persien begleiten. Bei diesen Ereignissen hatte England seine thätigste Hülfe geleistet, Rußland sich im Hintergrunde gehalten, und doch fand der außerordentliche englische Gesandte Ellis, der zur Beglückwünschung des neuen Schahs nach Teheran kam, den russischen Einfluß allmächtig. Bereits am 13. November 1835 schrieb er nach London: „Unerfreulich ist es, zu wissen, daß der Schah sehr ausgedehnte Eroberungspläne in der Richtung von Afghanistan hat, und daß er gleich seinen Unterthanen der Ansicht ist, das Hoheitsrecht auf Herat und Kandahar sei jetzt noch so vollständig gültig, wie zur Zeit der Sofi-Dynastie. Dieser Anspruch hat keine geringe Stütze in dem Erfolg der Züge seines Vaters Abbas Mirza gegen Khorasan und in den Einflüsterungen des Obersten Borowski." In diesem und dem folgenden Jahre, in dessen Mitte er abgerufen wurde, erschöpfte er sich in Vorstellungen gegen den Krieg, worauf die persischen Beamten mit Darlegung der Beschwerden gegen Herat antworteten. Kamran habe gegen den Schah mehr-

fache Verbindlichkeiten übernommen und sie nicht erfüllt. Seine Versprechungen, die Festung Gorian an der Grenze von Persien zu schleifen, die persischen Familien, die er in Herat gefangen halte, freizugeben, und 10,000 Tomans zu entrichten, habe er gebrochen, neuerdings noch einen Einfall in das persische Khorasan gemacht, von mehreren Städten und Ortschaften Tribut erhoben, 12,000 Menschen fortgeführt und in Sklaverei verkauft. Rußland ermunterte zu diesem Kriege, halb in seinem nächsten Interesse, damit dem abscheulichen Sklavenhandel der Turkmanen, wobei besonders Khiwa und Bokhara sich betheiligten, ein Ende gemacht werde. Gegen diese Stämme rückte der Schah 1836 ins Feld, um sich für den nächsten Zug gegen Herat den Rücken frei zu machen. Dieses Unternehmen mißglückte, weniger wegen des allerdings hartnäckigen Widerstandes der Turkmanen, als weil in Khorasan die Cholera ausbrach und das Heer durch ausbleibende Zufuhren in die drückendste Noth versetzt wurde. Der neue englische Gesandte John M'Neill, der im September 1836 in Persien ankam, fand bald eine anscheinend glückliche Gelegenheit, den Streit wegen Herat beizulegen. Ein Abgesandter Kamran's kam nach Teheran, sowohl dieser als der persische Bevollmächtigte baten um die Vermittlung M'Neill's, und dieser glaubte um so mehr gewonnenes Spiel zu haben, als die von dem Herrscher von Herat angebotenen Bedingungen den Persern die größten Vortheile darboten. Allein Mohammed Schah wies alles zurück: er wollte die volle Souveränetät über Herat, nichts weniger. Die Vortheile, welche Herat als der wichtigste Mittelpunkt des orientalisch-iranischen Verkehrs mit Indien und der Bucharei darbietet, lockten zu mächtig. Ueberdies ist Stadt und Provinz an und für sich nicht unwichtig. Herat, „die Stadt der 100,000 Gärten," hat nach Conolly's Schätzung 40,000 Einwohner und ist nicht arm an schönen Gebäuden. In den Oasen wird das schönste Obst erbaut, das Steppenland liefert vorzügliche Pferde und die bekannte Asa foetida in bester Qualität. 446 Dörfer liegen im Gebiet von Herat, die Einkünfte betragen 900,000 Gulden und könnten durch einen bessern Betrieb der Eisen- und Bleiminen bedeutend gehoben werden. Einen solchen Besitz wollte Mohammed Schah sich nicht entgehen lassen und begann den Abmahnungen des englischen Gesandten zum Trotz den Krieg. Den kläglichen Ausgang des Unternehmens haben wir bereits mitgetheilt.*) Die Aufhebung der Belagerung wurde hauptsächlich durch englische Drohungen erzwungen, dennoch konnte M'Neill für eine seinem Gesandtschaftsboten zugefügte Beschimpfung keine Genugthuung erhalten, und verließ deshalb im Dezember 1839 Persien.

Mohammed Schah scheint durch die Rivalität des englischen und russischen Gesandten das Bedenkliche seiner Stellung zwischen beiden Mächten erkannt zu haben. Erinnerungen an die Gesandtschaft des Generals Gardanne tauchten auf, es reifte der Entschluß, mit Frankreich nochmals anzuknüpfen. Hussein Khan, ein geschickter Intriguant, ging nach Paris, um den König der Franzosen zu bestimmen, daß er Drillmeister für das persische Heer schicke. Die Gesandtschaft fand in Paris die glänzendste Aufnahme, bis Ludwig Philipp inne wurde, daß Hussein Khan bei Fabrikanten und Händlern aller Art beträchtliche Einkäufe gemacht habe, „um den persischen Großen einen Begriff von den Wundererzeugnissen der französischen Industrie beizubringen", daß aber die Bezahlung vergessen worden sei. Hussein Khan kehrte mit seinen Eroberungen, die Ludwig Philipp zu bezahlen hatte, nach Persien zurück, wo diese Herrlichkeiten sogleich für den Gebrauch des Hofs weggenommen wurden. Mit ihm kamen etwa zwölf französische Militärs, meist entlassene Unteroffiziere, die sich für Obersten gaben, aber auch einige von besserem Schlag. Diese waren anfangs voll Eifer, sich nützlich zu machen, und die Perser nahmen die Verbesserungsvorschläge bereitwillig an,

---

*) S. den Artikel: Kabul, Bd. 7, S. 273 fgg.

versprachen die thätigste Unterstützung und konnten sich vor Freude nicht lassen, wenn die Bildung einer neuen Kompagnie aus Rekruten gelungen war. Der Eifer der Franzosen erkaltete indessen bald, und noch schneller verrauchte die Begeisterung der Perser, nachdem man entdeckt hatte, daß die Reformen Geld kosteten. Wie Moritz Wagner erzählt (Reise nach Persien und dem Lande der Kurden, 1852), ließ der Wesir die Kanonenbohrereien von Teheran unablässig arbeiten, um Kanonen vom verschiedensten Kaliber zu bohren und zu gießen. Viel weniger lag ihm daran, die neuen Geschütze auch manövrirfähig zu machen, sie auf solide Lafetten zu bringen, mit Protzkästen zu versehen und für gute Zugpferde zu sorgen. Die französischen Militärs, müde der Hindernisse und Intriguen, die ihre Projekte durchkreuzten und ihre Thätigkeit lähmten, gaben ihre Versuche am Ende auf. Die Verwendung des russischen Gesandten verschaffte ihnen die Bezahlung ihrer Soldrückstände, mit den Insignien des großen persischen Sonnen- und Löwenorden in falschen Diamanten verließen sie Persien. Eine französische Gesandtschaft, die ihnen nach Persien gefolgt war, hat gar keine Erfolge gehabt. Graf Sartiges sollte in einem Lande, wo es weder französische Unterthanen, noch französische Interessen giebt, ideale Rechte der katholischen Kirche wahrnehmen, und seine Sendung würde wahrscheinlich gar nicht erfolgt sein, wenn nicht die Presse der Lyoner Propaganda von Konstantinopel und andern Orten aus einen gewaltigen Lärm über die Ausweisung französischer Lazaristen aus Persien erhoben hätte. Der Hof von Teheran gab seinen Klagen keine Folge, und nur die Vermittlung des russischen Gesandten bewirkte eine scheinbare Ausgleichung, so daß die persische Regierung die Rückkehr der Lazaristen nach Persien bewilligte, jedoch unter der Bedingung, daß dieselben jeden Versuch zum Proselytenmachen ein für allemal aufgäben, eine Bedingung, die den Zweck des Ordens völlig aufhob und der bewilligten Rückkehr jede Bedeutung nahm. Uebrigens ist die Regierung Mohammed Schahs ereignißleer. Streitigkeiten mit der Türkei, die in Teheran viel Geschwätz erregten, und ein Aufstand der Afghanen und Turkmanen in Khorasan sind die einzigen Vorfälle, welche die Hofchronisten in ihre Geschichtsbücher einzutragen hatten. Am 6. September 1848 starb Mohammed Schah in seinem 43. Jahre an einem heftigen Gichtanfall. Rühmliches ist von ihm nichts zu sagen, nicht eine der guten Eigenschaften seines Vaters Abbas Mirza war auf ihn vererbt. Seine Freßlust hatte seinen Körper zuletzt zu einem ungeheuren Umfang ausgedehnt und zugleich die Gicht genährt, die ihn lange Jahre quälte, ehe sie ihm den Tod gab. Durch seine Schmerzen wurde er in eine permanente verdrießliche Stimmung versetzt, in der er die Menschen quälte, zwar nicht viel Köpfe, aber desto mehr Ohren abschneiden ließ und Prügel in Unzahl dekretirte. Noch vor der Zeit, als er wegen Korpulenz und Gicht die Schwelle des Harems nicht mehr zu überschreiten vermochte, ließ er Günstlinge für sich regieren, und die Geschichte Persiens zu seiner Zeit ist daher im Grunde die Geschichte seiner Kaimakans. Sein erster Günstling Abul Kasem Mirza war ein böswilliger und räuberischer Mensch, dessen Habsucht so groß war, daß das Volk von ihm sagte, seine zwei unter der Oberlippe hervorstehenden Zähne fräßen alle Einkünfte von Aserbeidschan auf. Er soll 400,000 Dukaten jährlich erpreßt haben. In einem Anfalle übler Laune ließ der Schah ihn erwürgen, und hintendrein wurde behauptet, daß Abul Kasem den Plan gehabt habe, den Schah zu ermorden, im Namen des minderjährigen Sohnes zu regieren, nach und nach die ganze Kadscharenfamilie auszurotten und dann sich selbst auf den Thron zu schwingen. Der zweite Günstling war Hadschi Mirza Agassi, der ehemalige Lehrer des Schahs. Von diesem sagt Wagner: „Dieser alte Mollah war ein wunderlicher Kauz, galt für gelehrt und weise, auch für andächtig und beinahe heilig, erschien aber den Europäern bald als ein listiger Fuchs, bald als ein Tollhäusler. Seinem Amte war er nicht gewachsen. Es fehlten ihm eben so sehr Kenntnisse des Landes und praktischer Blick, als Redlichkeit und Pflichttreue gegen

den Staat. Aber nach solchen Eigenschaften wird in Persien nicht gefragt. Das Vertrauen und die Gunst des Schahs sind allein entscheidend. Der alte Hadschi durfte die seltsamsten Thorheiten begehen, die Staatsgelder mit unsinnigen Projekten verschleudern, die Provinzen, die Ortschaften an die unwürdigsten Statthalter und Verwalter vergeben und für seinen eigenen Hausschatz ungeheure Summen erpressen. Der lahme Schah, auf welchen der alte Mollah bei zunehmender körperlicher Hinfälligkeit einen unbegreiflichen persönlichen Einfluß ausübte, ließ das alles geschehen und wies die Klagenden mit der gewöhnlichen Bemerkung zurück: „der Hadschi sei ein eben so weiser als heiliger Mann, und wenn er es jedem nicht recht machen könne, so sei eben die menschliche Unvollkommenheit daran schuld." Die Hauptleidenschaft dieses Mannes nächst der Vermehrung seiner vollen Tomankisten war die Kanonenboherei; er hatte zuletzt über 800 Kanonenröhre in Teheran aufgehäuft. Auch war er ein Liebhaber von militärischen Paraden und Manövern, freilich ohne das mindeste davon zu verstehen. Je toller und wilder es dabei durch einander ging, je mehr Pulver verknallt wurde, je dichtere Staubwolken unter den Hufen der trotz ihrer schönen Pferde und sattelfesten Reiter grundschlechten Reiterei emporwirbelten, desto befriedigter kehrte der alte Hadschi nach Hause oder in das Serail zurück, um dem lahmen Schah auf dem Divankissen die gesehenen Militärfortschritte zu preisen."

Der jetzige Schah Nasireddin gelangte ohne Aufstand und Blutvergießen auf den Thron, und es bewährte sich mithin der Grundsatz seines Vaters, gleich nach dem Regierungsantritt einen Nachfolger zu bezeichnen. Dies ist zur Staatsmaxime geworden, auch Nasireddin hat seinen zweijährigen Sohn Mohammed Mirza als Thronfolger bezeichnet. Der schimpfliche Sturz des Hadschi war die nächste Folge des Regierungswechsels; Agassi entging der Wuth des Volks nur dadurch, daß er sich in eine Freistätte rettete. Nach seiner Entfernung scheinen bessere Rathgeber zu Gehör gekommen zu sein, das Bedürfniß nach europäischer Kultur wird wieder gefühlt, 1851 ist eine Gesellschaft österreichischer Militärs und Gelehrten (Dr. Pollack, Montanist Czarnota, Ingenieur Zarti, Oberlieutenant Kurz, Lieutenant Nemiro, Professor Baron Gumoles) nach Persien gegangen, um dort medizische, militärische und montanistische Schulen zu gründen. Auch die Pläne gegen Herat sind wieder aufgenommen worden. Nach englischen Berichten im Calcutta Review hat sich in Khorasan eine solche Parteistellung herausgebildet, daß der persische Schah gezwungen ist, Herat, von wo man die Unruhen schürt, einzunehmen. Durch ganz Persien geht ein Streit zwischen den Persern reiner Abstammung und den Stammverwandten der Kadscharendynastie, die man, um sie noch verhaßter zu machen, Türken nennt. Die persische Partei ist am stärksten in Khorasan, wo sie in dem dortigen Statthalter Assaf-ed-Daulah eine feste Stütze hatte. Als dieser abgesetzt wurde, brach der Aufstand aus, und zwar mit solchem Erfolge, daß die ganze Provinz verloren ging, und der Befehlshaber von Mesched nach Herat zu Yar Mahommed flüchten mußte. Dieser rückte nach Khorasan vor, um im Trüben zu fischen, wurde aber von der Bevölkerung, welche die Afghanen nicht minder haßt, wie die Türken, zurückgeschlagen. Dies ist die Veranlassung des persischen Zuges gegen Herat, wobei die Perser ihr Ziel erreicht haben, ohne daß Herat erheblichen Widerstand geleistet zu haben scheint. Ein Sohn des ehemaligen Sultans Yar Mohammed ist dort zum persischen Statthalter ernannt worden.

Die Kadscharendynastie ist ein verkommenes Geschlecht, und ihre Mißregierung stürzt das Land tiefer und tiefer in den Abgrund. Die Hofhaltung in Teheran verschlingt ungeheure Summen, mehr noch wird von den Statthaltern der Provinzen verpraßt. Diese wählt man aus der Kadscharendynastie, der verstorbene Schah machte eine Ausnahme und ernannte untergeordnete Beamte zu diesen Stellen, der jetzige Schah hat wieder Prinzen eingesetzt. Dieser Zustand allein wäre schon hinreichend, um Unordnung in die Verwaltung eines Reichs zu

bringen, das in viele von einander unabhängige Provinzen getheilt ist, um alle Theile des Landes gleichmäßig auszusaugen, dabei selbst zu verarmen und die Finanzen wie alle übrigen Verhältnisse in die äußerste Verwirrung zu bringen. Nimmt man hierzu den unsichern Zustand und Ertrag des Abgabensystems, das auf wirkliche Abgaben, auf Naturalienlieferungen und die Geschenke aller Großen am Nuruzfeste basirt ist, wo die regelmäßigen Geldabgaben nur gering, die Geschenke aber ungeheuer sind, weil die erpreßten Summen, die den Erpressern am meisten zu gute kommen, noch viel ungeheurer sind, so begreift man, wie mit der größten Habgier der Beherrscher Finanznoth doch immer die Hemmung aller Unternehmungen sein muß. Der gestürzte Günstling des verstorbenen Königs pflegte, was von den Einkünften des Reichs nach der Bestreitung der Haremskosten übrig blieb, in zwei Theile zu theilen, den einen Theil für sich zu nehmen, den andern Theil an persönliche Anhänger und an sein Soldatenspiel zu verschwenden. Im Anfang des Jahres 1848 verloren die Anweisungen auf die Provinzen, in denen das ganze persische Finanzsystem besteht, bis auf 90 Prozent ihres angeblichen Werths. Der Sold der Truppen war drei bis fünf Jahre im Rückstand, die Reiterei, welche die Provinzen liefern, war fast vernichtet, und die Verwirrung hatte einen Grad erreicht, welcher die Verwaltung der Provinzen lähmte und dem Staat mit Auflösung drohte. Die Regierung überläßt denen alle Vortheile, die durch ihren Reichthum oder durch ihre Lage schon vortheilhaft genug gestellt sind, sie schützt das Eigenthum des Schwachen durch nichts, läßt die Provinzialstatthalter beliebig über das Privatvermögen schalten und fordert von Niemand Rechenschaft. Die Straßen nach Teheran sind nach Korf's Erzählung täglich mit Bettlern von allen asiatischen Völkern und in allen möglichen Aufzügen angefüllt. Ein großer Theil dieser Unglücklichen sind Bettler, welche durch die maßlosen Erpressungen der Provinzialstatthalter und deren Helfershelfer ruinirt sind, und nach Teheran gehen, um an den Thoren des königlichen Palastes, wo sie Schutz gegen die Bedrückungen habsüchtiger Satrapen zu finden hofften, vor Hunger umzukommen. Persien ist jetzt ein armes menschenleeres Land (eine Ausnahme macht die Provinz Aserbeidschan), und es ist zu bezweifeln, ob die zwölf Millionen Menschen, wozu man die Bevölkerung angiebt, noch in dieser Ziffer vorhanden sind. Um der Unterdrückung zu entgehen ist die Bevölkerung aus den ehemals fruchtbaren Ebenen in die abgelegenen Gebirgsbezirke geflüchtet, und wer in den Gebirgen keinen Platz findet, macht sich gewöhnlich zum Nomaden. Ehemals war Persien auch wasserreicher, wovon die ganze Vegetation abhängt, jetzt ziehen die abgeholzten Berge die Feuchtigkeit nicht mehr an. Daneben war es früher von Tausenden von unterirdischen Kanälen eigentlich unterhöhlt, die oft 40 bis 50 Fuß tief unter der Erde liefen und wahre artesische Brunnen bildeten. Diese Kanäle sind jetzt verschüttet, und so ist z. B. die Ebene um Casbin, aus der diese einstige Hauptstadt von Persien ihre Lebensmittel bezog, zur traurigsten Wüste geworden. Die Stadt Ahwas, welche gegenwärtig einen Haufen von Ruinen in einer baum- und graslosen Wüste bildet, hatte unter dem Khalifat mehr Einwohner, als jetzt die ganze Provinz Schiras, in der sie liegt. Auf den sittlichen Zustand der Bevölkerung hat die Unterdrückung keine andere als die übelste Wirkung üben können. Die heutigen Perser sind ein fleißiges, betriebsames, friedliebendes Volk, dessen Beweglichkeit und Empfänglichkeit gegen das träge Beharren der benachbarten Türken den vortheilhaftesten Kontrast bildet, aber die Tyrannei hat sie kriechend und lügnerisch gemacht. Der Hang zu den schamlosesten Lügen geht durch das ganze Volk, die höhern Klassen sind so total verdorben, daß hier eine Besserung nur durch eine totale Umwälzung gebracht werden kann.

Reformen würden bei dem Volkscharakter der Perser und in Folge dessen, daß sie ein geschlossenes Ganze bilden, ungleich mehr Erfolg haben als in der Türkei, aber diese Reformen müßten ernstlich gemeint sein und mit Energie

durchgeführt werden. Für die Armee ist noch das meiste gethan, und selbst diese befindet sich im kläglichsten Zustande. Die Soldaten gehen in Lumpen, sind halb bewaffnet und halb disciplinirt. Ihre gewöhnliche Kleidung auf dem Marsche ist ein Mantel von Schaffell, die Wolle nach innen gekehrt, über den sie die europäische Patrontasche und ein Gürtelband tragen; der Rest ihres Anzugs besteht aus einer spitzen Mütze von Filz oder Schafpelz, weiten Hosen und Stiefeln aus halbgegerbtem Leder. Man kann den Marsch eines persischen Regiments gewöhnlich an verlassenen Dörfern, dachlosen Häusern und den muthwilligsten Verwüstungen aller Art erkennen, und er ist gewöhnlich im eigenen Lande zerstörender, als der einer feindlichen Armee sein würde. Dieses Uebel ist im Zunehmen, da die Rückstände des Soldes und der Mangel an Proviantanstalten in der Armee den Soldaten zwingen, für seine Bedürfnisse selbst zu sorgen. Wilbraham, der 1838 in Persien war und die Armee genau kennen lernte, urtheilt über sie: „Die Perser lernen den Dienst ungewöhnlich schnell, und ich habe sie immer willig und gehorsam gefunden. Ich habe allerdings gesehen, daß sie durch absoluten Hunger zur Insubordination getrieben wurden, aber noch öfter, wie sie sich mit unglaublicher Geduld den härtesten Beschwerden unterwarfen. Ihr Sold ist gewöhnlich auf Jahre im Rückstand, und ihre elenden Brodrationen werden sehr unregelmäßig ausgetheilt. Dieses Uebel nimmt mit der immer größern Geldnoth des Staats täglich zu, da die Finanzen nicht im Stande sind, eine so große stehende Armee zu bezahlen. Die besten Regimenter, die ich gesehen habe, sind unter den nomadischen und Gebirgsstämmen ausgehoben, allein sie gehorchen nur ihren eigenen Stammshäuptern, und wenn diese mißvergnügt sind, so kann man sich nicht auf das Regiment verlassen. Die Wache im Innern des Palastes wird immer von dem Leibregiment von Abbas Mirza, das in der Nähe von Tabris ausgehoben wurde, oder von dem Bataillon russischer Deserteurs, das von einem ihrer Landsleute kommandirt wird, versehen. Die niedern Offiziersgrade werden gewöhnlich mit Leuten aus gemeinem Stande gefüllt, und ihre Ernennung ist in den Händen der Obersten, welche oft Bediente dazu nehmen und sie selbst nachher immer als solche behandeln. Es ist mir selbst begegnet, daß Offiziere, als ich einen Oberst besuchte, mir die Stiefel auszogen und die Pfeife brachten. Höhere Grade werden vom König ertheilt, aber wo der Oberst das Stammeshaupt eines Clans ist, wird immer einer seiner Brüder oder Verwandten zum Major ernannt. Das Kommando eines Regiments ist sehr einträglich, denn die Obersten machen falsche Listen und betrügen sowohl die Regierung als die Soldaten so viel als möglich. Es ist schwer, die Stärke der regelmäßigen persischen Armee auch nur ungefähr zu berechnen, denn ich habe Regimenter von 1000 Mann gesehen, während andere kaum 300 hatten. Die stärksten und besten Regimenter sind die von Aserbeidschan, welche von Abbas Mirza ausgehoben und disciplinirt wurden, und zwischen ihnen und denen, die aus dem Süden kommen, herrscht ein bitterer Haß, der oft in offene Feindseligkeiten ausbricht."

Aserbeidschan ist die einzige Provinz von Persien, die sich in einem blühenden Zustande befindet, hierhin scheint sich der noch übrige Reichthum des Landes zurückgezogen zu haben. Zum Theil trägt dazu mit bei, daß die Einwohner häufig in andern Provinzen als Beamte angestellt werden und mit erpreßten Geldern heimkehren, die Hauptsache thut aber der Handel. Tabris ist im Aufschwunge begriffen, während alle andern persischen Städte in Ruinen fallen. Tabris ist die wichtigste persische Hauptstadt für Europa, es ist für Rußland der erste Absatzort für die durch Georgien und Armenien gehenden Waaren. England hat gleichfalls zwei Handelsstraßen, die eine über Buschir im persischen Golf, und die andern über Trapezunt und Erzerum nach Tabris. Endlich giebt auch die große Heratstraße einen beträchtlichen Theil ihrer Waarenbewegung an Aserbeidschan ab. Ueber den neuesten Stand des persischen Handels enthält das „Ausland" (Jahrgang 1850, Nr. 95) schätzenswerthe Mittheilungen. Für die Gesammt-

eintheilung des europäischen Einfuhrhandels kann beiläufig folgendes Verhältniß angenommen werden: $^4/_6$ brittische Manufakten aus England eingeführt, außer der Kolonialeinfuhr, die auch meistens über England oder dem brittischen Indien stattfindet; $^1/_6$ deutsche und Schweizermanufakten, $^1/_6$ deutsche Glas- und Kurzwaaren. Einzeln genommen ist, Jahr aus Jahr ein, folgendes der Bestand dieses Einfuhrhandels; brittische Manufakten: 12,000 Ballen oder 600,000 Stück Zitz, im Werth von 800,000 Tümäns; 6000 Ballen oder 100,000 Stück Calico, im Werth von 150,000 Tümäns; 2000 Ballen oder 50,000 Stück Madapollam, im Werth von 70,000 Tümäns; Lapetz, Sebras, Sacktücher, weiße und gefärbte Basins, Mülls, Tangibs rc.: zusammen 2000 Ballen, im Werth von 120,000 Tümäns. Ferner 200 Kisten, zu je 240 Stück Weißblech, zu 7 Tümäns die Kiste. Brittische Kolonialeinfuhr: 4000 Centner raffinirter Zucker, 3000 Centner rohen Zucker (aus Indien und Buschir), 400 Kisten Thee Pe-ke, 50 Kisten Thee Bohea. Der Absatz in Kaffee ist unbedeutend, da den untern Klassen in Persien dieses Getränk so gut wie unbekannt ist. Einfuhr von Erzeugnissen der deutschen und Schweizerfabriken: 20,000 Stück Zitz mit rothem Grund, sogenannte Merinos, $^5/_8$ breit, zu $38^1/_2$ Arschin das Stück; 15,000 Stück viereckige Zitztücher mit rothem Grund, $^6/_4$, $^5/_4$, $^4/_4$, $^3/_4$; 1000 Stück Zitz mit Golddruck und lebhaften Farben, $^5/_8$ breit, zu $38^1/_2$ Arschin das Stück; 100,000 Stück Zitze geringerer Gattungen, in welchen jedoch bisher die Festländer mit den Britten eine immer nachtheiligere Konkurrenz zu bestehen haben; 3—4000 Stück Lankin oder gestreifte Kattuntücher: Roth, Grün und hellfarbig (Blau ausgenommen); 4—5000 Stück starkes Tuch, nach der Yard gemessen, auf englische Weise zusammengelegt und eingekleidet, von lebhaften Farben, wovon 30 Prozent in geringerer Sorte, 50 Prozent in zweiter Gattung, und 20 Prozent von den feineren Sorten; 400 Stück Kasimir, meistens hellfarbig, wenig blau. Monturtuch wurde unter der Regierung Feth Ali Schahs, oder vielmehr unter der Militärführung des zu frühe verstorbenen Thronfolgers, Abbas Mirza, ziemlich viel vom Auslande bezogen, weil damals die regulären Truppen uniformirt waren, was seitdem aufgehört hat. 200 Stück feine, durchsichtige Leinwand, zu Hemden nach türkischer Art, für Transkaukasien bestimmt. (Die Perser gebrauchen nämlich inländischen hellblauen Baumwollstoff zu diesem Requisit.) 10,000 Dutzend gedruckte rothe Sacktücher, gutfarbig, $^7/_8$ Elle im Durchmesser; 4000 Stück quadrillirte ähnliche Sacktücher; 1000 Stück Schali Merinos; 30,000 Stück Kelember oder gedruckte Musselintücher; $1^3/_4$ Elle im Durchmesser: ursprünglich von dem in Wien ansässigen armenischen Fabrikanten Agob Sserkis eingeführt; 2000 Stück lustrirte und gestreifte Demikattun; 1000 Stück Sustrini (ein Seidenstoff); 1500 Stück Gros de Naples; 1000 Stück gedruckte Seidenstoffe; 2000 Stück geblümte Seidenstoffe im orientalischen Geschmacke; 100 Stück Seidengoldstoffe; 1000 Stück Seidensammet; 4000 Stück Krepp; 500 Stück geblümter Goldkrepp. Bei allen Stoffen, wo das Farbenassortiment nicht angegeben, sind lebhafte Farben zu verstehen. 1000 Dutzend kleine rothe Mützen (die unter dem Qualpack oder dem Turban getragen werden, also nicht die Fes nach dem neuen türkischen Geschmacke); 1000 Schachteln Nähnadeln; 5000 Ries Schreibpapier, groß Format; 1000 Kisten zu 30 Stück jede, 400 Kisten zu je 15 Stück, Spiegel ohne Rahmen. Böhmische Glaswaaren: für 20,000 Tümäns; deutsche Kurzwaaren überhaupt: für 50,000 Tümäns; 100 Kisten assortirter Stahl. Verarbeitetes Eisen, als Sensen, Sicheln und viele andere metallene Artikel, die in Europa sehr vollkommen und verhältnißmäßig wohlfeil verarbeitet werden, während sie in Persien plump und schlecht sind — fänden hier einen guten Absatz, können aber, wegen ihres geringen Urwerths, ihrer Schwere und raumnehmender Verpackung bei dem theuren Landtransport nicht eingeführt werden, weil die Verführungskosten den Fabrikpreis um das Zehnfache übersteigen würden.

Michael Petrowitsch Lasarew, Oberbefehlshaber der russischen Flotte und Häfen im Schwarzen Meer, wurde am 3. November 1788 im Gouvernement

Wladimir geboren. Seinen ersten Unterricht empfing er im Seekadettenkorps und ging dann auf kaiserlichen Befehl mit dreißig andern Zöglingen als Freiwilliger nach England, um dort praktische seemännische Kenntnisse zu erwerben. Von 1803—1808 diente er auf verschiedenen englischen Schiffen, bald im atlantischen, bald im stillen Meer, und kehrte mit dem Grade eines Midshipman nach Rußland zurück. In demselben Jahre brach ein Krieg mit England und Schweden aus, den er unter dem Befehl des Kommodore Bytschensky im Geschwader des Admirals Chanykow mit machte. Unter der Zahl der Freiwilligen, welche dem „Wßewolod" zu Hülfe eilten, wurde er Gefangener, als dieses Schiff vor dem doppelt starken Feinde die Segel streichen mußte. Er wurde bald wieder befreit, rückte zum Lieutenant auf und befand sich als solcher auf der Flotte, welche 1812 die Bestimmung erhielt, den Ostseeplätzen, welche von den Franzosen bedroht werden sollten, Hülfe zu bringen. Da der Dienst der Seemacht nach den Ereignissen von 1812 unnöthig geworden war, so verließ Lasarew noch während des Kriegs mit kaiserlicher Erlaubniß die Marine und übernahm ein Schiff der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft, den „Suwarow". Mit diesem Schiffe eröffnete er den direkten Verkehr zwischen Sitka und Petersburg, kam aber auch mit dem Direktor der amerikanischen Gesellschaft, Kollegienrath Baranow, in heftigen Streit. Dieser tyrannische Mann war zu den äußersten Maßregeln entschlossen, und Lazarew, der mit dem Suwarow unter den Kanonen der Hafenbatterien lag, mußte sein Schiff in einer einzigen Nacht für die lange Rückreise fertig machen, um nicht zusammengeschossen zu werden. Ohne Arzt und Superkargo ging er in See und erreichte am 1. September 1816 glücklich den Hafen von Kronstadt. Er trat, für seine Dienste mit dem St. Georgsorden vierter Klasse belohnt, in die kaiserliche Marine zurück, der er in den beiden folgenden Jahren auf kleineren Fahrten diente. 1819 wurde auf Befehl des Kaisers Alexander eine Expedition ausgerüstet, welche behufs wissenschaftlicher Forschungen eine Reise um die Welt machen sollte. Bellingshausen führte als Oberbefehlshaber das eine Schiff, Lasarew eine Schaluppe „der Friedliche". Die Reise währte zwei Jahre und zwei Monate, unter den Resultaten war das für Rußland besonders rühmliche, daß seine Entdecker dem Südpol sich bis zum 70° genähert hatten, zehn Grade weiter südlich vorgedrungen waren, als der berühmte englische Weltumsegler Cook. Zum Kapitän zweiten Ranges befördert, machte L. im nächsten Jahre seine dritte Weltumseglung, von der er am 21. August 1825 zurückkehrte. Diese Reise ist besonders für die russische Marine von Wichtigkeit geworden. Die Kriegsfregatte „Kreisser", auf der er seine Fahrt machte, wurde ein russisches Musterschiff; man hatte bis dahin nicht für möglich gehalten, daß ein Schiff auf einer fast vierjährigen Reise in einer so eleganten Ordnung erhalten werden, die Schiffsmannschaft während dieser Zeit so außerordentliche Fortschritte machen könne. 1826 übernahm Lasarew den Befehl über das zwölfte Seegeschwader, dessen Hauptschiff „der Asow" eben aus dem Arsenal von Archangelsk hervorgegangen war, von ihm ausgerüstet wurde und nun ebenfalls als Musterschiff gelten konnte. Mit seinem Geschwader bildete er eine Unterabtheilung der russischen Flotte im Mittelmeer unter Graf Heyden und erwarb sich in der Seeschlacht von Navarin den Ruhm, von allen russischen Seeoffizieren am meisten zur Entscheidung beigetragen zu haben. Der Kaiser belohnte ihn mit der Ernennung zum Gegenadmiral, die von dem Schlachttag (8/20. Oktober 1827) datirt wurde, der König von Frankreich überschickte ihm den Orden des heiligen Ludwig. 1828 und 1829 blieb er als Stabschef im Mittelmeergeschwader und wirkte unter andern bei der Sperrung der Dardanellen mit. Während Graf Heyden mit einem Theil der Flotte im Mittelmeer zurückblieb, erhielt er den Befehl, mit zwölf Schiffen nach Rußland zurückzukehren, und zwar sollte er die Fahrt wo möglich bis zum 1. Mai 1830 vollendet haben und keinen europäischen Hafen berühren. Die Ausführung dieses Auftrags war außerordentlich schwierig, denn einmal mußte die Ausrüstung der Schiffe in auswärtigen Häfen

vollendet und ferner die Umseglung Europa's in der schlimmsten Jahreszeit ausgeführt werden. Ungeachtet dieser Schwierigkeiten war er mit seinen Schiffen am 20. Mai 1830 in Kronstadt, ohne unterwegs in einen Hafen eingelaufen zu sein. Daß er etwas zu spät kam, lag in Umständen, die er nicht beseitigen konnte, z. B. darin, daß er in der Ostsee auf der Höhe von Gothland Eis fand, welches ihm einige Tage lang den Eingang in den finnischen Meerbusen versperrte. Von 1830—1832 diente er in der Ostsee und machte verschiedene Anträge zu Verbesserungen in der Marine, welche die kaiserliche Genehmigung erhielten. 1832 ging er als Kommandeur der ersten Brigade der zweiten Flottendivision und Stabschef der Flotte und der Häfen des Schwarzen Meers nach dem Schauplatze ab, auf dem er die ganze Zeit seines übrigen Lebens mit höchster Auszeichnung thätig gewesen ist. Gleich bei seiner Ankunft wurde seine angestrengteste Thätigkeit in Anspruch genommen, da die nach der Schlacht von Konieh der Gnade der Aegypter anheimgefallene Türkei die russische Macht zu Hülfe rief. Von Petersburg kam der Befehl, daß die Flotte von Sewastopol diese Hülfe bringen solle, und obgleich die Ausrüstung so vieler Schiffe in einem Hafen, der damals bei weitem nicht die Hülfsmittel wie jetzt darbot, den ernstlichsten Schwierigkeiten unterlag, so wußte Lasarew doch die Arbeiten so zu beschleunigen, daß er bereits am 20. (8.) Februar in Bujukdere den Anker fallen lassen konnte, wo sich gleich darauf die Gegenadmirale Kumani und Stoffewski mit ihm vereinigten. Seine spätern Bemühungen haben theils auf Bauten und Verbesserungen der Flotte und Häfen, theils auf Erleichterung der Operationen im Kaukasus Bezug gemacht. In der letztern Beziehung nahmen ihn besonders die Jahre 1838—1840 in Anspruch, in denen er in Gemeinschaft mit dem General Rajeffsky an der Verschiffung der Truppen nach dem Kaukasus arbeitete, die Küstenplätze mit Lebensmitteln versorgte und neue Festen erbaute. Eine der dortigen Befestigungen an der Mündung des Flüßchens Psesuape heißt nach ihm Fort Lasarew. Die Flotte hat sich unter ihm, der 1834 an die Stelle des Admirals A. Greigh als Oberbefehlshaber für das ganze Schwarze Meer trat, bedeutend gehoben und verbessert, nützliche Reformen in Menge sind eingetreten. Die großartigen Arbeiten an den Docks von Sewastopol wurden von ihm so gefördert, daß sie im Jahre 1850 vollendet waren, die Admiralitäten von Sewastopol, Nikolajew und Noworossijsk neu gebaut, die 1844 durch eine Feuersbrunst zerstörte Bibliothek der Seeoffiziere bis 1849 hergestellt. Die Admiralität von Sewastopol, zu deren Herstellung ein Berg abgetragen wurde, erhielt von dem Kaiser den Namen Lasarew'sche Admiralität. Auch mehrere Civilbauten, die Kirche Petri und Pauli, ein Mädchenschulhaus, ein Gesellschaftshaus u. a. m., denen Sewastopol seine architektonische Schönheit zu verdanken hat, rühren von Lasarew her. Das hydrographische Depot wurde in den den Anforderungen der Jetztzeit entsprechenden Zustand gebracht, in dem es gegenwärtig sich befindet. Im Jahre 1833 existirte es kaum in den ersten Anfängen, und jetzt sind eine Menge schöner Karten gestochen, viele Anleitungen, Gesetze, Regeln und andere dem Seefache angehörende Bücher gedruckt. Das aus dem Depot hervorgegangene Handbuch der Schiffsausrüstung ist vollständig und durch viele Zeichnungen jedem Matrosen verständlich gemacht, der ebenfalls hier gestochene Atlas des Schwarzen Meers ist eine vollendet künstlerische Arbeit. Lasarew war zuletzt Admiral, Ritter des St. Alexander Newski Ordens, des St. Wladimirordens erster Klasse, des St. Andreasordens, des vornehmsten im russischen Reiche. Den letztern empfing er bei der Anwesenheit des Großfürsten Thronfolgers am Schwarzen Meere, 1850, in demselben Jahre, das ihm eine heftige Erneuerung eines Uebels brachte, woran er seit 1843 litt. Um Heilung zu finden, ging er nach Wien, doch war es schon zu spät, sein Uebel hatte in den Anstrengungen der letzten Jahre solche Fortschritte gemacht, daß die Kunst der Aerzte nichts vermochte. Am 23. April 1851 starb er in Wien mit dem Ruhme, der beste Seeoffizier gewesen zu sein, den Rußland in neuester Zeit gehabt hat.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von C. E. Klinkicht? in Meißen.

Die deutschen Bundesfestungen verdanken ihre Entstehung den Freiheitskriegen 1813—15, nach deren Beendigung bekanntlich die deutschen Staaten vermöge der Wiener Kongreßakte vom 8. Juni 1815 sich zu einem Bundesstaate konstatirten und hierauf die Bildung eines Bundesheeres begründeten. Zur Sicherstellung der deutschen Bundesgrenze gegen Frankreich, welches als Deutschlands gefürchtetster Gegner betrachtet wurde und dem in den früheren Kriegen die deutschen Grenzen jedesmal zur Beute anheimgefallen waren, wurden die Festungen Luxemburg, Mainz und Landau zu sogenannten Bundesfestungen erklärt. Um auch äußerlich schon im Frieden anzudeuten, daß sie deutsches Gemeingut seien, ist ihnen eine aus mehreren Bundeskontingenten kombinirte Besatzung zugewiesen. Die zur Instandsetzung und Unterhaltung dieser Festungen benöthigten Gelder werden aus der Bundeskasse bestritten und sind zur Verstärkung der Besatzungen im Kriegsfalle vorzüglich die Kontingente derjenigen kleineren Bundesstaaten bestimmt, welche wegen ihrer geringen Größe nur Infanterie zu stellen haben und unter der Bezeichnung der Reserve-Infanterie-Division das 11. deutsche Armeekorps bilden. Die kriegerischen Gelüste der Franzosen im Jahre 1841 lenkten von Neuem die Blicke des besorgten Deutschlands auf seine gefährdeten Grenzen und da dieselben in ihrem südwestlichen Theile gegen Frankreich und die Schweiz nicht hinreichend gesichert erschienen, so wurde in einer Bundessitzung vom Jahre 1841 die Anlage zweier neuen Festungen und zwar zu Ulm und Rastatt beschlossen und deren Erbauung unvorzüglich begonnen. Obwohl die Ereignisse seit 1848 die Bundesgelder anderweit, namentlich zu der Schöpfung einer deutschen Flotte absorbirten, so sind die beiden letzten Festungen doch beinahe ihrer Vollendung nahe, gewähren wenigstens schon jetzt vollkommene Schutzwehren gegen den lüsternen Nachbar.

1) Luxemburg, in der Landessprache auch Lützelburg genannt, ist im Großherzogthum gleichen Namens an der Elz gelegen, hat 12,000 Einwohner und gilt schon seit frühen Zeiten als eine der stärksten Festungen Europa's. Sie ist in dem Besitz der verschiedensten Hände und eben so oft der Gegenstand blutiger Fehden gewesen. — Die Entstehung der Festung wird schon den Römern zugeschrieben, welche zur Zeit des Kaisers Gallienus auf diese Stelle ein festes Schloß erbauten. Ausgegrabene Münzen und eine mächtige Römermauer, welche noch heute ziemlich erhalten steht, machen ihren Ursprung unzweifelhaft. Im Jahr 496 kam Luxemburg unter die Herrschaft Clodewigs; 758 wurde es von Karl Martell der Abtei Trier geschenkt, in deren Besitze es 200 Jahre verblieb, worauf es mittelst Tausch an die Grafen der Ardennen fiel, von denen Siegfried 963 den Titel eines Grafen von Luxemburg annahm, und welcher die Mauern der Festung bedeutend erweiterte. Kaiser Karl IV. erhob 1354 das Land zu einem Herzogthume; sein Bruder Wenzeslaus war der erste Herzog. In Folge einer Verpfändung kam das Land an Elisabeth von Görlitz, doch behielt sich der Kaiser gewisse Hoheitsrechte vor. Einer seiner Nachfolger verschenkte sogar das Herzogthum an Herzog Wilhelm von Sachsen. Elisabeth mußte flüchtend das Land verlassen, eroberte es jedoch bald mit Hülfe des ihr verbündeten Herzogs Philipp von Burgund bis auf die feste Stadt zurück, in welcher Graf Gleichen mit 800 Mann Sachsen sich behauptete. Im all zu großen Vertrauen auf die Sicherheit der Werke vernachläßigte dieser die nöthigen Sicherheitsmaßregeln und so ward die Festung in der Nacht zum 22. November 1443 durch Ueberfall mittelst einer Leiterersteigung von den Burgundern genommen. Graf Gleichen hielt sich zwar in dem festen Schlosse noch bis zum 11. Dezember, mußte aber endlich wegen Mangel an Lebensmitteln übergeben. Herzog Wilhelm ließ sich seine Ansprüche mit Geld abkaufen. Durch Erbvertrag kam Luxemburg

1451 an Philipp von Burgund, welcher dem Kaiser die Hoheitsrechte abkaufte. Seine Enkelin Maria, Tochter Karl's des Kühnen, brachte aber Luxemburg durch ihre Verheirathung mit Maximilian von Oesterreich an dieses Regentenhaus. Unter ihrer Regierung wurden 1478 die Werke der Stadt bedeutend erweitert, auch Kanonen in dieselbe gebracht. Doch fiel sie 1479 dessen ungeachtet bei den in Flandern ausgebrochenen Unruhen in die Hände der Partei des Königs von Frankreich, ward aber in demselben Jahre vom Markgrafen von Baden wieder genommen. Im Jahre 1542 wurde sie abermals den Franzosen ohne Widerstand überliefert, zwar schon nach 8 Tagen vom Grafen von Nassau wieder in Besitz genommen, aber im folgenden Jahre 1543 abermals einer französischen Armee übergeben. Eine wenige Monate darauf angestellte Belagerung unter General Fürstenberg müßte wegen des Anrückens einer französischen Ersatzarmee aufgehoben werden, doch gelang es im folgenden Jahre, die Festung nach hartnäckiger Vertheidigung den Franzosen wieder zu entreißen. Ein 1558 von den Franzosen erneueter Versuch, die Festung in ihre Gewalt zu bringen, ward abgewiesen, eben so eine Unternehmung des Herzogs von Bouillon, welcher 1597 durch Kriegslist die Festung überrumpeln wollte. Die Sache wurde verrathen und sein Heerführer, Marschall Biron, mit großem Verluste zurückgeschlagen. Nach einer fast 100jährigen Ruhe erschien 1682 abermals eine französische Armee unter Marschall Crequi vor der Festung, mußte aber endlich unverrichteter Sache abziehen. Glücklicher war Crequi 2 Jahre später (1684), wo er die Festung nach hartnäckiger Vertheidigung überwältigte; der berühmte Vauban leitete den Angriff und gab der Festung nach ihrer Einnahme unter Anwendung der von ihm konstruirten bastionirten Trace die Gestalt, welche sie in der Hauptsache noch jetzt zeigt. Der Traktat von Regensburg überließ die Festung einstweilen den Franzosen, doch schon der Ryswiker Frieden brachte sie an die Spanier. Nachdem sie im spanischen Erbfolgekriege, ohne belagert zu werden, mehrfach ihre Besitzer gewechselt hatte, gelangte endlich beim allgemeinen Friedensschlusse Kaiser Karl VI. 1715 in den Besitz des Herzogthums Luxemburg. Im Zeitraume von 1728—34 wurden ihre Befestigungen wesentlich erweitert. Während der französischen Revolution sammelten sich viele französische Emigranten in Luxemburg und 1794 machten die Franzosen ernstliche Anstalten, diese Festung wieder in ihre Gewalt zu bringen. Am 5. August 1794 erschien eine französische Armee unter Moreau (aber nicht der bekannte General, der vor Dresden blieb) vor Luxemburg, welches aber in einem vortrefflichen Vertheidigungszustande war, eine Besatzung von 12,000 Mann hatte und von dem alten österreichischen Feldmarschall Bender vertheidigt wurde. Das ungünstige Angriffsterrain, der harte Winter von 1794—95 und die schlechte Verpflegung der französischen Truppen beschränkten diese auf eine Blokade, welche durch die sehr zweckmäßige aktive Vertheidigung der Oesterreicher häufig gestört wurde. General Moreau, welcher am 15. Februar 1795 einer Krankheit unterlag, wurde durch General Hatry ersetzt. Die Besatzung, welche auf eine so lange Zeit nicht verproviantirt war, gerieth endlich im Frühjahr 1795 in eine kritische Lage, zumal Preußen ganz vom Kriegsschauplatze abgetreten war. Als endlich alle Aussicht auf einen Ersatz verschwunden war, kapitulirte Feldmarschall Bender am 7. Juni 1795 wegen Mangel an Lebensmitteln, denn die Beschießung der Werke seiten der Franzosen hatte keine erhebliche Wirkung hervorgebracht. Die Besatzung zog mit Kriegsehren aus der Festung und erhielt freien Abzug. Von da an blieb sie in den Händen der Franzosen und ihrer Verbündeten, bis sie 1815 in den deutschen Bund sammt dem Großherzogthum gleichen Namens einverleibt wurde, obgleich sie dem Königreiche der Niederlande verblieb. Die Festung Luxemburg liegt am linken Ufer der Alzette, auch Elz oder Alzig genannt, eines von Süden nach Norden fließenden, dem Flußgebiet der Mosel angehörenden Flüßchens mit steinigtem Bett von ungefähr 50 Schritt Breite und 4—5 Fuß Wassertiefe. Die

Alzette läuft in einem tief eingeschnittenen von Sandsteinwänden begrenzten Thale in wiederholten Krümmungen hin und nimmt bei Luxemburg ein kleines von Westen herkommendes Gewässer von ähnlicher Beschaffenheit, den Petrusbach, auf, dessen Thalwände gleiche Formation mit denen der Alzette haben. Beide Gewässer treffen sich unter einem spitzen Winkel, in dessen Ecke oben auf dem Plateau die Stadt Luxemburg liegt. Dieselbe ist nur von der Nordseite vom Plateau her zugänglich, während ihre andern Seiten steil zu den genannten Wässern abfallen. Die mittlere Erhebung des Plateaus über der Alzette mag gegen 200 Fuß betragen, mithin bieten die steilen Thalwände an sich selbst hinreichende Sturmfreiheit. Wenn demnach die örtliche Beschaffenheit schon auf eine Befestigung hinweist, so ist es noch mehr die geographische Lage, welche der Festung Luxemburg eine große strategische Wichtigkeit verleiht. Sie bildet gewissermaßen einen vorgeschobenen Posten Deutschlands zur Deckung des Niederrheins im defensiven, und einen wichtigen Depotplatz den zahlreichen französischen Grenzfestungen gegenüber im offensiven Sinne. Bei einem Angriffe der Franzosen gegen den Rhein auf ihrer natürlichen Operationslinie gegen Mainz können sie Luxemburg nicht unbeachtet in ihrer Flanke liegen lassen. Jedenfalls absorbirt die Festung alsdann ein beträchtliches Einschließungskorps, welches der Operationsarmee im freien Felde abgeht, und von bedeutender Stärke sein muß, theils wegen der Schwierigkeit der Einschließung an sich, theils wegen der Möglichkeit von Offensivunternehmen seiten der Garnison, welche völlig ungehindert auf einer der 3 Hauptstraßen nach Trier, Thionville und Arlon debouchiren, sich mit Uebermacht auf einen der drei durch tiefe Thäler getrennten Theile der Einschließungsarmee werfen, dessen Kommunikationen gefährden und sich eine große Freiheit der Bewegung erhalten kann. Die Besatzung muß daher ungefähr durch eine doppelt stärkere Einschließungsarmee in Schach gehalten werden, was für 10,000 Mann Garnison also 20,000 Mann ausmacht. In der Offensive dient Luxemburg als trefflicher Hauptdepotplatz einer deutschen Armee gegen die nur 7 Stunden entfernten französischen Festungen Longwy und Thionville oder das 13 Stunden entfernte wichtige Metz und es ist im Allgemeinen nur zu bedauern, daß die eingeengte örtliche Lage des Punktes einer sehr starken Armee keine genügende Unterkunft gewähren kann und sich kein verschanztes Lager unter ihrem Schutz anbringen ließ. Die allgemeine Physiognomie der Befestigung bietet dem Sachverständigen das lehrreichste Studium, denn jeder der verschiedenen Besitzer der Festung hat etwas zur Vervollständigung beigetragen und hierdurch ein bleibendes Andenken hinterlassen; man erblickt hier in bunter Reihenfolge alte römische Mauern und Thürme, Thürme aus der Ritterzeit, die Manieren der ältesten spanischen und französischen Schulen, die Arbeiten des berühmten Vauban selbst und ausgeführte Projekte bis auf die neuesten Zeiten herab. Die Stadtbefestigung zerfällt in 3 Haupttheile, nämlich in die nach der Ebene gelegene nordwestliche Front, und in die nach der Alzette und nach dem Petrusbache gelegenen Fronten. Die Front der Ebene, durch welche die Straße nach Arlon führt, besteht aus einer dreifachen Reihe von Werken. Die hinterste ist eine bastionirte Trace, die mittelste eine zusammenhängende Reihe von Kontregarden und Halbmonden, die vorderste eine Reihe großer Lünetten. — Auf jedem Flügel der letzteren sind zu deren Flankirung sowohl auf dem Thalrande der Alzette, wie des Petrusbaches je 1 starkes detachirtes Werk vorgeschoben, welche zugleich das Plateau weithin beherrschen. Außerdem ist das Erdreich vor der 3. äußersten Reihe weithin bis auf den bloßliegenden Felsboden abgeschält, so daß ein Sappiren der Angriffsarbeiten darauf fast unmöglich erscheint. Die meisten Werke dieser Front sind kasemattirt und gewähren somit der Besatzung, so wie für Pulver-Vorräthe u. s. w. ein bombensicheres Unterkommen. Die beiden Fronten längs der Alzette und des Petrusbaches laufen auf dem steilen Felsenrande hin und bestehen theils aus einem einfach bastionirten Walle, theils nur aus hohen

Mauern, welche in unregelmäßiger Form den aus- und eingehenden Winkeln der Thalwand folgen. Auf der Mitte der Ostseite, einer scharfen Windung der Alzette zugewendet, bildet die Thalwand eine weit vorgestreckte Zunge, auf welcher der sogenannte Bock liegt, ein langes, schmales und sehr starkes Werk, welches eine Art Reduit (Rückhalt) bildet und durch welches die auf der Zunge zur Alzette hinabsteigende Straße nach Trier führt. Der Bock ist größtentheils in Felsen gehauen und äußerst fest, flankirt auch den geraden Lauf der Alzette unterhalb der Stadt. Die beiden Gewässer sind durch mehrere Brücken überspannt, können durch Schleußen angestaunt werden und außerdem sind die Thalwände noch durch querübergezogene Mauern vom Außenfelde abgesperrt. Das jenseits des Petrusbaches und der Alzette gelegene Terrain ist zur Sicherung des Debouchirens ebenfalls in den Kreis der Befestigungen gezogen worden und zwar befindet sich zuvörderst jenseits also am rechten Ufer des Petrusbaches auf dem Plateau gegen Süden ein zusammenhängendes starkes Außenwerk, Thionviller Front, sogenannt, weil die Straße nach Thionville und Metz hindurchführt. Hiernächst liegt auf dem rechten Ufer der Alzette dem Bock gegenüber auf einer diesem ähnlichen Landzunge, dem sogenannten Rahm, eine Reihe hinter einander erbauter und sich sekundirender Außenwerke, deren vorderstes, der sogenannte Fetschenhof, auf einer vorliegenden dominirenden Höhe liegt, welche das Debouchiren auf der neben diesem Werke ins Freie führenden Straße nach Trier sichert. Am Ende des Rahms zunächst der Alzette stand das älteste römische Schloß und eine mächtige stehengebliebene Römermauer dient noch heute zu einem letzten Abschnitt für die Werke des Rahms. Weiter unterhalb des Rahms treten fernerhin auf dem rechten Alzetteufer der Stadt gegenüber noch zwei parallele Höhenrücken an das Alzettethal, welche der Ober- und der Niedergrünewald genannt werden und deren Abhänge gleich denen des Rahms ebenfalls steil und felsig sind. Sie sind auf ihrem Rücken mit je einem Fort gekrönt und wurden von Vauban angelegt, um das Festsetzen des Feindes zu verhindern, der von hieraus die Stadt beschießen und die Befestigungen an der Nordfront flankiren könnte. Alle diese jenseits der beiden Gewässer gelegenen Außenwerke sind an ihren Flanken durch die obenerwähnten krenelirten Mauern quer über die Flußthäler mit der eigentlichen Stadtbefestigung in Verbindung gebracht, so daß dieselben nicht im Rücken genommen werden können. Hiernächst gewährt die Festung hinreichende und gesicherte Unterkünfte für Truppen, Vorräthe, Zeughäuser und Magazine, hat hinreichendes Wasser, und ist in jeder Beziehung so vortrefflich ausgerüstet, daß sie als eine der festesten Plätze anzusehen ist, der eigentlich nur durch Aushungerung zu nehmen ist. Die Friedensgarnison besteht für gewöhnlich aus 3000 Mann preußischen Truppen, soll aber nach den Bundesbestimmungen im Kriegsfalle noch verstärkt werden durch 3000 Mann Preußen, 2556 Luxemburger (niederländischer Antheil am deutschen Bundesheer) und 1450 Mann der Reserve-Infanterie-Division (Waldeck, Detmold und Schaumburg), in Summa 7000 Mann.

2) **Mainz**, die Hauptstadt des auf dem linken Rheinufer gelegenen Theils des Großherzogthums Hessen, liegt am linken Ufer des Rheins, kurz unterhalb des auf dem rechten Ufer einmündenden Mains, und zählt ungefähr 26,000 Einwohner ohne die Garnison. Mainz ist als Mittelglied der großen Befestigungen am Rheine von größter Wichtigkeit und sein Besitz war meist entscheidend für die Beherrschung des Rheins. Eine im Laufe der Jahrhunderte möglichst verbesserte Befestigung giebt der Festung eine große lokale Vertheidigungsfähigkeit, und sichert ihr, da sie eine größere Armee aufzunehmen im Stande ist, nicht nur einen festen Flußübergang, sondern auch die Beherrschung der Operationsfelder zu beiden Ufern des Mains und des linken Rheinufers. Mainz bildet das Haupthinderniß für eine französische Invasionsarmee auf der Hauptoperationslinie, die von Metz ins Herz von Deutschland führt, während es in der Offensive einen vortrefflichen

Depotplatz mit gesichertem Flußübergang im Rücken und einen vorzüglichen Stützpunkt für Operationen längs des Stromes gewährt. Mainz selbst liegt auf der Thalsohle des linken Rheinufers, ist eng und winkelig gebaut und hat im Innern wenig freie Plätze. Die Befestigungen erstrecken sich bis auf die Ausläufe der sich gegen Mainz vom Donnersberge herabziehenden und verlaufenden Höhenzüge, von denen besonders zwei zu bemerken sind, nämlich das Hechtsheimer Plateau, welches sich in bedeutender Breite parallel zum Rhein von Süd gegen Nord bis nach Mainz hinein sanft verläuft, und gegen den Rhein steil abfällt, während es auf der westlichen Seite durch den sich zu einem Grunde vertiefenden Wildbach begrenzt ist, und die Hardten Höhe oder der Hardenberg, der sich von Nordwesten her plateauartig an die Stadt heranzieht, unterhalb der Stadt steil gegen die Thalsohle des Rheins, dort Gartenfeld genannt, abfällt und im Westen vom Gonsenheimer Bache begrenzt wird. Zwischen beiden Höhenzügen liegt gegen Westen hin ein von beiden beherrschtes flaches, welliges Terrain, über welches die Pariser Straße führt und welches dicht bei der Stadt durch den oben erwähnten Zahlbacher Grund, in welchen der Wildbach läuft und dessen Ende mit dem obern Gartenfeld zusammenfällt, quer durchschnitten wird. Das Hechtsheimer Plateau und der Hardenberg sind daher die natürlichen Angriffspunkte, in Folge dessen aber auch am stärksten befestigt worden, während der Zahlbacher Grund, der beide an ihren Ausläufen verbindet, als völlig von der Festung beherrscht, zeither nur als Zwischenverbindung Werth für den Angreifer hatte. Das Gartenfeld, dicht unterhalb der Stadt längs des Rheinufers anschließend, ist ein über 1/4 Stunde langes, an der Stadt 1200 Schritt, am äußersten Ende des Hardenberges 800 Schritt breites fruchtbares Gartenland, mit Gartenhäusern theilweise bedeckt und durch die dem Rheine zufließenden gedachten Gewässer, nämlich den Wildbach und Gonsenheimer Bach bewässert. Es kann als Lagerraum für eine große Armee benutzt werden. Im Rheine selbst sind vielfache Inseln. Mainz gegenüber liegt Castel oder auch Cassel, ein Ort mit 2000 Einwohnern. Das Terrain vor demselben längs des Rheins und gegen den Main hin ist völlig eben und erst 1/4 Stunde vom Städtchen beginnen die Ausläufer der Hochheimer Weinberge. Beide Städte sind durch eine 766 Schritt lange starke hölzerne Schiffbrücke für schweres Fuhrwerk verbunden. Eine große Anzahl von Schiffmühlen ist auf dem Strome verankert.

Die Erbauung von Mainz wird dem römischen Feldherrn Drusus zugeschrieben, welcher es im Jahre 13 v. Chr. unter dem Namen Maguntia gründete. Noch heute steht im Innern der Citadelle ein massiv steinerner Thurm, der seinen Namen führt und den die 22. Legion dem Andenken ihres Führers weihte. Trajan, welcher bevor er 98 n. Chr. Kaiser wurde, Oberfeldherr am Rheine war, ließ eine Brücke über den Rhein bauen, deren Pfeiler bei niedrigem Wasserstande noch zu sehen sind. Nachdem Mainz später abwechselnd in den Händen der Römer, Allemannen, Hunnen u. s. w. gewesen war, kam es an die fränkischen Könige, von denen es insbesondere Dagobert (622—638) beträchtlich erweiterte. Karl der Große ließ 803 auf die Pfeiler der Trajanischen Brücke eine solche hölzerne bauen, die aber schon nach 10 Jahren ein Raub der Flammen wurde. Im Mittelalter ward die Stadt von Bischöfen regiert und nahm einen mächtigen Aufschwung, als sie im Jahre 1255 an die Spitze des rheinischen Bundes zur Erringung des Landfriedens und der Sicherheit des Handels trat. Zur Hussitenzeit wurde die Befestigung, welche bis dahin aus doppelten Gräben und Mauern bestand, zwar bedeutend verstärkt, aber doch im Kriege Moritz's von Sachsen mit Kaiser Karl V. während einer 8wöchentlichen Occupation hart mitgenommen. Während des 30jährigen Krieges fiel Mainz 1631 in die Hände der Schweden, welche seine Befestigungen erweiterten, dann ohne Vertheidigung in die der Franzosen, welche es jedoch im westphälischen Kriege wieder räumen mußten. Während des dritten Krieges Ludwig's XIV. hatten die Franzosen 1688 Mainz

ohne Schwertstreich besetzt, wahrscheinlich nicht ohne geheimes Einverständniß des Kurfürsten Franz von Ingelheim. Im folgenden Jahre Mitte Juli erschien endlich ein Reichsheer unter dem Prinzen Karl von Lothringen zur Hülfe der bedrängten Rheinlande, welche die Festung nach einem regelmäßigen Angriffe von mehreren Seiten endlich am 18. September zum Falle brachten. Der französische Kommandant, Marquis d'Uxelles, hatte sich mit großer Bravour vertheidigt. Im Jahre 1792 am 19. Oktober erschien ein französisches Heer unter General Custine vor der Festung. Obgleich die Festung in schlechtem Zustande war, so hatte sie doch 193 Geschütze auf ihren Wällen, eine Besatzung von 3000 Mann und hinreichende Kriegsbedürfnisse aller Art. Custine selbst hatte nur etwa 12,000 Mann unter seinen Befehlen und nur leichtes Feldgeschütz bei sich, dennoch glaubte der Kommandant, General von Gymnich, die Festung nicht halten zu können und übergab sie ohne Weiteres nach 2 Tagen, am 21. Oktober, den Franzosen, welche in Folge dessen das Land zwischen Rhein, Main und Lahn in ihre Gewalt bekamen und aussaugten. Mainz und Castel wurde von ihnen schleunigst in Vertheidigungszustand gesetzt, denn bald gewahrten die Alliirten, welchen Edelstein sie sich aus den Händen gegeben hatten, und alle Anstrengungen derselben konzentrirten sich zu Anfang des Jahres 1793 zur Wiedererlangung der Festung, welche als Centralpunkt für die weiteren Operationen angesehen wurde. General Custine hatte 22,000 Mann unter General d'Oyre hineingelegt und vertheidigte mit dem Reste seiner Armee (25,000 Mann) das linke Rheinufer, wobei er durch die Moselarmee und mehrere kleinere Abtheilungen unterstützt wurde, die seine Stärke im freien Felde auf 57,000 Mann brachten. Die deutschen Armeen am Mittelrheine traten zwar mit großer Stärke auf und bestanden in der Hauptsache aus 60,000 Mann Preußen, Sachsen und Hessen unter Herzog Ferdinand von Braunschweig, 30,000 Oesterreichern, Emigranten und schwäbischen Kreistruppen unter General Wurmser, und mehreren detachirten Korps, allein die Zaghaftigkeit des Herzogs von Braunschweig und die Fügsamkeit Wurmser's ließen keine Uebereinstimmung in die Operation kommen und so begann erst am 31. März die weitere und am 14. April die engere Einschließung von Mainz, nachdem das linke Ufer zunächst Mainz gesäubert war. General Graf Kalkreuth führte den Oberbefehl über das ganze, anfangs 38,000 Mann starke Blokadekorps, während 55,000 Mann Preußen und Oesterreicher den Feind auf dem linken Rheinufer in Schach hielten, der theils hinter den sogenannten Weißenburger Linien in der Pfalz eine feste Stellung bezogen hatte, während ein anderes Korps desselben hinter der Mosel das Weitere abwartete. Die Belagerung von Mainz ward während dieser Zeit nicht hinreichend eifrig betrieben, denn wenn man auch auf dem linken Rheinufer einige Fortschritte gemacht hatte, so erhielt sich dagegen die Garnison auf dem rechten Rheinufer durch mehrere kühn und stark geführte Ausfälle eine große Freiheit der Bewegung. Am 17. Mai vor seinem Abgange zur Nordarmee versuchte Custine durch einen kombinirten Angriff eine Aufhebung der Belagerung, welcher aber an der Ungeübtheit und Unzuverlässigkeit seiner untergebenen Generale scheiterte. Inzwischen war das Belagerungsgeschütz von Mainz angekommen und in der Nacht zum 19. Juli die erste Parallele eröffnet worden. Das Belagerungskorps, um 10,000 Mann verstärkt, ging nun kräftiger zum Angriffe vor, eroberte am 18. Juli das Dorf Weißenau, welches auf Kanonenschußweite von den äußersten Werken (dem Weißenauer Lager) auf dem Hechtsheimer Plateau liegt und begann von hieraus mit 19 Mörsern und 45 Kanonen sein Feuer. Einige Tage später standen auf dem linken Rheinufer 50 Wurfgeschütze und 97 Kanonen in Batterie, deren Feuer nicht sehr lebhaft erwidert wurde, da die Belagerten nur 96 Geschütze hatten. Die gleichzeitig erfolgte Eroberung der Rheininseln hatte auch bald die Zerstörung der Schiffmühlen zur Folge und als bald darauf Mangel an Fleisch und Mehl bei der Garnison entstand, übergab d'Oyre am 23. Juli unter der Bedingung freien Abzuges die Festung an die Preußen.

Im Jahre 1794 erfolgte nach dem allgemeinen Rückzuge der Verbündeten hinter den Rhein am 1. November abermals eine Einschließung der Festung Mainz auf dem linken Rheinufer durch eine französische Armee von 50,000 Mann unter General Ambert, später unter Kleber, endlich Anfang 1795 unter General Schaal. Mit einem großen Aufwand von Kräften wurde von denselben die Festung im Laufe des Winters und Frühlings mit einer zusammenhängenden Verschanzung, sogenannten Kontravallationslinie eingeschlossen, allein der Mangel an Belagerungsgeschütz, so wie der harte Winter, der die in Allem vernachlässigte Blokadearmee durch Hunger und Krankheiten aufrieb, verhinderte eine regelmäßige Belagerung, und man darf den unglücklichen Ausgang dieses Unternehmens der Franzosen dreist dessen fehlerhaftem Anfange zuschreiben. Nach dem Falle von Luxemburg (7. Juli 1795) erhielten sie zwar Belagerungsgeschütz und schlossen durch die Operationen im freien Felde begünstigt Mainz auch auf dem rechten Rheinufer am 25. September 1795 ein, allein schon nach wenigen Wochen mußten sie es wieder räumen. Der österreichische Feldherr, Feldmarschall Clerfait beschloß nunmehr ernstlich, mit der Garnison, welche unter dem Gouverneur, Generalmajor von Neu, mit 411 Geschützen und 15,000 Mann Oesterreichern als Besatzung sich bis dahin sehr passiv erhalten hatte, die Festung vollständig auch auf dem linken Rheinufer zu entsetzen. Am 29. Oktober wurden in der That die Franzosen nach einer sehr geschickten Disposition Clerfait's in ihren Verschanzungen angegriffen und, zumal sie alle Vorsichtsmaßregeln vernachlässigt, mit Verlust alles Geschützes total zersprengt. Im Feldzuge 1796 wurde Mainz abermals am 14. Juli mit 26,000 Mann unter Marceau eingeschlossen, die Blokade mußte aber im September wegen der Ereignisse auf den übrigen Kriegstheatern abermal ohne Erfolg aufgegeben werden. Was der Kriegskunst der Franzosen so nach[illegible] nicht gelungen war, errang aber ihre Diplomatie, denn als die österreichische Besatzung im Dezember 1799 in Folge eines geheimen Artikels des Friedens zu Campo Formio die Festung verließ, sah sich der Kurfürst, der nur 3000 Mann zur Verfügung hatte, genöthigt, den Befehl zur Uebergabe zu ertheilen, wenn er nicht aufs Neue sein Land feindselig behandelt sehen wollte. So kam dieses Bollwerk Deutschlands ohne Schwertstreich in die Hände der Franzosen, denen es erst 14 Jahre später wieder entrissen wurde. Sie hatten diese Zeit trefflich benutzt, die Festungswerke tüchtig zu verstärken. Nach der Schlacht bei Leipzig und dem Rückzuge der Franzosen hinter den Rhein ward Mainz auf dem rechten und am 1. Januar 1814 auch auf dem linken Ufer von den Alliirten eingeschlossen. Der Mangel an Belagerungsgeschütz gestattete aber nur eine Blokade, welche durch die Garnison nicht wesentlich gestört wurde. Nach der Einnahme von Paris kapitulirte die Besatzung am 4. Mai 1814 und Mainz gelangte in den deutschen Besitz zurück, worauf es 1815 wegen seiner strategischen Wichtigkeit zur deutschen Bundesfestung erklärt wurde. Die im Vorgehenden geschilderten Ereignisse hatten am besten den Werth dieser Festung gegen den fränkischen Nachbar dargethan und so hat denn die Befestigungskunst der neuern Schule nicht ermangelt, im Laufe der letzten 30 Jahre die früher hervorgetretenen Mängel zu verbessern und Mainz durch neue Befestigungsarbeiten zu einem Waffenplatz ersten Ranges zu erheben.

Die Befestigung der Stadt besteht aus einer dreifachen Umfassung. Die innerste bildet der die Stadt unmittelbar umgebende Hauptwall mit 17 Bastionen, welcher nach einer Art altitalienischer Manier erbaut ist. Der rechte Flügel begrenzt das Gartenfeld, ersteigt die letzten Verläufer des von Heiligenkreuz aus laufenden Plateaus und lehnt sich mit seinem rückwärtsgebogenen linken Flügel an den Rhein, so daß die ganze Trace ungefähr die Gestalt eines Halbkreises hat, dessen beide Enden durch den Rhein in gerader Linie verbunden sind. In der Umfassung selbst auf ihrem dominirendsten Punkte gegen Hechtsheim (südlich) gewendet liegt die bastionirte Citadelle mit Kasernen in ihrem Innern. Durch

den Hauptwall führen 4 Thore und die Ludwigs-Eisenbahn, letztere aufwärts längs des Rheins, ins Freie. Die Rheinseite ist mittelst einer hohen krenelirten Mauer, welche viele Plattformen zu Geschützaufstellungen hat, gegen den Strom abgeschlossen, zu welchem 6 Thore führen. Die zweite Umfassung wird durch eine dicht am Fuße des Glacis der Hauptumfassung laufende Reihe zangenförmiger Erd-Werke gebildet, auf deren rechten Flügel ein starkes Fort, der Hauptstein, auf den gegen die Stadt abfallenden Vorsprung des Hardenbergs vorgeschoben ist. Von letzterem durch den Wildbach getrennt zieht sich weiterhin auf den Ausläufen des von Heiligenkreuz und Hechtsheim abfallenden Plateaus eine Reihe einzelner, geschlossener Forts, deren letztes, das Fort Karl, sich bis zu dem nach dem Rheine abfallenden Hange erstreckt. Alle diese Forts bestreichen sich unter einander und sind mit steinernen Reduits versehen. Da das mehrfach gedachte Hechtsheimer und Heiligenkreuzer Plateau wahrscheinlich wie 1793 wegen seiner günstigen Lage der einzige Hauptangriffspunkt sein wird, so ist zur größern Verstärkung dieser gefährdeten Seite noch eine dritte Reihe selbstständiger Schanzen vorgelegt, welche auf dem linken Flügel dicht am Rheine, der Einmündung des Mains gegenüber, mit der Weißenauer Verschanzung (Weißenauer Lager) beginnt. Dieses sehr starke, geschlossene und zur Minenvertheidigung eingerichtete Fort muß seiner das Vorterrain weithin bestreichenden Lage wegen vor Allem genommen werden und ist vorzüglich zu größern Ausfällen geeignet. Am Fuße desselben auf der Thalsohle des Rheins liegt zur Sicherung vor Rückenangriffen eine starke Defensivkaserne. Uebrigens umschließt das Fort zahlreiche bombenfeste Räume zu gesicherter Unterkunft der Besatzung. An den rechten Flügel dieses Forts schließen sich weiterhin eine Reihe einzelner Feldschanzen, zum Theil französischen Ursprungs, welche auf dem Thalrande des Zahlbacher Grundes gelegen, diesen unmittelbar vertheidigen, wozu zwei Vertheidigungsthürme sogar bis jenseits des Grundes vorgeschoben worden sind. Jenseits des Grundes reihen sich in der dritten Linie die Befestigungen des Hardenberges an, welche sehr zweckmäßig vom Hauptstein rückwärts enfilirt werden und einer im Gartenfelde gelagerten Armee nicht nur den nöthigen Flankenschutz, sondern auch die Freiheit des Debouchirens gewähren. Den äußersten rechten Flügel bildet die am Ende des Gartenfeldes zur Sicherheit der Stau-Vorrichtungen am Rheine angelegte Inundationsschanze, welche wieder im Rücken vom Hauptwall, Hauptstein und den Rheininseln vertheidigt wird. Durch den Wild- und Gonsenheimerbach kann das ganze Gartenfeld überschwemmt und unpassirbar gemacht werden. Die Befestigung von Castel besteht aus einer bastionirten Trace nach französischer Manier mit vorgeschobenen Lünetten und meist nassen Gräben. Die Rheinseite ist durch eine krenelirte Mauer geschlossen. Als Reduit dient eine am Rheine gelegene große Defensivkaserne. Die Befestigung wird durch 2 Thore, das Wiesbadner und das Frankfurter, und zweimal durch die Taunuseisenbahn durchschnitten, deren Bahnhof sich sehr zweckmäßig wie auch in Mainz derjenige der Ludwigsbahn im Innern der Befestigung befindet. Stromaufwärts zwischen Castel und der Einmündung des Mains liegen, mit der Front gegen Osten durch einen todten Arm des Mains gedeckt und von Castel aus flankirt, einige Erdwerke, die sogenannten Rheinschanzen, welche ein Festsetzen des Feindes, falls er von hieraus die gegenüberliegende Stadt beschießen oder das Weißenauer Lager flankiren wollte, verhindern und zugleich einen Brückenschlag über den Main unterstützen sollen, zu welchem Zwecke auch jenseits des Mains auf der an seinem Ausfluß in den Rhein gelegenen Ecke, der sogenannten Mainspitze, ein permanentes Werk angelegt ist. Schon die Schweden hatten hier im 30jährigen Kriege eine Redoute, die Gustavsburg genannt, angelegt, deren Reste noch sichtbar sind. Stromabwärts von Castel, dem Gartenfelde gegenüber, liegt endlich noch dicht am Rheine das Fort Montebello, ein starkes geschlossenes Werk, neben welchem die Straße nach Bieberich hinführt. Dieses Fort dient theils zum Schutz beim Schlagen einer Brücke über die hier im Strom gelegenen Inseln nach dem Gartenfelde hinüber,

theils um den Belagerer zu verhindern, sich hier festzusetzen, von woaus er leicht die oberhalb gelegene gewöhnliche Rheinbrücke oder die im Gartenfelde lagernden Truppen beschießen könnte. Den Kreis der Befestigungen schließen endlich die auf den gedachten Inseln, der Peters Aue und der Ingelheimer Aue, gelegenen Werke, welche den Fluß stromab beherrschen. Der Umfang der äußersten Befestigungen mag gegen 3 Stunden betragen, erfordert daher eine sehr starke Garnison und bringt neben dem Nachtheil der Zersplitterung der Kräfte auch die Nothwendigkeit zahlreicher Kriegsbedürfnisse mit sich. Jedenfalls leidet Mainz an einer zu großen Anhäufung von Werken, eine Folge der ersten zu engen und fehlerhaften Anlage. Dem österreichischen Oberst Scholl gebührt das Verdienst, diesen Uebelstand erkannt und dadurch abgeholfen zu haben, daß er die Hauptstärke in die äußerste Umfassung gelegt und hierdurch der Möglichkeit einer frühzeitigen aktiven Vertheidigung den größtmöglichen Spielraum gegeben hat, während er die innern Enceinten nur auf den ihnen nöthigen Wirkungskreis reducirte und danach verbesserte. Im Frieden hat Mainz eine aus Oesterreichern und Preußen gemischte Besatzung von beiläufig 4000 Mann; das Gouvernement und die Kommandantschaft wechseln zwischen Oesterreich und Preußen. Die Kriegsbesatzung soll aus einer Verstärkung von 7000 Mann Preußen, 7000 Mann Oesterreichern, 6732 Mann von der Reserve-Infanterie-Division (meist Kontingente der thüringischen Herzogthümer) Summa 20,732 Mann bestehen, was indessen, da die unmittelbare Vertheidigung gegen 12,000 Mann erfordert, zu einer aktiven Vertheidigung mit weit ausgreifenden Ausfällen, wozu Mainz so geeignet ist, zu gering erscheint, falls nicht eine Armee unter seinen Mauern Schutz gesucht hat. Die Ausrüstung an Waffen und Munition wird schon im Frieden vollzählig erhalten und ist ausreichend zu nennen.

3) **Landau**, eine Stadt von 6000 Einwohnern, ist im baierischen Rheinkreis (der Pfalz) am Queichfluß gelegen, welcher in gerader, westlicher Richtung dem 5 Stunden entfernten Rheine zufließend hier die unter dem Namen der Queichlinien bekannte Defensivstellung bildet, deren Mittelpunkt Landau ausmacht. Da sich zugleich in paralleler Richtung zum Rheine in 6—7 Stunden mittlerer Entfernung das Haardtgebirge (den Vogesen angehörend) hinzieht, so erhalten die in dieser Ebene der Rheinniederung gelegenen Festungen Landau und Germersheim in Verbindung mit den diese Niederung rechtwinkelig durchschneidenden sumpfigen Wässern als natürliche Vertheidigungslinie gegen Frankreich eine wichtige Bedeutung, indem sie Front gegen Straßburg machen, die Pfalz schützen und gewissermaßen eine Flankenstellung auf feindlichem Stromufer gewähren. Freilich wurde Landau zum entgegengesetzten Zweck von Ludwig XIV., nämlich um das in Besitz genommene Elsaß gegen Deutschland zu schützen, erbaut, heute dient es für den umgekehrten Fall. Ueberdies schützt Landau die Rheinstraße von Straßburg nach Mannheim und Mainz und ist als vorgeschobener Posten ein nicht unwesentliches Glied für die Rheinvertheidigung, wenn auch die heutige Kriegführung nicht jenen übertriebenen Werth auf solche Defensivlinien legt, wie dies noch in den französischen Revolutionskriegen stattfand. Die frühere Geschichte Landaus, als es nur die Städtebefestigung hatte, beschränkt sich auf seine zahlreichen Fehden, namentlich mit Speyer, bis es endlich 1680, nach der Besitznahme des Elsaß durch Ludwig XIV. durch Vauban zu einer Festung höherer Bedeutung umgeschaffen wurde. Bereits im Jahre 1702 wurde es von einer Reichsarmee unter dem Markgrafen von Baden eingenommen, doch 1703 von den Franzosen wieder genommen, worauf es 1704 abermals nach hartnäckiger Vertheidigung in die Hände des obigen Feldherrn fiel. 1713 wurde es durch den Marschall Villars abermals genommen und im Frieden von Rastatt 1714 förmlich an Frankreich abgetreten. 1793 wurde Landau von den Preußen berannt, allein die große Lauheit im Angriff und der gute Stand, in dem sich die Festung befand, vereitelten deren Eroberung. Im Jahre 18[illegible] wurde es nur blockirt, doch führte die schwache Besatzung eine sehr kühne aktive Vertheidigung und so kapitulirte die Festung erst nach der Einnahme von Paris.

In dem kurzen Feldzuge von 1815 wurde Landau nur eng eingeschlossen, und wie bekannt nach Beendigung desselben zur deutschen Bundesfestung erhoben, doch dabei ganz in baierischen Händen gelassen.

Landau ist eine Stadt von regelmäßiger Bauart mit mehreren freien Plätzen. Von Süden wie von Norden treten Höhenzüge an sie heran, welche in die Befestigung gezogen werden mußten und das Thal der Queich sehr einengen. Vauban soll deshalb beabsichtigt haben, das $\frac{1}{2}$ Stunde weiter abwärts in der Ebene gelegene Dorf Queichheim statt Landau zu befestigen. Allein der damalige Kriegsminister Louvois, ein persönlicher Gegner Vauban's, wollte dessen Kunst auf einem schwierigen Terrain erproben, wie man sagt, scheiterte aber mit dieser Intrigue an Vaubans Genie, der die Queich, da diese bei Landau nicht wie bei Queichheim so leicht abzugraben ist, mit Vortheil zur Inundation des Außenterrains der Festung benutzte. Die Queich, welche die Stadt mitten durchströmt, theilt nämlich auch deren Befestigungen in 2 Theile, von denen die des rechten Ufers, aus 3 Bastionen bestehend, die französische Seite, dagegen die des linken von 5 Bastionen die deutsche Seite genannt werden. Die vorstehend erwähnte Ueberschwemmung umgreift die ganze deutsche und unterhalb der Stadt auch einen Theil der französischen Seite. Auf der Mitte der deutschen Seite führt eine Straße nach Germersheim, Speyer und über Neustadt nach Mannheim und Worms und auf der französischen Seite eine nach Zweibrücken und eine über Weißenburg wie Lauterburg nach Straßburg. Die Befestigung von Landau wurde nach Vauban's eigenen Angaben von 1688 an erbaut und im Laufe des 18. Jahrhunderts von den Franzosen erweitert. Die Trace ist nach Vauban's zweiter Manier, ganz regelmäßig und besteht in der Hauptsache aus 8 abgerückten Bastionen mit dahinter gelegenen steinernen bastionsförmigen Thürmen. Die Werke auf der französischen Seite sind fast alle mit Mauerwerk verkleidet. Der Hauptgraben kann im Bedarfsfalle bewässert werden und sind zum Schutz der Stau- und Schleußenvorrichtungen beim Ein- und Austritt der Queich zweckmäßige Schutzwehren für dieselben angelegt. Vor dem Glacis sind auf beiden Seiten Lünetten und Fleschen, auf der französischen zum Theil mit unterirdischen Kommunikationen erbaut worden. An den Außenwerken sind zu bemerken das sogenannte Cornichon, ein vor der Mitte der französischen Seite gelegenes und bis auf die der Stadt sich von dieser Seite nähernden Höhe vorgeschobenes Hornwerk, welches rückwärts an die Hauptbefestigung angehangen ist. Da von dieser Seite wie früherhin der Angriff zu erwarten steht, und dieses Werk nicht hinreichende Stärke besitzt, so ist es mit Demolirungsminen versehen, um es zerstören zu können, wenn man es verlassen muß. Auf der Höhe, welche von der deutschen (nördlichen) Seite nahe an die Befestigungen herantritt, ist jenseits der Inundation ein ähnliches aber weit stärkeres Werk wie das Cornichon, das sogenannte Fort, angelegt; beide Werke haben am Fuße des Glacis noch vorgeschobene Lünetten und Fleschen. Außer diesen beiden Hauptaußenwerken ist noch eine Anzahl kleinerer rings um die Festung zur Erschwerung der Annäherung vorgelegt. Zahlreiche und zweckmäßig angelegte Schleußenspiele erlauben binnen wenigen Tagen den Hauptgraben und den Ueberschwemmungskessel vor der Hauptumfassung unter Wasser zu setzen, da die Queich wegen der Nähe des Gebirges immer stark bewässert ist. Die längs der Queich nach dem Rheine zulaufenden Verschanzungen der Queichlinien sind fast verfallen, dürften auch ihre Wichtigkeit verloren haben. Dagegen sind die Werke der Festung in gutem Stande und gegen jeden Angriff gerüstet, obgleich der quellige Boden, auf dem die Stadt steht, immerwährend zu bekämpfen ist. Nächst diesem Uebelstande, der bei zweckmäßigen Maßregeln des Angreifers sehr fühlbar werden kann, ist noch die zu große Anzahl und Ausdehnung der Erdwerke hervorzuheben, wie auch der Mangel an bombensichern Unterkunftsräumen, wenn eine starke Besatzung in die Festung geworfen wird. Die Friedensbesatzung besteht für gewöhnlich aus 2—3000 Mann, soll aber nach den Bundesbestimmungen im Kriege verstärkt werden durch 4000 Mann Baiern und 2290 Mann der Reserve-Infanterie-

Division (Sondershausen, Rudolstadt, Lichtenstein, Reuß ꝛc.). Bekannt ist, daß während des pfälzischen Aufstandes 1848 die Pflichttreue der Besatzung deren Besitznahme durch die Insurgenten verhinderte.

4) Rastatt im Großherzogthum Baden, 10 Stunden unterhalb Straßburg, am Einflusse des Oosbaches in die Murg auf der Thalsohle des rechten Rheinufers gelegen, ist eine Stadt von 4500 Einwohnern und war früher Residenz der Markgrafen von Baden. Aus der frühern Geschichte ist es durch den Rastatter Frieden vom 6. März 1714 und durch den 1797—1799 daselbst abgehaltenen Kongreß bekannt, welcher mit der ominösen Ermordung der französischen Gesandten endigte. Durch Bundesbeschluß wurde es im Jahr 1841 zur Bundesfestung erklärt, da man den alten Weg, den die Franzosen von je her ins Herz von Deutschland gewählt haben, mit Recht für unzureichend gesichert hielt. In der That fehlte es bis dahin, da man Straßburg 1815 unverantwortlicherweise in französischem Besitz gelassen hatte, an einem mächtigen Gegenpunkt in der alles Schutzes entbehrenden Rheinebene, die gewöhnlich dem Gegner überlassen war, indem man von vornherein den Schwarzwald als erste Vertheidigungslinie betrachtete, wie denn auch der Rhein in der That mehr als ein vorgelegtes Hinderniß zum Schwarzwalde zu betrachten ist. Demnach leuchtet der große Vortheil in die Augen, den eine an den Fuß des Gebirges zu dessen Vertheidigung gelegte Festung gewähren muß, welche, wie Rastatt mit eigenen gesicherten Flanken, auf der Flanke der feindlichen Operationslinie (Straßburg-Stuttgart) steht. Der Angreifer wird genöthigt, durch eine starke Macht die Festung zu parallelisiren, denn würde er von der Festung geschlagen, so sind seine Brücken gefährdet und er muß seine gegen den Schwarzwald offensiv vorgegangenen Truppen schleunigst, vielleicht sogar mit einer Verlegung der Rückzugslinie zurückrufen, um sie nicht abschneiden zu lassen. Nächst dem sichert der strategische Bogen Rastatts unmittelbar die zunächst gelegenen Eingänge in den Schwarzwald etwa vom Renchthale abwärts und da die Festung von französischer Seite nicht wohl in den Rücken genommen werden kann, so lange Landau und Germersheim noch in deutschen Händen sind, so gewährt ein unter ihrem Schutze angelegtes Lager zugleich den Vortheil, mittelst der nördlich und künftighin östlich zuführenden Eisenbahnen aus dem Innern Deutschlands frische Streitkräfte anzusammeln und eine erneuerte Offensive rheinaufwärts gegen des Feindes empfindlichste Seite vornehmen zu können. In allen Fällen wird bei einer französischen Invasion Rastatt von den Franzosen nicht unbeachtet liegen bleiben dürfen, eine beträchtliche Armee zu seiner Einschließung absorbiren und diese Kräfte den Angriffstruppen gegen den Schwarzwald entziehen. Den Nebenvortheil, das beträchtliche Eisenbahnmaterial der badischen Eisenbahn, falls man dieses nördlich und östlich nicht abführen könnte, zu bergen, bietet leider Rastatt nicht, da man den Bahnhof fälschlich außerhalb der Festung angelegt hat, wodurch leider noch andere Nachtheile herbeigeführt worden sind (s. u.).

Rastatt ist eine freundliche, geräumige Stadt mit viel freien Plätzen, in der Rheinebene in gerader Linie 1½ Stunde vom Fuße des Schwarzwaldes, und eben so weit vom Rheine entfernt. Die großen Straßen von Straßburg und von Offenburg nach Karlsruhe führen durch die Festung. Mitten durch die Stadt fließt die Murg, ein Fluß von 20—30' Breite und 2—3' gewöhnlicher Wassertiefe, der aber zur Frühjahrszeit, so wie nach Gewitterregen im Sommer, oft mächtig anschwillt, daß er dann als Vertheidigungslinie betrachtet werden kann. Die Murg ist mit hohen steinernen Dämmen eingefaßt, und in so wie unterhalb Rastatt kanalisirt (Gewerbskanal). An ihrem Einfluß in den Rhein bildet sie mit dessen Nebenarmen ein Netz von Wasserarmen in sehr sumpfigem, bedecktem Terrain, welches leicht gegen den Feind zu halten ist. In Rastatt selbst nimmt die Murg noch ein kleines Gewässer, den Oosbach, auf, welches nur bei Hochwasser von einiger Bedeutung ist. Obgleich die Stadt in der Ebene (der Rheinniederung) liegt, so treten doch einige kurze plateauartige Rücken hervor, welche insbesondere

durch das alte Ufer des Rheins, das in mehrfacher Windung mit 20—30′ Höhe die Ebene durchschneidet, gebildet werden. Man hat daher mit vielem Geschicke die 3 beherrschendsten und am weitesten vorspringenden dieser Terrainerhebungen benutzt, mit starken Befestigungen, sogenannten Forts, gekrönt und die Verbindung dieser 3 Hauptpunkte nur durch einfach konstruirte Anschlüsse bewerkstelligt. Der erste Plan hierzu ist vom kaiserlich österreichischen General Scholl entworfen und vom Feldzeugmeister von Latour (der spätere Kriegsminister) und kaiserlich österreichischen Major Eberle weiter ausgeführt worden, welcher letzterer auch den Bau der Festung selbst geleitet hat. Die anfänglich projektirte Anlage eines verschanzten Lagers im Bereiche der Festung ist aus Finanzrücksichten wesentlich modifizirt worden. Die Trace, nach welcher die Hauptumfassung gebaut ist, gehört der neuern deutschen Schule an, und ist eigentlich eine Erweiterung der von Montalembert, Carnot und andern Franzosen zuerst aufgestellten Prinzipien. Die hauptsächlichsten der in Rastatt wie auch in Ulm (s. u.) durchgeführten Ideen sind: eine möglichst geringe Brechung der Frontlinie, um ein gerades, direktes Frontenfeuer gegen den Angreifer zu erhalten und die eigenen Linien weniger den bestreichenden Schüssen (Rikoschett) auszusetzen; eine gedeckte und kräftige Bestreichung des vor dem Walle gelegenen Hauptgrabens, ferner eine durch bombenfeste Decken gesicherte Anwendung von Wurfgeschützen, endlich möglichste Abschließung jedes einzelnen Werkes im Rücken, damit derselbe gegen plötzliche Angriffe geschützt ist und man die Vertheidigung selbst nach dem Verluste eines Werkes noch fortsetzen kann. Hiernächst ist namentlich eine große Freigebigkeit an gedeckten Räumen zu bemerken, so daß in jedem einzelnen Werke die Besatzung und die Vorräthe, Munition ꝛc. bombensicher untergebracht werden können; zugleich sind dieselben zur Nachvertheidigung durch Infanteriefeuer eingerichtet. Die große Anzahl und Ausdehnung dieser Mauerbauten machen den Bau freilich sehr kostspielig, dürften sich aber doch durch den einstigen geringeren Verlust an Menschen und Material bezahlt machen.

Die 3 Forts führen die Benennungen A, B und C. Das Fort A oder die Leopoldsfeste macht Front gegen Süden; bildet mit seiner rechten Flanke (einer Fortsetzung des hohen Rheinufers), den Anschluß desselben an die Stadt und beherrscht die Niederung längs des Oesbaches, das linke Ufer der Murg bei Niederbühl und zum Theil die Rheinaue, also das Angriffsterrain vom badischen Oberlande und von Straßburg her. Es besteht aus mehreren Polygonalfronten und zeigt ungefähr die Gestalt eines Halbkreises, auf dessen Radius als Rückhalt (Reduit) eine mächtige Defensivkaserne angelegt ist und hat zur bessern Vertheidigung des Außenterrains gegen Niederbühl, so wie gegen die Straßburger Straße jede Lünette vorgeschoben; außerdem ist das Glacis zu Ausfällen in breiter Front geeignet. An das Fort A schließt sich zur Verbindung mit dem Fort B der sogenannte obere Anschluß mit Front nach dem Schwarzwalde. Die Murg, welche anfänglich vor ihm hinläuft, durchschneidet ihn am nördlichen Ende und tritt hier in die Stadt. Sie ist sehr zweckmäßig zur Bewässerung des Hauptgrabens dieser Anschlußlinie benutzt. Das Fort B, welches Front gegen Nordosten (also gegen Karlsruhe), macht, ist ebenfalls auf einen hier an die Stadt herantretenden, kurzen Rücken erbaut und gleicht in seiner Konstruktion fast ganz dem Fort A. Es dient besonders zur Vertheidigung des gedachten Rückens und hat zu diesem Zweck noch eine Lünette gegen dessen Fortsetzung, den sogenannten Rethener Berg vorgeschoben. Außerdem hält dieses Fort die Karlsruher Straße und die Eisenbahn unter Feuer und bestreicht zur Rechten den obern Anschluß mit dem Murgeintritt. Als Rückhalt hat es in seiner Kehle ebenfalls eine Defensivkaserne. An das Fort B schließt sich mit Front gegen Norden der sogenannte untere Anschluß mit dem Murgaustritt auf seinem linken Ende. Dieser Anschluß bestreicht die Murg flußabwärts, welche zu diesem Zweck weithin in gerader Linie kanalisirt, so wie deren Niederung auf dem rechten Ufer gegen Steinmauern hin, und endlich den westlichen Abhang des alten Rheinufers (Rethener Berges). Die Murg bewässert den Graben dieses Anschlusses.

Jenseits des Murgaustritts, also auf dem linken Ufer, mit Front gegen Frankreich ist das Fort C gelegen, welches namentlich die Bestreichung der Rheinaue und des Murgaustritts bezweckt. Es besteht aus 2 konzentrisch hinter einander liegenden Umfassungen mit 2 vorgeschobenen Lünetten, alle mit nassen Gräben. Sein Kehlschluß ist durch eine krenelirte Mauer hergestellt. Die Verbindung des Forts C und A, bildet endlich den mittlern Anschluß, mit Front gegen Südwesten, der den Kreis der Umfassung schließt. Derselbe beherrscht in Gemeinschaft mit dem Fort C die Rheinaue und speziell den Fuß des obern Theils des alten Rheinufers, auf dessen Höhe wie schon erwähnt das Fort A liegt. Die lange Linie dieses Anschlusses ist wie die der übrigen bastionirt, und durch das Schleußenspiel am Murgaustritt beim Fort C gleich diesem und dem obern Anschluß mit Inundation der Gräben versehen. Ein Gesammtüberblick der Umfassung zeigt also, wie die 2 vorspringenden Forts A und B die Annäherung des Feindes auf den plateauartigen Erhöhungen des Terrains von Süden und Nordosten verhindern, während das Fort C die Rheinaue im Westen beherrscht. Zugleich enfiliren die Flanken dieser 3 etwas vorgerückten Forts ihre rückwärts gelegenen Verbindungslinien (Anschlüsse), welche letztere ihrerseits wieder die Niederungen zwischen den Höhenrücken, längs der Murg und dem Rheinufer unter Feuer halten. So schützt ein Werk das andere. Um die Befestigung vom Innern der Stadt abzuschließen, läuft mit Front gegen letztere im Rücken der 3 Anschlüsse und des Forts C eine sturmfreie krenelirte Mauer, während die Forts A und B durch ihre Defensivkasernen in der Kehle geschützt sind. Diese Rückenvertheidigungslinie ist öfters gebrochen und mit Kasemattenkörpern versehen, um sich selbst zu flankiren. Von Außenwerken sind einige Verschanzungen am alten Rhein beim sogenannten Mühlbache gegen Ottersdorf zu projektirt, um die Rheinaue ganz abzuschließen, so wie die Werke des verschanzten Lagers, die sich wahrscheinlich darauf beschränken werden, einer Armee ein freies Debouchiren gegen Süden und Norden zu sichern. Endlich sind noch 2 am Bahnhofe angelegte Lünetten zu bemerken, welche den Eisenbahndamm, der sich ziemlich hoch vom Oberlande her in paralleler Richtung der Festung nähert, enfiliren sollen. Sind sie zerstört, so bietet dieser Damm auf weitere Entfernung ein vortreffliches Deckungsmittel für den Angreifer und man muß es fehlerhaft nennen, daß man die Trace der Eisenbahn nicht unter das Enfiladefeuer der Festung gebracht und den Bahnhof in die Festung hineingelegt hat. Im Uebrigen ist an der Einrichtung und Ausrüstung der Festung nichts gespart, und starke Profile, Mauerwerk vom herrlichsten Gestein, ihre Wassermanöver und bombenfeste Räume für 9—10,000 Mann machen sie zu einem sehr festen Bollwerk Deutschlands. Die Friedensbesatzung besteht gegenwärtig aus 3000 Mann Oesterreichern und einigen badischen Truppen; der Gouverneur ist ein badischer Generallieutenant. Ueber die Kriegsbesatzung fehlen noch die Bestimmungen der Bundeskommission, doch dürfte sie kaum 10—12,000 Mann bei einer aktiven Vertheidigung anzunehmen sein.

5) **Ulm**, die Hauptstadt des Donaukreises im Königreich Würtemberg, zählt 15,000 Einwohner und ist am linken Donauufer gelegen. Dieser Strom, welcher erst unterhalb der Stadt schiffbar wird, nimmt kurz oberhalb der Stadt auf dem rechten Ufer die Iller, auf dem linken Ufer das Blauflüßchen auf, welches vor seiner Einmündung die Stadt durchfließt. Die Stadt Ulm war schon im Mittelalter nach Art der alten Städtebefestigung befestigt, da sie als ein Hauptmitglied des schwäbischen Bundes alle Fehden desselben mit ausfocht. Später ward sie bekannt durch den Traktat vom 14. März 1647, welchen der Kurfürst von Baiern mit den Schweden und Franzosen als Separatwaffenstillstand abschloß, endlich in neuester Zeit durch die Kapitulation des österreichischen Feldmarschall-Lieutenant Mack am 17. Oktober 1805. Die Stadt, deren Festungswerke schon nicht mehr haltbar waren, war nämlich von den Oesterreichern als Centralpunkt einer Stellung an der Iller zur Beobachtung des daran gelegenen Schwarzwaldes betrachtet; man hatte die sie beherrschenden Höhen mit Verschanzungen gekrönt und erwartete nun hier das Anrücken der Fran-

zosen über den Schwarzwald, während dieselben durch eine kühne Flankenbewegung bereits in Würzburg, Franken und durch Verletzung des neutralen Ansbachschen (Preußen) Gebiets im Rücken der österreichischen Armee standen. General Mack, der diese nordöstlichen Bewegungen nur für Schein hielt und mit Hartnäckigkeit den Angriff von Westen her erwartete, ward endlich immer mehr eingeschlossen. Statt den Feind zu suchen und sich auf ein einzelnes Korps zu werfen, um sich durchzuschlagen, strebte er vielmehr nur ihm auszuweichen und ward endlich, nachdem er aus Unentschlossenheit die letzte Gelegenheit, sich über Nördlingen nach Böhmen durchzuschlagen versäumt hatte, auch keine Aussicht zu einem Entsatz vorhanden war, am 17. Oktober, nach Verlust der Verschanzungen, in Ulm selbst mit 25,000 Mann zu einer schimpflichen Kapitulation genöthigt. Jedenfalls würde eine derartige feindliche Operation heutigen Tages an den deutschen Bundesfestungen Mainz und Rastatt scheitern und den Feind auf eine Forcirung des Schwarzwaldes hinweisen, wenn er nicht vorzieht, die Neutralität der Schweiz zu ignoriren und den Schwarzwald südlich zu umgehen. Ulm ist für die erstere Eventualität angelegt worden, denn während Rastatt die nördliche Uebergangslinie der Franzosen über den Schwarzwald (Stuttgart, Nördlingen) unmittelbar sperrt, so ist Ulm zur Deckung der mittleren Linie über den Kniebis durch das Kinzigthal, nach Tübingen, Ulm rc. bestimmt. Auf die dritte südliche Linie von Schaffhausen über Memmingen gegen Augsburg, welche leider noch keinen festen Vertheidigungspunkt enthält, übt Ulm nur einen mittelbaren Einfluß aus, doch gestattet ihm seine Eigenschaft als Straßenknoten und Festung, überhaupt als Angelpunkt für eine Armee von 80 bis 100,000 Mann zur Beobachtung der östlichen Abfälle der rauhen Alp und Ausläufer des Schwarzwaldes aufzutreten. Eine fernerweite strategische Bedeutung hat endlich Ulm noch für die Vertheidigung des Binnenlandes, indem hierbei der Besitz der Donau wesentlich einwirkt und Ulm als oberer, Ingolstadt als unterer Stützpunkt an der Donau die strategische Beherrschung dieses Stromes und der durch denselben geschiedenen Kriegstheater auf beiden Ufern sichern. Die Stadt Ulm selbst liegt auf der Thalsohle des linken Donauufers, ist aber daselbst auf Kanonenschußweite ringsum von beherrschenden Höhen umgeben, welche deren Beiziehung in die Befestigungslinie nothwendig machten. Ein Hauptabschnitt in diesen Höhen bildet das Blauethal, welches sich vom Plateau der rauhen Alp über Blaubeuern herunterzieht und ziemlich tief eingeschnitten ungefähr den 4. Theil des Umfangs obiger Höhen oberhalb der Stadt abschneidet. Die Straße von Tübingen läuft in diesem Thale der Stadt zu. Die übrigen Thäler sind kürzer und erstrecken sich mit ihren Spitzen nicht über die letzten Terassen des Gebirgsabfalles. Die zwischen diesen Thälern gegen Ulm abfallenden Rücken führen folgende Namen: zwischen der Donau und der Blaue der Kuhberg, auf dem linken Ufer der Blaue der Eselsberg, dann der Michelsberg und endlich der Albecker Steig, der mit seinem südlichen steilen Abfalle an die Donau unterhalb der Stadt stößt und so den Halbkreis schließt. Das rechte Donauufer ist vollkommene Ebene und zum großen Theil von sogenannten Rieden eingenommen, weite moorige, ganz kahle Flächen, die nur auf gebauten Wegen für gewöhnlich zu betreten sind. Während es daher genügte, auf diesem Donauufer durch einen sehr starken Brückenkopf sich den Besitz der Donaubrücke und das Debouchiren zu sichern, mußte man auf dem linken Ufer sich bis auf die nächsten Kuppen der Bergrücken ausdehnen, theils um die Einsicht und Beherrschung der Thäler zu erhalten, theils um sich die Freiheit des Debouchirens auf den Bergrücken vorwärts zu sichern. Diese so schwierige Aufgabe in einem zerrissenen Terrain, erschwert durch alle möglichen Launen desselben, ist mit großer Genialität durch den Konstruktor und Erbauer der Festung, den preußischen Ingenieur Oberst von Prittwitz, gelöst werden. Bei möglichster Einfachheit der Trace ist diese, ohne sich an die starren Formen eines speziellen Befestigungssystems zu binden, den heterogensten Formen des Terrains angeschmiegt und sind im Wesentlichen dieselben Ideen der Befestigung zu Grunde

gelegt worden, wie sie bei Rastatt erwähnt wurden. Die Befestigung von Ulm zerfällt in 3 Haupttheile, nämlich auf dem linken Donauufer 1) in die Haupt-Enceinte, 2) in die detachirten Forts und 3) auf dem rechten Donauufer in die Befestigung von Neu-Ulm. 1) Die Hauptenceinte. Dieselbe beginnt dicht oberhalb der Stadt an der Donau am Fuße des Kuhbergs (obere Stadtfront), überschreitet hierauf die Ebene des Blauethales (obere Bleichen-Front), ersteigt hierauf in Terrassen die Höhe des Michelsbergs (Kienlosbergfront) und krönt dann die höchste Kuppe desselben, als den wichtigsten Punkt der ganzen Festung, mit einem mächtigen imposanten Fort, der sogenannten Wilhelmsfeste. Von hier wendet sich die Befestigung rückwärts gebogen wieder der Donau zu, steigt in 2 Fronten (der obern und untern Geisberg-Front) den Michelsberg wieder hinab und schließt sich auf der Thalsohle mittelst der letzten Front (untere Bleichen-Front) dicht unterhalb der Stadt wieder an die Donau an. Der Michelsberg, als der dominirendste Punkt, ist mit Recht als der wichtigste angesehen worden, denn die unter seinem Feuer neben ihm hinlaufende Straße von Ulm nach Stuttgart, so wie die größere Zugänglichkeit seines meist offenen, gegen die rauhe Alp hinlaufenden Plateaus weisen die auf Ulm gestützte Armee wie auch die Angreifer vorzüglich auf diesen Punkt. Die Befestigung desselben ist mit dem größten Aufwand aller Mittel erbaut, welche die heutige Fortifikation bietet. Auf dem schmalsten Punkte des Bergrückens neben der Stuttgarter Straße liegt zuerst vorgeschoben das fort avancé, dahinter das mächtige, geräumige Fort der Wilhelmsfeste, welche wiederum auf dem Rande des rückwärtigen Bergabfalles als Reduit die größte aller jetzt existirenden Defensivkasernen, die Wilhelmsburg, zur Unterstützung hat. Dieselbe hat 1 Keller- und 3 Geschützetagen, und eine Plattform für Geschütz. Sie faßt 6000 Mann und zeigt ohne die Geschütze der Thürme und der Plattform zu rechnen mit über 100 Geschützscharten ins Innere der Wilhelmsfeste. Außerdem sind einzelne nicht eingesehene kleinere Thalstrecken durch detachirte Thürme beherrscht. Die bereits oben genannten Anschlüsse ober- und unterhalb der Wilhelmsburg sind meist geradlinige Wälle, enthalten viel kasemattirte Räume, sowohl zur sichern Unterkunft der Besatzung als auch um ein gedecktes Wurffeuer zu erzielen, sind von sehr starkem Profil und durchgängig von Mauerwerk. Die Bestreichung der Gräben erfolgt durch gedeckt liegende Kasemattenkörper (Caponnièren); durch Wassermanöver können die Gräben der obern Stadtfront, die obere und untere Bleichen-Front, wie auch das Blauethal vor den Werken selbst unter Wasser gesetzt werden. Außerdem sind zur größern Sicherheit im Blauethal, wie auch unterhalb der Stadt am Donauufer je 1 Flesche vorgeschoben. Endlich sind die Kehlen der Anschlüsse an die Donau durch je eine Defensivkaserne geschützt. An Straßen ꝛc. führen durch die Enceinte: die Eisenbahn nach Friedrichshafen und die Straße nach Bieberach ꝛc. durch die obere Stadtfront (der Bahnhof liegt in der Stadt), die Straße nach Blaubeuern, Tübingen längs des Blauethales durch die obere Bleichen-Front, endlich die Eisenbahn nach Stuttgart und die vereinigt herausführende Straße nach Stuttgart und Nördlingen durch die untere Bleichen-Front. Deren Austritt ist allenthalben vollständig gesichert. 2) Die detachirten Forts auf dem linken Donauufer mußten sich besonders auf die Höhen des Kuhberges, des Eselsberges und Albecker Steigs erstrecken. Der Abschnitt des Kuhberges zwischen Blaue und Donau ist zwar nicht für Operationen einer großen Armee geeignet, denn das Terrain ist sehr wellig, durchschnitten und bedeckt, bietet aber für kleinere Abtheilungen gute Defensivstellungen, weshalb man zur Sicherung für Unternehmungen und zum Schutz gegen feindliche Annäherung in dieser Richtung auf den 2 Hauptkuppen (dem obern und untern Kuhberg) ein geschlossenes Fort angelegt hat. Dieselben sind durch einige angehangene detachirte kleinere Werke verstärkt, unterstützen sich unter einander und bestreichen nicht nur weithin das Plateau des Kuhbergs, sondern schließen auch resp. das Blauethal wie auch die Niederung der Donau und des Illereinflusses ein. Beide Werke sind von Mauerwerk, starkem Profil und mit den nöthigen Kasemattenräumen versehen. Der

Rücken des Eselsberges, zwischen der Blaue und dem Michelsberg gelegen, besitzt viel natürliche Stärke. Die für seine beiden Hauptkuppen, den obern und untern Eselsberg, projektirten Forts sind noch nicht festgestellt. Wenn auch mit Hülfe von Feldwerken sich hier ein Theil der Besatzung längere Zeit im freien Felde halten könnte, so ist doch zu beklagen, daß man diesem wichtigen Punkt, der nicht nur die Annäherung im Blauethal weithin beherrscht, sondern auch die Angriffsarbeiten gegen den Michelsberg flankirt, weniger Beachtung zu schenken scheint, als er verdient. Der Albecker Steig endlich hat besondere Wichtigkeit für Offensivoperationen Donauabwärts und deckt zugleich die Straße nach Nördlingen und die Stuttgarter-Eisenbahn. Ein starkes, geschlossenes Fort, in Lünettenform, ähnlich dem fort avancé, sichert das Debouchiren und 2 detachirte Thürme gestatten die Bestreichung in die den Albecker Steig begrenzenden steilen Thaleinschnitte. Das hier sehr wellige Terrain dürfte einem Angriff nicht ungünstig sein. Sämmtliche Werke des linken Donauufers sind theils vollendet, theils in Angriff genommen. Das erstere gilt von der Hauptenceinte, welche sturmfrei hergestellt ist, das letztere von den detachirten Forts und ihren Thürmen. Eine namhafte Erschwerung des Baues erwächst hierbei durch die häufig vorkommenden Erdrutschungen, insbesondere auf dem Kuhberge, welche eine jahrelange Arbeit oft in wenig Tagen zerstören und sehr schwer zu bekämpfen sind. 3) Die Befestigungen des rechten Donauufers (also auf der baierischen Seite) sollten eigentlich die beiden Ufer der Iller umfassen, indeß hat man sich bis jetzt auf die Befestigung von Neu-Ulm, welches mit Ulm durch eine steinerne Brücke über die Donau verbunden und nur eine aus dem Festungsbau hervorgegangene Kolonie ist, beschränkt und sich noch kein Debouchee über die Iller gesichert, um auf der wichtigen Straße nach Bieberach und Stockach vorgehen zu können. Dagegen gestattet Neu-Ulm das Debouchee auf den Straßen über Günzburg nach Augsburg, so wie nach Memmingen. Nächstdem wird in wenigen Jahren die Eisenbahnverbindung zwischen Augsburg und Ulm hergestellt und so der ganzen Festung eine neue und wichtige Lebensader für ihre Vertheidung von Westen her zugeführt werden. Diese Eisenbahn wird die Befestigung von Neu-Ulm durchschneiden und auf einer neu anzulegenden zweiten steinernen Brücke die Donau passiren und sich an die Würtemberger Bahn anschließen. Die vollkommen ebene Beschaffenheit der Thalsohle des rechten Donauufers gestattete, der Befestigung von Ulm eine sehr regelmäßige Form zu geben. Dieselbe besteht aus 4 Fronten und zeigt die Gestalt eines Halbkreises, dessen beide Enden sich an die Donau lehnen, und vom jenseitigen Ufer flankirt sind. Die Trace ist nach der neuern deutschen Schule; die Gräben sind durch die Donau bewässert und durch Caponnièren vertheidigt. An bombenfesten Räumen ist kein Mangel. Die Enceinte ist vollständig vollendet und nur einige Etablissements im Innern sind noch im Bau. An Außenwerken hat man sich auf einige detachirte Forts von minderer Größe und Thürme beschränkt, welche die zugänglichen Stellen für den Angriff zwischen den „Rieden" bestreichen sollen. Doch sind diese Außenwerke noch in der Anlage begriffen, wie auch ein auf dem Kapellenberg, einer auf der Günzburger Straße auf Kanonenschußweite gelegenen Anhöhe, anzulegendes Fort erst projektirt ist. Aus dem Vorhergehenden ist ersichtlich, welche außerordentliche Stärke man Ulm, als Festung ersten Ranges, gegeben hat. Neben dem Vortheil seiner außerordentlichen Vertheidigungskraft, gewährt es auch, was so selten bei großen Plätzen anzutreffen ist, im Innern der Enceinte (zwischen der Stadt und dem Fuße der Höhen), gedeckt gegen feindliches Feuer, einen sichern und geräumigen Lagerraum für eine starke Armee, gewährt also den Vortheil eines verschanzten Lagers mit großer Freiheit der Bewegung nach allen Richtungen. Bombenfreie Räume sind im Ueberfluß vorhanden, die Ausrüstung ist hinreichend, eben so Wasser in genügender Menge vorhanden. Die Friedensbesatzung besteht, da Ulm ganz in würtembergischen Händen, aus einigen 1000 M. würtembergischer Truppen unter einem würtembergischen Gouverneur und für Neu-Ulm aus einer baierischen Abtheilung. Für den Kriegsfall würde sie wahrscheinlich von Baiern und Oesterreich verstärkt werden und wohl nicht füglich unter 15—20,000 Mann anzunehmen sein, wenn man sich nicht aller Offensivoperationen enthalten will.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von C. E. Gaco in Meißen.

Alexis Graf von St. Priest. In den Tagen der französischen Revolution verließen zwei Edelleute, nachdem sie bis auf den letzten Augenblick gekämpft hatten, ihr Vaterland und suchten in Rußland eine Zukunft. Kaiser Alexander gab ihnen den Auftrag, die Provinzen Neurußland und Podolien für eine geordnete Verwaltung vorzubereiten und die halbbarbarischen Bewohner jener Gegenden mit den Anfängen der Kultur bekannt zu machen. Der eine dieser Edelleute war der Herzog von Richelieu, ein Enkel des durch seine Liebesabenteuer berühmten Marschalls, der zweite war Armand von St. Priest, der Sohn eines der intelligentesten Minister Ludwig's XVI. Der letztere verheirathete sich, ehe er sein Amt antrat, mit einer Dame aus einem der ältesten russischen Häuser, die ihm im Jahre 1805 in Petersburg einen Sohn, Alexis, gebar. Mutter und Sohn folgten dem Grafen nach Odessa, und hier umgeben von einer schönen Natur, von slawischen und tatarischen Völkerschaften, aber im Schooße der feinsten europäischen Gesellschaft, verlebte Alexis seine Jugendzeit. Ein Buch, das er zwanzig Jahre später über die Verwaltung des Herzogs von Richelieu geschrieben hat, zeugt von einer seltenen Beobachtungsgabe und Auffassungsschärfe eines so jungen Mannes. Wie wenig er dem Gesetz der frühesten Jugend, von frischen Eindrücken überwältigt zu werden, erlegen ist, sehen wir aus seinen feinen Bemerkungen über die Königin Karoline von Neapel, die im Jahre 1812, als er sieben Jahre alt war, das Schwarze Meer besuchte und von seinem Vater durch die Südprovinzen begleitet wurde. Sein Urtheil über sie stammt aus reiferen Jahren, die Beobachtungen, auf denen dasselbe basirt, hat er als Kind gemacht. Die Restauration öffnete seinem Vater die Thore von Frankreich und gab ihm einen Sitz in der Pairskammer, er selbst sah Paris zum ersten Male im Jahre 1822, damals siebzehn Jahre alt. Seine Geburt und eine glänzende Heirath, die er bald nach seiner Ankunft abschloß, gaben ihm eine bevorzugte Stellung unter den Trümmern der alten Aristokrie, die, durch die Revolution gezehntet, durch die Auswanderung aus einander gerissen, sich aufs neue um den Thron sammelte und ihre frühere Bedeutung wieder zu gewinnen strebte. Die Zeit, in der St. Priest nach Paris kam, war eine der kurzen Perioden, in denen es den Anschein gewann, als ob die Versöhnung der alten und neuen Gesellschaft zu Stande kommen werde. Die Gründe, weshalb dies mißlang, sind noch nicht genug gewürdigt worden, eine Hauptrolle spielt darin die Abneigung des alten Adels gegen die Literatur, die Philosophie, geistige Bewegung überhaupt. Man vergaß die glänzende Rolle, die der Adel früher selbst schaffend oder beschützend in der Wissenschaft und Kunst durchgeführt hatte, man erinnerte sich nur der verderblichen Folgen, die eine einseitige, mit mancherlei Auswüchsen behaftete Richtung der Literatur geäußert hatte. St. Priest theilte diese Vorurtheile nicht, er, der den Stürmen der Revolution fremd geblieben, in den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts erzogen war und seiner ganzen Geschmacksrichtung nach für das frühere Salonsleben die ausgesprochenste Vorliebe hegte, wollte die literarischen Beschäftigungen, die seine Standesgenossen verabscheuten, in den Vordergrund gestellt wissen. Salons-Erfolge in der ziemlich engen Sphäre, auf welche diese damals beschränkt waren, kleine Lieder, die er mit Anmuth dichtete, und Lustspiele für den Gesellschaftskreis genügten ihm nicht lange. Ohne sich eine der Schulen anzuschließen, die sich mit Heftigkeit bekämpften, schrieb er für solche periodische Werke, in denen der Geist literarischer Neuerungen mit den Tendenzen des politischen Liberalismus Hand in Hand ging. Seine Artikel in der Revue Française erregten Aufsehen, die liberale Partei freute sich einen altadeligen Bundesgenossen erhalten zu haben, Hof und Adel betrachteten ihn halb und halb als einen Abtrünnigen. Die Julirevolution von 1830 überraschte den jungen St. Priest in einer Geistesstimmung, die von den

Ansichten der Regierung und der Partei, die eben ihren Untergang gefunden hatten, bedeutend abwich. Mit mehreren der Männer, welche die Bewegung ans Ruder brachte, verbanden ihn freundschaftliche Beziehungen und die Gemeinsamkeit literarischer Arbeiten. Die neue Regierung versprach Freiheit und solche Institutionen, welche der Intelligenz einen hervorragenden Antheil an den Geschäften geben würden, womit St. Priest's Forderungen an die Gesellschaft erfüllt wurden. Den Ausschlag, daß er sich der neuen Dynastie anschloß, gab seine innige Freundschaft mit dem Thronfolger Herzog von Orleans. St. Priest erhielt einen höhern Posten in der diplomatischen Körperschaft und war nach einander Minister in Rio de Janeiro, Lissabon und Kopenhagen. Der letzte Posten war eine Verbannung, die er sich zugezogen hatte in Folge jener Differenzen, welche zwischen dem Ministerium des Auswärtigen und dessen Agenten so häufig eintreten. Kopenhagen gefiel ihm nicht, die Nebelluft des dortigen Klima's beengte seine Brust, eine große literarische Arbeit, an die er noch die letzte Hand zu legen hatte, machte ihm den Aufenthalt in Paris wünschenswerth, aus allen diesen Gründen gab er seine Entlassung ein und kehrte nach Frankreich zurück. Ludwig Philipp entschädigte ihn mit einem Sitz in der Pairskammer für die Aussichten, die er im Staatsdienst aufgegeben hatte. Nach seiner Rückkehr erschien sein Werk: De la royauté in zwei Bänden. Diese Geschichte des Königthums ist eine Geschichte der Menschheit in ihrem Höhenpunkt. St. Priest weist darin als Royalist die geschichtliche Nothwendigkeit der großen Erscheinung nach, daß sich die Monarchie wie von selbst in allen Ländern ausgebildet hat, und daß eine Form, die auf den ersten Augenblick zufällig und willkürlich zu sein scheint, die Erblichkeit der Herrschaft, in ihr überall wiederkehrt. Er zeigt, daß das Königthum aller Orten und in allen Zeiten mit den Sitten der Völker und den jeweiligen Bedürfnissen der Civilisation sich in Einklang setzte, patriarchalisch, theokratisch, militärisch, absolut, feudal, konstitutionell war, immer das Kleid der Zeit nnd des Volks trug. Seine Geschichte sollte mit den Pharaonen beginnen und mit der neuesten Zeit enden, aber eine solche Riesenarbeit würde selbst der Sammelfleiß eines Benediktiners nicht bewältigt haben. Er beginnt mit den römischen Kaisern und schließt mit dem Beginn der neuen Zeit, es ist mithin nur ein großes Bruchstück, was er giebt. Das Buch hat neben großen Vorzügen, wozu wir besonders die Entwicklung des Charakters des römischen Cäsarenthums rechnen, seine Mängel: Ueberschwänglichkeit des Styls, Mißverhältniß des Plans und der Durchführung im Einzelnen, oberflächliches Quellenstudium. Der weite Blick für die Universalgeschichte, den St. Priest durch diese Arbeit gewann, half ihm bei seinen spätern Arbeiten. Sein nächstes Werk: L'Histoire de la Conquête de Naples' par Charles d'Anjou ist sein bestes. Diese Geschichte hat ihren Mittelpunkt in dem heiligen Ludwig, mit dem die Feudalmonarchie in Frankreich und in Europa überhaupt ihren Höhenpunkt erreichte, worauf sie nach einem kurzen Stillstand rückschreitend wurde. Die vier Bände dieser Geschichte strotzen vom reichhaltigsten Stoff, meisterhaft sind die Charakterschilderungen Karl's von Anjou, der Hohenstaufen Friedrich II., Manfred, Konradin. Bemerkenswerth ist die Unparteilichkeit, womit er verfährt, und die ihm von zwei Seiten die heftigsten Angriffe zugezogen hat, einmal von denen, die Karl von Anjou als einen fleckenlosen nationalen Helden darstellen, dann und hauptsächlich von den auch bei uns bekannten Fanatikern der Kirche, die aus dem dreizehnten Jahrhundert, in dem das Papstthum dominirte, ein Musterjahrhundert machen möchten. Die fernern Studien St. Priest's hatten sämmtlich das achtzehnte Jahrhundert zum Gegenstande, das für ihn den größten Reiz besaß. Seine daraus hervorgegangenen zahlreichen Arbeiten hat er meistens in periodischen oder in Sammelwerken niedergelegt, die bedeutendste darunter ist seine Histoire de la Chute des Jésuites. Das Buch erschien im Jahre 1844, mitten in dem heftigsten Lärmen der französischen Jesuitenfrage, und hat deshalb den Namen seines Verfassers sehr bekannt

gemacht. Das geschichtliche Resultat, zu dem St. Priest gelangt, ist ein ganz anderes, als das hergebrachte Urtheil, zu dem die Prahlereien Voltaire's und der Encyklopädisten die Veranlassung gegeben haben. Nicht die Philosophie hat die Jesuiten gestürzt, ihre Verbreitung war die Folge des Zusammenwirkens der kleinlichsten Motive, aber auch ihre Vertheidigung war eine so jämmerliche, daß man die alten Jesuiten des sechszehnten Jahrhunderts nicht wieder erkennt. Die Hauptarbeit St. Priest's, ein Leben Voltaire's, beschäftigte ihn bereits in Kopenhagen und ist nie vollendet worden. Das letzte, was er veröffentlichte, war ein Aufsatz über die Republik, die er mit derselben Unparteilichkeit beurtheilte, obgleich er ihr Gegner war, die sich überhaupt in seinen Schriften findet. Sein Aufsatz: Un mot sur le 24. fevrier erschien in der Revue des Deux Mondes vom 1. Juni 1849, im nächsten Jahre wurde er zum Mitglied der französischen Akademie gewählt. Auf einer Reise in Rußland, wohin persönliche Angelegenheiten ihn riefen, plötzlich von einer Krankheit befallen, starb er am 29. September 1851 an dem Orte seiner Geburt. Er hat zwei verheirathete Töchter hinterlassen, deren Erziehung er selbst mit der größten Sorgfalt geleitet hat.

Bad Elster im sächsischen Voigtlande. Das Dorf Elster, auf beiden Ufern der weißen Elster, die hier zuerst diesen Namen mit dem bis dahin geführten des Ascherbachs vertauscht, in einem schönen, von waldigen Höhen umgebenen Thale gelegen, ist eine Stunde weit von der Stadt Adorf entfernt. Der Ort liegt unter 50° 16′ nördlicher Breite, 29° 55′ östlicher Länge, der Spiegel des Flusses in unmittelbarer Nähe der Mineralquellen erhebt sich um 1465 Fuß über die Nordsee, die Kirche des Dorfes um 1575 Fuß. Die Gebirgsart der Umgegend ist Glimmerschiefer, der nach Adorf zu in Thonschiefer übergeht, in der Nähe der Quelle aber von einem Hornsteingange durchsetzt wird, der etwa achthundert Schritte südlich von den Quellen in einem zu Tage angehenden Felsen ansteht, unter den Quellen selbst aber in einer Tiefe von 44 Fuß noch nicht erreicht wird. Der thonige Glimmerschiefer ist in der Tiefe um die Quelle herum, namentlich in Nordwest, mannigfach zerklüftet und zerstört, was wohl dem aufquellenden Mineralwasser und dem aus ihm entweichenden kohlensauren Gase zuzuschreiben ist. Wiesengründe, schön bewaldete Berge und Felsenhöhen, auf denen sich eine weite lohnende Aussicht öffnet, machen die Gegend von Elster zu einer der reizendsten des Voigtlandes. Ganz in der Nähe ist die böhmische Grenze, hinter der Franzensbad und Eger liegen, die baierische Grenze des Fichtelgebirgs ist nur wenige Stunden weit entfernt. Die sächsisch-baierische Eisenbahn führt die Reisenden bis auf 2½ Stunden Entfernung vom Dorfe. Weberei, Weißnähen und Sticken sind die Hauptbeschäftigungen der Bevölkerung, in deren Gutmüthigkeit und Freundlichkeit die Gebirgsnatur sich nicht verleugnet. Eine interessante Erscheinung ist in Elster die musikalische Weberfamilie Hilf, ein Vater und vier Söhne, von denen einer, Christoph Hilf, ein Schüler von David und Spohr und einer der besten Violinspieler unserer Zeit, durch Kunstreisen, auf denen ihn gegenwärtig ein jüngerer Bruder begleitet, in weiteren Kreisen bekannt geworden ist.

Die Benutzung der Quellen von Eger ist eine sehr alte; eine im Jahre 1669 erschienene Schrift bezeugt, daß das dortige Wasser zu trinken, „bei undenklichen Jahren und zuvor nicht allein den Inwohnern zu Elster, sondern auch den Bürgern zu Adorf in Brauch gewesen sei.“ Die erwähnte Schrift, die erste über die Quellen erschienene, hat den Amtsphysikus zu Plauen, Georg Leisner, zum Verfasser und führt den Titel: „Acidularum Elistranarum Nympha, das ist: Kurzer Bericht des Elstersauerlings, wie solcher durch chemische Probe und Praxin medicam, sonderlich in Heilung des Scharbocks, mali hypochondriaci, Nierensteins und Zipperleins wegen seines Salis volatilis kräftig befunden und berühmet worden, allen Elster- und Eger-Sauerlings-Patienten zu Nutz aufgesetzet.“ Diese Schrift hatte die Wirkung, daß der Gebrauch der Quellen bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts stärker wurde. Später hörte derselbe fast ganz auf, die

wilden Wasser der Elster machten die Quellen unbrauchbar, die Besitzer der benachbarten Wiesen untersagten auch wohl den Zugang. Einzelne sogenannte Wunderkuren erhielten aber doch den Ruf des Wassers, so daß die sächsische Regierung aufmerksam wurde und einen Bericht forderte, wie die Quellen gefaßt und gegen Ueberschwemmungen gesichert werden könnten. Nach vielen Verhandlungen fand jedoch das Sanitätskollegium den aufgestellten Kostenanschlag von 9000 Thalern zu hoch und rieth von dem Unternehmen ab. Diese zweite Periode der Unthätigkeit dauerte bis 1835, in welchem Jahre eine Aktiengesellschaft sich bildete, zunächst um das Flußbett der Elster zu verlegen, weil dasselbe den Quellen so nahe war, daß das geringste Uebertreten des Flusses über seine niedrigen Ufer hinreichend war, die Quellen zu ersäufen. Damit kam man im Herbst 1841 zu Stande und von nun an trat, nachdem die geringen Geldkräfte der Aktiengesellschaft erschöpft waren, die Regierung ins Mittel. Der Professor Kersten in Freiberg erhielt den Auftrag, die Quellen nochmals zu untersuchen, und da das Ergebniß ein sehr günstiges war, und es nur an Wasser fehlte, um ein größeres Etablissement gründen zu können, so unternahm man eine neue Fassung der Quellen, um durch Zusammendrängen der einzelnen Quellenausbrüche, die im klüftigen Schiefergebirge sich verloren, eine größere Wasserergiebigkeit zu erzielen und die übrigen Quellen, die vom wilden Wasser noch verunreinigt waren, in ihrer Qualität zu verbessern. Diese Arbeiten sind, nachdem man den Ursprung der Quellen 40 Fuß unter Tage im Schieferfelsen aufgefunden hat, im Jahre 1848 vollendet worden und haben den erwarteten Erfolg vollständig gehabt. Zu Ende des Jahres 1849 hat der Staat das Bad ganz übernommen und alles gethan, was zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit der Badegäste noch erforderlich war. Das neue Badehaus, 80 Ellen lang bei 28 Ellen Tiefe, enthält außer zahlreichen und schönen Bädern und Wohnungen Lese- und Konversationszimmer, Speisesaal, Ballsaal und Konzertsaal. Von einem bedeckten Brunnen zum andern führt ein hundert Ellen langer Säulengang, in dem Kaufhallen angebracht sind. Eine neue Straße unweit der Quellen, ein Park, schöne Wege in die Thäler und auf die Berge sind weitere Annehmlichkeiten, die Spekulation hat es nicht an Neubauten fehlen lassen, in denen die Badegäste ein bequemes Unterkommen finden. Elster hat auch noch den Vorzug, ein sehr wohlfeiles Bad zu sein; ein vierwöchentlicher Aufenthalt kann alles in allem mit ungefähr dreißig Thalern bestritten werden. Die Zahl der Badegäste war im Sommer 1851 schon auf 500 gestiegen.

Elster hat sieben Quellen, von denen sechs, deren Wasser theils zum Trinken, theils zum Baden benutzt wird, dem öffentlichen Gebrauch übergeben sind. Die Wasserbäder werden meistentheils aus dem Königsbrunnen, der Marienquelle und dem Albertsbrunnen zusammengesetzt und erhalten für Personen, die an Kongestionen leiden, noch einen Zusatz von gewöhnlichem Wasser. Das Wasser ist identisch mit dem des böhmischen Franzensbades, nur daß in Elster die stärkende Wirkung des Eisens etwas prädominirt. Nach der sorgfältigsten Analyse sind in einem Pfund Civilgewicht Wasser = 7680 Gran in wasserfreiem Zustande enthalten:

Schwefelsaures Natron	16,02461584	Gran.
Chlornatrium	11,32535040	"
Chlorkalium	0,29342208	"
Kohlensaures Natron	3,99241723	"
Kohlensaures Lithion	0,52124928	"
Kohlensaurer Kalk	1,36089600	"
Kohlensaure Talkerde	0,60145152	"
Kohlensaures Manganoxydul . .	0,14704128	"
Latus	34,30644363	Gran.

	Transport 34,30644363	Gran.
Kohlensaures Eisenoxydul . . .	0,46782720	"
Kieselerde	0,48314880	"
Verlust	0,00618879	"
	35,26360842	Gran.

Freie Kohlensäure 16,66330 Gran oder bei 0° 28″ Barometerdruck 35,4095 Kubikzoll, oder bei 10°, der Temperatur der Quelle, 36,7020.

Die Leiden, gegen die Elster Hülfe spendet, sind insbesondere Nervenkrankheiten mit dem Charakter der Torpidität und die Krankheiten eines trägen und gestörten Blutlebens, mithin allgemeine Schwäche des Nerven- und Muskelsystems, paralytische Zustände, Schwäche und beginnende Abzehrung des Rückenmarks, Magenkrampf und Kolik, Stockungen im Pfortadersystem, Leber und Milz, krankhafte Gallenabsonderung, Schwäche der Verdauungswerkzeuge, Appetitlosigkeit und Magensäure. Auch gegen Krankheiten des Urinsystems und der Blase, gegen Gicht und chronische Rheumatismen und Skropheln zeigt die Quelle ihre Wirksamkeit. — Neuerlich erschien eine erschöpfende Monographie: Das Bad Elster bei Adorf im sächsischen Voigtlande, ein kurzes Bild seiner Geschichte u. s. w.

Deportation ist diejenige Art von Verbannung, wobei der Bestrafte, den man an einen bestimmten Ort verweist, mehr oder minder in seiner Freiheit beschränkt wird. Deportation ist mithin eine geschärfte Verbannung. Der üble Ruf, in dem diese Strafart steht, schreibt sich von dem Mißbrauche her, den despotische Regierungen damit getrieben haben. Ein älteres Beispiel eines solchen schändlichen Mißbrauchs lieferten die römischen Kaiser, ein neueres Frankreich, dessen revolutionäre Regierung politische Gegner nach Cayenne oder Port-Marat auf Madagaskar schickte, wobei es vorkam, daß die Deportirten mittelst Fallthüren, die sich plötzlich im Schiffsboden öffneten, dem Meere übergeben wurden. Abgesehen von diesen Mißbräuchen ist die Deportation eine Strafart, die sich in den meisten Fällen empfiehlt, in denen jetzt auf Tod oder lebenslängliche Haft erkannt wird. Die Deportation erfüllt alle die Zwecke, die man mit der Strafe verbindet: sie macht den Verbrecher unschädlich für den Staat, tilgt das von ihm gegebene Aergerniß, bestraft ihn und giebt ihm zugleich Gelegenheit sich zu bessern und durch sein späteres Leben seine Schuld gut zu machen. Sollen die genannten Zwecke erreicht werden, so bedarf man für die Verbrecherkolonien eines Landes, das dem Verbrecher freie Bewegung gestattet und ihm zugleich die Flucht unmöglich macht, also entweder einer Insel, oder eines Gebiets, das durch irgend welche natürliche Schranken isolirt wird. Ein solches Gebiet fehlt den deutschen Staaten, und die Deportation kommt daher unter den deutschen Strafarten selten in Betracht. So viel dem Verfasser bekannt, hat nur ein deutscher Staat, der preußische, einen Versuch mit der Deportation gemacht und 1802 einen Vertrag mit Rußland abgeschlossen, durch den letzteres sich verpflichtete, preußische Verbrecher zur Ansiedlung in Sibirien zu übernehmen. Wie es scheint, ist dieser Vertrag nicht lange in Wirksamkeit gewesen, ein Vorfall mit einem gefährlichen Verbrecher, der, nach Sibirien geschafft, plötzlich wieder in Schlesien zu rauben anfing, mag die preußische Regierung überzeugt haben, daß Sibirien keineswegs Sicherheit genug darbiete. Den in juristischer Beziehung sehr interessanten erwähnten Fall findet man im „Neuen Pitaval" erzählt. Andere Staaten haben die Deportation in ihren Strafkodex aufgenommen, drei von diesen, Rußland, England und Frankreich, haben Systeme ausgebildet, die uns in dem folgenden beschäftigen werden.

1) Das russische System. Die Deportationsstrafe ist in Rußland den verschiedensten Verbrechen gedroht und kommt selbst als Korrektionsstrafe in Anwendung. Schwere Verbrecher erhielten früher, ehe sie nach Sibirien

abgeführt wurden, die Knute, dieses barbarische Strafinstrument, ist 1845 abgeschafft, aber sogleich durch die Pleite ersetzt worden. Der Transport nach Sibirien erfolgt bei schweren Verbrechern bis Tobolsk durch die Post in Kibitken, von Tobolsk an geht der Verbannte zu Fuß, mit Ketten belastet, mit einer eisernen Stange an andere Verbrecher befestigt. Auf dem langen Wege sind nur wenige Rasttage gestattet. In Sibirien werden die Verbrecher nach einem der Strafgrade eingetheilt, deren Sibirien fünf darbietet. Es sind, von dem geringeren zum höheren Strafmaß aufsteigend, fünf:

Der Aufenthalt in einer Stadt.
Der Dienst in einem sibirischen Bataillon.
Kolonisation.
Oeffentliche Arbeit oder Zuchthaus, d. h. Beschäftigung in den Bergwerken.
Die Arrestanten-Kompagnien.

Durch den leichtesten Strafgrad (Aufenthalt in einer Stadt) verliert der Bestrafte keines seiner bürgerlichen Rechte. Er darf sich nach seinem Gefallen beschäftigen, Bücher und Schreibmaterialien haben, Erfrischungen aller Art kaufen, sich in einem bestimmten Umkreise frei bewegen. Er steht unter der Aufsicht des Bürgermeisters, der auch die Briefe einsieht, welche der Verbannte in die Heimath schreibt. Unter dieser Klasse befinden sich die meisten der wegen politischen Vergehen Verurtheilten, Polen hat für den Aufenthalt in der Stadt von der Konföderation von Bar an bis in die neueste Zeit ein sehr starkes Kontingent geliefert. Der den Bataillonen zugetheilte Verbannte steht unter einer strengen Disciplin, hat aber ebenfalls die Vergünstigung, unter der Aufsicht seiner Vorgesetzten Briefe in die Heimath zu schreiben und solche von daher zu empfangen. Der Verbannte dieser Klasse lebt von seinem Solde und den Lebensmitteln, die ihm geliefert werden, der zum Aufenthalt in die Stadt Verurtheilte erhält, wenn ihm seinem Stande nach keine Arbeit zugemuthet werden kann und er mittelos ist, von der Regierung ein Jahrgeld. Die dritte Klasse, die der Kolonisten (Poselentzi), ist sehr zahlreich. Tschichatscheff (Voyage scientifique dans l'Altai oriental u. s. w.) sagt von diesen: „Während meines Aufenthalts in dem westlichen Sibirien hatte ich oftmals Gelegenheit, in das häusliche Leben dieser Kolonisten einzudringen, und wurde überrascht von der Reinlichkeit, dem Wohlstand und der Behaglichkeit, welche ihre Wohnungen darbieten. Dieses Gedeihen ist die Folge ihrer eigenen Arbeiten. Am Orte ihrer Bestimmung angelangt, finden sie nur den Urwald, wo sie ihre Wohnung bauen, und den wüsten Boden, dem sie ihren Unterhalt abgewinnen. Allein Muth und Fleiß vermögen viel in einer Gegend, wo ihnen holzreiche Wälder und fruchtbare Ebenen zu Gebote stehen. Daher kommt es, daß diese Menschen, wie unnütze Wesen aus dem Schooße der Gesellschaft ausgestoßen, Menschen, welche aller Geschicklichkeit zu der Aufgabe, die sie dereinst zu lösen berufen sind, zu entbehren scheinen, in den öden Steppen Sibiriens die Grundlagen zu einem neuen Dasein und einer neuen Gesittung befestigen. Diese Ansiedler sind entweder Verbannte, welche ihrem Urtheilsspruch durch gutes Verhalten entgangen sind, oder Leute ohne Gewerbe, oder Leibeigene, welche auf Nachsuchen ihres Herrn hierher geschickt wurden, träge oder schurkische Bedienten. Alle werden Eigenthum des Staats und dadurch weit freier, allein gezwungen, durch ihre Arbeit ihren Bedürfnissen zu genügen." In den ersten drei Jahren entrichten die verbannten Kolonisten keine Abgabe, in den folgenden sieben Jahren nur die Hälfte. Erst nach Verlauf von zehn Jahren sind sie denselben Auflagen unterworfen wie die Kronbauern und erlangen dieselben Rechte. Im Jahre 1840 zählte man im ganzen Sibirien nur 134,630 verbannte Kolonisten, wovon 64,340 auf das östliche, die übrigen 70,290 auf das westliche Sibirien kamen, von welchen 11,000 zur Ausbeutung des Goldsandes verwendet wurden. Die Kolonisten nehmen auch Sträflinge aus den beiden untern Klassen von Verbrechern

auf, welche ihre Strafzeit überstanden oder durch Wohlverhalten sich davon befreit haben. Die vierte Klasse der zur öffentlichen Arbeit Verurtheilten ist in den Bergwerken beschäftigt. Diese Klasse, auf die der Ausdruck „Unglückliche“, womit das Volk die nach Sibirien Verbannten bezeichnet, am meisten anwendbar ist, führt ein furchtbares Leben. Der Bergwerksarbeiter hat kein Recht mehr, er steht vollständig außer dem Gesetz, für die bürgerliche Gesellschaft ist er nichts mehr als eine Maschine. Die anstrengende Arbeit, schlechte Kost und üble Behandlung machen dem Leben dieser Elenden ein baldiges Ende. Am tiefsten steht die fünfte Klasse der Arrestanten-Kompagnien, welche in den Zuchthäusern zu den niedrigsten und entehrendsten Arbeiten gebraucht werden, fortwährend in Ketten gehen und den Kopf halb geschoren haben.

Bei unserer Beurtheilung des russischen Systems lassen wir den Gebrauch aus dem Spiele, den der Staat von Sibirien gegen politische Verbrecher macht. Dieses Verfahren hat die öffentliche Meinung Europa's allgemein verurtheilt, und die Entrüstung ist eine gerechte, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß Sibirien der Popanz nicht ist, den man gewöhnlich daraus macht. Die politischen Verbrecher leben dort nicht in Höhlen, sie werden nicht zum Zobelfange verwendet, sie leben gesellschaftlich in Städten zusammen, aber sie sind der Willkür von Beamten anheimgegeben, die von dem russischen Volkshaß gegen die Polen beseelt sind; die aus Liebedienerei und Servilismus gegen jeden politischen Verbrecher, auch gegen die Russen, Härte zeigen und von einer tausend Meilen weit entfernten Regierung nicht kontrolirt werden können. Von diesen Unglücklichen abgesehen, ist das russische System als ein im ganzen humanes, den Verhältnissen und den Sitten angemessenes, dem Zwecke entsprechendes anzuerkennen. Der Verbrecher kann durch gutes Betragen von einer Klasse zur andern aufrücken, bis er als Kolonist zu einem Wohlsein gelangt, das größer ist als das, worin die Leibeigenen Rußlands im allgemeinen leben. Der Staat erlangt durch sein System den großen Vortheil, sein Reich von den sittenlosen Haufen zu reinigen, die das sybaritische Leben der russischen Großen um sie versammelt, und diese trägen, verdorbenen Menschen in nützliche Staatsbürger umzuschaffen. Alle Zeugnisse stimmen darin überein, daß der Leibeigene als Kolonist wie verwandelt wird, gute Eigenschaften annimmt, die früher Niemand an ihm kannte, seine Fehler meistens ablegt. Durch die Thätigkeit dieser Menschenklasse, die sonst verloren gehen würde, gewinnt der Staat für seine nordasiatischen Besitzungen die Kräfte, deren er bedarf, um die dortigen Reichthümer zu gewinnen. Auf andere Art erhielte er diese Kräfte nicht, und es ist daher eine falsche Humanität, zu beklagen, daß man Verbrecher der langen Winterkälte und der noch unerträglicheren Sommerhitze Sibiriens aussetzt. Kein Land der Welt, wo der Mensch überhaupt ausdauern kann, ist dazu bestimmt eine Wüste zu bleiben, und es ist besser, daß die ersten und schwersten Arbeiten von Verbrechern verrichtet werden, als von unschuldigen Armen. Auf der andern Seite ist ein weiterer Vorzug des russischen Systems darin zu suchen, daß die Verbannten unter fortwährender Aufsicht stehen und durch die Furcht in eine untere Klasse zu kommen in Zaum gehalten werden. Für Sibirien sind die Deportirten nicht die Geißel, die sie für andere Länder werden, obgleich es auch hier nicht ganz an üblen Erscheinungen fehlt. Der entflohene Verbrecher, Landstreicher oder Brodjaga genannt, dem es nicht selten gelingt, von den Bergwerken oder den Arrestanten-Kompagnien sich zu befreien, bildet in Sibirien eine eigene Klasse sehr gefährlicher Menschen, die zuweilen ihr Wesen lange treiben und selbst, wie behauptet wird, in einzelnen Fällen in untergeordnete Beamtenposten sich einzuschmuggeln verstehen. Daß Verbrecher ganz aus Sibirien entkommen können, hat man auch gesehen. Absolute Sicherheit kann kein Deportationssystem gewähren. Uebrigens stände nach einer Mittheilung, die der russische Hofrath v. Zehe 1847 in Brüssel dem dort versammelten Kongreß der

Freunde für Gefängnißreform machte, die russische Regierung in Begriff, ihr Deportationssystem mit einem modificirten System der Einzelnhaft zu vertauschen. Ein Motiv dieser Maßregel gab der russische Beamte nicht an, der Pole Wolowski ergänzte diese Lücke durch die Motivirung, daß Sibirien zur Zeit mit politischen, namentlich polnischen Verbannten, so stark bevölkert sei, daß man Bedenken trage, diese Bevölkerung durch Fortsetzung der Deportationen zu vermehren. Die Richtigkeit dieser Behauptung müssen wir dahingestellt sein lassen.

2) Das englische System. Im siebenzehnten und noch im achtzehnten Jahrhundert deportirte England gewisse Klassen seiner Verbrecher nach Nordamerika, namentlich nach Virginien, wo diese Menschen den dortigen Tabakspflanzern als Arbeiter zugetheilt wurden. Als die Kolonien verloren gingen, faßte man, durch sehr günstige Berichte Cook's verleitet, den Plan, Neuholland zur Verbrecherkolonie zu machen. Am 13. Mai 1787 verließ der erste Transport, elf Schiffe mit 788 verurtheilten Verbrechern, darunter 192 Frauen nebst 13 ihnen zugehörigen Kindern, unter Kapitän Arthur Philip den Hafen von Portsmouth. Man landete im Jacksonhafen, die erste Ansiedlung wurde etwas landeinwärts angelegt, an einer Stelle, die später den Namen Paramatta erhielt. Die ersten Jahre gleich brachten viele Leiden, Kämpfe mit den Eingebornen, Seuchen, eine mehrmalige Hungersnoth, viele Sträflinge entliefen und lebten von Diebstählen an dem Vieh der Kolonie, die übrigen konnten nicht ausreichend beschäftigt werden, da die freien Kolonisten fehlten, denen man sie als Arbeiter zuweisen konnte. Obgleich die militärische Gewalt unnachsichtlich ihre Strafen vollstreckte, hängen und bis zu 500 Peitschenhieben austheilen ließ, verschlimmerte sich doch der moralische Zustand dieser zur Besserung bestimmten Kolonie von Jahr zu Jahr. Die entlassenen Verbrecher hatten ein Anrecht darauf, 30 Acker Land, im Fall ihrer Verheirathung 50 und für jedes Kind 10 zugewiesen zu erhalten, als aber 1791 die Strafzeit einer bedeutenden Anzahl ablief, wollten alle sofort nach Europa zurückkehren und weigerten sich, die ihnen verhaßten Ackerbauarbeiten zu übernehmen. Diese Entlassenen konnten zu dringenden Arbeiten gezwungen werden, wollte man sie aber dazu anhalten, so entflohen sie in die Wälder, oder an die Ufer des Hawkesbury, wo sich eine zahlreiche Kolonie bildete. Das Kriminalgericht, von sechs Offizieren und dem Oberrichter gebildet, versammelte sich dreimal monatlich und erkannte auf Peitschenhiebe, Arbeiten in Fesseln, Deportation nach der Insel Norfolk, wo strengere Zucht herrschte, Ausstellung am Galgen, Annagelung der Ohren. Trotz dieser Schreckmittel war in die Arbeiter keine Arbeitsamkeit hineinzubringen, und namentlich gab die Aufführung der Weiber zu vielen Klagen Anlaß. Sie waren so übermüthig und faul geworden, daß sich das Gewohnheitsrecht ausgebildet hatte, von denen, die Kinder besaßen, keine Arbeit zu verlangen, und die meisten befanden sich in diesem Falle. Dies Vorrecht entsprang aus dem ungeheuren Mißverhältniß zwischen beiden Geschlechtern und der skandalösen Begünstigung der Weiber durch die Offiziere und andere Beamte. In diesen Offizieren und Beamten ist hauptsächlich der Grund zu suchen, daß Mißbräuche entstanden, deren Nachwehen noch bis auf den heutigen Tag fühlbar sind. Der Dienst galt für wenig ehrenvoll, und man hatte daher eine Menge Leute von zweifelhafter Moralität zulassen müssen. Diese Leute, denen die Beaufsichtigung der Magazine von Rechtswegen zukam, richteten sich bald einen Handel ein, besonders mit geistigen Getränken, der endlich in ein Monopol des gesammten Waarenverkaufs ausartete. Die Unteroffiziere nahmen an diesem Handel mit Antheil, den Detailverkauf besorgten die mit den Offizieren im Konkubinat lebenden Weiber, und dieses üble Beispiel wie der Branntweinverkauf riefen die furchtbarsten Folgen hervor. Die drei Statthalter Hunter, King und Bligh kämpften ohne Erfolg gegen die allgemeine Entsittlichung an. Hunter scheiterte, weil er mit den Offizieren, den eigentlich

Schuldigen, keinen Bruch haben wollte, King ergriff verkehrte Maßregeln und machte dadurch das Uebel ärger. Unter seinem Regiment erreichte die Rumperiode, wie man in Australien den ersten Zeitraum der Verbrecherkolonie nennt, ihren Höhenpunkt, so daß der Rum der allgemeine Werthmesser in der Kolonie geworden war. Es scheint eine völlige Weibergemeinschaft eingetreten zu sein, Schaaren von Räubern durchzogen das Land und griffen die Wohnungen der Pflanzer am hellen Tage an, mehrere hundert Verbrecher erregten einen Aufstand. Der energische Bligh griff das Uebel mit der Wurzel an, aber gegen ihn empörte sich die eigene Truppe, deren Anführer ihn verhafteten (25. Januar 1808) und nach England schafften, wo ihm eine späte Gerechtigkeit zu Theil geworden ist.

Bligh's Schicksal macht für die Verbrecherkolonie den Wendepunkt. Der nächste Statthalter, Oberst Lachlan Macquarie brachte ein neues Regiment, das 73., mit und löste die alte Truppe ab. Macquarie fand im Jahre 1810 etwa 11,000 Menschen vor, von denen über 5000 Verbrecher oder entlassene Züchtlinge, 2220 Weiber, 2721 Kinder und nicht mehr als höchstens 500 freiwillige Ansiedler waren. Das Mißverhältniß zwischen den beiden Geschlechtern hatte die größte Sittenlosigkeit fortdauern lassen, in der letzten Zeit waren gar keine Ehen mehr geschlossen worden. Daß 500 unbescholtene Kolonisten gegen mehr als 10,000 Verbrecher und deren Nachkommen eine Zusammensetzung der Gesellschaft bildeten, aus der unmöglich gute Früchte hervorgehen könnten, hatte man in England erkannt, und suchte nun die Kolonisation zur Hauptsache zu machen. Die fast zwölfjährige Statthalterschaft Lachlan Macquarie's ist der Uebergang von einer Strafanstalt zu einer wirklichen Kolonie. In den ersten Anfängen war die letztere bereits vorhanden, hatte aber zur Bildung von zwei feindlichen Parteien geführt. Auf der einen Seite standen die freien Kolonisten, im Besitz großer Ländereien und ihren Reichthum durchschnittlich zu Wuchergeschäften mißbrauchend, in Neusüdwales Exklusionisten genannt, weil sie sich gegen die unfreiwilligen Arbeiter streng absperrten. Auf der andern Seite gab es die Emancipationisten, entlassene Sträflinge oder Nachkommen von solchen, darunter auch bessere Elemente, die indessen ohne Schutz gegen den erdrückenden Reichthum der Exklusionisten sich nicht recht zu entfalten vermochten. An diesem Schutz ließ Macquarie es fehlen, in seiner Schwäche ließ er die Exklusionisten, denen er übrigens feindlich gesinnt war, gewähren, und that auch nichts dagegen, daß viele entlassene Sträflinge das ihnen angepriesene Land zu Spottpreisen verschleuderten, den Ertrag vertranken und dann der Regierung zur Last fielen. Seine Vorliebe für große Bauten brachte eine Masse von Verbrechern in fortwährende Berührung mit einander, emancipirte und noch in Arbeitsstrafe stehende Sträflinge durften zu frei mit einander verkehren, beides hatte auf die Sittlichkeit ungünstige Folgen. Macquarie hat aber auch viel genützt durch seine Entdeckungen urbarer Landstriche, durch seine Vertheilungen von Ländereien, durch seine Erfolge, die Entlassenen zur Arbeit zu nöthigen. Zur Zeit seiner Verwaltung hob sich die Zahl der Kolonisten auf 24,000, die freien Einwanderer blieben indessen noch spärlich. Die beiden folgenden Statthalter Brisbane und Darling bezeichnen mit ihrer Verwaltung die Zeit, in der der Umschlag in eine wirkliche Arbeiterkolonie vollzogen wurde. In den vier Jahren von Brisbane's Verwaltung stieg die Einwohnerzahl auf 36,000, und der politische Kampf gedieh dahin, daß die Emancipationisten auf politische Rechte und eine berathende Versammlung, wie in andern englischen Kolonien, zu dringen anfingen, wogegen sich die Exklusionisten und die Mehrzahl der wohlhabenden neuen Einwanderer erklärten, weil sie von einer gesetzgebenden Versammlung nichts gutes erwarten konnten, deren Mitglieder der Mehrzahl nach von gewesenen Verbrechern und stets zweifelhaften Charakteren erwählt gewesen wären. In Folge der Begünstigungen, welche die Regierung seit 1821 der Einwanderung wohlhabender Leute zu Theil werden ließ, hob sich der Begehr nach Arbeit rascher, so daß im Jahre 1827 über

2000 Deportirte mehr zur Arbeit begehrt wurden, als die Verwaltung stellen konnte. Das Verhältniß der freien und der gezwungenen Arbeiter in der nächstfolgenden Zeit giebt die nachstehende Tabelle.

Jahre.	Männer. Freie.	Männer. Verbrecher.	Weiber. Freie.	Weiber. Verbrecher.	Gesammtzahl.
1828.	13,456.	14,155.	7474.	1513.	36,598.
1833.	22,798.	21,845.	13,453.	2698.	60,794.
1836.	30,285.	25,254.	18,980.	2577.	77,096.

Ueber die Lage der unfreien Arbeiter in dieser Zeit giebt uns ein Aufsatz im Quaterly Review vom Oktober 1838 Aufschluß, worin es heißt: „Die als Arbeiter zugewiesenen Verbrecher erhalten eine durch das Gesetz bestimmte Menge Speisen und Kleidung, doch empfangen sie von ihren Herren meist noch Milch, Thee, Zucker und Tabak. Allein viele von diesen Herren sind eben selbst freigelassene Verbrecher, bei denen die in Arbeit befindlichen Leute sich nicht bessern, ja es giebt Fälle, daß sie von ihren Herren als Helfershelfer bei Viehdiebstahl und andern Verbrechen benutzt wurden. Die Feldarbeiter werden allgemein als ungehorsam, unverschämt, diebisch und dem Trunk ergeben geschildert, namentlich die Schaf- und Rinderhirten, über welche man wegen ihrer Beschäftigung selbst nur eine geringe Aufsicht üben kann. Die Hausdienstboten sind mehr unter den Augen ihrer Dienstherren, aber auch hier ist die Ausschweifung groß. Die Weiber namentlich führen sich, mit geringen Ausnahmen, so schlecht auf, daß ordentliche Ansiedler gar keine unter sich aufnehmen wollen. Da ihre Zahl im Vergleich mit den männlichen Verbrechern gering ist, so sind sie fortwährenden Versuchungen ausgesetzt, und sie zeigen in ihrem Benehmen nicht nur Trägheit, Trunksucht und Unkeuschheit, sondern nur allzuoft auch eine unbezähmbare Wildheit. Das einzige Mittel, ihrer los zu werden, besteht darin, sie in das weibliche Arbeitshaus zu Paramatta zu schicken, das man kaum eine Strafanstalt mehr nennen kann .... Die geschickten Handwerker, wie Schmiede, Tischler, Gerber u. dgl., sind sehr hoch geschätzt, und werden auch von ihren Dienstherren mit entsprechender Nachsicht behandelt. Ihre Lage gleicht so wenig der von Sträflingen, daß ihre Dienstherren manchmal das durch ihre Arbeit gewonnene Geld mit ihnen theilen. Die als Arbeiter zugewiesenen Verbrecher sind einem besondern Koder unterworfen, der manche bei freien Personen nicht strafbare Vergehen, nämlich Ungehorsam, Vernachlässigung der Arbeit, Unverschämtheit und im Allgemeinen unordentliches Verhalten bestraft. Manchmal freilich werden diese Leute sehr hart behandelt, aber dies sind Ausnahmen, und im Durchschnitt ist man zu nachgiebig gegen sie, so sehr tritt bei dem gestiegenen Begehr von Arbeitern das Interesse der Dienstherren, sich der Dienste dieser Leute zu versichern, hervor." Wir ergänzen diese Mittheilung durch die Mittheilung des Systems, das man in Beziehung auf die unverbesserlichen Arbeiter befolgte. Diese mußten in einzelnen Abtheilungen mit oder ohne Ketten auf den Straßen arbeiten. Die gefesselten Abtheilungen standen unter einem Civilaufseher und einer Militärwache, welche Flucht und Unordnungen wirksam verhinderte. Die ungefesselten Abtheilungen aber arbeiteten schlecht, und standen manchmal unter Aufsehern, die selbst Verbrecher waren. Oft waren sie mit den bei den benachbarten Ansiedlern als Diener befindlichen Verbrechern verbündet und verübten Raub und Diebstahl. Die unter solchen Abtheilungen befindlichen Handwerker erwarben sich leicht Geld durch Arbeiten bei den benachbarten Ansiedlern, und die Aufseher sahen bei ihrer Abwesenheit durch die Finger, indem sie einen Theil ihres Erwerbs in die Tasche steckten. Aus diesen letztern Klassen rekrutirte sich die Strafanstalt für unverbesserliche Sträflinge, welche die Regierung auf der Insel Norfolk, etwa 200 deutsche Meilen von Neuholland entfernt, errichtet hatte. Im Jahre 1835 belief sich die Zahl der dortigen Sträflinge auf 1200, in den nächsten Jahren hat noch eine beträchtliche Vermehrung

Digitized by Google

stattgefunden. Die Behandlung war hier natürlich die strengste, so streng, daß die Sträflinge oft den Versuch gemacht haben, in erbärmlichen Kähnen, mit etwas Wasser und Lebensmitteln, über den unermeßlichen Ocean zu entkommen. Ja, es war etwas ganz gewöhnliches geworden, daß Gruppen von Gefangenen unter sich durch das Loos entschieden, wer von ihnen einen Mord begehen solle. War der Mord geschehen, so führte man die Verschworenen, den Mörder als Angeklagten und die andern als Zeugen, nach Sidney, und diese kurze Unterbrechung der Haft auf Norfolk war der Grund, daß unzählige Morde verübt wurden. Die Regierung traf endlich die Einrichtung, daß die Gerichte auf der Insel selbst abgehalten wurden, wodurch man den vielen Morden begegnete.

Die häufigen und gerechten Klagen der Kolonisten über eine Bevölkerung von Sträflingen, die ein ernstlicheres Hinderniß der Erhebung Australiens waren als die periodischen Dürren, machten in England die Frage zu einer stehenden, ob das Deportationssystem wesentlich umzugestalten, vielleicht aufzuheben sei. Die öffentliche Meinung verdammte die Deportation immer entschiedener, und es war nur ein nicht übertriebener Ausspruch der allgemeinen Ansicht, wenn die „Times" einmal sagte: „Wir versuchten neue Staaten zu gründen, wie man die Fundamente von Gebäuden legt, durch ein Substrat von Schutt und rauhen Steinen. Romulus und sein Freibeuterasyl war der Urtypus unserer Strafkolonien. Man meinte, brittisches Schelmenwesen, wiewohl ein ziemlich rohes Material, lasse sich zur Tugend verfeinern, wenn es erst den ganzen Erddurchmesser weit von seinem heimathlichen Boden entfernt werde. Verpflanzung veredelt manches Gewächs, warum nicht auch Londoner Taschendiebe? Das Experiment ist durchgeprobt, und die Resultate liegen vor den kritischen Augen der Welt. Wir haben einige von den abscheulichsten Spielarten der Civilisation, oder vielmehr der gesellschaftlichen Entartung hervorgebracht, die man je gesehen hat. Der Abschaum der Erde repräsentirt in der südlichen Hemisphäre den Glanz des brittischen Namens. Wir haben mit der Vergeudung von Millionen Kolonien geschaffen, vor denen alle zurückschaudern, die daheim zu bleiben im Stande sind. Selbst der Name Kolonie ist im Mutterlande gehässig geworden. Auswanderung ist nur noch eine grausame Nothwendigkeit. Australien ist eine gemeinere Vorstellung als die geringste Vorstadt der Metropole. Warum? Weil die Hauptklasse unserer Auswanderer Verbrecher sind, unsere Kolonien Gefängnisse, unsere Statthalter Kerkermeister, ihre Beamten Gefängnißwärter und unsere Kolonialbischöfe Gefängnißkapläne. Das jetzige Deportationswesen ist von der öffentlichen Meinung allseitig verurtheilt. Die dadurch auf uns geladene Nationalschmach, der unseren freien Kolonisten zugefügte Nachtheil, die übermäßige Kostspieligkeit und die immer zunehmenden Verlegenheiten des Systems — alles ruft uns Halt zu." 1841 gab die Regierung der öffentlichen Meinung nach, Lord Stanley ließ eine Abänderung des Deportationswesens eintreten. Sein Plan bestand darin, daß auf eine Periode der Deportation eine der Zwangsarbeit mit einer Urlaubskarte oder einer bedingten Begnadigung folgte. Allein der Arbeitsmarkt in Vandiemensland wurde dadurch ganz überfüllt, und das freie Zusammensein entlassener Verbrecher führte zur gräßlichsten moralischen Ansteckung in jener Kolonie. In Folge dessen fand Gladstone als Staatssekretär der Kolonien für nöthig, die Deportation nach jener Kolonie auf zwei Jahre lang zu suspendiren. Später erhielt die Regierung auch eine große Menge erschreckender Nachweise, die sie von der Nothwendigkeit überzeugten, die Deportationsstation auf der Insel Norfolk ganz aufzugeben und die Deportation nach Vandiemensland nicht wieder eintreten zu lassen. Auf Grund dieser Erfahrungen sind im Jahre 1847 zwei Gesetze ergangen (Prisons'bill und Custody of offenders bill), die das ganze Deportationssystem Englands umgestaltet haben. Das Straferkenntniß über Verbrecher zweiten Grades wird jetzt in der Art getheilt, daß die erste Periode der Strafzeit eine reformatorische wird. Demgemäß wird das in dem Zellengefängniß von Penton-

ville eingehaltene Prinzip auf alle Beurtheilten, deren Alter und Konstitution es ertragen, angewandt. Nach Ablauf einer beschränkten Periode einsamer Einsperrung wird die Mehrzahl der Sträflinge in England selbst, oder in Bermuda und Gibraltar, zu öffentlichen Arbeiten gebraucht. Dann erst werden sie nach Australien versetzt, wo sie freie, zu den Früchten ihrer Arbeit berechtigte Menschen sind, nicht mehr der demoralisirenden Behandlung unterworfen werden, welche die Deportirten bisher in den Strafkolonien erlitten. Mit andern Worten: der streng strafliche Theil der Sentenz wird in England selbst, oder in Bermuda und Gibraltar erstanden, und wenn dann die Sträflinge nach den australischen Kolonien abgeführt sind, sucht man sie dort im Lande zu zerstreuen, anstatt daß sie bisher in moralischer Ansteckung dicht beisammengehalten wurden. Die Einzelnhaft darf nicht über sechszehn Monate ausgedehnt werden, Frauen werden wie früher nach Vandiemensland gebracht. Indessen hat sich die öffentliche Meinung auch durch diese offenbare Verbesserung des Systems mit diesem selbst nicht aussöhnen lassen. Ein Schiff mit gebesserten Verbrechern, die für die Kapkolonie bestimmt waren, sah sich in Folge des einmüthigen Widerstandes der dortigen Bevölkerung gezwungen, seinen gefährlichen Inhalt anders wohin zu schaffen.

3) Das französische System. Das peinliche Gesetzbuch vom 12. Februar 1810 führt die Deportation unter den infamirenden Leibesstrafen als die dritte dem Range nach an, der nur der Tod und lebenslängliche Zwangsarbeit vorangehen. Der Deportirte wird bürgerlich todt, so daß seine Erben ohne weiteres in den Besitz aller seiner Rechte und Pflichten eintreten. Der Deportationsort muß stets außerhalb der europäischen Grenzen des Reichs gelegen sein, benimmt sich der Verurtheilte hier gut, so kann ihm die Regierung den Besitz seiner bürgerlichen Rechte zurückgeben. Entflieht der Deportirte, so wird er, wenn man seiner wieder habhaft wird, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Von diesem Gesetze wurde, da die Revolution die ganze Strafart stark in Mißkredit gebracht hatte, so gut wie kein Gebrauch gemacht: erkannten die Richter auch auf Deportation, so erfolgte doch nur in den seltensten Fällen der Vollzug. Aus den statistischen Tabellen (Compte rendu de l'administration de la Justice en France), die das Justizministerium herausgiebt, entnehmen wir die Notiz, daß in den Jahren von 1825—1836 nur ein einziger Franzose deportirt wurde, während in demselben Zeitraume 1012 hingerichtet, 2710 zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, überhaupt 51,804 Straferkenntnisse ausgesprochen wurden. Die schwereren Verbrecher hielt man in drei Galeeren (Brest, Toulon, Rochefort) und in neunzehn Centralgefängnissen gefangen. Alle diese Anstalten kann man als Treibhäuser des Lasters betrachten, die darin ausgebildeten Verbrecher machten nach ihrer Entlassung alles unsicher, namentlich Paris, wo ihrer immer eine große Anzahl zusammen war. Wie groß die Anzahl der Rückfälligen war, d. h. die Zahl der bei Rückfällen ertappten und deswegen neu bestraften ehemaligen Sträflinge, darüber geben uns die erwähnten amtlichen Listen Auskunft. Es betrug die Zahl der Rückfälligen während der sieben Jahre von 1830—1837 in jährlichem Durchschnitt:

In Brest.	Galeeren . . .	Auf hundert	Freigelassene	14	Rückfällige.
„ Rochefort.		„	„	$12\frac{1}{7}$	„
„ Toulon.		„	„	20	„
„ Beaulieu.	Centralgefängniße	„	„	20	„
„ Cadillac.		„	„	$12\frac{3}{7}$	„
„ Clairvaux.		„	„	$20\frac{5}{7}$	„
„ Clermont.		„	„	$19\frac{1}{7}$	„
„ Embrun.		„	„	$21\frac{6}{7}$	„
„ Ensisheim.		„	„	$22\frac{3}{7}$	„

In Eysses.	Centralgefängniße	Auf hundert Freigelassene	$19^{1}/_{7}$	Rückfällige.
„ Fontrevault.		„ „ „	19	„
„ Gaillon.		„ „ „	$19^{1}/_{7}$	„
„ Hagenau.		„ „ „	$20^{5}/_{7}$	„
„ Limoges.		„ „ „	$17^{1}/_{7}$	„
„ Loos.		„ „ „	$20^{2}/_{7}$	„
„ Melun.		„ „ „	$30^{5}/_{7}$	„
„ Montpellier.		„ „ „	$9^{5}/_{7}$	„
„ Mont Michel.		„ „ „	$26^{6}/_{7}$	„
„ Nimes.		„ „ „	$16^{4}/_{7}$	„
„ Poissy.*)		„ „ „	$40^{3}/_{7}$	„
„ Rennes.		„ „ „	$28^{3}/_{7}$	„
„ Riom.		„ „ „	$20^{3}/_{7}$	„

Obgleich die Nachtheile des französischen Gefängnißwesens stark empfunden wurden, die Kammern auch einen Gesetzentwurf über Gefängnißreform enthielten, erfreute sich doch das Deportationssystem, das der Klasse der Rückfälligen ein Ende gemacht haben würde, keiner Fürsprache. Marschall **Bugeaud** hatte einmal den Plan, Pönitenzkolonien für Ackerbau in Algier anzulegen, ließ denselben aber selbst wieder fallen. Nach der Februarrevolution nahm die verfassunggebende Versammlung noch während des Sturms der Junischlacht das Prinzip der Deportation für politische Verbrecher an und bestätigte im Oktober 1848 einen vom Kriegsminister vorgelegten Gesetzentwurf. Die wesentlichen Bestimmungen dieses neuen Gesetzes waren: Alle Verurtheilten werden nach Algerien gebracht und auf Staatsländereien, aber abgesondert von den andern Ackerbauniederlassungen, angesiedelt. Zehn Jahre werden sie zu gemeinschaftlicher Arbeit angehalten, unter militärische Disciplin und Jurisdiktion gestellt, und sind der politischen Rechte beraubt. Doch können diejenigen, die sich gut betragen, schon nach drei Jahren provisorisch in den Besitz einer besondern Ansiedlung kommen, wo sie von der gemeinschaftlichen Arbeit befreit sind. Dieser Besitz wird nach einer weitern Probe von drei Jahren definitiv, und die Stellung unter Militärdisciplin hört auf, wenn sie dann erklären, daß sie sich in Afrika definitiv niederlassen wollen. Erst nach Verfluß der zehn Jahre werden die Konzessionen freies Eigenthum. Ihren Weibern und Kindern, die ihnen folgen wollen, steht dies frei, der Staat sorgt für die Reisekosten, läßt sie an den Arbeiten theilnehmen, und im Fall, daß einer der Verurtheilten stirbt, treten die Hinterbliebenen in diejenigen Rechte ein, die er in diesem Augenblicke besaß, oder auf die er Anwartschaft hatte. Zur Ausführung des Gesetzes bewilligte die Nationalversammlung drei Millionen Franken. Die Ausführung des Gesetzes verzögerte sich, die Junigefangenen, gegen welche die Maßregel bestimmt war, blieben in Belle Isle, und erst 1850 erinnerte man sich ihrer. Ein neues Dekret verfügte den Transport nach Algerien, wo die Gefangenen so lange in einer Festung bleiben sollten, bis die Ackerbaukolonie Lambessa für sie in Stand gesetzt worden sei. Das neue Dekret verfügte noch mehrere Beschränkungen, so namentlich die, daß den Deportirten nicht das Eigenthum, sondern nur der Nießbrauch der ihnen angewiesenen Ländereien zustehen solle. Noch in demselben Jahre erließ die Kammer ein neues Deportationsgesetz, aus dem die Ansiedlung der Verbrecher verschwand. Die neue Bestimmung lautete: „In allen Fällen, wo durch Artikel 5 der Verfassung die Todesstrafe abgeschafft ist, wird diese Strafe ersetzt durch die Deportation in eine durch das Gesetz bestimmte befestigte Einkreisung (enceinte fortifiée) außerhalb des Festlandsterritoriums der Republik, wo die Verurtheilten unter einer Disciplinarordnung gehalten werden. Die Einkreisung wird ein Stück Landes enthalten, das aus-

*) Das Centralgefängniß von Poissy wird von Paris bevölkert.

gedehnt genug ist, daß die Deportirten daselbst alle Freiheit genießen können, die sich mit der Nothwendigkeit ihrer persönlichen Bewachung verträgt." Die Erleichterung, daß die Gefangenen von ihren Familien begleitet werden könnten, ließ man und bestimmte ferner, daß sie nicht zur Zwangsarbeit angehalten, sondern nur auf ihr Verlangen mit Arbeit versehen werden sollten. Von Lokalitäten kamen verschiedene in Vorschlag: eine Gegend in Algerien zwischen dem Tell und der Wüste, das Thal von Sallerie auf der Insel Reunion, die 1500 Fuß über dem Meere liegenden Höhen von Cayenne u. v. m. Man entschied für das Thal von Vaithau auf der Insel Tahuata, einer der Marquesas-Inseln, wo die schweren Verbrecher Aufnahme finden sollten, und für die Insel Nukahiva zur Reception der wegen leichterer politischer Vergehen Verurtheilten.

Eine so große Strenge die Nationalversammlung in Beziehung auf die Deportation politischer Verbrechen zeigte, so fußten doch alle ihre Maßregeln auf dem gesetzlichen Boden. Die neuesten Dekrete Ludwig Napoleons haben diesen Boden gänzlich verlassen, Ordonnanzen treten an die Stelle der Gesetze, Ausnahmegerichte ersetzen den Wahrspruch der Geschworenen. Frankreich hat seit dem Staatsstreich seines Präsidenten einen stärkern Gebrauch von dem Deportationssystem gemacht, als in irgend einer frühern Epoche seiner Geschichte. Es sind in dem von dem 2. Dezember 1851 bis zum Mai 1852 verflossenen Zeitraum 6000 Menschen deportirt worden, rückfällige Verbrecher und politisch Verdächtige mit einander. Daß Staatsrücksichten allein dabei entscheidend gewesen sind, sagt das Dekret vom 8. Dezember 1851 selbst, seine Motive sind: „daß Frankreich der Ordnung, der Arbeit und Sicherheit bedarf, daß seit einer zu großen Zahl von Jahren die Gesellschaft beunruhigt und tief erschüttert ist durch die Umtriebe der Anarchie, sowie durch die aufrührischen Versuche der Genossen der geheimen Gesellschaften und der rückfälligen Sträflinge, die immer bereit sind, Werkzeuge der Unordnung zu werden, daß durch ihre beständigen Gewohnheiten der Empörung gegen die Gesetze diese Klasse Menschen nicht allein die Ruhe, Arbeit und öffentliche Ordnung bloßstellten, sondern auch zu ungerechten Angriffen und bedauernswerthen Verleumdungen gegen die gesunde Arbeiterbevölkerung von Lyon und Paris Veranlassung gaben, endlich daß die gegenwärtige Gesetzgebung nicht zureicht, und es nöthig ist, Veränderungen darin anzubringen, so daß die Pflichten der Menschlichkeit mit denen der allgemeinen Sicherheit versöhnt werden." Nach dieser Motivirung folgen die Anordnungen des Gesetzes: 1) Jedes unter die Oberaufsicht der hohen Polizei gestellte Individuum, welches des Vergehens den Bann gebrochen zu haben schuldig erkannt ist, wird in Zukunft, kraft einer allgemeinen Sicherheitsmaßregel, in eine Strafkolonie nach Cayenne oder Agerien transportirt werden können. Die Dauer der Transportation wird 5 Jahre wenigstens und 10 Jahre höchstens sein. 2) Die nämliche Maßregel wird bei Individuen in Anwendung gebracht werden, die des Antheils an einer geheimen Gesellschaft schuldig erkannt sind. 3) Die Wirkung des Stellens unter die Aufsicht der hohen Polizei wird in Zukunft darin bestehen, daß sie der Regierung das Recht giebt den Ort zu bestimmen, wo der Verurtheilte nach überstandener Strafzeit wohnen muß. 4) Der Aufenthalt in Paris und in dem Weichbild ist allen Individuen, die unter die Aufsicht der hohen Polizei gestellt sind, verboten. 5) Die in vorstehendem Artikel bezeichneten Individuen sind verbunden Paris und das Weichbild binnen zehn Tagen von der Veröffentlichung des gegenwärtigen Dekrets an zu verlassen, wenn sie nicht einen Aufenthaltsschein von der Verwaltung erhalten haben; denen, welche einen Schein zur Reise und Unterstützung verlangen, wird beides verabreicht, und ihre Reiseroute bis zu ihrem Geburtsort oder dem Ort, den sie bezeichnet haben, regulirt werden. 6) Im Fall der Verletzung der Vorschriften in den Artikeln 4 und 5 des gegenwärtigen Dekrets können die Zuwiderhandelnden aus allgemeinen Sicherheitsgründen in eine Strafkolonie nach Cayenne oder Algerien gebracht werden. 7) Die kraft des gegenwärtigen Dekrets trans-

Digitized by Google

portirten Individuen werden der Zwangsarbeit auf der Strafkolonie unterworfen, sie werden ihrer bürgerlichen und politischen Rechte beraubt; sie werden unter militärische Gerichtsbarkeit gestellt; die militärischen Gesetze finden bei ihnen Anwendung. Im Fall einer Entweichung aus der Strafanstalt können sie jedoch zu keiner längern Haft verurtheilt werden als die Zeit ihrer Transportation noch ausmacht. Sie unterliegen der Subordination gegen ihre militärischen oder Civilchefs und Aufseher während der Dauer der Gefangenschaft. 8) Verfügungen der Exekutivgewalt werden die Organisation der Strafkolonien näher bestimmen.

Werden die Bestimmungen dieses Gesetzes mit Kraft aufrecht erhalten, so verliert Frankreich die gefährlichste Klasse seiner Bevölkerung, die rückfälligen Verbrecher und diejenigen Individuen, welche, nachdem sie ihren Bann gebrochen haben, in Paris und andern großen Städten durch die Verübung von Verbrechen ihren Lebensunterhalt suchen. Frankreich verliert aber nach einem neuern Gesetz auch die Bevölkerung seiner Bagno's, und diese Erleichterung ist unstreitig die wohlthätigste. Nach einer Statistik der Gazelle des Tribunaux belief sich diese Bevölkerung im Februar 1852 auf 7690 Köpfe, davon 3873 in Toulon, 2831 in Brest, 986 in Rochefort. Mit dem Ausleeren des Bagno's hat man den Anfang gemacht.

Das jetzige französische Deportationssystem hat zwei Stufen und zwei Straforte, Cayenne und Lambessa in Algerien. Nach Cayenne sind die schwersten Verbrecher, namentlich die aus den Bagno's bestimmt; sie sollen dort an verschiedenen Orten, auf den Salutinseln, am Bord von Pontons, in Barackenlagern untergebracht und angemessen beschäftigt werden. Die Deportirten von Cayenne werden in drei Kategorien getheilt, und der Gebrauch der Ketten nur bei den gefährlichen oder verkehrten Individuen beibehalten. Diejenigen, welche durch bessere Aufführung eine mildere Behandlung verdient haben, werden mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigt, oder können nach dem Grad des erworbenen Vertrauens auf Verlangen Erlaubniß bekommen, bei den freien Ansiedlern in Dienst zu gehen, oder wohl auch für sich Grundstücke anzubauen. Für die Anlagekosten der Kolonie sind 4,245,000 Frankes angewiesen, 600 Mann Infanterie und Gensdarmen erhalten die Ordnung. Die Verhältnisse in Lambessa regelt eine mildere Disciplinar-Ordnung. Die Verurtheilten sind in drei Kategorien abgetheilt: 1) solche die Forts und Lager zum Aufenthaltsort erhalten; 2) die in den Dörfern eine Unterkunft finden; 3) die zur Privatbeschäftigung und zum Wohnen an gewissen Orten ermächtigt werden. Bei der Zuweisung an Dörfer wird auf Wohlverhalten, Fleiß und Anstelligkeit zu bäuerlichen Geschäften oder einem für den Ackerbau nützlichen Gewerbe Rücksicht genommen. Außerdem werden die Strafgefangenen in Rotten von 20 Mann eingetheilt, jeder empfängt die nöthigen Lagergeräthschaften und ein Bett, das aus zwei Gestellen mit Brettern, einem Lagersack, Stroh und einer Decke besteht. Die Arbeit in den Dörfern ist gemeinschaftlich im Gedinge nach einem vorausbestimmten Preis, es sind Urbarmachungen, Austrocknungen, Pflanzungen, Erdaufschüttungen u. dgl. Läßt einer sich nicht an oder verträgt er sich nicht mit seiner Rotte, und giebt es im Dorf keine Gelegenheit ihn einzeln zu beschäftigen, so wird er in eines der Forts oder Lager versetzt. Sonn- und Feiertage sind der Ruhe und religiösen Uebungen gewidmet. Jeder Sträfling erhält bei seiner Ankunft ein Dienstbüchlein, in welchem die Disciplinarordnung und die Personalbezeichnung des Inhabers, so wie sein Verdienst und seine Schulden verzeichnet werden. Geldsendungen, welche die Sträflinge an ihre Familien zu machen wünschen, haben durch Vermittlung der Direktoren-Offiziere zu geschehen. Ist Betragen und Fleiß befriedigend und sie erklären sich in Algerien ansiedeln zu wollen, so wird ihnen erlaubt ihre Familien kommen zu lassen, und sie dürfen über ihr Guthaben zum Ankauf von Ackerbau-Werkzeugen, Vieh ꝛc. verfügen. Sie bekommen dann provisorische Anweisungen von Grundstücken, die definitiv werden, so wie sie dieselben ertragfähig gemacht haben und ihr Betragen vorwurfsfrei bleibt. Die gemeinschaftliche Arbeit, die Rotten-Disciplin und die Austheilung von Lebensmitteln hören dann auf.

Vittorio Fossombroni, geboren im Jahre 1754 in Arezzo, war in seinem ganzen Wesen und Wirken ein Repräsentant der Zeit des Großherzogs Leopold, dessen Regierung für Toskana eine so bestimmende und segensreiche gewesen ist. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung und bildete sich zum Mathematiker aus. Die vielfachen Beziehungen Arezzo's zu dem benachbarten Chianathal lenkten seine Aufmerksamkeit auf diese einst von so vielen Uebeln heimgesucht, jetzt so herrlich blühende Provinz Toskana's. In der Nähe jener Stadt beginnt das Thal der Chiana, das bis über Chiusi im Kirchenstaat hinausreicht, während des ganzen Mittelalters wegen seiner Sümpfe berüchtigt, aber doch immer fruchtbar war, wie die vielen die Spitzen seiner Hügel krönenden Ortschaften beweisen. Torricelli hatte gezeigt, daß das System der Alluvionen und die dadurch erzeugte künstliche Erhöhung wie das entschiedenere Gefälle der ganzen Oberfläche das einzige Mittel sei, die vorhandenen Sümpfe hinwegzuräumen und die Bildung neuer zu verhindern, Fossombroni aber war es vorbehalten, dies praktisch darzuthun. Sein im Jahre 1789 erschienenes Buch: Memorie idraulicostoriche sulla Val-di-Chiana, welches eine ausgezeichnete Darstellung der ehemaligen und spätern lokalen Verhältnisse und des Ursprungs der Versumpfung in Folge einer großen Veränderung im Wassersystem des Arno und der Tiber enthält, hat am meisten dazu beigetragen, der Theorie Torricelli's Geltung und Aufnahme zu verschaffen, denn durch dieses Werk wurde unwiderruflich dargethan, daß nur mittelst eines konsequent durchgeführten Systems hydraulischer Operationen, welche der ganzen Gegend eine entschiedene Senkung in der Richtung nach dem Arno zu geben würden, eine radikale Abhülfe sich erzielen lassen könnte. In den letzten Jahren der Regierung Leopold's wurden die Arbeiten begonnen. Unter Ferdinand III. wurde Fossombroni vielfach gebraucht. Als die Bildung des ephemeren Königreichs Hetrurien erfolgte, ernannte Napoleon ihn zum Staatsrath und zum Chef der hydraulischen Kommission für Italien. In dieser Eigenschaft war er unermüdlich, und während er die Gelegenheit benutzte, seine Studien über politische Oekonomie fortzusetzen, schrieb er zahlreiche Abhandlungen über die Regelung der Gewässer im Venetianischen und über die pontinischen Sümpfe. Auch für die letztern, wo das Kanalsystem ungeachtet der großartigsten Anstrengungen Pius VI. sich unzureichend erwiesen hatte, empfahl er die Anwendung des Systems der Alluvionen, um diesen zwischen Meer und Gebirge eingeengten Ebenen ein größeres Gefäll in der Richtung nach dem ersteren zu geben. Mit der Restauration übernahm er die Leitung der Staatsangelegenheiten. Diese Regierungsperiode, die durch die Namen Ferdinand und Leopold bezeichnet wird, ist berühmt geworden durch den Geist der Mäßigung, Duldung und Freisinnigkeit, der in Toskana vorherrschend blieb. Während die Reaktion im ganzen übrigen Italien an die Tagsordnung kam, setzte Toskana seine Reformarbeiten fort, enthielt sich der politischen Verfolgungen und gab den Verbannten anderer italienischer Staaten ein Asyl. Fossombroni hatte jetzt die Freude, daß seine Arbeiten im Chianathal ihre Früchte trugen. Die mit Wasser und Schilf bedeckten oder aus feuchten Wiesen bestehenden Niederungen, die sich in einer Länge von 10 deutschen Meilen erstreckten, verwandelten sich in ein schönes üppig fruchtbares Land, aus Morästen, die Krankheit und Tod verbreiteten, wurde ein blühender Garten. Von 1828 an findet Fossombroni's System mit den Modifikationen des Architekten Manetti auch in der Maremme Anwendung. 1840 zog er sich von der Verwaltung zurück, obgleich er dem Namen nach erster Minister blieb. 1838 als 83jähriger Greis schrieb er noch eine Abhandlung über das Verhältniß der Chiana zum Arno, in der man alle Vorzüge seiner frühern Schriften wiederfindet. In den letzten Jahren verlor er ein Auge und ging wenig mehr aus, behielt aber immer noch viel von dem durchdringenden Scharfblick, der ihn stets ausgezeichnet hatte. Er lebte (unvermählt) in Florenz, besuchte aber alljährlich seine höher gelegene und kühlere Vaterstadt. Sein Tod erfolgte am 13. April 1844.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von C. E. Klinkicht in Meißen.

Entwässerung durch Röhren (Drainage). Die allgemeine Bewegung, die sich in der zahlreichsten Klasse unserer ansässigen Bevölkerung zeigt, den Drang nach Reformen, der sich des konservativsten Volkstheils bemächtigt hat, dürfen wir zu den schönsten Beweisen zählen, daß die eindringlichen Lehren der vergangenen Jahre ihre Früchte tragen, und daß, nachdem die Theorie so lange und leider sehr unglücklich an den Lebensfragen gearbeitet hat, die Praxis sich berufen fühlt, mit sicherer Hand die Lösung zu übernehmen. Sind es sogenannte soziale Fragen, Zustände und Anliegen des materiellen Wohls, die vorzugsweise den Kern der Zeitfragen ausmachen, wie wohl Niemand leugnen wird, so ist es eben so gewiß, daß die glänzendsten und tiefsinnigsten Theorien, denen ihr Verdienst aufmerksam zu machen und anzuregen, übrigens nicht abgesprochen werden soll, dem Ziele nicht nahe führen können, daß hier vielmehr das Feld ist, auf dem die werkthätige Reform thätig sein muß. Diese ist nun wirklich in der Arbeit begriffen, und glücklicher Weise ist es die Landwirthschaft, der am meisten zurückgebliebene Geschäftszweig in Deutschland, in der das Werk der Verbesserung am rüstigsten fortschreitet. Man schlage die Erfolge, die hier errungen werden können, nicht gering an, jeder Fortschritt, der sich in der Landwirthschaft durchkämpft, erzeugt an hunderttausenden von Stellen eine Mehrproduktion, vermehrt den Wohlstand des Einzelnen, den Nationalreichthum, führt der Industrie Rohstoffe zu, gestattet eine Vermehrung der Bevölkerung. Deutschland ist so wenig übervölkert, daß es vielmehr das Doppelte seiner gegenwärtigen Bevölkerung tragen kann, vorausgesetzt, daß der Ackerbau die Verbesserungen sich aneignet, deren er ohne darum die Kraft zu überspannen fähig ist, daß unser Landmann zu der Stufe sich aufschwinge, auf welcher sein gebildeter englischer Genosse steht. Unter diesen Verbesserungen spielt die Trockenlegung des Bodens durch unterirdische Thonröhren eine wichtige Rolle, und mit ihr haben diese Zeilen zu thun. Für solche Leser, die eine vollständige theoretische und praktische Belehrung suchen, geben wir vor unserer eigenen Erörterung, die mit dem Geschichtlichen beginnen wird, eine Uebersicht der Literatur. Als Hauptwerke sind zu nennen: John Johnstone, An account of the most approved Mode of Draining Land, by Joseph Elkington, Edinburgh 1797. — Josiah Parkes, Essays on the Philosophy and Art of Land Drainage, London 1848, das beste englische Werk über diesen Gegenstand. — Stephens, Manual of Practical Draining, London 1848, die umfassendste englische Arbeit. — The Drainage Act etc., London 1846, enthält das englische Gesetz vom Jahre 1846 und das wichtigste Material, welches dem Parlement bei seinen Berathungen vorgelegen hat. — Rudimentary Art of Draining Districts and Lands, by Drysdale Dempsey, London 1849. — Conrad de Gourcy, Notes sur l'assainissement complet des terres humides ou draining des Anglais, Paris 1848. — Faits et observations sur l'Utilité du Drainage, par le Baron Mertens d'Oslin, Brüssel 1849. — Manual practique de Drainage, par Leclerc, Brüssel 1850, von den französischen Büchern das vorzüglichste. — Du drainage des terres, par Saint-Venant, Paris 1849. — Ueber die Drainage, ein Beitrag zur wissenschaftlichen Begründung dieses Systems und zur praktischen Ausführung desselben, von A. v. D. (Baron Doblhof), Haag 1850, das erste deutsche, mit großer Sachkenntniß und Klarheit über diesen Gegenstand geschriebene Buch. — Praktisches Handbuch der Drainage, oder Anleitung zur Trockenlegung nasser und kalter Gründe und zur dauernden Bodenverbesserung nach englischer Art, von Franz Kreuter. Wien 1851. Sehr vollständig. Der Verfasser ist von der österreichischen Regierung dazu ausersehen, Versuchsanlagen zu machen. — Die Drainage nasser und kalter Ländereien, Skizzen für Landwirthe und Techniker, von L. Vincent, Berlin 1852, nimmt besonders auf norddeutsche Verhältnisse Bezug. — Zur Volksbelehrung abgefaßt ist ein kleines,

deutsche Versuche mittheilendes Schriftchen von Dr. E. John: Sechs Gespräche über die Röhren-Drainirung auf den Feldern und in der Ziegelei von Proskau. Oppeln 1851.

Das Verfahren, nasse Ländereien durch unterirdische Thonröhren zu trocknen, stammt aus England und ist in seiner umfassenderen Anwendung ganz ein Produkt der neuesten Zeit. In England empfehlen der Boden und die Kulturverhältnisse diese Methode in einem vorzüglichen Grade. Die Lagerung der verschiedenen Bodenschichten ist sehr regelmäßig, der Boden besteht größtentheils aus einem ganz fetten und strengen Thon, in einiger Tiefe, zuweilen schon auf drei Fuß, findet man überall Wasser, die nicht großen Güter sind in kleine Felder eingetheilt, diese mit Hecken eingefaßt. Wollte man nun, nachdem die nachtheiligen Eigenschaften der nassen und kalten Felder erkannt worden sind, die Entwässerung durch offene Gräben vornehmen, so würde man einmal viel Land verlieren, sodann aber auch die Bewirthschaftung zwischen Gräben und Hecken ungemein erschweren. Dies hat den Röhrenabzügen zu ihrer ungemeinen Verbreitung verholfen. Den Anstoß zu der jetzigen Bewegung gab Sir Robert Peel, der, nachdem er seine Maßregeln gegen die Korngesetze durchgeführt hatte, seinen den frühern Pachtzins verweigernden Pächtern versprach, 20 Prozent ihrer Pachtgelder auf Röhrenlegung verwenden zu wollen, wenn sie die frühere Pacht fortbezahlten. Der Versuch der Entwässerung wurde gemacht, und der Erfolg war ein so lohnender, daß die Pachtverhältnisse mit gegenseitigem Einverständniß die alten blieben. Der entschieden günstige Ausfall anderer Versuche hat die Folge gehabt, daß an der Ausführung dieser Verbesserung seitdem mit einer unglaublichen Energie gearbeitet wird. Trotz mancher in den Eigenthumsverhältnissen liegenden Hindernisse breitet sich die Röhrenlegung in Irland, Schottland und England mit reißender Geschwindigkeit aus, es haben sich Aktiengesellschaften zur Uebernahme der Arbeiten gebildet, unter andern in London die „Gesellschaft der Grundbesitzer von Westengland und Südwales“ mit einem Aktienkapital von 195,000 Pfd. St., welche die Arbeiten, wozu der Besitzer aber die Röhren und sonstigen Materialien zu liefern hat, bei einem Landkomplex von unter fünf Acres für 50 Gulden C.-M. auf den Acker (= 0,603 österreichische Joch), bei 300 Acres und mehr für 5 Gulden auf den Acker liefert. Einzelne große Grundeigenthümer treiben die Arbeiten ins Riesenhafte, der Herzog von Northumberland hat 150,000 Thaler jährlich dazu ausgesetzt, der jetzige erste Minister Graf Derby hat im Jahre 1850 allein 1,300,000 Fuß Röhren legen lassen. Die englische Regierung kommt diesen Anstrengungen nicht minder kräftig zu Hülfe. Ein Gesetz vom 28. August 1846 ermächtigt das Ministerium, den Landwirthen, welche Röhrenanlagen machen wollen, Vorschüsse von Staatsgeldern zu geben, in England bis zu 2 Millionen, in Irland bis zu 1 Million Pfd. St., zusammen also 20 Millionen Thaler. Ein späteres Gesetz begünstigt die Darlehn von Privaten zu Entwässerungszwecken, ein drittes erleichtert die Beseitigung der Hindernisse, welche die Mühlendämme verursachen, endlich sind die zu solchen Arbeiten bestimmten Ziegel von allen Abgaben frei. Auf dem Festlande ist die belgische Regierung die erste gewesen, welche die Röhrenlegung begünstigt hat. Der Ingenieur Leclerc ging auf Staatskosten nach England, um die Erfindung an Ort und Stelle zu prüfen, um dann den Landwirthen als Rathgeber und Techniker bei solchen Anlagen dienen zu können. Nachdem dieser Sachverständige einen durchaus günstigen Bericht erstattet hatte, kaufte die Regierung in England Maschinen zur Anfertigung von thönernen Röhren und ließ nach diesen Modellen im Inlande andere anfertigen, die an Ziegelbrenner vertheilt wurden. Der Baron Mertens d'Ostin, der in der Nähe von Namur begütert ist, führte die Röhrenabzüge zuerst bei sich ein, die übrigen Landwirthe zögerten anfangs, obgleich den landwirthschaftlichen Gesellschaften die Röhren und Werkzeuge zu Versuchen unentgeltlich geliefert wurden, jetzt ist aber die Nachfrage nach thönernen Röhren bereits lebhaft geworden.

Etwas später hat das französische Ministerium für Handel und Ackerbau Interesse gezeigt, Sachverständige nach England und Belgien geschickt, englische Röhrenmaschinen angekauft, das Handbuch von Stephens ins Französische übersetzen lassen und den Präfekten befohlen, für die Reform zu wirken. In der Musterwirthschaft zu Camp bei Versailles besteht eine Versuchsanlage, an Privaten sind Summen als Unterstützung bei Anlagen gegeben worden. In Deutschland hat man seit 1850 die ersten Versuche gemacht, und seitdem steigt der Eifer in solchem Grade, daß bereits die wohlgemeinte Warnung laut wird, nicht zu überstürzen, um nicht ein zu theures Lehrgeld bezahlen zu müssen. Die Regierungen von Oesterreich, Preußen, Sachsen u. s. w. haben Maschinen zur unentgeltlichen Vertheilung kommen lassen, es werden auf Staatsgütern Versuche angestellt, Belehrungen ertheilt, die landwirthschaftlichen Vereine zeigen großen Eifer, die Betheiligung der Privaten bleibt dahinter nicht zurück. In der That sind auch die Vortheile zu groß, um nicht zur Nacheiferung zu ermuntern, doch ehe wir uns zu diesen wenden, müssen wir zuvor das Verfahren selbst erklären.

Bei der unterirdischen Entwässerung zieht man eben so, wie bei den offenen Gräben, ein in einander greifendes Netz von Wasserleitungen. Die kleineren Röhren, die parallel mit einander laufen, münden in eine größere Sammelröhre, das ganze Wasser eines Grundstücks wird schließlich in einen offenen Grenzgraben, Straßengraben, in einen Teich, Bach oder Fluß geführt, je nach den Lokalitäten. Der Einmündungswinkel der Nebenröhren in die Hauptröhre ist unwesentlich, meistens wird die Lokalität einen stumpfen, nach dem Gefälle der Hauptröhre geöffneten Winkel bedingen. Mit ihrer Richtung müssen die Röhren dem stärksten Gefälle des Bodens folgen, also gerade bergab gehen. Ueber alle übrigen Momente sind die Meinungen noch getheilt. Die meisten englischen Pächter legen die Röhren nur drei Fuß tief, eine Minderzahl senkt sie vier Fuß tief in den Boden, einzelne Techniker wollen bis zu 6 und 9 Fuß hinabgehen. Eben so will die Mehrzahl von keiner größern Entfernung der Röhren von einander als 18 Fuß wissen, während auf den Gütern des Herzogs von Northumberland, wo ein strenger Thon vorherrscht, eine Entfernung von 30 Fuß ohne Nachtheil beobachtet wird. Die Länge der Röhren kann bis zu 120 Ruthen ausgedehnt werden, das geringste Gefälle ist 16 Zoll auf hundert Ruthen Länge. Den kleineren Röhren giebt man einen Durchmesser von 1 Zoll im Lichten, den größern von 3—5 Zoll. Sie erhalten am besten eine cylindrische Form und eine Länge von einem Fuß, wo zwei zusammenstoßen, deckt man die Fugen mit einer Muffel, damit nicht Sand und Erde zugleich mit dem Wasser eindringen. Man hat sehr großen Werth darauf gelegt, daß die Röhren aus einer porösen Masse verfertigt würden, um das Eindringen des Wassers zu erleichtern, auch hat man die Seitenwände der Hülsen zu diesem Zwecke durchlöchert. Allein es ist gewiß, daß die Fugen, wo die Röhren zusammenstoßen, hinlänglichen Raum für das Eindringen des Wassers bieten, und daß keine weitern künstlichen Mittel nöthig sind, auch haben Versuche gezeigt, daß das Wasser, welches durch die Seitenwände eintrat, blos 1/500 der Masse betrug, welche durch die Fugen ihren Weg nahm. Dr. Krocker machte Versuche mit drei Röhrenarten, einer schwach und gewöhnlich gebrannten, einer aus Hechselthon gefertigten und einer scharf gebrannten. Diese Röhren wurden, die geschlossene Seite nach unten, bis an den obern Rand in Wasser getaucht und durch Beschwerungen vierundzwanzig Stunden in dieser Lage erhalten. Nach dieser Zeit fanden sich in der schwach gebrannten 4—6 Loth Wasser, in der aus Hechselthon gefertigten 3—4 Loth Wasser, in der scharf gebrannten 1—2 Loth Wasser. Um die Röhren zu legen, zieht man Gräben, die oben zwölf Zoll Breite haben, in der Tiefe drei Zoll, was gerade hinreichend ist, um die Röhren mit den Muffeln aufzunehmen. Man legt die Röhren so dicht als möglich neben einander, damit die Stoßfugen nicht zu weit werden;

manche überdecken die letztern außer mit den Muffeln auch noch mit Stroh oder Rasen. Die Einmündung der kleinen Röhren in die Sammelröhren bewirkt man auf verschiedene Weise. Ist die Leitung fertig, so werden die Gräben wieder zugeworfen. Je tiefer man die Röhren anlegt, um desto wirksamer wird die Gefahr des Einfrierens beseitigt, auch verstopfen sich solche Röhren nicht so leicht, weil das Wasser, indem es tiefer eindringt, sich selbst filtrirt. Enge Röhren verstopfen sich weniger als weitere, sie füllen sich häufiger ganz mit Wasser, das die eingedrungene Erde mit größerer Gewalt entfernt. An Stellen, wo man das Verstopfen befürchtet, bringt man wohl sogenannte Vierungen an, namentlich an den Stellen, wo sich Nebenleitungen in Hauptleitungen ergießen. Diese Vorrichtungen werden aber auch noch benutzt, um den Boden unterirdisch zu bewässern. Wenn man den Ablauf verstopft, so stauet sich das Wasser und tritt in alle Röhren zurück, welche sich da hinein ergießen, alle höher liegenden Röhren füllen sich mit Wasser und theilen es dem Boden mit, wodurch die Wurzeln der Pflanzen benetzt werden. Die Röhren werden durch Maschinen gefertigt, die man jetzt nach englischen Modellen auch in Deutschland baut. Die besten derartigen Maschinen sind die von Clayton in London und Whitehead in Preston. Die Clayton'sche Maschine hat einen senkrecht stehenden runden Cylinder, dessen unterer Boden durch die Form und dessen Decke durch den, an einer vertikalen Zahnstange befestigten Stempel gebildet wird. Es bildet also der Stempel gleichzeitig den Verschluß. Außer diesem einen ist noch ein zweiter, dem ersten ganz gleicher Cylinder vorhanden. Beide sind durch eiserne Hespen an eisernen Stangen befestigt, und um diese so drehbar, daß sie neben der Maschine auf zwei kleine Tische gesetzt, mittelst einer sinnreichen Hebel-Vorrichtung, welche durch den Fuß bewegt wird, in die Höhe gehoben und unter den Stempel auf die liegen bleibende Form und zurück auf den Tisch gesetzt werden können. Ist also der eine Preßcylinder leer gepreßt, so wird durch Ausrücken der Kurbelwelle, und dadurch bewirktes Eingreifen eines größeren Getriebes in die Zahnstange der Stempel rasch in die Höhe gedreht, der leere Cylinder durch einen Tritt auf den Hebel gehoben, mit der Hand ergriffen, an seiner Charnierstange herumgedreht und auf seinen Platz auf den kleinen Tisch gesetzt, der andere während des Pressens gefüllte Cylinder in die Höhe gehoben und so herumgedreht, daß er unter den Stempel zu stehen kommt, die Kurbelwelle wieder eingerückt und nun wieder gepreßt. Dies Wechseln der Cylinder ist schneller gemacht, als beschrieben. Die Röhren treten unten aus der, den Boden bildenden Form heraus, und hängen senkrecht herab. Eigene Gaffeln mit kurzen Stielen, und so vielen Zinken, als Röhren, neben und über einander herauskommen, werden ihnen entgegen gehalten. Sie schieben sich dann hinauf und werden durch einen Draht, welcher zwischen horizontalen Lagern geht, abgeschnitten, sobald sie lang genug sind. Es gehört allerdings einige Uebung und Geschicklichkeit dazu, dies Abschneiden so abzupassen, daß die Röhren gleich lang werden, und es ist schwieriger bei den kleinen Röhren, als bei den größeren, da jene schneller herauskommen. Der Abnehmende sitzt vor der Maschine. Er hat bei der Fabrikation der kleineren Röhren ein Gestell aus schwachen Latten neben sich stehen, ähnlich einer kleinen Bank, auf welches er die Röhren legt. 50 Stück 1zöllige haben darauf Platz. Ist dasselbe voll, so wird es fortgetragen und ein anderes leeres an dessen Stelle gesetzt. Ist der Abnehmer sehr eingeübt, so geht das Pressen beinahe ohne Unterbrechung vorwärts. Die Whitehead'sche Maschine hat dagegen einen 4eckigen liegenden Kasten. Die Form bildet an derselben die eine Seite, der Stempel die zweite, jener gegenüberstehende. Eine dritte Seite wird durch den Deckel gebildet. Diese drei Seiten des Kastens sind beweglich und nur die drei übrigen feststehend. Daß dieselben bei der sehr bedeutenden Kraftanwendung ganz besonders stark gearbeitet sein müssen, und viel stärker, als die ungeschwächten runden Cylinder bei der Clayton'schen Maschine, leuchtet ein. Bewegt wird der Stempel durch eine

horizontal liegende Zahnstange, und diese wieder durch Getriebe, denen der Clayton'schen ganz ähnlich. Es wird also zuerst der Stempel, ebenfalls durch Ausrücken eines Getriebes möglichst schnell zurückgeschoben, so weit es nöthig, den Kasten zu öffnen. Dann wird der Deckel aufgemacht, der Kasten gefüllt, der Deckel zugemacht und befestigt, und nun geht das Pressen los. Die Röhren treten auf der vorderen Seite heraus, schieben sich auf dem genügend langen Rollbett vorwärts. Bei einer gut eingerichteten Maschine muß die ganze Füllung des Kastens als Röhren auf dem Rollbett Platz finden. Die Länge des Rollbetts darf aber 8 bis 9 Fuß nicht übersteigen, weil sonst der Weg, den die Röhren darauf zurücklegen, zu lang wird, und dieselben sich unten zu stark ablaufen. Nach diesen Proportionen muß sich die Zahl der Oeffnungen in der Form und die Stärke der Wandungen derselben richten. Ist der Kasten dann leer, liegen also die Röhren auf dem Rollbett, so werden sie durch eine Vorrichtung mit eingespanntem Draht in Stücke von 13 bis 14 Zoll Länge geschnitten, mit entsprechenden Gaffeln abgenommen und abgetragen. Während diese letztere Arbeit, das Abnehmen von einem Jungen verrichtet wird, wird von einem anderen Arbeiter der Stempel wieder schnell zurückgeschoben, der Deckel wieder geöffnet, der Kasten gefüllt u. s. w., kurz, die schon vorher beschriebene Operation wiederholt sich. (Vincent, die Drainage.)

Die Kosten der ganzen Röhrenleitung betrugen in Proskau in leichtem Boden, wo die Röhren 45 Fuß weit aus einander lagen, für den Morgen (Scheffel) 5 Thlr. $8\frac{1}{2}$ Sgr., auf schwerem Boden, wo die Röhren nur $21\frac{1}{2}$ Fuß von einander entfernt waren, 14 Thlr. $16\frac{3}{4}$ Sgr. Die Dauer dieser Röhrenleitungen ist eine ewige, vorausgesetzt, daß man bei der Anlage mit Sorgfalt zu Werke gegangen ist. Man hat in Holland Ziegelröhren gefunden, die über 200 Jahre im Boden und noch ganz gut erhalten waren. In Italien, Griechenland und Persien findet man Wasserleitungen von Röhren aus gebrannter Erde, die schon seit Jahrtausenden im Boden liegen und noch ganz unversehrt sind. Was nun die Uebel betrifft, denen die Röhrenabzüge begegnen sollen, und die Art, wie sie wirken, so ist darüber folgendes zu sagen. Es sind hauptsächlich zwei Fälle, in denen das Wasser dem Boden schädlich wird, und der erste tritt dann ein, wenn das Regenwasser auf einem höher liegenden porösen Boden schnell durchdringt und dann auf eine wasserdichte Erdschicht trifft. Dasselbe erscheint in diesem Falle an tiefer liegenden Stellen als Quellen, welche dem umgebenden Boden sehr schädlich werden. Der zweite Fall ist der, daß der Oberboden vermöge seiner undurchdringlichen Beschaffenheit den Regen nicht durchläßt, oder zu wenig Gefälle hat, um dem Wasser Abzug zu verschaffen. Das Wasser kann in diesem Falle nicht anders als durch Verdunstung verschwinden, auf welchem Wege die Verminderung der Wassermenge viel zu langsam erfolgt. In allen diesen Fällen erzeugen sich wassersüchtige kalte Gründe, in denen kein vollkommenes Wachsthum gedeiht. Der Ueberfluß von Wasser hindert den Boden locker zu werden, die befruchtende Kraft eines jeden Düngungsmittels vermindert sich, die Luft findet keinen Eintritt und freien Wechsel im Boden, die Temperatur bleibt eine niedrige, der Regen dringt nicht tief genug ein und kann nicht gehörig verdunsten. Die landwirthschaftliche Arbeit an einem solchen Boden ist so gut wie verloren, mit aller Mühe gelingt es nicht, einen fein zertheilten Grund hervorzubringen, und gute nährende Pflanzen so wie feines Gras gedeihen nicht, an ihrer Stelle wachsen schlechte harte Sumpfpflanzen, selbst die Bäume verkrüppeln und kränkeln, da die Wurzeln beständig der Nässe und Fäulniß ausgesetzt sind. Die Kälte des Bodens theilt sich der Luft mit, die Vegetation stellt sich im Frühlinge zu spät ein und hört im Herbste sehr bald auf. Hat ein solcher Boden eine große Ausdehnung, so herrscht in der ganzen Gegend eine ungesunde Luft, und es erzeugen sich Krankheiten und Schwärme von Ungeziefer. Die Kunst des Röhrenlegers besteht darin, der Luft, die der beste Dünger von allen ist, bis zu einer gewissen

Tiefe Eingang zu verschaffen und das Wasser zu entfernen, aber nur das überflüssige, nicht das, dessen die Pflanzen zu ihrer Nahrung bedürfen. Durchzöge man z. B. einen Boden mit zu vielen Röhren und gäbe man diesen ein zu starkes Gefäll, so würde man das Land nur unfruchtbarer machen. Ueber das richtige Maß hat die Erfahrung, unterstützt durch die wissenschaftliche Beobachtung, zu entscheiden, bis jetzt herrscht großer Streit unter den Landwirthen, nicht über das Gefälle, wohl aber über die Entfernungen, in denen man die Röhren zu legen habe. Die bestimmte Wirkung der Röhren ist die, daß, wie das Wasser in ihnen abläuft, in dem austrocknenden Boden immer mehr Risse entstehen, die ihre Richtung nach den Stoßfugen zu nehmen. Die Mithülfe der Luft erweitert und vermehrt diese Ritzen, auch der gemeine Erdwurm ist dabei thätig, daß der schwerste Thonboden in verhältnißmäßig kurzer Zeit in ein poröses Erdreich verwandelt wird, gewöhnlich schon nach Verlauf eines Jahres. Gut geführte Röhren wirken so ausgezeichnet, daß ein langer starker Regen achtundvierzig Stunden nach seinem Falle den Boden schon wieder verlassen hat. Ein Röhrenzug von 55 Fuß Länge, der drei Fuß tief lag, gab im Monat Mai in 24 Stunden 80 Kubikfuß Wasser. Die Vortheile der Trockenlegung faßt Vincent in folgendem zusammen: „Ein trocken gelegter Acker ist zu jeder Zeit zugänglich, läßt sich also auch zu jeder Zeit bestellen. Die Einsaat, vorzugsweise des Sommerkorns, braucht nicht mehr aufgeschoben zu werden, bis die Beschaffenheit des Ackers sie gestattet, sondern sie kann zur geeignetsten Zeit besorgt werden. Die Temperatur des im Boden enthaltenen Wassers ist immer nur eine niedrige. Sie pflegt einige Grade höher oder niedriger zu sein, als die mittlere Temperatur der Gegend. Sie wird auf dieser geringen Höhe auch trotz der Erwärmung der obersten Bodenschicht durch warme Luft und Sonnenschein erhalten, nicht allein weil das Wasser, besonders wenn es von oben her erwärmt wird, ein schlechter Wärmeleiter ist, sondern weil die trotzdem eingedrungene Wärme durch die Verdunstung desselben auch immer wieder gebunden wird. Ja, die Absorbirung von Wärme kann durch Verdunstung und Ausstrahlung so bedeutend werden, daß die Früchte auf dem Felde erfrieren. Wird daher dies Wasser fortgeschafft, so wird dadurch der Boden eben so wohl in der oberen Krume, als auch im Untergrunde wärmer. Das im Boden vorhandene Wasser enthält oft bei ziemlich bedeutendem Kohlensäure-Gehalt eine Menge leicht löslicher Stoffe aufgelöst, welche eben ihrer Menge wegen auf die Pflanzen wie Gift wirken, und deren Erkranken zur Folge haben, sobald ihre Wurzeln so tief hinabdringen, daß sie in das Wasser hineinreichen, wenn dasselbe durch irgend eine Veranlassung über sein früheres Niveau in die Höhe steigt. Der Boden wird gesunder. Der Raum zwischen den Boden-Partikelchen, den das Wasser vor der Trockenlegung eingenommen, wird nach derselben durch Luft ausgefüllt. Der Zutritt der atmospärischen Luft zu den Pflanzen-Wurzeln ist ein nothwendiges Erforderniß zu ihrem Gedeihen. Der Sauerstoff derselben ist nothwendig, die Zersetzung der Boden- und Dünger-Bestandtheile und deren Umwandlung in assimilirbare Pflanzen-Nahrungsmittel einzuleiten und zu fördern. Nach erfolgter Trockenlegung wird dies also auch in denjenigen Schichten geschehen, von denen die Luft früher durch die Gegenwart des Wassers fast ganz ausgeschlossen war. Der Boden wird tiefer. In den tieferen Boden werden die Pflanzen-Wurzeln tiefer hinabgehen. Sie werden dann eine neue Quelle von Nahrungsmitteln vorfinden. Die Pflanzen werden üppiger gedeihen. Allein diese Menge von Nahrungsstoffen ist in diesen vor der Trockenlegung mit Wasser durchdrungenen Schichten größtentheils durch wiederholte Düngungen früherer Jahre angehäuft, weil sie zwar in den Boden gebracht, jedoch den Pflanzen-Wurzeln eben durch Abschluß der Luft rc. unzugänglich war, oder wegen schädlicher Beimischungen nicht zusagte. Ist dieser Schatz durch Trockenlegung den Pflanzen zugänglich gemacht, so werden die ersteren Ernten besonders üppig gedeihen. Diese Ueppigkeit wird aber in einigen Jahren nachlassen und bei rationellem

Betriebe in eine mehr normale Fruchtbarkeit übergehen, während bei aussaugender Wirthschaft vollständige Erschöpfung folgen muß. Es werden ähnliche Erscheinungen eintreten, wie nach dem Mergeln u. dgl. m., und man fängt in England schon an, dies durch die Erfahrung bestätigt zu finden. Endlich producirt jeder nasse Boden eine Menge von Unkräutern, oft sogar von giftigen Pflanzen, welche fast gar nicht, oder nur mit unsäglicher Mühe und Arbeit zu vertilgen sind, immer aber die Bestellung, wegen der Nothwendigkeit öfteren Pflügens &c. erschweren, und dazu eine verhältnißmäßig große Anspannung nöthig machen. Diese Pflanzen verschwinden nach der Trockenlegung, weil die zu ihrer Existenz nothwendigen Bedingungen nicht mehr vorhanden sind. Aber auch die auf dem entwässerten Boden erbauten Früchte werden besser, das Futter gesunder und wohlschmeckender, und darum auch dem Vieh angenehmer und gedeihlicher." Baron Doblhof setzt dem noch hinzu: „Die Drainage erhöht zugleich die Wirkung jeder Gattung von Dünger, insbesondere jene des Knochenmehles, der Asche und des Kalkes, welche auf feuchten Gründen größtentheils ganz verloren geht, und gewährt dadurch den doppelten Vortheil einer reichhaltigeren Ernte und einer großen Ersparung an Dünger. Einen weiteren sehr wichtigen Vortheil bietet ferner die Drainage dadurch, daß die im Untergrunde festgehaltene Feuchtigkeit im Falle des Bedarfes den Wurzeln der Pflanzen wieder zugeführt wird, indem sich dieselbe auf dem gleichen Wege und in Folge der Haarröhrchen-Theorie (capillary force) aufwärts zieht, auf dem sie sich bei früherem Ueberflusse hinabgezogen und daselbst erhalten hatte, weil sie in dieser Tiefe nicht verdunsten kann. Die Drainage kann endlich auch zur Bewässerung der Gründe dienen, und zwar, indem man sie zur Ableitung des auf Wiesen und Aecker geleiteten Wassers oder zur Zuleitung des Wassers benutzt, damit es in letzterem Falle von unten nach aufwärts dringe (sous-irrigation) — eine Bewässerungsmethode, welche schon die alten Perser übten. Es kann daher in Verbindung mit den geregelten Einflüssen des Wassers und der atmosphärischen Luft, welche durch die Drainage thätig werden, und bereits Gegenstand dieser Abhandlung waren, nicht überraschen, daß auf solchen durch die Drainage verbesserten Grundstücken die Keime rasch und kräftig hervorschießen, sich schnell zu gesunden und starken Pflanzen entwickeln, ein Stroh geben, das der Lagerung durch Sturm und Regen Widerstand leistet, — ein Korn herstellen, das schwer und mehlreich ist, und überhaupt eine gleichförmige, reichhaltige Ernte liefern, die sich vorzugsweise auf Klee, Turnips und Kartoffeln erstreckt. Unzählige Beispiele könnten hier aus englischen und schottischen Journalen, so wie aus Monographien angeführt werden, welche bestimmte Ziffern über die durch Drainings-Anlagen erzielte staunenswerthe Erhöhung des Grundertrags angeben; allein sie bleiben immer einzelne besonders hervorragende Ergebnisse, und ich will mich daher auf jene Ertrags-Differenz beschränken, welche durch die bei der Drainage-Akt vom Jahre 1846 gepflogene Enquête erhoben wurde, und sich auf einen nachhaltigen Zuwachs an Bodenerträgniß, — somit auch an Bodenkapital — von 20 bis 30 Prozent herausstellt. Von diesem Anschlage scheint auch Robert Peel ausgegangen zu sein, als er seinen Pächtern in dem an sie erlassenen allgemein bekannten Cirkulare vom 24. Dezember 1849 die Zusicherung ertheilte, 20 Prozent des von ihnen eingezahlten Pachtschillings zu Drainings-Anlagen auf ihren Pachtgründen zu verwenden, und es scheint sich damit dieser erleuchtete Staats- und Landwirth bei dem sinkenden Preise des Kornes in England und der dort wachsenden Konkurrenz von Außen, die bisherige Bodenrente sicher stellen zu wollen. Bei der Untersuchung, die das Parlament über die Vortheile der Drainage, namentlich in Bezug auf die Resultate von Anlagen, welche seit längerer Zeit ausgeführt sind, anstellen ließ, haben sich außerordentlich merkwürdige Aufschlüsse ergeben. Smith zu Deanston in Schottland, dessen wir bereits bei den Erfindern der Drainage erwähnten, giebt an, daß er seit 25 Jahren solche Anlage ausgeführt habe. Vor der Drainage erhielt er mit Mühe 20 Schilling pro Acre

(14 fl. pr. Joch) jährlichen Pacht, nach der Drainage gerne 50 Schilling pro Acre (35 fl. pr. Joch), das auf die Drainage angelegte Kapital habe durchschnittlich 10 Prozent getragen, und von 100 englischen Meilen Drains, die er seit 18 Jahren ausgeführt habe, sei nicht ein einziger mißlungen. Sir Charles Merrik Burrell, Parlamentsmitglied, sagt aus, daß er seit 12 Jahren Drainage-Anlagen mache, und seine Ernten dadurch verdoppelt habe. Herr Hewit Davis, Pächter aus der Gegend von Croydon, sagt, daß der Grund seines Pachtgutes aus Kies und Sand besteht, und er den Ertrag durch das Drainiren verdreifacht habe. Herr John Tompson, Pächter der Reigate, brachte in Folge der Drainage den Ertrag seines Gutes von 3 auf 8. Herr John Mills, Gutsbesitzer zu Bisterne, drainirte 137 Acres. Seine Pächter zahlten ihm gerne 7 Prozent für die darauf verwendeten Kosten, und führten unentgeltlich die dazu nöthigen Materialien bei." Wir können noch einige Beispiele aus Deutschland beifügen. Direktor Pabst von Hohenheim machte einen Versuch mit einem Acker von 14 Morgen, der in nassen Jahren wenig ertrug, so daß Winterfrucht, Klee, Rüben öfter verdarben. Er ließ Röhren $2\frac{1}{2}$ bis $3\frac{3}{4}$ Fuß tief in Entfernung von 36 Fuß machen. Der Acker wurde vollständig trocken und lieferte drei Jahre nach einander treffliche Ernten, die für den Morgen durchschnittlich zehn Gulden C.-M. Mehrertrag lieferten; die Herstellung der Röhren (von Stein) kostete für den Morgen 53 Gulden. Eine Wiese, die mit Röhren versehen und dann umgepflügt und neu eingesäet wurde, lieferte vom Morgen 40 Centner Heu bester Qualität, vor dem Röhrenlegen aber nur bis 18 Centner saures Heu. Scheibler giebt auch ein Beispiel aus Schlesien, wo ein Rittergutsbesitzer durch Anlage von 3 Fuß tiefen Steinröhren einen ganz werthlosen sumpfigen Grund in einen Ertrag brachte, den er seinen besten Feldern an die Seite stellte.

Aus dem Mitgetheilten ergiebt sich auch die volkswirthschaftliche Bedeutung der Trockenlegung durch Röhren. Durch sie erfolgt eine Vermehrung der Produktion sowohl an Getreidefrüchten als an Futterkräutern, unbevölkerte Gegenden können eine ihrem Umfange angemessene Einwohnerzahl aufnehmen, sogenannte übervölkerte ihre Insassen ernähren. Irland, wo die Arbeiten mit großem Eifer betrieben werden, hat dies bereits gezeigt. Mehrere hunderttausend Joch wurden entwässert und in vielen Bezirken durch die vermehrte Erzeugung von Mehlfrüchten der Noth und dem Elend bedeutend abgeholfen. Die Zahl der arbeitsfähigen Armen, die im Jahre 1849 durch Unterstützung erhalten werden mußten, und die damals 1,210,000 betrug, hat sich bis auf 372,000 vermindert.

Karl Gutzkow, im März 1811 zu Berlin geboren, wo sein Vater beim Kriegsministerium in einer subalternen Stellung fungirte, erregte durch sein lebhaftes Wesen früh eine gewisse Aufmerksamkeit und interessirte namentlich den Minister von Kamptz für sich und seine fernere Ausbildung. Zum Studium der Theologie und Philosophie bestimmt, hörte er an der Hochschule seiner Vaterstadt die berühmtesten Lehrer und hatte das Glück, bei einer Preisaufgabe De diis fatalibus den Sieg davon zu tragen. Die Julirevolution und die Eindrücke, die er in den burschenschaftlichen Kreisen Berlins empfing, bestimmten ihn, der hergebrachten Laufbahn zu entsagen und sich auf das Feld der Tagsliteratur herauszuwagen. Was er in seinem spätern Roman „Blasedow und seine Söhne" von dem Schicksal eines jungen Journalisten erzählt, wird wohl als eine Mittheilung aus eigenen Erlebnissen betrachtet werden können. Eine Zeitschrift, die er herausgab, „Forum für Journalkritik," fand viele Leser, aber wenig Käufer, die Freunde bewunderten den jungen Schriftsteller, aber keinem fiel ein, ihn mit einem Abonnement zu unterstützen, und das Unternehmen ging bald zu Grunde. Er hatte sich damit in die Literatur eingeführt, ein eigenes Werk „Briefe eines Narren an eine Närrin" spannte die Erwartungen noch höher, die man von dem jungen Schriftsteller hegte. Wolfgang Menzel brachte ihn, als er nach Stuttgart kam, in Verbindung mit Cotta, sowohl das Literaturblatt Menzels, als das

Digitized by Google

Morgenblatt, als die Allgemeine Zeitung brachten in den nächsten Jahren zahlreiche Aufsätze von ihm. Die in der letzten Zeitung erschienenen größern Aufsätze hat er später unter dem Titel „Oeffentliche Charaktere" besonders erscheinen lassen. Die früher im Morgenblatt abgedruckten Erzählungen findet man vereinigt in den zwei Bänden der „Soireen", die außerdem die Beschreibung einer Reise durch Oesterreich und Italien enthalten, welche Gutzkow machte, ehe er in München und Heidelberg den Kreis seiner Studien durch ernste Beschäftigung mit den Staatswissenschaften erweiterte. Zwei Bände „Novellen" (Hamburg, 1834) sind weniger bedeutend, als sein Roman „Maha Guru, Geschichte eines Gottes" (zwei Bände, Stuttgart 1833), der sich eben so durch gründliche Studien über die barocke Welt des Buddhaismus auszeichnet, als durch die dichterische Reproduktionsgabe, mit der sich Gutzkow in die Seelenzustände eines Dalai Lama versetzt. Wenn er sich gleichzeitig im Drama versuchte, so hatte er dabei zunächst nicht die Absicht, auf die Bühne gebracht zu werden, vielleicht nicht einmal den Plan, seine Kräfte für spätere ernstliche Versuche zu stärken. Sein Drama „Nero" ist eine interessante Auffassung eines geschichtlichen Charakters, mit dem man nicht fertig wird, wenn man ihn schlechtweg verurtheilt, und außerdem ein satyrischer Hieb auf gewisse Züge der Zeit. Die dramatische Szene „Hamlet in Wittenberg", die in der Theaterrevue Lewalds erschien, betrachten wir als eine kritische Beigabe zu den vielen Erläuterungen, zu denen der Charakter des armen Dänenprinzens Veranlassung gegeben hat.

Mit den genannten Produktionen war Gutzkow zu literarischer Selbstständigkeit gelangt. Mit dem zweiten Platze, den ihm Menzel in seinem Literaturblatte anwies, nicht mehr zufrieden, trennte er sich von der Stuttgarter Lärmtrommel, und verband sich mit Duller. Der „Phönix", den beide zusammen in Frankfurt am Main herausgaben, wurde in seinem belletristischen Theil von Duller, in seinem kritischen von Gutzkow redigirt. Dieser kritische Theil war der hervorragendste, der sprudelnde Witz, das kecke frische Leben, die darin ihr Wesen trieben, lockte alles an, wenn auch die verletzenden Schärfen und die gegen das Hergebrachte Front machende Opposition manchen wieder abstießen. In der kurzen Zeit seines Erscheinens war das Literaturblatt zum Phönix in der allgemeinen Theilnahme so hoch gestellt, wie später die zu nicht viel längerem Leben begnadigten „Halleschen Jahrbücher" des röthesten aller Philosophen. Einige bedenkliche Stichwörter der Zeit, zu deren Hervortreten der St. Simonismus das Seinige beigetragen hatte, verführten Gutzkow, dem oberflächlichen Gerede in den Tageblättern einen tiefern Grund geben zu wollen. Er veröffentlichte wieder Schleiermacher's Briefe über Schlegel's Lucinde, und verletzte dadurch das Pietätsgefühl, das in tausend Herzen für den großen Theologen lebt, nebenbei auch die geistliche Standesehre, auf das empfindlichste. Die Vorrede, die er selbst dazu schrieb, machte das Uebel ärger. Nicht was er als das wahre Wesen der Ehe hervorhob, daß die Liebe sie stifte, die priesterliche Einsegnung das unwesentlich Hinzutretende sei, verletzte so tief, denn dasselbe haben Dichter aller Zeiten und Völker mit tieferem Gefühl ausgesprochen. Womit er beleidigte und die schärfste Polemik hervorrief, waren die unwahren Anklagen, die er von seinem Standpunkte der Emancipation der Frauen und des Fleisches gegen die Sittlichkeit des ehelichen Lebens in der Jetztzeit schleuderte, die unbegreifliche Anmaßung, womit er die Ehe, nachdem das idyllische Stillleben der Liebe verloren gegangen sei, als ein Produkt des gemeinen sinnlichen Bedürfnisses darstellte. In demselben Jahre 1835, in dem die Schleiermacher'schen Briefe in Hamburg herauskamen, veröffentlichte Gutzkow in Mannheim seinen Roman „Wally". Wie dieser Roman hinterher erklärt worden ist, soll er „malen die religiöse Rathlosigkeit der Zeit, die Entzweiung der aufgeklärten Reflexion mit dem positiven Offenbarungsglauben und die Vernichtung des weiblichen Gemüths durch den Zweifel, den zu ertragen oder durch ein systematisches Denken zu überwältigen es nicht gemacht ist." Die

Kritik und das Publikum urtheilten aber anders, hier wie dort erklärte man Wally für einen Angriff auf Religion, Sitte und Familie, der um so schonungsloser zu behandeln sei, als er, wie die flüchtige kecke Behandlungsweise des Gegenstandes zeige, nichts als Skandal bezwecke. Hatte der Verfasser dies wirklich bezweckt, oder hatte er nur Gedanken und Anschauungen niedergelegt, die das Schicksal einer kranken Frau (Charlotte Stieglitz) und das Lesen von Strauß Leben Jesu in ihm erweckt hatte, so erreichte er jedenfalls einen ungeheuren Skandal, der sich aber gegen ihn selbst richtete. Wolfgang Menzel schrieb in seinem Literaturblatt (Jahrgang 1835, Nr. 93 fgg.) einen Artikel, den als Vignette ein Blitze schleudernder Zeus zierte, in dem Gutzkow auf die maßloseste Weise, wie in einem Wahnsinnanfall kritischer Wuth, angegriffen wurde. Er sollte alles verachtet und verrathen haben, außer der Religion und der Tugend auch die Liebe und das Vaterland. Wie aus diesem Angriffe dann weiter eine Denunciation gegen das junge Deutschland wurde, wie diesem zahllose Aufsätze und Flugschriften einen Krieg auf Tod und Leben machten, wie die Regierungen ein Todesurtheil gegen die ganze Richtung sprachen, gehört in die weitere Literaturgeschichte. Was Gutzkow persönlich betrifft, so konnte er alles abgethan glauben, als man seinen Roman vernichtet, ein von ihm in Gemeinschaft mit Wienbarg beabsichtigtes Zeitungsunternehmen, die Herausgabe der deutschen Revue, im Keime erstickt und seine künftigen Schriften im voraus verboten hatte. Der Groll, der sich gegen ihn am meisten richtete, hatte mit alle dem noch nicht genug, es mußte noch eine Kriminaluntersuchung dazukommen. Gegen Ende des Jahres 1835 wurde er zu Mannheim gefangen genommen und zu dreimonatlicher Gefangenschaft verurtheilt, die er am Ort seiner Verhaftung verbüßte. Die Verurtheilung erfolgte, „wegen der durch die Presse begangenen verächtlichen Darstellung des Glaubens der christlichen Religionsgesellschaften.“ Das Verbrechen kann indessen nicht ganz klar vorgelegen haben, andernfalls würde ein berühmter Theologe, der Kirchenrath Paulus in Heidelberg, nicht zu Gunsten Gutzkow's geschrieben haben. In der kurzen Zeit seiner Haft entstand ein Werk, dessen Thema zu den allerschwierigsten gehört und von ernsten Denkern ohne langjährige Studien nicht öffentlich besprochen werden wird. „Zur Philosophie der Geschichte“ ist der Titel. Der Verleger Hoff in Mannheim hat die Genesis des Werks in einem übrigens sehr schmutzigen Buche besprochen, aus dem jedoch hervorgeht, daß Gutzkow seine Studien und sein Schreiben in drei Monaten vollendete. Die Rache trieb ihn so schnell vorwärts, seine „Philosophie der Geschichte“ sollte Menzels „Geist der Geschichte“ aus der Literatur verdrängen, wie seine im nächsten Jahre erschienenen „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur“ die Bestimmung hatten, die Deutschen des Lesens von desselben Menzels „Geschichte der Literatur“ zu entwöhnen. Noch einmal war es Menzel, der das Motiv zu einer dritten Schrift: „Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte“ gab. Menzel hatte gegen Goethe philisterhafte Anklagen geschleudert, um so klarer und würdiger faßte Gutzkow den größten Geist auf, den Gott unserer Literatur im Laufe der letzten Jahrhunderte geschenkt hat. Noch unter dem Druck des Bundestags-Verbots leidend, borgte sich Gutzkow von Bulwer dessen Namen und schrieb in dieser Verkleidung: „Die Zeitgenossen, ihre Tendenzen, ihre Schicksale, ihre großen Charaktere“ (2 Bände, Stuttgart 1837). Ein neuer Roman „Seraphine“, der gleich nach der „Wally“ entstand, hält sich fast ganz in der Sphäre des wirklichen Lebens, in der Gutzkow, da er für das Genrebild das schönste Talent besitzt, sich hätte früher heimisch machen sollen, ehe er seine im Makrokosmos der Geschichte und des Lebens umherfahrenden Werke schrieb. In der Seraphine stößt uns eine Manier auf, die sich in Gutzkow immer mehr festgesetzt hat, die Manier, bestimmte, literarisch oder politisch renommirte Charaktere mit täuschender Gesichtsähnlichkeit aufzuführen. In dem genannten Roman ist es ein literarischer Ueberläufer Joel Jacobi, der dem boshaften Pinsel

sitzen muß zu einem Genrestückchen: Ein Literat bietet einem Minister seine Feder an. Inzwischen hatte Gutzkow wieder eine Zeitung gegründet, zu welcher Beurmann seinen Namen hergab. Der „Telegraph für Deutschland“ erschien bis 1838 in Frankfurt am Main, von dieser Zeit an in Hamburg, bis Gutzkow davon zurücktrat. Die geistige Frische und Freude, die dem Literaturblatt des Phönix so vielen Beifall verschaffte, ist im Telegraphen nicht wieder hervorgetreten. Gutzkow muß in dem kurzen Zeitraum, der die beiden Blätter trennt, erstaunlich schnell gealtert sein, der Telegraph ist berechnend, lauernd, die meisten Aufsätze sind in verdrießlicher Stimmung geschrieben, es lodern keine Zornesflammen empor; um so häufiger hört man das Knattern und Puffen von Explosionen des Aergers. Leider war der Telegraph auch noch merkwürdig durch eine Organisation des Kameraderiewesens, wie sie in Deutschland noch nicht dagewesen ist. Die ärmlichsten Gesellen, Tagelöhner und Handlanger der Literatur wurden im Telegraphen gelobt, jeder kleine Dienst fand seine Anerkennung, worin Gutzkow die geschäftlichste Pünktlichkeit bewies, dagegen wurden die tüchtigsten Schriftsteller mit ganzen Hagelwettern überschüttet, wenn sie nicht zu dem Kreise der Verehrer und Freunde gehörten. Die bessern kritischen Aufsätze seiner Zeitung hat Gutzkow gesammelt unter dem Titel: „Götter, Helden und Don Quixote.“ Auch seine Schrift: „Vergangenheit und Gegenwart, 1830—1838“ ist frei von dem Vorwurfe, dem Kultus der Person ihres Verfassers zu dienen. Gutzkow giebt darin eine Darstellung seines Verhältnisses zur Literatur und deren Stimmführern, in versöhnlichem Geiste und mit objektiver Haltung. 1838 erschien noch sein komischer Roman „Blasedow und seine Söhne“ (3 Bände, Stuttgart 1838), dessen Werth ein ungleicher ist, in dem sich aber neben ermüdenden Längen und flüchtiger Skizzenarbeit Stellen befinden, die sich den besten Leistungen der großen englischen Humoristen an die Seite stellen dürfen. Das Leben auf dem Lande in den Marken ist der am glücklichsten verarbeitete Stoff des Romans, diese Landpfarrer, die zum nächsten Amtsbruder in Kutschen aus dem Zeitalter Ludwig's XV. fahren, diese Landbeamten, die der Schrecken ihrer Bauern sind, diese Dorfjunker und Dorffräuleins (Landpommeranzen benennt sie ihre Heimath), die sich adelig spreitzen und von der bürgerlichen Gesellschaft doch nicht loskommen können, kennt Gutzkow genau, und jede seiner ergötzlichen Darstellungen hat den breiten Strich wahrer Naturmalerei. Eine Flugschrift in dem Kölner Streite „Rothe Mütze und Kaputze“ hatte blos eine ephemere Bedeutung, das „Skizzenbuch“ erwähnen wir als derselben Zeit angehörend.

Nachdem Gutzkow mit dem Blasedow seine außerordentliche Befähigung für den komischen Roman dargethan hatte, verließ er plötzlich dieses Genre, um sich dem Theater zuzuwenden. Das dramatische Gedicht „König Saul“ macht den Uebergang zu den bühnengerechten Stücken „Richard Savage“, „Werner“, „Patkul“, „die Schule der Reichen“, „das weiße Blatt“. In Gunst hat sich keines dieser Stücke erhalten, die meisten Bühnen haben sie ein paarmal gegeben, das Publikum, dem berühmten Namen des Dichters seine Ehre gebend, hat sich zu den ersten Vorstellungen eingestellt, einzelne Schönheiten, einzelne gelungene Szenen haben Beifall erweckt, und in der nächsten Zeit ist alles vergessen gewesen. Eine Unterbrechung der Thätigkeit Gutzkow's für die Bühne bilden seine biographische Arbeit „Börne's Leben“ und seine „Briefe aus Paris.“ Den Stoff zu den beiden Bändchen des letztgedachten Werks hat Gutzkow in einem zweimonatlichen Aufenthalt (April und Mai 1842) zusammengetragen, ein Zeitraum, der lang genug ist, um eine Menge der lebhaftesten Eindrücke zu bekommen, aber viel zu kurz, um ein Urtheil über den gewaltigen Inhalt einer Hauptstadt fällen zu können. In der That geben die neunundzwanzig Briefe die ganze Frische der Empfindungen wieder, die ein Deutscher fühlt, der, nachdem er lange Jahre von französischen Zuständen und Pariser Begebenheiten gelesen hat, nun den Schauplatz selbst betritt. Allerdings sah Gutzkow mehr als gewöhnliche

Reisende, dem bekannten Literaten, dem St. Marc-Girardin zum Führer diente, öffneten sich die Salons, und diese Begegnungen mit Größen aller Art sind bei Gutzkow der Faden manches liebenswürdigen Geschwätzes geworden. Allein er hat sich in seiner Gesprächigkeit auch zu manchen Indiskretionen verleiten lassen, und es hat sich deshalb an diese Briefe von Frankreich und von Deutschland her eine Polemik geknüpft, bei der Gutzkow nicht im Vortheil gewesen ist. Eine lächerliche Anklage, die mit seinem Pariser Aufenthalt Zusammenhang hat, ist in den bekannten Berichten aus Zürich über den Kommunismus gegen ihn laut geworden, die Anklage, daß er mit dem Schneidergesellen Weitling eine kommunistische Verschwörung eingefädelt habe! Eine Ergänzung der Pariser Briefe sind die „Pariser Eindrücke" (1846), die viel gehaltener geschrieben sind, neben kecken Behauptungen und gewagten Paradoxen geistreiche und scharfsinnige Bemerkungen in Fülle enthalten und viele schiefe Urtheile des ersten Werks in die richtige Linie zurechtrücken. Ludwig Philipp z. B. wurde in den „Briefen" in die Kategorie der mittelmäßigen, willenlosen, schwachen, alles ausplaudernden Staatsmänner geworfen, die höchstens die Gegenwart zu eigennützigen Zwecken ausbeuten, aber nicht wissen, was und wohinaus sie wollen, in den „Eindrücken" ist Ludwig Philipp zu einem praktischen und klugen König hinaufgerückt, der unvermerkt ein Gährungselement nach dem andern beschwichtigt, einer Partei nach der andern Zaum und Gebiß anlegt, Frankreich einschläfert und die Stille dazu benutzt, sein häusliches Glück zu mehren.

Die ersten Versuche Gutzkow's, die Gönner des Theaters, die mehr noch als zu Goethe's Zeit halb kalt und halb roh sind, an sich zu fesseln, waren nur halb geglückt, und er griff nun zu Mitteln, welche die Masse lockten und reizten. Sein Lustspiel „Zopf und Schwert", das erste, womit er durchdrang, bewegt sich in dem Genre der Scribe'schen historischen Lustspiele, welche bekanntlich ältern Datums sind, ist aber als Einzelproduktion eben so originell als geistreich. Die bekannten historischen Personen sind glücklich benutzt, aber mit feinem Takt hält Gutzkow aus dem Kreise einer sekundären Welt, in der wir zum Schluß des Stücks das Bewußtsein ihrer Nichtigkeit aufdämmern sehen, die schon am Horizont emporsteigende Heldengestalt Friedrich's des Großen fern. Eben so fein und würdig zugleich ist der Zug, daß der Soldatenkönig gerade im Tabakskollegium, dem Schauplatze seiner niedrigsten Thätigkeit, die Wendung zu seiner königlichen Würde zurücknimmt, wenn auch der zu dieser Umkehr benutzte Gedanke, einem Lebenden eine Leichenrede halten zu lassen, durchaus nicht neu ist. Das Kolorit der Zeit hat Gutzkow in Zopf und Schwert getreu wiedergegeben — die Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth machten ihm das sehr leicht — trotzdem stößt man auf starke geschichtliche Sünden, von den poetischen Unwahrscheinlichkeiten zu schweigen. Gleichfalls den Stempel der französischen Schule und zwar noch viel stärker trägt „das Urbild des Tartuffe", ein Stück, das in einer Zeit, die dem Umsichgreifen des Jesuitismus mit Ingrimm zusah, einen großen Erfolg haben mußte und wirklich hatte. Das Urbild ist in Form, Komposition und Scenarium französisch, die Aktschlüsse sind übertrieben effektvoll, die etwas roh angelegte Maschinerie wird durch den Dialog nicht genug verdeckt, man sieht die Räder und Zapfen arbeiten, es wird sichtbar, daß nun dieser Effekt kommen muß und nun jener. Die Charaktere sind aber nicht französisch, was am meisten an Moliere auffällt, der wohl gegen das Ende seines Lebens aus guten Gründen melancholisch wurde, aber auf seinem Glanzpunkte nichts weniger als der sinnende, sogar unbeholfene Träumer war, wie wir ihn im Urbild sehen. Vor diesem Stück erschien „Pugatschef", nach ihm „der dreizehnte November" und „Anonym", welche beide ohne Wirkung blieben. Ganz mißglückt nennen wir „Jürgen Wullenweber", dem die Einheit der dramatischen Handlung fehlt, ohne daß die markige Kraft der Darstellung wie in den historischen Dramen Shakespear's für diesen Mangel entschädigte. Das Publikum hat dies gefühlt, Jürgen Wullen-

weber ist kein Kassenstück geworden, obgleich der Dichter auf die Saiten der großen Zeitharfe, die im Augenblicke mit dem Volksgeiste am stärksten harmonirten, mit Hämmern schlug. In die höchste Sphäre dramatischer Dichtung erhob sich Gutzkow eigentlich erst mit seinem „Uriel Acosta", der die innerlich bedeutsamste Erscheinung des Theaters in der ganzen neuesten Zeit ist. Diese Tragödie, in der uns die geistige Entwickelungsgeschichte eines Märtyrers des Zweifels vorliegt, ist durchaus wahr und innig empfunden, angearbeitete Tendenzen, eingesetzte Prachtstücke giebt es da nicht, statt äußerlicher Effektmittel und überraschender Wendungen erhalten wir eine gründliche Motivirung, eine gehaltene psychologische Durchführung und eine tiefe Gedankenentwicklung. Es ergiebt sich daraus ein voller deutscher Akkord, und wäre es nicht gewagt, ein Stück eines Lebenden schon klassisch zu nennen, so würden wir kein Bedenken tragen, Uriel Acosta mit diesem Namen zu bezeichnen. Was die organische Entwicklung des Stücks so begünstigte, war unstreitig der Umstand, daß Gutzkow in ihm ein Stück seines eigenen Lebens gab. Die Zuschauer haben die ewige Wirkung der Wahrheit jeden Abend, an dem Uriel Acosta gegeben wurde, in sich gefühlt, kein neueres Stück hat einen so tiefen Eindruck, ein so nachhallendes Echo hinterlassen. Als Uriel Acosta erschien, wirkte Gutzkow als Dramaturg an der Dresdener Hofbühne, für die er in den wenigen Jahren seiner Amtsthätigkeit so bemüht gewesen ist, als die verwickelten und meistens ungünstigen Verhältnisse an unsern Hofbühnen einem Dichter zu sein gestatten. Haben seine dichterischen Genossen in früherer Zeit manchmal geklagt, daß Gutzkow aus persönlichen Rücksichten ihnen entgegen gewesen sei, so sind sie zu dem Anerkenntniß genöthigt worden, daß er ihnen in seiner offiziellen Stellung nur Förderung und Freundlichkeit habe angedeihen lassen.

Bis 1846 sind Gutzkow's gesammelte Werke in zwölf Bänden erschienen, den wichtigsten Inhalt bilden: Gedichte, Nero, Hamlet in Wittenberg, Xenien und Epigramme. Oeffentliche Charaktere. Briefe eines Narren an eine Närrin, Seraphine, Wiener Eindrücke. Philosophie der That und des Ereignisses, Ueber Goethe. Maha Guru. Börne's Leben, Rosa Maria. Blasedow und seine Söhne. Säkularbilder. Novellenbuch. Briefe aus Paris. — Später während der Revolutionszeit, sind noch erschienen: Deutschland am Vorabend seines Falles oder seiner Größe, Imagina Unruh, Liesli, Vor- und Nachmärzliches, Ottfried. Liesli scheint auf der Bühne sehr gern gesehen zu werden, in den vermischten Schriften verdient der Muth Anerkennung, mit dem Gutzkow Urtheile, die in der Aufregung der Revolution niedergeschrieben wurden, später unverändert hat abdrucken lassen.

Das neueste und größte Werk Gutzkow's sind seine „Ritter vom Geist" (neun Bände, Leipzig 1850—1851). Ein Werk von fünfthalbtausend Druckseiten, das der Dichter in anderthalb Jahren etwa schrieb, während die Zeit, die in er den Rahmen seines Romans fassen wollte, unaufhaltsam neben ihm fortging. Bisher kannten wir solche Riesenwerke nur in der neuesten französischen Literatur, von jener ältern zu schweigen, die den „Arminius und Thusnelda", die „Asiatische Banise" geliefert und die ohne Ziel und Zweck ins Blau hinausfahrenden spanischen Abenteuergeschichten uns geschenkt haben. Und selbst ein „Ewiger Jude" und andere Produktionen französischer Romantik bleiben in innerer und äußerer Ausdehnung noch hinter den Rittern vom Geiste zurück. In innerer zumal, denn was diese französischen Tendenzschriftsteller uns bringen, ist eine Verherrlichung einer bestimmten Richtung, ein Parteikatechismus mit tausendmal wiederholtem: „Was ist das?", die in das beste Licht gestellte Gruppe macht sich ungebührlich breit, was außer ihr noch in der Welt lebt, muß sich an die Wand drücken. Anders hat Gutzkow gearbeitet, in seinen „Rittern vom Geist" erhalten wir ein Bild der ganzen Zeit, keine Idee wird bevorzugt, fast ängstlich sorgt Gutzkow dafür, daß die Gruppen, die er auf kleineren Raum

zusammendrängt, hier denselben Platz einnehmen, den sie im größern Leben behaupten. Ein Kartenzeichner, der ein Land im $^1/_{200000}$ Maßstabe zeichnet, hat viel zu messen, seine Arbeit ist unzweifelhaft eine sehr verdienstliche, aber eine Karte ist doch kein Kunstwerk im höhern Sinn. Der Vergleich des Romans mit einer Karte ist deshalb berechtigt, weil Gutzkow wiederholt erklärt, er wolle orientiren, daß wir uns in dem Gewirr der Zeit zurechtfinden könnten, die großen Heerstraßen zeigen, auf denen die Parteien ihre Heerzüge vollführen, dann aber auch die von den meisten übersehenen Verbindungswege und kleinen Pfade zeichnen, die von rechts nach links, von der bewegten Mitte der Bewegung bis in die fernsten Schmollwinkel einsiedlerischer Opponenten sich verzweigen. Dies hat er gethan, so weit es möglich ist, und ihm ist daher kein Vorwurf daraus zu machen, daß sein Werk ein unvollständiges ist. Es ist nicht möglich, alles was in der Welt, nur der deutschen, bedeutsam sich regt, zu einem künstlerischen Körper abzurunden, ja es wird sogar nahe an die Unmöglichkeit reichen, in einem ruhigen, wissenschaftlichen Werke alle die Nenner und Zähler, aus denen unser geistiges Kapital besteht, aufzuführen, ohne wichtige zu vergessen oder an eine falsche Stelle zu bringen. Das oft gehörte Wort, die Bewegung unserer Zeit sei eine allseitige, unermeßliche, ist vollkommen richtig, wenn auch wenige dieses Wort mit dem vollen Bewußtsein dessen brauchen, was sie sagen. In den „Rittern vom Geiste" werden solche unklare Geister dem Verständniß ihres Lieblingsworts um ein bedeutendes näher kommen. Gutzkow hat in sein Zeitgemälde sehr vieles aufgenommen, alles, wie er glaubt, und doch Hauptsachen vergessen, z. B. die ganze wissenschaftliche Bewegung, auch größtentheils die religiöse, von der er nur die Karikaturen uns vorstellt, Jesuitismus, Muckerei und die klug spekulirende Frömmigkeit. Wir bedauern daher, daß Gutzkow die wirklich staunenswerthe Kraft, die er in seinem Werke zeigt, an eine unmögliche Aufgabe verschwendet hat. Alle Fehler seines Buches entspringen aus diesem einen. Das Nebeneinander, welches er in der Vorrede ankündigt, wird zu einem Durcheinander, in diesen massenhaft auftretenden Repräsentanten der verschiedensten Gruppen und Richtungen findet sich der gewissenhafteste Leser nicht mehr zurecht, um so weniger, als Gutzkow im künstlerischen Bedürfniß, Verbindungsfaden für diese Welt von Menschen und Interessen zu haben, die Schicksale von mehreren Generationen in einander verwebt, nicht eine sondern zwei Hauptintriguen durchlaufen läßt, beide mysteriös, die eine an die Dokumente eines alten Schranks, die zweite an ein Bild, hinter dem Denkwürdigkeiten einer Frau versteckt sind, geknüpft, jede Intrigue ein Stück verfolgt, dann die andere aufnimmt, häufiger noch neue Ereignisse und Menschen dazwischenschiebt, deren Auftreten an diesem Orte späterhin klar wird. Der zweite Fehler, ebenfalls durch die Anlage bestimmt, liegt in der nicht selten wiederkehrenden Breite. Es ist natürlich, daß der Dichter Zeit braucht, seine Massen von Szene zu Szene zu stellen, daß die Maschinerie Kopfbrechen verursacht, die Dekorationen zu bringen und zu beleuchten nicht das Werk eines Augenblicks ist. Der alte englische Roman trug seine Breiten als Exposition vorn, hatte man sich durch die Wüste des ersten Theils durchgearbeitet, so war und blieb man in schöner Umgebung, bei Gutzkow dringt man von einer blühenden Oase zur andern, aber bei jeder muß man zuvor über einen schmaleren oder breiteren Wüstenrand setzen. Häufig sind es Dialoge, an denen sich Gutzkow von der einen zur andern Partie des Buchs hinüberspinnt, wir werden gelegentlich auf das vorbereitet, was nun kommen wird, dann umgiebt uns wieder regeres Leben. Nicht immer reicht, um uns die Längen vergessen zu machen, das von Gutzkow gewählte Hülfsmittel aus, die übrigens vortreffliche Satyre auf Zustände und Personen, welche viele der Kunstpausen ausfüllt. Trotzdem macht der Roman einen Eindruck, daß man sich in ihm bald heimisch fühlt und ungern von ihm sich trennt. Keiner der Dichter, die mit Gutzkow zusammen in die literarische Laufbahn traten, weiß diese scharf umrissenen Charaktere zu zeichnen,

keiner greift so hinein ins volle Menschenleben, keiner hat so das feine Gefühl für Scenerie und die niederländisch treue Ausführung des Details. Die Freunde des Dichters können aus diesem Werke eine Beruhigung schöpfen. Es schien, als habe Gutzkow mit Uriel Acosta seinen Höhepunkt erreicht, die Ritter vom Geiste beweisen uns, daß er noch ein Werdender ist, wie unsere Romantiker sagten. Die Hauptsache ist, daß er selbst, dem man nicht mit Unrecht Eitelkeit vorwirft, sich nicht für fertig hält, mit dem Stoffe zu ringen fortfährt, und so gewiß zu noch schöneren Schöpfungen gelangen wird. „Aus der Knabenzeit" heißt sein zuletzt gedrucktes, wahrscheinlich vor den Rittern vom Geist geschriebenes Buch.

Teste (Jean Baptiste), ehemaliger französischer Minister, war der Sohn eines Notars, Bagnols im Garddepartement sein Geburtsort. Nachdem er bis zu seinem vierzehnten Lebensjahre das Lyoner College besucht hatte, gerieth er sofort in die Strudel der Revolution, trat in den Klubs als Redner auf und erwarb solchen Beifall, daß er, der funfzehnjährige Schüler, als Abgeordneter zu einer großen Versammlung von Klubhäuptern gewählt wurde, die in Valence das Wohl und Wehe Frankreichs in Berathung zogen. Eben dahin hatte sich sein Vater, den man als Föderalist verdächtigte, vor dem Terrorismus geflüchtet, nun erfolgte der Umschlag, der Vater wurde umgekehrt als Terrorist verfolgt, und flüchtete nach Italien, wohin ihn der Sohn begleitete. Anfangs verhaftet, erhielt der letztere in einem der dortigen neuen Reiche eine Anstellung bei einer Militärverwaltung und im Jahre IV die Erlaubniß der Rückkehr nach Frankreich. Da er fühlte, wo es ihm fehlte, ergab er sich in Paris mit großem Eifer dem Rechtsstudium und wurde 1801 zur Advokatur zugelassen, mehrere Monate später als Lehrer bei der Rechtsakademie von Paris angestellt. 1807 starb sein Vater, und Teste ging nun nach dem Süden zurück, wo er als Advokat in Bagnols, Uzes, Avignon und Nismes thätig war. Er erwarb sich einen großen Ruf, man zählte ihn zu den ersten juristischen Rednern Südfrankreichs, von der Politik hielt er sich damals fern. Die Rückkehr Napoleon's von Elba führte in Nismes Blutszenen herbei, Teste ging nach Paris, um die Noth der Liberalen und Protestanten darzustellen, und der Kaiser gab ihm Vollmachten, diesen Theil des Südens zu beruhigen. In Folge der Geschicklichkeit, die er bei diesem Friedenswerke an den Tag legte, erfolgte seine Ernennung zum Generallieutenant der Polizei in Lyon. Seine Mitbürger bewiesen ihm ihr Vertrauen durch die Wahl zum Abgeordneten der Kammer der Repräsentanten, doch mußte er sein Mandat niederlegen, da die Regierung der Ansicht war, seine Gegenwart in Lyon sei nicht zu entbehren. Als eifriger Bonapartist und ehemaliger Jakobiner wurde er von den Mordszenen, deren Schauplatz der Süden 1816 wieder wurde, stark bedroht, außerdem hatte er die Verfolgungen der Regierung zu fürchten. Er flüchtete daher zum zweiten Mal, dieses Mal nach Belgien, und trat in Lüttich als Advokat auf. Auch von hier wurde er auf zwei Jahre verbannt, da er bei einer Vertheidigung der Zeitschrift Le Mercure surveillant Ansichten entwickelte, die das Mißfallen der niederländischen Regierung erregten und Reklamationen des österreichischen und russischen Hofes hervorriefen. Die Julirevolution gestattete ihm die Rückkehr nach Frankreich, als Mitglied des Pariser Advokatenstandes erreichte er jetzt den Glanzpunkt seines Lebens. Seine sorgfältig ausgearbeiteten Gerichtsreden gingen jedem Prozeß auf den Grund, er beleuchtete die verborgensten Schlupfwinkel jedes Rechtsstreits und hüllte seine ernstesten kältesten Auseinandersetzungen in eine so gefällige, einschmeichelnde Rede, daß die nicht juristischen Zuhörer über sein Talent eben so entzückt waren, als die juristischen an seinen Kenntnissen und seiner Geschäftsgewandheit sich erbauten. Einen solchen Mann glaubten die Wähler in der Kammer nicht entbehren zu sollen, aber so wie er in den Raum der Gesetzgebung eintrat, verlor sich sein Ruf. Seine bedeutenden Mittel schienen ihn hier zu verlassen, er sprach kalt und ließ kalt, sein erstes Auftreten war noch etwas lebhaft, dann trat er in den Hintergrund, wo er sich in diskreter Haltung bewegte. Es war eine berechnete

Taktik, nach der er handelte, eine Ministerstelle schwebte ihm als Ziel vor, er durfte mithin keinen Anstoß erregen. In technische und positive Fragen mischte er sich gern, bei solchen konnte er seine Kenntnisse zeigen, in politischen Diskussionen trat er nicht anders auf, als nach längeren Pausen, wie um zu beweisen, daß er sein Talent warmer und hinreißender Rede nicht eingebüßt habe, sondern nur zurückhalte, bis er es im Dienste der Krone verwenden könne. Die große Koalition gegen den Grafen Molé zog auch ihn unter ihre Fahnen, nachdem der Sieg errungen war und die Bildung des neuen Ministeriums erfolgte (Ministerium vom 10. Mai 1839), trat Teste als Justizminister in dasselbe ein. Dieses Ministerium gab im Februar 1840 seine Entlassung, weil die Abgeordneten das Dotationsgesetz für den Herzog von Nemours verwarfen, Thiers übernahm die Verwaltung vom linken Centrum unterstützt, Teste gesellte sich zur Opposition. Nach der Abdankung von Thiers trat er in das neue Ministerium ein, indem er die öffentlichen Bauten übernahm. 1843 trat er geräuschlos von diesem Posten zurück, mit höchster Ehre, denn der König ernannte ihn gleichzeitig zum Präsidenten des Kassationshofes und zum Pair von Frankreich. Nachdem er vier Jahre in diesen höchsten Stellungen zugebracht hatte, enthüllten plötzlich die Journale ein schmutziges Verbrechen und denunciirten, daß der ehemalige Minister sich mit einer beträchtlichen Geldsumme habe bestechen lassen, einer Gesellschaft die Erlaubniß zur Ausbeutung eines Steinkohlen- und Salzlagers zu ertheilen. (S. den Artikel: Der Prozeß Teste-Cabieres, Bd. 3, S. 118 fgg.) War das Verbrechen an sich verabscheuungswürdig und ein Zeichen der sittlichen Fäulniß, die von Ludwig Philipp begünstigt ganze Schichten der höhern Beamtenwelt ergriffen hatte, so mußte noch mehr die Frechheit empören, mit der Teste in der Pairskammer die Beschuldigungen zurückwies. Er spielte nicht ohne Glück die Rolle der beleidigten Unschuld, aber der politische Haß spürte dem Verbrechen mit wunderbarem Scharfsinn nach, die Oppositionsjournale lieferten die Beweisstücke, die die Regierung nicht zu finden im Stande war, und die Ueberführung erfolgte vollständig. Noch einmal spielte Teste mit einem Selbstmordsversuch Komödie. „Die Ehre war mir immer theurer wie das Leben," sagte er wie zu seiner Entschuldigung, und dieser Rolle blieb er selbst im Gefängniß treu. Er scheint wirklich manchen getäuscht zu haben, die Regierung fügte das Ihrige bei, daß ihr Minister als Opfer seiner politischen Feinde erschien. Im Garddepartement eröffnete man eine Geldzeichnung für ihn, alles wurde mit der größten Feierlichkeit im offenen Angesicht des Tags vollzogen, ja in Bagnols errichtete man sogar einen Triumphbogen mit der Inschrift: „A Teste, le Dieu du peuple!" In Paris vorbereitete und in den Kantons und Gemeinden vertheilte Listen wurden von Teste's Freunden, von Maires und andern Beamten hausiren getragen, Teste selbst schrieb aus seinem Gefangnisse Briefe, um den Eifrigen zu danken, die Lauen anzuspornen, die Saumseligen zu schelten. Nachdem seine Strafzeit abgelaufen war, nährte er sich mit Abfassung von Denkschriften und Konsultationen, die sehr geschätzt waren und ihm gut bezahlt wurden. Ludwig Napoleon selbst erholte sich bei dieser Quelle Rath, auch bei den Dekreten zur Einziehung der Orleans'schen Güter wurde Teste befragt, gab aber ein Votum, das dem Gewaltstreich widersprach. Nachdem er lange gekränkelt hatte, starb er Ende Aprils 1852.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von F. E. Gate in Meißen.

Die Todesstrafe. Die Frage, ob der menschlichen Gesellschaft das Recht zustehe, eines ihrer Mitglieder, das die Gesetze durch ein schweres Verbrechen beleidigt hatte, des Lebens zu berauben, ist erst in neuerer Zeit aufgeworfen und seitdem fast zur Tagesfrage geworden. Der abscheuliche Mißbrauch, der mit dieser Strafe getrieben wurde, die massenweise vorkommenden und gewöhnlich mit thierischen Grausamkeiten verbundenen Hinrichtungen regten zuerst den Zweifel an der Berechtigung selbst auf. Die Gesetzgebung mancher Länder bestrafte selbst geringere Verbrechen mit dem Tode, oder setzte diese Strafe auf Handlungen, die wohl Ausflüsse innerer Rohheit, aber gar kein Verbrechen waren, z. B. auf Gotteslästerung. Die Todesarten waren barbarische, die Vollziehung umgab sich mit Veranstaltungen, die gebildeter Völker unwürdig waren. Selbst die Gerechtigkeit der Verurtheilungen stand in vielen Fällen nicht fest, man wußte, daß Justizmorde vorkamen, und es konnte auch gar nicht anders sein, da die Gerichte zu viel zu thun hatten, um jede einzelne Anklage genau prüfen zu können. Benedikt Carpzow soll 20,000 Todesurtheile gefällt haben, ähnliches wird von andern alten Juristen erzählt; ist es nun möglich, daß der begabteste Mann eine solche Unmasse von Rechtsfällen gewissenhaft hätte prüfen können? Diese Gebrechen waren längst erkannt worden, man erkärte sich bereits gegen den Mißbrauch, aber die Todesstrafe selbst wurde noch nicht angefochten. Die Encyklopädisten regten die Frage an, wissenschaftliche Gründe hatten auch sie nicht, Voltaire, der muthige Vertheidiger des hingemordeten Jean Calas, wußte gegen die Todesstrafe nichts Besseres zu sagen, als: „Ein todter Mensch kann nichts mehr nutzen“ (un homme pendu n'est plus bon à rien). Der Italiener Beccaria hat das Verdienst, in seinem berühmten Werke „über Verbrechen und Strafen“ (dei delitti e delle pene) die Todesstrafe einer Erörterung unterworfen zu haben, welche die höchsten Ideen der Gerechtigkeit und der Menschenwürde zu ihrem Maßstabe nimmt. Seit sein Werk erschienen ist, hat kein Lehrer des Strafrechts vermeiden können, die Frage der Berechtigung der Todesstrafe juristisch und philosophisch zu erörtern.

Die Rechtslehrer haben sehr verschiedene und ziemlich zahlreiche Strafrechtstheorien aufgestellt, in denen das Nein und das Ja bezüglich der Todesstrafe enthalten ist. Es ist klar, daß die Besserungstheorie die Todesstrafe verwerfen muß, daß dagegen die Abschreckungstheorie, sowohl die materialistische der ältern Zeit, als die psychologische Feuerbach's, ihrer nicht wird entbehren können. Die gewöhnliche Vertheidigung der Todesstrafe hat zwei Beweise für sich, die Bibel und die Abschreckungstheorie. Das Wort der Bibel: „Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll (wird) wieder vergossen werden,“ wird sehr stark benutzt, wogegen einfach zu erinnern ist, daß Berufungen auf die Bibel freilich sehr bequem, aber unzulässig sind, da, wenn einmal die Bibel die Norm für unsere staatlichen und andern Einrichtungen abgeben sollte, unser ganzes Leben auf den Kopf gestellt werden müßte. Der fragliche Ausspruch würde überdies nicht blos den Mörder treffen, sondern auch den Soldaten und selbst den Scharfrichter. Mit der Berufung auf die Bibel pflegt man gewisse mystische Phrasen zu verbinden, die Todesstrafe als eine Art Opfertod darzustellen, entweder zur Reinigung des Volks oder im Zusammenhange mit der Expiation. Man sagt in der letztern Beziehung: der Verbrecher habe mit seiner That zugleich das höchste Wesen beleidigt; es müsse ihm ein religiöses Bedürfniß sein, die weltliche Strafe zu leiden; er versöhne auf diese Weise das höchste Wesen und entgehe der ihn außerdem jenseits mit Gewißheit erwartenden Strafe. Es ist dies eine anthropomorphistische Ansicht, die das Bild eines irdischen Richters auf Gott überträgt und die besondere Form der Rechtsverbürgung, die sich bei uns unter mancherlei Einwirkungen ausgebildet hat, für eine ewige Weltordnung hält. Alle solche

Deduktionen sind nur Folgerungen aus einer irrigen Talions- oder absoluten Gerechtigkeitstheorie und befriedigen den prüfenden Verstand nicht. Am rohesten faßte die alte Praxis diese Theorie auf, die sich streng an das Gesetz: „Auge um Auge, Zahn um Zahn,“ halten wollte, obgleich die konsequente Ausführung desselben in den meisten Fällen zu den Unmöglichkeiten gehörte. Eben so unhaltbar sind die beiden Abschreckungstheorien. Die meisten der Verbrechen, auf die Todesstrafe gesetzt ist, werden in einer Stimmung verübt, in welcher die Stärke der Leidenschaft den Gedanken an die drohende Todesstrafe nicht aufkeimen läßt, da aber, wo die Strafdrohung vor die Seele des Verbrechers sich stellt, wird die Furcht durch andere mächtige Eindrücke und durch die Hoffnung geschwächt, durch kluges Benehmen der Entdeckung zu entgehen. Derselbe Feuerbach, der die Abschreckungstheorie vertheidigt, hat in seinen Rechtsfällen ein düsteres Seelengemälde gezeichnet, wie ein Verbrecher, indem er seine That auszuüben beginnt, in einen Rausch sich versetzt, der nicht eher schwindet, als bis sein Opfer leblos vor ihm liegt, dann aber plötzlich in nutzlose Reue übergeht. Die vielfältigsten Erfahrungen sprechen dafür, daß der Eindruck von Hinrichtungen nicht der ist, den man damit bezweckt. Verbrecher wohnten kurz vor ihrer That, die sie als todeswürdig kannten, öffentlichen Hinrichtungen bei, ohne andern Sinnes zu werden, geringere Verbrechen, Diebstähle namentlich, werden bei solchen Gelegenheiten häufig verübt, ja die menschliche Natur ist gewissen Anreizen unterworfen, wodurch der Anblick von Hinrichtungen verderbliche, den Selbstmord und den Mord an Andern herbeiführende Neigungen erzeugt. Hinrichtungen werden von einer gewissen Klasse wie Feste betrachtet, es ist vorgekommen, daß dieser Pöbel, als ein Verurtheilter noch auf dem Blutgerüst begnadigt wurde, in Wuthgeheul ausbrach, weil ihm ein Schauspiel entging. Als im Winter von 1849 die Eheleute Manning in London hingerichtet wurden, war der Volkszudrang unermeßlich; viele Hunderte, die sich einen guten Platz sichern wollten, brachten die Nacht vor dem Gefängnisse zu, in der Kälte unter freiem Himmel lagernd. Um sich zu erwärmen, zechte der Pöbel in Branntwein, führte allerlei Tänze und heillose Possen auf. Die Taschendiebe hielten während der Galgenszene eine reiche Ernte. Die Gegner der Todesstrafe haben so weit gehen wollen, aus statistischen Tabellen den Nachweis zu führen, daß die Aufhebung der Todesstrafe günstig wirke. Der Natur der Sache nach wird ein solcher Beweis nie gelingen können, denn wie ließe sich unter den manchen Wirkungen, denen die Verwilderung der Menschen zugeschrieben werden muß, der bestimmte Antheil der Hinrichtungen daran nachweisen und in Zahlen ausdrücken! Noch verfehlter ist der Beweis, daß gewisse Verbrechen häufiger vorkommen, so wie man die Todesstrafe mit einer milderen Strafe vertauscht. Der Trugschluß entsteht daraus, daß die Geschworenen, so lange gewissen, nicht zu den schweren gehörenden Verbrechen Todesstrafe gedroht ist, häufig ein Nichtschuldig aussprechen, was sofort aufhört, wenn die Gesetze eine angemessenere Strafe einführen. Die Verurtheilungen werden häufiger, nicht die Verbrechen.

Ohne die verschiedenen Strafrechtstheorien und deren Verhältniß zur Todesstrafe mustern zu wollen, müssen wir hier noch die Theorie anführen, welche die Strafe einen Akt der sittlichen Vergeltung nennt, den das in der Rechtsordnung gekränkte Rechtsgefühl der Nation fordere. Nach dieser Ansicht ist die Obrigkeit die diesseitige Vorsehung, der freilich die Attribute der jenseitigen fehlen, insbesondere die Allwissenheit. Die Richtigkeit dieses vermessenen Standpunkts zugegeben, müßte der Staat fortan, wenn er das sittliche Vergelteramt ausüben wollte, viel mehr strafen und nach einer ganz andern Abstufung der Strafen, als jetzt geschieht, es müßte nicht blos die äußere That gestraft werden, sondern auch die böse Gesinnung, bei dem Abwägen des Strafmaßes käme es nicht mehr darauf an, in welchem Grade die Rechtsordnung verletzt, welcher Schaden angerichtet wäre, sondern vielmehr darauf, wie viel Unsittlichkeit durch das Verbrechen sich dokumentirte.

Dies würde auch das gekränkte Rechtsgefühl der Nation fordern, das sich von manchen sogenannten leichten Vergehen, in denen eine ausgezeichnete Bosheit des Thäters sichtbar wird, weit stärker verletzt fühlt, als durch schwere Verbrechen, bei denen moralische Milderungsgründe vorkommen. Wohin dies führen würde, ist leicht zu sehen, unsere Gesetzgebung müßte einen Rückschritt machen, der sie zu der Ausführung dessen brächte, was die geistlichen Inquisitionsgerichte ihrer Zeit bezweckten. Der Standpunkt ist überdies ein falscher, der Zweck der Strafe ist gar nicht der, die gestörte Rechtsordnung herzustellen, was sie gar nicht kann, sondern diese Rechtsordnung zu schützen, zu vertheidigen. Das Rechtsgefühl der Nationen fordert aber die Todesstrafe ganz gewiß nicht, im Gegentheil wird diese Strafart von der öffentlichen Meinung geradezu verdammt.

Die Gegner der Todesstafe haben folgende Argumente: Der Staat kann kein Recht auf das Leben seiner Bürger haben, da Niemand über sein Leben verfügen und daher auch, wenn er in den Staat tritt, nicht das Recht diesem übertragen kann. Die Todesstrafe überschreitet die Befugnisse des Staats, der nur auf den Menschen als Staatsbürger seine Wirksamkeit zu richten hat, sie vernichtet nicht blos die bürgerliche, sondern auch die menschliche Existenz des Bestraften, sie widerspricht den sittlichen Vorstellungen, nach welchen Niemandem die Besserungsfähigkeit abgesprochen und die Möglichkeit dazu geraubt werden darf. Diese Strafe ist ein gewaltsames Abschneiden der irdischen Laufbahn, welche Gott dem Menschen zu seiner Entwicklung auf der Erde vorgezeichnet hat, gleichsam ein Eingreifen in die Pläne Gottes, der alleiniger Herr über Leben und Tod der Menschen ist. Diese Gründe können nicht zureichend erklärt werden, den Beweis von der Unrechtmäßigkeit der Todesstrafe zu liefern. Sie beruhen größtentheils auf der falschen Theorie vom Staatsvertrage, wonach der Staat das Ergebniß eines ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrags ist, den die Menschen unter sich und mit dem Oberhaupte, das sie sich setzten, abgeschlossen haben. Kein Staat ist geschichtlich so entstanden, und die richtige Theorie des Naturrechts faßt den Staat nicht als Produkt eines Vertrags auf, sondern als die nothwendige Form des Bestehens der Menschheit, in welcher die höhere Weltordnung ihre Ideen realisirt und sich entwickelt. Eine Spaltung des Menschen nach seinen verschiedenen Qualitäten als Staatsbürger und Weltbürger ist danach nicht denkbar, kein Mensch kann außerhalb des Staats leben und unterwirft sich diesem mit seiner ganzen Individualität. Spricht man ferner davon, daß die Todesstrafe in die Pläne der Gottheit eingreife, so macht man ganz willkürliche Voraussetzungen und hat einen sehr unwürdigen Begriff von dem höchsten Wesen, das man, wie Welcker richtig hervorhebt, als zürnend über die Handlung des Staats und als ohnmächtig darstellt, als wisse es nicht, was mit den vom Staat durch die Hinrichtungen gewaltsam zurückgeschickten Menschen zu beginnen sei.

Wenn wir die abstrakten Theorien zurückweisen, so gelangen wir zu der Zweckmäßigkeitsfrage, in die sich überhaupt die ganze Erörterung auflöst. Kann der Staat das Leben seiner Bürger auf keine andere Weise schützen, so ist er offenbar berechtigt und verpflichtet, die Todesstrafe anzuwenden. Das Recht auf Tod zu erkennen fällt aus diesem Gesichtspunkte betrachtet mit dem Recht zu strafen zusammen, es ist ein Akt der Nothwehr, den der Staat damit vollzieht. Den einen Punkt, der hier in Frage kommt, haben wir schon berührt, es ist dies der Streitpunkt, ob wirklich die Todesstrafe nicht vermieden werden kann, ohne bei rohen Menschen das Grausen vor dem Mord zu vermindern. Diese Frage wird verschieden beantwortet, das aber ist in allen Staaten erreicht worden, daß die Hinrichtungen auf die schwersten Verbrechen beschränkt werden. Die große Mehrzahl der Staaten richtet nur den Mörder hin, der eine und der andere auch noch den Räuber und Mordbrenner, der in Banden vereinigt sein Wesen treibt. In Zeiten des Bürgerkriegs fügt man leider auch politische Verbrecher hinzu, bei denen die Todesstrafe am allerwenigsten gerechtfertigt ist, weil

diese mit der vollkommenen Ueberzeugung der sittlichen Berechtigung ihres Thuns zu handeln pflegen. Man entschuldigt dies theils mit der Nothwendigkeit, das irregeleitete Volk durch die Anwendung des letzten und härtesten Mittels auf die juristische Natur seines Treibens aufmerksam machen zu müssen, theils gesteht man offen das Motiv ein, daß man das Geschlecht der Demagogen, das im Grunde ein feiges sei, nur durch die unnachsichtige Anwendung der Todesstrafe im Zaum halten könne. In gewissen Kreisen sitzt einmal die Ansicht fest, daß Volksbewegungen stets das Werk einzelner Wühler seien, und wenn dies richtig wäre, würden wir die Nothwendigkeit der Hinrichtung politischer Verbrecher zugeben müssen. Bei gemeinen Verbrechen hat man in allen Staaten Einrichtungen getroffen, wodurch die Nachtheile entfernt werden, welche aus der absoluten Drohung der Todesstrafe leicht entstehen. Es sind dies verschiedene Einrichtungen, die bald einzeln, bald mehrere zusammen Anwendung finden; die hauptsächlichsten sind folgende: 1) Gegen junge Personen, die ein gewisses Alter, z. B. das 18. Jahr noch nicht erreicht haben, läßt kein Staat die Todesstrafe erkennen. 2) Gewöhnlich fordert man, wo noch das ältere Gerichtsverfahren gilt, das Geständniß des Verbrechers, und läßt, wenn ein solches nicht abgelegt, übrigens aber der Inzichtenbeweis vollständig hergestellt wird, die dem Tode nächste Strafart eintreten. 3) Einzelne Staaten, z. B. Toskana und Waadtland, vollziehen die Todesstrafe nicht anders, als wenn die Richter mit Stimmeneinhelligkeit darauf erkannt haben. 4) Andere Länder bedrohen kein Verbrechen absolut mit dem Tode, sondern fügen noch eine andere Strafbestimmung bei, oder sie haben die Bestimmung, daß das Gericht auf mildernde Umstände erkennen kann, in welchem Falle die Hinrichtung nie erfolgt. Die französischen Geschworenen haben von den mildernden Umständen (circonstances attenuantes) besonders in der letzten Zeit Ludwig Philipp's einen starken Gebrauch gemacht, da die Ueberzeugung von der Verwerflichkeit der Todesstrafe eine allgemeine geworden war.

Der zweite Gesichtspunkt, der bei der Zweckmäßigkeitsfrage zu berücksichtigen ist, steht mit dem Gefängnißsystem in engster Verbindung. Wie die Gefängnisse vor der jetzt im Werke begriffenen Reform waren, hätte die Abschaffung der Todesstrafe nicht ohne die größten Nachtheile erfolgen können. Trotz Mauern und Wachen, trotz Eisen und Ketten hatte die Gesellschaft keine Garantie, daß ein gefährlicher Verbrecher für seine übrige Lebenszeit ungefährlich sein werde, denn gerade solchen Verbrechern pflegte es durchschnittlich zu gelingen, früher oder später auszubrechen. Wenn dies nicht geschah, stifteten solche Menschen fast noch größern Schaden. Sie waren mit geringeren Verbrechern in fortwährendem Verkehr, durch sie war jedes Zuchthaus eine hohe Schule des Landes, jeder Verbrecher ohne Ausnahme verließ dasselbe schlechter als er es betreten hatte, so daß die Bezeichnung „Besserungshaus" zu einem Hohn wurde. Menschen, die diese verpesteten Orte mit einem Rest bessern Gefühls betraten, stellten sich schlechter als sie waren, um nicht die Zielscheibe des Hohns zu werden, und endeten damit, ihrer ursprünglichen Maske völlig zu entsprechen. In derselben Schule lernte der Verbrecher alle Handgriffe und Künste seines Gewerbes, so daß die Gesellschaft aus den Händen der strafenden Gerechtigkeit ihre schlimmsten Geißeln empfing. Daß unter solchen Umständen jede sittliche Einwirkung der Strafe auf den Züchtling wegfiel, bedarf keiner Ausführung. Dies alles ist mit der Reform des Gefängnißwesens anders und besser geworden. Es gehört zu den größten Seltenheiten, daß schwere Verbrecher ausbrechen, und wo dieses geschieht, liegt es an Mißbräuchen, die sich ohne große Mühe abstellen lassen. Welche von den verschiedenen Gefängnißsystemen die Staaten auch angenommen, der Zweck wird bei allen erreicht, daß Mittheilungen unter den Gefangenen nicht stattfinden können, so daß kein demoralisirender Einfluß älterer auf jüngere, verhärteter auf bessere Gefangene vorkommt. Die Einzelhaft hat noch den Vorzug, die Besserung ungemein zu erleichtern, die edleren Keime zu wecken, die zuletzt in jedes Menschen

Brust schlummern. Wer freilich aus reinen Humanitätsgründen die Abschaffung der Todesstrafe fordert, ist seit der Gefängnißreform im Unrecht. Das Auburn'sche System ist schon eine Qual für den Gefangenen, die Einzelnhaft würde, Jahre lang fortgesetzt, einer langsamen Hinrichtung gleichkommen. Eine Nothwendigkeit ist die Todesstrafe jedenfalls nicht mehr, sofern man die Gefährlichkeit des Verbrechers für sie anführen will. Diesen Gesichtspunkt der öffentlichen Sicherheit halten wir aber für den einzig maßgebenden, da die Theorie, wie wir gesehen haben, irre leitet und sich im glücklichsten Falle auf schwankende Beweismittel stützt.

In der Revolution von 1848 war die Ansicht die allgemein herrschende, daß die Todesstrafe als ein Denkmal der alten Barbarei abgeschafft werden müsse. Die französische provisorische Regierung schaffte sie für politische Verbrecher ab, was schon die Julidynastie bezweckt hatte, aber im Anfange ihrer Macht, als es darauf ankam, den gefangenen Ministern Karls X. das Leben zu retten. Damals (17. August 1830) stellte der Deputirte Tracy in der Abgeordnetenkammer den Antrag, die Todesstrafe ganz abzuschaffen. Derselbe wurde ernstlich erwogen, allein doch kein eigentlicher Gesetzentwurf beschlossen, obgleich die Mehrheit der Deputirten der Sache günstig zu sein schien, sondern eine Adresse an den König erlassen, worin die Kammer zwar ihre Ueberzeugung aussprach, daß die Beschränkung der Todesstrafe und ihre unmittelbare Abschaffung in einigen Fällen, nämlich Falschmünzerei, Kindermord, Brandstiftung in unbewohnten Gebäuden, politischen Vergehen wünschenswerth sei, aber dem König überließ die Initiative zu ergreifen. Die öffentliche Meinung wurde durch diesen Antrag um so mehr zu dem Glauben gebracht, daß die Todesstrafe ganz wegfallen solle, als mehrere Hinrichtungen aufgeschoben wurden, und ihre im ganzen günstige Stimmung ermuthigte die Pairs, gegen die gefangenen Minister nicht auf Tod, sondern auf lebenslängliches Gefängniß und bürgerlichen Tod zu erkennen. Da man diesen Zweck erreicht hatte, die politischen Verbrechen aber bald in einer Art sich mehrten, daß der König für sein Leben besorgt sein mußte, so vergaß man die Abschaffung der Todesstrafe. Ehrlicher haben die republikanischen Machthaber gehandelt, denen man anfangs nachsagte, daß sie bei der Abschaffung der Todesstrafe ihre persönliche Sicherheit im Auge gehabt hätten. Während der Zeit der Republik ist kein Franzose wegen eines politischen Verbrechens hingerichtet worden, die Mörder des Generals Brea sind als Mörder gestorben.

In Deutschland ging die Humanitätsrichtung, die in der Revolution zu momentaner Herrschaft gelangte, noch um einen Schritt weiter, bis zu völliger Aufhebung der Todesstrafe. Der neunte Paragraph der deutschen Grundrechte lautet: „Die Todesstrafe, ausgenommen wo das Kriegsrecht sie vorschreibt, oder das Seerecht im Fall von Meutereien sie zuläßt, so wie die Strafen des Prangers, der Brandmarkung und der körperlichen Züchtigung sind abgeschafft." Man behandelte diese Frage in der Paulskirche als eine offene, Mitglieder derselben politischen Partei stimmten und sprachen für und gegen die Todesstrafe. Die hervorragendsten Juristen der Nationalversammlung, unter ihnen Mittermaier, wünschten die Abschaffung nur für politische Verbrechen. Der genannte Rechtslehrer, dessen Name mit allen Reformbewegungen auf dem Gebiete des Strafrechts eng verknüpft ist, begründete dies so: „Die Revolutionsbestrebungen sind in die Gewohnheiten des Volks übergegangen, man lächelt darüber, so lange sie sich innerhalb gewisser Schranken halten, man hat keinen Haß, keinen Abscheu mehr gegen diejenigen, welche über diese Schranken hinausgehen, und wenn das Gesetz blutig dagegen einschreitet, so macht man aus Verbrechern Märtyrer. Dazu kommt, daß es schwer ist, bei politischen Verbrechern verurtheilende Richtersprüche von den Geschworenen zu erwirken, wenn die Todesstrafe im Hintergrunde steht. Freilich ist es sehr schwer, den Begriff des politischen Verbrechens zu bestimmen, denn allerdings sind nicht alle unter dem Vorwande der

Politik begangenen Missethaten mit einem Privilegium zu versehen, welches sie von der Todesstrafe befreit, insofern diese überhaupt noch zur Anwendung kommen soll. Diese Bedenken sind jedoch nicht maßgebend für den Gegenstand, und es kann der Strafgesetzgebung überlassen bleiben, hier die strafrechtlichen Begriffe zu bestimmen und die Grenzen zwischen politischen und nicht politischen Verbrechen zu ziehen. Man halte aber fest an dem Grundsatze: „Die Todesstrafe findet bei politischen Verbrechen nicht statt." Gerade bei diesen solle man sie beibehalten, forderte eine schwächere Partei, denn sei es richtig, daß Revolutionen keinen Abscheu mehr erregten, so müsse man einer solchen Zerrüttung des sittlichen und des Rechtsgefühls um so kräftiger entgegenzutreten. „Ich will die Todesstrafe beibehalten," sagte Wernher aus Nierstein, „damit nicht ein Kopf geschont und tausend preisgegeben werden. Den Hochverräther kann man nicht in den Karren spannen oder in die Spinnstube setzen, der Hochverräther gehört auf das Schaffot." Die größere Zahl derer, welche bei der Abstimmung in der Minderheit blieben, erklärte sich zwar für die Abschaffung der Todesstrafe bei politischen Verbrechen, oder zum mindesten für sehr vorsichtige Anwendung in solchen Fällen, wollte aber nicht weiter gehen, weil die Frage überhaupt noch nicht reif sei. Man berufe sich auf den Wunsch des Volks, aber dieser Wunsch habe sich bisher nur in Kammerminderheiten kundgegeben. Diese Ansicht blieb wie gesagt in der Minderheit, ein ziemlich starkes Stimmenmehr — 288 gegen 146 Stimmen — entschied gegen die Todesstrafe, gestützt auf die Gründe, welche wir bei unserer rechtlichen Erörterung in möglichster Kürze vorgeführt haben. Die Einzelverfassungen sind dem von Frankfurt gegebenen Impulse gefolgt, bald in besondern Gesetzen, bald nach der stillschweigenden Voraussetzung, daß die deutschen Grundrechte in jedem Staat volle Geltung erlangen müßten. In Oesterreich hatte der Verfassungsausschuß über Grundrechte sich geeinigt, die in §. 8 bestimmten: „Die Todesstrafe ist abgeschafft, die Strafen der öffentlichen Arbeit, der öffentlichen Ausstellung, der körperlichen Züchtigung, der Brandmarkung und der Vermögensentziehung dürfen nicht angewendet werden." Zur rechtlichen Wirksamkeit sind diese österreichischen Grundrechte bekanntlich nie gelangt. Die oktroyirten Verfassungen der beiden deutschen Großmächte gingen von andern Grundsätzen aus, sowohl in der preußischen als in der österreichischen Verfassung fehlte der die Abschaffung der Todesstrafe aussprechende Paragraph. In Baiern hatte eine im Jahre 1848 gemachte Aeußerung des Justizministers Heintz den Glauben erregt, daß künftighin keine Todesstrafe mehr in Anwendung kommen werde, allein das spätere Ministerium modificirte dies dahin, daß die Todesstrafe nur beschränkt werden solle. Ein in der Kammersitzung von 1850 auf Abschaffung gestellter Antrag des Abgeordneten Arnheim ist ohne Folge geblieben. In den ersten zwei Regierungsjahren des Königs Max ist übrigens keine Todesstrafe vollzogen worden, obgleich die Gerichte über zwanzig Todesurtheile gefällt hatten. Seitdem hat ein deutscher Staat nach dem andern die Todesstrafe wieder eingeführt. Wir sehen in dieser Rückkehr zum Alten hauptsächlich einen theoretischen Sieg auf rein juristischem Gebiet, die Folge einer Rechtsansicht. Wie die Gesetze der kurz zuvor verflossenen Periode durch die Zusammenstellung der Todesstrafe mit Pranger, Brandmarkung u. s. w. den Beweis gaben, daß man vorwiegend eine strafrechtliche Reform bezwecke, so haben auch die neuesten Erlasse vorwiegend die rechtliche Seite der Frage im Auge gehabt. Doch nicht so rein, daß nicht andere Erwägungen dabei mit ins Spiel gekommen wären. Nach ausdrücklichen Erklärungen (des baierischen Ministers v. Kleinschrod und anderer Staatsmänner) zieht man „das gesetzlich unbeschränkte Recht des Vollzugs der Todesstrafe" unter den Begriff der Souveränetät, womit man freilich dem alten Herkommen widerspricht, das den Blutbann häufig auf Unterthanen übertrug und in der Kriminaljustiz der Patrimonialgerichte, wo es noch solche giebt, bis auf den heutigen Tag fortbesteht.

Man fürchtet, wenn keine Todesurtheile vollzogen werden, die Volksmeinung entstehen zu sehen, daß der Regent solche nicht vollziehen dürfe, daß seine Macht nur bis zu einem gewissen Punkte gehen könne. Weil die Zeit unstreitig größerer Sittenstrenge bedarf, soll die richterliche Gewalt ihr strengstes und abschreckendstes Attribut wieder annehmen. Es ist mit einem Worte die Abschreckungstheorie, die trotz so vieler nicht günstigen Erfahrungen aufs neue zur Ehre gelangt, und ihren Sieg begünstigt die orthodoxe Richtung der Kirche. Nachdem man in dieser Art eine Entscheidung gegeben hat, die zweifelsohne in den nächsten Jahren eine unumstößliche sein wird, haben wir nur den Wunsch auszusprechen, daß man die Todesstrafe von den sittlichen Nachtheilen befreien möge, welche durch sie hervorgerufen werden. Alle von uns bezeichneten Zwecke bedingen keineswegs den öffentlichen Vollzug derselben, dieser aber ist es hauptsächlich, der die übelsten Folgen hervorruft. In Deutschland haben sich längst die Damen, jetzt auch die gebildeten Männer von allen öffentlichen Hinrichtungen zurückgezogen; diesen Wink sollte man beherzigen. Den ungebildeten Klassen ein Schauspiel, ein mit thierischer Lust genossenes Fest zu bereiten, kann doch wahrlich nicht die Absicht der Gesetzgebung sein. Wir wollen gern glauben, daß diese barbarischen Schauspiele ein gewisses Grausen hervorrufen, aber wir meinen, auf eine tausendfältige Erfahrung gestützt, daß dieser an sich zweideutige Vortheil nicht in Anschlag kommen kann gegen die hundert Nachtheile, welche durch die Verwilderung der Massen entstehen. Außerdem ist es für uns ein psychologisches Räthsel, wie der Abscheu vor dem Verbrechen durch Mitleid mit dem Verbrecher gesteigert werden kann; der umgekehrte Fall ist nach unserer Ansicht viel wahrscheinlicher. Mitleid mit dem Verbrecher entsteht aber bei jeder Hinrichtung, und es liegt dies in der Natur der Sache, da ein hülfloser Mensch, gegen den die ganze Staatsgewalt mit Aufbietung aller Mittel zu Felde zieht, den man kalten Bluts zwischen einem hundertfachen Ringe von Wachen, Gerichtspersonen und Zuschauern tödtet, in jeder Brust das Andenken an die Ruchlosigkeit, durch die er sich in diese Lage gebracht hat, erlöschen wird. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika besteht die heimliche Hinrichtung seit langem, von deutschen Staaten hatte unserm Wissen nach bis 1848 nur das Herzogthum Sachsen-Altenburg diese Form angenommen. Für Preußen hat das neue Strafrecht die heimliche Hinrichtung eingeführt. Die Strafe wird vollzogen innerhalb eines verschlossenen Raumes, gegenwärtig sind die Geistlichen und Beamten, die ihre Pflicht dorthin ruft, außerdem einige geladene Todeszeugen, eine Glocke verkündet, daß die Strafe vollzogen sei. Die ersten Hinrichtungen nach diesem neuen System haben im Jahre 1851 stattgefunden.

Die noch jetzt im Gebrauche befindlichen Vollziehungsarten von Todesstrafen sind das Schwert, das Beil, der Strang, die Kugel, die Guillotine. Am sichersten ist das Hängen (Oesterreich, England, zum Theil Spanien), und es scheint diese Todesart zugleich die am wenigsten qualvolle zu sein. Das Erschießen hat wegen seiner Unsicherheit grausige Szenen (noch letzthin bei mehreren der standrechtlich Hingerichteten) hervorgerufen, das Beil ist sicherer als das Schwert. Wenn man eine Zeitlang die Meinung aufstellte, daß das Köpfen keineswegs einen plötzlichen Tod hervorrufe, so ist diese Ansicht jetzt der wissenschaftlichen Beweisführung erlegen. Die Guillotine, die lange für die sicherste Vollziehungsart galt, hat diesen Ruf durch die mit ihr gemachten Erfahrungen verloren. In Viktor Hugo's „Die drei letzten Tage eines Verurtheilten" findet man viele Beispiele von qualvollen Hinrichtungen durch dieses Todesinstrument. Daher ist es gekommen, daß man in Frankreich neuester Zeit die Garotte empfiehlt, eine spanische Erfindung, wobei dem Verbrecher mittelst eines plötzlich verengerten eisernen Halsbandes mehr das Genick gebrochen wird, als daß er erstickte.

Die Elbe, der bedeutendste von allen Strömen, die ganz und gar dem deutschen Gebiet angehören, entsteht auf einer Wiese des Riesengebirgs auf der westlichen Seite der Schneekoppe in einer Höhe von 4260 Fuß. Mehrere Wildbäche, sogenannte Seifen oder Flöße, vereinigen sich in ihrem Laufe durch den Elbgrund und die Siebengründe mit dem aus dem Teufelsgrunde kommenden Weißwasser und bilden einen starken Bach, der den Namen Elbe annimmt. Mit starken Gefälle eilt der junge Fluß in südlicher Richtung zu der Stadt Hohenelbe, hier vertauscht er das Hochgebirge mit der Region des Mittelgebirges, nimmt eine südöstliche Richtung und durchströmt in einem weiten Bogen, der gegen Norden geöffnet ist, die Kreise Königsgrätz, Chrudim, Czaslau, Kaurzimm und Bidschow. In dem letztern wird der Lauf nordwestlich und berührt die Kreise Bunzlau und Leitmeritz, in welch' letzterm der Fluß bei Melnik durch den Hinzutritt der Moldau schiffbar wird. Zuflüsse der Elbe bis hierher sind die Aupa, Meta, der Adler, die Mautenbach, Chrudimka, Bobrawa, Czidlina, Planianka, Iser und Moldau. Mit der Moldau empfängt die Elbe die Gewässer der Luschnitz, Wottawa, Sazawa und Beraun. Die wichtigsten Elborte des obersten, nicht schiffbaren Theils sind Hohenelbe, Arnau, Jaromirz, Josephstadt, Königgrätz, Pardubitz, Kollin, Podiebrad, Nimburg und Brandeis. Von seiner Schiffbarwerdung bei Melnik bis zum Ausflusse in die Nordsee unterhalb Curhavens hat der Strom noch eine Länge von 113,48 deutschen Meilen und übertrifft daher nur um ein weniges die Oder, welche in einer Längenausdehnung von 104 Meilen schiffbar ist. Bei Melnik beginnt die Oberelbe, welche von da bis etwa zur sächsisch-preußischen Grenze reicht, das heißt bis zu dem Punkte, wo die Eindeichungen des Stroms ihren Anfang nehmen. Dieser Theil des Flusses hat eine geringe Weite des Fluthprofils, welche gewöhnlich mit der Flußbreite nahe zusammenstimmt, ein im Vergleich zu dem untern Strom starkes Gefälle und dem entsprechend einen rascheren Lauf. Die Zuflüsse sind in der Mehrzahl reißende Bäche, welche Geröll ablagern, Anstauungen und in Böhmen einige Stromschnellen erzeugen. Bis zur böhmischen Grenze hat die Elbe eine Länge von 27,735 Ruthen auf dem rechten, von 26,848 Ruthen auf dem linken Ufer und ein Gefälle von 121 Fuß, auf die Ruthe 5,40 Zoll. Ihre Normalbreite wächst von 20 Ruthen durch den Einfluß der Moldau auf 40. Beobachtungen des Wasserstandes haben in Böhmen bisher nur an der Mühle von Raudnitz stattgefunden, wobei sich gezeigt hat, daß das Hochwasser von 1784 von dem niedrigsten Wasserstande des Jahres 1842 um 23,5 Fuß abwich. Wo die Elbe bei nicht zu breitem Ufer in einem ungetheilten Bette strömt, beträgt ihre Tiefe 40 — 50 Zoll, wo Inseln oder Verbreiterungen vorhanden sind, 15—24 Zoll.

Von Melnik bis zur sächsisch-preußischen Grenze empfängt die Oberelbe am rechten Ufer 10, am linken 14 Zuflüsse, wovon die bedeutendsten die Kirnitzsch, Sebnitz, Biela, Gottleuba, Weesenitz, Möglitz und Weißeritz sind. Die wichtigsten Orte von Melnik an sind Raudnitz, Theresienstadt, Leitmeritz, Lobositz, Außig und Tetschen in Böhmen, Schandau, Königstein, Rathen, Wehlen, Pirna, Pillnitz, Dresden, Kötzschenbroda, Meißen, Riesa und Strehla in Sachsen. Die Länge der Elbe im Königreich Sachsen beträgt auf dem linken Ufer 31,944, auf dem rechten 31,057 Ruthen, das Gefäll ist 102 Fuß, mithin 3,83 auf hundert Ruthen. Die Normalbreiten sind von der böhmischen Grenze abwärts 33, 36, 39, 42 und 45 Ruthen. Wie die Elbe bis Pirna ganz den Charakter trägt, den sie in Böhmen hatte, so ist auch ihr Flußprofil eben so wie dort der Strombreite ungefähr gleich. Der niedrigste Wasserstand von 1842 differirte von dem höchsten des Jahres 1830 in Dresden um 22 Fuß. Die Beobachtungen werden von Sachsen an genau, hier fangen die Pegel an, deren das Königreich fünf hat, mit korrespondirenden Nullpunkten, in Schandau, Pirna, Dresden, Meißen und Riesa. Es bestehen hier zwei kleine Winterhäfen, bei Pirna und

Dresden, im allgemeinen benutzen die Schiffer aber die Mündungen der kleinen Flüsse zum Unterbringen ihrer Fahrzeuge.

Zu der Mittelelbe wird der ganze Stromtheil gerechnet, der von der sächsisch-preußischen Grenze bis zur Gegend des Zollenspickers reicht, d. h. bis zu der Grenze, wo die Einwirkung der Meeresfluth aufhört. Das Gefälle und demnach die Geschwindigkeit vermindert sich hier, die Fluthprofile sind auf weite Strecken hin durch Eindeichungen begrenzt. Im Königreich Preußen, Regierungsbezirk Merseburg, empfängt die Mittelelbe nur einen Zufluß, die schwarze Elster, die namhaftesten Orte sind Mühlberg, Belgern, Torgau und Wittenberg. Die Länge beträgt hier von der sächsischen bis zur anhalt-dessauischen Grenze 30,650 Ruthen auf dem linken, 30,118 auf dem rechten Ufer. Als Normalbreite wird bei den Strombeschränkungen angenommen 30 Ruthen bis Torgau, 35 bis zum schwarzen Elsterflusse, 40 bis zur dessauischen Grenze. Pegel existiren in Mühlberg, Torgau und Wittenberg, die Differenz des höchsten und niedrigsten Wasserstandes erhebt sich bis zu 17 Fuß, bei Eisstopfungen sind einmal 22 Fuß vorgekommen. Als Winterhafen werden die Festungsgräben von Torgau benutzt. Im Herzogthum Anhalt ist die Elbe links 11,287, rechts 18,147 Ruthen lang, und sie empfängt hier die Mulde, die nach der Elbe der beträchtlichste Strom des Königreichs Sachsen ist und zwei Arme hat, die Freiberger oder östliche und die Zwickauer oder westliche Mulde. Die Strombreite wächst auf 46 Ruthen, das Hochwasserprofil dehnt sich an einer Stelle auf eine Stunde aus. Anhalt hat einen Pegel, an dem man eine Wasserdifferenz von 17 Fuß bemerkt hat, und einen Winterhafen. In den preußischen Regierungsbezirken von Magdeburg und Potsdam beträgt die Länge der Elbe links 57,040, rechts 57,506 Ruthen, die Normalbreite 40, weiter unten bis zu 70 Ruthen, die Fahrwassertiefe 48 Zoll bei niedrigstem Wasserstande, die Differenz des höchsten Wasserstandes vom niedrigsten etwas über 16 Fuß. Magdeburg hat einen durch Schutzdeiche gesicherten Winterhafen. Von Magdeburg bis Tangermünde ist das Hochwasserprofil von sehr verschiedener Breite, von 240—1000 Ruthen, von Tangermünde abwärts von 170—335 Ruthen. Dieses Profil wird theils durch Anhöhen, theils und hauptsächlich durch Deiche beschränkt. Pegel giebt es mehrere, Schiffsmühlen im ganzen Königreich 91, 54 im Regierungsbezirk Merseburg, 37 in Magdeburg und Potsdam. Orte im Herzogthum Dessau sind Coswig und Roslau, in Preußen Aken, Barby, Schönebeck, Magdeburg, Rogätz, Jerichow, Tangermünde, Arneburg, Sandau (Havelberg), Wittenberge und Lenzen. Der größte obere Zufluß ist die Saale, welche ihrerseits, nachdem sie die Loquiz, Schwarza, Orla, Ilm und Unstrut empfangen hat, bei Naumburg schiffbar wird, und von hieraus noch bereichert wird durch die Luppe (einen Elsterarm), die weiße Elster mit der Pleiße und Parthe, die Salza, Eine und Bude. Die Saale fällt bei Barby in die Elbe, weiterhin empfängt diese die Nuthe, Sülze, Ehle, Ohre, Tanger und Havel, welche letztere sich bei Neuwerken mit ihr vereinigt. Die Zuflüsse der Havel sind der Rhin, die Doße und die Spree, ihre Kanäle sind der Plaue'sche, zur Abkürzung der Schifffahrt zwischen Berlin und Magdeburg bestimmt, der zur Oder führende Finnow-Kanal, zwischen Liebenwalde und Niederfinnow, $5^1/_4$ Meile lang, der Ruppiner Kanal zwischen der Havel und dem Rhin, der Friedrich-Wilhelms-Kanal zwischen der Spree und der Oder, der Hauptgraben, der zur Austrocknung eines Sumpfes angelegt wurde. Nach Aufnahme der Havel wendet sich die Elbe ganz gegen Nordwesten und bleibt dieser Richtung treu bis zu ihrer Mündung in die Nordsee. Bis Hamburg empfängt der Strom noch die Stepnitz, Aland, Sege, Elde, Jeetze, Sude, Boitze, Steckenitz und Ilmenau, Orte sind Schnackenburg, Hitzacker, Blekede, Artlenburg, Harburg und Stade in Hannover, Dömitz und Boitzenburg in Mecklenburg, Lauenburg in dem gleichnamigen Fürstenthum. Im Königreich Hannover hat die Elbe links

35,761, rechts 11,419 Ruthen Länge, das Gefäll ist 2,56 Zoll auf hundert Ruthen, die Normalbreite bei Hitzacker 89 Ruthen. Lauenburg hat 5936, Mecklenburg in den beiden Aemtern Dömitz und Boitzenburg 6203 Ruthen Uferlänge, im Gebiet von Hamburg hat der Strom bis zu seiner Theilung in Norder- und Süder-Elbe noch 6273 Ruthen Ausdehnung. Diese Theilung erfolgt bei Gauert, beide Arme sind schiffbar und vereinigen sich in ihren Haupttheilen wieder bei Altona. Von dem Theilungspunkte bis zum Ausflusse in die Nordsee beträgt die Länge des Stromes noch 16½ Meilen. Der Nullpunkt des Hamburger Pegels liegt in gleicher Höhe mit der gewöhnlichen oder niedern Elbe. Die geringste Tiefe der Norder-Elbe unter dem Nullpunkt ist gleich 30 Zoll, das Hochwasserprofil hat an der engsten Stelle 85 Ruthen, die Normalbreite nimmt von 45 bis 54 Ruthen zu. In der Süderelbe beträgt die geringste Tiefe 4½ Fuß und das Hochwasserprofil hat eine Breite von 118 Ruthen. Der Unterschied zwischen gewöhnlichem Hochwasser und gewöhnlichem Niedrigwasser ist bei Hamburg 6′ 8″, bei Schulau 8′ 3″ und bei Cuxhaven 9′ 9″. Bei Sturmfluthen, deren Wirkung hoch hinauf reicht, ist der Unterschied ein beträchtlicher. In der Nacht vom 3. zum 4. Februar 1825 erreichte die Sturmfluth, die höchste bekannte, in Hamburg eine Höhe von 20′ 5″ über Null, bei Cuxhaven von 22 Fuß. Die Strombreite hat bei Freiburg 681, bei Otterndorf 973 Ruthen, die Weite des Fluthprofils ist bei Cranz 535, bei Twielenfleth 974, bei Elsfleth 1217, oberhalb Freiburg 973 und oberhalb Otterndorf 2555 Ruthen. Die Zuflüsse, welche die Unterelbe empfängt, sind links die Este, Lühe, Schwinge und der Medemfluß, rechts die Pinnau, Krückau und Stöhr. Hamburg hat mehrere Häfen, ausgedehnte Holzhäfen längs dem Stadtdeiche, den Oberhafen für Elbkähne, den neuen Hafen für Dampfschiffe, den großen Hafen mit mehreren Unterabtheilungen für Seeschiffe. Der letztere grenzt in einer Länge von ungefähr 3000 Fuß an die Norderelbe, gegen deren Strom ihn eingerammte Pfahlwerke und floßartige Holzverbindungen, sogenannte Schlengel, schützen. Seine Breite ist ungefähr 400 Fuß, die Tiefe unter niedrigem Wasser 13 Fuß, bei gewöhnlicher Fluth 20. Kleinere Seeschiffe finden einen Hafen in einem Theile der alten Festungsgräben. Von Hamburg bis zur Mündung der Elbe befinden sich auf dem rechten Elbufer die Häfen Altona, Glückstadt und Brunsbüttel, am linken Ufer Brunshausen, Freiburg, Otterndorf und Cuxhaven, letzterer zur Stadt Hamburg gehörend und von großen Schiffen als Noth- und Winterhafen, von kleineren Seeschiffen auch unter gewöhnlichen Umständen benutzt.

In den bestehenden Verträgen haben die Regierungen der Uferstaaten sich verpflichtet, für Instandhaltung und Verbesserungen in allen die Schifffahrt erleichternden Einrichtungen Sorge tragen zu wollen. An der böhmischen Elbe beschränkt sich die Thätigkeit in der Hauptsache darauf, die Leinpfade in durchaus geregeltem Zustande zu erhalten, wofür auch im Königreich Sachsen Sorge getragen wird. Von der sächsischen Grenze abwärts findet man keine geregelten Leinpfade mehr, und es ist den Schiffern überlassen, die Ufer je nach deren Beschaffenheit zum Schiffsziehen zu benutzen. In Sachsen, Preußen u. s. w. sind Dampfbagger thätig, um die Sinkstoffe zu entfernen, welche hier aus Sand bestehen, der von der obern Elbe, durch einmündende Flüsse und Bäche, oder durch Abspülungen der Ufer herbeigeführt wird. Die sächsischen Stromarbeiten sind Deckwerke aus älterer Zeit, geneigte Buhnen von Steinmaterial zur Einengung des Stromes und Sicherung der Ufer, vortretende Parallelwerke, mit denen man dieselben Zwecke wirksamer erreicht und die daher in neuester Zeit den Vorzug erhalten, und Absperrungen von Stromarmen. Von der preußischen Grenze an werden die Steinmaterialien selten, und es geschieht die Ausführung der Strombauwerke mittelst Faschinen. Die bei Sachsen aufgeführten Arbeiten kommen eben so in Preußen vor, Stromeinschränkungen bis auf die angenommene

Normalbreite sind in neuester Zeit vorgenommen worden, während man früher mehr auf Verhütung größerer Erweiterung des Strombettes Rücksicht nahm. Die Beschaffenheit der Ufer längs der Mittelelbe setzt große Hindernisse entgegen, so viel auch durch Polderdeiche und zusammenhängende Deiche wie durch Deckwerke und Buhnen geschehen ist, so bleiben doch noch große Strecken abbrüchigen Ufers, die in der Verschlechterung des Strombettes fortwährend oder zu Zeiten thätig sind. Das Verhältniß dieser nachtheiligen Stellen zu der ganzen Uferstrecke ist folgendes:

Staaten.	Uferlänge in Ruthen.	Abbrüchiges Ufer in Ruthen.	Verhältniß desselben zur Uferlänge.
Preußen . .	175,314. . . .	14,740. . . .	0,0840.
Anhalt . .	29,434. . . .	— . . .	0,0483 in Anhalt-Dessau.
Hannover . .	47,180. . . .	6436. . . .	0,1362.
Mecklenburg .	6203. . . .	1407. . . .	0,2268.
Lauenburg .	5936. . . .	420. . . .	0,0707.

An Uferdeckwerken und Buhnen haben die Uferstaaten der Mittelelbe:

Staaten.	Uferdeckwerke in Ruthen.	Buhnen.
Preußen	4820.	1712.
Anhalt	—	298.
Hannover	3641.	230.
Mecklenbug . . .	822.	18.
Lauenburg . . .	—	1.

Die freie Stadt Hamburg ist in Stromarbeiten fortwährend sehr thätig gewesen. Die Unterelbe verlangt vorzüglich Sicherung der Ufer gegen Hochfluthen und Ueberschwemmungen, gewöhnliche Deiche sind an vielen Punkten nicht ausreichend, man hat Verstärkungen durch parallele Steinwerke und durch vortretende Werke nöthig. Vielfach kommen durch Sommerdeiche eingeschlossene Außendeichsländereien vor, welche bei höhern Fluthständen überströmt werden. Die zur Bezeichnung des Fahrwassers und zur Sicherheit der Schifffahrt dienenden Anstalten auf der Unterelbe werden von Hamburg unterhalten. Dazu dienen viele Tonnen und Bojen, ein kleines Leuchtschiff bei Schulau, ein Leuchtthurm zu Cuxhaven, zwei Leuchtthürme auf der Insel Neuwerk, eine Baak auf dem Festlande, zwei Baaken bei Neuwerk, eine Baak auf Schaarhörn, ein Leuchtschiff zwischen den Sanden und eines außerhalb der Sande in See. Hamburg unterhält auch die für den Lootsendienst und die zu Cuxhaven bestehende Observations-Quarantäne erforderlichen Fahrzeuge.

Mit den Lasten, welche alle genannten Arbeiten und Anstalten den Uferstaaten auferlegen, entschuldigt man die von der Elbschifffahrt zu tragenden Steuern. In den Verhandlungen, welche in die letzten Jahre fallen, ist von den Berechtigten stets hervorgehoben worden, daß jetzt, wo man beträchtliche Uferarbeiten fordere, eine Ermäßigung der Abgaben unthunlich erscheine. Daß in der neuesten Zeit wirklich vieles und weit mehr als früher geschehen sei, denken wir nicht in Abrede zu stellen, müssen aber der Wahrheit gemäß hervorheben, daß die Arbeiten fast ausnahmelos dem Lande mehr Nutzen bringen als dem Strome, und daß mehrere der kostspieligsten Uferdeckungen, denen die Landwirthschaft der betreffenden Gegenden ungemein viel zu verdanken hat, die Schifffahrt auf dem Strome erschwert haben. Es sind mit andern Worten stärkere Strömungen entstanden, die bei der Bergfahrt größere Ausgaben für Schiffszieher veranlassen. Ein Vergleich der Ausgaben und Einnahmen ergiebt, daß die letztern viel stärker sind, als die ersten, und daß gerade die Staaten, welche am stärksten besteuern, am wenigsten thun. Nach dem Durchschnitt der Jahre 1844—1846 wurde für die Elbe jährlich verwendet und dagegen an Zöllen erhoben:

Staaten.	Ausgaben für die Elbe.	Einnahmen durch Steuern.
Oesterreich . . .	33,000 Thaler. . . .	20,000 Thaler.
Sachsen	80,000 "	20,000 "
Preußen	120,000 "	64,000 "
Anhalt	20,000 "	60,000 "
Hannover . . .	53,000 "	549,000 "
Mecklenburg . .	19,000 "	218,000 "
Lauenburg . . .	4000 "	67,500 "
Hamburg und Lübeck	4000 "	10,000 "
Hamburg allein .	78,000 "	
	411,000 Thaler. . .	1,008,000 Thaler.

Also eine Mehreinnahme von 600,000 Thalern ungefähr, erhoben von einem Geschäftszweige, der von Jahr zu Jahr mehr verkümmert, so daß sich der Zeitpunkt genau berechnen läßt, in welchem die Schifffahrt, durch die Zölle erdrückt, die ihr allein die Konkurrenz mit den Eisenbahnen unmöglich machen, ganz aufhören und eine der schönsten Wasseradern Deutschlands ihren Handel und Verkehr einbüßen muß. Seit in diesen Blättern der erste Aufsatz über die Elbzölle mitgetheilt wurde (Bd. 1, S. 712 fgg.) ist eine erhebliche Veränderung nicht eingetreten. 1850 stellte zwar Oesterreich bei der Elbschifffahrts-Revisionskommission einen von Sachsen unterstützten Antrag auf gänzliche Aufhebung der Elbzölle, der, da er auf zu starken Widerstand stieß, dahin verändert wurde, die Normalzölle auf die Hälfte herabzusetzen und bei einzelnen Artikeln noch größere Ermäßigung eintreten zu lassen. Auch dieser Vorschlag scheiterte, zunächst an dem Verfahren Preußens, die Aufhebung, beziehensweise Herabsetzung der Elbschifffahrtabgaben von der Annahme der von ihm zu Kassel vorgeschlagenen Durchgangszölle des Zollvereins abhängig zu machen. Diese Politik ist noch dieselbe, über die wir schon früher zu klagen hatten, Preußen handelt im Interesse seiner abseitsliegenden Ostseehäfen, zu deren Gunsten es sich und andern die naturgemäße Verbindung der östlichen Binnenländer mit der Nordsee, die zum Hamburger Weltmarkte führende Straße absperrt. Nach Preußen trat sodann Mecklenburg-Schwerin den Reformen entgegen, eine Uebereinkunft, die bei den übrigen Regierungen Annahme gefunden hatte, konnte deswegen nicht zum Vollzug gelangen. Die Ermäßigungen, welche mit mecklenburgischer Bewilligung eingetreten sind, erreichen keine auf den Elbhandel hebend wirkende Höhe. Oesterreich hat für die von Melnik abwärts fahrenden Schiffe die noch bestehenden Zölle aufgehoben, was aber bei der Geringfügigkeit derselben nicht schwer in die Wagschale fällt, obgleich der liberale Sinn, in dem diese Ermäßigung erfolgt ist, die vollste Anerkennung verdient. Für den Seeverkehr und daher mittelbar für die Elbschifffahrt ist wichtig, daß Hamburg den Zoll für Seeschiffe auf 8 und beziehentlich 4 Schillinge für die Kommerzlast (6000 Pfund) herabgesetzt hat, wodurch dieser Zoll auf gleiche Höhe mit den in andern deutschen Seehäfen geltenden Zöllen gestellt worden ist.

Von den die Elbe hinaufgehenden Waaren kommen die nach Hannover und Mecklenburg verführten fast ausschließlich aus dem Auslande. Weiterhin mischt sich der Binnenhandel stark ein, namentlich in Sachsen, wo Tabak aus Anhalt, Branntwein, Kaffeesurrogate, Syrup, Brodzucker (30—40 Prozent Rübenzucker), Getreide, Düngesalz, Vitriol und Farbenerden, Bau- und Brennholz, getrocknete Runkelrüben und Cichorienwurzeln aus Preußen eingeführt werden. Viele Kolonialwaaren und Südfrüchte, auch viele Heringe erhält Sachsen nicht von Hamburg, sondern von Stettin aus. Elbabwärts gehen aus Böhmen: Schwefelsäure, Holzwaaren, Papier, Stahl, Graphit oder Reißblei, Getreide und Hülsenfrüchte, Glas und Glaswaaren, Kleesaat, grüne Farbenerde, frisches und gebackenes Obst, Bau- und Brennholz, Knochen, Mineralwasser, Braunkohlen,

Bruch- und behauene Steine; aus Sachsen: Schwefelsäure, Leinen- und Baumwollenwaaren, Holzwaaren, Blei, Hülsenfrüchte, Oelkuchen, Raps und Rübsaat, Bier, Töpferwaaren, Kalk, Thonerde, Steinkohlen, behauene Sandsteine, ferner, wenn auch in geringer Menge, Bleischrot, Bleizucker, Eisen- und Stahlwaaren, Glätte, und im Zwischenhandel mit böhmischen Produkten Arznei-Droguen, Getreide, Bauholz, Holzborke, Glas, Farbenerden, Braunkohlen; aus Preußen und Anhalt: baumwollene Zeuge, Chemikalien, Häute und Felle, Holzwaaren, leinene Zeuge, Hadern, Branntwein, Mühlenfabrikate, Bücher, Porzellan, Mastochsen, Schafwolle, wollene Waaren, Zink, Eisen- und Stahlwaaren, Erze, Flachs und Hanf, Getreide, Hülsenfrüchte, Glas, Oel und Oelkuchen, Kleesaat, Farbenerden, Backobst, Thonwaaren, Bau- und Nutzholz, Knochen, Cichorienwurzeln, frische Gartengewächse, Kalk und Gyps, Bruch- und behauene Steine; aus Mecklenburg und Hannover: Häute und Felle, Hadern, Branntwein, Butter, Oel, Seife, Schlachtvieh, Flachs und Hanf, Wachs, Getreide und Hülsenfrüchte, Glas, Mühlenfabrikate, Oelkuchen, Hanfsaat, Leinsaat und Leindotter, Raps- und Rübsaat, Essig, frisches und Backobst, Holzborke, Töpferwaaren, Bau- und Brennholz, Knochen, Heu und Futterkräuter, Kartoffeln und Gartengewächse, Stroh, Kalk, behauene und Bruchsteine (Hugo von Bose, Beschreibung der Elbe u. s. w.).

Zur Beurtheilung des Verkehrs auf der Oberelbe geben die Zollregister von Wittenberge den sichersten Anhalt. Da von 1847 an das konstante Verhältniß durch Theuerung, Revolution und Krieg gestört worden ist, so geben wie die Zahlen des Jahres 1846. In diesem Jahre war der Verkehr auf der Oberelbe:

Gesammtverkehr	8,024,027	Ctr.
Unterhalb Wittenberge und Lauenburg	1,431,892	-
Summa	9,455,919	Ctr.

Schiffsverkehr zu Wittenberge	8,574	Schiffe.
- - - und Lauenburg	14,646	-

Bei Wittenberge passirten:

I. Auffahrt.

Baumwolle	174,062	Ctr.	Mandeln	7,768	Ctr.
Baumwollengarn . . .	292,520	-	Reis	31,294	-
Blei	5,345	-	Rosinen und Corinthen .	23,577	-
Kaffee	305,438	-	Syrup	248	-
Farbeholz	65,505	-	Tabak und Cigarren .	45,230	-
Farbewaaren	44,516	-	Thran	26,609	-
Gewürze	22,389	-	Wein und Rum rc. . .	58,734	-
Heringe	9,480	-	Zucker	355,810	-

II. Niederfahrt.

Bau- und Nutzholz . .	754,449	Ctr.	Samen	134,221	Ctr.
Blau (Schmalte) . . .	7,633	-	Wolle	66,991	-
Farbe-Waaren . . .	6,315	-	Zink	158,524	-
Häute und Felle, rohe .	3,416	-	Weizen	19,343	-
Glas- und Glaswaaren .	52,877	-	Roggen	16,399	-
Knochen	9,883	-	Gerste	8,386	-
Leinen	47,444	-	Hafer	25	-
Lumpen	9,116	-	Erbsen	219	-
Mehl	9,474	-	Bohnen	470	-
Oel	9,657	-	Wicken	1,076	-
Oelkuchen	69,750	-	Linsen	169	-

Das Verhältniß der Einfuhren und Ausfuhren der Unterelbe läßt sich nach dem Hamburger Verkehr beurtheilen, der hier der herrschende ist. Dem Werthe nach betrugen die Ausfuhren und Einfuhren in Mark-Banko:

Jahre.	Einfuhr.	Ausfuhr.
1845. . .	291,881,410 M.-B.	276,424,500 M.-B.
1846. . .	281,665,730 "	276,392,060 "
1847. . .	301,740,770 "	296,376,650 "
1848. . .	245,141,950 "	215,579,970 "

Wir fügen noch die Ziffern des Schiffsverkehrs hinzu: Angekommen waren im Jahr 1847 4370 Schiffe, 1848: 3488, 1849: 3649, 1850: 4327 und 1851: 4382; abgegangen im Jahr 1847: 4186, 1848: 3298, 1849: 3416, 1850: 4114, 1851: 4129; überwintert hatten in Hamburg im Jahr 1847: 184, 1848: 190, 1849: 233, 1850: 213 und 1851: 253 Schiffe. In Bezug auf die Weltplätze, mit welchen der größte Verkehr stattgefunden, steht natürlich Großbrittannien mit 1833 Schiffen obenan, da sowohl die Ausfuhr deutscher Rohprodukte dahin und die Einfuhr englischer Erzeugnisse zumeist über Hamburg vermittelt wird, als auch ein sehr großer Theil des Hamburger Bedarfs an Kolonialwaaren indirekt durch englische Schiffe und über englische Häfen herangeführt wird. Nächst Großbrittannien hat der größte auswärtige Verkehr stattgefunden: mit Holland (346 Schiffe), Brasilien (133 Schiffe), Frankreich (165 Schiffe), Cuba (64 Schiffe), Italien (61 Schiffe), Vereinigte Staaten (50 Schiffe), Venezuela (33 Schiffe), amerikanische Westküste (20 Schiffe), Westindien (13 Schiffe), merikanische Ostküste (12 Schiffe), afrikanische Westküste (10 Schiffe), China (10 Schiffe) u. s. w. Der Flagge nach waren vertreten England mit 1232, Hannover mit 1086, Hamburg 580, Holland 383, Holstein 272, Frankreich 137, Schweden 74, Norwegen 58, Rußland 20, Oesterreich 6 u. s. f. Gegen das Jahr 1847 zeigt sich der direkte Verkehr 1851 besonders zunehmend mit den mittel- und südamerikanischen Republiken, wohin in diesem Jahr eine zahlreiche deutsche Auswanderung von Hamburg aus befördert wurde, ferner mit der Westküste von Amerika und China. 41 Seedampfschiffe besorgten den Schnellverkehr zumeist mit den englischen Häfen Hull, London, Newcastle und Leith, ferner mit Havre, Amsterdam, Norwegen und Schweden. Mit überseeischen Plätzen steht Deutschland bekanntlich jetzt nur durch ein Bremer Dampfboot in direkter Schnellfahrt, seitdem der unglückliche Versuch mit der „Helene Sloman“ im Jahr 1850 gleich bei der zweiten Fahrt durch den Untergang des schönen Schiffs gescheitert war. Die Rhederei hatte sich um 25 Schiffe mit 2963 Kommerzlasten vermehrt. Im ganzen besitzt dieselbe nun 351 Seeschiffe mit etwa 34,633 Last à 6000 Pfund und 8 Seedampfer; darunter befinden sich 31 Fregatten, 100 Barkschiffe, 96 Briggs, 46 Schooner, 17 Paketschiffe, 6 eiserne Dampfer u. s. w. Hingegen zeigte sich bei der benachbarten Altonaer Rhederei (gegenwärtig 21 Seeschiffe) eine Abnahme gegen frühere Jahre, was zum Theil der Stockung des Handelsverkehrs mit den nordischen Staaten während der letzten Periode zuzuschreiben ist.

Die Elbschifffahrt wird mit Dampfschiffen, Segelfahrzeugen und Flößen betrieben. Nachdem die k. k. privilegirte Dampfschifffahrtsgesellschaft ihr Privilegium und ihre Schiffe an die k. sächsische privilegirte Dampfschifffahrtsgesellschaft verkauft hat, wird die Dampfschifffahrt noch besorgt von dieser sächsischen Gesellschaft (von Meißen nach Dresden, von Dresden nach Melnik), von der Hamburg-Magdeburger Kompagnie, von der königlich preußischen Seehandlung und von der Boitzenburger Kompagnie. Auf der Mittelelbe, deren reizlose Ufer keine Reisenden anlocken, haben die Eisenbahnen dem Personenverkehr beträchtlichen Abbruch gethan, und es wird jetzt hier die

Schleppschifffahrt von den Gesellschaften ins Auge gefaßt. Die sächsische Gesellschaft wurde 1836 gegründet mit einem Aktienkapital von 150,000 Thalern zu 1500 Aktien, von denen 100 auf Rechnung der Gesellschaft zurückgekauft worden sind. Die Einahmen der Gesellschaft sind in den letzten Jahren mit Ausnahme des Jahres 1848 fortwährend im Steigen gewesen. 1847 wurden befördert 102,808 Personen, die Einnahmen betrugen 34,626, die Unkosten 28,882 Thaler; 1850 benutzten die Schiffe 165,000 Personen, wozu noch 30,000 Centner Frachten kamen, und es wurden eingenommen 50,254, ausgegeben 20,723 Thaler. Es hat sich bei dieser Gesellschaft die Erfahrung bestätigt, daß Eisenbahnen und Flußschifffahrt sehr wohl neben einander bestehen können. Trotz des Fortschreitens und der endlichen Vollendung der Prag-Dresdener Bahn hat die Dampfschifffahrt zugenommen, und es ist dies um so mehr hervorzuheben, als die Flußschifffahrt die direkte Verbindung mit Prag nicht hat, welche durch die Eisenbahn vermittelt wird. 1851 hatte die Gesellschaft sechs Personen-Dampfschiffe und drei vollständig ausgerüstete Schleppkähne. Sie hat auch in Krippen eine eigene Schiffsbauanstalt. Ihre Schiffe sind so eingerichtet, daß bei jedem Wasserstande mit aller Pünktlichkeit gefahren werden kann, wofür im März 1851 bei 2 Ellen 15 Zoll unter Null (dem niedrigen Wasserstande von 1842 gleich) der Beweis abgelegt wurde.

Die Flöß-Schifffahrt, die älteste und einfachste, kann nur zu Thal betrieben werden, und dient zur Verschiffung von Hölzern, seltener von Steinen. Einmastige, mit Segeln versehene Elbkähne sind die gewöhnlich vorkommenden Fahrzeuge. In der Unterelbe, auf der bis Hamburg viele Dreimaster gehen, sind die Verhältnisse anders, die Schifffahrt nimmt auf dieser Strecke den Charakter der Seeschifffahrt an. Auf der Elbe unterhalb Magdeburg fahren Kähne von 140 Fuß Länge, 15 bis 16 Fuß Breite in der Mitte und 5 Fuß Bordhöhe, die bei voller Ladung einen Tiefgang von 45, bei halber von 32 bis 36 Zoll haben. Auf der Oberelbe und bis Magdeburg benutzt man Zillen und Kähne, die nach der Verschiedenheit ihres Takelwerks noch anders eingetheilt werden. Die Zillen werden alle in Böhmen gebaut und sind die flacheren, leichteren Fahrzeuge, von 8 bis 10 Zoll Tiefgang, die sich biegen, daher man mit ihnen über Wehre fahren kann. Für die Segelschifffahrt sind sie unbrauchbar, sollen sie dazu benutzt werden, so muß man ihnen einen andern Ueberbau geben. Der Elbkahn, mit schrägliegenden Seitenwänden, die bei der Zille senkrecht aufstehen, hat ohne Ladung einen Tiefgang von 18 bis 20 Zoll. Die Größe der Elbkähne ist sehr verschieden, ihre Tragbarkeit variirt von 100 bis über 3000 Centner. Die größten Kähne, welche von Dresden aus die Elbe befahren, haben im Boden eine Länge von 100 Fuß und eine Breite von 15. Der Mast hat eine Höhe von 100 bis 120 Fuß bei einer Stärke von 26 bis 30 Zoll, die Raastange ist 60 Fuß lang und in der Mitte 11 Zoll stark, die Segel macht man in der Regel um ein halbes Mal länger als sie breit sind. Das Königreich Sachsen hatte im Jahre 1847 in vier Klassen größere und kleinere Fahrzeuge zusammen 403 Schiffe, welche einen Werth von 606,000 Thaler repräsentirten und im Durchschnitt 2531 Leute beschäftigten. Mit den Löhnen für Schiffszieher läßt sich die Summe, welche bei diesen Schiffen durch Arbeit jährlich verdient wird, auf 260,000 Thaler veranschlagen. Die Herstellung eines großen Kahnes kostet etwa 2800 Thaler, die Dauer desselben ist auf 10 Jahre zu berechnen[1], nach welcher Zeit noch ein Werth von 800 Thalern bleibt, so daß die jährliche Abnutzung gleich 200 Thaler ist. Im glücklichsten Falle kann ein Kahn die Reise von Dresden nach Hamburg dreimal jährlich machen, Thalfahrt und Niederfahrt für eine Reise gerechnet. Die Umstände müssen außerordentlich günstig sein, wenn die Fracht hin und zurück mit

1000 Thalern bezahlt wird, sämmtliche Kosten belaufen sich aber für den Schiffer auf 830 Thaler. Der geringe Gewinn, der auf diese Weise gemacht wird, reducirt sich in den meisten Fällen, schwindet ganz, oder schlägt wohl gar in einen Verlust über. Werden bei niedrigem Wasser einige Ableichter nöthig, so ergiebt sich stets ein Baarverlust. Auf der Thalfahrt läßt man das Schiff mit dem Strome treiben und vermehrt die Geschwindigkeit mit Rudern, auch wohl mit Segeln. Bei der Bergfahrt wird das Schiff vorwärts gebracht durch Segel, durch Schiffszieher, die auf dem Leinpfade gehen, und durch Einsetzen der Stangen auf dem Schiffe selbst. Die Fahrt zu Thal dauert durchschnittlich 14 Tage, zu Berg geht gewöhnlich die doppelte Zeit verloren. Von Melnik an hat der Schiffer bei vierzehn Zollstätten anzuhalten, bei der Bergfahrt sind auch noch Aufenthalt und Kosten an den Brücken zu rechnen, die seit den Eisenbahnbauten zahlreicher geworden sind und namentlich in der neuen Dresdner Elbbrücke eine für die Schifffahrt sehr nachtheilige Vermehrung erhalten haben. Alle die genannten Umstände machen es erklärlich, daß die Flußschifffahrt gegen früher nicht mehr nennenswerth ist, die Zahl der wohlhabenden Schiffsherrn bis auf einige wenige abgenommen hat.

Zwischen Sachsen und Hamburg ist seit längeren Jahren eine Reiheschifffahrt eingerichtet, welche eine prompte und sichere Beförderung der Güter zum Zweck hat. Diese Reiheschifffahrt, die kein Privilegium oder eine sonstige Begünstigung genießt, hat durch ihre Vorzüge fast den gesammten Schifffahrtsverkehr auf dieser Strecke an sich gezogen. Seit 1844 besteht auch zwischen Sachsen und Magdeburg ein Reiheschifffahrt, die indessen noch mit der Konkurrenz „wilder Schiffer" zu kämpfen hat. Mit männlichem Muth streitet gegen die Ungunst der Verhältnisse der sächsische Schifferverein, der den Zweck hat, durch übereinstimmendes Handeln der einzelnen Mitglieder und durch Ergreifung gemeinschaftlicher Maßregeln das Gewerbe der Schifffahrt theils von innen heraus durch Verbesserung der bestehenden und durch Einführung zweckmäßiger neuer Einrichtungen zu heben, theils demselben ein Organ zu verleihen, durch welches das gesammte Gewerbe nach außenhin seine Interessen besser zu vertreten und sich größere Achtung zu verschaffen im Stande sein möge. Der Verein ertheilt tüchtigen und ehrlichen Steuerleuten öffentliche Diplome und leistet in Unglücksfällen Unterstützung. In Dresden besteht ein „Elbschifffahrtskomité des Dresdner Handelsstandes", in Leipzig eine „neue sächsische Flußversicherungs-Gesellschaft". — Vgl. Allgemein-geographische und hydrotechnische Beschreibung der Elbe mit ihren Zuflüssen, von Hugo v. Bose. 1852. Derselbe Schriftsteller projektirt eine Vierteljahrsschrift: Die Elbe.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von C. E. Gale in Meißen.

Guizot (Franz Peter Wilhelm), geboren am 4. Oktober 1787 zu Nimes, ist der Sohn kalvinistischer Eltern. Auf diese Abstammung und die durch sie bedingte Richtung seiner Erziehung hat jede Beurtheilung seines öffentlichen Wirkens stark Rücksicht zu nehmen, denn Guizot hat nie für seine Betrachtung des Lebens der Menschen und des Staates eine andere Grundlage gekannt, als den strengen Kalvinismus. Die Ansichten, die er ein Jahr nach der Februarrevolution in seiner Schrift: „Ueber die Demokratie in Frankreich" niedergelegt hat, geben uns über seinen Kalvinismus als Norm seiner Handlungsweise merkwürdige Aufschlüsse. Der protestantische Staatsmann glaubt an die Sündhaftigkeit, an das Böse im Menschen, er hält fest an der Ueberzeugung, daß die eigene Macht der Persönlichkeit nicht genüge, um den Kampf des Guten mit dem Bösen zum Abschluß zu führen, daß eine höhere Macht nothwendig sei, um diesen Kampf zu bestehen. Sich selbst überlassen, stürzt der Mensch ins Verderben, seine Sünde, die er liebt, ist sein Feind, und weil er sie liebt, ist sie mächtiger als er. Dennoch ist der Mensch stets durchdrungen von dem fast unwiderstehlichen Triebe, sich selbst überlassen zu bleiben, es gilt ihm das Verderben durch sich selbst höher als die Rettung durch andere, denn an der Schwelle der Verbindung mit den bessern Elementen steht der Stolz, der die fremde Hülfe nicht will, auf die Gefahr hin ohne sie unterzugehen. Darum muß der Mensch mit Gewalt dem Bessern und seiner Macht unterworfen werden, er muß, wenn er zu den nicht guten gehört, unfrei werden, um nicht zu verderben, ist er aber ein guter oder wird er ein solcher, so ist der Zwang nicht da, und es erscheint die Freiheit, die nur möglich wird, wo das Böse bewältigt ist. Was aber der Mensch im einzelnen, das ist die Gesellschaft im ganzen. Dieselben Leidenschaften, dieselben Kämpfe durchwühlen sie, dieselbe Machtlosigkeit des Guten in ihr läßt sie dem Bösen erliegen, dieselben Bedingungen führen in ihr zum wahren Leben, zur wahren Freiheit. „Es ist ein ungeheurer Irrthum," sind Guizot's eigene Worte, „es gehört eine unglaubliche Unkenntniß der Natur des Menschen und seiner Verhältnisse dazu, um zu glauben, daß die menschliche Freiheit, wenn man sie sich selbst überläßt, zum Guten fortschreite und dazu hinreichend sein könne. Dies ist ein Irrthum aus Stolz, ein Irrthum, welcher zu gleicher Zeit die moralische und bürgerliche Ordnung, die innere Leitung des Menschen und die allgemeine Regierung der Gesellschaft entnervt. Denn in der Gesellschaft ist der Kampf derselbe, die Gefahr eben so dringend, die Hülfe eben so nöthig, wie bei dem einzelnen Menschen."

Die Grundsätze, die wir bei dem spätern Staatsmann wiederfinden werden, beziehen sich alle auf das kalvinistische Fundament, das wir in dem Vorhergehenden kennen gelernt haben. Wie auf die weitere Ausbildung dieser Ansichten persönliche Erlebnisse eingewirkt haben, sagt er uns selbst. Er ist mehrmals Augenzeuge gewesen, wie das gesellschaftliche Gebäude seiner Auflösung nahe war, wie seine Stützen, seine Bande von allen Seiten brachen, er hat schaudernd erlebt, mit welcher erschrecklichen Schnelligkeit bei jedem Versuche, die Menschen sich selbst zu überlassen, alle Ursachen des sozialen Kriegs und Todes hereinbrachen, die Erfahrung hat ihm gezeigt, daß die Gesellschaft auf einem Abgrunde lebt, von dem schwache Schranken sie trennen. Die erste französische Revolution raubte ihm seinen Vater, der auf dem Blutgerüste starb, die Mutter flüchtete mit ihm nach Genf, dem kalvinistischen Rom, dem Sitz einer spröden Tugend und einer etwas herben Gelehrsamkeit. In Genf machte er sich mit der Philosophie und den neueren Sprachen bekannt, mit sehr achtungswerthen Kenntnissen kehrte er unter dem Konsulat nach Frankreich zurück und begab sich 1805 nach Paris. Royer-Collard und der schweizerische Gesandte Stapfer machten sich zu seinen

Gönnern, anscheinend war es ein rein gelehrtes Treiben, dem sich Guizot mit seinem Kreise hingab, doch will man wissen, daß auch politische Verbindungen mit dem Auslande bestanden hätten, und daß Ludwig XVIII. von den „Doktrinairs" mit Rathschlägen versehen worden wäre, die wenige Jahre später in der Charte von 1814 ihren Ausdruck gefunden hätten. Was Guizot persönlich betrifft, so knüpfte er auch auf der bonapartistischen Seite an, bewarb sich um die Freundschaft von Fontanes, der alle Schmeichler Napoleons mit widerlichen Huldigungen übertroffen hat, und erhielt durch diesen die Erlaubniß, Vorlesungen über geschichtliche Gegenstände, namentlich über neuere Geschichte zu halten. In demselben Jahre 1812, in dem seine Vorlesungen begannen, verheirathete er sich mit Charlotte Pauline von Meuban, die vierzehn Jahre älter war als er (gestorben am 1. August 1827). Beide schriftstellerten, Guizot schrieb „Lebensbeschreibungen der französischen Dichter aus dem Zeitalter Ludwigs XIV." und „Jahrbücher der Erziehung", übersetzte das Werk von Rehfues „Spanien im Jahre 1808" und besorgte eine Ausgabe von Girard's neuem Wörterbuch der Synonymen der französischen Sprache. Seine Frau war als Jugendschriftstellerin und im pädagogischen Fach thätig; ihre Hauptschriften sind „Die Kinder", „Der Schüler, oder Raoul und Viktor", „Neue Erzählungen", „Eine Familie", „Die häusliche Erziehung", „Versuche auf dem Gebiete der Literatur und Moral", „Moralischer Rathgeber, oder Versuche über den Menschen, die Sitten, die Charaktere, die Gesellschaft, die Frauen, die Erziehung". Die Rückkehr der Bourbons gab ihm eine öffentliche Stellung, Montesquiou, der Freund und politische Korrespondent Royer Collard's, nahm ihn als Generalsekretair in sein Ministerium des Innern. Von Guizot war der Preßgesetzentwurf, den Montesquiou am 5. Juli 1814 der Abgeordnetenkammer vorlegte, der mit den Worten anfing: „Man muß die Preßfreiheit auf eine solche Weise schützen, daß sie nutzbringend und dauernd ins Leben treten kann". Dieser Schutz des Gesetzes bestand nun aber in Einführung der Censur für alle Schriften unter 30 Bogen und in Administrativ-Maßregeln, die für den unbeliebten Schriftsteller lauter Vexationen waren. Als Generalsekretair in das Ministerium der Justiz übergetreten, half Guizot auch hier, Zwangsgesetze zu entwerfen und zur Ausführung zu bringen. Sein Anschluß an die Bourbons wurde ein so vollständiger, daß er nicht zauderte, nach der Rückkehr Napoleons Ludwig XVIII. in die Verbannung nach Genf zu begleiten. Seine Feinde haben ihm stets den Vorwurf gemacht, den „Moniteur de Gand" mitgeschrieben oder insgeheim redigirt zu haben, er hat dies ebenso beharrlich geleugnet. Nach Erzählungen, welche mittelbar von ihm ausgingen, wäre seine Anwesenheit in Genf dem Werke der Vermittlung gewidmet gewesen, und man müßte seinem Einflusse hauptsächlich zuschreiben, daß Ludwig XVIII. nach seiner Rückkehr Bonapartisten und Royalisten mit einander zu verschmelzen suchte. Guizot erhielt seine Stelle als Generalsekretair im Ministerium der Justiz zurück, gleichzeitig wurde er zum Requetenmeister des Staatsraths ernannt. Sein politischer Einfluß stieg besonders unter dem Ministerium Decazes, mit dessen Sturz auch er auf eine längere Zeit von der politischen Bühne verschwindet. Er war der Ultrapartei schon als Vermittler verhaßt, jetzt verfolgte die mächtig emporkommende Priesterpartei in ihm auch den Protestanten. Er erhielt seine Entlassung aus dem Staatsrathe, seine beiden Stellen als Censor und als Leiter der Normalschule nahm ihm die Aufhebung der Censur und der Normalschule, seine Vorlesungen an der Universität wurden verboten. In dieser Zeit der Verfolgung, die von 1819—1828 dauerte, mußte er in der Schriftstellerei einen Lebenserwerb sehen. Darum sind nicht alle seine Werke, welche in diese Periode fallen, von gleichem Werth, vielmehr stehen neben Meisterwerken andere von schwacher und ephemerer Bedeutung. Die gediegenste Arbeit von allen ist seine „Geschichte der englischen Revolution," dem Inhalt und der Form nach das beste Werk über diesen Gegenstand, bis Mac-Aulay in neuester Zeit sein mit wahrhaft niederländischer

Genauigkeit und Detailkenntniß geschriebenes Werk veröffentlicht hat. Ueber die Studien, die Guizot für diese Geschichte gemacht hat, giebt er uns Aufschluß in den 26 Bänden seiner „Denkwürdigkeiten, welche auf die englische Staatsumwälzung Bezug haben.“ Außer der Revolutionsgeschichte erschienen zwei Hauptarbeiten „Geschichte der Repräsentativ-Regierung“ und „Ein Kursus moderner Geschichte“, enthaltend eine allgemeine europäische Kulturgeschichte vom Untergange des römischen Reichs an, und eine Darstellung der französischen innern Geschichte von demselben Ausgangspunkte beginnend. Beide Werke sind sehr lehrreich, wenngleich der kolossale Stoff nicht erschöpft, sondern nur in geistreichen Skizzen behandelt werden konnte. Mit Bezug auf die letztgenannte Arbeit veröffentlichte er in Verbindung mit andern Gelehrten 31 Bände einer „Sammlung von Denkwürdigkeiten in Beziehung auf die französische Geschichte von der Gründung der Monarchie bis zum 13. Jahrhundert.“ Ein „Versuch über die französische Geschichte“ bildet den vierten Band von Mably's: „Bemerkungen über die französische Geschichte“, die er neu herausgab. Von vielen Werken anderer Schriftsteller, die er mit Einleitungen, Anmerkungen und Ergänzungen versah und zum Druck beförderte, nennen wir Letourneur's Uebersetzung des Shakspeare. Alle diese Arbeiten bilden nur die eine Seite seiner Thätigkeit, mit der er in die Tagsgeschichte nur sehr mittelbar eingriff, insofern nämlich, als die Achtung, die er als Geschichtsschreiber sich erwarb, den politischen Meinungen, welche er in ephemeren Schriften erörterte, ein stärkeres Gewicht verlieh. Seine Geschichte der englischen Revolution hatte noch den unmittelbarsten Einfluß; man ließ die historischen Untersuchungen, den ganzen Ernst der Erörterung bei Seite, las für Stuarts Bourbons und nahm an, Guizot habe in versteckter Weise ein Pamphlet gegen die französische Herrscherfamilie geschrieben. Die Schriften, die er über Tagesfragen schrieb, sind folgende: „Ueber die Regierung seit der Restauration und über das gegenwärtige Ministerium“ (1821), „Geschichte und gegenwärtiger Zustand des öffentlichen Unterrichts in Frankreich“, „Ueber Verschwörungen und die Rechtspflege in politischen Prozessen“, „Ueber die Todesstrafe bei politischen Verbrechen.“ Er war in dieser Zeit glücklich; die Verfolgung, die ihn traf, war gerade gelind genug, um ihm höchst nützlich zu sein, ihm gehörte die Popularität, die überschwängliche Begeisterung der Jugend, die wohlerwogene Verehrung der hervorragendsten Geister. Wäre der lärmende Theil seiner Anhänger den Theorien, die er vortrug, auf den Grund gegangen, so würden sich Abweichungen von den allgemein geltenden Ansichten und gewisse Einseitigkeiten gezeigt haben, vor denen die Begeisterung schwerlich lange hätte bestehen können. Man prüfte aber nicht, jede Opposition war willkommen, und so konnte die Schule, zu deren Leitern Guizot gehörte, sich im vollsten Glanze der Popularität sonnen. Man nannte diese Parei die Doktrinairs, Royer-Collard war ihr Haupt, zu den namhaftesten Mitgliedern gehörten Guizot, Barante, Ternaux, Benjamin Delessert, Sebastiani, Devaux, Louis, St. Aulaire, Ganilh, Lacroix, Frainville, Guittard, Beugnot u. a. m. Die Doktrine, welche die Genannten nicht frei von einem gewissen Schulmeisterton vertraten, hatte sowohl mit dem Liberalismus wie mit der Monarchie Berührungspunkte. Mit dem Liberalismus stimmte sie überein in dem Verlangen nach gesetzlicher Freiheit, in dem Abscheu vor der Gegenrevolution, in dem Zurückweisen der ehemals privilegirten Stände von dem Besitz der Gewalt, der Monarchie gab sie Garantien durch ihren Widerwillen gegen die Masse, durch ihr Glaubensbekenntniß, daß eine starke Regierung die Mißbräuche der Freiheit zurückhalten müsse, durch ihr Eingehen auf jeden Vergleich, der einige wenige Kardinalpunkte unangetastet ließ. Das Ministerium Martignac sah in diesen Dingen klar genug, um jede Verfolgung gegen die Doktrinairs einzustellen, Guizot seine Professur und zu Anfang 1829 auch seine Staatsrathsstelle zurückzugeben. Aber dieses Ministerium stand in der Luft, Karl X. duldete es nur, um seinen Staatsstreich vorzubereiten, und ließ auf den halb liberalen

Martignac den Ultra Polignac folgen. Mit diesem war kein Vergleich möglich, die Doktrinairs machten nicht einmal den Versuch, in Masse verstärkten sie die entschiedenste Widerstandspartei, Guizot wurde Mitglied und später Vorsitzender der berühmten Gesellschaft „Hilf Dir selbst, so wird Gott Dir helfen!" in deren Ausschuß die Doktrinairs Remusat, Duvergier de Hauranne neben den Republikanern Carrel, Cavaignac, Bastide, Thomas saßen. In dieser Katastrophe schreckte die Doktrine vor nichts zurück, sie agitirte wetteifernd mit den Radikalen, Guizot ließ Schriften schreiben und verbreiten, in denen die Bürger aufgefordert wurden, die Steuern zu verweigern.

Den Antheil, den Guizot an den Juliereignissen des Jahres 1830 nahm, kennen wir genau aus den zahlreichen Denkwürdigkeiten, welche die Revolution der drei Tage zum Gegenstande haben. Guizot ist der Verfasser der Protestation gegen die Juliordonnanzen, die im Hause Audry de Puyraveau's, um das bereits Kugeln und Kartäschen flogen, von zwanzig Abgeordneten unterzeichnet wurde. In dem Getümmel des Straßenkampfes, wo sein Platz auch gar nicht war, sah man ihn nicht, nach dem Siege nahm er den lebhaftesten Antheil an den Verhandlungen, deren Ergebniß die Julidynastie war. Mit der Anerkennung des Herzogs von Orleans als König, die Guizot als einer der Eifrigsten betrieb, war seiner Ansicht nach die Hauptsache gethan, aber die entschiedeneren Liberalen wollten mehr, und in ihrem Sinne hatte Berard Verfassungsveränderungen aufgesetzt, die unter anderm Verantwortlichkeit der Minister, eine bedeutende Erweiterung des Wahlrechts eingeführt, den alten und neuen Adel ganz abgeschafft, die erste Kammer neugebildet und den Bürgern einen Antheil an der Bildung der Bezirks- und Gemeindebehörden eingeräumt haben würden. Dieser Entwurf wurde Guizot eingehändigt, dieser hielt die Sache hin und brachte endlich einen andern, von dem Herzog von Broglie geschriebenen Plan vor, der den hohen Wahlcensus, die Pairskammer beibehielt und nur die Konzession machte, daß alle unter der Regierung Karls X. erfolgten neuen Ernennungen von Pairs für null und nichtig erklärt werden sollten. Im ersten Ministerium Ludwig Philipps übernahm er das Innere und entließ schonungslos alle Beamte, die der Anhänglichkeit an die ältere Linie der Bourbons verdächtig waren. Von 86 Präfekten blieben 10 im Amte, von 277 Unterpräfekten 81, von 86 Generalsekretären 33, von 315 Präfekturräthen 188. In seinem ersten Ministerium wurde Guizot der Erfinder der Quasilegitimität, eines Grundsatzes, den man brauchte, um die Billigung des Auslandes für die neue Dynastie zu gewinnen, der aber die Franzosen erbitterte, wie er auf der andern Seite ein staatsrechtliches Unding war. Ludwig Philipp war kein rechtmäßiger Nachfolger Karl's X., aber er war doch ein Bourbon, der Erkorene des Volks, und deshalb „gleichsam legitim". So Guizot, der auf diese Weise den Grundsatz der Volkssouveränetät mit dem göttlichen Recht der Könige zu verkuppeln suchte. In Wahrheit warf er die Legitimitätslehre ganz über Bord und erkannte die Volkssouveränetät an, mit der sonderbaren Beschränkung, daß das Volk, wenn ihm auch das Recht zustehe, eine ganze Linie mit Nichtanerkennung des in derselben geltenden Erbrechts zu verjagen, doch die nächstfolgende Linie auf den Thron berufen müsse. In der Abgeordnetenkammer drückte er diese Lehre mit den berühmt gewordenen Worten aus, Ludwig Philipp habe den Thron bestiegen, weil er ein Bourbon gewesen sei, worauf Dupin entgegnete, man habe den Herzog von Orleans genommen, obgleich er ein Bourbon gewesen sei. Da dieser Streit Aufsehen erregte, so glaubte Guizot seine Meinung näher begründen zu müssen, und schrieb seine „Demokratie der neueren Gesellschaft", die folgendes Glaubensbekenntniß enthält: „Ich glaube weder an das göttliche Recht, noch an die Souveränetät des Volks, wie man beide gewöhnlich versteht; ich erblicke darin nichts als Anmaßungen der Gewalt. Ich glaube an die Souveränetät der Vernunft, der Gerechtigkeit, des Rechts. Dies ist der legitime Souverän, den die Welt sucht und den sie stets suchen

wird, denn die Vernunft, die Wahrheit, die Gerechtigkeit sind nirgends ganz und unfehlbar vorhanden. Wenn ein Mann sich für das Bild Gottes auf der Erde ausgiebt und unter diesem Titel einen leidenden Gehorsam verlangt, so hat er die Tyrannei gegründet. Hat ein Volk sich nach Köpfen gezählt und die Allgewalt der Zahl proklamirt, so hat es die Tyrannei gegründet. Von diesen beiden Usurpationen ist die erste die unverschämteste, die zweite die brutalste. Die Erblichkeit der Throne hat keine andere Absicht, als die Erhebung des Rechts auf den Thron, damit dasselbe überall sei. Durch diesen Titel allein ist die Erblichkeit legitim, aber durch diesen Titel wird sie auch eine wahre Legitimität, und aus diesem Charakter, der ihre Kraft ausmacht, entspringen zugleich alle ihre Vortheile." Man hatte von ihm, der seinem Geiste alles verdankte, erwartet, daß er die Regierung auf die Aristokratie der Intelligenz stützen werde, welcher er und die übrigen Doktrinärs fortwährend das Wort geredet hatten. Man enttäuschte sich aber bald, da Guizot den Gedanken eines idealen Bürgerstandes aufbrachte, einer Geldaristokratie, die statt der Fähigkeitszeugnisse Steuerzettel über Entrichtung von 200 und 500 Franken direkter Abgaben als Eintrittslegitimation forderte. Die Doktrinärs folgten ihm hierin, später hat sich der Gründer der Schule, Royer Collard, von dieser Karikatur seines Gedankens losgesagt, und mehrere andere sind ihm gefolgt. Guizot schadete dieser Abfall nicht, ihn hielt die persönliche Achtung des Königs, der ihn vielleicht nicht gern hatte, aber in ihm den geeignetsten Mann zur Durchführung seiner Pläne erkannte. Guizot ist mit wenigen Unterbrechungen durch die ganze Regierungszeit Ludwig Philipp's Minister gewesen, und zwar in folgenden Perioden: 11. August 1830 bis 18. November 1830; 11. Oktober 1832 bis 10. November 1834; 13. November 1834 bis 22. Februar 1836; 6. September 1836 bis 15. April 1837. Nun folgt die längste Unterbrechung seiner ministeriellen Thätigkeit, über drei Jahre bleibt er vom Ministerium entfernt. Es ist dies die Periode der sogenannten persönlichen Regierung Ludwig Philipp's, in der die Koalition sich bildete, an der auch Guizot Antheil nahm, um den Grafen Molé, den Vollstrecker des „unabänderlichen Gedankens" von de Gewalt zu entfernen. Um so länger war das nächste Ministerium Guizot's, das vom 28. Oktober 1840 bis zum Sturz der Julidynastie anhielt. In den Zwischenzeiten, in denen Guizot nicht Minister war, nahm er an den öffentlichen Geschäften als Abgeordneter Antheil. Er vertrat in der Kammer der Abgeordneten regelmäßig die Stadt Lisieux im Departement Calvados, und fand noch Muße zu bedeutenden schriftstellerischen Arbeiten. Aus dieser Zeit stammt eines seiner Hauptwerke: „Briefwechsel und Schriften des Generals Washington" (Paris 1840, 4 Bände), das er im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten nach den Papieren Washington's schrieb, so wie nach den Korrespondenzen von Lafayette, Rochambeau u. A., die ihm zur Verfügung gestellt wurden. Die glänzendste Seite seiner Amtsführung ist die Begünstigung, die er dem Unterrichtswesen und den wissenschaftlichen Studien angedeihen ließ. Er gab vielen Unterrichtsanstalten Unterstützung, besorgte die Anstellung geeigneter Lehrer und ließ von Matter, einem Protestanten, den er zum General-Studien-Direktor ernannte, ein „allgemeines Handbuch für den Volksunterricht" entwerfen. Von den Studien waren es besonders die geschichtlichen, denen er durch Gründung von Ausschüssen für Geschichte und durch Anregung zur Herausgabe der wichtigsten Quellenschriften Aufmunterung zu Theil werden ließ. In seiner amtlichen Stellung soll er sich nach der Aussage seiner Feinde der Hinneigung zu England, des politischen Wankelmuths und der Treulosigkeit schuldig gemacht haben. Der erste Vorwurf, den man dahin steigerte, ihn statt Minister des Auswärtigen Minister des Auslandes zu nennen, hat durch die spanischen Heirathen seine Widerlegung gefunden. Für seinen Wankelmuth führt man an, daß er während seines ersten Ministeriums die spanischen Flüchtlinge mit Geld und Waffen versehen an die Grenze geschickt, dann aber dem Bedürfnisse geopfert habe, für

seinen Grundsatz der Quasilegitimität die Anerkennung des Auslandes zu erlangen. Der letzte Vorwurf, mit dem man ihn der Treulosigkeit anklagt, stützt sich darauf, daß Guizot als französischer Gesandter in London Thiers, mit dem er sich in der Koalition vereinigt hatte, ein Bein gestellt und eine doppelte Korrespondenz geführt habe, eine für den König und eine für den Ministerpräsidenten bestimmte.

In dem Ministerium vom 28. Oktober 1840, dessen Bildung ihm vorzüglich anvertraut worden war, führte Guizot die auswärtigen Angelegenheiten, war aber thatsächlich Ministerpräsident. Als der Marschall Soult im September 1847 zurücktrat, wurde Guizot auch nominell mit dem Vorsitz betraut. Freunde und Feinde machen ihn mit großem Recht für den Sturz der Julimonarchie verantwortlich, der nicht erfolgt sein würde, wenn sich nicht Guizot in fast unerhört starrer Weise von allen Bewegungen des eigentlichen Volkslebens abgeschlossen hätte. „Nicht allein dem Bösen, sondern auch dem Prinzip des Bösen, nicht allein der Unordnung, sondern auch den Leidenschaften und Ideen widerstehen, welche die Unordnung hervorbringen, das ist die wesentliche Aufgabe, die erste Pflicht jeder Regierung.“ Mit diesem Grundsatze, der zur Rechtfertigung seines letzten Ministeriums geschrieben ist, hebt Guizot die Regierung aus der Gesellschaft heraus, läßt sie über derselben schweben, macht sie zu dem absolut Erhabenen in der Welt. Die Regierung ist ihm der Ausdruck des Edelsten und Höchsten, der Schwert- und Schildträger des Guten und der Gottheit, und darum ist der Hauptsatz seiner Politik, daß die Regierung in unantastbarer Festigkeit über der Gesellschaft stehen müsse. „Ich kenne nichts traurigeres,“ sagt er, „als die Regierungen, welche bei dem Kampfe zwischen den guten und bösen Prinzipien, den guten und bösen Leidenschaften jeden Augenblick selbst das Knie vor den schlechten Leidenschaften und schlechten Grundsätzen beugen. Das Volk ist verloren, wenn die Regierung an das Volk verloren ist.“ Diese tiefe Anschauung menschlicher Dinge, die mit dem kirchlichen Glauben in nächster Verbindung steht, adelte die staatliche Stellung des Beamten und machte ihre Trennung von dem Leben der bürgerlichen Welt zu einer Forderung der Sittlichkeit und des religiösen Glaubens. In einem Staat des centralisirten Beamtenthums war diese Lehre ganz geeignet, Anhänger zu werben und dadurch die Macht der Regierung zu verstärken. Aber Guizot vergaß, daß jede Regierung aus derselben Gesellschaft hervorgehe, über welche seine Theorie sie stellte, er fragte sich nicht, ob der Mensch den Kampf des Guten mit dem Bösen wirklich von sich ablege, so wie er Beamter werde. Um seiner Theorie zu genügen, mußten seine Beamten reiner und edler sein, als die regierten Menschen, und in der Wirklichkeit waren sie das so wenig, daß im Gegentheil Guizot's Ministerium die fatalsten Belege von Beamten-Korruption geliefert hat. Es steht außer allem Zweifel, daß Guizot reine Hände behalten hat, für einen Mann in seiner Stellung ist dies aber nicht genug, er muß dafür Sorge tragen, daß seine Untergebenen ebenfalls redlich sind. Dies hat Guizot nicht gethan, statt bei den ersten Symptomen von Verdorbenheit eine abschreckende Strenge zu zeigen, ist er vielmehr beflissen gewesen, die Schuldigen zu decken, die Anklagen der öffentlichen Meinung zum Schweigen zu bringen, und hat auf diese Weise das Verbrechen ermuthigt. Mit derselben hochmüthigen Verachtung schloß er sich, je länger er im Amt war, von der großen Gesellschaft mehr ab. In dem kleinen Hause, das er als Ministerpräsident beibehielt, wie in den Salons der Fürstin Lieven, deren Orakel er war, traf ihn nicht ein Luftzug aus der Welt da draußen. Das schlagendste Beispiel staatsmännischer Verblendung ist der jahrelange Kampf, den er mit Thiers ausfocht, einer Verblendung, müssen wir hinzufügen, die Thiers mit ihm theilte. Wo immer Thiers auftrat, fand er Guizot gewappnet sich gegenüber, wo Guizot eingriff, trat ihm Thiers entgegen. Die Heftigkeit, mit der sie um die Gewalt rangen, ließ sie glauben, daß in ihrem Kampfe die eigentliche Bewegung erschöpft sei; sie zwangen sich

gegenseitig, in ihrer Welt von Ideen, Grundsätzen und Zuständen zu leben, Guizot glaubte alles überwunden zu haben, wenn er Thiers besiege, Thiers griff seiner Meinung nach alles an, indem er Guizot bekämpfte. Erst die Februarrevolution hat beiden gezeigt, daß es etwas gab, was sie nicht verstanden und nicht erfaßten, daß neben ihnen eine von ihnen verstoßene Ordnung der Dinge mächtig heranwuchs. Ludwig Philipp war vielleicht noch befangener wie die beiden Gegner. Er sah mit Vergnügen, daß der Puritaner Guizot sich zur Spitze einer Politik der Korruption hergab, daß die alle Höhen und Tiefen ermessende Philosophie, die er an den Doktrinärs nie hatte leiden können, neben der hausbackenen Klugheitsberechnung seines Bürgerkönigthums wie eine Dienerin lief. Er stellte eine verhängnißvolle Berechnung an. Der Geschichtsforscher, Denker und Staatsmann Guizot traf mit ihm, der von den heterogensten Grundsätzen ausging, auf demselben Punkte zusammen — war das nicht die untrüglichste Probe für die Richtigkeit seines eigenen Systems?

Der Katastrophe des Februars ging Guizot mit dem außerordentlichsten Selbstvertrauen entgegen. Der stärker auftretenden Opposition mit größerer Strenge zu begegnen, die schwankende Majorität zusammenzuhalten, jede äußere Regung niederzuhalten, das war sein Programm für 1848. In einem Augenblicke, da die Gewitterwolken mit der drohendsten Eile zusammenzogen, beschäftigte ihn hauptsächlich die Sorge, etwa 18 Abgeordnete, die sogenannten fortschreitenden Konservativen, bei den Fahnen zu halten, und er widmete diesem Staatsgeschäft noch Ministersitzungen, als bereits die ersten Volksaufläufe stattgefunden hatten. Ein zweiter Archimedes, sah er den Feind, der die Stadt erobert hatte, nicht früher, als bis er in seine Kreise eintrat. Als er der Abgeordnetenkammer seine Abdankung anzeigte, waren die Dinge schon so weit vorgeschritten, daß Jedermann fühlte, das sei der Sturz des Systems. Die Konservativen umringten ihn mit bleichen Gesichtern, indem sie ihn beschworen, die große Sache nicht zu opfern, er hörte ihnen kaltlächelnd zu. Für ihn war dies nur eine unbedeutende Episode, wenige Wochen oder Monate, nnd er kehrte zur Gewalt zurück. Als Lamartine am 25. Februar 1848 in das Arbeitszimmer Guizot's einzog, fand er dort ein Blatt Papier mit den Worten: „Je mehr ich Lamartine höre, desto mehr fühle ich, daß wir uns nie verstehen können." Der Apellhof versetzte ihn auf den Antrag des neuen Generalprokurators Portalis in Anklagezustand, aber Guizot wartete die Entscheidung nicht ab. Er floh in der Kleidung eines Bedienten auf der Nordbahn, erreichte glücklich Ostende, und war am 3. März in England, wohin seine alte Mutter und seine Töchter über Calais gegangen waren. Während der Zeit seiner Verbannung bewohnte er zu London ein kleines Haus in einer Vorstadt, wo er die Zeit, die er bei seinen ausgebreiteten Bekanntschaften erübrigte, historischen Studien widmete. Mit heiterer Fassung ertrug er die Verbannung in einem Lande, das für ihn eine Art religiöses und literarisches Vaterland war. Sein Stolz hatte ihn nicht verlassen, man schreibt ihm das Wort zu: „Ich bin abgetreten, und am Tage darauf brach die Revolution aus." Im Januar des folgenden Jahres veröffentlichte er seine Schrift: „Ueber die Demokratie in Frankreich", die eine Vertheidigung ist, aber zugleich Rathschläge enthält, wie die Gefahren der Zukunft vermieden werden können. Guizot verwirft sowohl die Volkstyrannei als die Militärdiktatur, die wohl Auskunftsmittel für den Augenblick, aber keine Regierungen seien, und fordert die Regierung auf, sich der freien Institutionen zu bedienen, denn ein anderes Werkzeug, eine andere Stütze habe sie nicht. Was er in dieser Beziehung und namentlich über die Stellung der Demokratie im Staatsleben sagt, verdiente nicht blos in Frankreich Beherzigung. „Frankreichs Zukunft mag sein wie sie will, der Nothwendigkeit einer konstitutionellen Regierung kann es nicht entgehen; um sich zu retten, muß es alle ihre Schwierigkeiten überwinden, alle ihre Bedingungen erfüllen. Nur ein Mittel giebt es dieser Aufgabe zu genügen, nur ein gebieterisches Mittel. Alle stabilen Elemente,

alle konservativen Kräfte der sozialen Ordnung in Frankreich müssen sich auf das Innigste vereinigen und beständig gemeinschaftlich handeln. Man wird die Demokratie eben so wenig in der Gesellschaft unterdrücken können, als die Freiheit in der Regierung. Diese ungeheure Bewegung, welche alle Nationen im Innersten durchdringt und aufregt, welche unaufhörlich alle Klassen, alle Menschen auffordert zu denken, zu begehren, Ansprüche zu machen, zu handeln, sich in jeder Hinsicht zu entwickeln, sie kann nicht unterdrückt werden. Sie ist eine unwiderlegliche Thatsache, die man hinnehmen muß, mag sie angenehm oder unangenehm sein, entflammen oder erschrecken. Sie muß, da man sie nicht unterdrücken kann, in Schranken gehalten, geregelt werden; denn wenn dies nicht geschieht, wird sie die Civilisation zu Grunde richten und der Menschheit wie ein Unglück Schande machen. Um die Demokratie zu bezähmen und zu regeln, muß viel von ihr im Staate sein, sie aber nicht ganz; daß sie selbst immer steigen, aber nicht fallen machen kann, was nicht sie selbst ist; überall muß sie Ausgänge haben, aber überall Schranken finden. Sie ist ein zugleich befruchtender und unreiner Fluß, dessen Gewässer nur wohlthuend sind, wenn sie sich setzen, sich reinigen, indem sie sich ergießen. Das holländische Volk, ein Volk, welches groß in einem kleinen Winkel der Erde und eine ruhmvolle Republik der ruhmvollen Monarchie Ludwigs XIV. gegenüber stand, hat sein Land dem Ocean abgewonnen und es gegen ihn behauptet, indem es überall Kanäle öffnete, Dämme baute. Die beständige Anstrengung der Holländer läßt nie zu, daß diese Kanäle sich verstopfen, die Dämme eingerissen werden; dies ist das Geheimniß ihres Erfolgs und ihrer Fortdauer. Möchten doch alle konservativen Kräfte der Gesellschaft in Frankreich von diesem Beispiel sich belehren lassen, möchten sie sich eng an einander anschließen, möchten sie ohne Unterlaß wach sein, daß sie die steigende Fluth der Demokratie zugleich aufzunehmen und zu zügeln im Stande seien. Von ihrer permanenten Vereinigung, von ihrem kräftigen Zusammenhalten hängt das Wohl des Ganzen und Aller ab. Verstehen es die konservativen Elemente in Frankreich sich zu vereinigen und kräftig zu konstituiren, wenn bei ihnen der politische den Parteigeist zähmt, so wird Frankreich und die Demokratie in ihm gerettet sein; bleiben diese Elemente aber zerstreut und unorganisirt, so wird die Demokratie Frankreich und mit ihm sich selbst zu Grunde richten."

Guizot hatte erklärt, daß er nach Frankreich nicht anders zurückkehren werde, als wenn man ihn rufe, oder mit andern Worten, wenn einer der Wahlkreise ihn zum Abgeordneten ernenne. Eine solche feierliche Ehrenerklärung wurde ihm nicht zu Theil, und ohne gerufen zu werden, kehrte er im November 1849 nach Paris zurück, einer Weisung folgend, die von Claremont kam, wo er ein wöchentlicher Gast gewesen war. Abgesehen von einem letzten Besuche, den er dort bei dem sterbenden König gemacht, hat er England nicht wieder betreten, Paris nicht verlassen. Seine neueste Thätigkeit ist eine rein literarische, er hat viel geschrieben, unter anderm Studien über Shakespear, neue Auflagen und Fortsetzungen früherer Werke besorgt. Da ihm die politische Rednerbühne verschlossen ist, hat er andere Gelegenheiten zu Ansprachen an das Volk benutzen müssen, die Versammlungen der Bibelgesellschaft, die Sitzungen der Akademie. In seinen Schriften wie in seinen Reden folgte er vor dem Staatsstreich der allgemeinen Parole der Ordnungspartei: Vereinigung aller wohlmeinenden Parteien und Männer gegen die soziale Demokratie. Guizot ist Fusionist, die Männer, welche sich ihm anschließen, betreiben unter allen Orleanisten die Versöhnung der beiden Linien der Bourbons am eifrigsten. Seit dem Staatsstreich hat er bei der Aufnahme Montalemberts in die Akademie Gelegenheit gefunden, seiner Opposition gegen den Bonapartismus Luft zu machen. Er hielt eine Lobrede auf die Akademie, die nie der absoluten Gewalt gehuldigt, für die der Traum einer Universalmonarchie nie Reiz gehabt habe, und schloß mit der Aufforderung, dieser Gesinnung treu zu bleiben, die

Frankreich sehr nöthig habe. „Denn", sagte er unverblümt, „der Geist ist unter uns mit vielen Erniedrigungen im Gedräng, und bedarf der Aufrichtung und Rettung wie die Gesellschaft."

Talent und Charakter vereinigen sich, um Guizot zu einer der größten Erscheinungen zu machen, die in unserer reichen Zeit stehen. Als Professor war er der Vorfechter des abstrakten Konstitutionalismus, als Minister hat er seine eigene Lehre zu Grunde gerichtet. Dem formalen Verfassungsleben so gänzlich vertraut zu haben, daß er sich das richtige Gefühl für die Bedürfnisse des Volks verdunkeln ließ, den großen praktischen Problemen des menschlichen Lebens ins Gesicht zu sehen versäumte, um die richtigen Lösungen zu suchen, das ist der große Fehler, den er begangen und schwer gebüßt hat. Abstraktionen und gelehrte Systeme waren sein Rüstzeug, dem revolutionären Geist, der ringsum erstarkte, setzte er leere Fiktionen entgegen. Seine geschichtlichen Studien bestärkten ihn in dem Irrthum, den seine Philosophie erzeugt hatte. Guizot glaubte die englischen Institutionen nach Frankreich verpflanzen zu können, aber er wollte für sein Vaterland noch mehr, nämlich die englische Entwicklung. Auf diese kommt er in allen seinen Schriften zurück, indem er nachweist, wie ein Volk sich entwickelt, durch welche langsame und geheimnißvolle Arbeit es endlich zum manneskräftigen Staatsleben reif wird, welche bedeutsame und berechtigte Stellung die geschichtliche Ueberlieferung in der ganzen volklichen Existenz behauptet. Aber im Feuer seiner Beweisführung übersah er die zwei Jahrhunderte, die sich in Frankreich zwischen die naturgemäße Entwicklung des Volks eingeschoben haben, zwei Jahrhunderte, in denen England seine große Revolution durchmachte. Er fragte sich nicht, ob englische Institutionen ohne englischen Geist in Frankreich jemals etwas anderes als äußern Schein hervorbringen würden, und ob seine eigenen Abstraktionen nicht im direktesten Widerspruche ständen mit den Gesetzen der englischen Entwicklung, die erfolgt ist nach der eingeborenen drängenden Bewegung des Volksgenius und der Sitten, die oft genug widersprechende, doch stets nur reale und lebenskräftige Elemente hat walten lassen. Guizot selbst vermißte in Frankreich eins, was in England für vieles den befruchtenden Lebensboden ausmacht, das religiöse Gefühl. Seine Schule bot ihm dafür ein Surrogat, die Intelligenz, die den Stoff zu einem förmlichen Dogma von der Souveränetät des Geistes hergeben mußte. Der strenge Kalvinist nahm diese Lehren an, bildete sie weiter aus und trieb sie endlich auf eine solche Spitze, daß er selbst die väterliche Gewalt aus dem Urquell der Intelligenz ableitete. Andere karrikirten sein Dogma in die Lehre von den Capacitäten, das Talent gab den Maßstab für alles ab, eine wahre Wolke von Talenten lagerte sich über der Gesellschaft, Halbtalente oder auch Spekulanten der Schlechtigkeit drängten sich heran, die ihr Bruchstück von Souveränetät der Intelligenz in Anspruch nahmen, um der Gesellschaft praktisch zu zeigen, daß das Talent der Moralität nicht bedarf. Von dieser schlechten Genossenschaft hat Guizot die Februarrevolution befreit, er selbst hat sich nach den Erfahrungen seiner letzten Jahre von seiner Lehre freigemacht und ist zu der christlichen Demuth seiner frühern Zeit zurückgekehrt, so weit dies einem so stolzen Charakter überhaupt möglich ist. Das „Univers" hat ein Schreiben von ihm über das neueste Unterrichtsgesetz veröffentlicht, das eben so gut von dem Grafen Montalembert oder von dem Bischoff von Chartres geschrieben sein könnte. — Guizot schreibt und spricht sehr gewählt, in gefeilten, harmonisch abgerundeten Perioden, in denen seine Ideen mit würdevoller Leichtigkeit sich entfalten. Neben Glätte und bündiger Genauigkeit steht ihm auch Majestät des Ausdrucks zu Gebote, alles hüllt sich in die Musik einer verführerischen Beredsamkeit, überall zeigt sich ein Genius, ausgestattet mit der vollen Rüstung angeborener und wissenschaftlich erworbener Einsicht, wie mit einem durch echte Bildung und vieljährige Welterfahrungen geläuterten Geschmack.

Der Zollkongreß in Wien. Bei den Dresdener Konferenzen wurde in der handelspolitischen Frage keine Einigkeit erzielt, vielmehr erklärten sich die Bundesregierungen nur im allgemeinen mit den Gesichtspunkten einverstanden, welche die betreffende (dritte) Kommission gewonnen hatte, und verpflichteten sich, die Berathungen auf Grundlage des gewonnenen Materials ungesäumt in der Bundesversammlung fortzusetzen. Die Arbeiten der Kommissionen, bekannt unter dem Namen „Dresdener Material", wurden der Bundesversammlung übermittelt und von derselben Ausschüssen übergeben, welchen den Dresdener Kommissionen analog waren. Die Arbeiten der dritten Dresdener Kommission übernahm ein sogenannter handelspolitischer Ausschuß, gebildet von den Gesandten Oesterreichs, Preußens, Baierns, Hannovers, Würtembergs, der thüringischen Staaten und Lübecks, für welche die Gesandten Sachsens und Holsteins zu Stellvertretern bestimmt waren. Dieser Ausschuß erstattete seinen ersten Bericht in der 18. Sitzung der deutschen Bundesversammlung vom 9. August 1851. Eine abschließende Arbeit konnte der Ausschuß nicht vorlegen, da mehrere Regierungen — Preußen, Großherzogthum Hessen, Holstein-Lauenburg, Luxemburg-Limburg, beide Mecklenburge, Braunschweig, Anhalt und Lippe — spezielle Erklärungen über den Dresdener Entwurf nicht abgegeben hatten. Die fernern der Thätigkeit des Ausschusses überwiesenen Gegenstände hatte derselbe gar nicht in Angriff genommen. Diese Gegenstände betrafen: 1) Ein allgemeines Handels- und Seerecht. 2) Die Herbeiführung eines möglichst gleichmäßigen Münz-, Maß- und Gewichtsystems. 3) Allgemeine Vorschriften über einen auf alle Bundesstaaten sich erstreckenden Schutz für Erfindungen, so wie gegen Nachbildung inländischer Kunstwerke und Nachahmungen inländischer Muster oder Fabrikzeichen. 4) Allgemeine Vorschriften über die Zulassung von Assekuranzanstalten eines Bundesstaats zum Geschäftsbetriebe in andern Bundesstaaten. In Beziehung auf die handelspolitische Frage waren dem Ausschusse Bedenken beigekommen, ob die Bundesgesetzgebung ihr Ziel erreichen werde, und ob nicht der durch Artikel 64 der Wiener Schlußakte vorgezeichnete Weg der freien Vereinbarung sämmtlicher Bundesstaaten den Vorzug verdiene, es hatte derselbe aber die Entscheidung hierüber auf sich beruhen lassen und zwei andere Anträge gestellt, nämlich die säumigen Regierungen um die Abgabe von Erklärungen zu ersuchen und dem Ausschusse die Zuziehung von Sachverständigen zur Erledigung seiner Aufgaben zu überlassen. Sämmtliche Gesandte ertheilten diesen Anträgen ihre Zustimmung, es liefen in spätern Sitzungen mehrere Erklärungen von Regierungen ein, der technische Beirath begann seine Arbeiten und entwarf ein Elaborat, das dem handelspolitischen Ausschuß übergeben wurde. Dieser arbeitete danach einen Handelsentwurf aus, der sich von der Dresdener Uebereinkunft wenig, hauptsächlich in schärferer und sichererer Fassung, unterschied. Die Rückäußerung der Bundesversammlung über diesen Entwurf war der Art, daß die Ausführung des Art. 19 der Bundesakte für die nächste Zeit in keiner Weise zu erwarten steht. Ohne weitere Bedingung erklärten sich für die Annahme nur sieben Regierungen: Oesterreich, Baden, Kurhessen, Nassau, Schwarzburg-Rudolstadt, Waldeck und Schaumburg-Lippe. Unter Bedingungen ertheilten Zustimmung: Baiern, wenn der Artikel 6 geändert werde; Sachsen, wenn der neue Zolltarif ins Leben trete und alle Staaten annähmen; Lübeck, wenn seine Nachbarn beiträten; Hamburg, wenn die andern Staaten beiträten; Frankfurt desgleichen, und wenn der Zollverein nicht behindert werde; Braunschweig, wenn Artikel 6 abgeändert werde; Hessen-Darmstadt, wenn mehrere Bestimmungen abgeändert würden. Aufschub verlangte für die Abgabe seiner Erklärung: Holland für Luxemburg und Limburg. Ohne Instruktionen befanden sich; Würtemberg, Oldenburg, Anhalt-Dessau, Lichtenstein, Reuß jüngere Linie, Lippe und Bremen. Für jetzt lehnten ab: Preußen, Sachsen-Weimar, Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Altenburg, Dänemark für Holstein und Lauenburg, Anhalt-Bernburg, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß ältere

Digitized by Google

Linie. Ganz lehnten ab: Sachsen-Meiningen und Mecklenburg, letzteres mit dem Bemerken, daß eine Handelsübereinkunft überflüssig sei.

In der Voraussicht eines solchen Ausgangs war die österreichische Regierung unablässig thätig gewesen, ihren neuen Zolltarif zu vollenden und so die wesentlichsten Zweifel zu heben, welche von mancher Seite gegen die Ausführbarkeit der österreichischen Pläne und gegen deren Vereinbarkeit mit den im Zollverein geltenden Grundsätzen erhoben worden waren. Am 25. November 1851 veröffentlichte das Reichsgesetzblatt den neuen Tarif, und an demselben Tage lud die österreichische Regierung zu einer am 2. Januar 1852 in Wien abzuhaltenden Zoll- und Handelskonferenz ein. Nachdem der Tarif erschienen sei, hieß es in dem Rundschreiben, sei eine feste Grundlage für Verhandlungen gewonnen, und der Zeitpunkt erscheine für solche um so geeigneter, als Preußen durch seine Unterhandlungen eine Gebietserweiterung des Zollvereins angebahnt habe. Oesterreich bezwecke über einen Zoll- und Handelsvertrag in Untersuchungen zu treten, durch welchen a) mittelst Zollbefreiungen und Zollnachlässen zu Gunsten der gegenseitigen Erzeugnisse, und mittelst ähnlicher Maßregeln ein enges Verhältniß zwischen den betreffenden Zollgebieten begründet; b) ein gegenseitig bestimmender Einfluß auf den Zolltarif und die Zollmanipulation eingeräumt würde, welche die prinzipielle Entfremdung der verschiedenen Systeme zu verhüten geeignet wäre, und c) die nöthigen Garantien für das dereinstige Zustandekommen einer sofort in ihren Grundsätzen festzustellenden deutsch-österreichischen Handels- und Zolleinigung dargeboten würden. Nur eine Minderzahl von Regierungen, darunter drei Königreiche und Baden, sagte ihre Betheiligung zu, die Mehrzahl folgte dem Beispiel Preußens, den Kongreß nicht zu beschicken. Vertreten waren bei den Konferenzen Oesterreich (Graf v. Buol-Schauenstein, Ritter v. Baumgartner, Freiherr v. Thierry, Dr. Hock), Baiern (Graf v. Lerchenfeld-Köfering, Dr. v. Hermann), Sachsen (Freiherr v. Könneritz), Würtemberg (Freiherr v. Linden), Baden (Freiherr v. Andlaw), Kurfürstenthum Hessen (Freiherr v. Schachten, v. Meyer), Großherzogthum Hessen und Hessen-Homburg (Freiherr v. Drachenfels und v. Biegeleben), Braunschweig (v. Amsberg), Nassau (Vollpracht), Oldenburg (v. Philippsborn), Lübeck, Hamburg und Bremen (v. Graffen), Frankfurt (Cöster). Auch von diesen Regierungen zeigten nicht alle eine volle Theilnahme, vielmehr wohnten die Bevollmächtigten der freien Städte, Oldenburgs und Braunschweigs den Verhandlungen nur bei, um dieselben ad referendum zu nehmen.

Am 14. Januar 1852 eröffnete der österreichische Ministerpräsident Fürst Schwarzenberg die Konferenzen, in denen der nassauische Bevollmächtigte noch fehlte, mit einer die Absichten seiner Regierung darlegenden Rede. Zur Stunde werde noch an manchem Orte die Besorgniß gehegt, daß Oesterreich außer seinem laut verkündeten Zweck auch noch andere zu erreichen strebe, oder daß wenigstens die Durchführung seiner Absichten die bisherigen handelspolitischen Beziehungen in ihrem Fortbestand unfehlbar werde gefährden müssen. Diese Besorgnisse seien durchaus unbegründet, die Wahrheit werde sich gewiß bald Bahn brechen und Oesterreich die Anerkennung erhalten, daß es in der redlichsten Absicht und auf den zweckmäßigsten Wegen nur die Erhaltung, Erstarkung und segensreiche innere und äußere Entwicklung des Vorhandenen zu allgemeinem Nutzen zu fördern bemüht sei. Von einem glücklichen Erfolge werde aber die dauernde Befriedigung der Wünsche und Bedürfnisse der deutschen Völker, die Einigkeit und Macht des deutschen Bundes und somit Deutschlands wahre Wohlfahrt bedingt, zu welcher auch jene Oesterreichs in so inniger Wechselbeziehung stehe. Manche Schwierigkeiten seien zu besiegen, doch habe man im Zollverein und in dem preußisch-hannöverischen Vertrage belehrende Vorbilder, welche nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Mittel zeigten, die scheinbar größten Hindernisse zu beseitigen. Die Verschiedenheit, welche sich zwischen den Verhältnissen Oesterreichs, so wie

der übrigen deutschen Staaten, die bisher außerhalb des Zollvereins gestanden hätten, und jenen der ihnen benachbarten Mitglieder dieses letztern ergebe, sei weniger fühlbar und biete einer allgemeinen Zoll- und Handelseinigung geringere Schwierigkeiten dar, als die Gegensätze, die unter den einzelnen Genossen des Zollvereins bestanden hätten, und zum Theil noch obwalteten. Nichtsdestoweniger habe redlicher Wille und Einsicht diese Gemeinschaft zu gründen, Ausdauer und gegenseitige Nachgiebigkeit dieselben zu erhalten gewußt. Es werde daher ein noch umfassenderer Zollbund zwischen Deutschland und Oesterreich nicht nur in gleicher Weise, sondern selbst leichter zu erzielen sein, da jede Erweiterung des Gebiets den Anschluß solcher Verbindungen begünstigen müsse, indem sie deren Nutzen erhöhe und die dem besten Zollsystem unvermeidlichen Hindernisse auf immer engere Grenzen beschränke. Ueberdies beruhten die Schwierigkeiten weniger auf Thatsachen und wirklichen Bedürfnissen, als vielmehr auf theoretischen Ansichten, und vieles erleichtere man sich, wenn man jeden zu raschen und gewaltsamen Uebergang vermeide und trotz der Einigung im Prinzipe immerhin einzelne, durch Lokalverhältnisse bedingte Sonderstellungen zugestehe, allzu gleichartiges aber und im Laufe der Zeit thatsächlich oder vertragsmäßig aus einander gegangenes allmälig in vorher zu bestimmenden Perioden und mit Schonung aller betheiligten Interessen ausgleiche. Was Oesterreich betreffe, so könne es zwar sich selbst genügen, indem seine Meeresküste und seine Häfen ihm einen Antheil an dem großen Weltverkehr sicherten, seine Beziehungen zu Italien und zum Orient ihm die Möglichkeit böten, sich auswärtige Märkte offen zu halten, und andererseits ein vielverzweigtes Netz von schiffbaren Flüssen, Kanälen und Eisenbahnen, reiche Schätze der Natur und ein im raschen Aufschwung begriffener Verkehr noch durch lange Zeit dem Handel und der Industrie lohnende Beschäftigung geben würden. Um jedoch den großartigen Gedanken eines mitteleuropäischen Zollbündnisses seiner Verwirklichung zuzuführen, und die Bande der Freundschaft zwischen dem Kaiserstaate und den mit ihm im deutschen Bunde vereinigten Fürsten und Völkern zu allseitigem Vortheil noch enger und fester zu knüpfen, werde Oesterreich sich zu den seinerseits zu bringenden Opfern gewiß bereit finden lassen. Was man nun in der gegenwärtigen Zusammenkunft bezwecke, in welcher so manche wichtige Theile von Deutschland keine Vertretung hätten, sei nicht das, endgültige Beschlüsse zu fassen, sondern Vorschläge entgegenzunehmen, Ansichten auszutauschen und Meinungsverschiedenheiten auszugleichen, um auf diesem Wege zur Feststellung eines Vertragsentwurfs zu gelangen, welcher als der Ausdruck der Gesammtheit, oder doch wenigstens der Mehrheit der in Wien vertretenen Regierungen den übrigen Genossen des Bundes mitgetheilt und zur Annahme empfohlen werden könnte. Die Verhandlungen, zu welchen die preußische Regierung in der ausgesprochenen Absicht der Erneuerung der Zollvereinsverträge nach Berlin eingeladen habe, werde die Gelegenheit darbieten, jenen Entwurf seiner Verwirklichung näher zu führen.

Gleich beim Beginn ihrer Berathungen wurden der Zollkonferenz von Seite der kaiserlichen Regierung zwei Entwürfe vorgelegt, der eine A über den zunächst abzuschließenden Zoll- und Handelsvertrag, der andere B über den mit 1859 erst ins Leben zu führenden Zolleinigungs-Vertrag. Die Konferenz wurde mit der Berathung des ersten Entwurfs bis zu ihrer sechsten Sitzung fertig, die weit größern Schwierigkeiten erhoben sich aber dann erst bei der Berathung des zweiten Entwurfs über die Zolleinigung selbst, und sie führten bald zu dem Beschluß, Oesterreich möge eine neue Redaktion des Entwurfs B vorlegen, in welcher mit Beobachtung der Reihenfolge der Artikel der Zollvereins-Verträge ausgedrückt wäre, mit welchen Abänderungen, Zusätzen und Vorbehalten Oesterreich die Bestimmungen dieser Verträge annehme. Oesterreich beeilte sich diesem Ansinnen so bald zu entsprechen, daß die neue Redaktion des Entwurfs B schon in der neunten Sitzung der Konferenzmitglieder (20. Januar) vorgelesen und ihre Berathung in der darauf folgenden begonnen werden konnte. Auf den Antrag der baierischen

Bevollmächtigten ging man die deutschen Zollvereinsverträge von dem Jahre 1833 an kursorisch durch, um zu vergleichen, welche Bestimmungen derselben in die österreichischen Vorschläge unverändert übergegangen und welche verändert worden seien. Es stellte sich hierdurch augenfällig heraus, wo die Bestrebungen parallel laufen und wo noch Schwierigkeiten sich bieten, wodurch den Zollvereinsstaaten auf ihrem bisherigen positiven Boden eine feste Basis sich herstellte, auf welcher die Berliner Zollkonferenzverhandlungen mit den in Wien gepflogenen in Einklang und Uebereinstimmung zu bringen waren. Es zeigte sich bei dieser praktischen Behandlung der Sache, wie in allen wesentlichen Grundsätzen meist Uebereinstimmung herrscht, daß die österreichischen Propositionen in manchen Punkten sogar noch weiter gingen (z. B. in Betreff der Küstenschifffahrt und in der Vertretung durch die Konsuln), und daß bestehende Hindernisse der künftigen vollständigen Zolleinigung, wie z. B. das österreichische Tabakmonopol und einige Verzehrungssteuern, bei allseitigem guten Willen so wenig als unübersteiglich sich darstellen, wie der von Preußen an Hannover zugestandene Fortbestand der niedern Salzpreise eine unbesiegbare Schwierigkeit für den Beitritt des letztgenannten Königreichs zu dem deutschen Zollverein bildete. Nachdem die beiden Entwürfe A und B berathen waren, stellte sich die erfreuliche Thatsache heraus, daß der Zollkongreß auch über die schwierigsten Punkte nicht blos glücklich hinwegkam, was man gegnerischer Seits als das möglichst glückliche Ereigniß bezeichnet hatte, sondern dieselben auch gründlich erledigte und dann ein allgemein genügendes Resultat erzielte. Was als ein unlösliches Problem bezeichnet worden war, fand seine glückliche Lösung, die österreichisch-deutsche Zolleinigung erwies sich nicht blos im allgemeinen, sondern bis auf jede Einzelnheit und jede Besonderheit hin als möglich und ausführbar, und wurde durch Einvernehmen endlich einmal in bestimmter Weise formulirt. Die Feststellung der Grundsätze, nach denen die gemeinsamen Einkünfte der zollvereinten Staaten an Ein-, Aus- und Durchgangszöllen zu verrechnen und zu vertheilen sind, gehörte zu den schwierigsten Aufgaben der Konferenz. Hier entschied man: Im allgemeinen sollen die Bestimmungen der Artikel 21 bis 25 und 30 der Zollanschlußverträge vom Jahr 1833 und der Artikel 4 und 7 des Verlängerungsvertrags vom Jahr 1841 auf die Vertheilung der gemeinsamen Einkünfte unter die beiden Zollgruppen (die österreichische und die zollvereinsländische) zur Anwendung kommen, jedoch mit folgenden Modifikationen. Von der Gemeinschaft werden die Abgaben von Tabak, Tabakfabrikaten und Schießpulver so wie die Stempelabgaben von Kalendern und Zeitungen ausgeschlossen. Die Vertheilung der gemeinsamen Einkünfte soll in nachstehender Weise stattfinden: 1) die Eingangsabgaben mit Einschluß der Rübenzuckersteuer, die Ausgangsabgaben und die Durchgangsabgaben werden gesondert getheilt. 2) Nach Abzug der Rückerstattungen für unrichtige Erhebungen und der auf Grund besonderer gemeinschaftlicher Verabredung erfolgten Steuervergütungen und Ermäßigungen geschieht die Theilung nach dem Verhältniß der (unter Abzügen, welche den vorgenannten entsprechen und unter Ausscheidung der Gegenstände der Staatsmonopole) festgestellten Einkünfte aus den Eingangsabgaben mit Einschluß der Rübenzuckersteuer, beziehungsweise der Ausgangsabgaben, so wie der Durchgangsabgaben, welche jede der beiden Zollgruppen während der Dauer des Zoll- und Handelsvertrags durchschnittlich bezogen hat. Jedoch bleibt bei Berechnung dieser Durchschnitte das dem Vollzug des Eingangsvertrags vorhergehende Jahr außer Betracht. 3) Die Kosten der Zollerhebung und des Zollschutzes an den Grenzen werden nach den Grundsätzen des Zollvereins festgestellt und verwendet, und sollen eben so wie die Kosten für Kontrolirung und Erhebung der Rübenzuckersteuer und alle sonst als gemeinsam bezeichneten Kosten von den beiden Zollgruppen nach dem Verhältniß ihrer Bevölkerung, wie solche aus den zur Zeit des Eintritts der Zolleinigung vorhandenen amtlichen Ermittlungen sich ergiebt, getragen werden. Während also die Verwaltungskosten sich einfach nach der Bevölkerung

der beiden Zollgruppen vertheilten, würden die gemeinsamen Einnahmen dagegen nach den Durchschnittserträgnissen derselben während der Handelsperiode getheilt werden.

Nächst der wesentlichen finanziellen Frage über die Revenüenvertheilung behaupteten noch zwei andere Punkte die größte Wichtigkeit, die volkswirthschaftliche Frage über den allgemeinen Zolltarif des österreichisch-deutschen Zollverbandes und sodann die organisatorisch-politische über die zukünftige Centralleitung des großen Zoll- und Handelsbundes. Der Tarifarbeit wurden von der für diese Arbeit bestimmten Unterkommission 27 vierstündige Sitzungen gewidmet, in denen die Grundlagen des ersten allgemeinen deutschen Tarifs entworfen wurden. Nach dieser Arbeit würden schon im Zwischenverkehr der beiden Zollgruppen während der ersten Periode des Zoll- und Handelsvertrags zahlreiche und wichtige Zollerleichterungen in Geltung kommen. Auf die Tariffrage näher einzugehen, versparen wir für die Besprechung der Berliner Zollkonferenzen. Für die Centralleitung der gemeinsamen Vereinsangelegenheiten hatte Oesterreich einen umfassenden Vorschlag gemacht.

Einer ständigen Centralkommission in Frankfurt sollte obliegen: 1) die Auslegung des Zolleinigungs-Vertrags, so wie die Schlichtung von Streitigkeiten darüber; 2) die Systemisirung und Ernennung der Vereins-Beamten, namentlich der Vereins-Konsuln, wobei die Hansestädte durch einen Bevollmächtigten in allen Fällen mitrathen sollten; 3) die Ernennung der Vereins-Kommissarien zur Kontrole über die Aemter, Organe, Behörden in den einzelnen Vereinsstaaten; 4) die Statistik und Rechnungsführung; 5) die Vorberathung der zur Erhaltung und Befestigung des Vereins dienlichen Maßregeln, der Aenderungen in dem Tarif und den Verwaltungs-Einrichtungen; 6) die Vertretung des Vereins nach außen, der Abschluß von Handels- und Schifffahrtsverträgen mit andern Mächten, wobei gleichfalls die Mitwirkung der Hansestädte bedacht war; 7) die Verwendung und Vertheilung der gemeinsamen Einkünfte. In Ansehung der Punkte 1 bis 5 sollte die absolute Mehrheit der Kommission entscheiden, in Ansehung der Punkte 6 und 7 die Zustimmung der Mehrheit der Kommissarien jeder Zollgruppe erforderlich sein ꝛc. In Betreff der Tarifänderungen, der Verwaltungs-Einrichtungen, der auswärtigen Vertretung und des Abschlusses von Handels- und Schifffahrtsverträgen sollte die Kommission auch sachkundige Vertreter der Landwirthschafts-, Gewerbe- und Handelsinteressen der einzelnen Vereinsstaaten einvernehmen. Alle Jahre sollte eine Generalversammlung von Abgeordneten aller Vereinsstaaten stattfinden, um über die von der ständigen Kommission vorberathenen Gegenstände zu entscheiden. Allein die Subkommission (B), welcher die Vorbereitung jener Paragraphen oblag, und eben so die Mehrheit der Konferenzmitglieder mochten für gerathener halten sich vorerst einfach der schon herkömmlichen Form des Zollvereins anzuschließen, welche voraussichtlich auch sich am ersten der Zustimmung aller deutschen Regierungen zu erfreuen haben dürfte, und die weitere Entwicklung dieser Organisation der Zukunft anheimzugeben. Daher wurde über Antrag der Subkommission von der Mehrheit der Konferenz beschlossen, hinsichtlich der periodischen Konferenzen und des Centralbureaus, ferner der Vereinskommissarien und Kontrollore vorläufig die Annahme der Grundsätze der Zollvereinsverträge zu empfehlen. Jedoch sollen die Konferenzen stets am Sitz des Bundestags stattfinden, wo auch das Centralbureau bestehen wird. Das Kanzleipersonal, das Lokal, die Druckkosten und ähnliche Auslagen der Zusammentretungen werden aus den gemeinsamen Einkünften bestritten. Eben so bleibt der Grundsatz des Zollvereins aufrecht, daß allen Vereinsstaaten die gleiche Stimmenberechtigung zustehen soll, insofern nicht zwischen den Vereinsstaaten bestehende Verträge etwas anderes festsetzen. Nachdem man diese Hauptgrundsätze festgestellt hatte, konnten die fernern Verhandlungen schneller ihrem Ende entgegengeführt werden. Am 20. April 1852 unterzeichneten die Bevollmächtigten im niederösterreichischen

Landhause ein Schlußprotokoll, in dem sie sich bereit erklärten, „unter Vorbehalt der definitiven Feststellung der Tarife, an dem Abschlusse eines Handels- und Zollvertrages und Zolleinigungs-Vertrages zwischen Preußen und den gegenwärtig im Zollverein befindlichen und vom Jahre 1854 an in denselben neu eintretenden Staaten einerseits, und Oesterreich mit den in dessen Zollverband bis zum 1. Januar 1854 aufgenommenen Staaten andererseits, wenn solcher in Uebereinstimmung mit den erwähnten Entwürfen erfolgen könne, zustimmend Antheil zu nehmen, und für den Abschluß derselben bei den übrigen betheiligten Zollvereinsregierungen sich zu verwenden; im Fall aber die unveränderte Annahme der Entwürfe von Seite der letztern nicht erfolgen sollte, dahin zu wirken, daß unter Zugrundelegung dieser Entwürfe über einen Zoll- und Handelsvertrag und einen Zolleinigungs-Vertrag zwischen den genannten Staaten verhandelt werde, und daß diese Verträge gleichzeitig mit jenen über die Erneuerung oder Neugestaltung des Zollvereins zu Stande kommen.“ Es waren die Bevollmächtigten von Baiern, Sachsen, Würtemberg, Baden, Kurhessen, Großherzogthum Hessen, Nassau und Hessen-Homburg, welche die Verpflichtung übernahmen.

Es sind wie schon gesagt zwei Entwürfe, die auf der Zollkonferenz beschlossen worden sind. Der Zoll- und Handelsvertrag soll am 1. Januar 1854 Geltung erhalten und für die Zwischenzeit bis zur Zolleinigung die Norm der gegenseitigen Bezüge bilden. Der Hauptinhalt ist folgender: Ein-, Aus- und Durchfuhrverbote im gegenseitigen Verkehr dürfen nur stattfinden bei Gegenständen des Staatsmonopols, aus Gesundheits-Polizei-Rücksichten, in Beziehung auf Kriegsbedürfnisse unter außerordentlichen Umständen. Nach Abschluß des Vertrags erfordern Aenderungen in dem Tarif des einen Zollgebiets, soferne sie nicht Annäherungen an die Tarifsätze des andern Zollgebiets sind, das Einverständniß der Staaten des letztern. Zur Erleichterung des gegenseitigen Verkehrs wird beiderseits Befreiung von Ein-, Aus- und Durchgangsabgaben zugestanden: für Waaren (mit Ausnahme von Verzehrungs-Gegenständen), welche auf ungewissen Verkauf in und außer dem Markt- und Meßverkehr in eines der beiden Zollgebiete aus dem andern gebracht und binnen einer bestimmten Zeit unverkauft zurückgeführt werden; für Vieh unter denselben Bedingungen, für Glocken zum Umgießen, Wachs zum Bleichen, Seidenabfälle zum Hecheln; für Gewebe und Garne zum Waschen u. s. w.; für sonstige zur Reparatur, Bearbeitung und Veredlung bestimmte, in das andere Zollgebiet gebrachte und nach Erreichung jenes Zwecks zurückgeführte Gegenstände. Alle bestehenden Erleichterungen bleiben in Kraft, an den Grenzen soll die Zollabfertigung möglichst beschleunigt werden. Als Gegenstände eines Staatsmonopols können nur Tabak, Salz, Spielkarten und Schießpulver erklärt werden. Die Grenzzollämter werden möglichst an einen Ort verlegt. Stapel- und Umschlagsrechte sind unzulässig. Zur Schifffahrt zwischen Seehäfen verschiedener Staaten sollen in jedem Vertragsstaate die Schiffe jedes andern Vertragsstaats unter denselben Bedingungen und gegen dieselben Abgaben von Schiff und Ladung, wie die eigenen, zugelassen werden. Die Schifffahrt zwischen Seehäfen seines Gebiets kann jeder Staat seinen eigenen Schiffen vorbehalten. Zur Benutzung aller künstlichen und natürlichen Wasserstraßen, der Chausseen und sonstigen Straßen, der Fähren, Brücken, Krahne, Niederlagen u. s. w. werden die Angehörigen jedes Vereinsstaats zugelassen unter denselben Bedingungen, wie die Angehörigen desselben Staats, eben so auf Eisenbahnen. Jeder Vertragsstaat wird zwischen den an einem Ort zusammentreffenden Eisenbahnen unmittelbare Schienenverbindungen herstellen. Durch Annahme gleichförmiger Grundsätze wird die Gewerbsamkeit begünstigt und der Befugniß der Unterthanen des einen Staats, in dem andern Arbeit und Erwerb zu suchen, möglichst freier Spielraum gegeben werden. Sämmtliche Vertragsstaaten werden ihre Münzen genau zu dem gesetzlichen Inhalt ausprägen lassen. Jeder Vertragsstaat wird seine Konsuln im Auslande verpflichten, den Angehörigen eines andern Vertragsstaats Schutz und Beistand

zu gewähren. Im Jahr 1852 werden Kommissarien der kontrahirenden Staaten an dem Sitz des deutschen Bundestags zusammentreten, um die Maßregeln zur Ausführung des Zolleinigungs-Vertrags zu vereinbaren. Bei dieser Versammlung können auch Abänderungen der Tarife und Einrichtungen beider Zollgebiete, welche des gemeinsamen Einverständnisses bedürfen, so wie solche Anträge einzelner Regierungen zur Verhandlung gebracht werden, die in der Absicht gestellt werden könnten, schon vor dem Eintritt der gänzlichen Zolleinigung eine größere Gleichförmigkeit und engere Verbindung beider Zollgebiete herbeizuführen.

Der Zolleinigungsvertrag tritt ins Leben am 1. Januar 1859, nach Ablauf der Uebergangszeit, für welche der Zoll- und Handelsvertrag gilt. Von dem bezeichneten Termine an bilden beide Zollgruppen ein von einer gemeinsamen Zolllinie umschlossenes Zollgebiet mit gegenseitig freiem Handelsverkehr, einer übereinstimmenden Gesetzgebung über die Ein-, Aus- und Durchgangs-Abgaben, so wie über die Besteuerung der inländischen Rübenzuckerfabrikation, und mit Gemeinsamkeit des Ertrags dieser Abgaben. Der Tarif, insoweit derselbe nicht schon gleichmäßig geworden ist, wird nach den Rücksichten auf die Finanzen, die Gewerbe und den Handel entworfen. Falls die Durchgangsabgaben nicht ganz abgeschafft werden, bleibt jeder Zollgruppe das Recht, dieselben innerhalb ihres Gebiets abzuschaffen. Von dem freien Verkehr ausgenommen sind Tabak, Tabakfabrikate und Schießpulver. Um die Einfuhr zu verhindern, darf der Staat gewisse Kontrolmaßregeln beibehalten, die jedoch den Verkehr möglichst wenig belästigen sollen. Bezüglich des Verkehrs mit Salz werden besondere Ueberwachungsmaßregeln angeordnet werden. Es wird eine Vereinbarung über die Uebergangs-Abgabensätze stattfinden. Die Bestimmungen über die Vertheilung der Einnahmen und die Centralleitung haben wir bereits mitgetheilt. Der Verkehr ist zu erleichtern durch die thunlichste Gleichartigkeit der Schifffahrts- und Handelsgesetze, durch ein Gesetz über Münzen, Maße und Gewichte, durch Gesetze zum Schutz von Erfindungen. Die Schiffe der Vereinsstaaten werden auch in Beziehung auf die Küstenfahrt einander gleichgestellt. Für Donau und Elbe sollen ähnliche Erleichterungen vereinbart werden, als für den Rhein bestehen. Die Vereinsstaaten werden sich über die Bestellung von gemeinsamen Konsuln zur Vertretung ihrer Handels- und Schifffahrts-Interessen im Auslande vereinigen. Die Kosten gehen auf gemeinsame Rechnung. Dort wo keine gemeinsamen Konsuln aufgestellt werden, übernimmt Oesterreich auf seine Kosten die Vertretung der Vereinsstaaten in den Häfen des Mittelmeers, in Asien und auf der östlichen Küste Afrika's, Preußen in den Häfen der Ost- und Nordsee, des atlantischen Oceans, Amerika's und Australiens. Es steht übrigens jedem Staat frei, einen eigenen Konsul zu ernennen. In Bezug auf die Regelung der Handelsverhältnisse zu Rußland, Polen, der Türkei und den an die österreichische Zollgruppe angrenzenden italienischen Staaten wird Oesterreich dasselbe Recht eingeräumt, welches die Zollanschlußverträge Preußen in Beziehung auf die zwei erstgenannten Länder zugestehen. Die in den Zollvereinsverträgen den Regierungen von Baiern, Würtemberg und Baden eingeräumten Befugnisse zur gemeinschaftlichen Regelung der Zoll- und Handelsverhältnisse zur Schweiz werden künftig im Einverständnisse mit Oesterreich ausgeübt.

Die Dauer des Zolleinigungsvertrags wird auf zwölf Jahre, d. h. bis Ende Dezembers 1870, festgesetzt. Erfolgt vor Ablauf des Jahres 1868 keine Kündigung, so ist der Vertrag als auf weitere zwölf Jahre verlängert anzusehen. Die beiden Verträge haben drei Beilagen, welche den Tarif, ein Zollkartell und ein Münzkartell enthalten. Die letztern beiden könnten auch dann ins Leben treten, wenn die Zolleinigung nicht erfolgte.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von F. G. Sale in Meißen.

Fürst Felix Schwarzenberg. Die Schwarzenberge stammen aus Franken und sind ein Zweig der Grafen von Seinsheim, die zu den ältesten Geschlechtern in Deutschland gehören. Erkinger, Baron von Seinsheim, nannte sich zuerst Schwarzenberg nach der gleichnamigen Herrschaft, die er kaufte und für die er von Kaiser Sigismund, mit dessen Gemahlin er verschwägert war, die Reichsunmittelbarkeit gewann. 1599 wurde einer seiner Nachkommen zum Reichsgrafen ernannt, 1670 dessen Enkel in den Reichsfürstenstand erhoben und mit Sitz und Stimme im Fürstenkollegium begabt. Adam Franz S. gelangte durch Erbschaft in den Besitz der Landgrafschaft Klettgau in Schwaben und wurde 1723 Herzog von Krummau in Böhmen, welchen Titel der regierende Fürst des Hauses noch jetzt führt. Bis zur Zeit des Rheinbundes waren die Fürsten souverän, dann aber wurden sie mediatisirt. Die Besitzungen des Hauses sind die gefürstete Grafschaft Schwarzenberg in Franken, fünf Geviertmeilen mit 10,000 Einwohnern, die Grafschaft Illereichen und Kellmünz in Schwaben, die Herrschaft Neuwaldeck und einige andere Güter unter baierischer, würtembergischer und badischer Hoheit, und bedeutende Herrschaften im Oesterreichischen, namentlich in Böhmen, zusammen 42 Geviertmeilen mit 115,000 Einwohnern. Diese Besitzungen sind in zwei Majorate getheilt, von denen das erste die fränkischen und schwäbischen, das zweite einige böhmische Herrschaften begreift. Die Einkünfte des ersten Majorats betragen beinahe eine halbe Million Gulden, die des zweiten nur etwa 60,000 Gulden. Die Schwarzenberge führen einen Raben im Wappen seit der Kriegsthat ihres Ahnen, welcher 1597 Raab den Türken entriß. Seit jener Zeit ist der Name Schwarzenberg oftmals in der Geschichte ruhmvoll genannt worden. Die österreichische Geschichte kennt neben diesem Namen vielleicht nur noch ein Geschlecht von gleicher Berühmtheit, das der Starhemberge, dem der Vertheidiger Wiens bei der großen Türkenbelagerung angehört. Die Vorliebe für den Kriegerstand zeigt sich in diesem Fürstenhause auf das entschiedenste ausgeprägt, diese Neigung ist auch das Erbtheil der jetzt lebenden Sprossen desselben. Außer dem regierenden Fürsten Johann Adolph und dem Kardinalerzbischof Friedrich haben sich die Männer fast alle dem Waffendienst geweiht, und die österreichische Armee zählte neben dem verstorbenen Fürsten Felix noch vier Schwarzenberge, die Fürsten Friedrich, Edmund, Karl und dessen Sohn Karl.

Fürst Felix Schwarzenberg war der zweitgeborene Sohn des im Jahre 1833 verstorbenen regierenden Fürsten Joseph und der Fürstin Pauline, einer Tochter des Herzogs von Aremberg. Die Mutter fand am 1. Juli 1810 in Paris ihren Tod bei dem unglücklichen Ballfeste, das ihr Gemahl zur Feier der Verbindung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Louise gab. Der mit Guirlanden und vielen feuerfangenden Stoffen geschmückte Ballsaal gerieth in Brand, die Fürstin war bereits gerettet, glaubte aber ihre Tochter Eleonore Marie, die später als Gemahlin des Fürsten Windisch-Grätz (s. d.) bei dem Prager Pfingst-Aufstande von 1848 ihr Leben verlor, noch in den Flammen, eilte in den Ballsaal zurück und verbrannte. Fürst Felix wurde am 2. Oktober 1800 auf dem fürstlichen Residenzschlosse Krummau in Böhmen geboren. Noch zu jung, um an dem Befreiungskriege persönlichen Antheil nehmen zu können, folgte er den ruhmvollen kriegerischen Ereignissen mit glühender Theilnahme. Der höchste Gegenstand seiner Bewunderung war sein Oheim, Feldmarschall Fürst Karl Schwarzenberg, der bewährte Anführer der verbündeten Heere in den entscheidenden Feldzügen von 1813 und 1814. Am 12. November 1818, als Fürst Felix eben achtzehn Jahre alt geworden, war es ihm vergönnt, als Kadet in das österreichische Kuirassierregiment Großfürst Konstantin Nr. 8 einzutreten. Am 16. August 1819 rückte er zum Lieutenant auf, am 16. Juni 1821 zum Oberlieutenant im Husaren-

regiment Kaiser Franz, am 1. Dezember 1822 zum zweiten und am 16. Januar 1824 zum ersten Rittmeister bei Fürst Karl Schwarzenberg-Uhlanen. Im Jahre 1822 war er auch zum k. k. wirklichen Kämmerer ernannt worden und durch seine Funktionen am Hofe in den nächsten Gesichtskreis des Fürsten Metternich getreten, der mit seinem Scharfblick das Talent des jungen Offiziers für die diplomatische Laufbahn erkannte und ihn dieser bestimmte. Schon in dieser Zeit gab der Fürst durch einige Abenteuer in seinem gesellschaftlichen Verkehr das Feuer seines Temperaments und die Heftigkeit seines Charakters zu erkennen. Später hat er selbst über diesen Abschnitt seines Lebens ein strafendes Urtheil gefällt. „Wäre ich," äußerte er bisweilen, „anstatt des Fürsten Metternich Minister gewesen, er hätte diese Thorheiten nicht ungestraft begangen. Ich würde ihm bei der ersten eine so ernste Warnung beigebracht haben, daß ihm die zweite nie eingefallen wäre. Aber Fürst Metternich ging zu weit in seiner Nachsicht." Im Frühling des Jahres 1824 ging er als Gesandschafts-Attaché nach Petersburg, wo er bis nach der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers verweilte. Seine Abberufung erfolgte nach dem Ausbruche der bekannten russischen Adelsverschwörung, deren Mitglieder theilweise in den Salons der Gesandschaft ihre Verabredungen getroffen hatten, weil sie an einem solchen Orte am ehesten sich vereinigen konnten, ohne beargwohnt zu werden. Der Fürst war dabei von aller Schuld freizusprechen, wie der Kaiser anerkannte, indem er ihm den Wladimir-Orden vierter Klasse ertheilte. Im Oktober 1826 nach Wien zurückgekehrt, wurde er schon nach vier Wochen über Paris nach London gesandt, um sich dort der außerordentlichen Mission nach Rio de Janeiro anzuschließen, an deren Spitze der Baron Neumann stand. Auch bei dieser Mission fand seine Thätigkeit ehrende Anerkennung, der Kaiser Dom Pedro zeichnete ihn mit dem Offizierkreuz des brasilischen Ordens vom südlichen Kreuze aus. Im Mai 1828 kehrte er nach Europa zurück und wurde sogleich wieder mit diplomatischen Sendungen an die Höfe von Madrid, Lissabon und London beauftragt. Im Jahre 1830 finden wir ihn in Paris als Gesandschafts-Attaché am Hofe Ludwig Philipp's. Da seine diplomatische Befähigung sich je länger je entschiedener zeigte, so wurde er fortan ausschließlich in dieser Sphäre verwendet, ohne daß er jedoch seiner militärischen Laufbahn entsagte. Es war eines der Vorrechte, welche damals die Mitglieder der ausgezeichneten Familien genossen, daß sie zugleich der Diplomatie und dem Heer angehörten und in beiden gleichzeitig vorrückten, an demselben Tage einen höhern Dienstrang und einen höhern Militärgrad erlangten, und zuletzt die höchsten auswärtigen Posten vertreten und die höchsten Truppenkommandos bekleiden konnten. So rückte Fürst Felix am 9. September 1831 zum Major bei dem Uhlanen-Regiment Kaiser Franz, dann zu dem Uhlanen-Regiment Civalart versetzt, am 16. April 1833 zum Oberstlieutenant und am 26. August 1835 zum Obersten vor. Inzwischen war er 1832 der österreichischen Gesandschaft in Berlin zugetheilt, zum Legationsrath ernannt worden, und hatte 1835 den russischen Wladimir-Orden dritter Klasse, in demselben Jahre auch den preußischen rothen Adlerorden zweiter Klasse mit Brillanten erhalten. Das Jahr 1838 berief ihn zu Wirksamkeit in größern Geschäften. In diesem Jahre wurde er zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister an den Höfen von Turin und Parma ernannt, in welcher Stellung er acht Jahre lang ausgezeichnete Dienste leistete. In diesem Zeitraum wurde er zum Generalmajor befördert, zum wirklichen Geheimenrath ernannt und vom König von Sardinien mit dem Großkreuz des San Lazaro-Maurizio-Ordens dekorirt. Im Jahre 1846 erfolgte seine Ernennung zum Gesandten und bevollmächtigten Minister an den Hof beider Sicilien nach Neapel. Dort ward er von dem König mit dem Kreuze des Ordens des heiligen Januarius geschmückt, und sein Kaiser sprach ihm die Anerkennung seiner Verdienste durch die Verleihung des Großkreuzes des Leopold-Ordens aus. Der Fürst galt in Neapel dafür, zu der Zahl der einflußreichen

Digitized by Google

fremden Rathgeber zu gehören, welche den König abhielten, seinem Volk die gewünschten Konzessionen zu machen, und es bildete sich in Folge dieses Glaubens eine Abneigung gegen ihn aus, der die unruhigen Auftritte des Jahres 1848 den willkommenen Anlaß boten, sich Luft zu machen. Am 25. März 1848 zogen ungefähr 5000 junge Leute, ohne daß die Nationalgarde und anderes Militär sie an diesem lange voraus verkündigten Vorhaben hinderte, vor das österreichische Gesandschaftshotel, rissen das österreichische Wappen herunter, schleppten es auf den Largo Santa Caterina, wo Reisigbündel aufgehäuft waren, und verbrannten den Doppeladler unter lautem Jubel. Die Adlerköpfe wurden der lombardischen Fürstin Belgiojoso von einer Deputation überreicht und unter Absingung von Freiheitsliedern von der im Salon befindlichen Gesellschaft der Fürstin verbrannt. Das österreichische Konsulatswappen wurde ebenfalls beschimpft und bis zur Unkenntlichkeit zerkratzt. Noch an demselben Abend reichte der Fürst eine, am folgenden Morgen eine zweite Beschwerdeschrift ein, um Genugthuung für diese Verletzung des Völkerrechts zu erhalten. Der Minister-Staatssekretär, Fürst Cariati, beantwortete dies am 27. März mit der Bezeugung der tiefsten Mißbilligung der Regierung über den unglückseligen Vorgang und dem Versprechen, „mit Vergnügen jede sich darbietende Gelegenheit ergreifen zu wollen, um denselben wieder gut zu machen, so viel es die schwierigen Zeitumstände erlaubten.“ Der Fürst konnte seine Regierung damit nicht für befriedigt erachten, sondern stellte das Verlangen, daß das österreichische Wappen auf Befehl der neapolitanischen Regierung und in Gegenwart eines Beamten wieder an seinem früheren Platz befestigt werde, auch eine offizielle Erklärung schleunigst im Giornale delle due Sicilie mit den Ausdrücken der Mißbilligung aus der Note des Ministers abgedruckt werde. Zur Beantwortung dieser Anforderungen stellte Fürst Schwarzenberg eine Frist von vierundzwanzig Stunden. Als nun an demselben Tage eine im Namen des Ministeriums des Innern abgefaßte Proklamation an den Ecken der Straßen angeschlagen wurde, welche den Charakter eines Aufrufs zu Freikorps in Oberitalien trug, denen die Regierung Bewaffnung und Dampfschiffe zur Ueberfahrt zusicherte, so veranlaßte dies den Fürsten Schwarzenberg zu einer neuen Note, worin er um Angabe des Zwecks dieser Freikorps binnen vierundzwanzig Stunden ersuchte. Die Antwort des Fürsten Cariati auf beide Schreiben war ausweichend; „in Anbetracht der Entlassung des Ministeriums, und da der Unterzeichnete nicht die schwere Verantwortlichkeit auf sich nehmen könne, ohne Befragung des Ministerraths diese Note zu beantworten, befinde er sich in der Nothwendigkeit, den Fürsten zu bitten, gefälligst die Bildung des neuen Kabinets, welchem seine Forderungen zur schleunigsten Beantwortung sogleich vorgelegt werden sollten, abwarten zu wollen.“ Da nun Fürst Schwarzenberg nicht annehmen konnte, daß die neuen Minister für eine Genugthuung sich bereitwilliger zeigen würden als die abgehenden, „blieb ihm,“ wie er in seiner Note an seine Regierung sagt, „nichts übrig, als noch an demselben Tage ein Land zu verlassen, wo seine offiziellen Beziehungen durch eine grobe Verletzung des Völkerrechts unterbrochen worden waren, und wo sein längeres Verweilen keinen Nutzen mehr gewährt, sondern nur die Ehre und Würde des Kaiserhofs blosgestellt haben würde.“ Er nahm den Weg zur See über Triest, wo er mit seinen spätern Amtsgenossen im Ministerium, Freiherrn von Bruck (s. d.) und Grafen Stadion (s. d.) zusammentraf. Die Spuren dieser Begegnung findet man in den Triestiner Blättern aus jener Zeit, in denen bereits die Politik angedeutet wurde, welche später, freilich erst nach den furchtbarsten Erschütterungen, zur Herrschaft kommen sollte. Für den Fürsten Schwarzenberg war nun auch die Zeit gekommen, seiner stets gehegten Neigung zu kriegerischer Thätigkeit genügen zu können. Er erkannte es, daß in diesem Augenblicke die Rettung des Vaterlandes nur durch das Heer geschehen könne, und er säumte nicht einen Augenblick, Blut und Leben dafür einzusetzen. In Wien, wohin er geeilt war, um Bericht abzustatten,

erhielt er die Gewähr seines Wunsches und eilte nach Italien zurück. Beim Heer waren die diplomatischen Generale keineswegs beliebt, aber nur kurze Zeit verging, und Fürst Schwarzenberg war von allen Offizieren als Ebenbürtiger anerkannt, der mehr als Muster dienen könne, als daß er an Andern sich ein Beispiel zu nehmen habe. Er übernahm zuerst eine Brigade bei dem Korps des Feldzeugmeisters Graf Nugent und trat, in Gradiska eingetroffen, sogleich in Thätigkeit. Bei dem Vorrücken Nugents nach Udine bestand der Fürst Kämpfe mit Zucchi um das von diesem besetzte Dorf Visco nächst Palma Nuova, focht im Mai bei Capo di Monte, begann die Beschießung von Vicenza, übernahm in Verona den Befehl über die Division Benedek-Wohlgemuth und zeichnete sich bei den Gefechten in den nächsten Tagen aus. Am 29. Mai führte er persönlich die Sturmkolonnen zum Angriff auf die Schanzen vor Curtatone und durchbrach dieselben. Am nächsten Tage, in dem Kampfe bei Goito, sah man seinen Federbusch stets in den vordersten Reihen im blutigen Gemenge. Sein heldenmäßiges Beispiel begeisterte die Mannschaft, als der Kampf beendet war, hörte man mit den schmerzlichsten Gefühlen, daß der Fürst am Arm verwundet sei und längere Zeit dienstunfähig bleiben werde. Der Feldmarschall Radetzky (s. d.) erwähnte seinen Namen in den Berichten mit Auszeichnung, forderte und erhielt für ihn das Theresienkreuz, dieses höchste Zeichen kriegerischer Ehren in Oesterreich, um das der Fürst in seiner Bescheidenheit niemals angehalten haben würde. Noch an seiner Wunde leidend und dienstunfähig, unternahm er die mühsame Reise über die Alpen. Kaiser Ferdinand I. hatte sich genöthigt gesehen, Wien zu verlassen und sich nach Innsbruck zurückzuziehen. Um den Monarchen herrschte große Bestürzung, die Muthigsten riethen noch zu politischen Zugeständnissen und zur Abtretung der Lombardei, die sich von Sardinien einverleiben lassen wollte. Radetzky war über die Muthlosen entrüstet, er schickte Schwarzenberg nach Innsbruck, um die Furchtsamen aufzurichten, und der Dazwischenkunft des Fürsten wird es verdankt, daß der Kaiser sich entschloß, nichts abzutreten, überall Front zu machen und seine italienischen Provinzen völlig wieder zu erobern. Das war die erste politische That des Fürsten, und ihre Bedeutung verrieth sehr bald, daß der General auch ein Staatsmann sei. Zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt, rückte der Fürst wieder in die Reihen ein, kämpfte in den letzten Gefechten noch mit, zeichnete sich abermals bei der Schlacht von Mailand aus und zog mit den Siegern in die Stadt ein, über welche ihm sofort das Militär- und Civilgouvernement anvertraut ward. Später begab sich der Fürst zu gänzlicher Herstellung seiner Gesundheit, da seine bei Goito erhaltene Wunde noch immer nicht ganz geheilt war, nach Wien, von wo er an das Hoflager in Olmütz berufen wurde, um mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt zu werden. Sein Auftreten in Innsbruck hatte ihn so bemerklich gemacht, daß man ihn fand, als man sich nach dem Retter der Monarchie umsah. Das Ministerium trat am 24. November 1848 ins Leben, der Fürst erschien bei demselben als Ministerpräsident und Minister des Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten. Sein Wirken in dieser hohen Stellung gehört der Geschichte an, wir werden darauf in einem größeren Aufsatze: Oesterreich unter dem Ministerium Schwarzenberg, zurückkommen. In seiner Amtsführung zeigte sich der Verstorbene durch und durch als österreichischer Staatsmann, der nur die Größe seines Staates im Auge hatte, und wo dieser nicht unmittelbar berührt wurde, sich wenig um die europäischen Händel bekümmerte. Die Selbsteroberung des eigenen Reiches, die seit zwei Jahrhunderten die erste Aufgabe des Hauses Habsburg ist, wurde von ihm vollständiger vollbracht, als von irgend einem seiner Vorgänger, und noch war dieses unermeßliche Werk nicht vollendet, als der Fürst, ehe die Schlacht von Novara geschlagen, ehe die Uebergabe von Vilagos erfolgt war, die von Fürst Metternich grundsatzmäßig vernachlässigte Verbindung mit Deutschland kräftigst herstellte. Dieses Werk hat den ganzen Rest seines Lebens erfüllt, während einer der Hauptarbeiten, die ihn

seinem Ziele näher führten, während der Sitzungen des Zollkongresses hat ihn der Tod überrascht. Sein heftiger Charakter soll sich, wie behauptet wird, in der ungestümen Sprache geäußert haben, die er im diplomatischen Verkehr geführt habe. Wir sind mit den Grenzen zu unbekannt, welche die internationale Courtoisie vorzeichnet, um hierüber entscheiden zu können, und vermögen auch keinen Vergleich zwischen seiner Ausdrucksweise und Lord Palmerstons Redeart anzustellen. Nach alle dem aber, was deutsche Staatsmänner und Diplomaten zu Anfang dieses Jahrhunderts und später von fremden Kollegen erduldet und eingesteckt haben, empfinden wir bei dem Auftreten des Fürsten Schwarzenberg gegen das Ausland, wozu wir Preußen nicht rechnen, eine gewisse Genugthuung. Daß er sich auch beherrschen und seine persönlichen Gefühle den Staatszwecken unterzuordnen wußte, beweist der Ausgang der Olmützer Konferenz. In den Aufopferungen, welche die Politik der Reichseinheit den Ansprüchen und Erwartungen des Adels auferlegte, ging er mit seinem Beispiel voran, nach seinem Vorgange unterordneten seine Standesgenossen ihre widerstrebenden Rechte den politischen Nothwendigkeiten.

Als der Reichstag von Kremsier proklamirt wurde, sah der Fürst noch eine Reihe ausgezeichneter Männer neben sich, die sich bis auf einen von ihm verloren. Stadion, Schmerling, Bruck, Krauß verließen die Regierung, von dem ganzen Ministerium ist gegenwärtig noch Bach übrig. Die Staatsgeschäfte zehren langsam an Geist und Gesundheit, aber mit desto sicherem Erfolg. Aehnlich wie Fürst Schwarzenberg erlagen der große Pitt, Fox, Canning, Castlereagh und in neuester Zeit Graf Brandenburg. Warnende Symptome und bedenkliche Zufälle zeigten sich in dem letzten Lebensjahre des Fürsten und beunruhigten seine Umgebung mehr als ihn selbst. Er schien sein Ende zu ahnen, aber er glaubte es nicht so nahe. Als seine Sehkraft bedeutend abzunehmen begann, frug er seinen Arzt, ob er nicht Blindheit zu besorgen hätte? Dieser beruhigte ihn hierüber, eröffnete ihm jedoch, daß er sehr leicht Schlaganfällen unterliegen könnte, wenn er sich nicht mehr Ruhe gönnen würde. Der Fürst erwiederte: „Nun, mit dieser Todesart bin ich einverstanden.“ Ungeachtet dieser Ahnungen und sichtbar zunehmender nervöser Schwäche des Fürsten glaubte niemand von seiner Umgebung die Gefahr so nahe und drohend. Oefter als je zeigte er sich im öffentlichen Leben, und widmete seine ganze übrige Zeit der angestrengtesten Arbeit und der Expedition der Geschäfte. Seit zwei Monaten aber gab er dem Ansinnen seiner besorgten Freunde nach, und äußerte den Wunsch einige Zeit auf Urlaub zuzubringen — er sagte zu dem Gesandten von Neapel, daß er unter den schönen Himmel jenes Landes gehen wolle, um sich zu erheitern und zu zerstreuen, denn von Krankheit oder von Wiederherstellung der Gesundheit, die so zusehends abnahm, war bei ihm bis zum letzten Augenblick seines Lebens keine Rede. Bei dem letzten Konzert bei Hof, als einer seiner Freunde, der den Fürsten beobachtete, ihn erblassen und sich erheben sah, sich erbot ihn nach Hause begleiten zu wollen, antwortete ihm der Fürst: „Geben Sie nicht Acht auf mich, es würde ein ganz unnützes Aufsehen machen.“ Nach einem Wiener Briefe (in Berliner Blättern) hatte der Fürst, in der Nacht vor seinem Tode, bis zum frühen Morgen gearbeitet, sich dann erst ein paar Stunden Ruhe gegönnt und Nachmittags wieder einem mehrstündigen Ministerrath beigewohnt, in welchem über die jetzt in den Vordergrund sich stellende Organisation Ungarns verhandelt wurde. Um fünf Uhr Nachmittags verließ er die Berathung, anscheinend vollkommen gesund, mit der Erklärung, daß er für seine Person scheiden müsse, aber die Berathungen nicht zu unterbrechen bitte. Wenige Augenblicke nachdem er seine Zimmer betreten hatte, stürzte er im Wechsel des Anzugs begriffen besinnungslos zu Boden. Aerztliche Hülfe war schleunigst zur Stelle, aber der Fürst kam nicht wieder zu sich, ein Nervenschlag der gefährlichsten Art hatte ihn betroffen, und dem thatenreichen Leben war in weniger denn einer Stunde das Ziel gesteckt. Der General-

adjutant Graf Grünne und der Minister des Innern Dr. Bach standen an seinem Sterbebette, kurz nach sechs Uhr kam der Kaiser und fand nur noch seine entseelte Hülle (5. April 1852). Die Nachricht von diesem Todesfall wirkte in Wien und in ganz Oesterreich erschütternd, überall sprach sich das gleiche Gefühl aus, erzeugt durch die Vorstellung, die in dem Fürsten den Träger des großen Gedankens der neuen europäischen Stellung des einheitlichen Oesterreichs sieht, an welchen sich die Hoffnung der künftigen Größe und Macht des deutschen Vaterlandes knüpft.

Das innige Bündniß, welches Fürst Schwarzenberg auf Grundlage der materiellen Interessen zwischen Deutschland und Oesterreich zu knüpfen beflissen war, giebt das ehrenvollste Zeugniß für die Gediegenheit und Reife seiner tief staatsmännischen Anschauung, die weit hinaus über den Tag und seine nächsten Sorgen auf das Wohl und Bedürfniß kommender Geschlechter gerichtet war. Der Gedanke der Reichseinheit fand an dem hohen Verstorbenen stets einen eben so energischen als umsichtigen Vertreter. Klar schwebte vor seinem Geiste die Nothwendigkeit, die Zukunft des Reichs auf dieser den innigsten, wohlverstandenen Bedürfnissen desselben zusagenden Grundlage sicher zu stellen. Um die Verdienste des Fürsten richtig würdigen zu können, darf man nicht vergessen, daß nicht einzelne große Talente den Staatsmann machen, daß diese die Attribute der Gehülfen des Staatsmanns sind. Der glänzende Redner, der gewiegte Staatsökonom, der gewandte Unterhändler, der erfahrene Administrator, sie taugen gut als zweite im Staate, die ersten im Staate dürfen selbst diese Fähigkeiten entbehren, und wenn sie sie auch besitzen, so müssen sich zu ihnen noch andere Gaben gesellen. Die Gabe, mit Einem Blick ein Ganzes zu erfassen, im rechten Moment den rechten Entschluß zu ergreifen, alle vorräthigen Hülfsmittel zu einem gegebenen Zwecke zu benutzen, mit bedächtigem Muthe zu wagen, mit muthiger Geduld abzuwarten, mit zäher Beharrlichkeit anscheinende Schlappen in endliche Erfolge zu verwandeln, sie war die Gabe des Fürsten Felix Schwarzenberg. Seine Unerschrockenheit als Soldat bewährte er hundertmal, wie unter anderm folgende Begebenheit aus seinem Leben zeigt, die der „Soldatenfreund" mittheilt. Als der Kaiser zur Armee nach Ungarn ging, befanden sich auch die zwei Minister Fürst Schwarzenberg und Graf Gyulai in der Begleitung. Am 28. Juni 1849 erstürmte Graf Schlick unter den Augen des Kaisers Raab, beide Minister befanden sich bei ihm. Ueber den guten Erfolg des Tags waren alle in der besten Laune. Als die Sturmkolonne sich in Bewegung setzte, sagte Fürst Schwarzenberg zum Grafen Schlick: „Da giebt es Sturm, da geh' ich und Gyulai mit!" Lächelnd erwiederte der Korpskommandant: „Ihr seid zwar ein paar große Herrn, aber hier kommandire ich, und das muß ich Euch verbieten." „Ei was verbieten, wir wollen auch unsern Spaß haben," äußerte der Fürst, „wir reiten." „Nur zu," erwiederte Graf Schlick, „das könnte einen schönen Coup double für die Ungarn geben, gleich zwei Minister." Kaum waren diese Worte gesprochen, als Fürst Schwarzenberg und Graf Gyulai lachend auf ihren Pferden dahinflogen, als ginge es in den Prater. Sie schlossen sich an die ersten Truppen an, welche mit Ungestüm in die Wiener Vorstadt stürmten. Später darauf drangen der Kaiser und Graf Schlick an der Spitze eines Bataillons in die eroberte Stadt ein. Der Graf hatte sich bei der abgebrannten Brücke getrennt, um die Verfolgung des Feindes anzuordnen, und als er wieder zurückkehrte, fand er bereits beide Minister in der Stadt an der Seite des Monarchen, der mit Todesverachtung durch revolutionäre Volksmassen und über eine noch brennende Brücke seinen Einzug gehalten hatte. Weitere Züge, die uns die nähere Kenntniß einer hochachtbaren Persönlichkeit verstatten finden wir in der folgenden Mittheilung der „Ostdeutschen Post" über den Fürsten: „Ein Feind jeder pomphaften Ostentation, strebte er nie nach goden n, Schätzen, und äußerte oft, daß er materielle Reichthümer nicht unter seine Wünsche zähle. Lange Zeit bewohnte er die Staatskanzlei ohne darin die

Digitized by Google

geringste Veränderung vornehmen zu lassen; fast nie fuhr er im eigenen Wagen aus, sondern benützte meist eine Miethkutsche. Ritterliche Gastfreundschaft zeichnete seine Soiréen aus, seine Humanität ließ nur selten ein Bittgesuch unerfüllt, dagegen durften selbst seine innigsten Freunde und nächsten Verwandten niemanden bei ihm protegiren wollen. Jede persönliche Verwendung dieser Art würde dem Petenten eher geschadet denn genützt haben. Aufrichtig und offen wie er selbst war, schätzte er diese Attribute auch an andern sehr hoch, und nahm stets mit Bereitwilligkeit einen Rath an, wenn er aus reiner Quelle kam. Ein Beispiel mag dies belegen. Zur Zeit als der Zwiespalt zwischen unserem und dem preußischen Ministerium seinen Höhepunkt erreicht hatte, langte eines Mittags eine Depesche an, welche den Fürsten von der Reise Manteuffels nach Olmütz in Kenntniß setzte. „Wenn er kommen will, so mag er kommen", äußerte der Fürst Schwarzenberg, „ich gehe nicht dahin." Eine Stunde später erhält er den Besuch eines fremden Gesandten, theilt ihm die Nachricht mit und seinen Entschluß. Als jedoch der Gesandte seine Ansicht offenherzig dahin aussprach, daß er die Verantwortlichkeit einer ähnlichen Entscheidung nicht auf seine Schultern laden würde, da machte dies auf den Ministerpräsidenten einen solchen Eindruck, daß er mit der Aeußerung von dem befreundeten Diplomaten schied: „Ich gehe zu Sr. Majestät, um die Sache zu unterbreiten, und falls Sr. Majestät Ihre Ansicht theilt, so mache ich mich nach einer Stunde auf den Weg nach Olmütz." Ueber die Ausdauer und Aufopferung, mit welcher der Dahingeschiedene sich den Staatsgeschäften widmete, hat der Wiener Korrespondent des „Magyar Hirlap" jüngst einige Mittheilungen gemacht, die man hier mit vielem Interesse gelesen und welche wir gern hier wiedergeben. So geschah es namentlich in der oben erwähnten kriegsschwangeren Periode, daß der Fürst drei bis vier Wochen lang sich nicht vor fünf Uhr Morgens zur Ruhe begab. Analog war seine Thätigkeit auch im jüngst vergangenen Winter; man sah ihn fast nie vor Mitternacht in irgend einem Salon, so ununterbrochen beschäftigten ihn seine diplomatischen Arbeiten. Interessant ist das Gespräch, welches am Beginn des letzten Ministerraths noch zwischen ihm und dem Freiherrn v. Baumgartner stattfand. Als der Ministerpräsident vom Herrn Finanz- und Handelsminister nach seinem Befinden befragt wurde, antwortete er: „Schlecht, sehr schlecht, die viele Arbeit erdrückt mich." „Mir geht es eben so" äußerte darauf Freiherr v. Baumgartner, „nur mit der größten Kraftanstrengung gelingt es mir den sich mit jedem Tage mehrenden Berufsgeschäften zu genügen." „Ja," wendete der Fürst lächelnd ein, „bei Ihnen ist's doch ganz was anderes, Sie waren von frühester Jugend an an das Arbeiten gewöhnt; ich dagegen war bis zum Jahr 1848 weit besser daran, und habe daher die Behaglichkeit mehr schätzen gelernt!" Schließlich mag noch folgendes tragische Zusammentreffen hier Erwähnung finden. Noch am Sonntag Abends gelangte an den Ministerpräsidenten eine Depesche aus Süddeutschland mit der Anzeige, daß der dortige kaiserliche Gesandte plötzlich erkrankt sei und in Gefahr schwebe. Also gleich ließ Fürst Schwarzenberg dahin telegraphiren, daß im Falle des eintretenden Todes die Papiere des fraglichen Gesandten versiegelt und die Arbeitszimmer gesperrt werden sollten. Allein es kam anders; nach 24 Stunden war es der Fürst, den der Tod heimsuchte, und die am Tage vorher von ihm ausgesendeten Anordnungen fanden auf ihn selbst, seine Papiere und Arbeitszimmer ihre traurige Anwendung."

Der Fürst war nie vermählt; seine sterblichen Ueberreste ruhen in der fürstlichen Familiengruft bei St. Aegidy nächst Wittingau in Böhmen.

Professor Libri und sein Prozeß. Der Kriminalfall des Professors Libri, der vor der öffentlichen Meinung noch schwebt, wenn schon die Gerichte vor zwei Jahren ihr Urtheil gesprochen haben, gehört zu den berühmten Rechtshändeln und hat namentlich in der gelehrten Welt das größte Aufsehen erregt. Es ist ein so seltener Fall, daß ein Mann mit einem berühmten Namen, ein Gelehrter von

europäischem Ruf, ein gemeines Verbrechen begeht, eine Reihe von Jahren hindurch in systematischer Weise Diebstähle ausführt, deren Betrag auf 150,000 Thaler veranschlagt wird! So lautet aber die Anklage gegen Libri, und ein gerichtliches Erkenntniß, auf zehnjährige Zuchthausstrafe lautend, hat die Beschuldigung offiziell bestätigt. Trotzdem bleiben bedeutende Zweifel an der Schuld des Verurtheilten, ja unter den Sachverständigen, deren Urtheil selbstverständlich an moralischem Gewicht das Erkenntniß der juristischen Behörde weit übertrifft, ist die Meinung für Libri die vorherrschende. Diese abweichenden Meinungen erklären sich aus dem Prozesse, der aber nicht ganz verständlich ist, wenn man nicht auf das frühere Leben des Angeklagten zurückgeht.

Libri ist der Sohn eines Abenteurers, der sich ebenfalls gemeiner Verbrechen schuldig gemacht haben soll, und auch, wie es den Anschein hat, ungerechter Weise verurtheilt worden ist. Der Graf von Libri-Bagnano, einem reichen und angesehenen Geschlecht in Toskana angehörend, nahm für die Franzosen Partei, überlieferte ihnen die Festung Falcone auf Elba, in der er sich als politischer Gefangener befand, ließ sich in Frankreich nieder und wurde aus einem glühenden Republikaner ein eben so eifriger Anhänger des Kaisers Napoleon. Zur Zeit der ersten Restauration wurde er wegen einer Verschwörung verhaftet, jedoch von den Geschworenen freigesprochen, nach der zweiten Rückkehr der Bourbons stellte man ihn als Fälscher unter Anklage, und es erfolgte durch die Gerichte seine Verurtheilung zu Zwangsarbeit. Auf die Verwendung des Großherzogs von Toskana verwandelte Ludwig XVIII. diese Strafe in ewige Verbannung aus Frankreich, allein der Graf nahm diese Gnade nicht an und verlangte vielmehr Revision seines Prozesses, die ihm verweigert wurde, da er sehr einflußreiche Männer, besonders den spätern Minister Chantelauze, zu Feinden hätte. Acht Jahre lang, von 1816—1824, ließ er sich von Gefängniß zu Gefängniß schleppen, stets die Revision seines Prozesses fordernd, endlich sah er ein, daß er nie sein Recht erlangen werde, und ging in die Verbannung. In Brüssel verband er sich darauf mit der republikanischen Partei, mit Potter und Andern, trennte sich von dieser plötzlich und diente mit seiner Zeitung „Le National" der entgegengesetzten Meinung so leidenschaftlich und verletzend, daß sich bei dem Brüsseler Aufstande von 1830 der Volkshaß zuerst gegen ihn richtete. Sein Haus wurde zerstört, er flüchtete nach dem Haag, von wo er noch einmal und abermals erfolglos die Revision seines Prozesses betrieb und endlich in Vergessenheit kam. Sein Sohn, dessen neueste Schicksale dieselbe traurige Wendung genommen haben, wurde in Toskana in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts geboren, und machte sich auf der Hochschule zu Pisa durch seinen Fleiß und seine Leidenschaft für alte Bücher bemerklich. Er war finster und schweigsam, niemals richtete er an einen seiner Studiengenossen ein Wort. Im Jahre 1820 veröffentlichte er seine erste mathematische Arbeit, die auch im Auslande Aufsehen erregte, und wurde kurze Zeit darauf, zwanzig Jahre alt, zum Professor der Mathematik und Physik an der Universität Pisa ernannt. Seine Vorlesungen, die er vor Zuhörern hielt, welche alle älter waren als er, wurden ein Jahr später durch eine schwere Krankheit unterbrochen, in Folge deren Libri mit dem Titel eines Professors Emeritus sich zurückzog. Seine wissenschaftlichen Arbeiten gingen fort, und im Jahre 1824 veröffentlichte er zwei Abhandlungen im Recueil des Savans étrangers, die von Fourier auf das günstigste beurtheilt wurden, und ihrem Verfasser, als er bald darauf nach Paris kam, die schmeichelhafteste Auszeichnung verschafften. Um diese Zeit begann Libri die Studien für seine berühmte Geschichte der Wissenschaften im Mittelalter, die 1839 im Druck erschienen ist. Als er zum zweitenmal Paris besuchte, brach dort die Julirevolution aus, die bei den italienischen Patrioten große Hoffnungen für ihr Vaterland erweckte. Libri eilte nach Toskana zurück, wo man ihn als verdächtig auswies, und begab sich dann nach Modena, wo die Revolution momentan triumphirte. Was er dort sah, erfüllte ihn mit bitterm

Unmuth gegen das Treiben der sogenannten Patrioten. Bei seiner Ankunft herrschte der heftigste Streit, welche Farbe für die Uniform der Nationalgarden gewählt werden solle, und man hatte weder Flinten noch Patronen für diese Vaterlandsvertheidiger. Alle jungen Leute wollten bei der Reiterei dienen, die Uebungen waren bereits bis zu Schwenkungen in Schwadronen gediehen, aber diese ganze Reiterei hatte keine Pferde und ritt wie die Kinder auf Stecken. Libri sprach sich gegen diesen Unsinn aus und wurde dafür als Gemäßigter, bei dem Anrücken der Oesterreicher aber als Ultra verschrien. Es glückte ihm, Frankreich zu erreichen und dort 1833 seine Naturalisation zu erlangen. Seine Güter in Toskana wurden unter Sequester gestellt, was die Mutter als zu ihrer Mitgift gehörend davon erhielt, diente zu seinem Unterhalt und selbst zur Befriedigung seiner Vorliebe für alte Bücher. Damals war er in Frankreich eben so beliebt, als er später verhaßt wurde. 37 von 53 Stimmen wählten ihn zum Mitglied des Instituts, die Regierung ernannte ihn 1834 zum Professor der Wahrscheinlichkeitsberechnung und zum Ersatzmann für Lacroix. Dieser wollte seine Besoldung mit ihm theilen, aber Libri wies dieses Anerbieten zurück. Mit dem Augenblicke, in dem er zu seiner ausgezeichneten Stellung gelangt war, der höchsten, welche einem einfachen Gelehrten in Frankreich zugänglich ist, begann von Seiten der vielen Mitbewerber, denen er vorgezogen worden war, ein heimlicher Krieg gegen ihn. Da Libri an der Polemik Geschmack fand, so entgegnete er auf jeden gegen ihn gerichteten Angriff, und zog sich dadurch noch mehr Feinde zu. Die Revue des deux Mondes veröffentlichte mehrere Artikel von ihm, in denen gewisse Gruppen und ganze Richtungen der gelehrten Welt beleuchtet und ins Lächerliche gezogen wurden. Die Akademie der Wissenschaften beschäftigte sich viel mit dem Froschregen, und hörte fast in jeder Sitzung Berichte an, in denen die Wahrheit der von solchen Regen handelnden Erzählungen bewiesen werden sollte. Libri veröffentlichte darauf eine Schrift aus dem Mittelalter, in der mit demselben Ernst wie bei den Froschregen von einem Ochsenregen die Rede war. Die Untersuchungen über die Froschregen hatten nun ein Ende, aber Libri wurde nicht verziehen, daß er die Akademie lächerlich gemacht hatte. Gefährlichere Feinde machte er sich dadurch, daß er überall Jesuiten witterte und unermüdlich gegen den Orden zu Felde zog. Da in der Zeitschrift der Schule für Diplomatik Aufsätze gegen ihn erschienen, hielt er die ganze Schule von Jesuitismus angesteckt und äußerte sich in diesem Sinne. Er war damals Schriftführer und thätigstes Mitglied eines von Villemain niedergesetzten Ausschusses, der die Bestimmung hatte, einen Katalog aller in den französischen Bibliotheken vorhandenen Manuskripte zu entwerfen. Vor diesem Ausschusse erklärte er, daß er an den Arbeiten nicht mehr Theil nehmen werde, sobald ein Mitglied der Schule für Diplomatik in den Ausschuß trete. Mit der Feindschaft der Gelehrten und der Frommen noch nicht begnügt, zog sich Libri auch den Haß einer zahlreichen politischen Partei zu. Die zahlreichen italienischen Flüchtlinge verlangten von ihm Unterstützungen, die er in den meisten Fällen gab, so daß sein Haus von Unglücklichen wie von Unwürdigen als ein Asyl betrachtet wurde. Eines Tages kommt ein Flüchtling aus der Romagna, empfängt Geld, wird dann befragt, weßhalb er sein Vaterland habe meiden müssen, und antwortet: „Ho ammazal' un' gall'“ (ich habe eine Katze getödtet). Libri ließ sich den Ausdruck erklären, und hörte mit Abscheu, daß der Romagnole einen Gensdarmen ermordet habe. Von dieser Erfahrung nahm er Gelegenheit, im Journal des Debats eine Reihe von Artikeln zu veröffentlichen, die den italienischen Patrioten die bittersten Wahrheiten sagten und zugleich auf die verschwisterten Richtungen in Frankreich grelle Streiflichter fallen ließen. Die französische revolutionäre Presse antwortete mit Schmähungen und Verleumdungen, in Toskana, wo man diesen Weg nicht hatte um dem Zorn Luft zu machen, verbrannte man Libri im Bildniß. Die übrigen Feinde halfen mit, daß die ehrenkränkendsten Gerüchte verbreitet wurden, an die Regierung gelangten

jetzt bereits anonyme Anklagen. 1847 wurden die Beschuldigungen bestimmter formulirt: Libri habe eine Menge alter Drucke verkauft, er besitze deren noch in großer Anzahl, in den Bibliotheken, welche er im Auftrage der Regierung untersucht habe, vermisse man viele seltene Bücher, und es werde jedenfalls der Mühe werth sein zu untersuchen, wie Libri, der 4000 Franken Besoldung und kein eigenes Vermögen habe, zu den kostspieligen Drucken gelangt sei. Libri erfuhr etwas von diesen Umtrieben, und verlangte von der Behörde die Ermächtigung, seine Verleumder vor Gericht ziehen zu dürfen, aber wenige Tage später brach die Februarrevolution aus, und man vergaß ihm zu antworten. Am 28. Februar 1848 erhielt Libri im Institut einen Brief von einem der Redakteure des National, in dem ihm in den klarsten Ausdrücken gemeldet wurde, er werde von einer Volksrache bedroht und möge Frankreich meiden. Libri reiste eilig nach London, wenige Tage später belegte die Polizei seine Bücher und Papiere mit Beschlag. Gleich darauf (19. März 1848) wurde im Moniteur ein Bericht abgedruckt, mit „Boucly" unterzeichnet, der in den Geschäftszimmern des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten aufgefunden sein sollte. Lamartine, damals mit dem Aeußern betraut, widersprach dem mit der Erklärung, in seinen Bureaus habe ein solcher Bericht nicht existirt, und der Moniteur veränderte seine Angabe nun dahin, daß der Bericht während des Kampfes aufgefunden und an das Ministerium des Innern abgeliefert worden sei. Der Minister des öffentlichen Unterrichts ernannte nun eine Kommission, die aus fünf Zöglingen der Schule für Diplomatik (Ecole des chartes) und einem Beamten seines Ministeriums, einem bewährten Bücherkenner, gebildet wurde. Der Beamte trat zurück, weil das von den andern eingeschlagene Verfahren seine Billigung nicht hatte, und die fünf Zöglinge, lauter erklärte Feinde Libri's, führten die Untersuchung allein. Diese begannen damit, daß sie sich ohne Förmlichkeiten zu beobachten und ohne ein Inventar aufzunehmen der Bücher und Schriften des Angeklagten bemächtigten, wobei sie keine Maßregeln ergriffen, um etwa zur Entlastung dienende Schriftstücke, wie Fakturen und Kataloge, zu erhalten. Papiere, die man für unnütz hielt, wurden ohne weiteres verbrannt, die Bücher mit solcher Sorglosigkeit fortgeschafft, daß fremde Personen eine Anzahl von Werken auf der Straße fanden. Erst nach diesen Szenen wurden die Gerichtssiegel angelegt. Nach den von den fünf Sachverständigen gewonnenen Resultaten wurde eine Anklageschrift aufgesetzt und der Prozeß nach den für das Kontumazialverfahren geltenden Vorschriften eröffnet. Am 22. Juni 1850 wurde das Urtheil gesprochen, welches auf zehn Jahre Gefängnißstrafe und Tragung der Kosten von 9224 Franken lautete. Die Anklageschrift soll dem Angeklagten nicht zugefertigt, er soll nie vorgeladen worden sein. Er hätte sich ohne das stellen und seine Ehre vertheidigen sollen, daß er dies nicht gethan hat, gereicht ihm zum Vorwurfe und hat ihm in der öffentlichen Meinung am meisten geschadet. Er entschuldigt sich in seinen Flugschriften mit der Gehässigkeit, die aus dem Verfahren hervorgeleuchtet habe, und mit der allerdings wohlbegründeten Besorgniß, daß man ihm während der Untersuchungshaft die Mittel für die Korrespondenz u. s. w. versagt haben würde, wodurch er seine Unschuld allein habe beweisen können.

Das Material zur Beurtheilung von Libri's Prozeß liefern uns auf der einen Seite die Anklageschrift, auf der andern die Schriften, die er und seine Freunde, Paul Lacroix (unter dem Namen des Bibliophilen Jakob auch dem romanlesenden Publikum bekannt), Lamporecchi, Silvester, Jubinal, Lepelle, Brunet, Prosper Merimee u. a. m. veröffentlicht haben. Die Anklageschrift geht von lauter Voraussetzungen aus, für die der Beweis fehlt. Die Bibliothek Libri's ist zu 600,000 Franken Werth geschätzt worden, weder er noch seine Mutter haben Vermögen gehabt, folglich muß Libri die Bücher gestohlen haben. Gegen eine solche Logik läßt sich sehr vieles erinnern. Wenn eine Sammlung 600,000 Franken werth ist, so ist damit keineswegs gesagt, daß der Besitzer diesen Preis wirklich

bezahlt habe. Libri, der ein ausgezeichneter Bücherkenner und von allen in Frankreich, England und Italien vorkommenden Auktionen im voraus unterrichtet, außerdem in der Stellung war, unter der Hand die vortheilhaftesten Ankäufe machen zu können, der seit 1834 kaufte und verkaufte, konnte mit einem geringern Kapital anfangen und dieses durch glückliche Geschäfte verdoppeln und verdreifachen. Merimee bezeugt, Rechnungen, Quittungen und Kontrakte unter der Hand gehabt zu haben, aus denen hervorgeht, daß der Angeklagte von 1834—1848 überhaupt für 228,000 Franken Bücher gekauft habe. Ein Theil dieser Summe kam aus seinem Geschäfte selbst, den andern Theil nahm er aus seinem eigenen und aus dem Vermögen der Mutter. Die Anklage nimmt an, daß diese letztere arm gewesen sei, folglich keine Bücher habe kaufen können, was aus einer Stelle in einem Briefe an ihren Sohn geschlossen wird, worin es heißt: „Du richtest mich zu Grunde und solltest doch keinen Pfennig unnütz ausgeben; ich sterbe noch im Spittel.“ Diese Mutter hat aber ihrem Sohn von 1832 an, wie die Rechnungen ihres Pariser Bankiers ausweisen, 54,000 Franken baar geschickt und ihm außerdem fortwährend bedeutende Geschenke gemacht, z. B. im Jahre 1842 siebenhundert Bände Handschriften, die sie aus der Sammlung des Marchese Pucci ankaufte und mit 18,000 Franken bezahlte. Mit solchen Kapitalien und Geschenken konnte Libri starke Gewinne machen, da der antiquarische Handel bei seiner Ankunft in Frankreich wenig Liebhaber fand, nach und nach aber zu einer wahren Modewuth wurde. Es wären sehr viele Beispiele anzuführen, daß Bücher, welche 1834 zu ganz niedrigen Preisen verkauft wurden, 1844 einen zehnfach höheren Werth hatten. Die Anklage entwirft weiter von dem Studirzimmer Libri's ein Bild, wonach dieses wie die Werkstatt eines Fälschers erscheint. Man hat zu Fälschungen dienende Werkzeuge gefunden, nämlich gewisse Eisen, die man braucht, um alte Einbände nachzuahmen, „Modelle“ mit Durchzeichnungen und Abklatschen alter Bilder, Blätter Papier, die planirt waren, Buchdruckertypen u. a. m. Solche Werkzeuge sind bei allen Bücherkennern in Gebrauch, nicht um Bücher zu fälschen, sondern um sie zu restauriren. Man stellt damit alte kunstvolle Einbände her, man reinigt beschmutzte Blätter und entfernt endlich auch Stempel und Randbemerkungen, die, wenn die erstern nicht von einer bekannten Bibliothek, die letztern nicht von einem berühmten Manne herrühren, wie Schmutzflecken betrachtet werden. Es ist mithin kein Beweis von irgend einer Schuld, wenn die Anklage von Stempeln spricht, die augenscheinlich wegradirt waren. Sie weiß auch von der Anwendung von Säuren und sagt wörtlich: „Das vorgefundene Exemplar der Theseide trägt auf dem Titel rundförmige Spuren eines Stempels, der mit Hülfe einer Säure vertilgt wurde und einem der Stempel der Bibliothek genau zu entsprechen scheint; mehr als „genau zu entsprechen scheint“ läßt sich nicht sagen, da die Umrisse des Stempels unter dem Einflusse der Säure an Genauigkeit und Festigkeit verloren haben.“ Diese Stelle zeugt von einer starken Unkenntniß der Sachverständigen und der Richter, die beide nicht wissen, daß Buchdruckerschwärze von keiner bekannten Säure angegriffen wird, weßhalb ein Stempel nicht anders zu entfernen ist als durch Radiren. Die verwischten Umrisse des Stempels kann jeder Buchbinder erklären. Das Blatt Papier, worauf sich der Stempel befand, ist beschmutzt gewesen, gewaschen, darauf gepreßt und so der verwaschene Zustand der Stempelumrisse erzeugt worden. In der Anklage werden zwei Beispiele von dem „Auswaschen von Stempeln mittelst Säuren“ hervorgehoben, die beide sehr unglücklich gewählt sind. Es hat sich ein Exemplar der Epigramme Pamphilo Sasso's vorgefunden — die Anklage nennt das Buch Epigrammatum Pamphyli — auf dem der Stempel der Mazarin'schen Bibliothek noch zu erkennen ist. Mithin hat Libri das Exemplar der Bibliothek gestohlen, aber diese hat von je nur ein Exemplar der Epigramme gehabt und besitzt dasselbe noch heute. Ein zweites Buch „Ursprung der Volkssprüchwörter von Fabritii“ — die Anklage kennt den Verfasser nur unter seinem Vornamen Cinthio — ist mit verwaschenem

Stempel u. s. w. in derselben Verfassung. Nun ist der Mazarin'schen Bibliothek wirklich ein solches Exemplar gestohlen worden, aber nicht von Libri, sondern lange vor dessen Zeit, was dadurch bewiesen ist, daß sich das gestohlene Exemplar im British Museum befindet, als Theil einer Sammlung, welche der König Georg IV. im Jahre 1827 dem Museum zum Geschenk machte. Nachdem Libri verurtheilt worden ist, machen sich die Konservatoren des Museums ein Vergnügen daraus, dieses Exemplar jedem Fremden zu zeigen.

Die Hauptbeweise von Libri's Schuld nimmt die Anklage daher, daß in seinem Besitz eine Anzahl von Büchern gefunden worden sind, welche ehemaliges Eigenthum von öffentlichen Bibliotheken waren. Die Thatsache gesteht Libri zu, aber er leugnet mit Recht, daß daraus auf ein von ihm begangenes Verbrechen geschlossen werden könne. Es ist allgemein bekannt, daß alle öffentlichen Bibliotheken zuweilen Bücher weggeben, indem sie theils ihre Doubletten verkaufen, theils ihre Bücher gegen andere, welche ihnen werthvoller sind, vertauschen. Es macht sich daher kein Bücherfreund ein Gewissen daraus, Bücher mit dem Stempel von Bibliotheken zu besitzen, und man findet solche in jedem französischen Antiquarladen. Außerdem cirkuliren im Handel eine Menge gestohlene Bücher, die zum Theil seit sehr langer Zeit den Bibliotheken fehlen, in der Zwischenzeit von Hand zu Hand gingen, und von Niemand reklamirt werden. Von der Mazarin'schen Bibliothek klagte Leprince schon 1782, daß diese Bibliothek förmlich geplündert worden sei, und daß die seltensten Bücher derselben abhanden gekommen seien. In den Werken von Haenel und Dibdin kann man zahlreiche Belege finden, wie man in Frankreich mit den Werken öffentlicher Bibliotheken umgegangen ist. In der Bibliothek von Rouen, die nach der Revolution noch 250,000 Bände hatte, fand Dibdin deren nicht mehr als 20,000, und Haenel sah in der Bibliothek von Carpentras von den 2000 Manuskripten, die sich im Jahre 1808 dort befanden, noch 669. Die letztgenannte Bibliothek spielt in dem Prozeß Libri's eine wichtige Rolle. Er hatte 1841 den Auftrag, den Zustand derselben zu untersuchen, und notirte in sein Tagebuch über die dort aufbewahrten Manuskripte von Peiresc: „Es finden sich davon 86 Bände, alle in gutem Zustande, mit Ausnahme von zweien oder dreien, an denen einige Blätter fehlen.“ Diese 86 Bände, schließt die Anklage, waren mithin noch vorhanden, als Libri die Bibliothek untersuchte, und da gegenwärtig die Zahl eine viel geringere ist, so hat Libri die fehlenden gestohlen. Jene Notiz bezieht sich aber auf den Zustand der Manuskripte von 1797, und ist von Libri wörtlich entnommen aus dem „Encyklopädischen Magazin“ von Millin, Th. 2, S. 503 des Jahrgangs 1797. Wie leicht es sei, Bücher mit Bibliotheksstempeln zusammenzubringen, bewies Libri seinen Gegnern, als er nach dem Beginn des Prozesses bei den Antiquaren von London und Paris in wenigen Tagen 203 solcher Bücher auffaufte und mit den Quittungen der Verkäufer an den Minister des öffentlichen Unterrichts Falloux einschickte. Daß bei Libri, der häufig größere und kleinere Bibliotheken im ganzen kaufte, nur wenig gestempelte Bücher vorgefunden wurden, erklärt sich aus seiner Gewissenhaftigkeit. Er machte mehreren Bibliotheken verlorene oder gestohlene Bücher, in deren Besitz er gelangte, zum Geschenk, drei namhafte Gelehrte, Silvestre, Bailleul und Crosnier, die seine Kataloge aufstellten, hatten von ihm die bestimmte Weisung, alle gestempelten Bücher, welche sich vorfinden würden, zurückzustellen. Seine Buchbinder und Restauratoren — es sind unter ihnen die berühmten Künstler Bigna, Bauzonnet und Duru — haben einstimmig bezeugt, daß er ihnen niemals zugemuthet habe einen Stempel wegzuradiren. So wenig Gewicht legte er darauf, den Ursprung seiner Bücher zu verheimlichen, daß er das Reinigen und Ordnen derselben durch Beamte der Mazarin'schen, der National- und der Instituts-Bibliothek besorgen ließ.

Libri soll nach der Anklageschrift, auf die hin die Verurtheilung erfolgt ist, auch viele Autographen entwendet haben. In Beziehung auf diese Anklage haben

Digitized by Google

wir dasselbe vorauszuschicken, was bei den Büchern gesagt wurde: die Bibliotheken tauschen und verkaufen viele Autographen, noch mehr werden ihnen gestohlen. Fourier berichtet von einem Briefe der berühmten Demoiselle Germain, worin diese ihre Verwunderung ausspricht, „daß die Briefe der ältesten Astronomen des Observatoriums auf die galanteste Weise den Modedamen geschenkt würden, so daß man Autographen von Fermat, Descartes und andern Mathematikern weit eher in den Albums von Damen als in den Archiven des Instituts finden werde.“ Als die Nachlassenschaft Buache's, eines berühmten Mitglieds des Bureau des Longitudes, versteigert wurde, kamen achtzig Mappen mit Autographen zum Verkauf. Alle rührten aus öffentlichen Anstalten her, und es befand sich darunter ein Befehl des Ministers, keine Autographen mehr zu verkaufen. Libri besaß ebenfalls solche Autographen, aber er hat mindestens einen guten Gebrauch davon gemacht. Als er bei einem Kleinkrämer in Metz die Papiere Fermat's aufgefunden hatte, die dem Institut entwendet worden waren, machte er dies öffentlich bekannt und erbot sich bei der Herausgabe derselben unentgeltlich mitzuwirken. Der Minister des öffentlichen Unterrichts Villemain wollte die Papiere für den Staat ankaufen, Libri schenkte dieselben der Nationalbibliothek. Dies mag Stolz oder Eitelkeit gewesen sein, die Handlungsweise eines Diebes war es gewiß nicht. Die Anklage enthält unter anderm die Beschuldigung, daß Libri den Großherzog von Toskana bei dem Verkauf von Autographen um 900 Franken betrogen habe, näher ausgedrückt, daß er den Ankaufspreis von Handschriften, die der Bibliotheca Magliabecchiana gestohlen und an ihn gelangt waren, zu 2400 Franken angegeben, in Wahrheit aber nur 1500 Franken dafür gezahlt habe. Der Vorfall, auf den diese Beschuldigung Bezug nimmt, ist folgender. Bei einem Besuche in Florenz (1844) besichtigt Libri abermals in der genannten Bibliothek ein Päckchen, das folgende Aufschrift von der Hand des Kardinals Hippolyt von Medici hat: „Dies ist der Bart, den ich, der Kardinal Hippolyt, dem Verräther Johann Lukas Orsini ausgerissen habe, an dem Tage als ich ihm im Vorzimmer des Papstes einen Dolchstich gab.“ Libri findet den Inhalt des Päckchens vermindert, er äußert sich darüber unvorsichtig, und es wird ihm nun der Besuch der Bibliothek untersagt, wofür er seine Rache nehmen will. Er weiß, daß der Antiquar Charon in Paris Autographen aus dieser Bibliothek verkauft, die er durch einen gewissen Truchi erhält, meldet sich als Käufer, giebt 900 Franken Vorschuß und zahlt später noch 1500 Franken, für die er 316 Briefe erhält. Diese überschickt er dem Großherzog für den Ankaufspreis, d. h. für 2400 Franken. Daß der Hergang so ist, bezeugen sieben Zeugen, unter denen sich Letronne und der Prinz della Cisterna befinden.

Ergiebt sich aus diesen Zügen, mit welchem Leichtsinn der Prozeß gegen Libri geführt worden ist, so muß unser Erstaunen noch mehr zunehmen, wenn wir in Einzelnheiten eingehen. In der Anklage finden sich immer zwei Hypothesen mit einander in Verbindung gesetzt, die eine, daß dieser oder jener Bibliothek Bücher fehlen, die zweite, daß Libri dieselben unterschlagen habe, aber die zweite Hypothese erhält niemals einen Beweis zu ihrer Unterstützung, und die erste ist häufig falsch. Mit andern Worten, Libri wird als überwiesen des Diebstahls angenommen, und die Bücher, die er gestohlen haben soll, befinden sich noch auf ihren alten Stellen in den Bibliotheken. In der Anklageschrift wird die Aussage eines Aufsehers der Mazarin'schen Bibliothek aufgeführt, der für Libri das Reinigen von Büchern besorgte. Dieser Zeuge erkannte an einem Petrarca in Folio in der Libri'schen Bibliothek den rothen Stempel der Mazarin'schen Sammlung, den er selbst, halb auf den Rand und halb auf den Druck, aufgesetzt haben will. Er machte Libri darauf aufmerksam, dieser behauptete der rechtmäßige Eigenthümer zu sein und beschäftigte den Zeugen von da an nicht mehr. Bessere Zeugen haben aber ausgesagt, daß der Petrarca in Folio fortwährend in der Mazarin'schen Bibliothek gewesen sei, und daß man den rothen Stempel erst zwei Jahre nach Eröffnung

des Prozesses aufgedruckt habe. Libri hat an das Britische Museum den Recueil des histoires de Troie für 200 Pfund Sterling verkauft, nach der Anklage ist das Werk von ihm der Bibliothek von Troyes gestohlen worden. Man hat das Buch in dieser Bibliothek gesucht und gefunden, obgleich es nicht im Kataloge steht. Es ist ein Folioband ohne Jahreszahl, in Paris bei Philipp Lenoir gedruckt, das von Libri verkaufte Buch ist ein Caxton. Die Bibliothek von Montpellier hat einen Catull, gedruckt von Aldus Manutius, verloren, Libri einen verkauft, der aus der Bibliothek von Piacenza kam. Dieser Ursprung geht aus dem Stempel hervor, aber der Stempel ist nach der Anklage ein falscher, Libri hat ihn schneiden lassen, um irre zu führen. Die Anklage folgert die Fälschung aus dem, was sie aus dem Stempel liest, dessen Inschrift heißen soll: Bibliotheca S 10, in Casalibus Placentiae. Die wirkliche Inschrift lautet aber: Bibliothecae S. io in Canalibus Placentiae und weist als Ursprungsort ganz richtig auf die Bibliothek des Klosters San Giovanni in Canali zu Piacenza hin. Die Anklage hat die Anfangsbuchstaben des heiligen Johannes für die Zahl 10 gehalten. Im sechszehnten Jahrhundert wurden in Italien Spottlieder gedruckt und von den Blinden auf den Straßen verkauft. Fand ein solches Lied Anklang, so wurde es in Tausenden von Exemplaren gedruckt. Jetzt sind diese Lieder selten geworden und werden sehr theuer bezahlt. Libri hat im Jahre 1847 über fünfhundert solcher Lieder verkauft, 22 sollen der Mazarin'schen Bibliothek gehört haben, was daraus geschlossen wird, daß diese 22 Lieder mit gleichen Titeln besaß. Von diesen 22 sind aber 21 in 12., die entsprechenden Lieder der Libri'schen Sammlung in 8., und bei mehreren stimmen nicht einmal die Jahreszahlen der Drucke, bei einem noch dazu die Druckorte nicht. Die Bibliothek von Troyes besaß einen Mattheolus ohne Angabe der Jahreszahl, Libri hat einen solchen verkauft, dem ebenfalls die Jahreszahl fehlt, folglich ist der Diebstahl erwiesen. Auf der letzten Seite des Exemplars von Libri sind aber die Verse zu lesen:

Pour l'an que je suis mis en sens,
Retenez M et cinq cens,
Je vous prie, ostez en huict.

Die Angabe des Jahres 1492 als Druckjahr kann nicht deutlicher sein. Außerdem ist das Libri'sche Exemplar ein Folioband, das von Troyes in 4. Am merkwürdigsten ist wohl, daß Libri zwei Bücher gestohlen hat, welche in diesen Ausgaben nie existirt haben, einen Sallust von Aldus Manutius, Venedig 1519, und einen Seneca, Rom 1475. Die Anklage weiß nicht einmal eine Uebersetzung vom Original zu unterscheiden. Der Mazarin'schen Bibliothek fehlt: Macchiavelli compendio con fatti in Italia ne dieci anni, in 12., Libri hat verkauft: Malclavelli florentini compendium decennii in Italia gestarum, ad viros florentinos, incipit feliciter, in 8. Das soll das der Bibliothek fehlende Buch sein! In der Mazarin'schen Bibliothek vermißt man einen Rinaldo appassionato von Bojardo, Libri verkauft einen Rinaldo appassionato von Baldovinetti; auch das ist das gestohlene Buch, obgleich der Verfasser ein ganz verschiedener ist. Die Beweise von der Entwendung von Autographen durch Libri sind eben so leichtsinnig geführt. „Ein Brief von Chifflet vom 2. Juni 1623 ist aus einer öffentlichen Anstalt verschwunden. Libri muß ihn unterschlagen haben, denn er hat einen Brief desselben Chifflet von demselben Jahre verkauft." Hatte Chifflet die Gewohnheit, nur einmal im Jahre zu schreiben? Die Mazarin'sche Bibliothek hat eine Sammlung eingebüßt: „Briefe verschiedener Offiziere an die Königin von Navarra"; Libri hat einen Brief des Admirals Coligny an dieselbe Königin verkauft, mithin ist er der Dieb. Die Anklage beweist ihm in einem Falle, daß er ein Datum gefälscht hat, um den Ursprung einer Handschrift zu verbergen. Es handelt sich um einen Rubens'schen Brief vom 30. Mai 1625, der aber (sagt die Anklage) 1627

geschrieben ist. Den Beweis führt die Anklage damit, daß in dem Briefe die Rede von der Belagerung von La Rochelle ist, die nicht 1625, sondern 1627 begonnen hat. In Wahrheit hat die Belagerung 1625 ihren Anfang genommen.

Wir brechen hier den Nachweis der Fehler und Irrthümer des Verfahrens ab, um nicht zu ermüden. In allen Fällen ist es Sitte, dem Angeklagten seine Schuld zu beweisen, in diesem Falle ist es Libri, dem die Beweislast aufgebürdet wird. Er hofft aus seinem sichern Asyl, das er in England gefunden hat, die Anklage Stück für Stück zu widerlegen, womit freilich Zeit vergehen wird. Den Anfang hat er so glücklich gemacht, daß bereits die Meinung der kompetenten Beurtheiler für ihn gewonnen ist. Wer ihn wegen seiner Flucht tadelt, den verweist er in seinen Rechtfertigungsschriften auf den Fall des Grafen Alberti. Dieser unglückliche Mann verkaufte Manuskripte von Torquato Tasso, welche später für unecht erklärt wurden. 1838 deßhalb verhaftet, sah er sich Sachverständigen überliefert, die mit ähnlicher Sachkenntniß ausgestattet waren, wie die Richter im Librischen Prozeß, und galt für einen Fälscher. Endlich fanden sich besser Unterrichtete und nach dreizehnjähriger Haft sprach das zuständige römische Gericht den Grafen von der Anklage frei.

Nathaniel Hawthorne. Die amerikanische Literatur, welcher der Name Hawthorne angehört, macht in der neuesten Zeit die beachtenswerthesten Anstrengungen, sich von dem alles erstickenden Industrialismus des Landes loszumachen. In dieser republikanischen Gesellschaft, die nach der gewöhnlichen Meinung blos an Entwicklung ihrer materiellen Größe denkt, erstehen Denker und Dichter, denen selbst das Mutterland seine Achtung zu bezeugen gezwungen ist. Nathaniel Hawthorne, der gleich seinem Landsmann Emerson von Carlyle in England eingeführt worden ist, wurde im Jahre 1807 zu Salem im Staat Massachusets geboren. Seine Voreltern gehörten diesem Staat seit mehreren Generationen an; sie waren kühne Seeleute, einer von ihnen, Hawthorne der Verwegene, ist der Held einer Volksballade, welche die Großthaten besingt, die er als Kapitän der „schönen Amerikanerin" mit seiner Fregatte ausgeführt hat. Nathaniel H. studirte im Bowdoin-College (Maine) gemeinschaftlich mit dem Dichter Longfellow und wurde 1825 graduirt. Seine Freunde achteten ihn wegen seines Talents sehr hoch und thaten ihr Möglichstes, seinem Namen Berühmtheit zu verschaffen, aber dennoch dauerte es lange, ehe seine Landsleute auf ihn achteten. „Ich saß wie bezaubert am Rande des Lebensweges," sagt er von sich. „Alles um mich her grünte und blühte, aus hundert Pflänzchen wurden Sträucher, Stämme, Bäume, die mich umgaben, mir jeden Ausweg verschlossen, mich in tiefes Dunkel hüllten. Diese Bäume würden sich mit Moos überkleidet und die dürren Blätter von zwanzig Herbsten mich nach und nach begraben haben, wenn meine Freunde mir nicht zu Hülfe gekommen wären." In der Entmuthigung über seine geringen Erfolge vereinigte er sich mit einer Genossenschaft von Fourieristen, mit den „Brüdern in Harmonie", die in der Grafschaft Roxburgh ihren Sitz aufgeschlagen hatten. Brook-Farm, das Phalansterium der Gesellschaft, mag sonderbare Dinge gesehen haben. H. schweigt über seine dortigen Erlebnisse und macht nur einmal die Bemerkung, er sei einige Zeit mit Träumern zu Arbeit und Hirngespinnsten vergesellschaftet gewesen. Nachdem er sich von den Fourieristen getrennt hatte, verlebte er drei glückliche Jahre in einem alten Pfarrhause an der Brücke von Concord, die als der Schauplatz des ersten Kampfes zwischen Engländern und Nordamerikanern geschichtliche Bedeutung hat. Er verließ diese dichterische Einsamkeit, um in Boston eine Stelle als Zollinspektor anzunehmen, die er bis zur Wahl des Generals Taylor zum Präsidenten der Vereinigten Staaten behielt. Es ist in Amerika Sitte, daß wenn eine andere Partei ans Ruder kommt, die Beamten der unterliegenden Partei ihrer Stellen entsetzt werden. Dies geschah

auch H., und zwar wurde gegen ihn mit der größten Schroffheit verfahren. Die Journale seiner Partei erhielten dadurch einen willkommenen Stoff zu Deklamationen gegen die Whigs, als dieses Thema erschöpft war, verlor H. seine Bedeutung als politischer Charakter und konnte seine literarischen Arbeiten wieder aufnehmen, womit seinem Vaterlande jedenfalls mehr gedient ist, als wenn er fortgefahren hätte, in Boston Waarenballen zu untersuchen.

Die Werke Hawthorne's sind: Mosses of an old Manse. — The Scarlet Letter. — The House of the Seven Gables. — Twice told Tales. — The Snow-Image and other Tales. H. ist Humorist, von den Engländern, die er sich zum Muster genommen hat, gleicht er am meisten Charles Lamb. Er gilt für einen Mystiker und metaphysischen Dichter, wie dies in England und Amerika jedem begegnet, der die tiefern Probleme mit Ernst ins Auge faßt und sich mit deutscher Philosophie vertraut zeigt. Einigermaßen gerechtfertigt wird dieses Urtheil durch die Vorliebe für die Nachtseiten des Lebens, die er an den Tag legt. Sein Landsmann Washington Irving macht von Geistern und Gespenstergeschichten selten Gebrauch, H. liebt dieses Genre vorzugsweise, und seine Schilderungen können hier und da mit jenen unsers Hoffmann wetteifern. Sein bester Roman „Das Haus mit den sieben Giebeln" ist die Geschichte eines gespenstischen Bildes, das einen tödtlichen auf fünf Generationen forterbenden Zwist zwischen zwei Familien erregt. In den alten Staaten giebt es viele halbverfallene, einsam liegende Wohnungen der ersten Ansiedler, von denen jede ihre Gespenstergeschichte hat: in solchen Häusern läßt H. die meisten seiner Erzählungen spielen. Ganz abweichend von seiner Tendenz ist The Scarlet Letter, ein Roman, in dem das Problem der Ehe mit derselben Freiheit besprochen wird wie in den Romanen von George Sand, der aber gleichwohl in dem sittlichen Freistaat keinen Anstoß erregt hat, vielmehr sehr populär geworden ist. Sein Wesen charakterisirt er selbst am besten, wenn er in einer seiner Vorreden von sich sagt: „Ich schreibe als Einsiedler, aber ich unterhalte mich nicht mit meinen Gedanken und Gefühlen, ich bemühe mich, aus meiner Abgeschiedenheit herauszutreten und mich mit der äußern Welt in Verbindung zu setzen." Er ist zugleich Dichter und Beobachter; selbst wenn er die bizarrsten Gedanken verfolgt, giebt er diesen Gedanken so lebensvolle Repräsentanten, erzählt so anmuthig und hinreißend, daß man durch die Absicht, wenn man sie auch merkt, nicht verstimmt werden kann. Mit unserm Hoffmann theilt er die Manier, aus dem Reiche des Natürlichen in wenigen Uebergängen, die bei ihm aber nicht so plötzlich sind, in das Gebiet des Uebernatürlichen hinüberzulenken. In seinen kleinen Erzählungen begegnet man vielen historischen Zügen, die er stets seinem Heimathlande Massachusetts und meistens seiner Familiengeschichte entnimmt. Gewisse amerikanische Typen, der Quäker, der orthodox-nüchterne Prediger u. a. m. kehren häufig wieder, manches, z. B. seine in Amerika beliebteste Erzählung: Die Eisenbahn zum Himmel, wird für deutsche Leser durch diese amerikanischen Bezüge unverständlich.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von T. G. Gato in Meißen.

Margarethe Fuller. Der kleinen Zahl berühmter Frauen unseres Jahrhunderts reiht sich der amerikanische Name an, den wir eben niedergeschrieben haben, um doch außerhalb dieses Kreises zu bleiben. Die idyllische kindlich demüthige Bettina, die didaktische, mit dem tiefsten vielseitigsten Gefühl der Reflexion entgegeneilende Rahel, die leidenschaftliche, vom Sturm umhergeworfene George Sand, das Mannweib Lady Stanhope haben viele Beziehungen zu einander, Margarethe Fuller steht allein. Sie ist die individuellste, am wenigsten bestimmbare dieser Frauen, diejenige, welche am meisten Charakter und Widerstandskraft besitzt. Nehmen wir den Schluß ihres Lebens aus, wo das Handeln wider die Natur sich an ihr rächte, ihr Geist geknickt in sich zusammenbrach, so hat sie während der ganzen Dauer ihres Daseins nur ein Gesetz gekannt, nur einem Impulse gehorcht. Die Herrschsucht ist die Triebfeder, der sie allein gehorchte, alle ihre Worte und Handlungen gehen aus diesem Geiste hervor, drehen sich um diesen alles bestimmenden Punkt. Stolz, gebieterisch, beredt, mit einer merkwürdigen Anziehungskraft begabt, die man magnetisch zu nennen versucht ist, erscheint sie nie anders als mit einem großen Gefolge von Freunden und Bewunderern beider Geschlechter, in dem man Dichter, Philosophen, Männer des strengsten Studiums, Phantasten, Weltdamen und Blaustrümpfe bemerkt, und ist gleichsam die Circe der literarischen Welt und der idealistischen Schule Nordamerika's. Diese eigenthümliche Frau hat Denkwürdigkeiten hinterlassen, zu deren Herausgabe sich drei ihrer Freunde und Verwandten vereinigt haben: Memoirs of Margaret Fuller Ossoli, edited by James Freeman Clarke, Ralph Waldo Emerson and W. H. Channing; 3 vols, London, Richard Bentley, 1852. Nicht blos eine interessante Persönlichkeit lernen wir aus diesen Denkwürdigkeiten kennen, sondern auch, was für uns Deutsche noch werthvoller ist, deutsch-amerikanische Wahlverwandtschaften, Einwirkungen unserer Philosophie auf eine innere Entwicklung, die in dem Geistesleben der Vereinigten Staaten mächtig arbeitet.

Sarah Margarethe Fuller wurde als die älteste Tochter Thimotheus Fuller's und Margarethe Crane's am 23. Mai 1810 zu Cambridge-Port im Staate Massachusetts geboren. Der Vater war der Sohn eines Geistlichen, ein ausgezeichneter Advokat, dem politischen Leben nicht fremd, in seinen spätern Jahren Abgeordneter für die Grafschaft Middlesex am Kongreß. „Er war ein Mann," wie seine Tochter von ihm sagt, „dessen zeitliche Wünsche sich darauf beschränkten, ein geachteter Bürger zu sein und auf der Erde einen Platz für seinen eigenen Herd zu haben. Ein guter Sohn, ein guter Bruder, ein guter Nachbar, einer der thätigsten Geschäftsmänner, zählte er zu der Menschenklasse, welche durch die Umstände zur Mehrheit unsers Volks geworden ist." Daß er ein guter Vater gewesen sei, sagt die Tochter nicht. Die Erziehung, die er ihr gab, war eine rein gelehrte, in den Studienplan des jungen Mädchens waren nicht blos die neuen Sprachen, sondern auch die mittelalterliche, selbst die alte klassische Literatur aufgenommen. Der Vater unterwarf sie der strengsten Disciplin, und ließ sie so angestrengt arbeiten, daß die Gesundheit des kräftigsten Knaben darunter gelitten haben würde. Zerstreuungen, Unterhaltungen mit Freundinnen, kindliche Spiele gab es für sie nicht, in dem elterlichen Hause befand sich keine Altersgenossin, nicht einmal ein Hausthier. War sie von ihrem Latein ermüdet, so hatte sie keine Erholung als Bücher, aber nicht etwa Poesien und Romane, sondern Kirchenväter und Philosophen, Augustin und Chrysostomus, zur Abwechslung Leibnitz und Helvetius. Mit Shakspeare und Cervantes machte sie verstohlener Weise Bekanntschaft, der Vater nahm ihr die Bücher weg, wenn er bemerkte, daß sie sich mit so leichter Waare beschäftige. Eine solche Erziehung mußte nicht blos ihre körperliche Gesundheit stören, sondern auch das Gleichgewicht ihres Geistes

verrücken. Wenn das Kind bis spät in den Abend gearbeitet hatte, was an jedem Tage geschah, und nun zur Ruhe gehen sollte, so weigerte es sich regelmäßig. Jedermann wunderte sich darüber, und Mutter und Tanten schalten Margarethe wegen ihrer Unart. „Aber sie wußten nicht," sagt sie, „daß so wie das Licht ausgelöscht war kolossale Figuren vor mir aufstiegen, die langsam auf mein Bett zuschritten und wie sie näher kamen immer scheußlicher und gespenstischer wurden. Sie wußten nicht, daß das Kind, wenn es einschlief, von Pferden träumte, die es mit den Hufen zermalmten, von bluttriefenden Bäumen, zwischen denen kein Ausweg zu finden war. Wie könnte man sich da wundern, daß das Kind zu einer Nachtwandlerin wurde! Eines Tags hörten die Eltern es, kamen herzu und weckten es aus seinem Halbschlafe; Margarethe erzählte ihnen, was sie geträumt habe, und der Vater befahl ihr mit Härte, an solche Dummheiten nicht mehr zu denken, weil man über dem Zeug den Verstand verlieren könne. Er ahnte nicht, daß er selbst die Ursache dieser nächtlichen Schrecken sei." Wie sie größer wurde, traten an die Stelle dieser Erscheinungen Nervenleiden aller Art. Der abstrakte Verstand verdrängte den praktischen Sinn für das Wirkliche, das Alpdrücken hörte auf, die innern Visionen nahmen zu. Der falschen Richtung, welche der Vater ihrem Leben gab, verdankte Margarethe alle Fehler ihres Geistes, und namentlich entwickelte das verfrühte Studium der Alten in ihr jenen maßlosen Stolz, den wir schon als den Grundzug ihres Charakters genannt haben. Die Natur wurde in ihr erschöpft, ertödtet, die schöpferische Kraft erstickte im Keime. Es wurde dadurch auch eine gewisse Ungeselligkeit in ihr erzeugt, die sie während ihres ganzen Lebens nicht abgelegt und selbst in innigsten Beziehungen bewahrt hat. Sie fühlte sich stets einsam, und mitten unter ihren zahlreichen Freunden lebte sie in einer Art geistigen Isolirung. Daß sie sich ein Ideal von Vollkommenheit bildete, aller Orten nach den Männern Plutarchs und Shakspeare's suchte, das Haus ihres Vaters, ihre Familie, ihre sonstige Umgebung kleinlich fand, in der Kirche, auf Spaziergängen nichts als herausgeputzte Gewöhnlichkeit sah, war eine weitere Folge der reichlichen Nahrung, die man ihrem Stolz gegeben hatte. Ihre Blicke irrten kalt und verachtend über die gewöhnliche Welt, die Bekanntschaft mit einer geistreichen Engländerin von Stande, die ihr die geistigen Reichthümer des europäischen Lebens pries, vermehrte noch ihre Abneigung gegen das Amerikanische. Als die Dame abreiste, verfiel Margarethe in einen Trübsinn, der größtentheils durch Langeweile entstand. „Ich weiß nicht, was Margarethe quält," sagte ihr Vater eines Tags; „man bemerkt keine Krankheit an ihr, aber sie wird zuverlässig blödsinnig werden. Eine Luftveränderung wird gut thun." Man brachte sie in ein Pensionat, das eine Mistreß Prescott in Groton hielt. Die jungen Mädchen, in deren Mitte sie trat, fanden die sonderbare Novize eine kurze Zeit interessant und ließen sie dann allein. Die Falte, welche ihr Geist bereits bekommen hatte, wurde tiefer, sie zog sich noch mehr in sich selbst zurück, und der einzige Gewinn, den sie aus dem Pensionat ins väterliche Haus zurückbrachte, war der feste Entschluß, nie unwahr zu sein. Dieses Gelübde hat sie gehalten, ein zweites Gelöbniß, ihrem Stolz zu entsagen, ist von ihr eben so bald gethan als gebrochen worden.

Mit Margarethens Rückkehr ins väterliche Haus beginnt eine zweite kurze Periode ihres Lebens, die mit dem Jahre 1835 abschließt. Ihr Charakter war vollständig ausgebildet, so wie sie jetzt war, ist sie bis zu ihrem Tode geblieben. Sie war nicht schön, ihr Aeußeres hatte nicht einmal etwas Anziehendes, obgleich ihr weiches blondes Haar, ihre lebhaften Augen, ihr geschmackvoller Anzug, ihre Anmuth beim Tanz bei andern Frauen gefallen haben würden. Nervöse Zuckungen ihrer Gesichtsmuskeln, ein unangenehmer Klang der Stimme, eine Betonung, in der sich ihr Hochmuth verrieth, machten beim ersten Begegnen den fatalsten Eindruck. „Im Anfange wirkte bei ihr alles abstoßend," sagt Emerson, „und als ich sie zum ersten Male sah, sagte ich zu mir selbst: Wir werden mit

Digitized by Google

einander nicht lange verkehren. Sie machte auf die Personen, welche mit ihr zusammentrafen, das erste Mal einen so unangenehmen Eindruck, daß man mit ihr nicht gern in demselben Zimmer blieb." Diese Abneigung verschwand bald, wenn man mit ihr länger zusammen blieb. In der Unterhaltung hatte sie in Amerika nicht ihres Gleichen, obgleich sie mehr blendete als fesselte, ihre Bemerkungen wie Urthellssprüche abgab und jede Erwiederung abschnitt. Mit ihrem gebieterischen Wesen und ihren Angriffen setzte sie die mit ihr Sprechenden häufig fast in Schrecken und verletzte eben so oft durch plötzlich hervortretende satirische Spitzen. Ihr ganzer Charakter zeigt sich in ihrem Ausspruch: der natürliche, gutmüthige Humor habe weit weniger ihren Beifall, als ein schneidender, wie ein Pfeil eindringender Verstand. Geliebt hat sie bis auf die letzte Zeit ihres Lebens nicht, neben ihrem Stolz konnte eine Leidenschaft, welche so viel Selbstverleugnung verlangt, nicht Raum finden. „Ich kann sagen, daß ich nie geliebt habe," schreibt sie 1839. „In den Wolken sehe ich einen Wiederschein von dem, was mein Leben hätte sein können. Wie in einer camera obscura erscheinen mir Bilder, wie ich als Tochter, Gattin und Mutter hätte fühlen können, aber wirklich an mir selbst erfahren habe ich diese enge Neigungen des Lebens nicht. Indessen war ich für viele eine Schwester, für andere ein Bruder und für noch viel mehr Menschen eine sorgsame Wärterin." Statt der Liebe hatte sie die Freundschaft, die sie zu der Höhe einer Wissenschaft und einer Kunst erhob. Sich Freunde zu erwerben und zu erhalten, die Zahl derselben fortwährend zu vermehren, war ihre Hauptbeschäftigung. Sie hatte ein ganzes Heer von Freunden, über das sie als unumschränkte Königin herrschte. Wer ihre Freundschaft erwerben wollte, mußte sich zahlreichen Prüfungen unterwerfen und vor allen Dingen sich stillschweigend unterordnen. Es geschah ihr oft, daß ein Freund, der dieser Sklaverei müde wurde, sich ihr zu entziehen suchte, aber in einem solchen Falle bot sie ihre ganze Kunst auf und holte den Fliehenden ohne Ausnahme zurück. Daß sie keine Gleichheit in der Freundschaft anerkenne, mehr fordere als gebe, verhehlte sie keinem. „Entschuldigen Sie meine Bedenklichkeiten und meine selbstsüchtige Anmaßung," schreibt sie an ihren Vetter Freeman Clarke. „Diejenigen, welche sich um meine Freundschaft bewarben und die ich oft aufrichtigst liebte, haben stets lernen müssen, sich mit dieser Ungleichheit in unsern Beziehungen zu begnügen, die ich jedem zur Bedingung mache." Ihrem Stolz, dem kolossalsten, den man seit den Tagen Scaligers gesehen hat, ließ sie vor ihren Freunden frei den Zügel schießen. Sie sagte mehrmals: „Ich kenne gegenwärtig alle Leute in Amerika, deren Bekanntschaft überhaupt der Mühe verlohnt, und noch bin ich keinem Verstand begegnet, der sich dem meinigen vergleichen ließe." Aber dieser unvergleichliche Verstand war mit Aberglauben aller Art behaftet. Margarethe glaubte an die Zauberkraft gewisser Edelsteine, an kabbalistische Zahlen, an Talismane, an Ahnungen und Vorbedeutungen, an den Einfluß von Jahres- und Geburtstagen. Für den Planeten Jupiter hegte sie eine besondere Vorliebe, den Monat September hielt sie für einen verhängnißvollen Monat. Sie glaubte an Wahrsagungen und befragte oft die Bibel, welche ihr zuweilen merkwürdige Antworten gab. Dieselbe Art des Befragens*) wendete sie bei neuen Büchern an, welche sie besonders interessirten, weil sie meinte, daß ein solches Buch eine spezielle Beziehung zu ihr haben müsse. Auch an die Mysterien der Dämonologie, die Bedeutung der Träume, die Symbolik der Pflanzen und Blumen glaubte sie. Der Einfluß der deutschen Karfunkelpoesie äußerte sich bei ihr darin, daß sie diesen edlen Stein zu ihrem Liebling erkor und an eine Verschiedenheit der Geschlechter in den einzelnen Exemplaren glaubte, so daß der weibliche Karfunkel seine Strahlen

*) Dieselbe besteht bekanntlich darin, daß man ein Buch aufs Gerathewohl aufschlägt; die erste Stelle, auf die das Auge fällt, ist eine Wahrsagung. Im Mittelalter hatte besonders Virgil die Ehre, auf diese Weise befragt zu werden, daher der Name: Sortes Virgilianae.

nach außen, der männliche nach innen werfe. Der Grund ihres Wissens war durchaus deutsch, unsere Philosophie hat ihren kühnen Geist ausgebildet, aus unsern Schriftstellern hat sie ihre Reformgedanken geschöpft und ihre Hoffnungen, das Ideal auf dieser Erde zu verwirklichen. Sie kannte alle Weltliteraturen, von der griechischen bis zur spanischen, aber der deutschen gab sie in jeder Beziehung den Vorzug. Dies dehnte sich bei ihr bis auf die Musik aus, Beethoven war ihr alles, sie schrieb seinem Schatten Briefe, die in hingebender Zärtlichkeit von Bettina's Briefen nicht übertroffen werden. Diese Vorliebe für das Deutsche ist trotz allem Racenhochmuth der Amerikaner ein allgemeiner Zug und sie nimmt nach den unverwerflichsten Zeugnissen mit jedem Jahre zu. Unsere armen Auswanderer stößt der geldstolze Amerikaner mit Hohn von sich, vor unserer Literatur hegt er Hochachtung. Dieses Verhältniß der amerikanischen geistigen Bewegung zu der unsrigen ist im ganzen wenig bekannt, und eine kurze Bezugnahme darauf wird um so eher gestattet sein, als die philosophische Schule, deren Mittelpunkt Margarethe Fuller funfzehn Jahre lang war, als Vertreterin deutsch-amerikanischen Geistes ihre eigentliche Bedeutung hat, Margarethe selbst aber in dieser Beziehung einen Einfluß geübt hat, den die Amerikaner als einen unermeßlichen bezeichnen.

Die ältere nordamerikanische Doktrin, die zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges vorherrschte, war eine Vermischung des Protestantismus mit der Philosophie Locke's und Voltaire's. Franklin ist der beachtenswertheste Repräsentant dieser Schule. Als sie verfiel, gab es ein regeres Leben nur noch in zwei Sekten, den Unitariern und Swedenborgianern. Den Zustand, der aus dieser Oede entstand, schildert Margarethe Fuller mit wahren Farben, wenn sie sagt: „Seit der Revolution kamen in der Geschichte unseres Landes wenig Begebenheiten vor, welche geeignet gewesen wären, höhere Eigenschaften in Thätigkeit zu setzen. Ein fortdauerndes Glück übt auf Nationen dieselbe Wirkung wie auf Individuen: es nutzt die edelsten Fähigkeiten ab, ohne sie zu entwickeln. Die Nothwendigkeit, die materiellen Hülfsquellen eines ausgedehnten Gebiets zu öffnen, das politische und kommerzielle Fieber, das von unsern Institutionen unzertrennlich ist, erzeugen die Tendenz, die Aufmerksamkeit der Menschen auf das, was in Zeit und Raum beschränkt ist, auf die äußern Vortheile ihrer Lage zu richten. Die oberflächliche Verbreitung von Kenntnissen macht den Geist einer Nation eher gewöhnlich, als sie ihn erhebt, indem sie die Menschen jener bessern Art der Erziehung beraubt, welche auf Ehrfurcht und Scheu vor dem Höhern beruht, und sie zu dem Glauben bringt, ihnen stände ein Urtheil zu über alles, was sie dunkel wahrzunehmen vermögen. Die Menge sieht eine breite Oberfläche und vergißt den Unterschied zwischen Sehen und Erkennen. Mit einem Worte, die Macht der Umstände hat aus uns ein oberflächliches, unehrerbietiges Volk gemacht, das mehr daran denkt, Geld zu verdienen, als sich auf eine höhere geistige und sittliche Stufe zu heben. Neu-England ist jetzt alt genug, und mehrere seiner Kinder haben so viel Muße, um sich über einen solchen Zustand beunruhigen zu können. Daraus entsteht bei einer kleinen Minderheit eine heftige Reaktion gegen eine Kultur, welche solche Früchte trägt. Mehrere unter uns sehen, daß die politische Freiheit nicht nothwendig Freisinn des Geistes erzeugt, daß die kirchliche Freiheit an sich nicht zu einem tiefern Glauben führt, und da diese Besseren erkennen, daß äußerlich wahrnehmbare Veränderungen eine innere moralische Umwandlung voraussetzen, so bemühen sie sich den Geist anzureizen und zu spornen, auf daß er sich zu seinem Werke aufraffe. Unbefriedigt von der materialistischen Religion, werden sie Mystiker, angewidert von den Gemeinheiten einer Geldaristokratie, machen sie sich zu Radikalen. Sie tadeln alles, was besteht, weil alles, was besteht, gar zu gewöhnlich ist." Die kleine Minderheit, von der in diesen Worten Margarethens gesprochen wird, ist die Schule, die sich die transcendentale nennt. Auch ihre Tendenz ist in dem Obigen angegeben, und sie ist keine andere, als das amerikanische Leben zu vertiefen, den Geist der Forschung

unter dem kaufmännischen Volke heimisch zu machen, den kühnen Sinn, der das Erbtheil dieser Nation ist, auf ein Feld zu lenken, wo nach sauren Mühen die reichsten Früchte gebrochen werden können. Dazu mußte die Schule die europäische Kultur zu Hülfe nehmen, und sie wählte vorzugsweise, fast ausschließlich, die deutsche Philosophie. Schelling und Hegel, Schleiermacher und Dewette, auch Novalis, sind ihre Führer, neben diesen noch solche Philosophen, die von deutschem Geiste angeweht sind, der Franzose Cousin, die Engländer Coleridge und Carlyle. Margarethe wurde die Seele der Schule, und man kann sogar sagen, daß diese ohne sie nicht existirt haben würde. Die jungen Philosophen hatten alle dieselbe Richtung, aber die Entfernung ihrer Wohnsitze, die Verschiedenheit ihrer Beschäftigungen und ihrer Charaktere trennte sie, so daß sie mehr eine unsichtbare Kirche bildeten. Margarethe wurde der Vereinigungspunkt, jeder Einzelne suchte sie auf, legte ihr seine Zweifel vor, empfing von ihr Lehre und Aufmunterung.

Im Herbst des Jahres 1835 starb ihr Vater an der Cholera, und Margarethe, die jetzt fünfundzwanzig Jahre alt war und bis dahin keine andere Arbeit als die Ausbildung ihres Geistes gekannt hatte, mußte ernste Pflichten übernehmen. Fuller hinterließ kein für den Unterhalt einer zahlreichen Familie hinreichendes Vermögen, Margarethe war die einzige Stütze für Mutter, Brüder und Schwestern. Sie wollte eben mit Professor Farrar und Miß Martineau eine Reise nach Europa machen, dieses Projekt wurde aufgegeben, ihr ganzes Leben ein anderes. Sie faßte den Entschluß, Lehrerin zu werden, und trat zuerst in einer Schule zu Boston, dann in einer andern zu Providence auf. Eifrig widmete sie sich der undankbarsten aller Arbeiten, lehrte gleichzeitig Lateinisch, Deutsch, Französisch und Italienisch. Einige Zeit lang fand sie in der neuen Beschäftigung ihr Glück, ihr Geist wurde ruhiger, in ihr Leben kam eine Frische, die bisher gefehlt hatte. Aber bald ermattete sie, ihr Stolz meldete sich aufs neue, sie fand es unwürdig, daß sie, die bisher über Männer geherrscht hatte, nun Kinder regieren solle. Fortan theilte sie ihr Leben zwischen den Pflichten, welche ihr die Sorge für ihre Familie auferlegte, und ihren literarischen Neigungen. Im Herbst 1839 fährt ihr eine sonderbare Idee durch den Kopf und sogleich schreibt sie an Mistreß George Ripley einen Brief, richtiger gesagt ein Rundschreiben und einen Prospektus, worin sie einen Plan literarischer Konferenzen erörtert, die zwischen öffentlichen Vorlesungen und gewöhnlichen Unterhaltungen die Mitte haltend ausschließlich für die Damen von Boston bestimmt sein sollten. In diesen Konferenzen wurden die höchsten und schwierigsten Themata, die interessantesten Fragen aus den Gebieten der Religion, Philosophie und Kunst verhandelt. Jede der theilnehmenden Frauen und Jungfrauen konnte das Wort ergreifen, ihre Meinung über den vorliegenden Gegenstand sagen, Einwürfe machen und Fragen stellen. Margarethe führte den Vorsitz, wählte das Thema der Besprechung, beantwortete die Interpellationen und entschied in letzter Instanz über die Streitfragen. Ihre Aussprüche waren stets Entscheidungen, wenn sie gesprochen hatte, hörte der Streit auf: Roma locuta erat. Anfangs bestand das Personal dieser Unterhaltungen, die in dem Hause von Miß Peabody stattfanden, aus fünfundzwanzig Damen, später stieg die Zahl auf dreißig. Die Statuten, welche den Männern den Zutritt untersagten, wurden nach und nach minder streng beobachtet, und die Brüder, Gatten und Väter der Damen durften mitkommen. Wöchentlich einmal versammelte man sich, und so lange Margarethe in Boston verweilte, von 1839 bis 1844, fand niemals eine Unterbrechung statt. In derselben Zeit veröffentlichte sie die meisten ihrer Schriften, welche unter ihrem Namen erschienen sind: ihren „Versuch über Goethe", ihre Uebersetzung der Gespräche Eckermann's mit Goethe, zwei Bände „Vermischter Schriften über Literatur und Kunst (Papers on Literature and Art). Von 1840 an redigirte sie auch eine Zeitung, welche unter dem mäßig geschmackvollen Namen „die Sonnenuhr" (The Dial) erschien. „Sie war die

Herausgeberin und Hauptmitarbeiterin, sie opferte der Zeitung ihre Zeit und ihre Interessen, denn die Theilnahme an einer blos der transcendentalen Philosophie gewidmeten Zeitung war und blieb eine beschränkte. Bis 1844 zeigte die „Sonnenuhr" den Amerikanern die richtige Zeit, in dem genannten Jahre gab die Herausgeberin das Unternehmen auf und ging als Mitarbeiterin an der „Tribüne von New-York" Horace Greeley's nach Neuyork. Mit diesem Schritte trat sie in die letzte Periode ihres Lebens, die ihren Stolz zu knicken bestimmt war. In beiden Halbkugeln ist es ein unbotmäßiges Volk, das den Karren der Tagsliteratur vorwärtsschieben hilft. Eingeweihte und Neulinge, Berufene und Dilettanten, Meister und Schüler, Hauptarbeiter und Nebengehülfen, alles wird von einem hohen Gefühl der eigenen Wichtigkeit getragen, und selten, sehr selten erscheint in diesem unruhigen Chor die Selbstachtung in dem nothwendigen Geleit der Anerkennung fremden Verdienstes. Alle die Schriftsteller, Kritiker, Künstler und Dilettanten der berühmten Abendgesellschaften bei Miß Lynch, unter die sie wie eine Königin trat, gehörten zu jener Klasse subalterner Geister, welche fremde Auszeichnung wie eine persönliche Beleidigung aufnimmt. Von ihren großen Eigenschaften war nie die Rede, das Urtheil hing sich an ihre kleinen Fehler, man fand an ihr einen totalen Mangel weiblicher Anmuth und nannte sie eine Pedantin. Die hämischen Bemerkungen und Epigramme, die halblaut gesprochen ihr Ohr erreichten, hatten nur die Wirkung, eine Katastrophe zu beschleunigen, die früher oder später bei ihr eintreten mußte. Die natürlichen Instinkte des menschlichen Herzens, die sie so lange verachtet und für immer besiegt zu haben glaubte, meldeten sich bei ihr in einem Alter, das gewöhnlich kältere Gefühle zu erzeugen pflegt. Gattin und Mutter zu sein, wurde der geheime, beständige Wunsch ihres Herzens, ihre fast einzige Beschäftigung im geselligen Umstand bestand darin, den Knaben Horace Greeley's zu liebkosen, und sie war glücklich, wenn Pickie sie seine Tante Margarethe nannte. Einer Freundin, die ihr folgte, als sie eine Gesellschaft verließ, um sich in einem dunkeln Winkel auszuweinen, sagte sie die bezeichnenden Worte: „Ich fühle mich allein wie immer." In ihr Tagebuch schrieb sie: „Ich habe das bittere Gefühl, daß ich kein Band, keine dauernde innige Verbindung mit irgend einer Seele habe. Ich erscheine mir wie ein umirrender Geist, der von Ort zu Ort gejagt wird, auf daß er alle Geheimnisse ergründe. Diese Vorstellung umgiebt mich wie eine kalte Nebelluft. Werde ich auch die Kraft haben, diese Bestimmung zu erfüllen?"

Margarethe glaubte ihren quälenden Gedanken entfliehen zu können, wenn sie Amerika verlasse, und schiffte sich im Frühling von 1846 mit Marcus Spring, einem ihrer New-Yorker Freunde ein. In Frankreich, dem sie zuerst einen Besuch abstattete, besuchte sie Niemand als George Sand, Beranger und Lamennais, die sie in ihrem Tagebuche in den Himmel erhebt, während sie das Volk streng beurtheilt. „Man kann hier keinem Bericht glauben," schreibt sie nieder, „so fest verwachsen ist der Geist der Lüge mit dem Charakter der großen Nation." Von Frankreich ging sie nach England, dem sie mehr Geschmack abgewann, obgleich sie auch hier klagt, „sich fast erdrückt fühlt von einem Berge von Vorurtheilen, der den Himmel verdunkelt und der Wahrheit die Wege versperrt." Bei Carlyle traf sie Mazzini, der hier viel anhören mußte und besonders von dem Wirthe wegen seines „rosenrothen Unsinns" hart angelassen wurde. Merkwürdiger Weise fühlte sich Margarethe gerade von diesem Manne auf das stärkste angezogen, und Mazzini wurde die Veranlassung, daß sie ihren ursprünglichen Reiseplan aufgab und ihre Gesellschaft verließ, um direkt nach Italien zu gehen. Die Halbinsel des Apennins wurde ihr Adoptivvaterland, die Italiener erhob sie zu ihrem Lieblingsvolke. Sie wohnte nach einander in Rom, Mailand und Florenz, am längsten in Rom, wo sie eine Augenzeugin aller Ereignisse vom Februar 1848 bis zur Eroberung der ewigen Stadt durch die Franzosen war. Sie übte

Digitized by Google

auf die glühenden italienischen Naturen denselben Einfluß aus, wie früher auf ihre kältern Landsleute, aber zum ersten Male in ihrem Leben vernachlässigte sie solche Triumphe und weihte sich vorwiegend dem stillern Glück, das ihr endlich am Abend ihres Lebens zu Theil wurde. In Rom lernte sie einen jüngern Mann kennen, Giovanni Angelo Ossoli, einen Sohn des Marchese d'Ossoli, der sein beträchtliches Vermögen bis auf einige Trümmer eingebüßt hatte. Was diesen Mann, der acht Jahre jünger war als sie, an die geistreiche blendende Amerikanerin gefesselt haben mag, ist leicht zu begreifen, aber sie kann nur durch das Erwachen ihrer weiblichen Gefühle vermocht worden sein, einen Lebensgefährten anzunehmen, den sie in der Zeit ihres Stolzes höchstens eines flüchtigen Blickes würdig erachtet haben würde. Der Marchese d'Ossoli hatte einen sanften und unterwürfigen Charakter, seine Manieren waren einschmeichelnd und schüchtern, weder ein hoher Verstand noch tiefere Kenntnisse zeichneten ihn aus, und wenn er auch nicht gewöhnlich war, so gehörte er doch ganz gewiß nicht zu den bedeutenden Männern. In dem Briefe, in dem Margarethe der Mutter ihre Verbindung anzeigte, berührte sie den Altersunterschied nur obenhin. „Ich weiß nicht," sind ihre Worte, „ob mein Mann mich immer lieben wird, denn ich bin die Aeltere, und der Unterschied wird in wenigen Jahren noch stärker hervortreten; aber das Leben ist so ungewiß, und so stark macht sich die Nothwendigkeit geltend, die guten Dinge in deren Beschränkung hinzunehmen, daß ich es nicht der Mühe werth halte, diese Einzelnheiten im voraus zu berechnen." Als Margarethe ihren Mann kennen lernte, lebte dessen Vater noch, und es scheint nothwendig geworden zu sein, die Verbindung bis nach dessen Tode zu verschieben. Die Brüder Ossoli's standen alle in päpstlichen Diensten, der eine bei der Verwaltung, die beiden andern in der Adelsgarde, er war der einzige Republikaner der Familie. Er trat unter die republikanischen Fahnen, Margarethe, die inzwischen Mutter eines Knaben geworden war, den sie Angelino nannte, übernahm während der Belagerung von Rom die Leitung des Hospitals Fate-bene Fratelli. Nach der Uebergabe der Stadt begaben sie sich nach Florenz, wo sie indessen nicht für immer bleiben konnten. Der Marchese d'Ossoli war ohne Vermögen, was von den Familiengütern auf sein Erbtheil fiel, konnte ihm in Folge von gesetzlichen Schwierigkeiten erst später, in einer noch ungewissen Zukunft zum Genuß kommen. Außerdem war er ein Verbannter, und seine Verheirathung mit Margarethen mußte ein Geheimniß bleiben, damit ihre Eigenschaft als Protestantin nicht neue Schwierigkeiten mache. Es wurde daher nöthig, Italien zu verlassen und am jenseitigen Ufer des atlantischen Meers eine Existenz zu gründen. Am 17. Mai 1850 schifften sich beide Gatten auf dem Kauffahrer Elisabeth ein. Die Fahrt war keine glückliche, es brachen Krankheiten aus, der Kapitän starb, Angelino wurde so leidend, daß seine Eltern jeden Augenblick für sein Leben fürchteten. Das Schiff kam inzwischen Amerika nahe, am 15. Juli war man in Sicht von New-York, als plötzlich ein furchtbarer Sturm ausbrach. Die Schiffsreisenden konnten sich bald nicht mehr hinsichtlich des Looses täuschen, das ihrer harrte. Margarethe hätte gerettet werden können, aber sie weigerte sich mehrmals mit Bestimmtheit, sich von Kind und Gatten zu trennen. Zuerst fand der kleine Angelino seinen Tod, nach ihm sah Margarethe ihren Gatten sterben, sie war die letzte, welche unterging. Nur die Leiche des Knaben wurde aufgefunden und von den Schiffsbrüchigen am Strande beerdigt.

Margarethe Fuller hat sich in der Literaturgeschichte Nordamerika's eine Stelle erworben, sie ist der erste derartige Frauencharakter, der in den Vereinigten Staaten aufgetreten ist. Von allen Symptomen, aus denen das Bedürfniß einer Veränderung in den Sitten, im Geistes- und Glaubensleben erkennbar wird, ist sie das bedeutsamste. Ihr Einfluß ist mit ihr nicht gestorben, die transcendentale Schule, als deren eigentliche Stifterin wir sie genannt haben, wirkt in ihrem Geiste fort, und Kant und Hegel werden den Thron behaupten, auf den die

Hand einer Frau sie gehoben hat. Man kann sogar sagen, daß ihre Anhänger, nun sie ihnen fehlt, rühriger sein werden, wie dies schon jetzt in manchen Zeichen hervortritt.

Der Sturz des Diktators Rosas.*) Der Krieg am La Plata, der nach siebenzehnjähriger Dauer sein Ende gefunden hat, wurde veranlaßt durch einen persönlichen Streit zwischen zwei Bewerbern um die höchste Stelle in Uruguay, Don Manuel Oribe und Don Fructuoso Ribera. Von seinem Gegner hart bedrängt, rief Oribe die vertragsmäßige Hülfe des argentinischen Diktators an, da es namentlich Flüchtlinge aus Buenos Ayres waren, welche die gesetzmäßige Regierung von Uruguay mit den Waffen in der Hand stürzen wollten. Rosas schickte Truppen und Kriegsbedarf, der französische Ministerresident protestirte, der englische Gesandte verhielt sich damals noch unthätig, später aber mischte auch er sich ein, und so entstand die Verwicklung, unter der sowohl die La Plata-Staaten als England und Frankreich so lange gelitten haben. Die Interessen, welche die beiden europäischen Mächte im Auge hatten, waren sowohl politischer als merkantiler Natur. Was zunächst Frankreich betrifft, so unterstützte Ludwig Philipp Brasilien, dessen Handel durch die Maßregeln Rosas' außerordentlich litt. Brasilien hatte früher Ansprüche auf Uruguay erhoben, ein französischer Prinz hatte eine brasilianische Prinzessin geheirathet und weite Landstrecken in Südbrasilien zur Mitgift erhalten. Der französische König war aber in allen Dingen, wo es sich um den Vortheil seiner Kinder handelte, sehr aufmerksam, und hier um so mehr, als er wußte, daß in jenem Kaiserreiche alle Verhältnisse im Schwanken waren. Für die englische Politik war maßgebend, daß Paraguay nach Francia's Tode die frühere Absperrung beseitigt hatte und für englische Fabrikate eine ergiebige Absatzquelle zu werden versprach, während der Vertrag zwischen England und Brasilien dem Ablaufen nahe war. Kamen aber englische Waaren nach Paraguay und Uruguay, so ließen sie sich von dort über die Grenze nach Brasilien schaffen. Rosas jedoch erhob Ansprüche auf Paraguay, das eine argentinische Provinz sei, er wollte den Engländern nur unter Bedingungen gestatten, den Parana hinaufzuschiffen, der von der Grenze Paraguay's an durch argentinisches Gebiet fließt, und Oribe war zu eng mit Rosas befreundet, als daß er eine diesem nicht genehme Politik hätte befolgen können oder wollen. Im Jahre 1845 trat die englisch-französische Diplomatie geradezu feindlich gegen Oribe und Rosas auf, erklärte die Blokade gegen Buenos-Ayres und begann ihre Vermittlung mit Feindseligkeiten. Für dieses Einschreiten wurde als Grund angegeben, daß der Krieg von beiden Parteien in der grausamsten Weise geführt werde und Europa zum Aergerniß gereiche; auch müsse Frieden im Interesse des Handels gestiftet werden. Montevideo, der einzige Ort in der ganzen Banda Oriental, der noch den Gegnern des Diktators gehörte, war damals zu Lande von General Oribe belagert, und zu Wasser durch ein kleines argentinisches Geschwader unter Kommando des Admirals Brown blokirt. Gegen die Mitte Julius 1845 befahl General Rosas seinem Admiral, die Blokade von Montevideo aufzuheben und das argentinische Schiffsgeschwader nach Buenos-Ayres zurückzuführen. Die Minister von England und Frankreich gaben ihren Admiralen dagegen den Befehl, seinen Abgang zu hindern und die Matrosen ihrer Nationen zu reklamiren, welche sich am Bord der argentinischen Fahrzeuge befänden. Die Vorstellungen des Admirals führten zu keinem Ziel, als er abfahren wollte, eröffnete eine französische Brigg das Feuer auf ihn, und er mußte der Uebermacht weichen und sich ergeben. Das auf diese Weise genommene Geschwader wurde zwischen den Engländern und Franzosen getheilt, welche die argentinische Flagge durch die ihrer Nationen ersetzten und die Fahrzeuge gleich darauf gegen ihre früheren Besitzer gebrauchten. Man wollte nämlich den Eingang in den Parana erzwingen, Franzosen und

*) Vgl. den Artikel: Die La Plata-Staaten und Uruguay, Bd. 1, S. 584 fgg.

Engländer besetzten gemeinschaftlich die Insel San Martin Garcia, welche die Mündungen des Parana und Uruguay beherrscht. Von dort aus ließen sie, der Einsprache des Präsidenten Rosas zum Trotz, unter kriegerischer Bedeckung eine aus 110 Handelsschiffen bestehende Flotte den Parana hinaufsegeln. Am 20. November 1845 kam es zu einer Flußschlacht, 113 englische und französische Kanonen hatten es mit 25 argentinischen Kanonen zu schaffen, und erzwangen nach achtstündigem Kampfe die Durchfahrt bei der Vuelta de Obligado unter großem Verlust. Weiter aufwärts litten die Kauffahrteischiffe viel Schaden, bis sie nach mehrmonatlicher Fahrt nach Corrientes, an der Mündung des Paraguay in den Parana, gelangten, ohne erhebliche Vortheile zu realisiren. Auf der Rückfahrt mußten sie abermals die argentinischen Batterien passiren, und nach mancherlei Mißgeschick langten sie endlich im Juni 1846 wieder in Montevideo an. Die Expedition war in kommerzieller Hinsicht vollkommen gescheitert. Man überzeugte sich, daß der Tauschhandel mit der geringen und weitzerstreuten Bevölkerung an den Ufern des Flusses langwierig und wenig vortheilhaft sei, daß der Fluß selbst wegen seiner Untiefen, seiner Klippen und reißenden Strömungen für Handelsschiffe von großem Tonnengehalt schwer zu beschiffen, und daß es bei dem jetzigen Zustand des Fahrwassers am gerathensten sei, die Flußschifffahrt den Küstenfahrern des Landes, welche sie frei und ohne Abgaben unter argentinischer Flagge betreiben konnten, vorläufig allein zu überlassen. Der begangene Irrthum in Betreff der Expedition nach dem Parana und dem Paraguay wurde von dem englischen Minister im Parlament eingestanden. Die Illusionen waren verschwunden. Man erkannte, daß die reichen Märkte, welche man an den Ufern des Parana und des Paraguay zu finden hoffte, eine Chimäre wären, daß die Langsamkeit des Tausches und die Schwierigkeiten der Schifffahrt die direkten Handelsoperationen über Buenos-Ayres hinaus fruchtlos oder verlustbringend machten. Jetzt bedauerte man, sich auf eine so ungeschickte Weise in diese Angelegenheit eingelassen zu haben, und suchte Mittel und Wege, um sich so gut wie möglich wieder herauszuziehen; denn, sagte ein englischer Minister: „Die kürzesten Thorheiten sind die besten.“ Dieses späte Bedauern veranlaßte die Sendung eines besondern Agenten, um eine Annäherung an General Rosas zu versuchen. Dieser Agent war der Engländer Hood, welcher anfänglich nur im Namen von England, doch bald auch im Namen von Frankreich beauftragt war, der Regierung von Buenos-Ayres versöhnliche Anträge zu machen. Dieser Agent stellte Punkte auf, welche gewöhnlich als die Basis Hood bezeichnet werden und als Grundlage der spätern Verhandlungen dienten, die von England und Frankreich wieder getrennt gepflogen wurden. Der englische Vertrag wurde zuerst abgeschlossen, fast unter denselben Bedingungen, wie später der französische. Am 27. Februar 1850 gab England auch denjenigen Theil der argentinischen Kriegsschiffe zurück, welche in seinen Besitz gekommen waren, wobei die argentinische Flagge mit 21 Kanonenschüssen salutirt wurde. Frankreich schickte 1847 den Grafen Walewski nach Buenos-Ayres, die Unterhandlung scheiterte jedoch, und bald darauf brach die Februarrevolution aus. Nachdem die erste Unruhe dieser Revolution vorüber war, beauftragte die republikanische Regierung den Admiral Le Predour, die Unterhandlungen auf der Basis Hood wieder anzuknüpfen, und es wurde der erste Traktat Le Predour abgeschlossen, der jedoch die Genehmigung der französischen Nationalversammlung nicht erhielt. In den Verhandlungen der Abgeordneten legte die Regierung das offene Geständniß ab, daß man den Krieg lediglich im Interesse des Handels geführt, sich aber hinsichtlich dieses Interesses stark getäuscht habe. Man überschätzte namentlich die Bedeutung von Montevideo, der Hauptstadt eines Gebiets, das eine Ausdehnung wie Frankreich hat, aber nur mit 70,000 Seelen bevölkert ist. Es geht daraus hervor, daß Montevideo keine andere kommerzielle Wichtigkeit hat als die des Transitos, denn die fremden Waaren, welche daselbst ankommen, müssen erst tiefer ins Land hinein und zwar in die argentinischen Bundesstaaten geführt

werden, um daselbst Abnehmer zu suchen. Um aber dahin zu gelangen, können sie nicht durch das Gebiet von Uruguay geführt werden, indem es daselbst keine Handelsstraßen giebt, sondern müssen den La Plata Strom und die Binnenflüsse aufwärts geführt werden, wo sie Buenos-Ayres und dessen Zollsystem antreffen. Auf der andern Seite unterschätzte man die Bedeutung von Buenos-Ayres, das an dem rechten Ufer des La Plata gelegen den Schlüssel zu allen Flüssen des Innern in Händen hat, indem alle diese großen Flüsse, selbst der Uruguay, aufwärts Buenos-Ayes ausmünden und sich vereinigen. Durch die Lage von Buenos-Ayres werden natürlicherweise die argentinischen Bundesstaaten veranlaßt, ihre Produkte dahin zu führen und ihren Bedarf von ausländischen Waaren daselbst einzukaufen. Als Handelsplatz für eine zehnmal stärkere Bevölkerung, als diejenige des Staates Uruguay ist, wird Buenos-Ayres viel bedeutender, als Montevideo jemals sein kann. Aus den Tabellen, welche die Regierung der Volksvertretung vorlegte, ergaben sich zwei wichtige Thatsachen. 1) In den Jahren, wo Krieg ist am La Plata, vermindert sich die Generalsumme des französischen Handels sehr wesentlich um die Hälfte und selbst um zwei Dritttheile, sobald wieder Frieden ist, vermehrt sich der Handel mit Schnelligkeit. 2) In den Jahren, wo Buenos-Ayres blokirt wurde, vermindert sich die Ziffer des direkten Handels mit dieser Stadt, diejenige von Montevideo vergrößert sich. Wird die Blokade aufgehoben, stellen sich die natürlichen Verbindungen wieder her, so vermindert sich die Ziffer von Montevideo und diejenige von Buenos-Ayres erlangt abermals ein großes Uebergewicht. In dem „Bericht, vorgelegt am 28. Juni 1851 der gesetzgebenden Nationalversammlung von der dazu erwählten Kommission" werden diese Handelsinteressen als die allein entscheidenden hervorgehoben und zugleich auf die Lage der in Montevideo und Buenos-Ayres ansässigen Franzosen hingewiesen. Als der erste Traktat Le Predour zur Entscheidung vorlag, befanden sich in der Stadt Montevideo 3000, auf dem Gebiet noch 4000 Franzosen. Die in der Stadt waren theils in einer solchen Lage, daß sie ihre Geschäfte zu verkaufen wünschten, theils hatten sie durch die Gewohnheit des Waffentragens das Arbeiten verlernt; die Franzosen des Gebiets waren sämmtlich zu Grunde gerichtet. In der Stadt Buenos-Ayres allein lebten 21,000 Franzosen, außerdem auf argentinischem Gebiet noch 4000. Viele derselben waren in Ackerbau-Niederlassungen vereinigt, die Mehrzahl lebte von Handwerken. Alle zusammen verdienten nach den Angaben eines Marineoffiziers fast 38 Millionen Franken, und ihre Anwesenheit hatte französische Kapitalien im Betrage von 120 Millionen Franken nach Buenos-Ayres gezogen.

Der erste Traktat Le Predour enthielt einzelne Bedingungen, die für die französische Ehre verletzend erachtet wurden, und der Unterhändler erhielt Auftrag zu neuen Negoziationen, wobei ihm eine stärkere Kriegsmacht zur Verfügung gestellt wurde. Wie wenig diese in jeder Beziehung unzureichende Macht Rosas imponirte, zeigt der zweite Vertrag Le Predour, abgeschlossen in Buenos-Ayres am 30. August 1850. Der brennendste Streitpunkt, der vielfache Beschädigungen und selbst Ermordungen von Franzosen betraf, wurde von diesem Vertrage unberücksichtigt gelassen, weil der Charakter des Vertrags ein politischer sei, sein Zweck darin bestehe, die völkerrechtlichen Differenzen zu schlichten. Wie in diesem Punkte, so gab Frankreich in allen andern nach, kaum den äußern Schein der Ehre wahrend. Frankreich verpflichtete sich, für die Entwaffnung der Fremdenlegion in Montevideo und aller Ausländer, die auf irgend einem Punkte des Staats Uruguay in Waffen ständen, Sorge zu tragen. Sobald dies geschehen sei, wollte Rosas seine Truppen mit Ausnahme einer Division, welche an Zahl den sämmtlichen französischen Truppen und dem vierten Theil der Marinesoldaten gleichkomme, auf das rechte Ufer des Uruguay zurückziehen. Frankreich verpflichtete sich ferner, gleichzeitig mit der Einstellung der Feindseligkeiten die Blokade der Häfen aufzugeben, die Insel Martin-Garcia zu räumen, die argentinischen Kriegsschiffe zurück-

zugeben und die argentinische Flagge mit 21 Kanonenschüssen zu salutiren. Es gab die genommenen Schiffe heraus und erkannte an, daß die Schifffahrt auf dem Flusse Parana eine innere Schifffahrt des argentinischen Bundesstaats und nur dessen Gesetzen und Bestimmungen unterworfen sei. In sehr gewundenen, aber darum nicht minder verständlichen Ausdrücken gab die französische Regierung zu, mit ihrer Einmischung zu Gunsten von Montevideo im Unrecht gewesen zu sein (Art. 7). Dieses Unrecht machte der Friedensvertrag mit Montevideo gut, der Cerrito am 13. September 1850 datirt ist. Auch in diesem Vertrage verpflichtete sich die französische Regierung, die Entwaffnung der bewaffneten Ausländer auf dem Gebiet von Montevideo zu übernehmen, die Waffen derselben an Bord zu schaffen und demnächst der zu bildenden rechtmäßigen Regierung zu überliefern. Sollte die Regierung von Montevideo sich weigern, diese Entwaffnung vornehmen zu lassen, so würde die französische Eskadre ihre Intervention zu Gunsten dieser Regierung einstellen. In diesem Falle wollte General Oribe nur den friedlichen Franzosen Garantie für deren Sicherheit geben, dagegen, wenn sich Montevideo ergebe, eine vollständige Amnestie gewähren, welche jedoch nicht verhindern könne, daß diejenigen Ausgewanderten von Buenos-Ayres, deren Aufenthalt in Montevideo der Regierung von Buenos-Ayres gerechte Ursachen zu Klagen geben, oder das gute Vernehmen zwischen den beiden Republiken kompromittiren könnte, nach ihrer Wahl, entweder nach dem nächsten fremden Hafen, oder unter guter Bedeckung von den Plätzen an der Küste, oder von der Nähe der Küste nach irgend einem von ihnen zu wählenden Orte im Innern abgeführt würden. Der Hauptartikel (8) des Vertrags bestimmte, daß unverzüglich nach den durch die Verfassung vorgeschriebenen Formen zu einer neuen Wahl für die Präsidentschaft der Republik Oriental del Uruguay geschritten werde. Um die Freiheit der Wahl zu sichern, werde einestheils die Regierung von Montevideo im Innern der Stadt, anderntheils der General Oribe auf dem von ihm besetzten Gebiet die erforderlichen Anordnungen treffen, indem jedes Departement die durch die Gesetze der Republik bezeichnete Anzahl von Repräsentanten ernennen werde. — Dieses klägliche Ende nahm die französisch-englische Intervention, nachdem sie beiden Staaten die beträchtlichsten Summen gekostet hatte, ohne daß Rosas ein verhältnißmäßiger Schaden zugefügt worden wäre. In allen offiziellen Berichten galt Buenos-Ayres bis zu den erwähnten Verträgen für gesperrt, aber diese vielbesprochene Blokade wurde durch zwei Kriegsschiffe aufrecht erhalten, natürlich ohne alle Wirksamkeit gegen kleinere Fahrzeuge, die bei Nacht und Nebel so massenweise den Strom befuhren, daß vom Februar 1846 bis zum Mai 1847 im Hafen von Buenos-Ayres 4012 Schiffe ein- und ausliefen. Die offizielle Sprache änderte sich plötzlich: die Bewohner von Montevideo, die bis dahin als muthige Kämpfer für Freiheit und Unabhängigkeit dargestellt worden waren, wurden nun plötzlich geschildert in dem Lichte von gewaltthätigen und gewinnsüchtigen Abenteurern, die, um die französischen Subsidien und die versteckter fließenden englischen Unterstützungsgelder noch länger zu genießen, die friedlichen Einwohner von Montevideo tyrannisirten und das Zustandekommen eines Vertrags verhinderten. Zur Zeit der Intervention hatte der französische Bevollmächtigte dringend gemahnt, Montevideo nicht im Stich zu lassen, „weil man sonst den Blutgeruch bis auf den Schiffen haben werde", ein Jahr später erklärte derselbe Beauftragte, daß die Humanität auch für Montevideo das Aufhören des Krieges fordere, damit die Schreckensherrschaft aufhöre, welche die Fremdenlegion mit Plünderung, Raub und Mord ausübe. Ueber Rosas ließ die offizielle Sprache in ähnlicher Art andere Urtheilssprüche vernehmen. Nach den frühern Darstellungen war er ein blutdürstiger und gemeiner Tyrann, der seine politischen Gegner bis auf den letzten ausrotten wolle und die dürftigen Keime, welche die Bildung in den befreiten Gebieten des La Plata getrieben habe, gänzlich zu ersticken beabsichtige. Nachdem das Aufgeben der Intervention zum Beschluß erhoben

worden war, sah man in Rosas einen Charakter vom Wirbel bis zur Zehe, einen klugen Staatsmann, der die Anarchie gebändigt, Ordnung in den Staatshaushalt gebracht und die argentinischen Provinzen mit dem Fortschritt vertraut gemacht habe.

Hatten Frankreich und England die Zeit der Feindseligkeiten gegen Rosas auf das übelste gewählt, indem sie den Diktator bekriegten, als derselbe in seinen Staaten mit unumschränkter Gewalt gebot, so wählten sie nicht minder unglücklich die Zeit für ihre Versöhnung mit ihm. Seine Macht war erschüttert, seine eifrigsten Anhänger befanden sich in einem Zustande heimlicher Empörung gegen ihn, unter der Bevölkerung begann eine dumpfe Gährung zu herrschen, in Folge deren Rosas seine Strenge verdoppelte. Die europäischen Berichte aus Buenos-Ayres aus dem Anfange des Jahres 1851 berichten von nichts als von Hinrichtungen durch Pulver und Blei — 80 Personen in einer kurzen Zeit — von barbarischen Auspeitschungen, an Hunderten von Einwohnern ohne Urtheil und Recht vollzogen, von servilen Kundgebungen der für ihr Leben zitternden gebildeten Klassen zu Ehren ihres Drängers. Gerade jetzt fürchtete Rosas das Ausland mehr denn je. Admiral Le Predour hatte ihm die bestimmte Versicherung gegeben, daß sein Vertrag in Paris werde genehmigt werden, und allerdings war die Stimmung dafür da, aber die französische Nationalversammlung wurde von dringenderen Sorgen in Anspruch genommen und schließlich von dem Präsidenten aus einander gejagt, ehe sie zu einem Beschlusse gelangt war. Inzwischen waren neue Verwicklungen entstanden, und zwar mit Staaten, die Rosas mehr zu fürchten hatte als das französisch-englische Bündniß. Die Vereinigten Staaten hatten einen Bevollmächtigten und zwei Fregatten geschickt, um für Rechtswidrigkeiten und Beleidigungen Rechenschaft zu fordern. Ein noch ernstlicherer Zwist bestand mit Brasilien. Schon im Jahre 1850 hatte der Kaiser dieses Landes dem argentinischen Bevollmächtigten in Rio de Janeiro seine Pässe zugeschickt und im Mai 1851 auch seinen Gesandten von Buenos-Ayres abgerufen. Dies war die Kündigung des im Jahre 1828 zwischen Brasilien und der argentinischen Republik abgeschlossenen Vertrags, dem beide Theile ausdrücklich nur den Charakter eines Waffenstillstands beigelegt hatten. Der 18. Artikel dieses Vertrags setzte allerdings fest, daß, wenn nach Ablauf von fünf Jahren die Feindseligkeiten zwischen beiden Staaten wieder eröffnet werden sollten, sechs Monate vorher nicht blos der andere Staat, sondern auch der englische Gesandte davon unterrichtet werden müßte. Brasilien glaubte aber dieser Förmlichkeit enthoben zu sein, da es nicht gegen Rosas Krieg führen zu wollen erklärte, sondern gegen Oribe, den Usurpator der Präsidentschaft von Montevideo, mit dem in keinem Bündniß zu stehen Rosas zu wiederholten Malen in amtlichen Schriftstücken versichert hatte. Zu Ende des Jahres 1850 schloß der montevideanische Bevollmächtigte, Don Andres Lamas, in Rio de Janeiro ein Schutz- und Trutzbündniß ab, dem auch die Republik Paraguay beitrat. Als ostensiblen Zweck schob man die Usurpation des Generals Don Manuel Oribe vor, dessen Rechtstitel allerdings verjährt war. 1835 zum Präsidenten der Republik Uruguay auf vier Jahre gewählt, aber vier Monate vor Ablauf der gesetzlichen Frist seines Amtes entsetzt, war er als Flüchtling mit argentinischen Truppen zurückgekehrt und hatte sich seitdem nur mit dieser fremden Hülfe behauptet. Was Brasilien für ein Interesse dabei habe, ob dieser Mann oder sein Gegner General Ribera in der Banda Oriental herrsche, ließ sich nicht wohl einsehen, wenn man nicht die Störung seines Handels in Anschlag bringen will, die aber weit mehr durch die englisch-französische Einmischung als durch Rosas und Oribe veranlaßt worden war. Wir werden wohl nicht fehlgreifen, wenn wir hinter dem ostensiblen Kriegsgrunde andere Motive suchen, und zwar die Ansprüche Brasiliens auf den Besitz der Banda Oriental, die zur Abrundung der Grenze und in andern Rücksichten, namentlich um Montevideo als Ausfuhrhafen der Südprovinzen zu

erlangen, für Brasilien von Werth ist. Paraguay schloß sich an, weil es von Rosas bedroht war und die Anerkennung seiner Unabhängigkeit durch Anschluß an die beiden andern Staaten am sichersten zu erlangen hoffte. Brasilien, dem die Last dieses Kriegs vorzugsweise anheimfallen mußte, machte ernstliche Rüstungen. Die brasilianischen Truppen bestehen aus freigelassenen Negern und Indianern (Cambuclos) unter der Führung portugiesischer und einheimischer Offiziere. Für einen Kampf in der Ferne waren weder die Mannschaften, noch die physisch kraftlosen und moralisch energielosen Führer befähigt, weshalb die Regierungen in Deutschland Werbungen anstellten, wo der unselige Ausgang des Kriegs gegen Dänemark die Reste eines tapferen Heers verfügbar gemacht hatte.*) Zu Anfang 1852 waren einheimische und geworbene Truppen in einer Stärke von 20,000 Mann (wie die Angaben lauten) in der südlichsten Provinz Rio Grande do Sul vereinigt. Graf Caxia, ein als ehrgeizer aber unfähiger Offizier geschilderter Mann, führte den Oberbefehl.

Rosas sah dem Angriffe mit schlecht verhehlter Unruhe entgegen. Während er öffentlich das Gerücht von einer Kriegsgefahr als eine Albernheit behandelte, forderte er insgeheim den englischen Gesandten Southern auf, den Brasiliern mit der Macht seines Landes zu drohen, was dieser verweigerte. Um der Welt zu zeigen, wie fest die Macht des Diktators in der Anhänglichkeit des Volks gegründet sei, wurde ein Schauspiel in Szene gesetzt, das am La Plata schon mehrmals gespielt hat. Rosas stellte an die Versammlung seiner Kreaturen, die unter dem Namen einer Provinzial-Junta von Buenos-Ayres figurirte, die dringende Bitte, ihm die Bürde seiner Stellung als Haupt der verbündeten argentinischen Provinzen und Vertreter der gemeinschaftlichen Interessen gegen das Ausland endlich abzunehmen. Er hatte gehofft, daß man ihn wie früher jedesmal flehentlich bitten werde, sich noch ferner für die amerikanische Freiheit aufzuopfern. Es sollte ihm aber nicht so gut werden, wie Augustus, seine Rolle ungestört bis zum Ende zu spielen. Urquiza, ein tüchtiger General, auf den Haß vertrauend, welchen der Druck des Diktators und die beständige Bevorzugung von Buenos-Ayres unter seinen Landsleuten erregt hatten, nahm Rosas beim Wort, und erklärte die Vollmachten, welche derselbe seit zwanzig Jahren besessen, nach dessen eigenem Wunsche für erloschen. Mit Urquiza fiel die wichtige Provinz Entrerios ab, der bald darauf die Provinz Corrientes unter dem dort befehligenden General Virasoro und San Juan unter Benavides folgten. Da diese Abfälle sich nicht mehr verbergen ließen, ordnete Rosas öffentliche Kundgebungen des Enthusiasmus an, mit denen er schon oft den Fanatismus seiner Anhänger aufgestachelt hatte. Am 25. Mai 1851, dem Jahrestage der Revolution, waren auf dem Viktoria-Platze in Buenos-Ayres vier große Fahnen aufgepflanzt mit der Inschrift: „Tod dem Verräther Urquiza!“ und Volkshaufen mit Musikbanden durchzogen die Straßen mit Rachegeschrei gegen den Statthalter von Entrerios. Wie Urquiza zu handeln fortfuhr, eine ansehnliche Truppenmacht sammelte und so aufstellte, daß die Grenzen seiner beiden Gebiete gedeckt wurden, jedem Statthalter der innern Provinzen eine Abschrift seines Manifestes gegen den Diktator zuschickte und dadurch eine allgemeine Gährung erzeugte, von der selbst die treueste Provinz Santa Fe nicht ausgenommen gewesen zu sein scheint, setzte Rosas seine pomphaften und kindischen Demonstrationen fort. Er erklärte Urquiza für einen Verräther, einen schmutzigen wilden Unitarier (so nennt Rosas seine politischen Feinde, die Seinigen heißen Föderalisten) und bezeichnete ihn selbst in einem amtlichen Schriftstücke als einen verrückten Verräther und Saufbold. Die Stadt Buenos-Ayres bot in dieser Zeit einen merkwürdigen Anblick dar. Es

*) Auf die spezielle Geschichte der deutschen Legion in Brasilien werden wir später in einem besondern Aufsatze zurückkommen. Um Wiederholungen zu vermeiden, wird an diesem Orte nur das Allgemeinste berücksichtigt werden.

fehlte dort nicht an Unzufriedenen, namentlich unter den wohlhabenden und gebildeten Einwohnern, aber öffentlich zeigte sich nichts als die wildeste Begeisterung für den erlauchten Rosas. Die alte Losung: „Tod den Unitariern!" erschallte mit einem Zusatz auf Urquiza überall, sogar auf Bällen und Banketten, der 9. Julius 1851 wurde zu einer großen Huldigung für Rosas benutzt, und seit jener Zeit wurde in allen öffentlichen Schriften, Zeitungen, Eingaben an die Regierung u. s. w. noch zu dem Todeswunsche für die Unitarier hinzugefügt: „Tod dem verrückten Verräther, dem habgierigen, wilden Unitarier Urquiza!" Nicht nur die der ganzen Bevölkerung vorgeschriebenen Schleifen wurden durch diesen neuen Zusatz auf Veranlassung der Polizei vervollkommnet, sondern der Haß gegen Urquiza stieg in föderalen Kreisen zu einem solchen Grade, daß sogar schriftliche Einladungen zu Privatgesellschaften mit der Phrase anfingen. Rosas selbst zeigte sich selten öffentlich, statt seiner empfing seine Tochter Manuelita die Huldigungen, die sich bis zum Wahnsinn verstiegen. In ihrer Gegenwart gab man im Theater ein Stück, bei dem Urquiza lebendig begraben wurde, und sie lächelte huldvoll zu diesen sonderbaren Exequien. Sogar die Religion wurde entweiht, indem man das Bild des Diktators in den Kirchen neben dem Bilde des Erlösers am Altar aufstellte, das herkömmliche Grün der Hoffnung und Himmelblau der Treue von den Gewändern der Heiligen abkratzte und alles mit der blutigen Farbe des Diktators anstrich, so daß nichts als Roth dem Auge begegnete.

Die Unthätigkeit des Diktators ließ seinen Gegnern alle Zeit, ihre Operationen auszuführen. Am 21. Juli ging der in Buenos-Ayres lebendig begrabene General Urquiza bei Paysandu über den Uruguay, von wo er ohne Hinderniß bis an den Rio Negro vorrückte. Ziemlich gleichzeitig überschritt General Garzon, der Oberbefehlshaber der Truppen der Banda Oriental, den Fluß bei Salto, und eine Abtheilung Correntiner bewerkstelligte etwas höher hinauf ihren Übergang, während Entrerios nach der Paranaseite hin von 7000 Mann unter General Virasoro geschützt blieb. Beide Generale, Urquiza und Garzon, vereinigten sich an dem südlichen Ufer des Negro und erwarteten dort den General Carias, zu dem jetzt die deutsche Legion gestoßen war. Die Thätigkeit Rosas' hatte sich bis dahin nur darin gezeigt, daß er ein Schiffsgeschwader unter seinem Admiral Coe ausgerüstet hatte, das indessen zu schwach oder zu unbereitwillig war, um die brasilischen Schiffe abzuhalten, die unter Admiral Grenfell in den La Plata einliefen, am 28. August 1851 eine Verstärkung von 32 Offizieren und 402 Mann deutscher Truppen in Montevideo ausschifften und dann den Parana aufwärts segelten. Alle diese Maßregeln waren gegen Oribe gerichtet, der, während man ihn angriff, zugleich von den Unterstützungen seines argentinischen Verbündeten abgeschnitten wurde. Der usurpatorische Präsident von Montevideo war völlig rathlos. Rosas schickte ihm keine Truppen und wenig Geld, seine eigenen Offiziere verließen ihn, sein ältester General, Servando Gomez, war der erste, der mit 1000 Reitern zu den Feinden überging. Einmal unterhandelte er mit Montevideo, indem er sich nach Buenos-Ayres zurückzuziehen versprach, dann wollte er wieder das Kriegsglück versuchen, konnte aber weder rückwärts noch vorwärts, da seine Truppen sich weigerten zu marschiren. Nachdem er die Belagerung von Montevideo aufgehoben hatte, zog er seine ganze Macht, fast lauter Fußvolk, bei San Jose funfzehn bis sechszehn Stunden von der Hauptstadt zusammen, in ziemlicher Entfernung von dem Flusse, den er meiden mußte, um nicht den letzten seiner Leute durch Desertion zu verlieren. In dieser hoffnungslosen Lage blieb er, im Rücken und in der Seite bedroht, bis Urquiza heranrückte. Sofort gingen seine argentinischen Truppen über, und er mußte kapituliren. Man gestattete ihm, an Bord der englischen Korvette Tweed zu gehen, seine letzten Truppen vereinigten sich mit den Siegern, seine eigene Familie und die Familien seines Schwagers und Eidams flüchteten nach Buenos-Ayres, wo ihre Ankunft

den tobenden Zorn des Diktators erregte. Alle nur denkbare Schmach wurde auf den Namen Oribe gehäuft, der sich habe besiegen lassen, ohne einen Schlag zu führen, sein Bild auf öffentlichem Platze verbrannt. Am 8. Oktober 1851 hielt Urquiza seinen Einzug in Montevideo, daß seit 1843 belagert gewesen war. Der Krieg in der Banda Oriental war damit beendigt, ohne daß Sieger und Besiegte einen Tropfen Blut verloren hatten.

Am 22. Dezember 1851 begann das Heer Urquiza's, 28,000 Mann mit 5000 Pferden und 40 Geschützen stark, den Uebergang über den Parana und vollendete denselben am 8. Januar 1852. Sogleich „pronuncirte" die Provinz Santa Fe, die insofern von militärischer Wichtigkeit ist, als sie das Verbindungsglied zwischen Buenos-Ayres und der übrigen argentinischen Konföderation bildet. Der argentinische General Mancilla, der den Strom hatte decken sollen, verlor durch Uebergang zum Feinde 4000 Mann, und konnte die Hauptstadt mit nur 100 Reitern erreichen. Das moralische Ansehen der Regierung war zerstört, der Diktator, der sich von seiner Provinzial-Junta mit unumschränkter Vollmacht hatte bekleiden lassen, schreckte so wenig mehr, daß bereits mehrere Wochen vor seinem Sturze in der Hauptstadt die größte und ungewohnteste Redefreiheit herrschte. Er selbst scheint seinen Fall als unvermeidlich vorausgesehen zu haben, denn seine Thätigkeit in den letzten Wochen seiner Regierung war vielmehr darauf gerichtet, Subsistenzmittel für seine bevorstehende Verbannung zu sammeln, als kräftige Anstalten zur Vertheidigung des argentinischen Gebiets zu treffen. Für die Vertheidigung vertraute er ganz dem General Pacheco, dem er aber plötzlich, als dieser ihn über seine Lage und die Stimmung des Landes aufzuklären suchte, seine Gunst entzog und den Oberbefehl persönlich übernahm. Sein Hauptquartier war Santos Lugares, wenige Meilen (vier Leguas) von der Hauptstadt entfernt, wo er 20,000 Mann zu Fuß, Leute von jedem Alter und von jeder Abstammung, um sich versammelt und hundert Geschütze, jedoch ohne einen einzigen kundigen Artilleristen zur Bedienung, vereinigt hatte. Die einzigen kampffähigen Truppen waren 6000 Reiter unter Pacheco, lose verbundene Gauchoshorden, welche gefürchtet die Pampas durchstreiften, allein nicht im Stande waren, den Angriff regelmäßiger Truppen auszuhalten. Am 31. Januar 1852 geriethen diese Vortruppen, indem sie das Vordringen der verbündeten Armee aufhalten wollten, mit der schleswig-holsteinischen Reiterei in Kampf. Mit dem ersten Anprall war alles entschieden: die Schleswig-Holsteiner ritten diese in ganz Südamerika vielgerühmte Gauchos-Reiterei nieder, wie etwa ein gewappneter Kreuzritter einen Schwarm Sarazenen zerstreut haben mag. Die Nachricht von dieser Niederlage zerstörte im argentinischen Lager die geringe Ordnung, die dort bis dahin noch geherrscht hatte. Am 2. Februar konnte General Urquiza in Begleitung von drei Offizieren bequem durch das verschanzte Lager des Feindes reiten und gemüthlich rekognosciren, ohne daß man ihn bemerkte und einen Schuß auf ihn abfeuerte. Im ganzen Lager war kein Piket, kein Vorposten, kein Plänkler, nicht einmal eine verborgene Schildwache aufgestellt; nichts gewahrte man, als einen ungeheuren Haufen von Indianern, die auf ihrem Stroh lagen und sich auf die Wachsamkeit ihres Kaziken verließen. Am folgenden Tage bot er die Schlacht an unter den Lagerschanzen, die einen Raum von $1\frac{1}{4}$ deutsche Meilen Länge bedeckten. Beide Heere waren sich an Zahl gleich und bestanden nach den speziellen Listen zusammen aus 50,000 Mann. Der Angriff begann um Sonnenaufgang und war nach einer Stunde allgemein geworden. Im Anfange wollten 400 Mann, die bei Montevideo bei Urquiza Dienste genommen hatten, indem sie ihren Obersten ermordeten, zu Rosas übergehen, wurden aber von der Reiterei von Entrerios zusammengehauen. Die argentinischen Truppen wichen auf allen Seiten, außer im Centrum, wo General Chilavert das Kernfußvolk und den Artilleriepark befehligte. Dieser Chilavert, ein Mann von unerschrockenem Muthe und dabei ein Deserteur, focht mit dem Trotz der Verzweiflung, bis die Niederlage der beiden Flügel sein Loos

entschied. Von allen Seiten umzingelt, war er gezwungen, sich mit seinem Fußvolk und dem Artilleriepark zu ergeben. Da er ein Deserteur war, durfte Urquiza sein Leben nicht schonen und ließ ihn wenige Minuten darauf rücklings erschießen; es war die einzige politische Hinrichtung, welche vorfiel. Während des Treffens brannte die Sonne heiß, die Truppen standen in Rauch und Staub gehüllt, und die ganze Linie feuerte aufs Gerathewohl ins Blaue, bis Urquiza's Armee, da sie auf keinen Widerstand stieß, ihr Feuer einstellte. Aber nach der Schlacht wurden Tausende von Flintenkugeln auf der Walstatt aufgelesen, und es verbreitete sich das Gerücht, daß viertausend Menschen ihr Leben verloren hätten. Der wirkliche Verlust soll auf beiden Seiten 350 Mann nicht übersteigen haben. Rosas nahm nur in den ersten Augenblicken an dem Gefecht Antheil. Als er die erste Hiobspost erhielt, suchte er Chilavert auf und sagte ihm, er müsse bis auf den letzten Mann aushalten, indem er hinzusetzte: „Das gefällt mir nicht, gefällt mir gar nicht." Damit sprengte er, inmitten einer kleinen Begleitung, von dannen und ließ nichts mehr von sich hören. Dies war um acht Uhr Morgens, und das Treffen dauerte bis zehn Uhr, gerade so lange als nöthig war, um das Lager von Santos Lugares zu umzingeln, worin die größte Verwirrung herrschte, und das von Verwünschungen gegen Rosas widerhallte. Dieser mit seiner kleinen Bedeckung flüchtete inzwischen zum Westen der Stadt hinaus, während im Norden fortgekämpft wurde, und kam an der Südseite beim Dorfe Quihous an, wo er Gaucho-Tracht anlegte. Um vier Uhr Nachmittags erreichte er Buenos-Ayres, verkleidete sich abermals und ging als englischer Matrose mit seiner Tochter Manuelita, die Schiffsjungen-Tracht angenommen hatte, auf die englische Brigg Lokuste, von der er später auf ein anderes Schiff kam, das ihn und seine Tochter nach Europa geführt hat.

Seine Flucht hat über Buenos-Ayres entschieden, General Mancilla hat die Hauptstadt übergeben, alle Staaten haben sich nach diesem Vorgange der provisorischen Regierung gefügt, welche die Sieger eingesetzt haben. Mit Rosas ist sein System gefallen, welches das einer Föderativregierung war, das heißt dem Namen nach, denn das Föderativband war in Wahrheit eine Centralisation, die der Hauptstadt und deren Umgebung das größte Uebergewicht einräumte, den verbundenen Provinzen weder gleiche Bundesrechte, noch gleiche Freiheit und Sicherheit des Handels gewährte. Rosas' Sturz ist ohne Frage die wichtigste Revolution, welche in Südamerika seit dem Unabhängigkeitskriege stattgefunden hat, denn die Staaten der argentinischen Konföderation sind diejenigen, an denen Europa wegen ihrer geographischen Lage, wegen der Vortheile und Leichtigkeit der Einwanderung, wegen ihres Klima's und der Abwesenheit von Sklavenarbeit das stärkste Interesse nimmt. Die ersten Maßregeln, welche die neue Regierung genommen hat, lassen das Beste für die Zukunft des Staates hoffen. Die Einziehung des unermeßlichen Vermögens, das Rosas in Ländereien und Viehheerden hinterlassen hat, zum Besten des Staats, eine von der Volksmeinung gebotene Maßregel, ist zugleich die einzige, welche nach politischer Rache schmeckt. Die Herrschaft der Gesetze ist wieder hergestellt, die Ausnahmemaßregeln haben ihr Ende gefunden, die Spanier erhalten denselben Schutz, wie alle Ausländer, das Innere des Landes ist allen Fremden geöffnet, ohne daß sie eines Passes bedürfen. Das künftige Wohl der argentinischen Republik hängt von ihren Civileinrichtungen ab, und sie hat keinen Feind zu fürchten, als sich selbst und ihren Hang zu innerer Zwietracht. Die sogenannten Unitarier, die jetzt wieder zur Herrschaft gelangt sind, verfahen es damit, daß sie durch europäische Einrichtungen, deren Nutzen im besten Falle ein problematischer war, das Volk verletzten. Rosas regierte wenigstens volksthümlich, und das hat ihn so lange gehalten.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (D. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von F. E. Gale in Meißen.

Digitized by Google

Oesterreich unter dem Ministerium Schwarzenberg. Die vier Jahre, welche die Periode des österreichischen November-Ministeriums bis zum Tode seines Chefs und hervorragendsten Mitgliedes umfaßt, enthalten die Bewältigung einer Krisis, die so furchtbar und drohend selbst in den Tagen der großen Maria Theresia und in den Zeiten der napoleonischen Kriege an den Kaiserstaat nicht herangetreten war. Fürst Schwarzenberg hat sein Vaterland in einer höhern Machtstellung verlassen, als dasselbe in irgend einer andern Periode seiner neuern Geschichte einnahm, und er hatte die Zügel der Regierung zu einer Zeit ergriffen, in der die allgemeine Meinung, nicht blos das Urtheil der Gedankenlosen und Unwissenden, das Auseinanderfallen der Monarchie nicht mehr abwendbar glaubte. Italien war damals besiegt, aber keineswegs bewältigt, Ungarn wurde mit jedem Tage drohender und hatte noch jüngsthin durch die Erhebung Kossuth's zum Ministerpräsidenten eine wahre Kriegserklärung ergehen lassen. Das übrige Oesterreich befand sich in einer unbeschreiblichen Aufregung, die Stimmung der Deutschen, Italiener, Slawen war eine solche, daß alles aus Band und Fugen gehen zu müssen schien, und der Reichstag von Kremsier mit seinen unbegreiflichen Parteiungen that nichts, die Verwirrung zu lösen, wohl aber viel, sie zu vermehren. Der Fürst Schwarzenberg und seine Amtsgenossen sahen in diesem Chaos allein klar und griffen mit fester Entschlossenheit nach dem einzigen Mittel, in dem sich noch Rettung darbot. Die Einheit der Monarchie wurde proklamirt und in demselben Augenblicke ausgesprochen, daß die Gleichberechtigung aller Nationen die Basis sei, auf der das verjüngte Oesterreich der pragmatischen Sanktion ruhen werde. Im Grunde war es dies, was die unter dem Szepter des Hauses Habsburg vereinigten Völker wollten, denn, nimmt man die Polen und Italiener, in gewissem Sinne die Ungarn, aus, so lebt in allen der Gedanke, daß die Einheit der Monarchie die providentielle Form ist, in der allein die verschiedenen Stämme, die sich hier im Centrum von Europa kreuzen, Schutz für ihre geistigen und materiellen Anliegen finden können. Von den genannten drei Nationalitäten waren zwei im Augenblicke wenig zu fürchten. Die Italiener bedurften des Ausruhens, um eine neue Waffenerhebung vorzubereiten, die Polen wurden durch die Ruthenen und durch die Erinnerung an die Schauderszenen des Jahres 1846 in Schach gehalten. Die Ungarn, deren große Mehrheit nicht gegen die Gesammtmonarchie, sondern gegen die Kroaten und für das Uebergewicht des magyarischen Stammes über die andern Völker des Reichs in Waffen stand, kamen durch ihre Kühnheit und manche Fehler der gegen sie ausgeschickten Generale so in Vortheil, daß das neue österreichische Kabinet gegen sie die russische Intervention nachsuchte. Hatte Fürst Schwarzenberg kein anderes Mittel, dem Bürgerkrieg ein Ende zu machen? Dieser oft aufgeworfenen Frage geht auch die offizielle Schrift: „Der Feldzug in Ungarn und Siebenbürgen" nicht aus dem Wege, und diese Schrift wollen wir hier antworten lassen. „Die auf 90,000 Mann verstärkte Armee", lesen wir darin, „auf einem Punkte konzentrirt, geführt von kriegserfahrenen bewährten Generalen, unter dem Kommando eines Feldherrn, dessen Genie und seltene Thatkraft die Bewunderung von Europa erregt hat, unterstützt durch die gleichzeitige Operation der Süd-Armee des Bans von Kroatien und des aus Siebenbürgen zurückgezogenen Armeekorps, konnte unglaubliches leisten, und wir zweifeln nicht, daß sie das an Zahl zwar überlegene, aber minder organisirte, mittelmäßig geführte und des Beispiels von aufopfernder Hingebung ihrer Offiziere entbehrende Insurgentenheer, welches auf mehreren Punkten des Kriegsschauplatzes getheilt sein mußte, besiegt haben würde. Allein der Kampf wäre ohne Zweifel ein viel blutigerer und längerer gewesen. Die Armee, welche sich im Vorrücken schwächen und namentlich den

ihrer Operationslinie nahen Punkt Komorn mit ansehnlichen Kräften einschließen mußte, hätte nur allmälig von einem Terrain-Abschnitt zum andern vorrücken dürfen, müßte sich nach Erkämpfung jeder Linie durch Verschanzungen sichern, die eroberte Landesstrecke beruhigen und schützen. Der Krieg hätte sich in die Länge gezogen. Welche politischen Wechselfälle im Innern der Monarchie und in den angrenzenden Staaten hätten nicht gewaltsam und verderblich dazwischen treten können? Zur raschen, zur unzweifelhaften, auch gegen alle äußern politischen Verhältnisse gesicherten Kriegführung in Ungarn und Siebenbürgen war daher die bewaffnete Intervention Rußlands allerdings unumgänglich nothwendig." Wie die österreichische Armee, nachdem die Russen in Ungarn eingerückt waren, ihre Aufgabe auffaßte und durchführte, hat die österreichische Waffenehre durch die fremde Hülfe nicht die mindeste Beeinträchtigung erlitten. Der verhängnißvolle Groll, von dem die ungarischen Heerführer sich bestimmen ließen, vor den Russen die Waffen zu strecken, als ob sie nur diese als ihre Ueberwinder anerkennten, hat die Welt über das wahre Sachverhältniß nicht täuschen können. Ein so schweres moralisches Gewicht die nordische Intervention in die Wagschale des Kaisers geworfen hat, so sind es doch seine Waffen gewesen, die auf allen Schlachtfeldern die entscheidenden Schläge geführt haben. Wenn man es ferner einen Schritt der gefährlichsten Art genannt hat, eine russische Armee an die Orte zu führen, wo die slawische Agitation am stärksten ist, und wenn man aus dieser Berührung verwandter Elemente die bedenklichsten Schlußfolgerungen für die Zukunft des Kaiserstaats hat ableiten wollen, so sind auch diese düstern Prophezeiungen durch die Ereignisse Lügen gestraft worden. Die panslawistischen Stimmen sind merklich stiller geworden, die wahre Lage hat sich in zu grellem Kontrast gezeigt mit den Traumbildern, die man sich und Andern ausmalte, um nicht die Sympathien erkalten zu lassen.

Als Oesterreich nach der Schlacht von Novara und der Kapitulation von Vilagos den völligen Frieden wieder errungen hatte, mußten die Erfolge der Waffen durch zwei große Friedenswerke gesichert werden: es war das Kaiserreich im Innern neu zu organisiren, und nach außen hin war die Machtstellung wieder zu gewinnen und zu verstärken, die Oesterreich eingenommen hatte, ehe seine Kraft in den Zerrüttungen der Revolution vorübergehend geschwächt worden war. Um ein Organ zu haben, welches die Rechtseinheit in dem großen Staate sichtbar mache, gründete die Regierung das „Allgemeine Reichsgesetz- und Regierungsblatt", das in zehn Sprachen — deutsch, italienisch, magyarisch, tschechisch, polnisch, serbisch, slawonisch, ruthenisch, walachisch und illyrisch — erscheint und alle für die gesammte Monarchie bestimmten Gesetze enthält, während die auf das besondere Kronland Bezug habenden Verfügungen von den Landesgesetzblättern in den dort verbreiteten Dialekten gebracht werden. Diese Gesetzblätter werden mit großen Kosten, die der „Lloyd" einmal auf eine Million Gulden anschlug, aufrecht erhalten. Unter den Gegenständen, die einer definitiven Regelung dringend bedurften, stellte sich die Robotaufhebung und Grundentlastung in den Vordergrund. Die Aufhebung des Unterthanenverbandes und die dadurch gewährte Gleichstellung und Entlastung alles Grundes und Bodens war bereits durch das Gesetz vom 7. September 1848 ausgesprochen worden, aber es fehlten noch Bestimmungen über Art und Maß der zu leistenden billigen Entschädigung und über die Weise, wie diese Entschädigung für die Berechtigten möglichst bald flüssig gemacht werden könne. Hierüber traf das Gesetz vom 4. März 1849 Bestimmung, ergänzt durch die Verordnung vom 10. September 1851. Wo die Entschädigungspflicht überhaupt eintritt, zahlen die Verpflichteten nur den dritten Theil der in Kapital verwandelten frühern Lasten. Die Regierung hat mit der Entlastungsoperation beinahe nichts zu thun. Dem Berechtigten werden die Lasten nur zu zwei Dritteln vergütet, ein Drittel trägt das Kronland, ein Drittel der Verpflichtete. Der Berechtigte ist also Gläubiger, sein Schuldner ist aber weder der Verpflichtete, noch das Kronland,

noch der Staatsfiskus, sondern der kronländische Tilgungsfonds, und erst wo diesem die Mittel zur Befriedigung liquider Ansprüche mangeln sollten, hat sich der Staat zur Haftung verpflichtet. Die Forderungen des ehemals Berechtigten verwandeln sich nach Höhe seiner Entschädigung in eine zinstragende Obligation, die aufkündbar ist, jedoch unter der Beschränkung, daß in jedem Jahr nur der vierzigste Theil des gesammten Entschädigungskapitals in jedem Kronland zurückbezahlt wird. Wird daher mehr als der vierzigste Theil der Obligationen gekündigt, so losen die kündigenden Obligationsbesitzer. Der Tilgungsfonds zahlt den ehemals Berechtigten die Zinsen ihrer Obligationen und die Rate der Obligationstilgung. Den wichtigen Zweck, dem Tilgungsfonds die nöthigen Gelder für seine Operationen zufließen zu lassen, ohne den Steuerpflichtigen neue bedeutende Opfer aufzuerlegen, hat man durch eine einfache Operation erreicht, indem man dem Verpflichteten, dem zwei Drittel seiner frühern Leistungen erlassen sind, den gerechten Zwang auferlegt, sein Drittel, also die Hälfte der Entschädigung, binnen zwanzig Jahren abzulösen. Der Tilgungsfonds kann also in den zwanzig ersten Jahren die Tilgung der Entschädigungs-Obligationen mit den Einzahlungen der früher Verpflichteten bestreiten. Unterdessen wird es dem Staat gelingen, seinen Geldbedrängnissen zu entfliehen, seine Einnahmen durch Besteuerung aller Landestheile zu mehren und die Steuern selbst reichlicher fließen zu machen, da der allgemeine Wohlstand eben in Folge der Bodenentlastungen sich bedeutend heben muß. Die Besorgniß träumte von unerschwinglichen Summen, welche durch die Kronländer aufgebracht werden müßten, doch hat sich jetzt, obgleich es für die Grundentlastungskommissionen unmöglich gewesen ist überall ihr Geschäft zu vollenden, bereits herausgestellt, daß das gesammte Entschädigungskapital in den sogenannten Erblanden sammt Galizien höchstens 130 bis 140 Millionen Gulden betragen dürfte, wovon die Hälfte von den früher Verpflichteten aufgebracht werden muß. In Böhmen, wo die Kommissionen ihre Arbeiten im September 1851 vollendeten, beträgt das Entschädigungskapital im ganzen 34 Millionen, wovon also die Hälfte dem Kronlande zur Last fällt. Auf den Kopf berechnet sich daher die Belastung mit nicht ganz 4 Gulden, wobei zu erwägen ist, daß die Entlasteten als Steuerpflichtige wieder zur Entschädigung beitragen müssen. Die Erblande erfreuen sich bereits des gedeihlichsten Genusses der großartigen Maßregel, die den zahlreichsten Theil des Volks zu freien Menschen macht, von dem auf ihm lastenden Druck befreit und zur regen, selbstständigen Thätigkeit befähigt hat. Nicht dasselbe dürfen wir von Galizien sagen, dessen Zustände in Folge von alten und neuen Sünden einen so verzweifelten Charakter angenommen haben, daß der Segen sich in Fluch verkehrt. Hier erzeugte die Aufhebung der Robot, dieser Sieg des modernen Fortschritts, dieser Schlußstein der neuern Geschichte, soziale Konflikte, die in unabsehbaren Wirrnissen lange fortdauern werden. Auf der einen Seite bemächtigten sich die Bauern des Eigenthums der Gutsbesitzer, unter dem Vorwand verjährter Rechte, und die Regierung sah sich gezwungen, die Aemter, deren Funktion bislang in dem Schutz der Verpflichteten bestanden hatte, zur Unterstützung der Berechtigten gegen die ungerechtesten Ansprüche anzuweisen. Auf der andern Seite hat wieder die Aufhebung der Robot, die Freimachung des geknechteten Menschen, höchst nachtheilig auf den Ackerbau, den Nerv des Landes, gewirkt, indem der freigewordene Bauer sich im Müßiggang ergeht, und der Mangel an Arbeitskräften überall fühlbar wird. Man sah sich also gleichsam zu einer Suspension des Freiheitsgesetzes gezwungen, indem die Kreisämter einen bestimmten Preis festsetzten, für welchen die Bauern zur Arbeit gezwungen werden konnten; es wurde also die Robot provisorisch wieder eingeführt. Die Israeliten begannen bereits Güter zu kaufen, und durch diese neue Konkurrenz wären die landtäfligen Güter im Preise gestiegen, hätte der Ackerbau durch die Gewinnung so enormer Geldmittel, wie sie in den Händen der galizisch-jüdischen Kaufleute sind, sich bedeutend heben können. Aber die Bauern verstanden so wenig die

Gleichberechtigung der Israeliten, wie sie ihre eigene Freiwerdung begriffen, sie erlaubten sich auf den jüdischen Gütern noch gröbere Excesse wie auf den polnischen, weil sie sich in den Kopf setzten, nun habe der Edelmann mit dem Juden gemeinschaftliche Sache gemacht, die Uebernahme der Güter durch die Juden sei nur ein abgekartetes Spiel, um die Bauern zur Arbeit anzulocken. Die Folge davon ist, daß die reichen Juden von dem Ankauf von Gütern sich zurückgezogen und den Gedanken, ihre geistigen und pekuniären Mittel dem Ackerbau und in dessen Folge der innern Industrie zu widmen, aufgegeben haben.

Was die Grundentlastung für die bäuerliche Bevölkerung, das sollte das Gemeindegesetz (s. d.) für die städtischen Einwohnerschaften werden, die Befreiung eines wichtigen Theils des Lebens, die Gewährung freier Entwicklung und Autonomie für das Sonderleben kleiner und großer Gemeindeverbände. Bei dieser Reform kam es aber wegen des tiefen Verfalls, in den man das Gemeindewesen hatte gerathen lassen, weit mehr auf eine bildungsfähige Grundlage an, als auf eine definitive Regelung der einschlagenden Verhältnisse, und es wurde deshalb das Gesetz nur als ein provisorisches erlassen, auch nicht für die ganze Monarchie, da dasselbe in Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien und Slawonien, ferner im Lombardisch-Venetianischen Königreiche keine Anwendung finden sollte. Mehrere der Völker, denen dieses Geschenk gemacht wurde, hatten noch eine Primärschule des gemeindlichen Lebens zu machen, und es war vorauszusehen, daß neben günstigen auch ungünstige Erfahrungen sich einstellen würden. Auf diesen Erfahrungen fußen die zu Anfang 1852 für die Gemeindeordnungen eingeführten Veränderungen. Bei der Organisirung der Ortsgemeinden wird der Unterschied zwischen Stadt- und Landgemeinden, besonders in Ansehung der letztern die frühere Eigenschaft und besondere Stellung der königlichen und landesfürstlichen Städte berücksichtigt werden. Bei der Bildung der Landgemeinden kann der vormals herrschaftliche große Grundbesitz unter bestimmten Bedingungen von dem Verbande der Ortsgemeinden ausgeschieden und unmittelbar den Bezirksämtern untergeordnet werden. Diese Ausscheidung machte sich dadurch nothwendig, daß die großen Grundbesitzer, denen der Staat bei der Grundentlastung beträchtliche Opfer auferlegte, bei Regulirung der Gemeindeverhältnisse sehr häufig auf die unbilligste Weise in Anspruch genommen wurden. Indem sie mit ganz kleinen Feldbesitzern, oft auch mit bloßen Häuslern, in einen Gemeindeverband traten, mußten sie nicht blos nach dem Umfange ihres Grundbesitzes zu den wirklichen, sondern auch zu erkünstelten Gemeindelasten beitragen. Die Bestimmung hierüber wurde nicht nach der Beitragsfähigkeit, sondern nach der Kopfzahl der stimmberechtigten Gemeindeglieder beschlossen, letztere votirten daher große Gehalte für oft ganz unfähige Gemeindevorstände, so wie andere Ausgaben für Kommunalzwecke, die der große Grundbesitzer fast größtentheils zu bezahlen hatte, während die Majorität der Dorfgenossen oft kaum den vierten Theil dazu beitrug. Die neueren Bestimmungen lassen den Gemeinden die Wahl der Vorstände und Ausschüsse, mit der Beschränkung jedoch, daß die Vorstände der Bestätigung und nach Umständen selbst der Ernennung der Regierung vorbehalten, auch da, wo die Gemeindeverhältnisse es räthlich machen, höhere Kategorien von Gemeindebeamten der Bestätigung der Regierung vorbehalten werden. Der Wirkungskreis der Gemeinden ist im allgemeinen auf deren Gemeindeangelegenheiten beschränkt, wichtigere Akte und Beschlüsse sind der Prüfung und Bestätigung der landesfürstlichen Behörden vorbehalten. Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen ist mit Ausnahme besonderer feierlicher Akte abgestellt worden, ohne für die betheiligten Gemeindemitglieder die Einsichtnahme besonderer Gegenstände zu beseitigen. Den überwiegenden Interessen soll auch ein überwiegender Einfluß zugestanden und sowohl bei den Aktiv- und Passivwahlen für die Bestallung der Gemeinde-Vorstände und Ausschüsse, als in den Gemeinde-Angelegenheiten dem Grundbesitze nach Maßgabe seiner in den Gemeinde-Verband einbezogenen Ausdehnung und seines Steuerwerthes, dem Gewerbsbetriebe

aber in dem Verhältnisse zu dem Gesammtgrundbesitze, dann so viel als möglich den Korporationen für geistige und materielle Zwecke das entscheidende Uebergewicht gesichert werden. Noch in dieser Beschränkung bleibt der Gemeinde die Hauptsache, die Selbstverwaltung, der Verwaltungsorganismus ist vereinfacht und dadurch beschleunigt, das kleine Heer entbehrlicher Vielschreiber der frühern Zeit bleibt ferngehalten.

Als höhere Stufen über der Gemeinde schufen die Gesetze den Bezirksausschuß, die Kreisvertretung und den Landtag, denen immer auch ein Regierungsorgan, und zwar in der Person des Bezirkshauptmanns, des Kreispräsidenten und des Statthalters zur Seite gestellt wurde. An die Spitze der Verwaltung der einzelnen Kronländer kommen die vom Kaiser ernannten Statthalter, die denselben untergeordneten Kreispräsidenten leiten die Verwaltung der Kreise, unter den Kreispräsidenten stehen die Bezirkshauptleute. Zur Unterstützung in der Geschäftsführung hat der Statthalter Statthaltereiräthe, der Kreispräsident Kreisräthe, der Bezirkshauptmann Bezirkskommissäre sammt dem erforderlichen Amts- und Dienstpersonale. Zur Wirksamkeit dieser politischen Verwaltungsorgane gehört die Sorge für die Kundmachung und Vollziehung der Gesetze und für die Aufrechthaltung und Herstellung der Sicherheit, der öffentlichen Ordnung und Ruhe im Umfang ihres amtlichen Gebiets. Insbesondere umfaßt ihr Wirkungskreis: Die Evidenzhaltung der Bevölkerung, die Erhebung und Zusammenstellung statistischer Daten, die Mitwirkung zur Ergänzung, Verpflegung, Einquartirung des Heers, das Vorspannswesen, die Ueberwachung der Geburt-, Ehe- und Sterberegister, das Paß-, Heimath- und Fremdenwesen, die Verwendung der Gensdarmerie oder des ihre Stelle vertretenden Wachkorps, die Gewerks- und Handelssachen, das Sanitätswesen, die Gemeindeangelegenheiten, die Kirchen-, Schul- und Stiftungssachen, die Oberaufsicht über die Wohlthätigkeits- und Humanitätsanstalten und über alle öffentlichen Institute, die Sorge für die Integrität und Evidenzhaltung der Reichs- und Landesgrenzen und für die Instandhaltung der Land- und Wasserstraßen, die Mitwirkung bei der Bemessung, Einhebung und Abschreibung der direkten Steuern und die Unterstützung der Gefällsorgane nach Maßgabe der Steuern und Gefällsgesetze, die Landeskultursachen, die Ueberwachung der Presse und der Associationen, die Privilegien-Angelegenheiten, die Einflußnahme bei der Expropriation, die Streitigkeiten über Wasserrechte und Bauten, die Verfassung der Voranschläge für die politische Administration, für die Straßen- und Wasserbauten und für die Staatsanstalten des amtlichen Bezirks. Der Gang der Administration wurde möglichst vereinfacht, die Geschäftsbehandlung abgekürzt und weniger durch geschriebene Anträge und Berichte, als vielmehr durch unmittelbare und persönliche Einwirkung für die Handhabung der Gesetze Sorge getragen. Der von oben kommende belebende Hauch drückte der geistigen Metamorphose des Verwaltungsorganismus den Stempel frischer Energie auf. Mit der politischen Eintheilung setzte man die zur Einführung der neuen Gerichtsverfassung erforderte Abgrenzung der Bezirke und Sprengel der Gerichte in Einklang. In jedem Bezirke wurde ein Bezirksamt eingerichtet, das in geringeren Fällen als erste Instanz fungirte, während die größern Streitigkeiten an Kollegialgerichte gewiesen wurden, für die dann das Oberlandesgericht die zweite, der oberste Gerichtshof die dritte Instanz bildete. Der neuen Gerichtsverfassung gab man die Basis der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz. Die bisherigen privilegirten Gerichte entfielen daher mit Ausnahme des Gerichtsstands für die Glieder des kaiserlichen Hauses. Bis 1852 hielt man den Grundsatz der Trennung der Justiz von der Verwaltung streng fest, seitdem ist die Aenderung eingetreten, daß die Einzelgerichte als erste Instanzen die Verwaltung wieder aufgenommen haben. Ebenfalls bis 1852 wurde Oeffentlichkeit und Mündlichkeit mit Berufung von Geschworenen als Richter aufrecht erhalten. Die neue Gerichtsverfassung bedingte Gesetzeswerke, die theils sogleich

in Angriff genommen, theils vorbereitet wurden. Dahin gehörten abändernde Bestimmungen in dem bürgerlichen Gesetzbuche über die Ehe, die Vormundschaften, die Verlassenschaften, das Ober- und Nutzeigenthum, die Ausarbeitung einer neuen Ordnung des Civilverfahrens, um den Wust der alten Gesetze zu lichten, der nach dem Ausdruck des Ministers ein wahres onus multorum camelorum bildete, eine Konkursordnung, ein Grundbuchsgesetz, ein Handelsgesetzbuch, ein neues Seerecht. Das Absehen ging aber nicht darauf, den alten Wust zu vermehren, Gesetz auf Gesetz zu flicken, sondern vielmehr einen entschiedenen Abschluß zu machen und einen vollständig neuen Bau aufzuführen. Die gegebenen Grundzüge wurden als erste Frucht der neuen und bessern Gestaltung der Dinge um so freudiger begrüßt, als die Justiz in der letzten Zeit des alten Systems nur Klagen und fromme Wünsche hervorgerufen hatte. Abgesehen von allen Mängeln der Patrimonialgerichte in den ersten Instanzen, hatten Formenwesen und Erschlaffung Geist und Leben auch in diesem wichtigen Zweige der Staatsverwaltung längst verdrängt, das Gift der Korruption war durch alle Sphären gedrungen, das Vertrauen in seinen Grundfesten erschüttert. Seit wohl zwanzig Jahren war, das Gesetz über das summarische Verfahren und das vortrefflich ausgearbeitete Gesetz über den Schutz des literarischen Eigenthums ausgenommen, nichts erschienen, was einen allgemeinen wohlthätigen Einfluß übte, oder an jene Gediegenheit der Arbeit erinnerte, die an einigen Theilen des österreichischen bürgerlichen Gesetzbuchs und an ältern Gesetzen, namentlich aus der Josephinischen Zeit, noch jetzt bewundert wird.

Mit der Organisation Ungarns wurde in dem Augenblicke begonnen, als die siegreichen österreichischen Waffen die Möglichkeit dazu gegeben hatten. Viele edle und gemeinnützige Männer haben schon vor 1848 mit aufopfernder Vaterlandsliebe an der Hebung der Uebelstände gearbeitet, an denen der Adelsstaat Ungarn krankte, sind aber mit allen ihren Bemühungen und Reformen an der Eigennützigkeit der bevorzugten Klasse gescheitert, die sich nicht zur Trennung von ihren Vorrechten entschließen konnte. Nachdem aber nun die Revolution tüchtig vorgearbeitet hat, seitdem durch sie der stärkste Anstoß durch die damals nothgedrungene Befreiung des fünften Standes von dessen grundherrlichen Lasten gegeben ist, beschäftigte sich die österreichische Regierung unablässig, die Uebelstände vollends zu heben und vor allem eine neue, auf gesunde, liberale und lebensfähige Grundlagen gestützte Verwaltung einzuführen. Eine auf alle Klassen der Gesellschaft vertheilte, vorerst noch mäßige Steuererhebung sichert dem Staate eine gewisse Einnahme, deren er zu neuen staatswirthschaftlichen Institutionen so sehr bedarf. Die Trennung der Gewalten ist als Grundsatz ausgesprochen und wird in der Ausführung beibehalten werden. Mit der Einführung eines geordneten Gemeindewesens ist begonnen, die weiter für das Hypotheken- und Kreditwesen bedürftigen Gesetze sind theils zu erwarten, theils hat man sich mit Provisorien für den Augenblick geholfen. Zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit ist wie in den andern Kronländern ein Gensdarmeriekorps bestimmt, welches trotz seiner in manchen Beziehungen lobenswerthen Thätigkeit seinem Zweck doch nur sehr unvollkommen genügt, indem das Volk an solche Art der Polizeiausübung noch zu wenig gewöhnt ist, ihr deshalb widerstrebt, und die Gensdarmen wiederum Volk, Land und Sprache zu wenig kennen. Die öffentliche Sicherheit läßt darum in manchen Landstrichen noch viel zu wünschen übrig. In den Kommunikationsmitteln regt sich die Thätigkeit außer dem, was für die Donauschifffahrt (s. d.) und die Theißregulirung (s. d.) geschieht, hauptsächlich in den Eisenbahnen, die für Ungarn doppelt nothwendig sind, da chaussirte Straßen anzulegen in vielen Landestheilen zum Bereich der Unmöglichkeit gehört. Viel ist bereits geschehen, was noch zu vollführen ist, sagt uns das Projekt, welches das Ministerium der Handelskammer von Pesth im Jahre 1851 zur Begutachtung vorgelegt hat. Von Czegled, einem Orte zwischen Pesth und Szolnok, soll eine Linie ausgehen nach Szegedin, um sich dort in zwei Richtungen

Digitized by Google

zu trennen. Die eine geht nach Vinga, von dort über Lippa nach Siebenbürgen, vorerst bis Karlsburg. Von Vinga geht eine Zweigbahn nach Temesvar, während eine Hauptlinie über Arad, Großwardein, Debreczin nach Tokay führt und dort in die Linie mündet, welche von Pesth über Erlau nach Tokay geht, um von da über Kaschau und Seben sich nach Neuscandeck in Galizien fortzusetzen. Die andere von Szegedin abgehende Bahn soll über Theresianopel, Baja, Fünfkirchen nach Zakany hinführen, wo sie sich in eine andere mündet. Von Oedenburg kommend, soll nämlich eine Linie von Steinamanger nach Großkanisa laufen, wohin zugleich eine andere von Pesth über Weissenburg an der östlichen Seite des Plattensees entlang gehende führen wird. Von Großkanisa verlängert sie sich nach Zakany, hier nimmt sie die Fünfkirchner auf und läuft, über Agram führend, bei Rabschach in die Triestiner Bahn aus. Seitenbahnen sollen von Agram nach Petrinin und Karlstadt führen. Da in Ungarn das Terrain höchstens in den Ueberschwemmungsgebieten erhebliche Hindernisse macht, so kann bei kräftiger Inhandnehmung der Arbeiten das Netz in einer Reihe von wenigen Jahren beendigt sein. An Energie wird es aber die Regierung nicht fehlen lassen, schon jetzt ist für Ungarn in kürzester Frist Außerordentliches geschehen, als: die Organisirung der Bau- und Seebehörden, Erweiterung und Verbesserung des Postwesens, Vollendung einer beträchtlichen Telegraphenlänge, Ausbesserung und Herstellung zerstörter Straßen und Brücken, Gelddotation und Organisation der Theißregulirung, Einleitungen zur Sau- und Drauregulirung, Ausbau der Preßburg-Pesther Bahn, Errichtung einer großen Musteranstalt für Landwirthschaft, Bildung der Handels- und Gewerbekammern, Vermehrung der Transportgelegenheit nach der Donau, Sau und Theiß. Die folgenreichste von allen Maßregeln ist die Aufhebung der Zwischenzollinie, dieser Schranke, welche einerseits der Ausfuhr ungarischer Rohprodukte nach Oesterreich, andererseits dem Absatz österreichischer Fabrikate in Ungarn ungerechtfertigte Hindernisse in den Weg legte, die freilich in den politischen Ansprüchen der Ungarn auf eine Sonderstellung ihre Erklärung fanden. Wie fruchtbringend dieser jetzt freie Verkehr zwischen beiden Länderhälften werden muß, sagen uns die Erfahrungen der frühern Zeit, insbesondere die Ergebnisse des Jahres 1846, das wir als das letzte Normaljahr betrachten müssen, weil 1847 der Mißwachs, in den folgenden Jahren Revolution, Krieg und die Folgen derselben die regelmäßigen Verhältnisse verrückt haben. Aus Ungarn und den Nebenländern wurde 1846 nach den andern Kronländern

	eingeführt,	von diesen nach Ungarn ausgeführt
an Rohprodukten: . . .	30,923,993 Gulden . . .	5,753,134 Gulden,
" Fabrikationsstoffen und Halbfabrikaten: . . .	26,474,543 " . . .	8,483,214 "
" Ganzfabrikaten: . . .	3,305,588 " . . .	47,145,330 "
	60,704,124 Gulden.	61,381,778 Gulden.

Das zweite Kronland, das in den beiden Jahren 1848 und 1849 der Schauplatz eines allgemeinen Aufstands und eines verheerenden Kriegs war, das lombardisch-venetianische Königreich, beginnt sich von seinen Wunden zu erholen. Am frühesten hat sich die Stimmung im Venetianischen ernüchtert, selbst in der Stadt, wo die Beschränkung des Freihafens auf viele Handelsunternehmungen einen nachtheiligen Einfluß äußerte, der zerrüttete Zustand vieler Familien, die Entfernung zahlreicher Fremden, die verminderte Konsumtionsfähigkeit und der Schmuggel am Wohlstande nagten. Um so dankbarer wird die im Monat Juli des Jahres 1851 erfolgte Wiedereröffnung des Freihafens anerkannt, deren Wirkungen gleich anfangs schlagend hervorgetreten sind, indem in den beiden ersten Monaten der Verkehr im Vergleich zu den entsprechenden Monaten des Jahres 1850

um 8700 Tonnen und 1¾ Millionen Gulden bei der Einfuhr, um 4800 Tonnen und 400,000 Gulden bei der Ausfuhr sich vermehrte. Unversöhnlicher zeigte sich bisher die Stimmung in der Lombardei, wo noch 1851 die Geheimbefehle der Mazzinisten so viele Wirkung hatten und so drohende Symptome hervorriefen, daß in Mailand Schärfung des Belagerungszustandes und sogar eine neue Verkündigung des Standrechts angeordnet werden mußte. Die Grundzüge der administrativen Eintheilung der politischen Behörden, die zu Anfang des Jahres 1851 ins Leben getreten sind, haben an dem Bestandenen keine wesentlichen Aenderungen vorgenommen. Begreiflicher Weise hat die Regierung ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet, die Lücken in den Vertheidigungsanstalten der italienischen Provinzen auszufüllen, welche die Erfahrung von zwei Kriegsjahren gezeigt hat. Mailand hat starke Außenwerke (fortini) erhalten, desgleichen Piacenza, für die Linien des Po's und des Tessins sind Befestigungen bestimmt. Der größere Theil der sieben Millionen Gulden, die 1851 für Festungsarbeiten in Oberitalien angewiesen wurden, ist für Mantua, die ganze Minciolinie, Peschiera und Legnago bestimmt. Die Minciolinie wird durch diese Arbeiten uneinnehmbar gemacht, Peschiera in eine Festung ersten Ranges verwandelt. Im Herbst 1850 waren bereits alle Beschädigungen der piemontesischen Belagerung ausgebessert, ein doppelter Ring von Basteien und Wällen mit zahlreichen Außenwerken auf den dominirenden Hügeln fertig, seitdem wird an einem dritten Schanzenringe gearbeitet, der binnen fünf Jahren beendigt sein und den Umfang der Festung um das dreifache vergrößern wird. Peschiera wird dann eine große Armee aufnehmen können und gleich wie Verona nicht blos zur Vertheidigung einer hier wenig günstigen Flußlinie, sondern auch bei Offensiv-Operationen in der Geschichte künftiger Kriege eine wichtige Rolle spielen. Im Kriege von 1848 würde Peschiera unzweifelhaft seinem Fall entgangen sein, wenn man ihm mittelst der Schiffe aus Südtyrol Lebensmittel und Verstärkungen hätte zuführen können. Die Nothwendigkeit der Errichtung einer Flottille auf dem Gardasee leuchtete damals ein, und im Jahre 1849 wurde damit bereits der Anfang gemacht. Marineoffiziere wurden aus Triest und Pola nach Riva am Nordufer des Sees berufen, und dort alsobald die Vorarbeiten eines kleinen befestigten Kriegshafens begonnen. 1851 hatte Oesterreich dort zwölf neugebaute Kanonenboote, zwei Dampfschiffe und drei Marinekompagnien. Die neue Eisenbahnverbindung zwischen Verona und Mantua ist besonders in strategischer Beziehung von hohem Werth für Oesterreich. Die Vertheidigung der Operationslinien der Etsch und des Mincio und die Verproviantirung der beiden Hauptfestungen wird dadurch ungemein erleichtert.

Nach der Märzverfassung würden die Verfassungen für die Kronländer, nach deren Vollendung die Konstitution des Reichs erst ins Leben treten konnte, mit dem Ende des Jahres 1849 zu erwarten gewesen sein. Bei jener Verheißung hatte man indessen ohne den ungarischen Krieg gerechnet, der länger dauerte, als nach den ersten Erfolgen der österreichischen Armee zu erwarten war. So erschien erst zu Anfang des Jahres 1850 das Programm, nach dem die Landesverfassungen ertheilt werden sollten. Den wichtigsten Inhalt bildeten die Wahlbestimmungen zum Landtag. Man blieb darin dem früher bekannt gegebenen Grundsatze treu, einen dreigliedrigen Wahlkörper herzustellen aus den Höchstbesteuerten, der Städtebevölkerung und den Landgemeinden, so daß die erste Klasse den großen, die dritte Klasse den kleinen Grundbesitz, die zweite Industrie, Gewerbe und Handel vertrat. Alle drei Klassen sollten der Kopfzahl nach möglichst gleich vertreten, das passive Wahlrecht nach dem Muster Englands auf keinen Census beschränkt werden; die erste Klasse der Höchstbesteuerten würde die Mitglieder des Oberhauses für den Gesammtstaat geliefert haben. Nach der ersten publizirten Landesverfassung (für Oesterreich unter der Enns) zu schließen, war als zur Kompetenz der Landtage gehörend bestimmt worden: die Landeskultur, öffentliche Bauten, Wohlthätigkeitsanstalten, das Budget, die Gemeinde-, Kirchen- und Schulangelegenheiten, das

Digitized by Google

Einquartirungs- und Verpflegungswesen der Truppen, also die innere Bewirthschaftung ohne politischen Charakter. Seinem Wesen nach erschien der Landtag jedes Kronlandes als ein permanentes ständisches Burau, welches den ständischen Haushalt und die Verwaltungsgeschäfte besorgte, dann aber auch Gesetzvorlagen bereitete, mit dem Statthalter konferirte und bei außerordentlichen, in der Zwischenzeit nöthig gewordenen Landesauflagen dem Statthalter seine Genehmigung ertheilte. Nach der erwähnten Publikation wurden noch veröffentlicht die Landesverfassungen von Oesterreich unter der Enns, Salzburg, Krain, Kärnthen, Steiermark, Mähren, Tyrol und Voralberg, Böhmen, Görz und Istrien, Triest, zuletzt, im November 1850, die Landesverfassung von Galizien, die zu der Zahl derjenigen gehörte, welche eigenthümliche Schwierigkeiten machte. Da in Galizien der Bauernstand für die eigentlichen Interessen einsteht, für den Ackerbau, welcher der Nerv des Landes ist und bleiben muß, da das städtische Element auf einer sehr niedrigen Entwicklungsstufe steht, die Armuth des Landes aber unmöglich macht, daß die Höchstbesteuerten die Majorität bilden, so gab die Landesverfassung den bäuerlichen Abgeordneten das Uebergewicht, indem in den drei Kurien (Krakau, Lemberg, Stanislawow) auf 35 Abgeordnete der Höchstbesteuerten und auf 28 Abgeordnete der Städte 77 Repräsentanten des Bauernstandes kamen.

Die Landesverfassung von Galizien ist die letzte, welche überhaupt noch zum Abschluß gelangte. Je näher der Termin rückte, in dem mit der Vollendung der Landesverfassungen die Reichsverfassung in Thätigkeit gesetzt werden konnte, um so stärker wurden die Anzeichen, daß die Regierung gegen ein konsequentes Fortschreiten auf dem betretenen Wege Bedenken hege. Die „kaiserlichen Patente" vom 31. Dezember 1851 zeichnen den neuen Weg vor, den Oesterreich in seiner Entwicklung zu gehen hat. Der Konstitutionalismus ist geprüft und verworfen worden, nicht das Gesammtreich, nicht die einzelnen Kronländer werden diese allgemeinste Form politisch modernen Lebens erhalten. Die Motive des folgenreichen Entschlusses finden wir in dem „Cirkularschreiben über die Aufhebung der österreichischen Märzverfassung", vom Fürsten Schwarzenberg am 26. August 1851 an die österreichischen Gesandtschaften bei den deutschen Höfen erlassen. Wir geben diese Motive in möglichster Kürze wieder. Als die Märzverfassung entstand, erlaubte das Drängen der Zeit weder lange Ueberlegungen, noch tiefer gehende Studien, man arbeitete in großer Eile und zumeist nach den vorliegenden Mustern des Auslandes. Bald zeigte sich, daß eine glückliche praktische Durchführung in ihrer Gesammtheit in der österreichischen Monarchie zu den Unmöglichkeiten gehören würde. Das Bestehen des Kaiserstaats wird unabweislich bedingt durch eine starke monarchische Gewalt in den Händen des Hauptes der Dynastie, welcher der Staat seine Gründung und Ausbildung verdankt. Dieser Gewalt dürfen keine Grenzen gezogen werden, die in wichtigen Punkten dem Regenten die Möglichkeit, zur Erhaltung des Staats seinem hohen Beruf zu genügen, geradezu benehmen, und die Theilung dieser Gewalt mit einer Versammlung vorzeichnen, deren heterogene und verschiedenartigen Kulturstufen entnommene Bestandtheile alles andere eher erwarten lassen, als eine weise und das Wohl des Ganzen anstrebende Behandlung der öffentlichen Geschäfte. Die völlige Durchführung der Verfassung würde nicht stattfinden können, ohne die Monarchie den größten Gefahren preiszugeben, und in sich selbst von vornherein den sichern Keim des ganzen Unternehmens zu tragen. Das Experiment mit einer Verfassung wäre unter allen Umständen ein bedenkliches, der Augenblick zu demselben würde aber ganz besonders schlecht gewählt sein in einer Epoche, in welcher die ganze bürgerliche Gesellschaft den Kampf gegen den planmäßigen Angriff heilloser Theorien und blutdürstiger Sekten zu bestehen hat. In solchen Zeiten, in der so verschiedenartig zusammengesetzten österreichischen Monarchie, die sich aber mit Recht als eine der Stützen der Erhaltung im Mittelpunkt des Kontinents ansehen kann, gewagte politische Versuche auf Bahnen anstellen, die im voraus als des erreichbaren Ziels entbehrend und jedenfalls als

mit Klippen umgeben erkannt sind, wäre nicht blos eine Versündigung gegen das eigene Reich, sondern gegen das ganze Staatensystem, dem dasselbe angehört. — So das Cirkularschreiben. Die Patente, auf die das Dokument vorzubereiten bestimmt war, enthalten das erste und zweite die Aufhebung der Märzverfassung und des gleichzeitig mit derselben veröffentlichten Gesetzes über die Grundrechte. Mit der Verfassung fallen zugleich die Kronlandtage, die durch sie ins Leben geführt werden sollten. Das mit IV bezeichnete Patent bringt „Grundsätze für organische Einrichtungen in den Kronländern des österreichischen Kaiserstaats." Den Anfang machen Bestimmungen über administrative Einrichtungen, die so normirt werden sollen, daß sowohl den Bedürfnissen des Dienstes als dem öffentlichen Wohl die gebührende Rücksicht geschenkt wird. Es folgen Abänderungen des Gemeindegesetzes, die bereits oben in unsere Darstellung aufgenommen wurden. Die Trennung der Justizpflege von den Verwaltungsbehörden ist bei den Kollegialgerichten beibehalten, der Einzelnrichter der ersten Instanz fungirt zugleich als richterlicher und als Verwaltungsbeamter. In Civilsachen wie bei Kriminalfällen bestehen drei Instanzen. Bei Uebertretungen und Vergehen, insofern die letztern den Bezirksämtern zugewiesen sind, d. h. zu den leichteren gehören, findet das inquisitorische Verfahren in möglichst einfacher Form statt. Für schwerere Vergehen wird der Anklageprozeß beibehalten, aber die Geschworenengerichte sind beseitigt, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit werden auf das Schlußverfahren beschränkt. Ob überhaupt fremde Personen zugelassen werden können, ist dem richterlichen Ermessen bei jedem einzelnen Fall überlassen, wobei Rücksichten der Schicklichkeit und der Moral entscheiden. Aeußert der Angeklagte den Wunsch, die Verhandlungen öffentlich geführt zu sehen, so sollen als höchstes fünf Personen zugelassen werden. Der Vorsitzende kann den Zuhörerkreis in Wien bis auf dreißig, bei den andern Landesgerichten bis auf zwanzig Personen erweitern, indessen soll dabei blos auf junge Juristen, Aspiranten, Doktoren, Kandidaten und Advokaten Rücksicht genommen werden. Der Zutritt ist ferner allen juristischen Magistraten, den höhern Polizeibeamten und den Professoren der Rechtswissenschaft zu jeder Zeit freigestellt. Legt man den Schwurgerichten nur die Bedeutung bei, unter der Bevölkerung die Ueberzeugung einer würdigen, kräftigen und unparteiischen Rechtspflege zu erwecken, so erfüllt die jetzige österreichische Ordnung diesen Zweck allerdings vollkommen. Wir finden aber den wahren Segen des altgermanischen Instituts darin, Rechtskenntniß und Rechtssinn im Volke zu verbreiten, und dies können die jetzigen österreichischen Gerichte mit ihrer beschränkten Oeffentlichkeit und ihren gelehrten Richtern nicht. Gern erkennen wir übrigens an, daß die Schwurgerichte weder für die italienischen, noch für die ungarischen, südslawischen und polnischen Bevölkerungen paßten. Selbst in Böhmen, Mähren, Innerösterreich, überhaupt in allen Ländern gemischt slawischer Bevölkerung stand die Einrichtung nicht auf heimathlicher Erde. Es bleiben höchstens Tyrol und die beiden Oesterreiche ob und unter der Enns übrig, wo sich Nationalität für diese Gerichtsform vorfand. Außerdem waren fortwährend, namentlich in Böhmen und Steiermark, sehr frappante Fälle vorgekommen, die von gänzlicher Unreife für das Institut zeugten. Die deutschen Provinzen müssen mit ihren Schwurgerichten der Harmonie des Reichs ein Opfer bringen, der neue strafrechtliche Kodex durfte zu ihren Gunsten keine Ausnahme enthalten. Die beste Seite der neuen Einrichtung ist die, daß sie tüchtige und juristisch gediegene Vertheidiger ausbildet, da der Rechtsanwalt vor einem Publikum von Sachverständigen spricht, bei dem gebildeten Richter Beifall zu suchen hat, und nicht auf komödienhafte Effekte für das Publikum der Schwurgerichtssäle sich vorbereitet. In allen österreichischen Ländern soll das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch eingeführt und eben so das Strafgesetz für den ganzen Umfang des Reichs in Wirksamkeit gesetzt werden. In den Kronländern werden eigene Statute über den ständischen oder den mit einem zu bestimmenden Grundbesitz versehenen Erbadel, seine Pflichten und Vorzüge,

errichtet, insbesondere demselben alle thunliche Erleichterung zur Errichtung von Majoraten und Fideikommissen zugestanden werden. Bei der Bauernschaft sind dort, wo besondere Vorschriften zur Erhaltung ihrer Güterkomplexe bestehen, solche aufrecht zu erhalten. Den Kreisbehörden und Statthaltereien werden berathende Ausschüsse aus dem besitzenden Erbadel, dem großen und kleinen Grundbesitze und der Industrie mit gehöriger Bezeichnung der Objekte und des Umfangs ihrer Wirksamkeit an die Seite gestellt. Bei den landesfürstlichen Bezirksämtern sollen Vorstände der einbezirkten Gemeinden und Eigenthümer des außer dem Gemeindeverbande stehenden großen Grundbesitzes oder deren Bevollmächtigte für Zusammentretungen in ihren Angelegenheiten von Zeit zu Zeit einberufen werden. Diese Bestimmungen der Patente hatten hier und da den Glauben erweckt, das alte Recht der Stände, durch die Märzverfassung nur vorübergehend verdunkelt, sei wieder aufgelebt. Diesen Irrthum hat die Antwort aufgeklärt, welche die steierischen Stände auf eine Petition erhalten haben.

Die Patente vom 31. Dezember 1851 haben dem Provisorium ein Ende gemacht und das vollendet, was bereits die kaiserlichen Kabinetsschreiben vom 20. August desselben Jahres anbahnten. Das monarchische Prinzip ist fortan die Grundlage alles öffentlichen Rechts in Oesterreich, die Formen des politischen Lebens müssen sich diesem höchsten Grundsatze unbedingt unterordnen. Die Minister sind blos gehorchende und vollziehende Organe des höchsten Willens, einzig und allein dem Kaiser verantwortlich. Die ministerielle Gegenzeichnung beschränkt sich auf die Kundmachung der Gesetze und kaiserlichen Verordnungen, ihre Bedeutung ist die der Gewährleistung, daß die bestimmten Formen beobachtet und die kaiserlichen Beschlüsse genau und richtig aufgenommen sind. Der Reichsrath wird in einen Rath der Krone verwandelt, er wird nur gehört, wo es der Kaiser für gut findet, und der Ministerrath steht mit ihm in keinerlei Verkehr. Ministerrath und Reichsrath haben sich nur an die Person des Monarchen zu wenden. Der Reichsrath hat eine ähnliche Zusammensetzung wie der ehemalige französische Staatsrath, es bilden ihn Notabilitäten von unabhängiger Stellung, die mit Fachkenntnissen Vertrautheit mit den Zuständen der einzelnen Kronländer verbinden. Nach dem Entschluß des Monarchen können für einzelne Fälle Männer aus allen Ständen und Theilen der Monarchie beigezogen werden, welche die Stellung von Sachverständigen und Vertrauensmännern einnehmen und unter dem Vorsitz des Reichsrathspräsidenten die Vorarbeiten berathen. Der Reichsrath ist das Muster für die Ausschüsse, welche den Statthaltereien, Kreisbehörden und Bezirksämtern beigegeben werden. Das konstitutionelle System beruht bekanntlich auf einer Theilung der Gewalten und stellt zwei Faktoren der Gesetzgebung einander gegenüber, deren glückliches Uebereinstimmen und Ineinandergreifen zum ruhigen und friedlichen Fortschritt unerläßlich ist. Das gegenwärtige österreichische System verwirft dieses Verfahren wegen der damit verknüpften Unruhe und Gefahr, und sucht das Wesentliche, was dasselbe bezweckt, nämlich eine gute, den Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechende Gesetzgebung, durch Beiordnung von praktischen Rathgebern für alle Regierungsbehörden zu erreichen. Solche Beiräthe hat das Kollegium des Kronlandes, des Kreises, des Bezirks, es wird mithin im kleineren wie im weiteren Kreise keine die Rechte und Pflichten der Staatsbürger berührende Verordnung ergehen, ohne daß zuvor die Nächstbetheiligten ihr Gutachten abgegeben hätten. Auf diese Weise entgeht man dem gerechten Vorwurf, der überall gegen deutsches Verwaltungswesen erhoben wird, dem Vorwurf, daß die Bureaukratie nach theoretischen und kollegialischen Voreingenommenheiten handle, mit ihrem Aktenwesen in einer eigenen Welt lebe und die Interessen öfter verletze als fördere. Das österreichische System beraubt das Volkselement allerdings jeder Selbstständigkeit der Stellung, aber dafür hört es den Rath der Volksstimme um so öfterer, und es wird allein an den Ausschüssen und sonstigen Beiräthen der Behörden liegen, wenn die Regierung nicht in jedem Augenblicke erfährt, wohin die Wünsche

der Regierten gehen. Indem wir uns der Wahrheit nicht verschließen wollen, daß auf diese Weise eben so viel und mehr zu erreichen ist, als was die konstitutionelle Regierungsweise mit andern Mitteln anstrebt, können wir gleichwohl ein Bedenken nicht unterdrücken. Welche Fehler und Gebrechen dem bei uns zur Geltung gelangten Konstitutionalismus angehaftet haben mögen, die gute Wirkung hat er geübt, dem Staatsleben beständig frische Säfte zuzuführen und diese Säfte in lebendigerem Umlauf zu erhalten. Wird diese Lebensfrische auch in Oesterreich sich bewähren, wenn nicht fortwährend ausgezeichnete Persönlichkeiten die Führung übernehmen und den Anstoß geben, den der Verwaltungsmechanismus, um nicht ins Stocken zu gerathen, verlangt?

Obgleich manches, woran vielleicht übertriebene Hoffnungen hafteten, verloren gegangen ist, bleiben doch noch immer vielverheißende, jeden Gedanken an Rückkehr zum Alten abweisende Verbesserungen, welche Oesterreich als „Inventar der Revolution" in die definitive Regelung seiner Verhältnisse mit herübergenommen hat. Der Bruch mit der Revolution, den Oesterreich ein Jahr später als Preußen vollzogen hat, bezieht sich nur auf die Zugeständnisse demokratischen oder liberalen Inhalts, die innerliche Umwandlung des Staats wird nach wie vor anerkannt, wenn man sich auch der lästigen Corrolarien entäußerte. Wenn wir das noch vorhandene Inventar der Revolution entwerfen, so stellen wir wie billig an die Spitze die Einheit des Reichs. Das zweite ist die für unantastbar erklärte Befreiung des Grundes und Bodens von seiner feudalen Zusammengehörigkeit und den damit verbundenen dinglichen Lasten. Das dritte ist die wiederholt und ausdrücklich verstattete Oeffentlichkeit der Religionsübungen der anerkannten Glaubensbekenntnisse, und als Konsequenz davon die Befreiung der katholischen Kirche von der landesherrlichen Beaufsichtigung. Das vierte ist die Gleichstellung aller Bürger vor dem Gesetz, ohne Rücksicht auf Stand oder Religionsbekenntniß. Das fünfte ist der Wegfall der Binnenzoll-Linie, und als Folge davon die gleichmäßige Besteuerung aller Gebietstheile und die neuerliche Veränderung des handelspolitischen Systems. Rechnen wir noch hierzu die Ueberreste der Mündlichkeit bei dem Gerichtsverfahren, die noch fortbestehende, wenn auch beschränkte und überwachte Selbstverwaltung der Gemeinde, so haben wir nur noch die Freiheit der Presse zu erwähnen. Es giebt zwar manche, welche leichtfertig hinwerfen, der Druck, womit die Regierung den Geist des Widerspruchs in der Presse niederhalte, sei größer als in der Zeit der Censur. Diese war aber das unvergleichlich schlimmere Uebel, der Schriftsteller hatte beständig die Demüthigung fremder Zurückweisung zu fühlen, beständig das demoralisirende Geschäft zu betreiben, verbotene Ideen unter harmloser Verpackung einzuschmuggeln. Der Rothstift traf gewöhnlich den einzelnen Artikel, oder in dem einzelnen Artikel den einzelnen Ausdruck, jetzt richtet man die Zeitschrift mehr nach ihrer stetigen Tendenz, das einzelne freie Wort wird verziehen, und in vielen Dingen ist das Maß der freien Aeußerung so liberal, als es nur in irgend einem andern Staate sein kann, wie die starke Polemik des „Lloyd" gegen die Bank und das Finanzsystem bewiesen hat. Unter der Censur siechte im Kaiserstaat eine Zeitungspresse, welche die kläglichste Deutschlands war, unter dem angeblich stärkern Druck der Jetztzeit hat sich eine Journalistik ausgebildet, die nicht nur ohne allen Vergleich besser und reicher ist als die vor 1848, sondern auf den Vergleich mit der Tagesliteratur verfassungsmäßig regierter Länder nicht zu scheuen hat. Allerdings reicht die Summe dieser Verbesserungen an ein ausgebildetes Verfassungsleben nicht hinan, aber wir hegen billige Zweifel, ob der Uebergang von dem Oesterreich Metternichs zu dem Oesterreich der Märzcharte ein naturgemäßer und nicht ein Sprung gewesen sein würde. Wie die Sachen jetzt liegen, hat Oesterreich, durch die Revolution gewarnt, mit sich selbst die durchgreifende Reform vorgenommen, zu der Preußen, das halbvernichtete, 1809 als zu seinem letzten Nothanker griff. Diese letzte Periode nennt die Geschichte die große preußische Zeit, und in der That hat Preußen

damals sich und Deutschland gerettet. Oesterreich hat nunmehr dieselben Mittel innerer Kräftigung, denselben breiten Unterbau für ein höher und freier entfaltetes Staatsleben gewonnen. Ist das österreichische Gemeindegesetz der ältesten preußischen Städteordnung nachzusetzen, so hat der Kaiserstaat dagegen die Befreiung des Bodens in einem ungleich umfassenderen Grade vollzogen, als in jener Zeit in Preußen geschah. Die berathenden Ausschüsse, welche die kaiserlichen Handbillette geschaffen haben, sind Zukunftskeime, von der Zeit zu höhern Entfaltungen zu befruchten. Seit 35 Jahren besteht schon ein Vorbild dieser Einrichtung in den Provinzial- und Centraldelegationen des lombardisch-venetianischen Königreichs. Diese Körperschaften haben ihren Beruf genügend erfüllt, und derselbe Staatsmann, dessen Einfluß im Jahre 1815 jene Institutionen schaffen half, ist jetzt Präsident des Reichsraths, weshalb die Annahme ihre Berechtigung hat, daß jene Einrichtungen der Lombardei den Rathgebern des Kaisers als Muster vorgeschwebt und den Gedanken von Ausschüssen bei den Statthaltereien, Kreisbehörden und Bezirksämtern eingegeben haben. Die Mitglieder zur Provinzial-Delegation erwählte die Landesstelle auf sechs Jahre, nach Ablauf des Mandats aber konnte die Wahl erneuert werden. Aus den Provinzial-Delegirten präsentirten die Gemeinden je drei Männer ihres Vertrauens, unter denen der Kaiser dann seine Wahl traf. Die Provinzial-Delegationen beriethen über Vertheilung der Steuern, über öffentliche Bauten, überwachten die Vermögensverwaltung der Gemeinden u. s. w., und hatten das Recht, wenn die Behörden von ihrer Meinung abwichen, die Streitpunkte vor die Central-Delegation, diese im gleichen Fall vor den Kaiser zu bringen. Die Erfahrung hat bestätigt, daß trotz der Rivalitäten, der frühern historischen Absonderung, der verschiedenen oft sich bekämpfenden materiellen Interessen und der Neigung der Italiener zur Exklusivität, durch die lombardisch-venetianischen Centralkongregationen der Municipalgeist überwunden wurde, seit sich die widerstreitenden Theile neben einander sahen. Dieselbe Erfahrung würde man im Großen machen, wenn man die Ausschüsse noch einen Schritt weiter führte, die Statthalterei nicht die höchste Stufe sein ließe, wo Vertrauensmänner zugelassen werden. Soll in den so verschiedenartigen, unter sich fremden Gebieten des Kaiserstaats das Gefühl der Gemeinsamkeit, des österreichischen Reichsbürgers sich entwickeln, so ist dazu nichts wirksamer, als im Mittelpunkt des Reichs ein Rathsaal, wo der Ungar mit dem Böhmen, der Deutsche mit dem Italiener an einem Rathstisch sich zusammenfinden und als Oesterreicher erkennen.

Die umfassenden Verbesserungen aller Art, die unter dem Ministerium Schwarzenberg in Zoll- und Handelssachen eingetreten sind, wurden von uns bereits in besondern Artikeln dargestellt.*) Es erübrigt noch, die Wirkung darzustellen, welche die freisinnige Handelspolitik der Regierung unter der Nachwirkung von Krieg und Revolution auf die Handelsverhältnisse gehabt hat. Wir gewahren hier einen überraschenden Aufschwung des Handels. Bis jetzt zeigte das Jahr 1847 in seinen Ziffern die höchsten Dimensionen, mit dem Jahre 1850 verglichen steht es aber bedeutend zurück. Die Totalsummen beider Jahre zeigen:

	Einfuhr.		Ausfuhr.	
1847.	127,997,200	Gulden. . .	112,208,300	Gulden.
1850.	158,955,400	" . .	104,847,500	"

Die Einfuhr ist also um 31 Millionen gestiegen, die Ausfuhr um 7⅔ Millionen gefallen. Die Summe von Ausfuhr und Einfuhr betrug 1847 240⅕ Millionen, im Jahre 1850 263⅘ Millionen, also ziemlich 10 Prozent mehr. In dem

*) Vgl. die Artikel: Karl Ludwig Freiherr von Bruck, Bd. 6, S. 92 fgg., Die Donau, Bd. 6, S. 97 fgg., Die österreichisch-deutsche Zolleinigung, Bd. 5, S. 548 fgg., Der Zollkongreß zu Wien, Bd. 7, S. 778 fgg. Eine eingehende Besprechung des neuen österreichischen Tarifs behalten wir uns vor für den Aufsatz über die Berliner Zollkonferenzen.

orientalischen Verkehr, dessen Zustand in den Berichten der Generalversammlungen des Lloyd zu erkennen ist, wird ein stetiges Steigen bemerkbar. Der Lloyd, der mit einem Kapital von einer Million begann und mit sieben Schiffen fuhr, noch im dritten Jahre einen Ausfall von 105,023 fl. zu tragen hatte, besaß 1851 ein arbeitendes Kapital von $3\frac{1}{2}$ Millionen und dreißig Schiffe mit einem Gehalt von 13,235 Tonnen, deren Werth sich auf vier Millionen belief. Bis zum Jahre 1850 hat man seit der Gründung $16\frac{1}{4}$ Millionen Gulden eingenommen, die Kosten der Fahrten, der Verwaltung u. s. w. betrugen noch nicht 13 Millionen, die Aktionäre bezogen in dieser Zeit $1\frac{2}{5}$ Millionen an Dividenden, beinahe $1\frac{1}{2}$ Millionen wurden für gelieferte Schiffe abgeschrieben, und 812,688 fl. in den Reservefonds zurückgelegt.

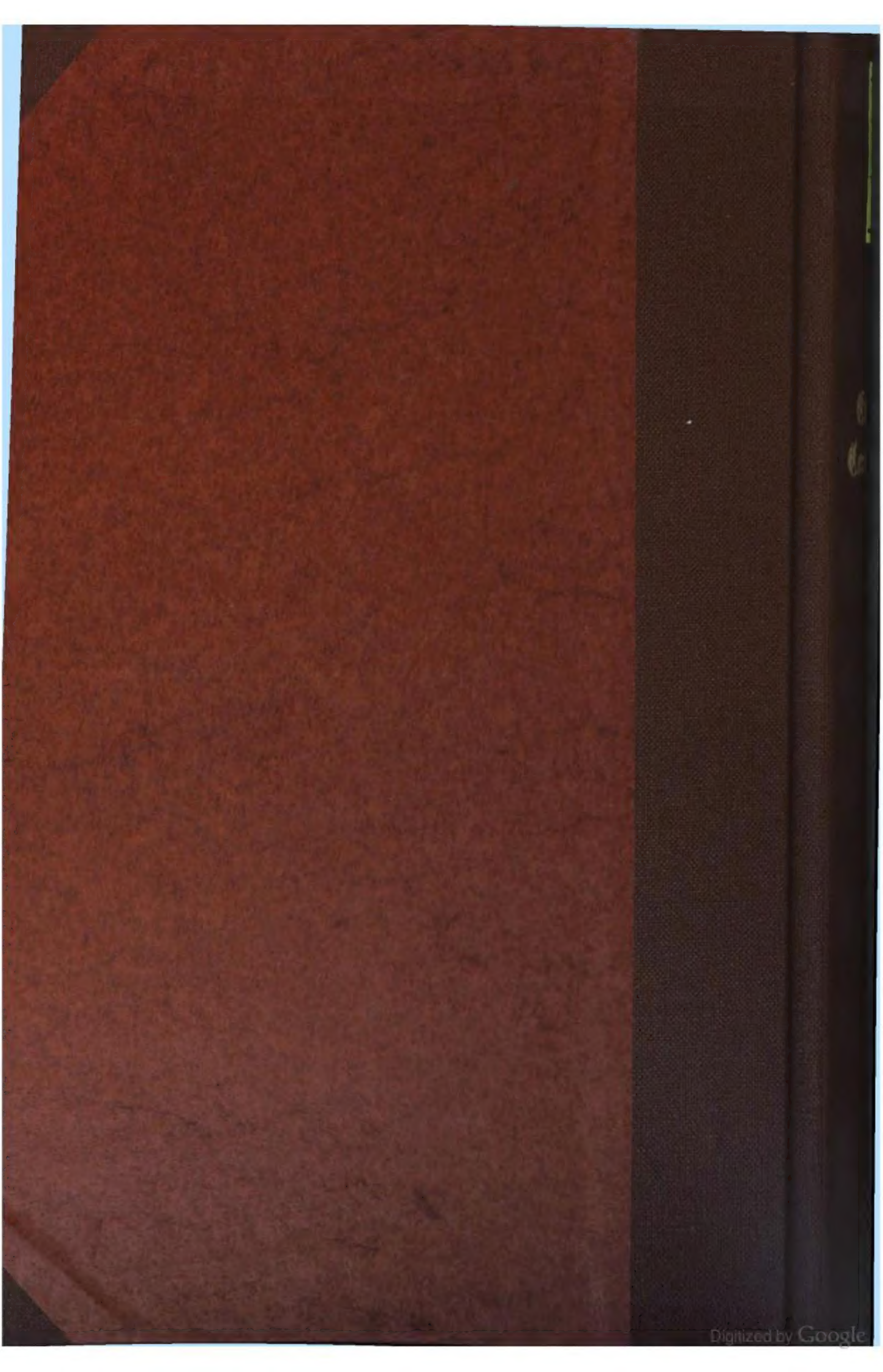
Mit der Zoll- und Handelsfrage steht die Finanzfrage in der nächsten Verbindung.*) Die Opfer, welche Krieg und Revolution dem Kaiserstaate auferlegten, lernen wir ihrem ganzen Umfange nach kennen aus den Ziffern des Budgets, dessen Ausgabenetat von den 173 Millionen Gulden des Jahres 1845 im Friedensjahre 1850 auf 268 Millionen herangewachsen war. Als Hauptausgabe-Rubrik ist in dem Budget von 1850 enthalten für das Ministerium des Kriegs 124 Millionen gegen 52 Millionen im Jahr 1845. Das Erforderniß der Staatsschuld-Rubrik im Jahre 1850 weist nur 53 Millionen gegen 52 Millionen des Jahres 1845 aus. Die verminderte Einziehung älterer Obligationen — Schmälerung der Tilgungsfondszuflüsse — Rückhaltung bedeutender Couponsposten durch berechnende Rentiers, welche die Silberwährung abwarten wollen, machen dieses momentane Verhältniß troß des zugewachsenen $4\frac{1}{2}$ prozentigen Anlehens leicht erklärlich. Alles zeitweilig Weggebliebene muß aber anschwellend dazukommen, und überdies noch 10—15 Millionen jährlicher Renten für die Tilgung oder Fundirung der schwebenden Schuld. Die Abtheilung „Ministerium des Aeußern" ist 1850 blos mit 1,740,000 Gulden aufgeführt, also nach einem aus der Zertrümmerung errichteten Großbaue fast um 100,000 Gulden weniger, als durchschnittlich in den vorhergegangenen fünf Jahren die Diplomatie kostete. Oesterreich hat zwei Civillisten zu tragen, aber die Summe der Kosten hat sich kaum vergrößert, denn in den sechs Millionen für 1850 sind theils die Rückstände der vorigen Jahre, theils die Beiträge Ungarns, die früher besonders verrechnet wurden, mit enthalten. Im „Ministerium des Kultus und des Unterrichts" betrug 1850 die Budgetpost 3,570,000 Gulden, gegen 2,220,000 Gulden im Jahre 1845 und sogar gegen nur 1,735,000 Gulden im Revolutionsjahr 1848. Da starke Religionsfonds ihre selbstständige Gebahrung haben, und nur die hier und da unerläßlichen Zuschüsse aus der Staatskasse in dieser Budgetabtheilung ihren Platz finden, so kommt diese Ausgabevermehrung fast ausschließlich dem öffentlichen Unterricht zu gute. Das „Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten" verrechnete im Jahre 1850 $28\frac{3}{4}$ Millionen gegen $22\frac{1}{2}$ Millionen, die das Jahr 1845 kostete. Für „Eisenbahnbetriebsmittelerweiterung" wurden in den beiden Jahren 1849 und 1850 mehr als $3\frac{1}{2}$ Millionen ausgegeben, für den eigentlichen Straßen- und Wasserbau werden insbesondere mehr als $9\frac{1}{2}$ Millionen jährlich in Rechnung gestellt. Unter den Verwaltungsauslagen von 1848 war das „Ministerium der Justiz" mit nicht ganz 5 Millionen enthalten, im Jahre 1850 kostete dasselbe schon gegen 11 Millionen, welche Mehrausgabe auf Rechnung der Organisationen in den östlichen und südlichen Kronländern kommt. Das „Ministerium des Innern" war im Jahre 1845 unter den allgemeinen Verwaltungsausgaben mit etwa 11 Millionen enthalten, 1849 wurde es als selbstständiges Ministerium schon mit 14,300,000 Gulden verrechnet, 1850 stieg das Budget auf 20,647,000 Gulden. Troß der streng einheitlichen Leitung dieses Ministeriums sind die Posten „Oeffentliche Sicherheit" und „Centralleitung" doch

*) Vgl. den Artikel: Oesterreichs Geld- und Finanzverhältnisse, Bd. 6, S. 401 fgg.

getrennt verbucht; erstere erscheint 1850 mit 2,475,000 Gulden gegen 2,343,000 Gulden von 1846, letztere blos mit 595,000 Gulden eingetragen. Ferner kommt in dieser Abtheilung zum ersten Mal vor für Gensdarmerie gegen 3,300,000 Gulden. Die Totalsumme der Verwaltungsausgaben im „Ministerium der Finanzen" überstieg im Jahre 1850 nicht 16,581,000 Gulden. Die Kosten des Katasters, welche 1847 schon 804,000 Gulden betrugen, waren im Jahre 1850 nur auf 948,000 Gulden gestiegen, wonach also die katastralische Aufnahme der östlichen Hälfte der Monarchie nicht mit dem nöthigen Kraftaufwande betrieben zu werden scheint. Durch ein kaiserliches Dekret vom 30. August 1851 sind neue Ersparungen im Staatshaushalt zur Vorschrift gemacht worden, welche im Jahre 1852 bei den einzelnen Ministerien eingetreten sind. Diese betragen bei dem Ministerium des Innern 2,699,030, der Justiz 1,896,772, des Kultus und Unterrichts 1,100,954, des Handels und der öffentlichen Bauten 6,641,534, der Landeskultur und des Bergwesens 1,930,000, zusammen 14,268,290 Gulden. Besondere Anordnungen haben überdies den Militäraufwand vom Jahre 1853 an jährlich um 2,600,000 Gulden ermäßigt. Sollte der allgemeine Zustand Europa's die Hoffnungen auf Frieden verbürgen, denen man sich jetzt hingeben kann, so würden im Heere größere Reduktionen eintreten, in deren Folge das Deficit des Staatsbudgets im Verwaltungsjahre 1853 ausgeglichen sein müßte. Der jährliche Mangel im Budget, der im Jahre 1849 bei Kriegsausgaben von ungefähr 158 Millionen fast 140 Millionen betrug, war 1850 auf 77 Millionen vermindert und sollte nach dem Voranschlage des Budgets von 1852 bis auf 40—50 Millionen sinken. Vom Monat Juni 1849 bis zum Monat Mai 1852 hat der Staat seine Schulden bei der Bank von 219 auf 143 Millionen getilgt, und unter den 76 Millionen, die er zurückbezahlt, befanden sich 24 Millionen in Silber sardinischer Kriegskontribution. Die Bank hat in dem gleichen Zeitraume ihren Umlauf von 261 auf 209 Millionen vermindert, das heißt um 51 Millionen, also um 25 Millionen weniger, welche letztere Summe dazu verwendet wurde, den Baarfonds zu vergrößern. Ruhig, fest und besonnen verfolgt die Finanzverwaltung das große Ziel der Wiederherstellung der Valuta auf den vollen Pariwerth, die Papierscheidemünze verschwindet immer mehr aus dem Verkehr, bis Ende 1852 wird sie vollends eingezogen werden können. Das Maximum des übrigen Staatspapiergelds ist bereits um 25 Millionen herabgesetzt, die Emission der Nationalbank beschränkt worden. Mit dem zu Anfang 1852 abgeschlossenen Silberanlehen tritt ein regelmäßiger bedeutender Zufluß von Silber zu dem Staatsschatz ein als Gegenwerth des reducirten Papierumlaufs. Es wird somit Oesterreich in nicht ferner Zeit seine Umlaufsmittel völlig befriedigend, ohne große Krisis und mit strengster Einhaltung seiner Verpflichtungen geordnet und wiederhergestellt, diese letzte schwere Wunde, welche die Revolution ihm geschlagen, geheilt haben.

Die Wiederherstellung des österreichischen Einflusses in dem großen Rath von Europa beschäftigte das Ministerium Schwarzenberg nach den Erfolgen von Novara und Vilagos eben so unausgesetzt, wie die innern Angelegenheiten. In den deutschen Angelegenheiten, wo Oesterreich am meisten Boden verloren hatte, wurde die größte Thätigkeit und Kraft entwickelt. Die Resultate sind bekannt genug. Nach einem diplomatischen Kriege, der mit dem Protest des Erzherzogs Johann in Frankfurt begann und einmal in einen blutigen, Deutschland zerreißenden Krieg umschlagen zu müssen schien, hat Preußen Position auf Position geräumt. Die diplomatische Niederlage des Berliner Kabinets ist indessen keine vollständige, mit einem Verlangen, auf das besonderer Werth gelegt wurde, ist Oesterreich nicht durchdrungen: die Aufnahme von Gesammtösterreich in den deutschen Bund ist nicht erfolgt. Diese von Oesterreich auf deutschem Boden errungenen Triumphe haben für uns einen bittern Beigeschmack. Oesterreich war gereizt worden, es machte sein unbestreitbares Recht geltend, in Deutschland den Platz wieder einzunehmen, den seine

glorreiche Geschichte und seine Macht ihm anweisen, das alles hindert aber nicht, daß sein Verfahren Wunden wieder aufgerissen hat, an denen unser Vaterland in den Revolutionskriegen beinahe verblutet wäre. Mußte Preußen, indem man alle seine Ansprüche zu nichte machte, zugleich gedemüthigt werden, konnte man nicht vermeiden, bei den süddeutschen Verbündeten Tendenzen wachzurufen, die schon einmal, als Napoleon die Lockspeise des Rheinbundes nach Deutschland hinüberwarf, die verderblichsten Folgen gehabt haben? Schon zu lange hat der deutsche Dualismus, der sich in der Handelspolitik fortsetzt, unsere Kraft gelähmt, die russische Politik verdankt ihm wunderbare Erfolge, die untere Donau, wo nach Talleyrands Wort der Schwerpunkt des europäischen Gleichgewichts liegt, ist in dem preußisch-österreichischen Streit ganz außer Gesicht gekommen, und gerade auf diesen Punkt hätte die Aufmerksamkeit gerichtet bleiben sollen. Mit größerer Befriedigung können wir auf die Erfolge Oesterreichs in Italien blicken. War in Folge der feindseligen Stimmung zwischen Oesterreich und Sardinien die Gefahr entstanden, daß der kleinere Staat sich ganz in die Hände Englands werfen, oder aber von der französischen Politik ins Schlepptau nehmen lassen würde, so hat der sardinisch-österreichische Handelsvertrag solchen Befürchtungen ein Ende gemacht. Die Durchführung des alten Plans eines österreichisch-italienischen Zollvereins, für den bei allen italienischen Staaten mit Ausnahme von Sardinien eine bessere Stimmung wie vor 1848 vorausgesetzt werden darf, störte die Besetzung Roms durch die Franzosen, und zur Zeit hat Oesterreich sein Ziel nur bei Parma und Modena erreichen können. Außerdem bestehen Verträge mit den Po-Uferstaaten über Freigebung der Schifffahrt auf diesem Flusse, eine Militärkonvention mit Toskana, ein Uebereinkommen mit dem Kirchenstaat, Toskana, Modena und Parma zu Anlegung einer italienischen Centraleisenbahn (Konvention, abgeschlossen zu Rom am 1. Mai 1851).

Eine ausgezeichnete Armee, in blutigen und sieggekrönten Feldzügen erprobt, ist die sichere Stütze, der Oesterreich den Schutz seiner gekräftigten Interessen mit vollster Zuversicht anvertrauen darf. Der Landarmee schließt sich die Kriegsmarine mit Achtung gebietendem Aufschwunge an. Im Beginn des Jahres 1848 besaß Oesterreich außer den Kanonenbooten, Penichen und andern vorzüglich zur Vertheidigung der Lagunen bestimmten kleinen Fahrzeugen 22 größtentheils ausgerüstete und vollkommen seefähige Kriegsschiffe, nämlich 4 Fregatten, 5 Korvetten, 8 Briggs, 2 Goeletten und 3 Dampfer. 1851 bildeten die Seemacht 4 Fregatten mit 178 Geschützen, 6 Korvetten mit 124, 6 Goeletten mit 66, 11 Briggs mit 152 Geschützen, 10 Dampfer mit 1248 Pferdekraft, meistens mit 60pfündigen Granatkanonen bewaffnet.

Unter der Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags (O. Fr. Goedsche) in Meißen.
Redakteur Dr. Fr. Steger. — Druck von A. G. Gato in Meißen.